Stimmen aus Maria-Laach

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Sechsundsechzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1904.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des sechsundsechzigsten Bandes.

Miszellen.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Jakob Balde.

Zum dritten Zentenar (4. Januar 1904).

Den großen Einfluß, den die Gesellschaft Jesu bald nach ihrer Gründung und später in weiterem Umfang gewann, verdankt sie nicht so sehr streitbarem Kampfesmut als vielmehr ihrer friedlich aufbauenden Wirksamkeit nach überkommenem Plan. Sie ging auf den Geist der Zeit, soweit es überhaupt statthaft war, mit ganzer Seele ein. Wie sie in der Philosophie und Theologie die Pfade der Scholastik mit Eifer verfolgte, so schloß sie sich auch in den Mittelschulen dem Lehrplan des Humanismus mit Begeisterung an. Der höheren Kunst im Geiste der Zeit stand sie ebensowenig feindlich gegenüber. Recht augenfällig lehrt dies die Geschichte der Architektur. Ein besonderer „Jesuitenstil" wurde weder eingeführt noch angestrebt. Es ist wohl wahr, was noch v. Bezold schreibt: „Einen lebhafteren Aufschwung nahm der Kirchenbau (des 16. Jahrhunderts) erst mit den großen Kirchen der Jesuiten, etwa von 1580 an. Die Jesuiten sind es auch, welche die Renaissance im Kirchenbau zu allgemeinerer Geltung gebracht haben." [1] Allein derselbe Gelehrte fügt bei, daß gemeinsame Merkmale, welche einen neuen Stil kennzeichnen könnten, sich in den so verschiedenen Kirchen des Ordens nicht nachweisen lassen; „nur eines haben sie gemein: sie sind niemals kleinlich". Vielleicht ließe sich auch dies letzte großenteils auf die Rechnung der hohen Gönner schreiben, und es bliebe den Jesuiten mit größerer Wahrscheinlichkeit nur das, was am Bau der Kirchen und in deren Ausstattung zu dem unmittelbaren Zweck des Gottesdienstes in wirksamer Beziehung stand. Was zweckdienlich war, wurde fest im Auge behalten; daher die verhältnismäßige Weiträumigkeit, Helligkeit und Pracht der Jesuitenkirchen, während im übrigen der Stil sich nach dem Geschmack der Zeit oder der Gegend und nach den Umständen richtete.

[1] Die Baukunst der Renaissance in Deutschland, Stuttg. 1900, 129.

Nicht anders verhält es sich nun mit derjenigen Kunst, welche sich näher an die Schule anschließt, nämlich mit der Poesie. An und für sich strebt der Orden nicht nach den Lorbeeren der Dichtung, das liegt seiner durchaus praktischen Richtung fern. Aber die Schule, die er sich überall gern anvertrauen ließ, forderte eine gründliche Beschäftigung gerade mit dem Besten auf dem Gebiete der Literatur, insbesondere der poetischen, und wenn auch die Ausbildung der dichterischen Anlagen durchaus nicht in erster Linie beabsichtigt wurde, so konnte es doch unter günstigen Umständen nicht ausbleiben, daß begabte Naturen sich gerade in den Schulen der Jesuiten durch die mit Begeisterung empfohlenen klassischen Muster auch zum selbständigen Schaffen angeregt fühlten. Gelegenheit und Einladung dazu boten die in damaliger Zeit beliebten metrischen Übungen, die zahlreichen Versuche in Epigrammen, Festtagsgedichten, ernsten und heitern Bühnenstücken, mit denen man der Jahresarbeit der Zöglinge Abwechslung und Schwung zu verleihen, die Feste auszuzeichnen oder die Dankbarkeit gegen Gönner und Freunde an den Tag zu legen suchte. Die große Masse solcher Arbeiten konnte auf eine höhere literarische Bedeutung keinen Anspruch erheben; das lag auch ganz sicher nicht in der Absicht derer, welche die Studien leiteten. Nichtsdestoweniger ist es nicht zu verwundern, wenn teils aus den Jesuitenschulen einige sehr bedeutende Dichter hervorgingen, teils im Schoße des Ordens selbst sich mehrere weit über das Mittelmaß der künstlerischen Leistung erhoben. Daß dies mit anerkennenswerten Ausnahmen (man denke an Fr. Spee) nicht der vaterländischen bzw. deutschen Literatur zu gute kam, ist vielleicht zu bedauern, aber aus dem herrschenden Gebrauch der Zeit, der damaligen Unvollkommenheit der Landessprache und andern Umständen leicht zu erklären. Wie dem aber auch sein mag, es bleibt sehr erfreulich, daß neben andern, nicht zu verachtenden Neulateinern auch zwei hochgeschätzte Dichter zu verzeichnen sind, nämlich der Pole Sarbiewski und der Deutsche Jakob Balde. Daß wir dem letzteren hier eine kurze Betrachtung widmen, dazu bietet die 300jährige Gedächtnisfeier seiner Geburt den willkommenen Anlaß.

Man hat sonst gewöhnlich 1603 als das Geburtsjahr des Dichters angesetzt; erst Westermayer hat aus dem Taufregister nachgewiesen, daß das richtige Datum der 4. Januar 1604 ist [1]. Die Familie der Balde

[1] Jakobus Balde, sein Leben und seine Werke, München 1868, 266. Balde selbst rechnet in der Vorrede zum „Antagathyrsus" mit 1603, und daran hielt sich auch die Überlieferung des Ordens, bereits die Lebensskizze im Jahres-

genoß in der freien Reichsstadt Ensisheim, der Hauptstadt der vorderösterreichischen Lande, ein bedeutendes Ansehen; sie stand in Diensten der kaiserlichen Kanzlei und der Landgrafen, von denen Erzherzog Maximilian das Elsaß mit besonderem Glück regierte und das eben damals befestigte Ensisheim zu hoher Blüte erhob. Hugo Balde, der selbst Kammer- und Gerichtssekretär war, ließ seinem zweitältesten Sohn Jakob eine sorgfältige Erziehung angedeihen, die ihm unter anderem eine gewisse Fertigkeit in der Muttersprache, dem „Kanzleideutsch", vermittelte. Doch wurde der Knabe bald auf einige Jahre zu der Grenzfeste Belfort geschickt, um den hier gesprochenen burgundischen Dialekt des Französischen zu erlernen, der für einen elsässischen Beamten unentbehrlich schien. Im Jahre 1615 wurde inzwischen die Ensisheimer Lateinschule Jesuiten aus Freiburg und München übertragen, und einige Zeit danach kam der zurückgerufene hoffnungsvolle Student ebenfalls unter den Einfluß dieser Erzieher und Lehrer. Man sieht, die Umstände waren seiner Entwicklung günstig: eine angesehene, nicht unbegüterte und dazu ganz christliche Familie, das heimatliche, schöne Elsaß, das er auf zwei ebenso bedeutenden als schönen Punkten kennen lernte, eine vielseitige Anregung, sich nützliche Kenntnisse zu verschaffen, endlich die wohlvermittelte Beziehung zum öffentlichen Leben, die frühzeitig Kaiser und Reich in seinen Gesichtskreis rückte. Eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit des Charakters und reiche Begabung des Geistes und Herzens hatte ihm die Natur mitgegeben.

Mit 16 Jahren schloß er seine humanistischen und rhetorischen Studien vorläufig ab, und da die politischen Verhältnisse eine Entfernung aus dem beunruhigten Elsaß rätlich erscheinen ließen, so siedelte er zum Studium der Philosophie nach Bayern über. Unvergeßlich blieb ihm übrigens die liebe Heimat, die er den „Smaragd des Erdenringes" nannte. Vor seiner Abreise durfte er noch einen Besuch auf der Messe jener Stadt machen, „die, umblüht von paradiesischen Gärten, den edeln und köstlichen Namen vom Silber nahm" (Argentoratum, Straßburg). Aus der 19. Satire ersieht man die Freude, mit welcher der Student von dem Getriebe der Handelsstadt Kenntnis nahm; er erzählt nebenher von sich

berichte gleich nach seinem Tode. Der Monatstag wird hier richtig gegeben, und auch die scheinbar widersprechende Angabe des Dichters Od. 1, 34 beweist nicht durchschlagend, daß er in dieser Beziehung irrte. Die Veränderung des Kalenders kann zur Lösung des Widerspruchs wohl nicht angerufen werden. Die Angabe des Taufregisters bestätigt uns neuerdings der hochwürdige Pfarrer von Ensisheim.

das bezeichnende Geschichtchen, daß er eine in jugendlichem Übermut befragte Wahrsagerin, als sie ihm der Narreteien zu viel sagte, mit einer patschenden Maulschelle lohnte. Er scheint eigentlich die unfern Straßburg gelegene Universität Molsheim haben beziehen zu wollen oder bereits bezogen zu haben, bevor er die Notwendigkeit erkannte, von der Heimat zu scheiden. Von den poetischen Versuchen der Jugend, die anscheinend ziemlich zahlreich waren, ist wohl nur das „Lob auf die Martinsgans" nach seinem Tode gedruckt worden (als Anhang des 5. Buches der „Wälder").

Die mit einem Jesuitenkollegium verbundene Universität Ingolstadt, die auf der Höhe ihres Ruhmes stand, gab dem Jüngling wieder ganz neue wissenschaftliche und gesellige Anregung. In drei Jahren erwarb er sich die Doktorwürde der Philosophie und der schönen Künste und ging dann nach dem Wunsch des Vaters zur Rechtswissenschaft über. Die Poesie hatte unterdessen nicht gefeiert; für seinen Charakter ist es bezeichnend, wenn er gemäß der von ihm selbst (Od. 3, 32) entworfenen Schilderung der witzigen und beißenden Satire einen ungebührlichen Raum gestattete. Zugleich wird er aber als beliebter Gesellschafter und heiterer Musensohn seinen Freunden manches andere Lied zum Klang der Saiten gesungen haben. Ein unerwidertes Ständchen, das er eines späten Abends mit mehreren seiner Genossen brachte, entschied seltsamerweise seinen Abschied von der Welt. „Satt bin ich des Spiels, zertrümmert die Laute!" rief er aus, indem er sein Instrument an der Mauer des Klosters zerschlug, in welchem eben um die Mitternachtsstunde der heilige Psalmengesang erwachte. Es war keine nur augenblickliche Gemütserregung, die ihn am folgenden Morgen die Aufnahme in das Noviziat der Jesuiten nachsuchen ließ; und so wenig Vertrauen er zuerst fand, er kam wieder und wieder mit seiner Bitte, bis sie gewährt wurde. Er hat sein Wort: Cantatum satis est, frangito barbiton! in der Weise eingelöst, daß er die weltliche Laute mit der heiligen vertauschte. Der Übergang von der Welt zum Orden war übrigens bei ihm schon wegen seiner Erziehung nicht so unvermittelt; auch hatte er sich während seiner akademischen Laufbahn der marianischen Kongregation in Ingolstadt angeschlossen.

Dem Orden gehörte er an von seinem Eintritte, 10. Juli 1624, bis zu seinem Tode, 9. August 1668. Sein Leben ist an äußeren Ereignissen nicht reich. Nach den Jahresverzeichnissen[1] brachte er zwei Jahre als

[1] Manche der folgenden, aus gleichzeitigen Berichten über den Dichter sowie aus gelegentlichen Bemerkungen in dem Briefwechsel der deutschen und römischen

Novize zu Ingolstadt, zwei als Lehrer der Grammatik und Humanität zu München und zwei weitere als Professor der Rhetorik in Innsbruck zu. Dann rief man den Scholastiker zum Studium der Theologie wieder nach Ingolstadt; im vierten Jahre war er Priester und machte darauf sein drittes Probejahr. Die folgenden zwei Jahre verlebte er wieder als Lehrer der Beredsamkeit, im zweiten Jahre zugleich als ständiger Prediger in Ingolstadt. Er hatte offenbar die Gabe des Wortes, da er alsbald Prediger in der Hauptstadt München und nach zwei Jahren kurfürstlicher Hofprediger wurde. Er verwaltete dieses Amt im zweiten Jahre, als ihn seine Oberen (31. Juli 1640) zur feierlichen Ordensprofession zuließen.

Bald darauf übertrug ihm sein hoher Gönner, anfangs nebenher, dann ausschließlich das Amt eines bayrischen Historiographen. Während der langen Zeit von acht Jahren seufzte er unter dieser drückenden Bürde, die er nicht abzuschütteln wagte. Eine objektive Geschichtschreibung war unter den obwaltenden Umständen eine kaum zu leistende Aufgabe; man konnte überzeugt sein, weder in Bayern noch anderswo zu befriedigen; einem religiösen Orden aber durfte man es am wenigsten zumuten, sich in die politischen Händel zu mischen. Balde wußte, daß schon eine Reihe von Geschichtschreibern, meist aus dem Kreise der eigenen Mitbrüder, an der Klippe gescheitert waren, und da die „Reichsacht gegen Donauwörth“, die er probeweise behandelte, ihm klar machte, welch peinliche Zensur der Kurfürst zu üben gedachte, beschloß er aus Wahrheitsliebe, seinen Herrn, so lange es gelingen wollte, hinzuhalten und eine Lösung der Frage von der Zukunft zu erwarten. Jahre vergingen, und nichts geschah — der Historiograph schrieb Verse, aber nichts anderes, oder gab doch nichts ans Licht. Es wurde endlich am Hof eine sprichwörtliche Redensart: „Man wird warten müssen wie auf die Geschichte Bayerns.“ Als dann die Geduld des Kurfürsten ermüdete, wurde Balde von einem andern Jesuiten abgelöst und selbst nach Landshut zur Leitung der marianischen Sodalität abberufen. Hier wirkte er zwei Jahre, worauf er Herbst 1651 für immer dem Kolleg von Neuburg zugeschrieben wurde. Noch sechs Jahre verwaltete er daselbst das Amt eines Predigers; von diesem enthoben, beschäftigte er sich als Beichtvater und auf andere Weise in der Seelsorge.

Oberen geschöpften Notizen verdanken wir der gütigen Vermittlung des P. J. B. van Meurs S. J. Das reichhaltige Buch von Westermayer ist bereits genannt worden. Vgl. auch J. Balde. Par P. Mury et C. Sommervogel. Strasbourg 1901.

Seine letzten Lebenstage gereichten, wie der kurze Nachruf der Jahresberichte meldet, allen zu großer Erbauung. Er verlegte sich ganz auf den vertrauten Umgang mit Gott und zog sich gern von den Menschen zurück, um Herz und Gemüt vor dem Herrn auszugießen. Auch als hektische Körperschwäche es ihm aufs äußerste erschwerte, schleppte er sich noch an den Altar; seit aber die Füße ihn beim heiligen Opfer nicht mehr tragen wollten, wohnte er täglich zwei Messen knieend bei, so daß er das Staunen der übrigen Anwesenden erregte. Auf das Totenbett hingestreckt, widmete er noch zwei ganze Tage der einsamen Betrachtung der Ewigkeit. Schon früher hatte er mit besonderem Vertrauen gesagt, er lebe der Hoffnung, daß Maria ihm als gute Mutter im Tode beistehen werde. Er war denn auch jetzt der frohesten Hoffnung, und so wird sich an ihm erfüllt haben, was er in dem schönen Weihegebet um einen guten Tod (Od. 4, 49) von Maria erfleht[1]:

„Du Hehre, meines Lebens Hort und zweite Hoffnung,
Der früh ich mich zum Dienst, wie all das meine, weihte,
Gib, eh' der Tod ruft und mein Aug' der Engel schließet,
Gib doch mir heilige, leidfrohe Reuetränen,
Und woll' ins fernste Meer all meine Schuld versenken.
Dann schneide du, o Jungfrau, ab den Lebensfaden,
Schneid' ab mit zarter Hand, was dir gehört zu eigen.
Hier mein Gelübde: So begehr' ich, daß mein Leben
Aus tiefster Herzensurn' ins ew'ge Meer entströme!
So walte du, so mach den Pfad des schwarzen Todes
In deiner Huld mir gangbar! Sieh, nichts andres weih' ich:
Persönlich knie ich nieder und empfang' die Binde,
Ich schling' sie selbst ums Haupt und fall' im Schmuck des Lorbeers
Vor dem Altar, ein deiner Ehr' geweihtes Opfer."

Baldes Lebenswerk ging selbstverständlich nicht in seiner Poesie auf, und wir dürfen überzeugt sein, daß die zwölfjährige Wirksamkeit als Verkündiger des Wortes Gottes und die sechsjährige als Lehrer in den Ordensschulen, die zweijährige oder längere in der Kongregation und andere Arbeiten in der Seelsorge dem Sterbenden mehr Trost gewährten als all seine Gedichte. Er müßte denn nicht den echten Geist seines Ordens gehabt haben. Äußerten sich doch ohnehin bisweilen unter seinen Mitbrüdern

---

[1] Wir geben die Ode mit ein paar Kürzungen wieder. Die Anspielungen auf antike, uns längst fremd gewordene Anschauungen wären in der Übersetzung nur störend; für den Dichter sind es indes nicht bloß Fäden, die er aus der humanistischen Schule nachschleppt, sie dienen den Gedichten als klassischer Einschlag bei seinem gelehrten Leserkreis zur Empfehlung.

Bedenken, die in Rom selbst ihr Echo fanden, über eine das rechte Maß überschreitende Bevorzugung der Kunst durch unsern Dichter. In der Tat finden sich einzelne Jahre, in denen die Kataloge ihm kein regelrechtes Amt zuweisen. Den vom Orden bestellten Zensoren waren seine neuen Bücher mehrfach wenig willkommen, obschon er seinerseits, wie der Nachruf ausdrücklich bemerkt, über solchen Widerspruch die Ruhe nicht verlor und immer bereit war, „mit dem Schwamm über die bekrittelten Stellen zu fahren". Tat der Dichter aber in Wirklichkeit zuviel in dem Fache, auf das ihn eine ungewöhnliche Naturanlage hindrängte, so lag eine entsprechende Buße wohl gerade in den ihm dadurch geschaffenen Schwierigkeiten. Das gilt besonders von der Zeit, da er als Historiograph manche unliebsame Kritik, als ob das Versemachen ihn seine Pflicht versäumen lasse, schweigend hinnehmen mußte.

Der Nachwelt wird es leichter, zu ermessen, wieviel er durch die Kinder seiner Muse das Ansehen seines Ordens und mittelbar auch dessen Wirksamkeit förderte. Der Nachruf darf berichten, daß der Dichter „in Belgien, Frankreich, Italien und Deutschland hohes Ansehen genieße", daß sogar Andersgläubige ihm in gedruckten Büchern den Namen des „deutschen Horaz" beigelegt, und daß die Ratsherren von Nürnberg sich um den Besitz seiner Feder gestritten hätten.

Wir brauchen demnach zur Würdigung der poetischen Leistungen Baldes gar nicht einmal daran zu erinnern, daß die Ausbeutung jeder Gottesgabe auch Gottes Ehre fördert, wie der Gesang des Vogels den Schöpfer ehrt, der ihm die Stimme zum Singen gegeben. Aber auf die Beschaffenheit jener Leistungen müssen wir noch etwas eingehen. Wir dürfen sie mit Grund als eine Fortsetzung und Ergänzung seiner frühesten Lehrtätigkeit betrachten. Oder war er etwa weniger Förderer der feinen Geistesbildung, als er klassisch vollendete Gedichte nicht nur wenigen Schülern, sondern allen Gebildeten und Studierenden darbot? Mit attischer Feinheit, die er Horaz abgelauscht, behandelt er schon die alltäglichsten Stoffe. Da hält er einmal (Od. 3, 43) vertrauliche Zwiesprache mit seinem Zeisig, der es wagen darf, ihm beim Schreiben in den Finger zu picken und als neckische Sirene ihm in den Gesang zu fallen, der dann im Wasser sich pudelt und putzt und auf seinem Köpfchen die Leier auffrischt, um sich alsbald im Rohr so lustig zu tummeln, daß die ganze Frisur wieder daraufgeht. Ein Hirsenkorn und ein dichterischer Segenswunsch für die Seligkeit im Vogelhimmel wird ihm zum Lohn. Ein andermal verflucht

der Dichter in artigen Segenswünschen einen Gegner, der an seinen Versen genörgelt, und schließt:

„Ist's jetzt genug, erbebt vom Fluch nicht schon dein wundes Herz?
So mach dich fort an bessern Ort, fahr glücklich himmelwärts!
Sonst häuft mein Mut dir lindre Glut aufs Haupt zu größrem Schmerz!“ (Epod. 2.)

Wie viele Gedichte voll romantischer Lust und harmlosen Scherzes hat er uns nicht hinterlassen! Mit dem feinen, edeln Ton verbindet sich die spielende Gewandtheit in allen horazischen und vielen andern Metren; trotz der überraschenden Knappheit der Sprache und der Fülle einzelner Gedanken fügt sich jedes Wort wie von selbst in die goldene Fessel des Verses. Da findet auch ein gereifter Stilist zu lernen. Man nehme dazu die erstaunliche Beweglichkeit der poetischen Phantasie sowie den bunten Reichtum der Stoffe, und man wird gestehen müssen, daß der ehemalige Professor der Poesie und Rhetorik nicht aufgehört hat, die edle Geistesbildung durch das lebendige Beispiel zu fördern. Er selbst betonte aber in der Abhandlung über die Dichtkunst, welche man ihm abnötigte: „Die Regel führt 'nen langen Weg, das Beispiel zeigt 'nen kürz'ren Steg!“

Es wäre die reine Freude am Schönen, die aus Baldes Dichtungen spricht, die nichts gemein hat mit sinnlicher Tändelei — man vergleiche die Oden über die von so vielen vergötterte Liebe (1, 7; 3, 14; 4, 22) —, schon an sich geeignet, auch einen veredelnden Einfluß auf den Leser zu üben. Wir werden aber mit Balde selbst urteilen, daß dies einem Sänger im Priester- und Ordensgewande nicht genügen durfte. Er konnte aber auch — um auf des jungen Dichters politische Poesie überzugehen — bei seinem erregbaren Gemüte den großen Zeitereignissen, mit denen er von Jugend auf, insbesondere aber durch die vertraute Beziehung zu dem bayrischen Herrscherhause und (in Neuburg) zu dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm zur Genüge bekannt wurde, nicht gleichgültig gegenüberstehen; er mußte durch sein bald überall beachtetes Wort auf die christliche Anschauung von den Weltereignissen einzuwirken suchen. Daher die lange Reihe seiner mehr oder minder politischen Oden, die sich auf einem religiösen Hintergrunde abheben. Lassen wir es dahingestellt sein, ob etwa eine ligistische Färbung diese oder jene Härte in sein Zeitgemälde hineingetragen hat; wer wird ihm den derben Ton, mit dem er triumphierend von dem Tode Wallensteins berichtet (Od. 2, 13), oder die Schärfe, mit der er die zögernde Langsamkeit des römischen Kaisers (des „Adrast“-Tatenlos) zu schleunigster Hilfe stachelt (Od. 3, 13):

„Bis da vom Hof die Befehle gelangen hinab,
Während wir Fabier sind, doch nur halbe,
Und uns die Zeit über Wein und Rosen und Salbe
Hingeht, öffnet sich gähnend für Deutschland das Grab!"

wer wird ihm solche Worte allzusehr verübeln? Kennt er doch für seine Bayern auch keine Schonung:

„Wer hat den Mut, mit dem Schwerte zu ahnden unsre Verluste?
Sicherlich nicht, der am Faß und im Dunste der schäumenden Flasche
Oder gesalbt hinter Knödeln hockt, nicht vom Fleck zu bewegen,
Wenn nur Humpen und Schinken und Ceres' Naß nicht versagen,
In bildprunkendem Glas und in kröpfiger Kanne der Bierwein." (Od. 1, 37.)

Heißt das nicht mit echt bayrischer Kraft die Wahrheit sagen? Das starke Vaterlandsgefühl leiht dem Dichter auch in Latiums Idiom die derben Worte des Zorns und der Rüge. Wiederum wendet sich sein Mahnwort an Andreas Alcimus (etwa: Mannhart Kraft), nämlich seinen lieben Deutschen, um ihm in der Allegorie vom trojanischen Roß die nahe Gefahr zu zeigen:

„Ja, so ist's, wir suchen das eigne Verderben
Mit Geld und mit Kampf und Gefahr zu erwerben. . . .
Wir hegen am Busen den Feind, ja den Schweden;
Nach Deutschland kam, von uns selbst gebeten,
Der König und hat das Land zertreten;
O wie herrlich der Tod von der Hand des Schweden!"

Im „Schachspiel" läßt er die Hauptspieler der großen Tragödie, in der Deutschland Ehre und Gut verspielte, auftreten und führt das Spiel bis zum Schachmatt durch:

„Was blättern lange wir in dicken Folianten,
Bis Sokrates', des großen, Träume wir erkannten?
Die ernste Wahrheit in dem tollen Weltenlauf
Rollt sich auf einem schmalen Brette auf."

Das Zeitbild erweitert sich am Schluß:

„An einem Fleck liegt des Spieles Tand,
Wo Feldherrn man und Knappen fand.
Die Schachtel sammelt da im Vereine
Die Gemmen und die Kieselsteine,
Den Karst und das Zepter in goldenem Scheine.
Wenn groß als Sieger, klein bist du als Staub;
Verlorst du die Ehr', es ist kein Raub —
All' ruhn im Grabe vergessen schier —
Ein Spiel ist das Leben, ein Spiel sind wir."

Der Ton stiller Ergebung, wie er aus dieser Ode spricht, ist wohl eine Folge fortgesetzter Schicksalsschläge. Denn ganz anders, fast sinnverwirrend wirkte auf Balde die Nachricht von der Einnahme Breisachs (Od. 1, 38).

Wie schmerzte es den Dichter, daß der Deutsche nicht lieber gegen den Erbfeind der Christenheit sein Schwert zückte! Eine große Zahl von Gedichten beschäftigen sich mit den Türken und der Türkengefahr, die nur wächst durch die innere Zwietracht (Od. 4, 37 ff 44; Epod. 1 usw.). Die Helden Skanderbeg, Juan d'Austria und Hunyady werden in besondern Oden als Vorkämpfer der Christenheit gefeiert (Od. 1, 39 ff). Aber in der Zeit des Dichters war die Eintracht und damit die Stärke des Vaterlandes nicht wieder zu gewinnen. Es blieb nur übrig, in die ergreifenden Klagelieder Jeremiä einzustimmen; der Dichter widmet diesen letzten Tribut seinem Vaterlande in den fünf Oden oder Elegien des vierten Buches der „Lyrischen Wälder".

Überall hört man in solchen Gesängen den Mann reden, dessen Herz von heiliger Vaterlandsliebe glüht. So kam er denn auch mitten unter den Leiden des großen Krieges darauf, eine Art Bußorden, natürlich mit ganz sonderbaren Statuten, zu gründen, um, wie er sagt, „aus der Not eine Tugend zu machen"; er selbst glaubt damit „das Seinige getan zu haben". Die „Gesellschaft der Magern" oder der „dürre Orden" war eine ebenso ernsthafte als launige Erfindung, eine der strengsten Mäßigkeit dargebrachte Huldigung. Nur ein Balde konnte bewirken, daß derselben Herzog Albert mit zwei Prinzen und viele hochstehende Männer beitraten und selbst Protestanten, z. B. der Dichter Caldenbach, ihm in einer eigenen Ode hohes Lob spendeten. Ein Ausschuß dieser Gesellschaft war der „Bund der Stoiker", welche mit besonderem Eifer den Starkmut des Willens allen Schicksalsschlägen als Bollwerk entgegenstellten. Die Übertreibungen einiger Mitglieder begegneten der verdienten Ironie und Satire des Dichters, der im übrigen in herrlichen Denksprüchen die wahren Grundsätze des Systems verewigte. Eine ganze Zahl gedankentiefer Oden befassen sich mit der Lehre der Stoa. Das Thema der Magerkeit aber oder der heiligen Dürrheit behandelte er nicht nur in einzelnen recht drolligen Gedichten (Od. 1, 34; 3, 9), sondern das Für und Wider des Themas wurde auf breitester Grundlage in zwei poetischen Büchern dargelegt. Scherz, Satire und Lehrweisheit spielen hier ineinander.

Streifen wir mit einem Worte noch die Gedichte verwandter Art. In dem „Frosch-Mäusekrieg" ließ der Dichter (trotz einiger Anspielungen

auf den Dreißigjährigen Krieg) nur seinem Humor freien Lauf; es stimmt zu seinem ganzen Wesen, daß er von Zeit zu Zeit das Bedürfnis hatte, sich recht auszulachen. Übrigens schrieb er das Gedicht für den eignen Schulgebrauch, um die Gesetze des komischen Epos daran zu erläutern. Von der schärferen Satire dachte er sehr hoch: „Sie ist der Guten Hort, der Bösen Zaum, Freundin der Wahrheit, Feindin des Lasters, Ausrotterin der Schmeichelei, Schutzherrin der Unschuld und Dienerin der Gerechtigkeit" (in der kleinen Poetik). Wir haben noch ein eigenes Buch von 22 Baldeschen Satiren, die er „Preis der Heilkunde" betitelte und zur Freude der „verständigen" Ärzte schrieb. Eine spätere Satire über den Mißbrauch des Tabaks begegnete, wie gemeldet wird, großem Widerspruch der Zensoren, kam aber doch verbessert ans Licht. Balde war, sobald er einmal derb sein wollte, nicht immer maßvoll, und unserem Geschmacke sagt z. B. selbst die satirische Ode gegen das bayrische Bier und den Katarrh wenig zu; aus letzterer hier ein paar Strophen:

„Was fällst du Dichter, die nichts verbrochen, an,
Du Stimmenräuber? — Sind wir nicht hager ganz
Und Göttersöhne; nichts blieb schuldig
Fallendem Regen und Reif und Frösten,

Wer nur mit Not sein schmächtiges Beingerüst
Zusammenkittet. Nein, bei den Fetten such'
Des Ostens Husten und des Schleimsturms
Triefendes Übel sich sein Opfer."

Was die eigentlich lehrhaften Gedichte Baldes anlangt, so verdienen sie meist uneingeschränktes Lob, nicht nur wegen der köstlichen Weisheit, die sie aussprechen, sondern auch wegen des einfachen, knappen und treffenden Ausdrucks. Greifen wir eine Probe aus einer großen Zahl heraus. Am Tage, da Balde in München sich durch die letzten Gelübde auf das engste an Gott und den Orden band, strömte er die Gefühle seines Innern in folgenden Versen aus (Od. 4, 48):

Sonnenblume oder des Menschenherzens Hinwendung zu Gott.

„Also bin ich nun ganz an den Wink des Einen gebunden,
Und die Entscheidung fiel!
Alles gab ich anheim dem göttlichen Willen: mein Trost ist,
Daß mir nichts mehr verblieb.
Wenn er befiehlt, so führ' ich den Pflug durch das libysche Sandmeer
Über des Kaukasus Höh'n.
Wenn er befiehlt, so tauch' ins ionische Meer ich das Ruder
Oder in Karpathus' Flut.

Schaue, wer will, mit Bedenken auf Taucher und Möwen der Wasser,
Frage die Vögel am Strand,
Was wohl der tückische Sturm in Lüften drohe, den Neumond,
Was er wohl braue für heut:
Ob er mit fahlem Gesicht an Wetter und Winde gemahne
Oder erstrahle zum Heil,
Schlummere oder mit Wut den ebbenden Ozean peitsche,
Daß er von neuem erbraust.
Wenn mich sendet der Herr, wird Orion die Reise nicht hindern,
Dräuend im Regengewölk;
Mag er mit seinem Schwerte des Schiffes Boden durchlochen —
Sicher trägt mich ein Brett!
Ja, auch nach Sonnenjahren bemess' ich nimmer mein Leben,
Daß mich regierte ihr Strahl.
Jene Sonne, die schönste von allen, die größte von allen,
Welche die kleine erschuf,
Sagt allwaltend die Stunden mir an; hoch über den Himmeln
Steht sie, ein leuchtendes Ziel.
Dahin entsendet mein Bogen die Sehnsuchtspfeile des Erzes,
Bis ich den Köcher erschöpft.
Sicherer nur, je ferner es steht, und mitten ins Schwarze
Treff' ich das einzige Ziel."

Die warme Begeisterung für die auswärtigen Missionen, für das auf Gott allein angewiesene apostolische Leben, welche so schöne Worte eingegeben, spricht auch wie triumphierend aus dem Preislied, das er seinem Orden nach hundertjährigem Bestande singt (am Schluß des Buches der Epoden):

„Wo ist der Berggrat, wo ist die Wildbahn,
Die dir zu fern schien? Wo warst du Gast nicht,
Im letzten Winkel der dunklen Thule,
Der sonn'gen Peuke?
Hoch auf den Bergen, im Horst der Stürme,
Wo Wintereis schon fahler altert,
Wo Greise hausen, war deine Bahn wie
Auf glatter Eb'ne.
Es schmiegt sich alles dem Fuß der Brüder,
Die, fremd und heimisch in jedem Lande,
Den Schatz der Tugend und nichts andres
Zum Glück benöt'gen.
Ein Wink genüget, schon stößt der Kahn ab;
Man wirft ein Brett in den Schaum der Salzflut,
Auf dies sein Leben, drei Fingersbreiten
Vom Tod geschieden.
Zu den Molukken im Indermeere
Geht einer, fragt nicht nach Fichtenkielen;
Aus der Mäotis trinkt dort ein andrer,
Vom Inn geht's zum Taurus.

Man schlägt das Ruder in jede Meerflut,
Man spannt die Segel in jeden Wind aus,
In allen Welten bläht schon der Süd sie,
Blähn Ost und West sie. . . ."

Aus vollem Priesterherzen singt der Dichter auch von der Macht der göttlichen Gnade (Od. 4, 24); fein und treffend führt er (Od. 2, 21) aus, wie die Gemütsbewegungen auf der Leier unseres Herzens spielen; wiederholt lehrt er mit Gründen der Vernunft und des Glaubens, wie wenig man zum glücklichen Leben brauche, wie hoch und frei man sich über alle menschlichen Dinge erheben könne, wenn man im eigenen Herzen nicht arm sei.

Die Helden der Tugend finden in Balde einen begeisterten Herold. Von großen Männern, wie Thomas Morus, Ignatius, Tilly und so vielen andern, zu schweigen, widmet er auch schwachen Jungfrauen, die in den Wirren des Krieges sich als Heldinnen der Keuschheit bewiesen, mehrere Oden. Wir wollen hier zur Probe einer besondern, noch nicht erwähnten Stilgattung die 26. der Elegien, die er auf die unglückliche Maria Stuart dichtete, übersetzen:

Nicht blut'gem Schwerte fiel,
Nicht ird'schem Recht ihr Geist.
Er siegt im Tode noch,
Lebt über Wolken hoch,
Der Rache unerreicht,
Der Leib ward nur zu Staub.
Schlag', Britin, Wunden nur,
Ersätt'ge dich am Blut:
Der heil'gen Urne raubst
Du nimmer ihren Ruhm.
Geh, stürze nur ins Grab
Ohn' Ordnung ihr Gebein:
Es steht die Schottin doch
Noch siegreich überm Grab.
Sie fiel, blieb liegen nicht;
Steht sie einst wieder auf,
Siehst du die Schottin wohl,
Engländrin, ohne Schuld.
Im Leben Königin, im Sterben Märtyrin,
Gleich ehrt sie Thron und Grab;
Die Gruft birgt ihr Gebein,
Die Welt singt laut ihr Lob;
Und schwiege diese selbst,
Der Marmor redete!
Daß mit dem Leben nicht
Ihr Ruhm erschlagen würd',
Schwang von dem blut'gen Haupt
Sich dieser auf zur Höh'.
Schwing' höher, Britin, denn,
Soll treffen sie der Schlag,
Dein Schwert, schwing's himmelhoch!
Die Tugendheldin starb;
Doch unter Heil'gen nahm
Mariä Schoß sie auf.
Das königliche Grab
Braucht die Zypresse nicht,
Die Trauergräber ziert.
Kein Balsam halte fern
Verwesung ihrer Gruft:
Die Tote lebt noch fort!
Drückt keine Palm' in ihre
Gefalt'ne keusche Hand;
Denn beide Hände selbst
Sind Siegespalmen ja!

Sogar das Opfer der Tochter Jephthes verklärt sich in seinem Geiste zu einem Vorbild des Erlösungsopfers Christi; er verherrlicht es in einem Schuldrama von bedeutendem Umfang.

Es sei zu den bisher berührten Poesien eine kurze kritische Bemerkung gestattet. Der Ton der Elegien ist etwas zu rhetorisch gefärbt. Die Satiren sind zuweilen nicht einheitlich genug oder im Ausdruck minder gewählt. In den überaus zahlreichen Gelegenheits- und Preisgedichten, halb oder ganz politischer Natur, tritt die poetische Empfindung gegen die Wärme der Begeisterung zurück; überhaupt waren die meisten Stoffe, auf die der Dichter bis etwa 1637 durch die Verhältnisse gedrängt wurde, nicht geeignet, gerade die reine Lyrik zur Entfaltung kommen zu lassen; man fühlt das auch noch in späteren Dichtungen deutlich heraus.

Um nun höher aufzusteigen, kommen wir auf die Marienoden zu sprechen; sie sind vielleicht die geschätztesten der Baldeschen Dichtungen, und er selber sammelte sie in einem eigenen Bändchen. Maria hatte er sich als Sänger besonders geweiht (Od. 1, 42 u. 43). Wir sahen, wie die Kataloge ihn mehrere Jahre als Präses der marianischen Kongregation aufführen; er trat ihr aber auch in andern Jahren näher. Schon in der Theologie stand er dem Präses als Gehilfe zur Seite. Daß er später auch in München eine Kongregation leitete, ergibt sich aus Od. 2, 29. Es wäre nun seltsam, wenn ein Dichter, wenn ein Priester, von dem gerühmt wird, daß er in seinen Predigten oft auf die Gottesmutter zu sprechen kam, unter so günstigen Verhältnissen nicht zu einem Mariensänger geworden wäre. Gelegentlich kam er schon in seinen frühesten Dichtungen auf die Gottesmutter zu sprechen; später wußte er sich kaum genug zu tun. Die vielen Gnadenorte in Stadt und Land bedenkt er mit besondern Gedichten. Herrlich sind die drei Epoden, welche sich auf Alt-Ötting beziehen; wahre Perlen die Oden auf das Bild der noch jetzt erhaltenen Ehrensäule in München (2, 26 u. 3, 15). Überaus tief empfunden sind die Botschaften, die der treue Diener seiner himmlischen Herrin schickt (Silv. 2, B.) Mit großem Glücke schildert er insbesondere die Mutter mit dem göttlichen Kinde; vergl. das einzig schöne Zwiegespräch des Dichters mit einem Freunde über das Bild des gefeierten Malers Schwarz (Od. 4, 13). Balde feiert schon vor Einführung der Maiandacht am 1. Mai den Einzug Mariä in die Frühlingsnatur (Od. 4, 40), ihr singt er zum Beginn des Lenzes eine prächtige Ode auf der Münchener Au (Od. 4, 4), indem er mit den ersten Worten an eine leidenschaftliche Dichtung des Horaz erinnert.

Bemerken wir im Vorbeigehen, daß Balde mit wörtlichen Anklängen an eines seiner Hauptvorbilder fast immer uns zum Vergleich auffordert

zwischen den heidnischen und den christlichen Idealen; zu betteln hat er ja wegen seiner gewaltigen Sprachbeherrschung bei keinem. Merkwürdig ist, zumal in den Marienoden, die einem mittelalterlichen Minnesinger eigene Zartheit, ja Weichheit des Tones. Es ist bekannt, daß unser Dichter, der in der Barockzeit der Kunst lebte, nicht nur in der Sprache manchmal einen rauhen, nordischen Klang liebte und in einzelnen Wendungen die klassische Einfachheit verleugnete, sondern auch in der Sache sich Überschwenglichkeiten und Abweichungen vom guten Geschmack erlaubte, die durch die zuweilen gebrauchte Bezeichnung „Enthusiasmus“ nicht genügend entschuldigt werden. Doch ist darauf zu achten, daß die Erhabenheit des Gegenstandes hie und da eine Überschwenglichkeit der Sprache gewissermaßen forderte, und daß es anderseits dem Dichter, wenn er einen andern Ton suchte, durchaus nicht an naiver Anspruchslosigkeit und Natürlichkeit der Darstellung gebrach. Lehrhafte Stoffe, Naturbeschreibung und kindliche Andacht finden bei ihm einen ganz andern Ausdruck, als schwungvolle Betrachtungen, halbschwärmerische Vorstellungen und satirische Stimmungen, welche allerdings dem Geiste jener Kunstepoche näher verwandt waren. Als Probe des zarten, ja weichen Stiles diene die kleine Ode an die jungfräuliche Mutter (2, 18):

O Jungfrau, wie erstrahlt so ungewohnt
Dein Antlitz, wenn der Knabe rosenfarben,
An dich geschmiegt, mit Wonne Liebe lohnt!

Es klammert sich der Efeu enger nicht
Mit hundert Fingern an die Eiche,
Als ihn dein Arm und sein Arm dich umflicht.

Wie hebt er kosend sich zu dir empor
Und trinkt der Mutterliebe sanften Odem!
Du neigst die Wang' entgegenkommend vor.

Aus Gottesmund der Liebe Balsamwein
Trinkst, Stirn an Stirn und Herz an Herz gedrückt,
Du Glücklichste mit ganzer Seele ein.

Nur eine Seele Mutter hier und Sohn!
Du, Jungfrau, lebst allein in deinem Sohn!
Voll süßer Freude lebt in dir dein Sohn!

Das Muster solcher Lieder ist dem Dichter Salomons Hoheslied, in dem Braut und Bräutigam, nämlich Christus und seine Kirche, oder geradezu der Erlöser und seine Mutter die gegenseitige Liebe aussprechen (s. Od. 1, 43). Ganz mystisch und voll heiliger Liebesglut ist eine Ode (2, 12),

in der die liebentbrannte Seele ihrem himmlischen Bräutigam bis zum Berge Sion, d. h. dem himmlischen Jerusalem nacheilt. Auch hier klingen die Anfangsworte wieder an eine sehr erregte horazische Ode an, obschon der Stoff mit der ihn beseelenden Glut ganz der heiligen, inspirierten Dichtung angehört.

Balde war auch der Mann, im Tone des mystischen hl. Bonaventura die „Philomela" zu dichten, bezw. nachzudichten. Über dieses Buch schrieb der Protestant Kaspar Barläus an den Dichter: „Unter den Vögeln moduliert keiner seinen Gesang wie die Nachtigall; du aber übertriffst die Nachtigall, da du sie in weit mehreren Weisen singen lässest, als die Natur sie gelehrt." Entzückend schön ist das Triumphlied der göttlichen Liebe (Phil. 28), dessen Übersetzung sich in Baumgartners Weltliteratur IV 647 f findet. Mit Absicht klingt auch hier der Refrain an ein noch zu des Dichters Zeiten sehr gelesenes profanes Lied an (Pervigilium Veneris). Wer sehen will, wie leicht die heilige Begeisterung den Dichter durch den buntesten Wechsel klassischer Maße und das liebliche Spiel der zartesten Anmutungen trägt, lese die „Philomela".

Im Tone nahe verwandt sind die Christusoden im 2. B. der „Wälder". Solche Schöpfungen und manche andere ähnlichen Inhalts lassen es glaublich erscheinen, was gleich nach des Dichters Tode von ihnen gerühmt wurde: „Dem Ruf seiner Dichtungen war der Nutzen, den sie stifteten, gleich. Der eine gesteht, durch sie zum wahren Glauben, der Andere zur Verachtung aller irdischen Dinge geführt worden zu sein." Das ist um so erklärlicher, wenn es wahr ist, was gleich beigesetzt wird: „Er selbst dachte bei allem Beifall, den er fand und wohl kannte, sehr gering von sich und war allen in gewinnender und fröhlicher Liebe zugetan." Immer mehr vertiefte er sich in Gott, von dem er das Erhabenste, einem Dante gleich, zu singen versteht; vgl. die meisterliche Ode zur Weihnacht (3, 29). Entlehnen wir eine kurze Probe dem lyrisch dramatischen Gedichte „Arion auf der Schelde":

„Gott ist es, ja Gott, der aus lachendem Mund
Nach dem Dunkel der Nacht als Schöpfer ans Licht
Die Ströme der Zeiten ergoß.
Der da Himmel und Erd' und die Tiefen des Meers
Mit gebietendem Winke des Hauptes regiert;
Der die Pole, an die er die wuchtige Welt
Einst knüpfte, umrollt wie die Räder des Wagens,
Sie glättend mit Öl und beseelend mit Kraft.

Er leitet mit Macht den Umschwung des Alls;
Denn er wägt das Gewicht und berechnet die Zahl
Und bestimmet den Dingen das Maß.
So auch waltet er sanft und mächtig als Gott
Ob dem stürmischen Treiben des Menschengeschlechts."

Die Sehnsucht nach dem Himmel mußte im Dichter lebhaft erwachen, wenn er sich so erhabenen Betrachtungen mit poetischer Begeisterung überließ. So schließt er unter anderem das siebte Buch seiner „Wälder" mit einem langen Hymnus der Sehnsucht, der also anhebt:

„Dich besing' ich, Himmelsleben,
Süßes Leben, wahres Leben,
Das kein Alter jemals mindert,
Das der Zahn der Zeit nicht schädigt,
Das ein Quell, der nie versaget,
Vierfach strömend nährt mit Wonne.

Stadt des Friedens, Burg des Königs,
Hochzeitsmahl, von je bereitet,
Edens Garten ist dein Name.
Immer bist du sel'ges Leben,
Himmelsleben, süßes Leben,
Ganz von Honig ganz von Milch
Ganz von Freuden überströmend."

Bei einer poetischen Fahrt durch die Himmel entringt sich zuletzt dieser Seufzer seiner Brust: „O festliche Pracht, o herrlich Schauspiel auf goldener Himmelsbühne! O Vaterland, o Heimat, ist dies dein äußerer Widerschein, wie ist dann wohl dein Glanz im Innern!" (Od. 3, 1).

Balde ist ein Dichter, dessen sich die irdische Heimat mit Recht rühmen darf, dem die Geburtsstadt zur dreihundertjährigen Gedächtnisfeier ein wohlverdientes Denkmal setzt. Er ist ein ganzer Dichter, der die Form mit bewundernswerter Geschicklichkeit handhabt, der nahezu an allen Stoffen sich ohne Gefahr völligen Mißlingens versuchen darf, der aber auf dem Gebiete der Lyrik, zumal der Gedankenlyrik, das Höchste geleistet hat. Ihm steht ein umfassendes Wissen auf dem Gebiete des klassischen Altertums zu Gebote; er ist in Philosophie, Theologie und in der Kunst der Rede trefflich geschult, mit der dichterischen Literatur, soweit sie für ihn zunächst in Betracht kam, völlig vertraut. Er verfügt über einen durchdringenden Verstand, eine fast überreiche Phantasie und ein leicht erregbares Gemüt, das freilich nicht immer zu seinem vollen Rechte kommt. Die Umstände gestatteten ihm, eine ziemlich umfassende Welt- und Menschenkenntnis zu

erwerben. Seine Studien, sein Beruf und seine persönliche Frömmigkeit sicherten ihn vor großen Verirrungen und erschlossen ihm das Reich der edelsten, d. h. der religiösen Kunst.

Balde hat ja freilich seine Mängel. Er ist oft zu sehr der Gelehrte und der Rhetor, strebt Größe und Zierlichkeit an, wo Einfachheit besser am Platz wäre; er findet bei der Unruhe seiner Einbildungskraft nicht immer den gesunden, abgerundeten, plastischen Ausdruck der Gedanken. Zuweilen scheint er der Geschmacklosigkeit seiner Zeit zu huldigen und trübt nicht selten durch sonderbare Wendungen oder durch Überspringen zu entlegenen Übertragungen sogar die stilistische Reinheit der Sprache. Er hat offenbar zu rasch gearbeitet; die Zahl seiner Verse soll sich auf mehr denn 80 000 belaufen, so daß seine hochverehrten klassischen Muster in dieser Beziehung weit zurückstehen müssen. Es will uns schülerhaft vorkommen, wenn er sich, ganz im Geiste der humanistischen Zeit, ernstlich vorsetzte, in ganzen Werken oder Teilen derselben den Stil eines bestimmten Klassikers auszuprägen. Trotz alledem dürfen wir ihm einen Teil des erstrebten Ruhmes zuerkennen. Es gibt Stellen, an denen er die spielende Leichtigkeit Ovids oder die kristallhelle Darstellung Horazens oder die Würde und gedrängte Fülle Virgils zu erreichen scheint, während er alle drei an Reichtum und Tiefe der poetischen Gedanken übertrifft. Kein Wunder, daß auch Männer, von denen es kaum zu erwarten war, seinem Genius laute Anerkennung gezollt haben: Herder, Goethe, A. W. Schlegel und Orelli, ja schon unter seinen Zeitgenossen die Protestanten Barläus, Caldenbach, v. Morhof und andere, zu denen er in ganz freundschaftlicher Beziehung stand.

Herder findet, daß der Orden, dem Balde angehörte, nicht nur alle drückenden Verhältnisse fernhielt, sondern ihm vor allem in jener charakterlosen Zeit eine völlige Sicherheit und Festigkeit des Standpunktes gewährleistete, von dem aus er nicht minder in politischen, als in sittlichen und religiösen Fragen unbeirrten Blickes das Recht erkannte. Derselbe Herder bedauert aber bei Balde den Verlust der Liebe und Freundschaft infolge seines Berufes. Wir dürfen mit der Frage antworten, ob wohl die Sänger der weltlichen Liebe, von Horaz, Catull, Properz, Tibull angefangen, edlere Dichtungen geschaffen haben, als die oben kurz erwähnten unseres Dichters sind, und ob wohl bei der Mehrzahl (etwa auch bei Goethe und Schiller) die Freundschaft eine größere Rolle in der Dichtung spielt. Balde betont (Od. 1, 14), daß Liebe und Austausch von Freud' und Leid die Freund-

schaft ausmache. Sollte das im Orden fehlen, zumal in einem Orden, dessen Mitglieder oft fast wie eine Person angesehen werden? Nur die Heimlichkeit speziellster und ausschließlicher Zuneigung mag sich wenig im Orden schicken, aber gerade diese will sich auch vor der Welt nicht immer aussprechen.

Die Widmungen der einzelnen Gedichte lassen es übrigens als unzweifelhaft erscheinen, daß Balde zu vielen in wahrhaft freundschaftlicher Beziehung stand. Ein Mann, der am Vaterlande mit ganzer Seele hing, der seinem Schmerz über das endliche Schicksal seines lieben Elsaß einen so schneidenden Ausdruck lieh, hat auch die zarteren Empfindungen persönlicher Zuneigung wohl gehabt, aber sie nur mit Scheu vor die Öffentlichkeit gebracht. Es ist nicht zu verkennen, daß sein Verhältnis zu Keller (Od. 2, 50), zu Rabl (Fuscus, Sabinus, Anguilla: 4, 17 u. ö.), zu Herzog Albert dem Leuchtenberger mit seinem Sohne (Od. 3, 41 u. ö.), zu Richel, dem er das vierte Buch der „Wälder" zueignet, zu Johann Kuen, der sogar als Dichter mit unserem Dichter zusammenarbeitete, zu Herzog und Pfalzgraf Wilhelm, mit dem er in Neuburg eng verbunden war, und dem Kanzler Silbermann (Silv. 9, 8, 18) echt freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Das Versteckenspiel erdichteter Namen läßt uns manche der Freunde nicht wieder erkennen. Über die vertraute Freundschaft mit dem Kurfürsten Maximilian I. wäre eine ganze Abhandlung zu schreiben. Wie nahe müssen ihm erst manche seiner Ordensgenossen gestanden haben, von denen z. B. vier sich verbündeten, seinen „Ehrenpreis" ins Lateinische zu übertragen? So entstand die vierfache Paraphrase desselben, zu der Balde anonym eine bessere fünfte beifügte. Das ist das Werk Olympia sacra in stadio Mariano, d. h. Heiliges Wettspiel zu Ehren Mariä.

Wir werden hier an die deutschen Poesien Baldes erinnert. Wer sollte nicht wünschen, die Schätze der Baldeschen Muse wären uns im goldenen Schreine unserer schönen Muttersprache hinterlegt worden? Aber wer hätte wohl den Schrein gefertigt, so feine Gebilde der poetischen Phantasie aufzunehmen? Die Opitzschen Gedichte ermangeln gar sehr des rechten Gehaltes; Spee sammelt bescheiden wie ein Bienchen den Honig aus den nächsten Blümlein; welche deutschen Dichter der Zeit hätten die Schwingen der Muttersprache zu der Höhe Baldes emporgetragen? Eine unvollkommene Sprache, wie die deutsche damals ohne Zweifel war, leiht dem Dichter hochfliegender Gedanken nur lahme Fittiche.

Es mag zugestanden werden, daß Balde die Ausbildung in der Muttersprache, so hoch er diese auch schätzte, etwas versäumt hat; denn seine deutschen Verse sind von auffallend rauhem Klang und schreiten holperig einher; seine Sprache ist der verstümmelte mit derben Volksausdrücken versetzte bayrische Dialekt der Zeit. Sein „Ehrenpreis“ fand jedoch begeisterte Aufnahme; Westermayer schreibt: „Das fromme Lied ging bald in den Mund des Volkes über und wurde in Kirchen und Kapellen bei Marienandachten allgemein gesungen“ (Leben Baldes 136). Die Liebe zu Maria hatte ihn den einfachen herzlichen Ton treffen lassen, den das Volk auch aus dem Munde eines gelehrten Dichters gern hört. Viele dürften daher auch die Übersetzung der Oden, in denen Balde Maria feiert, freudig begrüßen; wir verweisen auf die dankenswerten Arbeiten von Schlüter und Zierler[1].

In zwei seiner allerletzten Bücher scheint Balde das ganze Werk seines Lebens noch einmal zusammenzufassen. In der Allegorie des Feldzuges alter und neuer Dichter gegen die Burg der Unwissenheit verherrlicht er noch einmal (in Prosa) die humanistischen Studien; in der „Urania Siegerin“ läßt er alle weltlichen Künste und Wissenschaften sich eingehend aussprechen und empfehlen, die gottliebende Seele aber — das ist die Urania — über all deren Herrlichkeit triumphieren. Papst Alexander lohnte die Widmung des letzteren Werkes mit einer goldenen das Brustbild des Papstes tragenden Medaille; der fromme Dichter aber beeilte sich, den kostbaren Preis der heiligen Jungfrau auf ihrem Altare darzubringen. Nun konnte auch seine Seele sich, über die irdische Welt triumphierend, zu einer besseren aufschwingen.

---

[1] C. B. Schlüter, Die Mariengesänge aus den Büchern der Oden und dem der Epoden des Jakob Balde, Paderborn 1857. P. B. Zierler O. Cap., Jakob Balde als Marienſänger, München 1897. Sehr zu empfehlen ist im übrigen das erwähnte schöne Leben von Westermayer; ebenso die „Ausgewählten Dichtungen Baldes“ von Schrott und Schleich, Münster 1870.

G. Gietmann S. J.

Die Strafrechtsreform und die kriminalistischen Schulen.

1. Trotz der Anfeindungen, denen es anfänglich ausgesetzt war, hat sich das neue Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich rasch die Sympathien der weitesten Kreise unter den Juristen und Nichtjuristen erworben. Sein Inkrafttreten gilt mit Recht als ein epochemachendes Ereignis in der deutschen Rechtsentwicklung, ein Ereignis, das nachhaltigen und wohltätigen Einfluß auf das Rechtsleben des deutschen Volkes verspricht.

Jetzt tritt eine andere wichtige Aufgabe in den Vordergrund. Es gilt, dem B.G.B. ein ebenbürtiges Strafrecht an die Seite zu stellen. Zeitungsberichten zufolge hat das Reichsjustizamt schon vor Jahresfrist zwei Kommissionen ernannt, von denen die eine den Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches, die andere den Entwurf einer neuen Strafprozeßordnung ausarbeiten soll.

War schon vorher die literarische Tätigkeit auf dem Gebiete des Strafrechts eine sehr lebhafte, so hat der genannte Beschluß des Reichsjustizamtes eine wahre Flut von Schriften zur Strafrechtsreform hervorgerufen. Fast jeder Tag bringt auf diesem Gebiete irgend welche neue literarische Erscheinungen, sei es nun in Form von Büchern und Broschüren oder in Form von Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften.

Angesichts dieser Sachlage wird gewiß unsern Lesern eine Orientierung über die augenblicklichen Bestrebungen und Tendenzen auf dem Strafrechtsgebiet erwünscht sein. In dieser Zeitschrift[1] sind zwar schon vor Jahren diese Bestrebungen kurz charakterisiert worden, inzwischen aber ist die Frage der Strafrechtsreform in ein ganz neues Stadium getreten. Diametral entgegengesetzte Richtungen suchen sich im neuen St.G.B. geltend zu machen und fordern deshalb eine eingehendere Würdigung.

2. Es könnte befremdlich erscheinen, daß man schon heute die Herstellung eines neuen St.G.B. in Angriff nehmen will. Das jetzt geltende St.G.B. für das Deutsche Reich trat am 1. Januar 1872 in Kraft, ist also kaum über 30 Jahre alt, und an und für sich ist die häufige Änderung der Gesetze oder gar eines ganzen Gesetzbuches ein Übel. Nur die Gesetze, die sich in das Volksbewußtsein eingelebt, sozusagen tiefe

---

[1] Vgl. L 361 489 ff.

Wurzeln in ihm geschlagen haben, erweisen sich als wirksam. Allzu häufiger Wechsel der Gesetze erschüttert auch das allgemeine Rechtsbewußtsein.

Und doch wird eine Reform des deutschen Strafrechts fast allgemein als notwendig anerkannt und besonders von juristischer Seite nachdrücklich gefordert. Zwei Gründe besonders sprechen für eine gründliche Reform des Strafrechts.

Einmal hat die Erfahrung gelehrt, daß das jetzt geltende St.G.B. nicht wirksam genug den Strom der Verbrechen einzudämmen vermag. Die Verbrechen nehmen jährlich zu.

Es wurden im Deutschen Reiche verurteilt[1]:

Im Jahre 1882:	329 968	Personen wegen	389 658	Verbrechen und Vergehen
„ „ 1890:	381 450	„ „	498 390	„ „ „
„ „ 1895:	454 211	„ „	550 793	„ „ „
„ „ 1901:	497 310	„ „	593 972	„ „ „

Auf 100 000 strafmündige Personen kamen:

Im Jahre 1882:	1040	Verurteilte
„ „ 1890:	1105	„
„ „ 1895:	1249	„
„ „ 1901:	1256	„

In den obigen Zahlen sind die bloßen Übertretungen, d. h. die mit Haft oder mit Geldstrafe bis zu 150 Mark bedrohten Handlungen nicht mitgezählt, auch nicht die Vergehen gegen die Landesgesetze und die von Militärgerichten erledigten Strafsachen sowie die Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Erhebung von öffentlichen Abgaben und Gefällen.

Die Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze sind demnach sowohl absolut als relativ in stetiger Zunahme begriffen. Wenn es nun auch unrichtig wäre, diese Erscheinung an erster Stelle dem bestehenden Strafrecht zuzuschreiben, so läßt sie doch auf Mängel und Lücken desselben schließen.

Und diese Mängel und Lücken sind der zweite Grund, um dessentwillen eine durchgreifende Reform des Strafrechts nötig erscheint und der 26. Juristentag zu Berlin (September 1902) einstimmig eine Revision des St.G.B. verlangte. Sie hängen schon mit der Eile zusammen, mit der das jetzige St.G.B. zu stande kam. Dasselbe wurde vom Nord-

---

[1] Vgl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. 20. Jahrg. (1903), 206.

deutschen Bunde herübergenommen und ist im wesentlichen nur eine Neuauflage des preußischen St.G.B. vom Jahre 1851, welches selbst das meiste dem französischen Code pénal entlehnt hatte. Hierzu kommt, daß die neu geschaffenen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse ganz neue Anforderungen an das Strafrecht stellen. Es darf uns deshalb nicht wundern, daß man sich seither genötigt sah, durch zahlreiche Zusätze und Nachträge den Mängeln des geltenden St.G.B. abzuhelfen. Zahlreiche Paragraphen desselben entsprechen auch heute weder in Bezug auf das Maß noch in Bezug auf die Art der Strafe den Anschauungen der weitesten Kreise. So z. B. zieht sich durch das ganze jetzt bestehende Strafrecht eine unverhältnismäßige Überschätzung des Vermögens im Vergleich zu den persönlichen und idealen Gütern. Wohl wird der Versuch der Sachbeschädigung, aber nicht der der Freiheitsberaubung, der Verführung und des Ehebruchs bestraft. Diebstähle erscheinen strafbarer als manche Vergehen wider das Leben. Am 5. Dezember 1875 klagte Fürst Bismarck im Reichstag, daß „das Geld im Gesetzgebungstarif höher angeschlagen werde als die gesunden Knochen". Die Bestrafung des Duells ist völlig ungenügend und ebenso die der Vergehen gegen die Religion.

3. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die beabsichtigte Herstellung eines neuen St.G.B. ein Ereignis von der größten Tragweite ist. Ist schon die Schaffung eines solchen an sich eine Maßregel von der tiefgehendsten Bedeutung, so kommt heute ein Umstand hinzu, der derselben eine besondere Wichtigkeit verleiht. Es machen sich nämlich gegenwärtig auf dem Gebiete des Strafrechts grundverschiedene, sich vielfach diametral widersprechende Anschauungen geltend, die alle auf die Gestaltung des in Aussicht stehenden St.G.B. Einfluß zu gewinnen suchen.

Bei Erlaß aller bisherigen europäischen Strafgesetzbücher standen die Gesetzgeber praktisch auf dem christlichen oder wenigstens theistischen Standpunkt. Man war einig in Bezug auf die Grundlagen und Grundbegriffe des Strafrechts: die Verantwortlichkeit, Willensfreiheit, Zurechnungsfähigkeit, Schuld, Strafe usw. Die Gesetzgeber dachten in dieser Beziehung nicht anders als das gesamte Volk.

Zwar machte sich schon seit dem 18. Jahrhundert manche Meinungsverschiedenheit auf strafrechtlichem Gebiete geltend, aber dieselbe übte — vielleicht abgesehen von der Todesstrafe — kaum irgend welchen Einfluß auf die Praxis aus, jedenfalls sind die Strafgesetzbücher davon fast unberührt geblieben. Heute aber suchen Weltanschauungen, die der bisherigen

schroff gegenüber stehen, das ganze Strafrecht in ihrem Sinne zu reformieren. Ja, man kann sagen, daß infolge dieser verschiedenen Weltanschauungen die Wissenschaft des Strafrechtes sich gegenwärtig in einer wahren Sturm- und Drangperiode befindet.

Wir können uns leicht davon überzeugen, wenn wir einen Blick werfen auf die hauptsächlichsten Strömungen, die heute auf dem Strafrechtsgebiet miteinander um die Herrschaft ringen.

4. Die sog. „klassische Schule“ vertritt die konservative Richtung unter den Strafrechtslehrern. Sie geht von der Voraussetzung aus, der Mensch sei in seinen Entschließungen frei, er habe sein Tun und Lassen in seiner Gewalt und sei folglich dafür verantwortlich. Entsprechend diesen Grundvoraussetzungen hält sie auch an der althergebrachten Auffassung von Schuld, Verbrechen und Strafe fest. Als heutige Anhänger dieser Schule zählt v. Liszt auf: Beling, Berner, Binding, Birkmeyer, Gretener, Kohler, Lammasch und v. Meyer[1]. Auch August Köhler[2] gehört zu ihnen.

Weil die klassische Schule an der Willensfreiheit festhält, wird sie von vielen auch die indeterministische Schule genannt, um sie von der deterministischen Richtung unter den Juristen zu unterscheiden, welche die Willensfreiheit leugnet und dementsprechend auch die Begriffe von Verantwortlichkeit, Schuld und Strafe umgestalten oder zum Teil beseitigen will. Diese letztere Richtung, die man bezeichnender die positivistische nennen könnte, zerfällt wieder in zwei Klassen oder Schulen: die kriminal-anthropologische und die kriminal-soziologische Schule. Beide Schulen lehnen alles „Metaphysische“ ab und stellen sich, wie sie sagen, einzig und allein auf den Boden der Erfahrung. Sie wollen auf dem Wege der exakten Forschung unter strengster Beobachtung der Tatsachen zu Werke gehen; beide Schulen leugnen die Willensfreiheit, beide sind konsequente Anhänger der Evolutionstheorie in ihrer Ausdehnung auf den Menschen und nehmen deshalb auch, so viel wir sehen, im Menschen keine wesentlich höher gearteten Kräfte an, als sie sonst in der ganzen Natur sich vorfinden. Der Mensch ist nicht ein ens sui generis, sondern unterliegt denselben unwandelbaren Gesetzen, wie alle andern Dinge der sichtbaren Welt. Das sind die gemeinsamen Grundlagen beider positivistischen Schulen, im übrigen trennen sich ihre Wege.

---

[1] Lehrbuch des deutschen Strafrechts [12 u. 13] (1903) 84 A.

[2] Reformfragen des Strafrechts, 1903.

Die kriminal-anthropologische oder kriminal-biologische Schule wurde von C. Lombroso begründet[1] und zählt noch heute in Italien manche Anhänger, so z. B. E. Ferri und R. Garofalo u. a. Sie sucht den Einzelmenschen genau zu studieren und aus seiner individuellen Eigenart das Verbrechen zu erklären. Als Hilfswissenschaften dienen ihr hauptsächlich die Anatomie, Physiologie und Psychologie, welch letztere sich jedoch im Sinne Lombrosos ganz auf der Anatomie und Physiologie aufbaut.

Nach der Schule Lombrosos sind die Verbrecher meistens irgendwie erblich belastet oder mangelhaft organisiert, physisch defekt. Sie sind entweder in der Entwicklung zurückgeblieben (Atypien) oder stellen Rückfälle auf frühere und niedrigere Entwicklungsstufen (Atavismen) dar. Lombroso und seine Schüler haben sogar einen eigenen „Verbrechertypus“ aufgestellt und an der Formation des Schädels und Gehirns (Mörder- und Diebsschädel), der Ohren und der Nase, am Stand der Sensibilität und des Stoffwechsels den „gebornen Verbrecher“ zu ermitteln gesucht.

Heute hat die kriminal-anthropologische Schule — wenigstens außerhalb Italiens — so ziemlich ihren Kredit verloren. Schon auf den kriminal-anthropologischen Kongressen zu Paris (1889), zu Brüssel (1892) und Genf (1896) wurde die Ansicht Lombrosos fast einstimmig verworfen. Auch Dr Virchow sprach sich auf dem medizinischen Kongreß zu Rom (1894) mit aller Schärfe gegen dieselbe aus. Man hat den Lombrososchen Verbrechertypus schon bei ganz ehrlichen und harmlosen Menschen nachgewiesen, während umgekehrt bei den schlimmsten Verbrechern der Typus nicht vorhanden war. Lombroso sah sich deshalb auch genötigt, seine Theorie nach allen Seiten abzuschwächen und zu seinem Verbrechertypus immer neue Merkmale hinzuzufügen, um an demselben festhalten zu können.

Auf dem kriminal-anthropologischen Kongreß zu Genf (1896) erklärte er: „Im Beginn meiner Studien gewann ich die Überzeugung, daß ungefähr 35 % der Verbrecher geborne, unheilbare Verbrecher seien, gegen die es nur ein Schutzmittel gebe: die Ausscheidung aus der Gesellschaft, und wäre es selbst durch den Tod. Im Fortgang meiner Studien kam ich zu milderen Schlußfolgerungen. Ich überzeugte mich, daß der größte Teil der gebornen Verbrecher heilbar sei und daß man ihnen gegenüber ein verschiedenartiges Vorgehen versuchen könne.“[2]

---

[1] Besonders in seinem berühmt gewordenen und fast in alle europäischen Sprachen übersetzten Werke L'uomo delinquente¹, 1878.

[2] Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung VI 195.

Damit ist zugegeben, daß die meisten gebornen Verbrecher eben keine gebornen Verbrecher sind. Was bleibt da noch von der Theorie Lombrosos übrig? Daß es Menschen gibt, die infolge von Vererbung oder fehlerhafter leiblicher Organisation mit mancherlei bösen und verkehrten Neigungen zur Welt kommen, ist zweifellos; das wußte man längst. Aber von einem Menschen, der von Natur aus den Hang zu gewissen verkehrten Handlungen hat, bis zu einem gebornen Verbrecher ist noch ein weiter Abstand. Auch wer mit verkehrten Neigungen behaftet zur Welt kommt, soll diese Neigungen der Vernunft unterwerfen, und er kann es, so lange er den vollen Gebrauch seiner geistigen Kräfte besitzt, wenn ihn auch diese Unterwerfung größere Anstrengungen kostet als einen normalen Menschen.

Auf dem eben erwähnten Genfer Kongreß, auf dem man der italienischen Schule scharf zu Leibe ging, veröffentlichte E. Ferri, ein Hauptschüler Lombrosos, im Journal de Genève (25. August 1896) folgende Erklärung: „Wenn die italienische (kriminalistische) Schule vom gebornen Verbrecher spricht, so versteht sie darunter nicht einen rein anatomischen Typus; der Verbrecher ist eine volle biologische, psychologische und soziale Persönlichkeit. Das Verbrechertum ist die Resultante von drei Reihen von Faktoren: dem anthropologischen Faktor und den Faktoren der physischen und der sozialen Umgebung (milieu social et physique)." Mit dieser Auslegung nähert sich die italienische Schule auf Haaresbreite der zweiten obengenannten Kriminalistenschule positivistischer Richtung.

5. Die kriminal-soziologische Schule unterscheidet sich von der Schule Lombrosos dadurch, daß sie außer der individuellen Eigenart des Verbrechers auch, und zwar vorzüglich, die äußere, soziale und physikalische Umgebung, in der er lebt, berücksichtigt.

Als der geistige Führer dieser Schule gilt Professor Franz v. Liszt (Berlin), der seine Anschauungen nicht nur in seinem weitverbreiteten „Lehrbuch des deutschen Strafrechts", sondern auch in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft" vertritt. Außerdem ist Professor v. Liszt der Gründer und Hauptleiter der „Internationalen kriminalistischen Vereinigung", die jährlich ihre Generalversammlung abhält und ihre „Mitteilungen" veröffentlicht. Gegenwärtig zählt die Vereinigung etwa 880 Juristen fast aller Länder zu ihren Mitgliedern. Wenn auch nicht alle, so stehen doch die meisten dieser Juristen auf dem positivistischen Standpunkt v. Liszts. Der regen Agitation v. Liszts und seiner Schüler ist es auf die Rechnung zu schreiben, daß die kriminal-

soziologische Schule, besonders unter der jüngeren Generation, immer mehr Boden gewinnt und mit nicht geringem Selbstbewußtsein auftritt. In Deutschland mag vielleicht die Hälfte der Strafrechtslehrer zu dieser Schule gehören.

Die kriminal-soziologische Schule führt, wie Professor v. Liszt seine Ansicht erklärt, das Verbrechen auf zwei Ursachen zurück: 1) auf die „psycho-physiologische Eigenart des Täters“, 2) auf „die den Täter umgebenden gesellschaftlichen Verhältnisse (das milieu social)“. Die letztere ist die Hauptursache. „Denn auch die biologische Eigenart des Verbrechers ist wieder durch die gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt, die 1) auf die Erzeuger des Täters, 2) auf diesen in seiner Geburt, und 3) auf ihn im Augenblick der Tat eingewirkt haben.“ [1]

In der neuesten Auflage seines „Lehrbuchs des deutschen Strafrechts“ [2] stellt er die Behauptung auf, „daß jedes einzelne Verbrechen durch das Zusammenwirken zweier Gruppen von Bedingungen entsteht, der individuellen Eigenart des Verbrechers einerseits, der diesen umgebenden äußeren, physikalischen und gesellschaftlichen, insbesondere wirtschaftlichen Verhältnisse anderseits“.

Je nach dem Vorwiegen der einen oder andern Gruppe unterscheidet v. Liszt zwei Hauptarten von Verbrechen: 1) „Die äußere Veranlassung überwiegt. In augenblicklicher, leidenschaftlicher Erregung oder unter dem Einfluß der Notlage wird der bisher unbescholtene Täter zu dem Verbrechen hingerissen, das, seiner dauernden Eigenart fremd, eine vereinzelt bleibende, bitter bereute Episode in seinem Leben bildet (das, nicht sehr glücklich, sog. Gelegenheits- oder Augenblicksverbrechen; akute Kriminalität).“

2) „Bei geringfügigem äußeren Anlaß erwächst das Verbrechen aus der dauernden Eigenart, der tiefgewurzelten Anlage des Verbrechers, dessen eigenstes Wesen es enthüllt. Brutale Roheit, fühllose Grausamkeit, beschränkter Fanatismus, gedankenloser Leichtsinn, unüberwindliche Arbeitsscheu, geschlechtliche Lasterhaftigkeit führen durch zahlreiche Zwischenstufen zu zweifellos psychopathischen Zuständen. Unmöglich ist es, diese Fälle unter dem Namen des Gewohnheitsverbrechens zusammenzufassen. Richtiger spricht man von Zustandsverbrechen (Charakter- oder Tendenz-

---

[1] Vgl. Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung IV 133.
[2] 13. Aufl. (1903) 72 ff.

verbrechen; chronische Kriminalität). Als eine besonders häufige und gefährliche Unterart erscheint das gewerbsmäßige (berufsmäßige, professionelle) Verbrechen, das weit über den Kreis der Vermögensdelikte hinausgreift. Innerhalb der Zustandsverbrecher sind die Besserungsfähigen und die Unverbesserlichen zu unterscheiden."

6. Wie jeder aus den gegebenen Darlegungen ersieht, handelt es sich für die neuen kriminalistischen Schulen nicht mehr bloß um eine Reform des Strafrechts, sondern um eine förmliche Revolution desselben. Dieses soll auf ganz neuen Grundlagen aufgebaut werden und ganz neue Aufgaben erhalten. Auf dem Wege der Beobachtung will man das Verbrechen in seiner Gesetzmäßigkeit erkennen und die Heilmittel gegen dasselbe entdecken. Daß sich daraus notwendig eine völlige „Umwertung" der Grundbegriffe des Strafrechts: der Schuld, Verantwortlichkeit und Strafe ergeben muß, liegt auf der Hand. Früher hat das Professor v. Liszt auch offen anerkannt und ausgesprochen. Ja er war nicht weit davon entfernt, auf die bisherigen strafrechtlichen Grundbegriffe teilweise ganz zu verzichten [1]. Seither hat er seine Ansichten zu mildern versucht. Er behält diese Grundbegriffe bei, erklärt sie aber in einer Weise, die einem Aufgeben derselben sehr nahe kommt.

Angesichts dieses tiefgehenden Schulenstreites stellt man sich unwillkürlich die Frage, ob es möglich sein werde, daß sich Juristen aus den verschiedenen Schulen ersprießlich zu gemeinsamer Arbeit bei Herstellung des neuen Gesetzbuches zusammenfinden? Professor Birkmeyer (München) verneint diese Frage; von den meisten Juristen wird sie bejaht.

Merkwürdig ist, daß gerade die Anhänger der neuen soziologischen Schule mit besonderem Nachdruck die Möglichkeit dieses Zusammenarbeitens betonen. Sie scheinen zu befürchten, man könne ihnen wegen ihrer extremen Ansichten diese Mitarbeit verweigern. Sie werden deshalb nicht müde zu wiederholen, der Schulenstreit werde einen viel geringeren Einfluß auf die praktische Gestaltung des neuen Gesetzbuches ausüben, als man glaube. Namentlich sucht Professor v. Liszt die praktische Bedeutung des Schulenstreites für das neue Gesetzbuch herabzudrücken. Trotz theoretischer Meinungsverschiedenheit können nach ihm alle Juristen friedlich sich an der neuen Aufgabe beteiligen. Denn es handle sich dabei nicht „um wissenschaftlichen Eklektizismus, sondern um ein politisches Kompromiß", und dieses

---

[1] Vgl. Zeitschrift für die ges. Strafrechtswissenschaft XIII 325 ff.

werde möglich, sobald man auf die folgerichtige Durchführung des Grundgedankens verzichte [1].

Die soziologische Schule ist also zu einem Kompromiß geneigt. Sie will auf die folgerichtige Durchführung ihrer Grundgedanken verzichten, wenn man ihr Konzessionen macht. Allein von einem Gesetzbuch, das auf einem Kompromiß grundverschiedener Anschauungen beruht, dürfte ungefähr dasselbe gelten, was von einem Kompromißprogramm politischer Parteien. Beide sind Notbehelfe, um zeitweilig schroffe Gegensätze zu überbrücken; sie haben nur vorläufige Bedeutung. Bald wird unter den verschiedenen Richtungen eine obsiegen und ihre Anschauungen folgerichtig durchführen; das gilt besonders in unserer Zeit, die sich rühmt, in allem nur den Forderungen der Wissenschaft zu folgen. Ein Kompromißgesetzbuch nötigt ja jede Partei, Paragraphen ihre Zustimmung zu geben, die mit ihrer wissenschaftlichen Überzeugung im Widerspruch stehen; es trägt deshalb den Todeskeim in sich.

Früher hat sich übrigens v. Liszt über den Einfluß seiner Theorie auf das Strafrecht viel schärfer ausgedrückt. In einem Gutachten über die Frage: „Welches ist der Einfluß unserer kriminal-politischen Grundanschauung auf die juristischen Grundbegriffe des Strafrechts?" schrieb er im Jahre 1893: „Wir hätten ebensogut fragen können, was verlangt die Internationale kriminalistische Vereinigung von der Strafgesetzgebung?"; und was antwortet er? „Der Sieg der modernen kriminal-politischen Auffassung (wird) einen mächtigen Einfluß auf die Umgestaltung der juristischen Grundbegriffe des Strafrechts ausüben." Auch die Gesetzbücher werden davon berührt werden. „Gar mancher formalistische Ballast, gar manche feine juristische Unterscheidung kann und wird dabei über Bord geworfen." [2]

Wenn jetzt v. Liszt seine Forderungen herabmindert und zu Kompromissen bereit ist, so dürfte das wohl der Wahrnehmung zuzuschreiben sein, daß für die neue Schule die Trauben noch zu hoch hängen und daß, wenn sie ihre Forderungen überspannt, sie gar nichts erreicht.

So viel geht jedenfalls aus dem Gesagten klar hervor, daß bei dem tiefgehenden Streit der Schulen die Herstellung eines allseitig befriedigenden Strafgesetzbuches äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich ist.

---

[1] Lehrbuch des deutschen Strafrechts [12 u. 13] 87.

[2] Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung IV 132 137.

7. Was ist nun zu tun? Soll man warten, bis die Schulen ihren Streit ausgetragen und sich geeinigt haben? Das hieße die notwendige Strafrechtsreform ad calendas graecas verschieben. Oder soll man den Schulenstreit ganz ignorieren? Auch das scheint unmöglich. Professor Birkmeyer schreibt: „Der ganze Schulenstreit müßte eine unverantwortliche Vergeudung von Zeit und Kraft sein, wenn der Gesetzgeber sich über ihn hinwegsetzen und doch ein brauchbares Strafgesetz zu stande bringen könnte." [1] Der Gesetzgeber, der ein richtiges Strafrecht formulieren will, muß sich klar sein über die Begriffe der Schuld, der Verantwortlichkeit und ganz besonders über Zweck und Bedeutung der Strafe, und gerade um diese Begriffe dreht sich der Streit der Schulen an erster Stelle.

Was soll also geschehen? Unseres Erachtens kann und soll zwar der Gesetzgeber den Rat der Schulgelehrten einholen, aber er selbst hat sich auf den Boden der allgemeinen und althergebrachten Volksüberzeugung zu stellen und diesen nur zu verlassen, wo die Vertreter der Wissenschaft mit moralischer Einstimmigkeit dies fordern. Ein Strafgesetzbuch wird nur dann dauernden Bestand haben und segensreich wirken, wenn es gestützt und getragen wird von der starken lebendigen und allgemeinen Volksüberzeugung, oder wenn es die allgemeine Anschauung über Schuld, Verantwortlichkeit, Strafe widerspiegelt und dem Rechtsgefühl des Volkes entspricht. Nie darf der Gesetzgeber diesen sichern Boden verlassen, um irgend einer umstrittenen Schultheorie zu folgen.

Wir hoffen auch zu zeigen, daß die soziologische Schule mit ihrer Leugnung der Willensfreiheit und ihrer Umwertung der Begriffe der Schuld und Strafe sich in Widerspruch setzt mit der allgemeinen Volksüberzeugung und keineswegs berechtigt ist, im Namen der Wissenschaft zu reden. Nicht nur die christliche Offenbarung, auch die gesunde Philosophie erhebt entschieden Einspruch gegen diese „Wissenschaft".

Aber da tritt uns gleich die Frage entgegen: Hat denn die Philosophie einen Anspruch darauf, bei den Erörterungen über die Grundbegriffe des Strafrechts und die wesentlichen Anforderungen, die man an ein Strafgesetzbuch stellen muß, ein Wort mitzureden? Handelt es sich hier nicht um ein Internum der Strafrechtslehrer, welches die Außenstehenden nichts angeht?

[1] Deutsche Juristenzeitung 7. Jahrg. (1902), 325.

Einige Juristen scheinen das zu meinen. Aber ganz mit Unrecht. Ja, ich behaupte: ohne die Beihilfe der Psychologie und Moralphilosophie ist die Jurisprudenz gar nicht im stande, sich über die Grundlagen und Grundbegriffe des Strafrechts Rechenschaft zu geben. Die Untersuchungen über das Wesen und Dasein der Willensfreiheit, über die Begriffe der Schuld, Verantwortlichkeit, Zurechnungsfähigkeit, Strafe, über die Grundlagen, den Umfang und Zweck des staatlichen Strafrechts sind keine juristischen, sondern philosophische Untersuchungen.

Heffter schreibt in seinem „Lehrbuch des deutschen Kriminalrechts" (1851), das in seinem grundlegenden Teil auch heute noch Beachtung verdient, über die Strafrechtswissenschaft: „Ihre Grundlage ist die Philosophie des Rechts überhaupt und des Rechts zu strafen insbesondere." Und auf dem 26. deutschen Juristentag zu Berlin (1903) sagte Dr Klein (Wien) in einer Ansprache, die Rechtswissenschaft „stand immer dann am höchsten, wenn sie aus andern Wissensgebieten Zufluß erhielt. In Rom war es die Philosophie, die der klassischen Jurisprudenz ihren Glanz gab". Er fügte hinzu, die Rechtswissenschaft habe eine ernste Gefahr bestanden. „Wir haben eine Zeit unaufhaltsam fortschreitender Spezialisierung durchlebt, die uns das Herabsinken der Rechtswissenschaft befürchten lassen mußte. Schon die nächstbenachbarten Rechtsgebiete begannen sich gegenseitig vollständig zu entfremden. Da geschah das Wunderbare. Nach langem, totenähnlichem Ruhen übernahm die Philosophie die Einigung der auseinanderstrebenden Disziplinen, und es gelang ihr, die fast entwurzelte Einheitlichkeit des wissenschaftlichen Denkens wiederherzustellen." [1]

Die Wahrheit ist, daß nach dem Zusammenbruch der Philosophie infolge der wahnwitzigen Schelling-Hegelschen Spekulation der Jurisprudenz die einheitliche, wissenschaftliche Grundlage fehlte. Denn mit der übrigen Philosophie war auch die Rechtsphilosophie in Verachtung geraten. Viele Juristen begnügten sich deshalb, fleißig das ihnen zugewiesene Feld zu beackern, ohne sich viel um die wissenschaftlichen Grundlagen der Jurisprudenz und um den inneren Zusammenhang der einzelnen juristischen Disziplinen zu kümmern. Von der Philosophie erwartete man gar nichts. So nahm eine fortschreitende Spezialisierung überhand. Durch geschichtliche Exkurse suchte man der kleinlichen Paragraphenklauberei etwas Interesse abzugewinnen.

[1] Ebd. 453.

Daneben gab es allerdings immer viele, reicher veranlagte Juristen, denen die nahezu handwerksmäßige Beschäftigung mit Interpretation und Systematisierung der Paragraphen wenig zusagte und die deshalb, weil ihnen die Philosophie nichts bot, auf eigene Faust über die Grundlagen der Jurisprudenz zu philosophieren begannen. Leider fehlte den allermeisten die erforderliche philosophische Vorbildung. Sie waren Dilettanten in der Philosophie.

Ein klassisches Beispiel haben wir an dem großen Juristen Rudolf v. Ihering, der es selber so tief beklagte, daß er auf philosophischem Gebiete stets ein Dilettant geblieben sei. Und ist es heute etwa anders? Ja, kann es überhaupt anders sein? Wir haben eben — abgesehen von der katholischen — keine einheitliche Philosophie mehr in Deutschland. Jeder Philosoph sucht sich selbst ein neues, nagelneues System zusammenzuzimmern, das meistens mit seinem Urheber wieder spurlos verschwindet oder höchstens in der Geschichte der Philosophie fortlebt. Die Folge davon ist, daß ein großer Teil unserer Laien, auch der Juristen, fast ohne jede philosophische Bildung bleibt. Wir haben schon bei anderer Gelegenheit die beweglichen Klagen angeführt, die Professor Fr. Paulsen hierüber anstimmt. „Mediziner und Juristen", schreibt er, „bleiben in ihrer Mehrzahl ohne alle philosophische Bildung", und die Folge davon ist nach ihm, daß es ihnen „in Sachen der letzten allgemeinen Fragen an festen Grundsätzen und Grundanschauungen fehlt" [1].

Fern sei es von uns zu leugnen, daß in den allgemeinen philosophischen Betrachtungen, mit denen viele Juristen ihre Werke beginnen, eine große Summe von Kraft und Geist aufgewandt ist, aber der philosophische Dilettantismus kommt eben doch an vielen Stellen zum Vorschein. Wir werden gerade bei Besprechung der Grundbegriffe des Strafrechts wiederholt Gelegenheit finden, darauf hinzuweisen, und dem Juristen, dem es nur um die Wahrheit zu tun ist, wird gewiß die Mitarbeit der Rechtsphilosophen nichts weniger als unerwünscht sein.

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXIV 482 ff.

Viktor Cathrein S. J.

Friedrich Karl von Savigny als Ireniker.

Die Lebensgeschichte des großen Rechtsgelehrten[1] braucht nicht mehr geschrieben zu werden. Hervorragende Gelehrte, Schüler und Bewunderer des gefeierten Klassikers ihrer Wissenschaft, haben gewetteifert, dieses zu tun. Beredter noch kündet die lange Reihe von Bänden, die seinem Meistergriffel das Dasein verdankt, und die Zahl der Auflagen, die den bekanntesten seiner Werke zu teil geworden ist, was Savigny für die Wissenschaft gewesen ist und geleistet hat. Nur selten konnte ein öffentlicher Lehrer eine solche Zahl wissenschaftlicher Größen unter seine Schüler rechnen, und selten ist von einem einzigen Manne so zündende Anregung und so fruchtbare Förderung des Wissens ausgegangen. An Dank und Ehren hat es ihm nicht gefehlt. Auch die Lauterkeit seines ganzen Wesens, sein friedvoller, bescheidener und wohlwollender Sinn sind anerkannt von allen, die näher mit ihm verkehrt oder eingehender über sein Leben geschrieben haben.

Den einen Vorwurf, den die heute herrschende Strömung hätte feindselig an die Oberfläche spülen können, daß der berühmte Lehrer katholischem Wesen zu freundlich gegenüberstand und mit katholischen Kreisen zu vertraut verkehrte, hat schon Enneccerus 1879 für immer entkräftet durch seine Marburger Veröffentlichung: „F. K. v. Savigny und die Richtung der neueren Rechtswissenschaft. Nebst einer Auswahl ungedruckter Briefe." Aus 110 ungedruckten Schreiben, welche gesammelt vorlagen, sind zwar nur 13 ausgewählt, fast alle an den Heidelberger Philologen Creuzer oder an den reformierten Prediger Bang gerichtet. Savigny, noch Student in Marburg, hatte letzteren als Pfarrer des nahen Goßfelden kennen gelernt, sein Leben lang blieb er mit ihm befreundet. Ihm hat er, zum berühmten Gelehrten geworden, 1840 eine Art von Glaubensbekenntnis brieflich abgelegt, das ihn gegen allen Verdacht des Krypto-Katholizismus ziemlich sicher stellt.

Immerhin war Savigny gläubiger Christ, ernst und gediegen auch in seiner religiösen Gesinnung. Ihn die großen Fragen der Religion

[1] Geboren zu Frankfurt a. M. 1779; zum Doctor iuris promoviert 1800; Lehrer der Rechtswissenschaft an den Hochschulen zu Marburg, Landshut und Berlin, Mitglied des preußischen Staatsrates seit 1817; preußischer Staatsminister 1842 bis 1848; starb zu Berlin 25. Januar 1861.

eindringender erörtern zu hören, kann daher teilweise auch dem Katholiken innere Erhebung und Genugtuung bereiten. Wo aber nicht, da ist es wenigstens lehrreich zu sehen, wie ein so hoher Geist unsicher im Dunkel umhertastet, weil er es nicht über sich vermag, vor einem von Gott bestellten höchsten Lehramt und Hirtenamt sich zu beugen.

Es hat sich glücklich gefügt, daß die umfangreiche Korrespondenz Savignys mit dem Münchener Obermedizinalrat Dr Joh. Nep. v. Ringseis erhalten worden ist, welche vom Jahre 1815 bis 1859 sich erstreckt[1]. Ringseis war 1808 in Landshut mit Savignys Familie bekannt geworden. Ein fast zweijähriger freundschaftlicher Verkehr in der kleinen Universitätsstadt und ein weiteres Jahr, das Ringseis zu Berlin im Savignyschen Freundeskreise verbrachte, hatte zwischen den beiden lebensernsten und gemütvollen Männern ein Verhältnis von seltener Herzlichkeit begründet, das bis zu Savignys Ende nie die leiseste Trübung erfuhr. Als sie im Herbste 1834 mit ihren Familien zu Schäftlarn bei München wieder einmal einige Wochen gemeinsam zugebracht hatten, schrieb Savigny im Rückblick auf diese Zeit von Ancona aus 14. Oktober 1834:

„Ich kann mir nicht versagen, Ihnen hier schriftlich zu wiederholen, wie herzliche Freude es mir gemacht hat, Sie so ganz unverändert wie vordem als den alten innigen treuen Freund wiederzufinden und zu genießen, dem weder angestrengte Arbeit noch wechselnde Schicksale und Erfahrungen des Lebens in der Frische und Reinheit des Herzens etwas haben anhaben können. Solche Erfahrungen gehören in ihrer Seltenheit zu den erfreulichsten des Lebens, indem sie uns gleichsam als sinnliche Bestätigungen der Unsterblichkeit dienen."

Die Sammlung umfaßt in runder Zahl 50 Briefe, von denen 40 von Savignys eigener Hand, deutlich und kräftig geschrieben, wohlerhalten vorliegen. Die andern von Gattin, Tochter und Söhnen sind zum Teil in des Vaters Namen und direktem Auftrag geschrieben, oder geben von ihm Nachrichten. Bei einem Manne von Savignys Art darf man von vornherein erwarten, daß auch seine Freundesbriefe nicht in Alltagsgerede und Familiennachrichten aufgehen. In der Tat führen sie edleren und reicheren Gehalt. Die ganze Korrespondenz wäre unverkürzter Mitteilung wohl wert gewesen.

---

[1] Als Ringseis am Abend des 28. Januar 1861 die erste Nachricht von Savignys am 25. Januar erfolgten Tode erhielt, schrieb er gerade an der vierten Seite eines an diesen gerichteten, am 26. Januar begonnenen Briefes. Er hatte seit 1859 schon zwei Briefe an Savigny angefangen, aber im Drange der Arbeit unvollendet liegen lassen müssen.

Für die erste Periode, von Ringseis' Abgang von Berlin im April 1815 bis zur Anzeige seiner Vermählung im April 1822, beherrschen die religiösen Fragen alles übrige. Zur Beleuchtung von Savignys religiösen Anschauungen sollen die Briefe dieses Zeitraumes daher veröffentlicht werden und nichts verhehlt oder abgeschwächt von dem, was Savigny auch entgegen der katholischen Auffassung des göttlichen Offenbarungswerkes vorzubringen sich gedrängt glaubte. Dabei ist aber keineswegs die Absicht, alles übrige in diesen Briefen, was zu dem religiösen Grundthema nicht direkt in Beziehung steht, beiseite zu lassen. Vielmehr sollen die Briefe bleiben, was sie sind, und die auf die Religion bezüglichen Stellen sollen in ihrem ursprünglichen Rahmen und dadurch nach dem allein richtigen Lichteffekt beurteilt werden. Manches ist wert, daß es bewahrt bleibe. Nur die profane Alltäglichkeit, Mitteilungen oder Aufträge untergeordneter geschäftlicher oder sanitärer Art sind unterdrückt worden.

Aus der Korrespondenz der späteren Jahre soll das Wertvollere bei anderer Gelegenheit und unter andern Gesichtspunkten zusammengestellt werden. Einige dieser späteren Briefe jedoch, die für Savignys religiösen Standpunkt von Bedeutung schienen, sind schon hier zur Mitteilung vorweggenommen worden.

Den Katholiken kann es nur schmerzlich berühren, einen so edlen Mann, der in vielen Punkten so nahe der Wahrheit stand, zum glücklichen Vollbesitz der Wahrheit nicht gelangen zu sehen. Ein Geist, so fähig zu jeder rein menschlichen Erkenntnis, so reich an Wissen und dabei so unbeholfen gegenüber dem Lichte des Übernatürlichen, erschüttert mit der Erinnerung an das paulinische perdam sapientiam sapientium et prudentiam prudentium reprobabo (1 Kor 1, 19). Daß aber ein Mann, der mit Recht als ein Lehrmeister Europas gilt, der Klassiker der Rechtswissenschaft, eine Leuchte deutschen Geistesruhmes, so ernst auf die religiösen Fragen eingegangen ist, vieles so ruhig geprüft und, obgleich Protestant und nicht frei von Vorurteil, manches an der katholischen Wahrheit so klar und richtig erkannt hat, ist eine bedeutsame Tatsache. Es ist ein neuer Beweis, daß nicht hervorragender Geist, nicht echte Wissenschaft es ist, was mit gläubig religiösem Sinne unverträglich wäre, daß vielmehr gerade die tiefsten und reichsten Geister sich unabweisbar gedrungen fühlen, der Religion zu huldigen.

Berlin, 4. August 1815.

Mein teurer Ringseis! Endlich nach drei langen Monaten komme ich dazu, Ihren Brief zu beantworten. Was mich bis jetzt daran gehindert hat,

war vielleicht weniger die wirkliche Masse der Arbeit als eine große Abspannung aus lang einförmiger Lebensweise, wodurch ich unfähig war, über viele zerstreuende und doch notwendige Geschäfte rüstig Herr zu werden, und wodurch mir Zeit und guter Mut zugleich verloren gingen. Ihr herzlicher, heiterer und ausführlicher Brief mit seinen Erzählungen und Beobachtungen hat mir und allen Freunden die größte Freude gemacht; jetzt wüßte ich wahrscheinlich schon weiter, wie es Ihnen geht, wenn ich mich nicht selbst durch meine Indolenz darum gebracht hätte. Wie viel mir Ihr hiesiger Aufenthalt wert war, habe ich damals lebhaft gefühlt und fühle es jetzt, wo Sie uns allen fehlen[1]. Auch an Orten, wo man sich des Umganges mit werten und geistreichen Freunden erfreut, braucht man nur eine solche Erfahrung, um inne zu werden, wie arm man noch an dem besten ist. Ihnen sind die großen, gemeinsamen Angelegenheiten, die des Vaterlandes und die über dem Vaterland, nicht bloß ein Interesse der Konversation, sondern Sie leben darin mit frischem, warmem Herzen, unermüdet offen, so oft das Wahre und Lebendige auf eine neue Weise sich offenbaren zu wollen scheint. Das ist mir so sehr wert in Ihnen, und mir persönlich besonders, da diese Art von Geselligkeit zu meinen innersten Bedürfnissen gehört. Möchten Sie auf einen Standpunkt kommen, wo Sie für viele ein Apostel des christlich demütigen und des frei und unbefangen vaterländischen Sinnes werden könnten! Und möchte endlich auch in höheren Regionen bei Ihnen[2] ein Licht solcher Art eindringen!

Von hiesigen Dingen habe ich wenig zu erzählen. Daß unser geliebter, trefflicher Christian Stolberg[3] am 16. in St Amand durch die Brust geschossen worden und gleich tot geblieben ist, werden Sie vielleicht durch die Zeitungen wissen. Helmuth[4] ist wohl, obgleich er am 18. lange im heftigsten Feuer war, auch eine Granate ihm den Kragen weggerissen hat. Zuletzt war er zwischen Chartres und Blois. Lützow[5] ist wohl, hat die Nachricht der Kapitulation als Kurier überbracht. Röder[6] wohl. Schmitz[7] hat seine Schuld bezahlt. Den Auftrag mit den Kruzifixen habe ich besorgt, aber nur sechs Stück anstatt sieben für das übersandte Geld bekommen. Der Kammergerichtsrat Eichhorn ist mit dem Minister v. Altenstein als preußischer Zivilkommissarius nach Frankreich ge-

---

[1] Vom 28. April 1814 bis April 1815 lebte Ringseis Studien halber in Berlin, in regem Verkehr mit der Familie v. Savigny und ihrem ganzen Freundeskreis.

[2] Ringseis stammte aus Bayern, wo in den höheren Regierungskreisen freigeistige und franzosenfreundliche Stimmung noch mächtig war.

[3] Ein Sohn des vielgenannten Konvertiten, Grafen Friedrich Leopold, während der Jahre 1814—1815 in lebhaftem Verkehr mit Brentano und Ringseis.

[4] Helmuth v. Laroche, Offizier im preußischen Heer, Verwandter der Familie Brentano.

[5] Leo v. Lützow, Bruder des bekannten Führers des Freikorps.

[6] Karl Röder, preußischer Offizier, der in der Korrespondenz noch oft genannt wird und 1822 mit einer Gräfin Bernstorff sich vermählte.

[7] Vermutlich der Münchener Mineralog dieses Namens.

gangen. Niebuhr hat seine Frau verloren und geht diesen Herbst als Gesandter nach Rom. Meine Frau und Kinder sind wohl, Karl[1] ungemein wohl und täglich fröhlicher und liebenswürdiger und erobert alle Herzen. Er macht schon seit einiger Zeit schwache Versuche zum künftigen Laufen. Auf der Wange, wo er ehemals ein Geschwür hatte, findet sich noch jetzt ein sehr merklicher Fleck, der etwas undeutliche Schriftzüge enthält. Ich habe mit dem Mikroskop gelesen: Kingseisius fecit.

Soeben höre ich, daß die Verlegung von Landshut (der Universität) nach München entschieden sei[2]. Das halte ich für den Sieg des Schlechten. München wird keineswegs durch literarische Erregung und Empfänglichkeit entgegenkommen, aber die siegende Gemeinheit aller Art täglich und stündlich vor der Jünglinge Augen ist sehr gefährlich, und noch schlimmer, daß es dort, wo der Ort verhältnismäßig so klein und die öffentliche Meinung so wenig selbständig ist, neben der eigenmächtigen, zufahrenden Regierung um alle Freiheit des Lebens, Redens und Lehrens geschehen sein wird. Ich halte nunmehr die Universität, was das innere Leben betrifft, für verloren. Äußerlich scheinbar mag sie gewinnen[3]. In Berlin ist es ein durchaus verschiedener Fall. Da sieht man vor dem Publikum die Regierung nicht; dort ist es gerade umgekehrt.

In acht Tagen reise ich nach Frankfurt, von wo aus ich Exkursionen nach dem Rhein mache. Eine Reise tut mir gar not, und ich freue mich auf diese doppelt, da jetzt zu dem allgemeinen Interesse der schönen Natur noch das besondere neuer politischer Bildungen und Bewegungen in diesen Gegenden kommt. Briefe treffen mich bis zur Mitte des Oktobers in Frankfurt, Adresse des Herrn Franz Brentano[4], nachher wieder hier. Ich verdiene es zwar nicht sonderlich, wünschte es aber doch recht sehr, daß Sie mir bald schrieben und besonders recht viel darüber, wie Sie das Vaterland gefunden und München, Landshut, Sailer, Freyberg[5], Gumppenberg[6]. Die Frau grüßt herzlich und freundlich, ebenso die Freunde, Laroche obenan. Die Kinder lieben Sie fortwährend sehr, und der Vater derselbigen gleichen.

Savigny.

---

[1] Savignys zweiter Sohn, der nachmalige Diplomat und Wirkliche Geheime Rat, der Mitbegründer des Zentrums.

[2] Die Nachricht war um vieles verfrüht. Erst zehn Jahre später, auf Anregung von Ringseis hin, nahm Ludwig I. den Gedanken wieder auf und führte ihn 1826 durch. Savigny selbst änderte später seine Ansicht und hielt eine Wiederbelebung der Universität in Landshut für unmöglich (Ringseis, Erinnerungen II 221).

[3] Um dieses Urteil richtig zu verstehen, müssen die Verhältnisse in München unter der damaligen Regierung Maximilians I. im Auge behalten werden.

[4] Der ältere Bruder von Savignys Gattin.

[5] Max Procop, Freiherr v. Freyberg, bayerischer Diplomat, später Staatsrat, Vorstand des Archivs und Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, um die Geschichtsforschung verdient.

[6] Karl, Freiherr v. Gumppenberg; nachher Präsident des obersten Gerichtshofes.

Ich will hier nur noch beifügen, daß wir Sie alle gar sehr vermissen und mir immer vorkommt, als wäre bei gewissen Gelegenheiten meine Meinung um vieles weniger geachtet und weniger gewichtig, seitdem Sie fort sind. Meine süddeutschen Empfindungen und manche, die damit zusammenhängen [1], stehen sehr vereinzelt und verlassen da. Denken Sie zuweilen an mich, aber ich bitte, immer in Ihren demütigen Augenblicken und in den frommen vor allem.

Gunda v. Savigny.

Berlin, 10. Dezember 1815.

Mein teurer Ringseis! Ich habe von Ihnen drei Briefe, vom 29. August, 1.—6. September (beide aus Montargis) und vom 13. November aus Paris, und ich hätte gewiß früher geantwortet, wenn ich Ihre Adresse gehabt hätte. Vergessen Sie doch ja nicht, diese jedesmal ausdrücklich beizufügen.

Wie sehr mich Ihre Briefe gefreut, ja innerlich erfrischt haben durch das, was Sie aus Bayern und Nürnberg schreiben, kann ich nicht sagen. Besonders die Ansichten Ihrer und meiner bayerischen Freunde [2], die auch Ihnen so viel Freude gemacht haben, und worin die eigentliche Scheidewand zwischen Katholiken und Protestanten niedergerissen ist, sind ungemein tröstlich. Es gibt also wirklich und schon jetzt eine Kirche, die nicht protestantisch und nicht römisch-katholisch ist, sondern in einfältigem Sinn sich an der Wahrheit nährt, die über diesem Gegensatz schwebt: Diese Kirche ist also nicht bloß Wunsch und Ziel, sondern historisches Faktum, obwohl als Ganzes unsichtbar. Und was kann tröstlicher sein als dieses Faktum? Freilich wohl hat jeder Mensch seine Rechnung mit Gott für sich selbst abzumachen, er muß glauben, erkennen und lieben, und die Gedanken der andern können ihm das ebensowenig ersetzen, als sie ihn auf seinem Wege hemmen dürfen. Allein unser inneres Leben ist doch ein Ringen von der Finsternis zum Licht, von Gefangenschaft zu Freiheit, und es ist nichts in der Welt, was in uns Sinn und Gefühl so erwecken und befreien kann, als der Anblick freigewordener, verwandter Kraft in einer andern Seele. Darum ist das Dasein einer wahren, lebendigen Kirche das schönste und beglückendste, was auf Erden möglich ist, einer Kirche aber, die nicht mit äußerer Macht die Seelen bindet, sondern die Schwachen mit den Starken zu einem Ganzen verknüpft, daß jene sich an diesen entzünden und aus aller Munde immer mehr ein Lob und ein Dank ungeteilt emporsteige. Recht klar ist mir aus dem, was Sie sagen, daß das Papsttum in seiner inneren Kraft gebrochen ist. Was innig fromm ist, wendet seine Blicke nicht dahin, und Leben strömt von da nicht mehr aus. Damit kann sehr wohl bestehen, daß die äußere Einheit der Kirche durch

---

[1] Anspielung auf die isolierte Stellung der treu katholischen Frau an der Seite des protestantischen Gatten in einer fast ganz protestantischen Gesellschaft.

[2] Die separatistischen Schwärmer im südlichen Bayern, mit welchen Ringseis in jenen Jahren viel sympathisierte und welche auch in Norddeutschland großes Interesse erweckten. In Nürnberg hatte Ringseis mit Schubert, Kanne, Rosenbäcker und andern protestantischen Mystikern und Pietisten verkehrt, welche die gleiche Richtung verfolgten. Vgl. Ringseis' Erinnerungen I 215 f.

die große Kraft innerer Zusammenfügung und langer Gewohnheit noch lange fortdauert; aber ich halte es nicht für glücklich, wenn so die Form mit dem Wesen in Widerspruch steht. Doch vielleicht soll das Neue erst mehr in sich zu Kraft kommen, ehe es öffentlich auftritt und eine frühere Form zerbricht.

Ich bin diesen Herbst in Frankfurt und am Rhein gewesen; da ist überall der Zustand beider Kirchen ziemlich nüchtern und unerfreulich, am meisten am Rhein, wo bei viel äußerem, förmlichem Gottesdienst sehr wenig religiöses Leben ist: die Geistlichkeit meist roh und schlecht, das Volk bigott und die Gebildeten entweder aufgeklärt oder in modern-poetischem Katholizismus, worin kein Heil ist[1]. Weit besser soll es in Westfalen stehen, besonders in Münster, wohin ich nicht gekommen bin. Auch politisch war das, was man auf dieser Reise zu sehen und zu hören bekam, wenig erfreulich: überall Klagen und Unzufriedenheit, auch nicht wenig Grund dazu, aber daneben, was schlimmer ist, eine trübe Verwirrung der Gemüter. Durch das Ungeheuere, was vor ihnen und mit ihnen vorgegangen ist, sind die Menschen aus ihren Angeln gehoben, das Gewöhnliche ist ihnen unschmackhaft geworden, und ihre Wünsche schwanken ins Unbestimmte und oft ins Unmögliche hin, so daß von innen wenigstens so viel Unzufriedenheit kommt als von außen. Dieses Schwanken muß durch Zeit sich setzen oder durch eine höhere Kraft im Innern gebändigt werden. Was helfen kann, sind allein Menschen von stillem, in Demut beruhigtem Gemüt, die da wissen, was sie wollen, weil sie es nicht aus sich selbst wissen, und deren Sicherheit auf einem Grunde ruht, gegen welchen jenes Ungeheuere unserer Zeit wieder ganz gering ist. Das vaterländische Interesse bleibt mir stets gleich frisch und neu, aber der Gegensatz und die Entzweiung in diesem Interesse tritt mir immer ferner, und es wird mir immer klarer, daß der Gegensatz und Kampf des Guten und Schlechten sich überall in unserem Vaterlande ähnlich ist, so verschieden Grad und Mischung sein mögen, und daß es darum eben das höchste Interesse der Schlechten ist, die Völker auseinanderzuhalten, weil sie nur so die natürliche Verbrüderung ihrer Gegner, der Guten, hemmen können.

In Heidelberg hat es mir am schlechtesten gefallen. Die Menschen sind ohne Vaterland und ohne öffentliche Gesinnung, und ein leidenschaftliches, liebloses Wesen treibt sie gegeneinander wie gegen die öffentliche Welt. Ich glaube nicht, daß es Ihnen auf die Länge da behagen wird[2]. Ausnahmen guter Menschen und guter einzelner Züge in den Menschen gibt es natürlich da wie überall; ich rede von dem Geiste, den der Ort über die Menschen ausgießt.

[1] Savignys Aufenthalt war hauptsächlich in Nassau und Hessen. Man darf dabei nicht vergessen, daß Savigny Protestant und preußischer Staatsdiener war. In der ganzen preußischen Bureaukratie herrschten damals Vorurteile gegen die Rheinländer, deren Wesen man nicht verstand. Natürlicherweise schöpfte Savigny auf seiner Erholungsreise solche Urteile zum geringsten Teil aus eigener Beobachtung; es sind die damals landläufigen Urteile der Beamtenschaft.

[2] Ringseis hatte die Möglichkeit in Betracht gezogen, sich an der dortigen Hochschule als Lehrer zu habilitieren.

Kirchenrat Schwarz[1] z. B. ist ein innig liebevoller, unschuldiger Mensch, der Ihnen gefallen wird. Wenn Sie nach Frankfurt kommen, besuchen Sie ja unsere Familie, vorzüglich meine Schwägerin, die Frau Geh. Finanzrat Guaita[2] in der Buchgasse, eine gar fromme, herrliche Seele, bei der Sie schon als einer der Unsern angekündigt sind. Dann besuchen Sie doch da auch den Stadtgerichtsrat v. Meyer[3], von dessen theologischen Studien ich Ihnen wohl schon früher gesprochen habe; er ist ein sehr ernster, wohlgesinnter Mann, der Ihnen gefallen wird. — In Paris haben Sie gewiß von der schändlichen Schrift von Schmalz[4] gehört, die hier großes Aufsehen gemacht und worauf Niebuhr geantwortet hat. Mit Schmalz haben augenblicklich alle ordentlichen Leute jeden Umgang abgebrochen, und er ist allgemein verachtet. Hinter ihm steckt wahrscheinlich eine Partei der Finsternis, die ihn und seine vielen Denunziationen bloß gebraucht, um andere Absichten zu bedecken. Gönner hat mir, soviel ich weiß, gar nicht geantwortet, was ich unbegreiflich finde[5]. L a n g in München[6] hat herausgegeben Jac. Marelli

---

[1] Friedrich Heinr. Christian Schwarz, bekannt als Pädagoge und langjähriger Lehrer der Heidelberger Hochschule, seit 1792 Schwiegersohn Jung-Stillings. Er selbst war jedoch nicht Pietist, sondern huldigte einer verschwommenen humanitären Richtung. Er wollte vor allem den Glauben, der in Werken der Liebe sich betätige.

[2] Geborene Meline Brentano, Schwester von Savignys Gattin.

[3] Ohne Zweifel der alte Major v. M. (der „Bibel-Meyer"). Vgl. d i e s e Zeitschrift LXV 528.

[4] Theodor Anton Heinrich Schmalz, geboren zu Hannover 1760, Jurist und Kameralist, der Schwager Scharnhorsts, war, nachdem er viele bedeutende Stellungen bekleidet hatte, bei Gründung der Universität Berlin zum Ordinarius der juristischen Fakultät ernannt und vom König zum ersten Rektor der neuen Hochschule (1810 bis 1811) bestimmt. Von ihm erschien 1815 die Flugschrift: „Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik für 1808", in welcher er, unter dem Vorwande, eine ihn persönlich betreffende biographische Notiz richtig zu stellen, auf die bedenklichen Seiten der über ganz Preußen hin verbreiteten Geheimbünde hinwies. An mehrere deutsche Regierungen hatte Schmalz direkt Exemplare geschickt. Aber ein Sturm der Entrüstung brach gegen ihn los; man wollte in der Schrift nur Denunziation und ungerechte Verdächtigung erkennen. Nicht nur Niebuhr, sondern auch Schleiermacher und eine Reihe anderer schrieben gegen ihn. Eine königliche Verordnung vom 6. Januar 1816 legte den Parteien Stillschweigen auf, nachdem eine Selbstverteidigung von Schmalz ohne Wirkung geblieben war. Die Regierungen von Preußen und Württemberg entschädigten den hart angegriffenen, vielfach verdienten Mann durch Verleihung höherer Orden. Er starb 1831. Nur die augenblickliche leidenschaftliche Erregung der Öffentlichkeit läßt Savignys hartes Urteil begreifen. Verdächtigungen gegen Einzelpersönlichkeiten oder irgendwelche Angriffe persönlicher Art lagen in der Schrift nicht vor. Man sieht aber daraus, wie wenig Savigny den Vorwurf verdiente, ein starrer Reaktionär zu sein.

[5] Nikol. Thaddäus v. Gönner, juristischer Schriftsteller, Professor an der Universität Landshut, nachmals Honorarprofessor der Universität München, Geh. Justizreferendar und Staatsrat.

[6] Es ist der berüchtigte Ritter Karl v. Lang, über dessen mehr als zweideutige Sitten, unedeln Charakter und Unzuverlässigkeit als Historiker alle Be-

Amores, alte Jesuitenbriefe aus dem (Geh. Archiv), um der Wiedereinführung der Jesuiten entgegenzuarbeiten. Die Erweckungsgeschichten von Boos habe ich noch nicht erhalten; ich bitte Sie dringend darum, vergessen Sie mir sie ja nicht[1]. An Willemer in Frankfurt[2], den Baron Pfetten so lobte, möchte man sich denn doch wohl irren. Ich kenne ihn seit lange, und er ist mir stets als ein unklarer, leidenschaftlicher Phantast vorgekommen. — — Eben kommt denn noch Ihr vierter Brief vom 26. November, nach welchem Sie nur noch 14 Tage bis 3 Wochen in Paris bleiben. Darum kann Sie dieser Brief in Paris nicht mehr treffen, und ich schicke ihn der Sicherheit wegen an Groote nach Köln. Schreiben Sie mir gleich, wenn Sie den Brief empfangen haben. Die früher verlangte Adresse nach Göttingen liegt bei (eigenes Blatt); wenn Sie sie nicht brauchen, so verbrennen sie dieselbe. Für Instrumente gab ich in diesen Tagen Auftrag. Da ich Batts Adresse nicht habe, so schicke ich sie an meinen Schwager Franz Brentano zu Frankfurt, wo sie zu Ihrer Disposition stehen bleiben. An diesen zahlen Sie auch das Geld; die Rechnung werde ich wohl noch beilegen können.

Daß Sie dort mit Eichhorn[3] und Grimm[4] zusammen waren, wußte ich schon von Eichhorns Frau, und mir ist es ein gar warmes, liebes Gefühl, wenn Menschen, die ich lieb habe, einander kennen lernen und nahe kommen. Auch daß Ihnen unsere Schwester Jordis[5] so vertraulich geworden ist, hat uns recht große Freude gemacht. Die Kinder grüßen herzlich, danken tausendmal für alle Freundlichkeit, schreiben aber ein andermal. Leben Sie wohl, mein lieber, teurer Freund. Die Frau grüßt mit warmer Freundschaft.

---

urteiler einig sind. Vgl. Heigel, Neue historische Vorträge und Aufsätze, München 1883. Briefe von K. F. F. v. Nagler, Leipzig 1869. Dr Wittmann, Die Jesuiten und der Ritter v. Lang, Augsburg 1845.

[1] Pfarrer Martin Boos, 1762 zu Huttenried in Schwaben geboren, Priester seit etwa 1788, war der eigentliche Erwecker und das geistige Haupt der damaligen aftermystischen Bewegung in Bayern. Wiederholt gemaßregelt, floh er aus dem Lande und erhielt 1799 durch Bischof Gall neue seelsorgliche Tätigkeit in der Diözese Linz. Von 1806 bis 1816 war er Pfarrer von Gallneukirchen. Diese seine auf Wunsch Sailers abgefaßte Schrift enthielt eine detaillierte Darstellung der unter ihm in der Pfarrei Gallneukirchen bei Linz in Österreich vorgefallenen „Erweckungen". Arnim schreibt an Ringseis 1817, man stelle in Berlin diese Schrift über die Werke Luthers. Im Sommer 1816 mußte Boos auch aus Österreich weichen. Vgl. G. Aichinger, Joh. Mich. Sailer (Freiburg 1865) 260 f.

[2] Joh. Jakob Willemer, geb. 1760, reicher Bankier in Frankfurt, später als Dichter und Schriftsteller tätig, am meisten bekannt durch seine dritte Frau Marianne Jung, die er September 1814 heimführte während Goethes Aufenthalt in Frankfurt, mit welch letzterem das Ehepaar in regen Beziehungen blieb.

[3] Zurzeit Kriegskommissarius, der nachmalige preußische Kultusminister.

[4] Jakob Grimm, der Germanist und Märchensammler, zurzeit Hessen-Kasselscher Gesandtschaftssekretär. Vgl. Ringseis, Erinnerungen I 269.

[5] Die Schwester von Savignys Gattin, Lulu Brentano, war an Bankier Jordis in Paris verheiratet.

Berlin, 10. Dezember 1815.

Herrn Justizrat Heise zu Göttingen. Diesen Brief, liebster Heise, bringt Ihnen mein lieber Freund, Dr Ringseis aus Bayern. Er ist mir sehr teuer, und ich bitte Sie, ihm für seinen wahrscheinlich kurzen Aufenthalt in Göttingen mit Rat und Unterstützung an Hand zu gehen, nötige Bekanntschaften zu verschaffen ꝛc.

Er ist mit Leidenschaft Arzt und kehrt eben aus Frankreich, wo er den Krieg als freiwilliger Feldarzt mitgemacht hat.

Ich grüße Sie aufs herzlichste, ganz Ihr Savigny.

Berlin, 27. Januar 1816.

Mein lieber teurer Ringseis! Durch Freyberg höre ich, daß Sie in Frankfurt sind oder waren. Ich habe Ihnen nach Köln einen großen Brief mit Empfehlung nach Göttingen geschrieben; Adresse Joseph de Groote. Haben Sie ihn nicht dort abgeholt, so schreiben Sie darum dorthin; ich wollte nicht, daß er verloren wäre. Geben Sie mir auch recht bald Nachricht von sich, und vergessen Sie nicht, genaue Adresse auf einige Zeit hinaus beizufügen. Gewohnter löblicher Unordnung nach haben Sie das stets vergessen, und mich dadurch immer mit der Antwort in Verlegenheit gesetzt.

Unser lieber Eichhorn ist recht wohl und jetzt als Geheimer Legationsrat im Auswärtigen Departement in sehr schöner Tätigkeit.

Der Papst hat auf Vermittlung von Preußen sich geneigt erklärt, alle deutschen Heidelberger Mss. (8—900) nach Heidelberg zurückzugeben oder wohin es sonst der König verlange. Was sagen Sie dazu? Ich glaube, wenn man dem Manne noch einmal recht angelegentlich schreibt, wird er auch lutherisch uns zu Gefallen.

Die Gräfin Stolberg [1] ist wieder hier, ziemlich wohl, doch stets in alten, gewohnten Leiden. Sie grüßt Sie herzlich. In Hermsdorf bei ihrer Schwägerin Dohna hat sie Gumppenberg [2] kennen gelernt, der nach Herrenhut gereist war. Alle haben ihn ungemein lieb gewonnen.

Kannes Buch habe ich nun größtenteils gelesen [3]. Er selbst gefällt mir am wenigsten, die Beata Sturmin am besten, auch Hemme Hagen ist sehr merkwürdig.

Vergessen Sie nicht die Geschichte von M. Boos [4]. Vor allem aber vergessen Sie nicht zu schreiben. Gehen Sie nach Heidelberg, so gebe ich Ihnen noch allerlei Nachrichten und Aufträge.

---

[1] Die allgemein hochverehrte Gattin des großen Konvertiten, Sophie geb. Gräfin Redern.

[2] Freiherr Karl v. Gumppenberg, seit Landshut mit Ringseis und Savigny befreundet, 1815 bei Pfarrer Boos in Gallneukirchen und von diesem „erweckt", später zum Protestantismus abgefallen. Vgl. Aichinger, Joh. Mich. Sailer 299 f.

[3] Joh. Arnold Kanne († 1824), Philolog und protestantischer Mystiker. In Betracht kommen hauptsächlich seine Werke: „Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche Christi und für dasselbe" (1815—1822), und: „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen" (1816—1817).

[4] Siehe oben S. 41, A. 2.

Alle Bekannten denken Ihrer mit herzlicher Liebe, aber keiner so herzlich und innig als ich, da ich Sie nicht entbehren kann noch mag.

Berlin, 11. und 12. April 1816.

Mein teurer Ringseis! Ich habe von Ihnen vier Briefe, vom 6., 20. Januar, 29. Februar und 13. März aus Koblenz, Frankfurt und Würzburg, und Sie haben mich es also nicht entgelten lassen, daß ich durch viele Arbeit in diesem Winter abgehalten, so lange nicht geschrieben habe. Dafür danke ich Ihnen recht herzlich. Nicht nur ist mir zu allen Zeiten jede Nachricht von Ihnen sehr erfreulich und erwünscht, sondern es gibt auch Zeiten innerer und äußerer Stagnation, worin das herzliche Wort eines geliebten, auf das Rechte gerichteten Freundes wahrhaft erquickend und heilbringend ist. So stagnierend (also ganz anders als Ihnen) ist mir in dieser letzten Zeit die öffentliche Lage der Dinge vorgekommen und ich habe manchmal Stärkung für meinen guten Mut bedurft.

Daß man Sie in Heidelberg so gut aufgenommen hat, freut mich sehr. Ob Sie sich dort niederlassen wollen, überlegen Sie doch vorher wohl. Ein paar brave Menschen finden Sie da, aber kein Volksgefühl und Volksleben, und das bedürfen Sie. Unter uns gesagt, ich habe Sie dem Oberpräsidenten Grafen zu Solms-Laubach in Köln bei seinem hiesigen Aufenthalt für die Universität Köln genannt und ihn an Heim[1] verwiesen. Dieser Graf ist ein wackerer Mann, und wenn Sie mit diesem meinem Wunsch übereinstimmen, so schreiben Sie gerade an ihn unter der obenstehenden Adresse, berufen Sie sich wegen dieses Schrittes auf mich und legen Sie so viele Zeugnisse bei, als Sie gut finden. Ich glaube Köln würde Ihnen doch ganz anders behagen als Heidelberg. Die Stadt und das ganze Land (dieses katholische, rheinische Preußen) sind herrliche Stoffe. Ist es indessen bloß darauf abgesehen, sich auf kurze Zeit in der Fremde zu üben, und wollen Sie, wie ich glaube und billige, auf jeden Fall bald in das Vaterland zurück, so sind jene Umstände weniger von Wichtigkeit, und es kann dann vielmehr die schon gemachte Universität[2] den Vorzug verdienen. Das Manuskript von M. Boos habe ich noch immer nicht, so sehr ich es mir wünsche.

Wegen Ihrer in Göttingen liegenden Briefe habe ich dorthin geschrieben; vielleicht ist aber die Sache schon längst erledigt.

Die Gräfin Stolberg ist fortwährend leidend und vortrefflich. Sie erkundigt sich nach Ihnen mit vielem Anteil und grüßt Sie herzlich. Kürzlich ist ihr Vater gestorben. Ich habe auch ihre Schwägerin Dohna (geb. Stolberg) und deren Mann kennen gelernt, ausgezeichnete Menschen. Diese hatten im vorigen Herbst in Hermsdorf (bei Dresden) Besuch von Gumppenberg, als dieser nach Herrenhut reiste, und waren äußerst erfreut über ihn. Sie erzählten mir aus seinem Munde die Besorgnis, daß Ihr Kronprinz[3] wohl bigott und ver-

---

[1] Dr Ernst Ludwig Heim, gefeierter Arzt und Hochschullehrer in Berlin, unter welchem Ringseis gearbeitet hatte.

[2] Die Wiedererrichtung der Universität in Köln war erst projektiert, Heidelberg war bereits neu organisiert und im vollen Gange.

[3] Nachmals König Ludwig I.

folgend werden könnte, und dann der wahre echte Glaube aus einer Feindeshand in die andere fallen möchte.

Außerordentlich lieb ist es mir, daß Sie sich mit meiner Schwägerin Meline [1] so zusammengefunden haben. Es ist eine engelreine, fromme Seele, aber ihre Umgebung hat manches Dumpfe, und sie hat nicht genug Freiheit des Geistes, um sich aus eigener Macht darüber zu erheben. Gewiß. Sie können ihr sehr wohl tun, wenn Sie ihr zu Zeiten ein freundliches, stärkendes Wort zusprechen wollen. Sagen Sie mir doch auch aufrichtig, wie Ihnen das Konstitutionswesen in Frankfurt vorgekommen ist und Christians [2] Einmischung darin. Mich dünkt, er hat es unklar und leidenschaftlich angegriffen, und die demokratische Partei weiß nicht sehr, was sie will, hat auch nicht viel Gutes in sich, so viel übrigens ihrerseits gegen die aristokratische einzuwenden sein mag. Christian hat mir mit großem Anteil von Ihnen geschrieben, und ich glaube, Sie können auch ihm in fernerer Verbindung wahren Vorschub leisten. Leider hat er sich in seinem Leben meist mit untergeordneten Menschen befaßt, die er dominierte, und darum ist mir die Liebe, die er zu Ihnen gefaßt zu haben scheint, doppelt erfreulich [3].

Was heißt denn das, daß nach den Zeitungen Feuerbach [4] gerade um die Zeit der Abtretung zum Oberpräsidenten im Salzburgischen Inn- und Hausruckviertel ernannt sein soll? Heißt das, man will ihn mit einer Pension der österreichischen Regierung aufladen? Und was sagen Sie, was sagt das Volk von der Abtretung?

Haben Sie nicht zufällig etwas von Gönner [5] gehört? Ich möchte wohl wissen, warum mir dieser auf meine unglimpfliche Rezension nicht geantwortet hat.

Vergessen Sie ja nicht, mir das weitere wegen Goßners [6] geheimnisvoller Äußerung über Pfetten zu sagen. Sie müssen es, da Sie einmal so viel gesagt

---

[1] Frau v. Guaita in Frankfurt, geb. Brentano.

[2] Christian Brentano, Bruder von Savignys Gattin. Vgl. über ihn diese Zeitschrift LXV 369 f 522 f.

[3] In der Tat hat die Freundschaft mit Ringseis einen völligen Umschwung in Christians Leben herbeigeführt.

[4] Anselm Feuerbach, bekannter Kriminalist an der Landshuter Hochschule, später Vizepräsident in Bamberg und Präsident in München, der sich immer mehr als leidenschaftlicher Liberaler entpuppte. Über den Versuch der bayerischen Regierung, den Mann an Österreich abzuladen, vgl. den Brief von Ringseis an Savigny (13. Juni 1816) bei Ringseis, Erinnerungen I 565 f; Histor.-polit. Blätter XXX 440.

[5] Er hatte 1815 in Erlangen erscheinen lassen: „Über Gesetzgebung und Rechtswissenschaft unserer Zeit." Vgl. oben S. 40 A. 5.

[6] Joh. Ev. Goßner, mit 23 Jahren 1796 zum Priester geweiht, ist in den aftermystischen Bewegungen jener Zeit persönlich wie durch seine Schriften sehr stark hervorgetreten. Er mußte 1819 Bayern verlassen, erhielt eine Anstellung am Gymnasium zu Düsseldorf, wanderte nach Rußland aus und trat, nachdem er 1824 dort ausgewiesen worden, in Berlin zum Protestantismus über 1828, um seine Haushälterin zu heiraten. Er starb als protestantischer Prediger 1858.

haben. Ihren Schmerz über Pfettens Tod kann ich verstehen und ehren. Der Besitz solcher Freunde ist das erste unter den irdischen Gütern, ja es ist nicht ganz irdisch. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß Pfetten[1] in München (wie ich noch ganz kürzlich gehört habe) im Ruf stand, von Montgelas zu allerlei gebraucht worden zu sein, namentlich zum Brieferbrechen. Ihr Vertrauen ist mir ein entscheidender Beweis für ihn, aber ich glaubte, es Ihnen sagen zu müssen, damit Sie noch jetzt für die Ehre seines Namens, soweit Ihre Stimme reicht, sorgen helfen können. Ihre hiesigen Freunde gedenken Ihrer mit herzlicher Liebe und grüßen aufs freundlichste: namentlich das Haus Laroche, Karl Röder und Eichhorn, der wieder recht krank war. Mir aber vergelten Sie bald Böses mit Gutem und schreiben Sie mir schnell wieder. Ihre Briefe sind mir immer erquicklich. Sie haben ein frisches Herz für die Hauptstücke der menschlichen Angelegenheiten, und das erfrischt wieder das eigene Herz.

Ich mache Sie aufmerksam auf „Apostolisches Sendschreiben an die Christengemeinen in Teutschland, so sich evangelisch nennen". 8° Leipzig, Göschen 1815. Es ist viel Gutes darin, obschon die Form gesucht ist. Krummacher soll der Verfasser sein[2].

Den beiliegenden Brief haben Sie wohl Gelegenheit sicher an Sailer zu schaffen[3]. Können Sie ihm auch Gelegenheit zu sicherer Antwort an mich (etwa durch Sie) machen, so schreiben Sie ihm das. Gott erhalte Sie, mein liebster Freund, innerlich und äußerlich gesund, frisch und kräftig in Glauben und Liebe.

Berlin, 24. Juni 1816.

Mein liebster Ringseis! Wir sind um Sie in großer Verlegenheit. Ich schrieb Ihnen vor mehreren Monaten einen großen Brief nach Schwarzhofen[4], genau nach der von Ihnen angegebenen Adresse, und seitdem habe ich nichts von Ihnen gehört. Erkundigen Sie sich doch nach jenem Briefe, wenn Sie ihn nicht erhalten haben sollten. Vorzüglich aber schreiben Sie mir bald und so ausführlich, wie es mein und unser aller herzlicher Anteil an Ihnen zu wünschen wohl ein Recht hat. Schreiben Sie mir recht viel davon, wie Sie es in München gefunden haben, und auch etwas Näheres von Goßners geheimnisvoller Äußerung über Pfetten. Hier ist jetzt ein Freund von Ihnen,

---

[1] Oberpostrat Baron Joseph v. Pfetten vgl. oben S. 41.

[2] Friedrich Ad. Krummacher, zurzeit Superintendent und Oberprediger in Bernburg († 1845), unter dessen zahlreichen Schriften auch verzeichnet steht: „Apostolisches Sendschreiben an die Christengemeinen von dem was not tut zur Kirchenverbesserung in Deutschland, so sich evangelisch nennt." Die Schrift erschien anonym zu Leipzig 1815.

[3] Sailer war infolge seiner vieljährigen freundschaftlichen Beziehungen zu den Häuptern der Aftermystiker, die jetzt wieder mit der weltlichen wie geistlichen Obrigkeit in Konflikt standen, selbst verdächtig geworden und wurde von vielen mit Mißtrauen betrachtet. Savigny fürchtete deshalb für die Sicherheit der Briefe auf der gewöhnlichen Post.

[4] Geburts- und Heimatsort des Dr Ringseis in der Oberpfalz.

Graf Berchem[1]. Er scheint Sie sehr lieb zu haben, auch ein guter Mann zu sein. Aber es liegt ein eigener Unsegen auf dem Hofadel, dem nur wenige entgehen, und so hat auch dieser mehr gemeine diplomatische, als frische und nationelle Ansichten. Ich kann mit ihm nicht einmal bayrisch, geschweige deutsch sympathisieren. — Bei wie vielen Anlässen wird Ihrer gedacht! So z. B. hätte ich gar zu gern mit Ihnen Goethes Buch über den Rhein gelesen, nur um Ihr Gesicht zu sehen bei der Stelle, nach welcher Jupiter königlicher gedacht ist als Gott Vater[2]. Aber solche Genüsse versagt uns das neidische Schicksal. Ob das wohl unter Jupiters Regierung ebenso war? Leben Sie wohl, mein liebster Freund, und lassen Sie bald, bald und viel von sich hören. Frau und Kinder grüßen herzlich, sind wohl, auch der kleine Karl, der nichts von Ihnen weiß.

(Fortsetzung folgt.)

O. Pfülf S. J.

Fra Angelico in neuer Beleuchtung.

Je weiter Ereignisse zurückweichen in den dunklen Schoß der Jahrhunderte, desto unklarer erkennen wir sie und ihre Umgebung, desto unsicherer wird unsere Auffassung, desto schwieriger richtiges Urteil über deren Wert. Der Geist unserer Zeit umgibt uns wie ein Licht oder wie ein Nebel, bringt eine eigene Beleuchtung und verändert das echte Aussehen der Personen und Dinge. Darum bildet jedes Jahrhundert sich seine Vorstellungen und Urteile über geschichtliche Ereignisse. Wie hat man vor 100 Jahren über Franz von Assisi geschrieben? Seine zarte Liebe zur Natur, die ihn bewog, Vögeln zu predigen, Tiere in Feld und Wald als Schwestern und Brüder zu begrüßen, wurde vielfach als kindische

---

[1] Vermutlich der königliche Kämmerer und nachmalige Regierungspräsident Graf Maximilian Karl v. Berchem auf Piesing und Haiming, der 1831 starb. Die Familie, aus den Niederlanden stammend, war 1677 vom Kurfürsten Ferdinand Maria in den bayerischen Adelsstand erhoben. Kaiser Joseph II. erteilte 1772 den Reichsgrafenstand.

[2] Goethe, Über Kunst und Altertum in den Rhein- und Mayngegenden (1816). 1. Heft S. 139: „Die neue Religion [= das Christentum] bekannte einen obersten Gott, nicht so königlich gedacht wie Zeus, aber menschlicher. . . .“ Vgl. A. Baumgartner, Goethe III[2] (1886) 193 f.

Geschmacklosigkeit behandelt; heute erwirbt sie ihm Anerkennung. Ja manche deutsche und französische Protestanten möchten diesen echten Sohn des 13. Jahrhunderts hinstellen als eine dem modernen, pantheistischen Fühlen nahestehende Persönlichkeit. Wer beachtete vor 100 Jahren die über seinem Grabe erbaute Doppelkirche? Heute gilt sie mit ihren Gemälden als eines der wichtigsten Denkmäler Italiens.

Ist es unter solchen Umständen auffallend, daß sich auch bei Wertschätzung des Fra Giovanni neue Anschauungen Bahn brechen? Mit dem seraphischen Heiligen Umbriens soll auch dieser frömmste Maler der schönen Arnostadt gleichsam verweltlicht werden. Legte man vordem Nachdruck darauf, der Frate von Fiesole sei durch englische Reinheit und lichte Klarheit seiner Werke den Himmelsbewohnern so ähnlich gewesen, daß er den Namen Angelico verdient habe, so wird heute sein sittlicher Wert zu Gunsten des künstlerischen Talentes in den Hintergrund gerückt. Beispielsweise schreibt Langton Douglas in der 2. Auflage einer 1902 zu London veröffentlichten Lebensbeschreibung unseres Malers: „Einige Dominikaner, welche Zeitgenossen des Fra Giovanni waren, haben die Nachrichten über dessen Leben zurechtgelegt. Weil sie die Gutherzigkeit, Demut und Liebenswürdigkeit im Benehmen ihres Mitbruders gesehen und hochangeschlagen hatten, stellten sie ihren Fra Angelico als Ordensmann und katholischen Heiligen hin. Sie belehren uns in ihren Erzählungen (die Vasari aufgezeichnet hat) über jene Seite seines Seins, welche einfachen Seelen voll mönchischer Beschränktheit am meisten zusagt.

„Aber dieser Dominikaner-Maler war nicht nur ein Heiliger mit einem glücklichen Talente zum Illustrieren. Er war nicht allein ein Verfertiger religiöser Bilder, sondern vor allem ein Künstler, ein Künstler bis zu den letzten Fingerspitzen. Er besaß in einem Leibe zwei an und für sich wenig zueinander passende, selten in derselben Persönlichkeit vereinte Eigenschaften: Kunstfertigkeit und Heiligkeit. An erster Stelle war er Künstler, freilich ein Künstler, bei dem es sich traf, daß er ein Heiliger war."

Der wesentliche Unterschied zwischen der älteren und neueren Auffassung liegt darin, daß man früher die sittliche Höhe des Charakters des Malers von Fiesole als Grund der wichtigsten Vorzüge seiner Werke ansah, während jetzt sein technisches Können in den Vordergrund gestellt wird.

Ein etwas anderer Gedankengang hat zur Frage geführt, ob Fra Giovanni als letzter großer Vertreter der mittelalterlichen Kunst in Italien

anzusehen sei oder als einer der ersten Bahnbrecher der Renaissance, somit auch der neueren Kunst. Den Augen älterer Kunstfreunde erscheint er wie die scheidende Sonne, welche ihre letzten Strahlen sammelt, um Licht und Farbe über das weite Meer zu ergießen, seinen Grund blau zu färben, die aufsteigenden Wellen mit Rot zu durchleuchten und deren Kämme zu vergolden.

Moderne Forscher ziehen es vor, die Entwicklung der neueren Kunst mit dem Lichte der aufgehenden Sonne zu vergleichen, das sich in sehr farbenreichen Tönen ankündet, aber immer heller wird, um zuletzt die einfache Wirklichkeit der Dinge in glänzender Wahrheit ihres Seins und in ihren eigenartigen, ungeschminkten Farben erkennen zu lassen.

Wo liegt die Wahrheit? Die rechte Antwort wird man am sichersten erkennen, wenn man die Werke des Meisters aufmerksam prüft. Dieses ist heute nicht mehr so schwer; denn die neuere Kunstforschung hat durch viele gründliche Untersuchungen zuvörderst fast alle erhaltenen Arbeiten des Fra Giovanni bekannt gemacht, dann unter den früher ihm zugeschriebenen eine Anzahl als Erzeugnisse seiner Schüler oder Nachahmer erkannt und nach Gebühr mehr oder weniger beiseite gestellt, endlich über die Zeit der Entstehung mancher Bilder feste chronologische Anhaltspunkte gewonnen. Leider vermag sie auch heute noch nicht bestimmt auszusprechen, wer sein Lehrer gewesen sei, Starnina oder Lorenzo Monaco oder irgend ein unbekannter Meister. Daß er aber aus der Künstlerschaft von Florenz emporwuchs, ist klar.

Die erste Periode seiner Wirksamkeit beginnt mit einer Verkündigung, welche um 1410 zu Cortona entstand, als er, etwa 25 Jahre alt, sein Noviziat vollendet und das Studium der Philosophie begonnen hatte. Es zeigt ihn zwar bedeutend, aber in einer jugendlichen Frische, die einerseits sich zum genialen Fluge erhebt, anderseits jedoch die technischen Schwierigkeiten noch nicht so zu überwinden versteht, wie das gereifte Alter durch die Erfahrung lernte. In diesem Bilde vergißt Gabriel, der als Bote Gottes vor die auserwählte Jungfrau hintritt, in etwa seine Würde, indem er seine Rede durch beide Hände zu veranschaulichen sucht. Mit zwei erhobenen Fingern der Linken weist er hin auf die Taube des Heiligen Geistes, welche über Maria herabsteigt, mit dem Zeigefinger der Rechten auf die reinste Jungfrau selbst, die vor ihm sitzt und zum Zeichen der Bereitwilligkeit beide Hände vor der Brust kreuzt, indem sie mit ruhiger Anmut ihre Augen auf ihn heftet. Der Ring am zweiten Finger ihrer Hand ist

demjenigen nachgebildet, welcher zu Perugia als Verlobungsring Marias gezeigt wurde. Der durchsichtige Schleier aber, mit dem das Haupt der Jungfrau bedeckt ist, soll an jenen erinnern, den man zu Assisi verehrte. In späteren Bildern ließ der Maler Schleier und Ring weg. Weil er aber von Cortona aus die benachbarten Kirchen von Perugia und Assisi besucht hatte, wollte er den dortigen Reliquien in diesem ersten Bilde den Tribut seiner Liebe weihen. Er hat dies Bild der Verkündigung bis auf die letzten Einzelheiten so fein und zart ausgeführt, daß es ebensosehr für seine Liebe und Sorgfalt als für seine Muße zeugt. Nichts drängte ihn. Als Anfänger wollte er hier für sein Kloster das Beste schaffen, was er vermochte.

In fünf köstlichen Bildchen schildert er im Untersatz der Tafel die Vermählung und Heimsuchung Marias, die Anbetung der Könige und die Opferung Christi, endlich den Tod der Gottesmutter. Einige trefflich beobachtete Züge erhöhen deren Wert. Bei der Heimsuchung schaut Elisabeths Magd neugierig und verstohlen zu, indem sie sich hinter die Haustüre zu verstecken sucht. Sie gehört trotz ihrer dienenden Stellung zur Familie, teilt deren Leiden und Freuden, will darum sehen, wer zum Besuche das Gebirge hinanstieg. Bei der Anbetung der Könige reicht der älteste der Könige mit liebenswürdiger Freundlichkeit dem hl. Joseph die Hand, der sie ergreift, um den hohen Gast zu bewillkommnen.

Während der zweiten Periode seiner Wirksamkeit, zu Fiesole (1418—1436), gesellen sich immer mehr Engel und Heilige zur Königin des Himmels, zur Mutter Gottes, die er in innigster Hingabe voll mystischer Begeisterung im Schimmer der Verklärung darstellt. Seine Engel werden immer lieblicher und bewegter, begnügen sich nicht, Christus und Maria durch Gebet, Gesang und Musik zu ehren, sondern beginnen im Reigentanz um den Thron der Herrlichkeit sich zu bewegen, wie einst David in heiliger Freude vor der Arche tanzte. Ja, in Bildern des Gerichtes nehmen sie Auserwählte auf in ihre Reihen, um mit ihnen voll Jubel unter melodischem Gesang aufzusteigen zu der Pforte des himmlischen Jerusalem. Er malte zu Fiesole die beiden Darstellungen der Krönung Marias, welche jetzt im Louvre zu Paris und in den Uffizien zu Florenz hängen, worin Christus und Maria von zahlreichen Engeln und Heiligen umgeben sind, das Bild des Jüngsten Gerichtes, welches aus Sta Maria degli Angeli in die Galerie der Akademie zu Florenz kam, und die Tafel des Hochaltars zu Fiesole, worin vier Heilige und acht Engel die Gottes-

mutter begleiten, während in der Predella nicht weniger als 250 Engel und Heilige des Alten und Neuen Bundes den Triumph des siegreichen Heilandes feiern. Auch die vier in Fiesole für die Dominikaner in Sta Maria Novella zu Florenz gemalten Reliquiare haben viele kleine Figuren. In dem bekannten, 1433 begonnenen Triptychon der Flachshändler sind die zwölf Engel der Umrahmung weit mehr bekannt und beliebt als die großen Figuren der Gottesmutter, des Vorläufers und des hl. Markus, des Patrons der Auftraggeber. Die drei Bildchen der Predella unter diesem Triptychon stellen die Anbetung der Könige und zwei Szenen aus dem Leben des hl. Markus dar und sind wieder durch viele Figuren ausgezeichnet.

Man hat behauptet, Fra Giovanni habe in diesen Bildern seiner zweiten Periode so viele kleine Gestalten gegeben, weil er von der Miniaturmalerei zur Tafelmalerei aufgestiegen sei. Doch läßt sich ein solches Übergehen von der Buchmalerei zur höheren Kunst nicht beweisen. Er wollte viel sagen und glaubte dies durch viele Figuren am ersten zu erreichen.

Aus Fiesole an die Ufer des Arno übergesiedelt (1436), schlägt der Maler in seiner dritten Periode unter dem Einflusse des hl. Antonin andere Saiten an. Die fröhlichen, jugendfrischen Himmelsgeister, deren Kleider vergoldet waren von den Strahlen der aufgehenden Sonne, die glänzten gleich den Tautropfen in den blumenreichen Gärten des schönen Florenz, treten zurück. Er begnügt sich, weit weniger Figuren in seine Werke einzuführen, bildet dieselben größer und gibt ihnen durch Ausdruck und Mienenspiel, Haltung und Stellung noch bedeutenderes Gewicht. Die trefflichsten Fresken der Gänge und Wände von S. Marco enthalten fast niemals viele Gestalten. Man erinnere sich nur an die Bilder, worin die Emmausjünger den Herrn nötigen, als Gast mit ihnen einzukehren, an die wundervolle Anbetung des Gekreuzigten durch den hl. Dominikus, an die beiden Bilder der Verkündigung im oberen Stockwerk, an die Verklärung und Verspottung Christi, worin Köpfe die Stelle ganzer Gestalten vertreten, an den Besuch der Frauen beim Grabe und die Erscheinung des Erstandenen vor Magdalena, welche alle eingehend behandelt sind in dieser Zeitschrift XLIV 220 f und 333 f, sowie in dem Buche des Schreibers dieses Aufsatzes: „Fra Giovanni Angelico da Fiesole, sein Leben und seine Werke“, Freiburg 1895, Herder. Beachtenswert ist vor allem das Fresko der Krönung Marias im Kloster S. Marco; denn in ihm fehlen Engel ganz; nur sechs Heilige knien unten. Trotzdem ist der Eindruck ein nach-

haltigerer als selbst in der mit Figuren und Farben so reich ausgestatteten Krönung der Uffizien, welche ihrerseits die aus Fiesole nach Paris entführte Krönung schon darum übertrifft, weil viel Beiwerk wegfiel und das Ganze zu einfacherer Großartigkeit gesteigert wurde.

Das Hauptwerk dieses Zeitabschnittes ist die großartige Darstellung der Klage um den Gekreuzigten im Kapitelsaal seines Klosters S. Marco. Sie füllt die hintere Wand und hat, weil die Decke des Saales niedrig und gewölbt ist, die Form eines halben Kreises. In ihrem breiten, halbkreisförmigen Rahmen finden wir acht hervorragende Männer des Alten Bundes, welche über Christi Leiden weissagten: Jakob, Job, David und Zacharias mit den vier großen Propheten, zu denen sich zwei Zeugen der Heidenwelt gesellen: Dionysius der Areopagit und die Erythräische Sibylla, während oben ein Pelikan mit seinem Herzblute seine Jungen nährt, um Christi hingebende Liebe zu versinnbilden.

Das Freskobild selbst wird durch das hochaufragende Kreuz in zwei Hälften zerlegt. Zur Linken des Erlösers knien im Vordergrunde sechs Heilige, hinter ihnen stehen fünf weitere. Es sind die großen Förderer und Stifter des abendländischen Ordenslebens: Ambrosius, Augustinus und Hieronymus, Benedikt und Bernard, Romuald und Gualbertus, Franziskus und Dominikus mit seinen Söhnen Petrus Martyr und Thomas von Aquin. Zur Rechten des Heilandes stützt Johannes mit Magdalena und einer andern Maria die tiefbetrübte Gottesmutter. Dieser Gruppe schließen sich an die hll. Johannes der Täufer, Markus, Laurentius, Kosmas und Damian, die Patrone des Klosters und seiner hohen mediceischen Gönner.

Alle diese um das Kreuz gesammelten Heiligen klagen und weinen mit jenen Vertretern des Judentums und des Heidentums über den blutigen Tod des Gotteslammes. Der Täufer weist aber mit seinem Zeigefinger nicht auf den Herrn hin, sondern auf dessen Mutter, fragt also gleichsam mit dem Stabat mater:

„Wer könnt' ohne Tränen sehen
Christi Mutter also stehen
In so tiefen Jammers Not?
Wer nicht mit der Mutter weinen,
Seinen Schmerz mit ihrem einen,
Leidend bei des Sohnes Tod?“

Was Jacopone da Todi von Maria sagt, gilt von allen hier um das Kreuz versammelten Heiligen. Durch die Leiden des Martertodes

oder eines der christlichen Vollkommenheit ergebenen Lebens standen sie dem Gekreuzigten näher, haben sie darum sein bitteres Leiden in inniger Liebe mitgefühlt.

„Welch ein Weh der Auserkornen,
Da sie sah(n) den Eingebornen,
Wie er mit dem Tode rang!
Angst und Trauer, Qual und Bangen,
Alles Leid hielt sie umfangen,
Da er mit dem Tode rang."

Wohl niemals sind die verschiedenen Arten des Mitleides mit dem Herrn und der Trauer um sein Hinscheiden in so eindringlicher und verschiedenartiger, zugleich in so würdiger, maßvoller Weise geschildert worden als in diesem Bilde des Kapitelsaales. Wie paßt es in diesen Raum, den es beherrscht, einen Raum, worin die Dominikaner sich über kleinere, in der Nachfolge des Gekreuzigten aus menschlicher Schwachheit begangene Fehler mit dem Maler vor dem hl. Antonin anklagten, um sie zu beweinen und zu sühnen. Hier hörten sie nach der Ablegung des Schuldbekenntnisses die Lesung ihres Martyrologiums, worin die Namen der unter dem Kreuze dargestellten Heiligen hervorgehoben waren, an die sich dann die Erwähnung anderer Heiligen und Seligen des Ordens anschloß, welche in einem unter dem großen Bilde angebrachten Streifen in 17 Brustbildern dargestellt sind.

Nach Vollendung dieser großen Klage um den Gekreuzigten schilderte Angelico in einem von Lorenzo Monaco begonnenen Tafelbilde die Trauer bei der Abnahme des Fronleichnams vom Kreuze. Es sollte nicht nur Ordensleute in ihrem einfachen Kapitelsaale, sondern alle Einwohner von Florenz beim Besuche der Dreifaltigkeitskirche mit Liebe und Verehrung zum Leiden des Herrn erfüllen. Darum geht es mehr ins einzelne ein, ist farbenprächtiger und weit sorgfältiger durchgearbeitet.

Aber in all das Weinen der Heiligen, welche im Kapitelsaale den Gekreuzigten beklagen, in die Seufzer, welche der Abnahme vom Kreuze folgten, mischt sich doch immer ein leises Klingen des Osterjubels. Fra Angelico war nicht geschaffen, um beim Miserere und Dies irae stehen zu bleiben. Wenn er auch mit seinem Pinsel den Tönen des Stabat mater gefolgt war, endete er doch immer mit einem Magnifikat demütiger, aber begeisterter Liebe. Darum gingen aus seiner Werkstatt zu S. Marco auch wieder herzgewinnende Marienbilder hervor, besonders die beiden wertvollen Altartafeln für die Kirchen von S. Marco und Bosco bei Florenz,

sowie das große Freskobild im oberen Stockwerke der Klostergänge von S. Marco. In jedem dieser drei Gemälde thront Maria mit ihrem Kinde vor einer im reichen Stile der Renaissance entworfenen Nische zwischen Heiligen. Unter den um 1445 in kleinerem Maßstabe ausgeführten Bildern verdient der große Zyklus mit Darstellungen aus Jesu Leben die Palme. Ursprünglich füllte er die Türen des Silberschrankes der vielbesuchten Kirche der Santissima Annunziata (der vom Verkündigungsengel begrüßten heiligsten Gottesbraut) zu Florenz. Konnte er, nachdem Jesu Leiden und Sterben sein Gemüt so tief ergriffen, seinen Pinsel so großartig geleitet hatten, höher steigen, noch größer werden?

Begeisterte Schilderungen himmlischer Schönheit fesselten ihn zu Cortona und Fiesole; im lebensfrohen Florenz, das sich allzusehr dem weltlichen Treiben mit allen seinen ungeordneten Leidenschaften hingab, versenkte er sich in den Ernst des Kreuzes, um Entsagung zu betonen. Zu Rom wurde er im letzten Abschnitt seines Lebens zum Diener der Barmherzigkeit; denn der von ihm im Arbeitszimmer des Papstes dargestellte hl. Stephanus unterrichtet die Unwissenden, während der hl. Laurentius Almosen verteilt. In der Hauptstadt der Christenheit finden wir ihn auf dem Gipfel seines Kunstvermögens. Er steigerte dort in der Bemalung des Arbeitszimmers Nikolaus' V. seine in den Wandmalereien von S. Marco entwickelten Vorzüge. Aber im Vatikan sowie in den Gewölben der Kathedrale von Orvieto, an denen er 1447 während der heißen, zu Rom unerträglichen Sommermonate arbeitete, begnügte Fra Giovanni sich nicht mit Darstellung weniger großer, trefflich gezeichneter und charakterisierter Figuren. Er vermehrte deren Zahl, gab ihrem Hintergrunde bedeutendere Bauten und Landschaften, die er in besseres Verhältnis setzte zu seinen Figuren. Hatte er bereits bei einigen seiner Tafelgemälde zu Florenz aller Wahrscheinlichkeit nach Porträts der Zeitgenossen eingefügt, so tat er dies in Rom häufiger. Die Bildnisse des Papstes, der Vertrauten und hervorragenden Würdenträger desselben durften im Vatikan um so eher in die Fresken aufgenommen werden, weil die heutige Kapelle der hll. Stephanus und Laurentius ursprünglich zum Arbeitszimmer des Papstes bestimmt war und als solches ausgemalt wurde. Dem Zeitgeschmack folgend, hatte Nikolaus V. solche Porträts erwartet und verlangt.

Vergleicht man drei von Fra Angelico gemalte Bilder einer Predigt, so tritt sein Entwicklungsgang klar hervor. Das erste finden

wir in der Predella des wohl während der ersten Periode, spätestens während der zweiten zu Fiesole gemalten Altarbildes von Perugia. Dort erklärt ein Bischof die Worte des Herrn: „Verkaufe alles. Gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben.“ Die Kanzel ist neben der Fassade einer Kirche in einer Straße aufgestellt. Vor ihr sitzen sechs Frauen, und zwar so, daß man von vier derselben nur den Rücken erblickt, von zweien einen kleinen Teil des Antlitzes. Hinter ihnen stehen zwei Männer bei dem jugendlichen hl. Nikolaus, den der Redner bewegen wird, sein Vermögen unter die Armen zu verteilen. Die Form der Gebäude rings um den Platz, auf welchem die Predigt gehalten wird, zeigt zwar den Versuch, mit den Bestrebungen der zeitgenössischen Architekten Schritt zu halten, verrät jedoch die Hand eines in der Baukunst noch unerfahrenen Anfängers, der vielerlei Gliederungen verwendet, ohne den großen Linien die Herrschaft zu verleihen.

In der Predella des berühmten, zu Fiesole vollendeten Triptychons der Flachshändler ist, der damaligen Richtung des Meisters entsprechend, die Zahl der Zuhörer gesteigert und die Kanzel des hl. Petrus frei auf einem großen, von viel bedeutenderen Gebäuden eingefaßten Platz aufgestellt. Vor dem Prediger sitzen jetzt acht Frauen auf dem Boden. Nur drei wenden dem Beschauer den Rücken zu; die übrigen zeigen die rechte oder linke Seite oder sind ganz von vorne aus sichtbar. Zur Rechten wie zur Linken stehen Männer beim hl. Markus, welcher die Lehren des Apostelfürsten aufschreibt. Wie dieses Bild in allem das an erster Stelle genannte überbietet, so wird es weit übertroffen durch die im Vatikan dargestellte Predigt des hl. Stephanus. Der heilige Diakon steht nicht auf einem die halbe Gestalt des Redners verdeckenden Predigtstuhl, sondern ist in voller Figur sichtbar, weil er sich vor die Türe einer Kirche hinstellte. Er macht einen viel sprechenderen Gestus als jene beiden ersten Prediger. Vor ihm sitzen sechzehn Frauen. Nur eine ist in der Rückenansicht gegeben, die übrigen erscheinen in den verschiedensten Haltungen; eine hat sogar ihr Söhnchen bei sich und bestrebt sich, es ruhig zu halten. Sechs Männer stehen in dem durch zwei bedeutende Paläste gebildeten Hintergrunde.

Es wäre leicht, an den Bildern des Gerichtes, dessen letztes und bestes, wohl zu Rom entstandenes, jetzt in Berlin hängt, an den Darstellungen der Verkündigung und der Anbetung der Könige, besonders an den Madonnenbildern die fortschreitende Entwicklung des Meisters darzulegen. Doch würde dieses ohne Hilfe von Abbildungen ermüden und zu weitläufig werden.

Durch die unleugbare Tatsache, daß Fra Angelico sich stets sittlich und künstlerisch vervollkommnete, keineswegs zu Rom als gebrochener Greis arbeitete, werden die Versuche hinfällig, ihm die besten zu Orvieto und Rom gemalten Figuren abzusprechen, um sie dem Benozzo Gozzoli zuzuschreiben. Der zu diesem Behufe aufgestellte Beweisgang läßt sich also zusammenfassen:

In den Gemälden der vatikanischen Kapelle finden sich treffliche Einzelheiten, für die sich in den zu Florenz, Fiesole und Cortona ausgeführten Bildern des Meisters etwas Ähnliches nicht aufweisen läßt.

Ähnliche Einzelheiten trifft man dagegen in Bildern des Benozzo Gozzoli.

Also hat letzterer jene in Frage stehenden Teile der vatikanischen Fresken gemalt.

Douglas weist diese von Wingeroth befürworteten Zersetzungsversuche nicht ohne Geringschätzung und nicht ohne Mißfallen an der in Deutschland beliebten Kunstkritik ab. Sein Gegenbeweis lautet:

Stetig hat Fra Angelico sich weitergebildet. Darum finden wir in Rom vortrefflichere Figuren und Kompositionen als in vorhergegangenen Schöpfungen, doch lassen sich die Keime zu den Fortschritten in früheren zu Cortona, Fiesole und Florenz vollendeten Werken deutlich nachweisen.

Daß Benozzo viele Anklänge an Arbeiten seines Meisters bietet, kann nicht auffallen, weil er ihn eben nachahmte. Er zog als dankbarer und gelehriger Schüler Nutzen aus den Vorarbeiten seines Lehrers, hat ihn jedoch wegen seines geringeren Talentes niemals erreicht, geschweige denn überboten.

Man muß also den Versuch abweisen, ihm die besten Einzelheiten der vatikanischen Fresken zuzusprechen, darf ihn nur als Gehilfen behandeln, der in diesen Fresken ganz gute Sachen zweiten Ranges unter Fra Giovannis Anleitung gemalt hat, wie bis dahin von den besten Kennern behauptet worden ist.

Bei Beantwortung der Frage, inwieweit Benozzo seinen Lehrer unterstützt habe, kommt es besonders darauf an, die bis dahin nicht genugsam betonte Tatsache, daß Fra Giovanni sich bis zu seiner Übersiedelung nach Rom rastlos weitergebildet hat, festzuhalten. Sie verdient darum noch eingehender erläutert zu werden.

Weil im 15. Jahrhundert zu Florenz und Rom die Architekten eine so hervorragende Rolle spielten, daß selbst Michelangelo und Raffael glaubten, als Baumeister auftreten zu müssen, konnte Fra Giovanni der damaligen

Entfaltung neuer Bauformen nicht teilnahmslos gegenüberstehen. In seinem zu Fiesole gemalten, jetzt im Louvre zu Paris hängenden Bilde der Krönung Marias läßt er den Herrn unter einem gotischen, auf gewundenen Säulen ruhenden Baldachin thronen. In diesem Baldachin aber ahmte er einen 1390 entstandenen nach, unter dem zu Florenz an der schönen Kapelle Orsanmichele (Sankt Michael im Garten) die Gottesmutter mit ihrem Kinde thront. Sein Pariser Bild hat er dann für die Dominikanerkirche Sta Maria Novella zu Florenz unter Beihilfe eines Schülers in einer kleinen Reliquientafel bedeutend vereinfacht und verkleinert. Bei dieser Umarbeitung wandelte er den großen und reichen gotischen Baldachin in einen sehr einfachen in Renaissanceformen gehaltenen um.

Einen weit reicheren Renaissancebaldachin fügte er in das für Cortona gemalte Bild ein, worin Maria zwischen Engeln und Heiligen thront. Doch vermochte er in dessen Aufbau die Anhänglichkeit an die ererbten Formen der italienischen Gotik nicht ganz zu überwinden, indem er neben der Gottesmutter noch gewundene Säulen aufsteigen läßt. Eine starke Anlehnung an die neue Geschmacksrichtung liegt aber darin, daß der Architrav mit Girlanden besetzt ist. Ähnliche Girlanden sind in der von Angelico für Perugia gemalten Altartafel nicht nur zur Verzierung des Thrones der Gottesmutter, sondern auch in den Architraven verschiedener Gebäude der Predellenbildchen verwendet.

Alle gotischen Formen sind abgestreift in der zu Fiesole für das Kloster Annalena entstandenen Altartafel. Der Meister verwendet in ihr die neuen, zu Florenz so sehr bevorzugten Formen nicht ohne sichtliches Behagen und in einem gewissen Übermaß, weil auch er von der Mode hingerissen wird.

In der zu Florenz nicht vor 1439 gemalten Altartafel für die Kirche von S. Marco hat Angelico sein bestes Können aufgewendet, und wohl mit Hilfe seines Freundes, des Architekten Michelozzo, alles besser abgewogen und den Architrav auf gut gebildete Pfeiler gestützt. Im großen Freskenbilde des oberen Klosterganges von S. Marco, in dem Maria zwischen acht Heiligen thront, wurde die Architektur des Baldachins noch feiner abgewogen und nach den Seiten hin fortgesetzt. Am reichsten und vornehmsten ist die Nische mit ihrer Rückwand im Vatikan entwickelt in dem Bilde, worin der hl. Laurentius vor den Kaiser Decius geführt wird. Sie ist so gut gezeichnet, daß kaum bezweifelt werden kann, hervorragende päpstliche Architekten hätten dem Maler mit Rat und Tat zur Seite ge-

standen und mit ihm die alten Monumente der Cäsaren studiert, um dem Geschmacke des baulustigen Papstes Nikolaus auch durch gemalte Architekturen zu entsprechen.

Bereits in dem jetzt im Besitz der Galerie zu Madrid befindlichen Bilde der Verkündigung hat der Frate die äußere Seite der Halle, in welcher Gabriel zu Maria hintritt, mit zwei runden, aufgelegten Scheiben verziert. Vertiefte Medaillons, aus denen sich oft ein Brustbild heraushebt, waren in Italien bereits im 14. Jahrhundert beliebt. Solche Zierscheiben aber soll erst Brunelleschi in Nachahmung des Vestatempels von Tivoli zur Belebung seiner Architrave verwendet haben. Beachtenswert sind auch in Angelicos Bildern ionische Kapitäle, weil das erste ionische Kapitäl zu Florenz uns in jenem Tabernakel der genannten Kirche Orsanmichele entgegentritt, worin die Figur des hl. Thomas steht, der seine Rechte in Jesu Seitenwunde legt. Es soll 1425 vollendet worden sein, und zwar nach einigen von Michelozzo, Angelicos Freund, dem Baumeister des Klosters und der Kirche S. Marco.

Diese Tatsachen zeigen, daß Fra Giovanni die Leistungen der berühmten Baumeister seiner Zeit sehr aufmerksam beachtet hat. Wenn er in ihren Werken Neues fand, das gefiel, fügte er es auch, soweit es dem Zwecke entsprach, in seine Bilder ein, ohne jedoch hierin zu weit zu gehen. Nie hat er aber gleich andern Malern jener Zeit Bilder mit Kleinigkeiten überladen; denn im Maßhalten lag ein großer Teil seiner Verdienste.

Es wird nun berechtigt sein, Gemälde, worin die Formen der Renaissance besser verstanden und richtiger wiedergegeben sind, später anzusetzen als andere, in denen sie noch unbeholfen verwendet werden, weil z. B. der Umfang der Säulen zu dünn, also der Aufbau nicht standfest erscheint. Dagegen scheint die Behauptung unannehmbar, alle Bilder, in denen Renaissanceformen auftreten, seien später als jene, worin sich noch gotische Anlagen zeigen, Angelico habe also plötzlich mit der Gotik gebrochen und sich der Renaissance ausnahmslos hingegeben. Ist doch z. B. die zweite Altartafel von Cortona mit ihren fünf Spitzbogen und ihren drei aus Kreisteilen gebildeten Aufsätzen noch ganz gotisch. Trotzdem thront in ihrer Mitte die Gottesmutter vor einer Renaissancenische. Ebenso hat das Reliquiar, worin Marias Krönung dargestellt ist, einen gotischen Rahmen, aber einen Renaissancebaldachin.

Wie nicht alle Bilder mit Verwendung gotischer Formen älter sein müssen als jene, worin der Stil der Renaissance sämtliche Bauteile beherrscht,

so wird man auch vorsichtig sein müssen bei Datierung jener mit Girlanden oder Scheiben besetzten Architrave oder der Säulen mit ionischen Volutenkapitälen. Wenn wir heute zu Florenz keine solchen Kapitäle oder Architrave vor 1425 nachzuweisen vermögen, dürfen wir doch nicht mit Sicherheit behaupten, Fra Angelico habe vor jenem Jahre solche nicht gesehen, also nicht nachgeahmt. Konnten doch Architekten, beispielsweise Michelozzo, im freundschaftlichen Verkehr dem Maler Skizzenbücher zeigen und ihm erlauben oder ihn sogar veranlassen, deren Motive für Bilder zu verwenden, ehe sie selbst diese Motive an Bauentwürfen verwerteten und wirklich ausführten. Masolino malte in den 1428 vollendeten Fresken zu Castiglione bei Mailand nicht nur Kapitäle mit Voluten, die den ionischen gleichen, sondern verzierte auch Architrave mit reichen, von Putten getragenen Girlanden. Solche Putten mit Girlanden hat Jacopo della Quercia bereits 1409 am Grabmal der Ilaria del Caretto im Dome zu Lucca auf die architravartig gebildeten Seitenflächen gestellt. Putten mit solchen Girlanden werden aber doch später anzusetzen sein als Girlanden allein. Solche Girlanden fanden Maler wie Bildhauer an vielen antiken Denkmälern Italiens. Wenn einmal Nachahmung des Altertums auf der Tagesordnung stand, dann konnten diese und jene unabhängig voneinander Architrave mit Girlanden auf ionische Säulen legen, weil ihnen solche Gebilde bei klassischen Denkmälern häufig entgegentraten.

Im Bilde der Pariser Krönung, worin der gotische Baldachin vorkommt, ist Angelicos Komposition noch durch Dreiecke bestimmt, deren Seiten auf die Stellung der Figuren und die Lage der Köpfe von maßgebendem Einflusse sind. Schon in der Krönung der Uffizien, einer bedeutend verbesserten Wiederholung der Pariser, geben dagegen größere und kleinere konzentrische Kreise die Leitlinien. Kreise bestimmen auch die Anlage der Krönung in einer Zelle von S. Marco sowie anderer Bilder. Sie scheint er in späteren Zeiten beim Aufbau der Komposition lieber verwendet zu haben als Dreiecke.

Wie sich in der Komposition und in der Wiedergabe der Architekturen ein Fortschreiten kundtut, so auch in der Behandlung der Landschaft. Fra Angelico ist nach Douglas und nach Guthmann, der „die Landschaftsmalerei der toskanischen und umbrischen Kunst von Giotto bis Raffael" in einem lehrreichen Buche jüngst darstellte, der erste, welcher in seinen Bildern wirkliche Landschaften wiedergab, der erste, welcher in seinen Gemälden die Madonna in eine Landschaft setzte. Er hat demnach die Bahn er-

öffnet, bei deren Weiterbau Lionardo und Raffael ihre lieblichsten Werke schufen. Bereits in dem Untersatz seines ersten Bildes, der Verkündigung, hat Angelico zu Cortona bei der oben erwähnten Heimsuchung die Umgegend jener Stadt mit dem Trasimenischen See geschildert. Später hat er dieselbe Gegend im Zyklus der Annunziata bei der Kreuzigung im Hintergrunde wiederholt.

Wer mit Verständnis die Reihe seiner Bilder durchgeht, freut sich, in einer der Tafeln von Cortona, wo die Pflege der Rosen mit großer Liebe besorgt wurde, zu sehen, wie Engel der Gottesmutter, der geistigen Rose, Rosen darbieten. Im Altarbilde von Perugia halten zwei Engel Körbchen mit Rosen und stehen drei Vasen mit solchen Blumen vor dem Throne. In vielen Bildern hat Fra Giovanni den Vordergrund als Gartenbeet behandelt, worin allerlei Blumen und Blüten ihre Farbenpracht entfalten, in andern erheben sich im Hintergrund vielerlei Bäume mit einer für jene Zeit beachtenswerten Naturwahrheit. Hinter ihren Wipfeln aber schweift der Blick über Berg und Tal in weite Ferne, worin bereits die Luftperspektive mit ihren feinen, dämmerungsreichen Tönen nicht ohne Erfolg angedeutet wird.

Die Werke des engelgleichen Malers, des Ordensbruders des Engels der Schule, erstrahlen immer heller im Lichte der Wahrheit. Er setzte seinen Fuß immer fester auf diese Erde, beobachtete mehr und mehr die leblose Natur und gab sie immer richtiger in seinen Bildern wieder. Tiefer und tiefer ergründete er das Treiben der Menschen, ihr Auftreten schilderte er immer lebenswahrer. Er drang ein in ihre Herzen. Lange Lebenserfahrung hatte ihm gezeigt, daß der Jubel jugendlicher Begeisterung nicht ausreicht, daß hier auf Erden das Kreuz keinem fehlt und daß man seinen geprüften, leidenden Mitmenschen durch Werke geistiger und leiblicher Barmherzigkeit helfen soll. Am Abende seines Lebens konnte er sagen, was seine Grabschrift noch heute zu Rom wiederholt:

> „Nicht sei's mir zum Ruhm, daß ich war wie ein anderer Apelles,
> Sondern, daß ich allen Gewinn, Christe, den deinigen gab;
> Denn andere Werke gelten der Erde, andere dem Himmel."

Was ist Fra Giovanni gewesen? War er ein großer Maler, ein anderer Apelles, der zufälligerweise bei seinen Ordensbrüdern als Seliger gilt, oder war er ein wahrer Christ, der als Maler Gott dienen wollte aus ganzer Seele und mit allen seinen Kräften? Welchem Umstande verdankt er seinen bleibenden Ruhm? Gewiß würde er in der Kunstgeschichte

eine Stelle weder einnehmen noch verdienen, wenn er kein großer Künstler gewesen wäre. Ein großer Künstler wird man aber nicht durch Talent und Genie allein, nicht durch Gottes Gnade ohne Mitwirkung, sondern nur dann, wenn man an seiner Fortbildung stetig arbeitet, sein Talent entwickelt. Angelico mußte auf seine Zeitgenossen hinschauen, mußte alle Fortschritte der damaligen Kunstübung kennen lernen und verwerten, um in seinem hoch entwickelten Jahrhundert Tüchtiges leisten zu können. So wenig jemand als Gelehrter auf die Welt kommt, ebensowenig wird jemand ohne Übung zum Meister, ja noch weniger; denn manche sind ohne viele Studien geistreiche Schriftsteller, sogar tiefe Theologen geworden, keiner aber vermochte eine hervorragende Stellung als Künstler ohne viel Anstrengung zu erklimmen, weil die Kunstübung mannigfache Schulung der Hand und des Auges voraussetzt.

Le style c'est l'homme. Das Werk ist ein Spiegelbild des Meisters, das Gemälde ebenso ein Kind seiner Zeit als seines Malers. Angelico legte seine Seele gleichsam in seine Bilder hinein. Die Vorzüge dieser heiligen Seele treten aus seinen Fresken und Tafeln uns entgegen, das Können eines großen Künstlers und die Anmutungen eines engelreinen Gemütes. Andere Künstler, die vor oder mit, besonders aber nach ihm wirkten, stehen in der Technik, in der Wiedergabe irdischer Schönheit und natürlicher Wahrheit zweifelsohne höher. Welcher aber hat die übernatürliche Wahrheit und die Schönheit des Christentums so tief erfaßt, so glücklich versinnbildet? Nach höherer Schönheit und Wahrheit sehnen sich christliche Herzen, darum freuen sie sich der Werke dieses Meisters von Fiesole.

Daß von ebendenselben Malereien unchristlich gesinnte Kritiker sich „angeekelt" fühlen, daß sie dieselben als widerwärtig, hohl und phrasenhaft bezeichnen, ist leicht erklärlich. Wer dem Kern und den Tatsachen, den Segnungen und Freuden der christlichen Offenbarung ablehnend gegenübersteht, kann sich unmöglich mit Angelicos Werken befreunden. Ihn werden sie um so mehr abstoßen, je einladender und freundlicher die äußere Form ihm entgegentritt, deren Inhalt er anzunehmen nicht gewillt ist. Schönheit der äußeren Formen kann auf die Dauer bei einem denkenden Menschen nicht über den unsympathischen Kern hinwegtäuschen.

Kunstgelehrte oder Kulturforscher, welche in hochmoderner Anschauungsweise das katholische Christentum des Mittelalters ebenso wie das Heidentum als beachtungswerte Entwicklungsstufe im stetigen Fortschritt der Menschheit ansehen, finden keine Schwierigkeit, Angelico zu bewundern.

Sie gehen hin vor ein griechisches Marmorwerk, mag es einen Jupiter darstellen oder eine Venus, denken sich hinein in die Mythologie feingebildeter Griechen und freuen sich des Meisterwerkes. Dann stellen sie sich zu Florenz in denselben Uffizien hin vor Angelicos farbenreiches, zart ausgeführtes, lebensvolles Bild der Krönung Marias und bewundern diesen Maler, weil er in so poetischen Zügen das von Christus ausgehende Licht der himmlischen Sonne schildert, welches alle Seligen erleuchtet und verklärt, darum von ihnen musizierend, singend und betend, sogar in fröhlichem Reigentanz gefeiert wird.

Die Beleuchtung gibt irdischen Dingen ihren Wert. Wo sie fehlt, herrscht finstere Nacht. Licht verklärt die Dinge, wenn es am Morgen aufsteigt; es läßt sie verschwinden, wenn die Sonne am Abend untergeht. Anderes Licht leuchtet in den modernen Gebieten der Kunst, anderes ergießt sich über Malereien, worin der Geist christlicher Offenbarung sich lebenskräftig erweist. Für die vom Flusse der neuesten Strömungen getragenen Kenner ist die Kunst zur Archäologie und Geschichtswissenschaft geworden. Mit Aufwand staunenswerten Scharfsinnes und eingehender Geschichtsforschung vermögen sie zu bestimmen, wann und wo ein Kunstgegenstand entstand, von wem er verfertigt wurde, welche Stellung er in der Entwicklung einnimmt, wer ihn in Auftrag gab und wie er sich erhalten hat. Ob und inwieweit er den ewig gültigen Regeln einer gesunden Ästhetik entspricht, wird oft gar nicht in den Kreis hochwissenschaftlicher Kunstforschung hineingezogen. Ein interessantes, eigenartiges Stück erscheint weit wichtiger als viele schönere, weil diese in der Reihe der stammverwandten Leistungen „nur neue Nummern“ bilden.

Gläubige Christen halten daran fest, auch die Kunst sei eines der vielen Mittel zur Förderung der Ehre Gottes und des übernatürlichen Heiles unsterblicher Seelen. Ihnen ist der Maler von Fiesole als heiligmäßiger Bettelmönch, als Sohn des Ordens des hl. Dominikus, und zwar eines die strengere Richtung vertretenden Zweiges dieses Ordens, so lieb und wert, weil er nicht nur in Wort und Werk ein Prediger ewiger Wahrheit war, sondern diese Wahrheit in so schöner, gewinnender Weise dem Auge versinnbildete, dem Herzen nahe brachte. Ihnen erscheint er nicht sowohl als letzter Ausläufer des Mittelalters oder als Bahnbrecher neuerer Zeiten, sondern als ein frommer Italiener, wenn man will, als ein Vertreter der Mystik des 15. Jahrhunderts, der als Maler eintritt für die trotz des Laufes der Weltgeschichte unwandelbaren Ideen der christ-

lichen Offenbarung auf dem Gebiete der schönen Künste. Freilich muß jeder, der den Fra Giovanni so bewertet, sich frei halten von der einseitigen, etwas kindischen Auffassung jener Kunstfreunde, welche die zwölf Engel des Triptychon der Flachshändler als seine beachtenswertesten Erzeugnisse behandeln. Sie sind hübsche, ansprechende Gestalten, aber nicht einmal so gut wie die Engel auf dem Bilde der Krönung zu Paris oder auf dem noch besseren in den Uffizien zu Florenz. Sind sie nicht vom Maler als Nebenfiguren gedacht und ausgeführt? Wer Angelicos Geist und Vorzüge wirklich erkennen will, muß sich in seine Fresken in S. Marco zu Florenz und im Vatikan zu Rom vertiefen, gerade so wie man Raffaels Größe erst nach Würdigung seiner Wandmalerei im Palaste der Päpste gebührend zu achten lernt.

Die neuere Kunstforschung verdient warmen Dank dafür, daß sie klargestellt hat, Angelicos erste Werke seien trotz ihrer lieblichen Anmut nicht seine höchsten Leistungen, erst zu Florenz und Rom, also in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens, habe sein Talent sich zur vollen Entfaltung erschwungen.

Steph. Beissel S. J.

Wechsel und Wandel in der Handwerkerpolitik.

I.

Kaum für irgend ein anderes Gebiet volkswirtschaftlicher Fragen ist neben der mehr abstrakten sozialrechtlichen die geschichtliche Auffassung, das Verstehen der auftauchenden Probleme in und aus den Zusammenhängen wechselnder Bedingungen und Verhältnisse von so großer Wichtigkeit, als im Bereich der Handwerkerfrage. „Auch das Handwerk", sagt Karl Bücher[1], „ist eine in den Fluß der Geschichte gestellte Erscheinung, deren Entstehen, Bestehen und Gedeihen an bestimmte volkswirtschaftliche Voraussetzungen geknüpft ist." Das wird man im Auge behalten müssen, wenn man in den schwebenden Fragen über Lebensfähigkeit, Lebens-

[1] Die Entstehung der Volkswirtschaft[3] (1901) 179.

bedingungen, Hoffnungen und Aussichten, Schwierigkeiten und Heilmittel für Handwerk und Handwerkerstand zu einem richtigen Urteil und zu praktisch brauchbaren Reformvorschlägen kommen will.

Die geschichtliche Entwicklung des freien, selbständigen, aus dem Verbande der Grundherrschaft losgelösten Handwerks steht in engstem Zusammenhange mit der Stadt- und Zunftgeschichte. Freilich ist die Idee des genossenschaftlichen Zusammenschlusses weder ihrer Herkunft nach ein Stadtkind, noch in ihren formenreichen Verkörperungen an die Stadt ausschließlich gebunden. Der Assoziationstrieb war vielmehr bei den Deutschen von jeher und zu allen Zeiten wirksam. Niemals und nirgends aber hat die Assoziation eine so tief- und weitgreifende Bedeutung erlangt, wie für Stadt und Gewerbe im deutschen Mittelalter.

„Unsere Vorfahren sind nicht Toren gewesen. Die Gilden sind zu dem Zwecke erfunden worden, daß jeder durch sie sein tägliches Brot verdiene und niemand ins Handwerk des andern übergreife. So wird die Welt ihr Elend los, und jeder kann seinen Unterhalt finden." Mit diesem, der sog. „Reformation Kaiser Sigmunds" (1438) entnommenen Satze beginnt Georg Adler[1] seine lehrreiche Abhandlung über die städtische Handwerkerpolitik im Mittelalter. In der Tat, ein erstrebenswertes Ziel: daß die Welt ihr Elend los werde und jeder nach Verdienst seinen Unterhalt finde. Ohne Zweifel wird auch in unsern Tagen ein lebenskräftiger Zusammenschluß von Berufsgenossen der Annäherung an diesen idealen Zustand dienen können. Aber der Wirtschaftstheoretiker darf nicht vergessen, daß Ideale kaum je sich vollkommen verwirklichen. Die Wirtschaftsgeschichte belehrt ihn überdies, wie alle soziale Formen in ihrem Entstehen, Wachstum, Vergehen, nicht bloß durch Wollen und Wünschen der Beteiligten, sondern wenigstens ebensosehr durch äußere Verhältnisse und deren Wechsel bedingt sind. Daher die großen Wandlungen, welche die deutschen Zünfte im Laufe der Zeit erfuhren. Man kann sie nur verstehen, wenn man die historische Entwicklung verfolgt und beständig im Auge behält. „Die verschiedenen Urteile über die Zünfte sind eben darauf zurückzuführen, daß ein jeder ein anderes Stadium im Auge hat. Die modernen Handwerker, welche sich nach der Zunftorganisation zurücksehnen, denken dabei an die Blütezeit der Zünfte Ende des Mittelalters (im 14. und 15. bis in das 16. Jahrhundert hinein).

[1] Über die Epochen der deutschen Handwerkerpolitik (1903) 1.

Alle diejenigen, welche das Zunftwesen bekämpfen, haben den Zustand im Auge, der hier am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorhanden war.“[1] Beide Urteile sind einseitig. Doch ist die bedingungslose Verwerfung zweifelsohne viel einseitiger und ungerechter als ein noch so hoch greifendes Lob. Die Zunftorganisation hat ja in der Tat das deutsche Gewerbewesen zu einer ganz außerordentlichen Blüte erhoben; durch sie wurde das große volkswirtschaftliche Problem der Schaffung und Erhaltung eines breiten Mittelstandes, wie nie zuvor und niemals später, gelöst. Wer aber heute von einer gewerblichen Berufsorganisation genau dieselbe kraftvolle Lebensbetätigung, die gleichen glänzenden Erfolge fordern wollte, der dürfte sich nicht darauf beschränken, die Zunft in ihrer vollen mittelalterlichen Eigenart und ausgestattet mit denselben rechtlichen Befugnissen wiederherzustellen, er müßte dazu noch — und das ist die Hauptsache — das gleiche natürliche, wirtschaftliche und politische Milieu hervorzaubern. Vermag er das nicht, kann er die geschichtliche Entwicklung nicht um ein halbes Jahrtausend zurückschrauben, so darf er zwar immer noch viele schöne Früchte von den beruflichen Verbänden erwarten, nicht aber die Erneuerung jener Glanzperiode des Handwerks, wie sie dem deutschen Mittelalter — und nur ihm — eigentümlich war.

In diesem Zusammenhange ergibt sich nun von selbst die Frage: Welches waren denn die besondern Ursachen oder Bedingungen für die überaus segensreiche Wirksamkeit der alten Zunftorganisation?

Wenn man mit Recht das Zunftzeitalter als das großartigste System der Mittelstandspolitik bezeichnet hat[2], so muß alsbald hinzugefügt werden, daß nicht die Zunftorganisation für sich allein Ursache und Träger dieser Politik gewesen ist. Die unter den gegebenen Verhältnissen naturgemäßen Tendenzen der stadtwirtschaftlichen Politik berühren oder decken sich vielmehr mit den Aspirationen des zünftlerisch geeinten, durch die Zahl seiner Vertreter, seinen Einfluß auf die Stadtleitung machtvollen Gewerbes. Erst aus dem Zusammenwirken beider Faktoren: Stadt und Zunft, Zunft und Stadt, erklärt sich die Blüte des mittelalterlichen Handwerks. Alles aber, was diese zielbewußte Politik innerlich oder äußerlich verursachte, bedingte, ermöglichte, muß auch zur Erklärung ihrer Eigenart und ihrer Erfolge herbeigezogen werden. Das ist vor allem nicht bloß der „Stadt-

[1] Conrad, Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie II³ (1902) 140.
[2] Schönberg, A. Wagner, G. Adler, v. Below u. v. a.

und Zunftegoismus", sondern mindestens ebensosehr die auf ungebrochener Religionseinheit beruhende Gemeinsamkeit ethischer Grundanschauungen über das (hier auf die Stadtgenossenschaft konzentrierte) Gemeinwohl und eine auch das Wirtschaftsleben beherrschende Gerechtigkeit; dann die äußeren Verhältnisse: der Stand der gewerblichen Technik, der Bevölkerung, die natürlichen Schwierigkeiten und die Unsicherheit des Verkehrs, ganz besonders aber die eigenartigen Zustände im deutschen Staats- und Volksleben, vermöge deren die Ausbildung einer weitgehenden politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit für die einzelne Stadt ermöglicht wurde.

Beginnen wir mit dem letzten Punkte; denn vor allem gerade „aus der wirtschaftlichen wie politischen Selbständigkeit und Abgeschlossenheit der Städte erklärt sich auch die Möglichkeit und Durchführbarkeit der von der heutigen so völlig verschiedenen wirtschaftlichen Politik der Stadtobrigkeit" [1].

Hatte die staatliche Zentralgewalt einer fortschreitenden Verselbständigung der Grundherren kein wirksames Hindernis in den Weg zu legen vermocht, so konnte sie ebensowenig den machtvoll aufblühenden Stadtgemeinden die von diesen erstrebte Autonomie in Ordnung und Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten vorenthalten. Allerdings haben die deutschen Städte nicht die gleiche politische Machtfülle erlangt, wie die ober- und mittelitalienischen Stadtstaaten. Diese übten die sämtlichen landesherrlichen Rechte über ein viel größeres Territorium aus; sie erwiesen sich stark und mächtig genug, in der Überwindung des Lehnswesens eine hochbedeutsame innerpolitische Aufgabe zu lösen, deren Bewältigung den deutschen Landesherren erst viel später gelingen sollte. Immerhin haben die deutschen Städte, wenn auch nicht die volle, so doch eine weitgehende politische Selbständigkeit gewonnen und in der Zeit vom 12. Jahrhundert bis Ende des Mittelalters zu bewahren gewußt. Insbesondere lag, was heute Wesen und Kern der staatlichen „Verwaltung" bildet, und damit die Pflege der materiellen, wirtschaftlichen Interessen ganz in der Hand der städtischen Obrigkeit. „Jede Stadt bildete mit ihrer ‚Landschaft' (etwa 2 bis 8 Quadratmeilen im Umkreis) eine autonome Wirtschaftseinheit, innerhalb deren sich der ganze Kreislauf des ökonomischen Lebens nach eigener Norm selbständig vollzog." [2] Die Städte hatten ihren Markt und ihr Marktrecht (Burgrecht, Stadtrecht), ihr besonderes Maß und Gewicht [3], ihre eigene Münze, ihre eigenen Erwerbsquellen, die sie nach

[1] Schönberg, Zur wirtschaftlichen Bedeutung des deutschen Zunftwesens im Mittelalter. Jahrbücher der Nationalökonomie IX (1867) 14 ff.

[2] Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft [3] 148.

[3] Tatsächlich bestand eine große lokale Verschiedenheit in Bezug auf Maß und Gewicht. Die Rechtsfrage der Kompetenz für diese Sache (ob Staat oder Gemeinde) bleibt hier außer Betracht. Vgl. Below, Über Theorien der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker, in Histor. Zeitschr. LXXXVI (1901) 41 nebst Anm.

außen nachdrücklich verteidigten. Mag auch die volle Gerichtsgewalt nur ausnahmsweise in den Besitz der Städte übergegangen sein, regelmäßig stand ihnen doch die Mitwirkung bei Bestellung der Gerichtspersonen zu. Vor allem aber sorgten sie selbst für die Durchführung ihrer eigenen hochbedeutsamen wirtschafts- und sozialpolitischen Gesetzgebung.

Man würde gleichwohl die wirtschaftliche Selbständigkeit und Abgeschlossenheit der Städte kaum verstehen können, wenn nicht noch in andern, natürlichen und geschichtlichen Verhältnissen eine weitere Erklärung geboten wäre. „Der unendlich dürftige Zustand des öffentlichen Verkehrs“, sagt Bruno Hildebrand [1], „schloß jede, auch die kleinste Stadt mit den sie zunächst umschließenden paar Meilen zu einem industriellen und kommerziellen Gebiete ab, in dem man wenigstens den notwendigsten Bedürfnissen selbst zu genügen suchte.“ Schmoller fügt als weiteren Grund der Abschließung hinzu: „das schwache Gefühl gemeinsamer Interessen“. Er sagt [2]: „Der Verkehr war noch zu gering und das Gefühl gemeinsamer Interessen viel zu schwach, um nicht eine städtische Politik zu rechtfertigen, die nur an sich dachte, jeden Nichtbürger als Fremden benachteiligte, in einer nach allen Seiten gleichmäßig entwickelten Stadtwirtschaft ihr Hauptziel sah.“ Das größere Gewicht dürfte doch wohl auf die Mangelhaftigkeit der Kommunikationsverhältnisse gelegt werden müssen. Wo es nur wenige Transportstraßen gab, die an Beschaffenheit und Sicherheit überdies noch viel zu wünschen übrig ließen, da konnte der Verkehr mit der Außenwelt sich nur in sehr engen Grenzen — beschränkt auf bestimmte Markttage — entwickeln und bewegen, da mußte die Produktion einen überwiegend lokalen Charakter bewahren, da darf es nicht auffallen, wenn jede Stadt „ein besonderer in sich abgeschlossener Wirtschaftsorganismus wurde, der in sich selbst nach seinen besondern Verhältnissen die Produktion, die Verteilung und Konsumtion der Güter, die Preise und den Absatz regelte“ [3].

Der Grundsatz der „wirtschaftlichen Selbsterhaltung des isolierten Stadtgebietes“, auf dem, wie Borgius bemerkt [4], die Stadtwirtschaft beruhte, wäre aber alsbald an den brutalen Forderungen ungestillter Bedürfnisse zerschellt, wenn in dem beschränkten Territorium eine Bevölkerung sich hätte selbst genügen müssen, die an Zahl mit der unserer heutigen Großstädte irgendwie in Vergleich käme. Wir besitzen durch neuere Forschungen zuverlässigere Schätzungen der städtischen Bevölkerungszahl wenigstens für die Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts. Danach wird die Bevölkerung Basels (für das 15. Jahrhundert) auf etwa 10 000 Einwohner (Schönberg), von Frankfurt a. M. auf ungefähr 8000 (Bücher), Nürnbergs (Hegel) und Straßburgs (Eheberg) auf ca 20 000 geschätzt. Kölns

---

[1] Jahrbücher VII (1866) 85: Zur Geschichte der deutschen Wolleninduſtrie.

[2] Die Straßburger Tucher- und Weberzunft (1879) 364 f.

[3] Schönberg, Zur wirtschaftlichen Bedeutung des deutschen Zunftwesens im Mittelalter. Jahrbücher der Nationalökonomie IX (1867) 14 ff.

[4] Archiv für soziale Gesetzgebung XIII (1899) 43: Wandlungen im modernen Detailhandel.

Bevölkerung belief sich nach der Mitte des 16. Jahrhunderts auf etwa 37000 Einwohner. Darf man nun als sicher annehmen, daß die Bürgerschaft in den ersten Jahrhunderten des Städtewesens an Zahl noch um ein Beträchtliches geringer war, so kann es allerdings begreiflich scheinen, wie die Städte in ihrer relativen Abgeschlossenheit lange Zeit hindurch sich selbst genügen konnten. Viele Handwerker bestellten nebenbei noch ihren Acker, die meisten Bürger hielten etwas Vieh. Und wenn auch nicht der ganze erzeugte Rohstoff und alles Korn innerhalb der städtischen Bannmeile verbraucht wurden, der in der Nachbarschaft der Stadt sitzende Bauer war doch gezwungen, vorerst den städtischen Markt zu versorgen, wie er jederzeit in der Stadt Befriedigung seines Begehrens nach den Erzeugnissen gewerblicher Produktion suchen mußte und finden konnte. Zur Vervollständigung des Bildes gehört überdies die Rolle, welche damals schon dem interlokalen Verkehr zufiel. Mochte der Handel vom Ausland zum Inland und innerhalb Deutschlands in relativ engen Grenzen sich halten, auf keiner Stufe war er völlig ausgeschlossen[1]. An bestimmten Markttagen konnten die städtischen Konsumenten sich mit auswärtigen Produkten versorgen. Gewürze und Südfrüchte, getrocknete und gesalzene Fische, Salz, Waid, Pelze, feine Tücher, Seiden- und Barchentstoffe, auch gröberes Zeug, für die norddeutschen Städte Weine, sonst noch Bier, ferner mancherlei Waldprodukte, Holz, Pottasche, Teer, Pech usw.: das alles brachte der Handel in die Stadt. Auch Getreide, Wolle waren dem interlokalen Verkehr keineswegs gänzlich entzogen; Metallwaren, Waffen gehörten ebenfalls seit langem zu den Gegenständen desselben[2].

Eines jedoch wurde freilich dem Handel in damaliger Zeit niemals gestattet: den einheimischen unmittelbar produktiven Berufen rücksichtslos die Lebensadern zu unterbinden. Der Schutz gegen Vernichtung durch auswärtige Konkurrenz, das war eine, in den Augen der städtischen Bürgerschaft, so wertvolle Frucht ihrer relativen wirtschaftlichen Abgeschlossenheit, daß man sie späterhin, als die natürlichen Schranken des Verkehrs sich minderten, Handel und Gewerbe sich reicher entfalteten, die Zahl der Bevölkerung wuchs, doch noch solange als möglich, durch künstliche Mittel der stadtwirtschaftlichen Politik und des städtischen Rechts zu bewahren suchte. Hierhin gehört vor allem das sog. „Gästerecht“, das fremden Kaufleuten (Gästen) die Möglichkeit, Geschäfte in der Stadt zu machen, nach Zeit und Umfang beschränkte durch Verbot des Kleinverkaufs, des Verkaufs bestimmter Waren u. dgl. Das „Stapelrecht“, vermöge dessen durch eine Stadt oder deren Nachbarschaft ziehende

[1] Bücher hat nach dem Urteile v. Belows (vgl. Historische Zeitschrift XCI [1903] 439 f) den interlokalen Verkehr zu eng begrenzt. Derselbe bildete ein „konstitutives Element“ der mittelalterlichen Wirtschaft. Sombart anderseits geht im Kampfe gegen Büchers Theorie von dem Kundenarbeitscharakter des mittelalterlichen Handwerks zu weit; er übertreibt, wie Below (a. a. O.) nachweist, die Bedeutung des mittelalterlichen Austausches im Fernverkehr (vgl. W. Sombart, Der moderne Kapitalismus I [1902] 99 ff).

[2] Das deutsche Staatsleben vor der Revolution (1845) 133.

Kaufleute sich genötigt sahen, mit ihren Waren in der Stadt Niederlage zu halten, diente dagegen dem Zwecke, den einheimischen Konsumenten und Produzenten günstige Gelegenheiten zur Anschaffung von Waren und Rohstoffen zu sichern. Das „Bannmeilenrecht“ sodann umgrenzte noch die gewerbliche Konkurrenz des platten Landes mit der eigentlichen Stadt. Besonders häufig war dem Landvolk das Brauen verboten. „Die Marktrechte, Stapelrechte, Einlagerechte, Bannrechte“, sagt Clem. Theod. Perthes[1], „bildeten die wesentlichen Grundlagen für den gleichmäßigen und sichern Verkehr der früheren Zeit, weil und insofern sie rechtliches Anerkenntnis von Verhältnissen waren, die der natürliche Gang des Verkehrs hervorgerufen hatte.“ Das wird man bei der Beurteilung der bezeichneten Maßregeln vor Augen halten müssen, um in denselben nicht bloß das Erzeugnis einer einseitig egoistischen Politik zu erblicken.

Ähnliches gilt auch von den städtischen Zöllen, über welche Adolf Wagner[2] in maßvoller und gerechter Weise also sich äußert: „Das Binnen- oder Ortszollsystem mit seinen vielen Zollbarrieren im Innern, durch welche Stadt und Land auseinandergerissen und die eine Stadt von der andern getrennt wurde, hat doch auch wohl gewisse Vorteile und selbst eine Art allgemeinwirtschaftlicher und politischer Aufgabe in der damaligen Volkswirtschaft und Kultur und im politischen Leben besessen. Darauf deutet schon der Umstand hin, daß dieses Zollsystem ein Seitenstück zu den früheren Zunft- und Bannrechten und andern Einrichtungen ist. Es war für die Entwicklung der kleinen historisch-politischen Individualitäten, der autonomen Körperschaften der Märkte und Städte gewiß von Belang. Daher darf es so wenig, als das spätere Außen- oder Landeszollsystem, welches eine ähnliche Aufgabe für die Entwicklung selbständiger Volkswirtschaften, Staats- und Volkspersönlichkeiten zu erfüllen hatte, lediglich aus einem spezialwirtschaftlichen Gesichtspunkte beurteilt werden.“

Fassen wir das Gesagte noch einmal kurz zusammen[3]. Die mittelalterliche Stadt, die sich selbst administriert, die für sich selbst sorgt, sich selbst genügt, stadtwirtschaftliche Abgeschlossenheit, stadtwirtschaftliche Politik usw., das alles, so fremdartig es für unser modernes Empfinden sein mag, bleibt gleichwohl der geschichtlichen Auffassung durchaus verständlich. Und wer auch vielleicht mit Recht Bedenken trägt, die Stadtwirtschaft nun gerade als das non plus ultra des Glücks und der Weisheit zu preisen, wird dennoch ihre hohe Bedeutung für die gesamte Kulturentwicklung der abendländischen Völker richtig zu werten im stande bleiben. Die durch natürliche Verhältnisse bedingte, später durch künstliche Mittel

---

[1] Below, Über Theorien der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker, in Historische Zeitschrift LXXXVI (1901) 46 f. Vgl. auch dessen Artikel: „Bürger“, „Bürgertum“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaft II 1180 ff.

[2] Art. „Zölle“ in Bluntschli und Brater, Deutsches Staatswörterbuch XI (1870!) 343.

[3] Vgl. auch Georg Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters II (1895) 338 ff.

bewahrte relative Abgeschlossenheit aber bildet nicht nur die Voraussetzung, sondern den eigentlichen Kernpunkt der Stadtwirtschaft und stadtwirtschaftlichen Politik. Wenn einzelne Forscher (so Eulenburg) den Mangel an Stetigkeit, das Schwanken von Abschließen und Freiheit als einen durchgreifenden Zug früherer Verkehrspolitik bezeichnet haben, so dürfte doch in den einzelnen Fällen viel seltener die Stimme des Augenblicks entschieden haben, als die kluge Rücksicht auf tatsächlich wechselnde Forderungen der städtischen Wohlfahrt. Möge die persönliche Freiheit für den Menschen einen Selbstwert darstellen, die Freiheit des Verkehrs oder die wirtschaftliche Abgeschlossenheit werden niemals ihrer selbst wegen erstrebt, sondern stets durch das höhere Prinzip des Wohles desjenigen Wirtschaftskörpers beherrscht, der den schwebenden Fragen gegenüber politisch und territorial, geschichtlich und rechtlich als die dadurch berührte, autonome Wirtschaftsgemeinschaft sich darstellt. Kann schon aus diesem Grunde bei den verschiedenen Städten keine bis ins einzelne durchgreifende Übereinstimmung erwartet werden, so vermögen selbst Inkonsequenzen in ein und derselben Stadt — wie sie unzweifelhaft vorkamen — noch keineswegs den Gesamtcharakter der stadtwirtschaftlichen Politik zu beeinträchtigen. Man wird diesbezüglich wohl dem Urteile v. Belows beipflichten können, wenn er sagt[1]: „Die Politik der Städte hat Schwankungen gehabt, wie jede Politik Schwankungen aufweist. In der einen Stadt waren sie stärker als in der andern. Allein im ganzen darf man sagen, daß unter allen Systemen einer Sozial- und Wirtschaftspolitik kaum eines so konsequent und detailliert zugleich ausgebildet worden ist, wie das der Städte des Mittelalters, daß hier, alle lokalen Mannigfaltigkeiten und zeitweiligen Wandlungen mitberücksichtigt, die Idee der Abschließung mit einer in der Weltgeschichte wohl einzig dastehenden Energie verwirklicht worden ist."

Wie das Verhalten der Stadt der nichtstädtischen Außenwelt gegenüber, so sollte auch die Organisation des innerstädtischen Wirtschaftslebens der städtischen Bevölkerung einen ausreichenden Nahrungsspielraum sichern. Das τέλος jeder richtigen Wirtschaftspolitik — das Gemeinwohl des Ganzen — war der Leitstern der stadtwirtschaftlichen Politik. Zweck und Norm aller ihrer Maßnahmen, man mag sie beurteilen, wie man will, blieb das Glück und Gedeihen der autonomen, stadtterritorialen, Gemeinschaft. Daß diese Politik nun in besonderem Grade den gewerblichen Produzenten zum Vorteile gereichte, ja deren Interessen zu fördern als ausgesprochenes Ziel verfolgte, kann durchaus nicht befremden. Die selbständigen Handwerker bildeten tatsächlich in der mittelalterlichen Stadt einen bedeutenden und hervorragenden Bruchteil, etwa die Hälfte

---

[1] Über Theorien der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker, in Historische Zeitschrift LXXXVI (1901) 77.

der erwachsenen männlichen, erwerbstätigen Bevölkerung[1]. Doch wäre es verfehlt, allein aus den Zahlen- und Machtverhältnissen die volle Erklärung für die Ausgestaltung der stadtwirtschaftlichen Politik ableiten oder gar den Vorwurf einer einseitigen Klassen- und Interessenpolitik des dominierenden Standes gegen sie erheben zu wollen. Über dem Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Munizipalregierung stand in der Blütezeit der allbekannte Grundsatz, von dem jede „Mittelstandspolitik“ ausgeht: daß nämlich — mit Rücksicht auf das Wohlbefinden und Glück eines Gemeinwesens — nicht in dem Reichtum einzelner, sondern in der Erhaltung vieler selbständiger Existenzen bei ihrer Nahrung das erstrebenswerte Ziel einer gesunden Entwicklung zu suchen sei. Das Handwerk stellte damals den für die Stadt in Betracht kommenden Mittelstand dar. Blühte das Handwerk, dann blühte die Stadt. Handwerkerwohl und Stadtwohl deckten sich im weitesten Umfange. Überdies sollte das Wohl des Handwerks gefördert werden nicht isoliert für sich, nicht auf Kosten des Gemeinwohls, sondern stets nur im Zusammenhange mit der Wohlfahrt der gesamten Bürgerschaft. Daher jene der Stadtwirtschaft eigentümliche, sorgfältige Vermittlung zwischen den Interessen der Konsumenten zugleich und der Produzenten. „Indem die Zünfte“, sagt Otto Gierke[2], „durch genossenschaftliche Selbstkontrolle, Selbstpolizei und Selbstbeschränkung für das Interesse des konsumierenden Publikums sorgten, förderten sie gleichzeitig das Gemeinwohl und die Ehre der eigenen Arbeit und führten so eine glückliche Harmonie der kollidierenden Interessen herbei, wie sie freilich nur so lange möglich war, als der Gemeinsinn über dem Egoismus, die Ehrliebe über der Gewinnsucht stand.“ Was hier zum Lobe der Zunft gesagt wird, fällt auf die Wirtschaftspolitik der Städte selbst zurück, die es verstanden, den Ausgleich zwischen Produzenten- und Konsumenteninteressen in gerechter und echt sozialer Weise zu vollziehen, die Produzenten durch Gesetz und Kontrolle anzuhalten de poursuivre leur bien individuel par le moyen du bien general[3].

---

[1] Vgl. Karl Lamprecht, Zur Sozialstatistik der deutschen Stadt im Mittelalter. Im Archiv für soziale Gesetzgebung I (1888) 485 ff. Adler, Epochen 3.

[2] Das deutsche Genossenschaftsrecht. Bd I: Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft (1868) 388.

[3] Chr. Antoine, La petite Bourgeoisie. Extrait de „l'Association Catholique“ (1903) 18. — Die scharfe städtische Kontrolle des Verkehrs diente auch Steuerzwecken.

Gewährte die städtische Politik der Abschließung, der Fernhaltung fremder Konkurrenz, dem zünftigen Handwerk als Ganzem in dem städtischen Territorium ein sicheres Absatzgebiet, so garantierten die zünftigen Gewerbegesetze dem einzelnen Meister die Möglichkeit des tatsächlichen Absatzes seiner Produkte.

Wie immer die Frage nach der geschichtlichen Entstehung der Zunft (ob aus der hofrechtlichen Innung, aus obrigkeitlich geschaffenen Verbänden, oder den alten Schutzgilden oder sonstwie gewillkürten Einungen) entschieden werden mag, für die volkswirtschaftliche Auffassung sind „Zunftorganisation und Zunftgesetzgebung ... Hilfskonstruktionen ..., die vorgenommen werden, um den Bestand des Handwerks zu sichern“[1]. Freilich, nicht bloß „Hilfskonstruktionen“, sondern vor allem Erzeugnis einer im Mittelalter lebendigen und zeugungskräftigen Rechtsidee, die in der Zunftorganisation „das Rechte, Gute, Zweckmäßige“[2] erkennen ließ. Dabei konnten die Zünfte natürlich auch als „Hilfskonstruktionen“ in Geltung treten. Die Existenzfähigkeit des Handwerks wird bedingt durch die Gestaltung der Absatzverhältnisse und diese wiederum durch die Gestaltung des technischen Könnens und der Bevölkerungsverhältnisse. In den früheren Zeiten des europäischen Mittelalters, bis um die Wende des 13. Jahrhunderts, hat, wie Werner Sombart annimmt, ein solches Maximum von günstigen Umständen für das Handwerk bestanden, daß ein Handwerkerstand auch bei freiheitlicher Gewerbeordnung hätte sein Brot finden können. Nicht als ob der Handwerker nicht früher schon als Mensch den Anschluß an seinesgleichen hätte suchen dürfen[3]; aber als Produzent benötigte er der Hilfe, Unterstützung, des sozialen Zusammenschlusses, erst recht, als die Absatzschwierigkeiten mit der Zahl der Handwerker wuchsen, und die schöne Zeit aufgehört, „wo zwei Käufer einem Produzenten nachliefen“. Was jedoch hier unser Interesse vor allem in Anspruch nimmt, das ist die Art der Hilfe in den besondern Formen der zunftmäßigen Organisation. Denn ohne Zweifel verdankt die Zunftverfassung die Möglichkeit ihrer Durchführung und jahrhundertelangen Erhaltung dem kunstvollen System ihrer eigenen Ausgestaltung nicht weniger, als den äußeren Verhältnissen.

Regelung der inneren Konkurrenz durch Regelung der Produktion und durch Kontrolle des Absatzes, in dem gemeinsamen Interesse von Produzent und Konsument, innerhalb der gegebenen

---

[1] W. Sombart, Der moderne Kapitalismus I (1902) 159 f nebst A. 1. Dazu Pohles Besprechung im Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik XXVI (1903) 356 ff.

[2] Below, Die Entstehung des modernen Kapitalismus, in Historische Zeitschrift XCI (1903) 450.

[3] Schon im 12. Jahrhundert gab es Zünfte, und im 13. Jahrhundert sogar in großer Zahl (vgl. Historische Zeitschrift XCI [1903] 450).

Wirtschaftsgemeinschaft, das war die wichtige Aufgabe, deren befriedigende Lösung Stadt und Zunft mit ihren Satzungen erstrebten.

Die Regelung der Produktion vollzog sich nach der subjektiven, persönlichen Seite hin, durch den Zunftzwang und das Prinzip der Berufsteilung, in objektiver, sachlicher Beziehung durch Beschränkung des Umfanges, wie durch Kontrolle der Art der Produktion, bezw. der Güte der Produkte.

Für den Absatz war maßgebend einerseits das stadtwirtschaftliche Prinzip des direkten Austausches zwischen Produzent und Konsument, anderseits die ethische Forderung des iustum pretium.

Im Zentrum der Zunftverfassung[1] steht der Zunftzwang. Das Recht zur Ausübung des Gewerbebetriebes erschien dem Mittelalter nicht, wie der späteren individualistischen Zeit, als eine natürliche, unbeschränkte, dem Individuum angeborne Befugnis, sondern als ein Recht, das in Existenz und Geltung an bestimmte Bedingungen und Voraussetzungen geknüpft war. Zweifelsohne hätte auch damals die Rücksicht auf das Gemeinwohl und den unabweisbaren Schutz fremder Rechte durchaus genügt, um die Aufrichtung zweckmäßiger und wirksamer Schranken der individuellen Willkür gegenüber grundsätzlich zu rechtfertigen. Allein geschichtlich spielt noch ein anderes Moment mit hinein, eine aus der historischen Entwicklung sich von selbst ergebende Anschauung, deren Beachtung jedenfalls ein tieferes und volleres Verständnis der Zunftverfassung im allgemeinen und des Zunftzwanges im besondern zu vermitteln geeignet ist. Waren nämlich die alten, hofrechtlichen Innungen auch nicht der allgemeine Ausgangspunkt der Zünfte, so konnten und mußten sie doch ganz von selbst in mancher Hinsicht vorbildlich auf deren Gestaltung einen mehr oder minder großen Einfluß ausüben. In der hofrechtlichen Innung hatte aber der Gewerbebetrieb als ein vom Herrn übertragenes Amt gegolten. Was lag näher, als daß die stadtwirtschaftliche Politik sich nun dieser Auffassung zum Wohle des Ganzen bemächtigte und dieselbe ihrem eigenen System zu Grunde legte? Zwar nicht mehr im Dienste einer einzelnen Persönlichkeit, eines Grundherrn, wohl aber zum Besten der Stadt und der Bürgerschaft sollten die gewerblichen Produzenten ihres „Amtes" walten. So versteht sich die prinzipielle Berechtigung einer umfassenden direkten oder indirekt durch die Zunft ausgeübten obrigkeitlichen Regelung des Gewerbebetriebes,

---

[1] Näheres über den inneren Ausbau der Zunftverfassung in unserer Schrift: Liberalismus, Sozialismus und christliche Gesellschaftsordnung I[1] (1901) 703 ff.

die Bedeutung der den Zünften zuerkannten Gewalt und Gerichtsbarkeit, wie die Bestätigung der unter den Zunftgliedern vereinbarten Satzungen durch die städtische Obrigkeit von selbst. Sollte nun aber die Regelung und Kontrolle der gesamten gewerblichen Produktion auch wirksam werden, dann mußten freilich alle gewerbetreibenden Personen Mitglieder der Zunft als jener Organisation sein, der unmittelbar die Ordnung der gewerblichen Angelegenheiten übertragen war.

Der „Zunftzwang" stellt sich somit dar als rechtliche Bedingtheit des Gewerbebetriebes durch die Aufnahme in die Zunft. Niemand ist ausgeschlossen, bei dem sich die persönlichen und gewerblichen Voraussetzungen der Aufnahme vorfinden. Der zünftige Handwerker muß „ehrenfest", ein „Biedermann" und „unbesprochen" sein nach Herkunft und Leben, ferner die ausreichende Befähigung als Lehrling und Gesell erworben und erwiesen haben, bevor er das Gewerbe als Meister üben darf. Es handelt sich also beim Zunftzwang allerdings um ein den Mitgliedern der Zunft ausschließlich zustehendes Gewerbsprivileg, aber es ist das Privileg der gesetzlich Qualifizierten, nicht das Monopol bestimmter bevorzugter Personen oder Familien, wie später in der Verfallzeit der Zunft.

Als eine Ergänzung des Zunftzwanges im Dienste derselben Zwecke erscheint sodann das stadtwirtschaftliche Prinzip der Berufsteilung: Jeder Gewerbetreibende mußte nicht nur Mitglied der Zunft sein („Zunftzwang") sondern auch seiner Zunft, seiner besondern Berufsgruppe. Eine „Berufsspaltung" oder berufliche „Spezialisation" (Bücher), d. i. die Loslösung neuer selbständiger Gewerbezweige (für Herstellung eines Spezialproduktes) aus einem umfassenderen älteren Produktionsgebiete, ist durch die Entwicklung der gewerblichen Produktion geboten und darf, sofern der Scheidungsprozeß sich in den richtigen Grenzen hält, auch als ein wahrer Fortschritt in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung betrachtet werden. Um hier nur ein Beispiel anzuführen: „Der Schmied der alten Zeit macht jede Art der Eisenarbeit. Seinem anfänglichen Produktionsgebiet entwachsen nach und nach die Gewerbe der Hufschmiede, Nagelschmiede, Scheren- und Messerschmiede, Schlosser, Nadler, Kammschmiede, Waffenschmiede, Sarwerten (Rüstungmacher). Das Gewerbe der Waffenschmiede zerfällt später in die selbständigen Zweige der Sporer, Klingenschmiede, Schwertfeger und Pfeilsticker; das der Sarwerten in Haubenschmiede, Harnischer (Harnischmacher), Blechhandschuher und Beingewänder. Die Harnischer teilen sich mit der Zeit in Platner und Ringharnischer." [1] Allerdings war mit dem Prinzip der Berufsteilung die Gefahr

[1] Bücher, Art. „Gewerbe" im Handwörterbuch der Staatswissensch. IV 377.

einer allzu großen Verengung des Absatzgebietes für den einzelnen Beruf verbunden; aber es wurde doch anderseits dadurch immer wieder die Möglichkeit einer Vermehrung selbständiger Handwerksexistenzen bedeutend erweitert und jedem einzelnen Meister, durch Ausschluß der Übergriffe anderer Gewerbe, die Nahrung bei seinem Berufe gesichert.

Gegen den gefährlichsten Konkurrenten des Handwerks, den Großbetrieb, richtete sich sodann die Beschränkung des Umfanges der Produktion. Der Handwerker durfte nur eine Werkstätte haben und in derselben bloß eine bestimmte Anzahl Gesellen (zwei bis vier) beschäftigen. Die Assoziation mehrerer Meister war verboten, und der einzelne Meister sollte lediglich von ihm selbst verfertigte Produkte verkaufen. Bot sich jemand eine günstige Gelegenheit für den Einkauf größerer Mengen von Rohmaterial, so mußte er seine Zunftgenossen daran partizipieren lassen, damit „alle sich gleichmäßig ernähren konnten", und „der Vorteil der ärmeren Art" gewahrt bleibe. Das war der in den Zunftstatuten klar ausgesprochene Zweck dieser wie aller die Ausbildung des Großbetriebes hemmenden und hindernden Maßregeln: „daß der Reiche den Armen nicht verderbe", daß „jeder bei seines Leibes Nahrung erhalten werde". Der Zweck war ohne Zweifel berechtigt, er gilt für jede gesunde Wirtschaftspolitik. Aber auch gegen die Form, die Art und Weise, wie damals die Verwirklichung dieses Zweckes erstrebt wurde, läßt sich mit Rücksicht auf die Verhältnisse der mittelalterlichen Handwerkerstädte nichts einwenden. Der Großbetrieb hat ein größeres Absatzfeld zur Voraussetzung, als eine gering bevölkerte Stadt mit ihrer nächsten Umgebung bieten kann. Die Verbreitung nützlicher und billiger Massenartikel für die weitesten Kreise der Bevölkerung, also das, was als unbestrittener Vorzug des Großbetriebes gelten darf, und worauf eine für ganze Länder und den Weltmark arbeitende Industrie es absieht, lag außerhalb der Bedürfnisse jener Zeit. Der technische Fortschritt — eine höhere Entwicklung der Verfahrungsweisen in der Produktion zur Steigerung der Produktivkraft der menschlichen Arbeit konnte vorderhand nur in relativ engen Grenzen in Frage kommen. Die technischen Betriebskräfte der späteren Zeit waren noch nicht in den Dienst der Produktion gestellt. Nur den Kleinbetrieb mittels Handarbeit gestattete die Technik des 13. und 14. Jahrhunderts. Alles in allem konnte und mußte auch der soziale Schaden, den der Großbetrieb durch Vernichtung selbständiger Handwerkerexistenzen angerichtet haben würde, damals noch schwerer in die Wagschale fallen, als der etwaige wirtschaftliche Vorteil

(erhöhte Produktivität der Arbeit, Verminderung der Produktionskosten), den die technische Arbeitsteilung, das Hand-in-Hand-arbeiten innerhalb derselben Werkstatt, hätte gewähren können. Das gilt, wie gesagt für die Zeit, wo die Einführung des Großbetriebes noch auf keinem Gebiete gewerblicher Produktion als ein unzweifelhaft großer Fortschritt sich erwies, zu erweisen vermochte.

Zu den Hauptpflichten der Zunft, welche aus dem Begriff des Handwerks als eines Amtes folgte (Gierke), zählte die Sicherung der Güte und Brauchbarkeit des Arbeitsproduktes. Daß die Arbeit „gut und tadellos", das Produkt „gute Kaufmannsware" werde, dafür bot nicht nur die zunftgemäße Ausbildung des Handwerkers und die Meisterprüfung eine wichtige Garantie; auch bezüglich des Rohstoffes, der Arbeitsmethoden, der Art und Form des Produktes, bestanden bestimmte Vorschriften, für deren Einhaltung durch Beaufsichtigung der Werkstätten („Schau") gesorgt wurde. Der Ausschluß schlechter Waren vom Verkauf beließ aber dennoch eine für das Ganze heilsame Qualitätskonkurrenz unter den verschiedenen Produzenten in Geltung und Übung.

Von großer Bedeutung waren ferner die von der Zunft (unter Oberaufsicht der Stadtbehörde) vollzogenen Preisbestimmungen. Dieselben durften von den Genossen weder überschritten werden, noch war ein Unterbieten gestattet. Für unlautern Wettbewerb, Schleuderpreise, die Mißstände des Submissionswesens u. dgl. bot die mittelalterliche Wirtschaftsordnung keinen Raum. Wesentlich beherrscht und unterstützt wurde die offizielle Preisregelung, die dem Produzenten die Nahrung sicherte, den Konsumenten vor Übervorteilung bewahrte, durch die allen Beteiligten gemeinsame Überzeugung, daß der Preis nicht einzig und allein der freien Willensvereinbarung der jeweiligen Kontrahenten überlassen sei, daß es vielmehr für die Preisbildung entscheidende objektive, sittliche Normen gebe, und daß es Pflicht der öffentlichen Instanzen sei, in Wahrung des Rechts und des Gemeinwohles, das pretium iustum im Tauschverkehre zur Anerkennung und Durchführung zu bringen.

Gerecht ist nur der Tausch, bei dem Leistung und Gegenleistung gleichwertig sind (Äquivalenzprinzip). Ein mäßiger Gewinn des Produzenten wird dadurch nicht ausgeschlossen. Die Geschicklichkeit und Arbeitsleistung des Handwerkers, als gewerblichen Unternehmers und als Verfertigers der Produkte, alle Kosten und Aufwendungen, sollen im Preise der fertigen Ware volle Vergeltung bezw. ihren Ersatz finden; dazu kommt noch eine Risikoprämie für den Unternehmer (Kaufmann); auch Angebot und Nachfrage üben selbstverständlich Einfluß

auf die Preise aus. Aber alle künstliche Preistreiberei, Monopolmacherei, das Aufbewahren und Zurückbehalten von Vorräten (namentlich solcher, die für den Unterhalt der Bevölkerung unentbehrlich), die Verhinderung der Zufuhr, Ausbeutung der Not oder der Unerfahrenheit des Käufers, Erhöhung der Gegenleistung wegen Stundung des Kaufpreises, Preisaufschläge mit Rücksicht auf rein individuelle Verhältnisse oder persönliche Aussichten des Käufers usw.: das alles galt den geläuterten ethischen Anschauungen des christlichen Mittelalters als unerlaubt, verwerflich und verderblich. „Da aber alle diese Momente keine festen und unzweifelhaft bestimmten Größen darstellen, so gab es nur den einzigen Ausweg: die Entscheidung in die Hände der Obrigkeit als der unparteiischen Richterin und der von Gott eingesetzten Hüterin des Rechtes zu legen. Und damit war die obrigkeitliche Reglementierung der auf Gewinn berechneten Erwerbstätigkeit im Sinne christlich-ethischer, also antikapitalistischer Tendenzen zum Prinzip erhoben. Die Konsequenz davon aber war, daß eine wuchtige Waffe geschmiedet war zum Kampf wider das Aufkommen der Kapitalmacht, des gefährlichsten Feindes des Handwerkerstandes.“ [1] Daß die kanonistische Wirtschaftstheorie bestimmte Erscheinungen der „kapitalistischen“ Produktion, wobei Kapital nicht als Produktionsmittel, sondern als „das in der Unternehmung steckende und sich herumtreibende (fügen wir hinzu: nicht selten allzubeutelustige) Vermögen“ [2] verstanden wird, behindert, daß sie jene gar wunderbare Fruchtbarkeit dieses Vermögens, die zugleich Zins und Profit gebiert, den Profit um den Zins steigert, verkürzt, daß sie die ungesunde Vorherrschaft des mobilen Kapitals im Wirtschaftsleben unmöglich gemacht haben würde, das soll nicht bestritten werden. Daß sie aber dem Gang einer berechtigten, dem Wohle des Ganzen dienenden Entwicklung des Großbetriebes in Handel und Industrie überhaupt die Wege verlegt habe, dafür müßte vorerst noch der Beweis erbracht werden. Endemanns „Studien in der romanisch-kanonistischen Wirtschafts- und Rechtslehre“ [3] wenigstens reichen, wie uns scheinen will, nicht aus, ein solches Urteil zu begründen.

Schließlich blieb auch jenes „parasitische Überwuchern der distributiven Berufsarten, das die Gegenwart beklagt“ (Bücher), der stadtwirtschaftlichen Epoche erspart, durch möglichste Ausschaltung des Zwischenhandels, soweit kein Bedürfnis für denselben vorlag. Es herrschte vielmehr im allgemeinen hinsichtlich der innerhalb des Stadtgebietes erzeugten Waren das Prinzip des unmittelbaren Austausches zwischen Produzenten und Konsumenten. „Alle wichtigen Eigenschaften des Handwerks“ — sagt Bücher [4]

---

[1] Adler, Epochen 4 f.

[2] Julius Platter, Kritische Beiträge zur Erkenntnis unserer sozialen Zustände und Theorien (1894) 264.

[3] 2 Bände (1874 u. 1883); vgl. dazu Belows Bemerkung in der Historischen Zeitschrift LXXXVI 75 A. 2.

[4] Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft 199 f.

— „lassen sich in das eine Wort zusammenfassen: Kundenproduktion. Die Art des Absatzes ist es, die dieses Betriebssystem vor allen späteren ausgezeichnet. Der Handwerker arbeitet immer für den Konsumenten seines Produktes, sei es daß dieser durch Bestellung einzelner Stücke ihm dazu die Anregung gibt, sei es daß beide auf dem Wochen- oder Jahrmarkte sich treffen. Bestellungs- und Marktarbeit müssen einander ergänzen, wenn ‚tote Zeiten' vermieden werden sollen. In der Regel ist das Absatzgebiet ein lokales: die Stadt und ihre nähere Umgebung. Der Kunde kauft aus der ersten, der Handwerker liefert an die letzte Hand. Dies sichert Anpassung an den Bedarf und gibt dem ganzen Verhältnis einen ethischen Zug: der Produzent fühlt sich dem Konsumenten gegenüber verantwortlich für seine Arbeit."

Immerhin mögen in dieser Frage die „akademischen Vorsichtswörtchen" (Platter): wie „fast", „regelmäßig", „im allgemeinen" usw. ganz wohl am Platze sein. Nennt man nämlich die Stadtwirtschaft ein System des direkten Austausches, so kann damit doch nur gesagt sein, daß dieser relativ viel häufiger stattfand als heute. Auch im Mittelalter findet sich erweiterte „Verkehrswirtschaft", Absatz an den Kaufmann, neben der freilich viel häufigeren „Bedarfswirtschaft" und „Kundenproduktion". Wenn Sombart berichtet, in den mittelalterlichen Städten habe es „von Händlern und Handelshilfspersonen förmlich gewimmelt", so stellt bekanntlich selbst das „Wimmeln" noch keinen genau umschriebenen Größenbegriff dar. Adler meint, daß in manchen Städten die Zahl der den Handel vermittelnden und kontrollierenden Personen im Verhältnis zur Zahl der Geschäfte relativ groß gewesen sein möge. „Aber das Gesamtgebiet des Handels war durch die mittelalterliche Gesetzgebung enorm eingeschränkt und im Effekt war dadurch auch die Gesamtzahl der handeltreibenden Personen — im Vergleich zur Gegenwart — sehr reduziert, wie z. B. für Frankfurt a. M. durch die von Bücher durchgeführte Statistik festgestellt worden ist. Übrigens darf nicht vergessen werden, daß der Kleinhandel oft nur als Nebenberuf von Handwerkern ausgeübt worden ist." [1]

Blickt man von der Höhe der späteren Entwicklung einer den ganzen territorialen oder gar nationalen Staat umfassenden Wirtschaftseinheit auf Stadtwirtschaft und stadtwirtschaftliche Politik herab, so darf man sich freilich versucht fühlen, mit Gustav Schmoller [2] von einem „engherzigen Stadtegoismus" zu sprechen. Das Bestreben der Städte, „eine

---

[1] Adler a. a. O. 9 f A. — Speziell für Sachen, die im Handwerk selbst gebraucht wurden, hatten manche Handwerker einen Kaufladen.

[2] Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte ꝛc. (1898) 6.

konkurrierende Nachbar- oder Vorstadt zu vernichten, dem umliegenden platten Lande festere Fesseln anzulegen", mag in der Tat diesen Vorwurf als begründet erscheinen lassen. Aber der mancherlei Auswüchse wegen sollte doch nicht ohne weiteres einer unter den gegebenen geschichtlichen Voraussetzungen berechtigten Politik ein in Bausch und Bogen verwerfendes Urteil gesprochen werden. Der Staatsgedanke beherrscht eben das Gebiet der Verwaltung noch nicht. Die Stadt war politisch im weitesten Umfange selbständig, die Administration lag in den Händen der Bürgerschaft, der städtischen Räte. Das „Gemeinwohl", das hier die Teleologie der Wirtschaftspolitik beherrschte, war das städtische, bürgerliche Wohl. Dieses wurde nach innen und außen konsequent gewahrt. Daher die folgerichtig durchgeführte Mittelstandspolitik, der Schutz, die Förderung der unmittelbar produktiven Stände, die Schranken für den Großbetrieb, für die Vermittlungstätigkeit des Handels, der nicht nach der Möglichkeit des Gewinnes, den er einzelnen bot, sondern nach den Bedürfnissen der Gesamtheit zur Geltung kommen konnte; daher auch die Sorge für Wahrung der Gerechtigkeit im Tauschverkehre, für den richtigen Ausgleich zwischen Produzenten- und Konsumenteninteressen, die Verwirklichung des sozialen Charakters der Arbeit, der Solidarität der Berufsgenossen und aller Bürger, die großartige Verwertung und Ausgestaltung des genossenschaftlichen Prinzips.

Einiges Bedenken könnte wohl die Stellung der Stadt zu den Bauern der Landschaft erwecken. Schmoller wenigstens äußert sich diesbezüglich sehr scharf. Er sagt[1]: „Die komplizierte Wochenmarkts- und Vorkaufsgesetzgebung ist in Summa nichts als ein raffiniertes System, Angebot und Nachfrage zwischen dem kaufenden Städter und verkaufenden Landmann so zu gestalten, daß der erstere in möglichst günstiger, der letztere in möglichst ungünstiger Position beim Konkurrenzkampfe sich befinde. Die städtischen Taxen sind teilweise nur Waffen gegen die Getreide-, Holz-, Wild-, Gemüseverkäufer vom Lande, wie die Verbote des Landhandwerks, des Landhandels, die Einschränkung des Hausierbetriebes städtischen Interessen dienen." Wohl etwas zu schroff geurteilt wie uns scheint! Allerdings wahrte die Stadt den Vorteil der „Bürger". Daher das Bestreben, die Bezugs- und Absatzverhältnisse günstig für das Handwerk zu gestalten, billige Beschaffung der notwendigen Lebensmittel, der Rohstoffe und Halbfabrikate ihm zu sichern. Allein daß der Bauer im Bereich seiner eigenen Produktionssphäre irgendwie behindert, beim Absatz seiner Erzeugnisse übervorteilt werde, das lag doch fürs allgemeine außerhalb der Tendenzen, des „Systems" der stadtwirtschaftlichen Politik.

[1] Umrisse und Untersuchungen 2c. 6 f.

Im Gegenteil, es war für die Bauern ihr Verhältnis zu der Stadt nicht ohne große Vorteile. „Einen dauernd günstigen, in seiner Bedeutung" (mit fortschreitender Kultur und wachsender Bevölkerung) „dazu stetig steigenden Einfluß übten die Städte auf die Landwirtschaft dadurch aus", — sagt Theodor v. der Goltz [1], — „daß sie wichtige Absatzorte für viele landwirtschaftliche Erzeugnisse wurden. Dies gilt zunächst für die hauptsächlichsten Nahrungsmittel, wie Getreide, Schlachtvieh, Milch, Butter, Käse, auch Gemüse, Obst usw. . . . Aber auch für viele in den Städten geübte Gewerbs- oder Handelsunternehmungen mußte das Land die Rohstoffe oder Waren liefern: den Tuch- und Leinwandfabrikanten die Wolle und den Flachs, den Gerbern die Felle, den Färbern Waid und Krapp, den Brauern Gerste oder Weizen und Hopfen usw. Sofern die Städte nicht selbst über umfangreiche Waldungen verfügten, waren sie genötigt, ihren Bedarf an Brenn-, Nutz- und Bauholz nicht nur für den eigenen unmittelbaren Verbrauch, sondern auch für die mit Herstellung irgendwelcher Holzwaren beschäftigten Handwerker vom Lande her zu beziehen. Einen unmittelbaren Einfluß auf die Landwirtschaft und deren Fortschritt übten nicht wenige Städte dadurch, daß in ihrem Weichbilde der Produktion von Sämereien, von Blumen, von Obst und von Handelsgewächsen verschiedener Art große Sorgfalt zugewendet wurde." Als Beispiel führt v. der Goltz die Stadt Erfurt an, der die thüringische Landwirtschaft ihre große Blüte zu verdanken hatte. Es ist also nicht gerade alles Schatten im Verhältnis zwischen Stadt und Land gewesen. Freilich auch nicht alles Licht, zu einer Zeit, als die landbautreibende Bevölkerung noch „ein buntes Gemisch von Freien, Halbfreien, Unfreien bis zu wirklichen Leibeigenen" darstellte. Da lag es für den emporstrebenden Bürgerstand eben gar zu nahe, im Bauern den dienenden Stand zu erblicken.

Auch dem Zunftwesen hat es ganz gewiß, selbst in seiner Blütezeit, an mannigfachen Übelständen oder Schattenseiten nicht gefehlt. Man denke z. B. an die Leute von unehelicher oder sonstwie nach damaligen Begriffen „unehrlicher" Herkunft. Solche Personen begegneten in der Verwertung ihrer Arbeitskraft den größten Hindernissen; ebenso alle außerhalb der zünftigen Organisation stehenden und doch gewerblich tätigen Individuen, soweit sie von dem städtischen Rate nicht gerade ausnahmsweise als „Freimeister" (regelmäßig ohne Gehilfen und Lehrling und nur für ein beschränktes Arbeitsgebiet) anerkannt waren. Sie aßen ein hartes Brot, die armen „Bönhasen", wie man den nichtzünftigen Handwerksmann damals nannte. Förmliche Jagden wurden auf sie gemacht; bei der Arbeit erwischt wurden sie mißhandelt, ihrer Werkzeuge beraubt. Ergaben sie sich dann, ohne krank zu sein, dem Bettel, so verfielen sie den

[1] Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Bd I: Von den ersten Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts (1902) 163 f 178.

härtesten Strafen: Gefängnis, Pranger, Auspeitschung. „Wir sehen also" — sagt Georg Adler[1], — „des Elends hat es in der erwerbstätigen Bevölkerung der mittelalterlichen Städte unter dem Regime des zünftigen Gewerbesystems genug und übergenug gegeben; und wohlhabend ist damals (wie heute) nur ein geringer Bruchteil der Handwerker[2] gewesen. Aber in einem Punkte unterschied sich allerdings der damalige Handwerkerstand, soweit er in Zünften organisiert und privilegiert war, vom heutigen: seine Existenz war — in wie bescheidenem Ausmaße auch immer für die Mehrheit der Handwerker — gewissermaßen garantiert. Das Recht der einheimischen Handwerker auf den städtischen Absatz stand durch die Beschränkung der fremden Konkurrenz fest, und das Recht des einzelnen Handwerkers auf den individuellen Absatz war mit dem Verbot des Großbetriebs, mit der faktischen Beschränkung der Zahl der Produzenten und mit all den andern Maßregeln der Zunft- und Stadtwirtschaftspolitik von selbst gegeben[3]. Und diese wirtschaftliche Sicherheit, die den tüchtigen und zuverlässigen Handwerker zu größeren Leistungen und liebe-

[1] Epochen 21 f.

[2] Namentlich Metzger und Bäcker. — Vgl. Adler a. a. O. 15 f mit Verweisung auf Eulenburg, Zur Bevölkerungs- und Vermögensstatistik des 15. Jahrhunderts in „Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" III 458 f 467 und Boos, Geschichte der rheinischen Städtekultur III 136 f 186.

[3] „Der Einzelne wurde gehindert an jener wirtschaftlichen Machtentfaltung, die ihn heute oft Königen gleichstellt: aber eine behagliche Wohlhabenheit aller hob den Stand der Gewerbetreibenden als Gesamtheit zu Ansehen, Bildung und Macht. Die Veredlung des Handwerks zur Kunst, die wir am Mittelalter bewundern, die nie zurückgekehrte Blüte des Handwerkerstandes in den Städten: sie wären undenkbar gewesen ohne die genossenschaftliche Organisation der Arbeit und ihre soziale und materielle Gleichstellung mit dem Besitzer" (Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht I 391). In Voreingenommenheit für den modernen Kapitalismus befangen, vermag Sombart nicht zu einer gerechten und geschichtlich richtigen Beurteilung des Handwerks zu gelangen, wie ihm der berufene Korrektor aller Nationalökonomen historischer Richtung unzweifelhaft nachweist (vgl. Historische Zeitschrift XCI [1903] 450 ff). — Richtig ist allerdings, daß die Gleichheit des Besitzes bei den Handwerkern auch derselben Zunft nicht in dem Maße vorlag, wie man früher annahm. Hierfür kann sich Sombart (Der moderne Kapitalismus I 80 ff) auf sorgfältige neuere Untersuchungen berufen, so auf die von G. Schönberg, Finanzverhältnisse der Stadt Basel im 14. und 15. Jahrhundert (1879), K. Bücher, Die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im 14. und 15. Jahrhundert I (1886), F. Eulenberg, Zur Bevölkerungs- und Vermögensstatistik des 15. Jahrhunderts (Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 3), Martin-Saint-Léon, Histoire des corporations (1897). „Turmhoch" (!?) sollen sogar die Unterschiede gewesen sein (Sombart).

vollem Eingehen auf seine Kunst anspornte, allen Zunftgenossen zusammen aber ein gewisses Gefühl der Unabhängigkeit verlieh, mußte dadurch noch gesteigert werden, daß die Mehrheit der zünftigen Handwerker, wie neuerdings festgestellt worden ist, Eigentümer ihrer Wohnhäuser waren. So hatte also die Zunft für viele Handwerker unzweifelhaft segensreiche Wirkungen, die in ihrer Tragweite nicht unterschätzt werden dürfen, und sicherlich hing ‚die Veredlung des Handwerks zur Kunst' (Below) wesentlich mit dem Zunftwesen zusammen."

Wenn versucht wurde, die Entstehung der Zunft mit der militärischen Organisation in Beziehung zu setzen (Gothein), so fehlt bis heute ein überzeugender Beweis für diese Annahme. Unzweifelhaft wurde jedoch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, die Einheit unter den Handwerkern durch militärische Organisation und Waffenbrüderschaft nicht wenig belebt und gestärkt. Die Zünfte bewachten gemeinsam die Stadt, besetzten deren Türme, formierten besondere Heerhaufen bei Gefahr vor auswärtigen Feinden und wetteiferten miteinander in Tapferkeit und Opfermut.

Viel wichtiger aber für den engen Zusammenschluß der Zunftmitglieder und dadurch für die segensreiche Wirkung der Zunftverfassung im Mittelalter war der Umstand, daß die damalige Zunft als Verbindung von Standesgenossen eine mehr oder minder sozial *homogene Masse* darstellte. „Alle Gilden waren" — wie Gierke ausführt [1] — „Verbände unter sich gleicher Männer, die das Band persönlicher Zusammengehörigkeit einte. Sie waren eben Genossenschaften, ihre Mitglieder *Genossen* und pares. Dieses Band war ein überaus enges. . . . Deshalb nannte man sie *Brüderschaften*, denn Brüder waren die ältesten und nächsten Genossen. Dieser Name, weil er der bezeichnendste war, wurde der einzige, welcher allen Gattungen der gewillkürten Einung gemeinsam blieb. Er führt uns zugleich einen Schritt weiter zur Erkenntnis ihres Wesens. Brüder sind nicht zu einzelnen Zwecken verbunden. Ihre Verbindung ergreift *den ganzen Menschen* und erstreckt sich auf *alle Seiten des Lebens*." [2] Nur eine weitere Ausführung dieses Gedankens bietet Warschauer [3], wenn er sagt: „Von dem Augenblicke

[1] Das deutsche Genossenschaftsrecht I 226.

[2] Ebenso *Wilhelm Stieda*, Zunftwesen, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften VII 1022. Die ökonomische Ungleichheit im Besitz, die wir nicht bestreiten wollen, stand dem die Zunft beherrschenden *brüderlichen* Geiste damals noch nicht als unübersteigliches Hindernis im Wege.

[3] Die mittelalterlichen Innungen zu Posen, in der Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen 1. Jahrg., 28; vgl. *Adler* a. a. O. 13.

an, wo der Knabe die Schule verließ, um bei einem Meister in die Lehre zu gehen, gaben ihm die Vorschriften seiner Innung während seines ganzen Daseins die Richtung. Sie gingen mit dem Jünglinge auf die Wanderschaft und leiteten den Meister in allen Phasen seiner Tätigkeit und seines geistigen, religiösen und geselligen Lebens; sie zogen mit ihm in den Krieg und halfen ihm seine politischen Pflichten als Bürger erfüllen, ja sie geleiteten seinen Körper noch zum Grabe und erlösten seine Seele aus dem Fegfeuer, um sie der ewigen Seligkeit zuzuführen."

Will man verstehen, warum eine solche alle und alles umfassende Innigkeit des Zusammenschlusses bei den heutigen Innungsbestrebungen nicht erreicht werden konnte, so genügt es keineswegs, auf die „Befreiung des Individuums" hinzuweisen, wie sie den „höheren" Entwicklungsstadien eines Volkes eigentümlich ist, und welche die Möglichkeit bietet, mit je einem Teil der Individualität oder der individuellen Vermögenssphäre den verschiedensten Vereinen zugleich anzugehören. Der Grund liegt anderswo. Die Genossenschaft ist für sich genommen nur die bloße Form. „Sie empfängt all ihren Lebensinhalt von ihren Elementen und hat überhaupt Realität nur als deren Funktion, als Inbegriff ihrer ‚genossenschaftlichen' Wechselbeziehungen."[1] Was aber, wenn diesen Elementen die Voraussetzung aller Genossenschaftlichkeit auf wirtschaftlichem Gebiete: die Gleichheit der sozialen Lebensbedingungen, das gleiche Standesbewußtsein völlig abgeht, — wenn das wirtschaftliche Streben nur in wenigen Punkten von einer Gemeinsamkeit der Interessen getragen wird? Zunächst mit Rücksicht auf österreichische Verhältnisse konstatiert Waentig[2], daß in der bestehenden Zwangsgenossenschaft die verschiedenartigsten Elemente verbunden sind, häufig sogar Angehörige differenter Berufe, regelmäßig aber solche verschiedener Klassen: „Flickschneider, Heimarbeiter, Stückmeister, Kundenschneider und Konfektionär, sämtlich ‚selbständige' Gewerbetreibende, dabei aber Vertreter abweichender, oft widerstreitender Interessen, wirken als gleichberechtigte Faktoren zusammen. Natürlich fehlt für gewöhnlich eine einheitliche Willensrichtung. Die Meinungen gehen auseinander, die Majorität entscheidet und die breite Masse der kleinen Leute trägt den Sieg davon, während die wirtschaftlich und kulturell höher stehenden Elemente, vorausgesetzt, daß solche überhaupt vertreten sind, vor ihnen das

[1] Heinrich Waentig, Gewerbliche Mittelstandspolitik. Eine rechtshistorische Studie auf Grund österreichischer Quellen (1898) 472.

[2] Ebd. 472 f.

Feld räumen müssen oder, die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen einsehend, sich freiwillig zurückziehen. Wie nach der Sage die Ratten das sinkende Schiff, fliehen sie jene Verbände, in denen für die vorwärts Strebenden, die freudig Schaffenden kein Raum vorhanden ist." Das Urteil ist wohl etwas scharf. Wir würden es anders formulieren. Gleichwohl darf auch wer grundsätzlich der Idee der Zwangsgenossenschaft gegenüber sich nicht ablehnend verhält, die großen praktischen Schwierigkeiten nicht unterschätzen, die einem sozialen Zusammenschluß dieser in vielfacher Hinsicht so heterogenen Elemente sich heute in den Weg stellen. —

Aber abgesehen von den Verschiedenheiten in der wirtschaftlichen und sozialen Lage der gewerblichen Produzenten, es fehlt der heutigen Zeit noch ein anderes, hochwichtiges Prinzip der Einigung. „Nie besaß das Genossenschaftswesen" — sagt Eugen Jäger[1] — „eine so hohe Bedeutung, eine so tiefgreifende Wirkung auf das Volks- und Staatsleben wie in den besten Jahrhunderten des Mittelalters. Eine Hauptursache hierfür war die religiöse Einheit. Im sozialen Leben hat ja das religiöse Element fundamentale Bedeutung. Im ganzen Mittelalter herrschte Gleichartigkeit der Anschauungen über die höchsten Fragen des menschlichen Daseins, und dies gab den sozialen Organisationen eine so große Kraft, welche sie nimmer erlangt hätten, wenn jene Zeit religiös zersplittert gewesen wäre." Oder wer wollte bestreiten, daß die unselige Glaubensspaltung wenigstens als eine Mitursache des Verfalls der Zunft und des Niederganges des gewerblichen Mittelstandes zu gelten hat?

---

[1] Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich (1876) 201.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Kunstgeschichtliche Stellung der römischen Choralreform von 1614 bis 1615[1].

Daß auf Zustandekommen und Ausgestaltung der unter Paul V. in der Medizäa ans Licht getretenen Choralreform die Lage der Zeit im großen wie die besondern Verhältnisse in der ewigen Stadt in mannigfachster Weise teils hemmend teils fördernd Einfluß geübt haben, ist von selbst klar. P. Molitor widmet ihrer Betrachtung im dritten Hauptteile seines Werkes einen eigenen Abschnitt: „Die Reform und ihre Zeit". Als Norm zur Beurteilung dieser Einflüsse stellt er den Grundsatz auf, der mutatis mutandis für jede Kunstübung in der Kirche gilt: „Der Gregorianische Choral ist seiner eigentümlichen Bestimmung nach liturgischer Gesang, also Liturgie und Kunst zugleich." Aus diesem Grundsatze werden die zwei wichtigsten Gesichtspunkte gewonnen, nach welchen die nachtridentinische Choralreform zu Rom beurteilt werden muß.

Was das liturgische Element betrifft, so war durch die römische Reform des Breviers und Missale und ähnliche Arbeiten die richtige Bahn gewiesen: eine streng konservative Restauration der älteren Liturgie. Im Gegensatz zu dieser tridentinisch-liturgischen Reformbewegung suchten die römischen Choralverbesserer bei ihrer Korrektur nicht die Rückkehr zum Alten, sondern eine Akkommodation an ihre Zeit. Gewiß darf man den liturgischen Gesang nicht einfach den übrigen Riten gleichstellen. Er erträgt naturgemäß und nach dem Willen der Kirche größere Freiheit. Und diese Freiheit wahrte das Konzil von Trient, indem es die ganze Frage der Kirchenmusik dem Forum der Diözesanbischöfe überwies. Wäre die Trienter Synode von der Notwendigkeit einer Choralreform überzeugt gewesen, so hätten sich die Prälaten gewiß hierüber erklärt und die Reform wenigstens prinzipiell gefordert, wenn auch für den Augenblick eine Ausführung nicht zu erhoffen war. Ebenso hätte man durch einen Vorbehalt oder durch einen einfachen Beisatz in einem Dekrete die Uniformierung im Gesange verlangen können. Zum mindesten konnte dies als Wunsch oder Grundsatz ausgesprochen und diesbezügliche Maßregeln dem Apostolischen Stuhle reserviert werden.

Nichts von all dem geschah[2]. Bei näherer Betrachtung der Tatsachen erklärt sich diese Zurückhaltung aber allerdings auch durch äußere Gründe[3]. Die

---

[1] Die nachtridentinische Choral-Reform zu Rom ... von P. Raphael Molitor, Benediktiner der Beuroner Kongregation. Zweiter Band. Leipzig 1902. Vgl. diese Zeitschrift LXV 33 555.

[2] Die Stellung des Trienter Konzils zur Kirchenmusik haben wir schon vor mehr als 30 Jahren in diesen Blättern besprochen (IV [1873] 579 ff).

[3] Der Wunsch, das Konzil in Bälde beendigt zu sehen, den auch der Römische Stuhl teilte, wurde immer lauter und dringender, woraus sich auch erklärt, daß man die Choralfrage, welche doch zu den minder wichtigen gehörte, nicht zu sehr

musikalische Frage kam erst in der 22. Sitzung des Konzils in die Verhandlungen durch den Vorstoß einiger Bischöfe, welche die Abschaffung der Polyphonie verlangten. Dagegen erhoben sich die Proteste anderer, besonders spanischer Prälaten. Man begnügte sich also mit der bekannten prohibitiven Vorschrift, wollte aber die Frage in der folgenden Sitzung wiederum aufnehmen. Es scheint jedoch die kaiserliche Intervention die mit der Vorbereitung der Dekrete betrauten Konzilsväter bewogen zu haben, die betreffenden Anträge fallen zu lassen.

Nur wurde im achtzehnten Kapitel, welches über die Errichtung der Knabenseminarien handelt, in den die Knaben zu lehrenden Kenntnissen ausdrücklich der Gesang (cantus disciplina) einbegriffen, womit zweifellos der Choralgesang gemeint ist. Im zwölften Kapitel der 24. Sitzung, welches die Eigenschaften derjenigen, die zu Dignitäten und Kanonikaten an Kathedralkirchen befördert werden sollen, und die Obliegenheiten der Beförderten behandelt, kommt der Gesang nochmals zur Sprache. Zunächst wird anbefohlen, alle Kanoniker sollten angehalten werden, in dem zum Psallieren eingeführten Chor den Namen Gottes in Hymnen und Lobgesängen ehrfürchtig, deutlich und andächtig zu preisen. Es ist also vom Choralgesang die Rede, wird aber nur gesagt, w i e er zu halten, und nicht, welche A r t von Choral anzuwenden sei. Zum Schluß des Kapitels folgen allgemeine Bestimmungen über die bei den heiligen Offizien geziemende Ordnung, die Art und Weise des Tones und Gesanges (de congrua in his canendi seu modulandi ratione), den Anfang und die Dauer des Chores usw., was alles der Provinzialsynode und einstweilen dem Bischof mit dem Beirate zweier Kanoniker überlassen wird, damit sie nach Nutz und Brauch jeder Provinz die nötigen Vorschriften geben und, was zweckmäßig scheint, anordnen. Wenn man diese Bestimmung des Konzils auch auf die Kirchenmusik überhaupt anwenden kann, so trifft sie doch, wie der Kontext erweist, zunächst wieder den Chorgesang und also den Choral.

P. Molitor meint, wenn das Verhalten des Konzils in der Choralfrage ein anderes gewesen wäre, so hätten die „reformlustigen Musiker" in Rom in einer derartigen Äußerung desselben für ihr Ansinnen die stärkste Deckung gefunden, und das ist schon möglich. Es scheint uns aber doch, daß er diese guten Leute etwas gar zu arg unter die Lupe nimmt. Sie alle miteinander waren eben in ganz anderer Übung erzogen und in ganz andern Anschauungen, die sich von selbst herausgebildet hatten, befangen. Da war nun viel Redens und Rühmens von der Reform der ersten liturgischen Bücher. Sollten nicht schließlich die römischen Musiker gedacht haben, ob an ihren Choralgesängen nicht auch zu reformieren wäre? Die Polyphonie, ihr ganzes Wesen und ihre fast ins Unglaubliche ausgestaltete Technik hatte ihnen für Wesen und Gestaltung des traditionellen Chorals Kenntnis und Verständnis so ziemlich benommen. Man erinnere sich nur, was der spanische Gesandte von der Gewandtheit der päpst-

in die Weite ausdehnen wollte. Dies um so mehr, als man schon bei der ersten Berührung der musikalischen Frage die Erfahrung machen mußte, daß sich hier die Ansichten sehr entgegen stehen würden.

lichen Sänger im Kürzen der Melodien rühmt [1], und schaue ein wenig, wie Palestrina Choralmotive seinen kunstvollen Tongeweben zu akkommodieren weiß: dann wird man diese Männer nicht zu hart beurteilen. Auch darf man ein weiteres nicht übersehen. Die Reformen in Brevier und Meßbuch griffen allerdings aufs Alte zurück, mußten aber dabei manches spätere Einschiebsel fallen lassen, kürzten auch ab. Da glaubten nun diese Musiker, sie müßten es ebenso machen, verstanden aber nicht, daß dies bei ihrem Parte sie von der konservativen Richtung der Reform abbringen und in die entgegengesetzte führen würde.

Wir können uns auch heute noch einen Palestrina nicht denken als einen Mann, der den als echt kirchlich anerkannten Gesang nur aus Künstlerlaune sollte geändert und geflissentlich entstellt haben. Und ebenso glauben wir von einem Nanino, Soriano usw. urteilen zu dürfen. Überdies erinnern wir wieder an die schon wiederholt gestellte Frage: Welchen Choral hatten denn diese Männer im Sinne, als sie zu reformieren sich anschickten? Es ist ein sehr wahres Wort, was P. Molitor (S. 141) schreibt: „Der leitende Gedanke in der Choralreform war bei den ausführenden Musikern in erster Linie auf das Ideal-Künstlerische im Choral gerichtet. Die Melodien bearbeiten, nach neuen Regeln und Grundsätzen ummodeln, dies war das Ziel, wonach sie zunächst verlangten. Alles übrige war ihnen Nebensache." Doch immer so, daß sie wirklich der Kirche damit dienen wollten, müßte man unseres Erachtens hinzufügen. Nicht minder wahr ist, was der Autor als eminenter Sachkenner von der Tendenz und Methode sagt, welche eine Choralreform, die wirklich einigen Nutzen stiften sollte, hätte befolgen müssen. Sehr wahr ist sodann, daß in diesem Sinne mit Recht sich behaupten läßt, eine Choralreform um 1600 habe nicht so sehr eine historische, als eine künstlerische Aufgabe zu lösen gehabt. Aber diese künstlerische Aufgabe konnte unmöglich im Sinne des Autors gelöst werden, wenn nicht zuvor die historische gelöst war.

In solchem Gedanken haben wir vor Jahren in diesen Blättern geschrieben [2], daß der Choral einem Palestrina Leben und Tat war. Wenn wir diese Eigenschaft bei jeder Kunst in ihren verschiedenen Entwicklungsperioden wahrnehmen, so muß sie sich besonders bei der Musik zeigen, deren Kunstmittel Bewegung selbst ist. Es wurde oben (vgl. S. 84 A. 2) unserer ersten Arbeit auf musikalischem Gebiete aus den frühesten Jugendjahren der „Stimmen aus Maria-Laach", der „Kirchenmusikalischen Briefe", Erwähnung getan. Seitdem sind 30 Jahre verflossen. Das Ideal, das uns damals für Musik und besonders Kirchenmusik vorschwebte, ist heute noch dasselbe, aber die Reihe der Jahre mit ihren Studien und praktischen Erfahrungen hat uns manches gebracht, was unser Urteil in Sachen der Realisierung desselben modifizierte. Und die Geschichte der Choralreform zu Rom aus der Hand unseres verehrten P. Molitor gehört in dieser Kräftereihe nicht zu den schwächsten Eindrücken.

Wir leben gegenwärtig ebenfalls in der Zeit einer Choralreform. Wir brauchen aber nicht viel über ein halbes Jahrhundert zurückzugreifen, dann würde

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXV 564. [2] XLVII (1894) 129.

auch zutreffen, was P. Molitor (S. 152) von der Zeit der römischen Reform von 1600 sagt: „Sich selbst ein Rätsel, bot diese Zeit für eine Choralreform nur halbe und sich widersprechende Ideale." Und doch hielten auch diese Musiker, denen echt kirchlicher Geist einwohnte, den Choral für die eigentlichste Kirchenmusik und wollten ihn, sozusagen, nur mit Ehrfurcht behandelt wissen. In Bezug auf diese Musiker könnte man heute ganz die gleiche Frage aufwerfen, welche der Autor hinsichtlich der bei der römischen Choralreform Beteiligten sich stellt: „Auf wen sollten sie hören? wem folgen?"

Wenn Theoretiker wie Cerone[1] infolge ihres eigenen Bildungsganges am traditionellen Choral zäher festhielten, so folgt daraus nicht, daß andere zeitgenössische Musiker, die andere Wege einschlugen, von diesen schlankweg als Gecken bezeichnet werden dürften. Sehen wir uns die Kompositionen Sorianos an, so werden wir finden, daß darin ein heiliger Ernst und ächt kirchlicher Sinn waltet, und es klingt auch überall mehr oder minder Choral hindurch, z. B. in seinen Marianischen Antiphonen. P. Molitor schließt diesen Abschnitt mit der Bemerkung ab, die Choralreform habe schon verschiedene Stadien durchlaufen gehabt, ehe Raimondi den Druck seines Graduale begonnen hatte. Schon 1585 habe in Venedig der Bruch mit der Tradition den ersten Schritt getan, den allem Anscheine nach praktische Rücksichten herbeigeführt hätten. In Rom habe sich die Sache mehr um kritische und finanzielle Interessen gedreht. Deshalb sei man auf ganz verschiedene Wege und zu ganz verschiedenen Resultaten gelangt.

Das römische Resultat liegt, wie bekannt, in der Editio Medicaea vor. Diese ist das Werk der Choralreform.

Eine Prüfung des inneren Wertes der Reform muß sich natürlich auf die Originalausgabe beziehen, und hat auch deshalb die Untersuchung P. Molitors maßgebendere Bedeutung, weil sie an diese selbst, und nicht an die Bearbeitung von 1870 anknüpft. Die Kritik des Autors will sich nicht viel mit Einzelheiten befassen, sondern beschränkt sich auf jene Eigentümlichkeiten, welche in den Gesängen am häufigsten wiederkehren und die Grundsätze der Reformmusiker am besten erkennen lassen. Da kommt aber sogleich die Schwierigkeit; denn die

---

[1] Domenico Pietro Cerone war geboren 1566 zu Bergamo, ging aber 1592 nach Spanien, wo er Kapellsänger Philipps II. und Philipps III. war, in dessen Diensten er 1608 in die Kapelle zu Neapel überging, wo auch seine Schriften erschienen: 1609: Regole per il canto fermo, und 1613: El melopeo. In der letzteren glaubte man vielleicht nur eine Bearbeitung des großen Werkes El melopeo perfetto von Gioseffo Zarlino zu haben, einem hochbedeutenden Theoretiker aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Zarlino war 1537 in den Franziskanerorden getreten und starb 1590 zu Venedig (Riemann, Musik-Lexikon 184 1266). Cerone vertrat unter anderem im Choral die Gleichwertigkeit aller Noten bezüglich des Zeitmaßes. Jede Note erhält nach seiner praktischen Regel einen Schlag, „wobei die Hand niederfällt und sofort wieder erhoben wird, wie wenn ein Rock mit dem Stocke ausgeklopft wird". Ließe sich nicht aus dieser Instruktion für Kapellmeistermanieren schließen, daß diese Leute den Choral sehr langsam gesungen haben?

Herausgeber der Medicaea haben über die von ihnen verfolgten Gesichtspunkte eine Erklärung nicht hinterlassen. Auch aus der Überlieferung sind die Grundsätze derselben weder zu erklären noch zu erweisen. Wäre die Reform nach festen Grundsätzen geplant und ausgeführt worden, dann würden sich die Melodien zum großen Teil selbst erklären. Allein darin findet der Autor, und er wird das Richtige getroffen haben, gerade den schwächsten Punkt der Reform.

Nur wenige Eigentümlichkeiten lassen sich mit Sicherheit als prinzipiell gewollte bezeichnen, und diese sind, recht angesehen, mehr negativer Natur. Es sind die folgenden: Kürzung der herkömmlichen Gesänge, Beschränkung der Intonation auf Tonica und Dominante, Vermeidung der Melismen über kurzen unbetonten Silben unmittelbar nach dem Wortakzente, Vereinfachung der Endmelismen usw. Allerdings schon genügend zu einer radikalen Reform. Woher aber stammen diese prinzipiellen Reformideen? Waren sie nicht schon in praktischer Weise eingeführt? Auf den alten Choral übertragen, sind diese Tendenzen vorwiegend destruktiv.

Der Mangel an Prinzipien macht sich besonders fühlbar in den drei wesentlich konstitutiven Elementen der Melodien, wie sich diese aus dem traditionellen Choral ergeben: in der Notation und Rhythmik, in der modalen Anlage und in der Melismatik. Was die ersteren betrifft, waren die Reformatoren über die Notation ihrer Melodien und deren rhythmischen Bau selbst nicht im reinen. Das beweisen die ziemlich häufigen Varianten ihres Buches. Hinsichtlich der Rhythmik steht nur das eine fest, daß die Herausgeber das Prinzip vom Gleichwert der Noten zurückgewiesen haben. Im Gebrauch der einzelnen Notenformen ist die Medicaea nicht konsequent. Die einfachen Neumenformen sind zwar gewöhnlich unschwer zu erkennen, aber mehrere aus ihnen erscheinen in zwei oder drei Schreibweisen. Figuren von fünf und mehr Noten werden unklar, indem sie die Tonfolgen nicht bestimmt abgrenzen. Abgesehen davon, hat die Notation der Medicaea vor andern späteren Reformausgaben den Vorzug, daß ihre Tongruppen geschlossen sind und sich dem Auge als einheitliches Ganzes zeigen.

Was die modale Anlage der Melodien anlangt, wird neben der sich zeigenden Willkür in Anwendung des ♭molle besonders der Umstand getadelt, daß zufolge einer „zwecklosen Regelstrenge" jede Melodie mit Tonica oder Dominante beginnt. In der Choraltradition finde sich kein Grund hierfür und, so weit man sie kennt, sei auch bisher kein einziger Choraltheoretiker zu nennen, der dieses Gesetz aufgestellt hätte. Weder Guidetti noch spätere Reformer hätten sich an diese Regel gebunden, und auch die Polyphonisten, Palestrina miteinbegriffen, bewegten sich in diesem Punkte freier. Selbst das römische Antiphonar, und zwar in seiner offiziellen Ausgabe, kenne diesen Zwang nicht.

Dem dritten wesentlichen Momente der Melodien sich zuwendend, bedauert P. Molitor, daß der „Vereinfachungstrieb" der Reformer sich zumeist bei den interessantesten Melodien betätigt habe, wie Alleluja, Graduale und Offertorium, ohne jedoch die andern Teile gänzlich zu verschonen. Bei den ersteren seien ganze Tonlinien weggeschnitten worden und mit ihnen „kunstvoll angelegte Teile voll Empfindung und Ausdruck, reizende Imitationen, manchmal gar der Höhepunkt

der Bewegung". Man vermisse dadurch jene wohltuende und natürliche Art der Stimmführung, die bei der älteren Version entzückt. Mit „den vielen Noten" sei naturgemäß etwas von dem geschwunden, was besonders dem Graduale unter den Meßgesängen seinen eigentümlichen Charakter gab und es seine besondere Aufgabe unter ihnen erfüllen ließ[1]. Unter unsern Lesern möchten sich wohl einige oder mehrere finden, welche in diesem „Vereinfachungstrieb der Reformer" noch nicht ihre schlimmste Anlage sehen und in ihren Kürzungen noch keine gar so große Missetat bedauern werden. Allein eines werden sie doch bei diesen Medizäern nicht verteidigen wollen, daß diese nämlich keine festen Normen beobachteten, nach welchen sie ihre Kürzungen durchweg und stetig ausgeführt hätten, und solche sich wahrscheinlich auch nicht zu bilden vermochten. Das ist unstreitig einer der bedeutendsten Mängel der Medizäa: es fehlt an konsequenter Methode, und das konnte nicht anders sein, nachdem man den Begriff der Neumen und ihr Verständnis als streng methodisches Gestaltungselement der Melodien durch das punctum contra punctum verloren hatte.

Über die ästhetischen Vorzüge der Medizäa läßt P. Molitor zunächst ihren Verehrern das Wort, und damit auch uns, und zwar diesmal als einem Anonymus. Wir bekennen uns zu jener unserer Meinungsäußerung ohne Rückhalt, möchten aber die tatsächliche Veranlassung derselben und deren Gründe ein wenig auseinandersetzen. Die vom Autor angeführte Stelle ist einer „Miszelle"[2] in dem 47. Jahrgange (1894) dieser Zeitschrift entnommen. Veranlassung dazu gab zunächst die Publikation einer Studie der von uns stets hochgefeierten Paléographie musicale in deutscher Übersetzung, durch welche die interessante Arbeit des berühmten Choralforschers Dom Mocquereau bei uns Deutschen allgemeiner

[1] Seiner Stellung in der Meßliturgie entsprechend hat das Graduale offenbar die Aufgabe, die durch die ermahnenden Worte der Epistel hervorgerufene Seelenstimmung zum Ausdruck zu bringen und für die Aufnahme des Evangeliums selbst zu erhalten und zu steigern. Daher naturgemäß das sympathische musikalische Element sich mehr entfalten darf, wozu es durch die ganze Konstruktion dieses Teiles der Liturgie Spielraum genügend gewinnt und bei besonderer Gelegenheit noch in die Sequenz ausklingen kann.

[2] XLVII 483 f: „Ein Nachtrag zum Artikel über Pierluigi da Palestrina", der im gleichen Bande mit Namensunterschrift sich findet. Die vom hochw. Autor der „anonymen Miszelle" entnommene Stelle (S. 485) ist durch einzelne Auslassungen verkürzt worden. So ist gleich nach den ersten zwei Zeilen der Satz ausgefallen: „Fast beschleicht einen dabei der Gedanke, daß diese Bearbeiter des Chorals doch etwas wußten und ahnten von den durch die Studie aufgedeckten Geheimnissen." Die berufene Studie ist aber keine andere als die von P. Bohe übersetzte, welche dem dritten Bande der Paléographie musicale der Benediktiner von Solesmes entnommen ist. Der letzte Satz, der vom Autor angeführt wird, heißt in der Miszelle ohne Auslassung so: „Wenn die Vergleichstabellen (der Studie) auch sehr verschiedene Bilder zeigen, so tragen die neueren Melodien, mit den älteren verglichen, doch ein auffallendes Verwandtschaftsverhältnis zur Schau: sie sind den älteren aus dem Gesichte geschnitten."

zugänglich wurde. Sie schien uns auch für den Mindereingeweihten einen „augenscheinlichen Vergleich" der traditionellen Melodien mit jenen der Medizäa respektive der Regensburger Ausgabe zu gestatten. Zu gleicher Zeit lagen uns die Angaben des Dekretes der heiligen Kongregation der Riten vom 7. Juli des Jahres 1894 vor, in welchem die Urheberschaft Palestrinas bezüglich der Medizäa mit solcher Bestimmtheit angenommen wurde, daß neben andern Angaben ein vernünftiger Zweifel, für damals wenigstens, für uns nicht vorhanden war und wir die Frage augenblicklich für erledigt hielten. Bei unserer Überzeugung von der hohen Bedeutung der Paléographie musicale für die Choralfragen war es uns sehr willkommen, daß, wie uns wenigstens dünkte, ein Vergleich der beiderseitigen Melodien nicht zu Ungunsten der Medizäa geschehen konnte. Freilich bot die Studie einen sehr beschränkten, aber doch klaren Gesichtskreis. Dazu wirkten, was wir nicht verhehlen wollen und zu Anfang jener kurzen Notiz in dieser Zeitschrift ziemlich klar andeuteten, auf uns auch die in damaliger Zeit mit großem Nachdruck geführten, maßlosen Angriffe auf die Regensburger Ausgabe[1] zu deren Gunsten ein.

Nehmen wir dazu die vorzüglichen Ausführung der Melodien, wie wir sie wiederholt in Regensburg hörten, und zwar im Rahmen einer zeremoniellen Ausführung der Liturgie, wie sie der dortige Dom dem Auge und dem Empfinden bietet: dann wird unsere Auffassung von der ästhetischen Wirkung dieser Gesänge sich wohl erklären. Die ästhetische Wirkung ist eben bedingt von dem alten Axiom des hl. Thomas: **Pulchra dicuntur quae visa placent.** Schön gilt uns, was in seiner Wahrnehmung gefällt[2]. Dies Gefallen können aber verschiedene Einflüsse bestimmen. In unserem Falle wird z. B. von seiten historisch-theoretischer Urteile ein solcher Einfluß unabwendbar sein. Das ist die Lage unseres hochw. Autors, bei welcher er noch getragen wird von den Eindrücken einer täglich, um nicht zu sagen fast stündlich sich wiederholenden Erfahrung der sein Leben beherrschenden Anwendung und vorzüglichen Ausführung des traditionellen Chorals. So wird es nicht wundern, wenn er ebenso begeistert von diesem spricht, wie die Freunde der Medizäa von jenem. Uns selbst, das gestehen wir, geschah es ähnlich. Beim ersten Anhören der traditionellen Melodien in Prag und Beuron fanden wir bezüglich des Eindruckes nicht das, was wir erwarteten. Beim jüngsten hingegen, vor wenigen Monaten, war zufolge der näheren Bekanntschaft mit der historischen Frage der Eindruck ein viel tieferer. Er hatte im Urteil das ehrwürdige Moment der Vorzeiten für sich gewonnen. Eins aber ist in allen Fällen uns klar geworden: der Choral wird nur verstanden im Rahmen der Liturgie selbst. Es scheint uns immer ein zweifelhafter Versuch, den Choral zur Geltung bringen zu wollen getrennt von kirchlichen Funktionen.

---

[1] Die Medicaea selbst war uns fremd.

[2] Vgl. damit unsere Artikel über „das Kunstschöne in der Kirchenmusik" in Dr Haberls Cäcilienkalender Jahrg. 1883 ff, namentlich 1883 S. 4.

Daß die Medizäa vor dem Forum der historischen Kunstkritik und nach den Gesetzen der kunstgeschichtlichen Theorie nicht bestehen konnte, versteht sich nach allem darüber Gesagten von selbst. Die Gründe, welche über, d. h. gegen ihren geschichtlichen Wert vorgebracht werden, sind nicht zu bestreiten. Sie beziehen sich auf die schon bekannten Mängel, welche dem Ideale vom traditionellen Choral als objektivem Kunstwerke förmlich widerstreiten. Und nicht nur, daß die Orginalausgabe der Medizäa diesem Ideale nicht entspricht, auch für sich selbst kann sie auf die Eigenschaft eines einheitlich durchgestalteten Kunstwerkes einen vollgültigen Anspruch nicht machen.

Was zum Erweise dafür von P. Molitor (S. 199—211) vorgebracht wird, läßt sich ebenfalls im allgemeinen nicht bestreiten, wenn auch das eine oder andere etwas wie von Voreingenommenheit eingegeben erscheint, wie z. B. wenn es heißt, die Eigenart der Varianten deute auf eilfertige und oberflächliche Arbeit der Korrektoren, und zuvor, durch diese Varianten sei die Ausführung der Melodien erschwert. Ebenso wenn in Bezug auf das Streben, durch Vereinfachung des Notenreichtums die bessere Verständlichkeit des Textes zu erleichtern, die Sache mit der Bemerkung abgemacht wird: „Noch stärkere Vereinfachung hätte das Wort noch verständlicher gemacht. Warum blieb man auf halbem Wege stehen?“ Antwort: Weil man vom Reichtum des alten Kunstwerkes so viel als zweckdienlich war, erhalten und ihm seinen Charakter belassen wollte.

Noch weniger beweist der Einwand, daß die Verständlichkeit des gesungenen Wortes doch nach wie vor vom Sänger abhing. Das versteht sich von selbst, aber ebenso, daß sich auch der gute Sänger um so leichter und besser verständlich macht, je besser das Wort im Gesang ihm zurecht gelegt ist. Wenn der Autor dann meint, die ausführenden Sänger seien durch die Reform nicht besser geworden, wie das die Geschichte der Kirchenmusik in Rom und anderwärts beweise, so ist dieses wohl zunächst von ihrem geringen Sinn für echt kirchliche Musik zu verstehen. Dann mögen aber daran doch auch andere Dinge die Ursache gewesen sein, und vorab ist da an den dramatischen Gesang der aufkeimenden Oper zu denken. Meint aber der Autor die technische Ausbildung des Gesanges, so ist sein Urteil wohl nicht zutreffend; denn der bel canto, diese Blüte der italienischen Virtuosität im Gesange, bereitet sich gerade am Anfange und in den ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts vor, z. B. in Caccinis Nuove musiche (1602). Aus dieser Zeit stammen wohl auch die traditionellen Verzierungen, welche die Sänger der Sixtinischen Kapelle z. B. in Allegris Miserere anzubringen wußten und welche durch die Feinheit ihrer Ausführung die Bewunderung eines Mendelssohn und anderer Meister der Tonkunst erregten.

Die Zeit der Reformbestrebungen im Choralgesang ist überhaupt eine der bedeutendsten in der Geschichte der Entwicklung der Tonkunst, und ebendarum ist, wie allerseits und auch von uns öfters betont wurde, das vorliegende Geschichtswerk der Beuroner Benediktiner, welches den Verlauf der Choralreform klarlegt, von einer über die Grenze der Kirchenmusik hinausreichenden Bedeutung.

Den Erfolg der nachtridentinischen Choralreform zu Rom faßt zum Abschlusse ihrer Geschichte ihr Historiograph in die wenigen Sätze zusammen:

1. „Das Graduale Raimondis enthielt nicht den Gesang der römischen Kirche und wurde nie zum Gemeingut der römischen Kirchen.“

2. „Im Widerspruche mit den Melodien des offiziellen Pontifikale und des offiziellen Rituale, von der Tradition losgelöst, stand das Graduale isoliert da, ein Mittelding aus fremdartigen[1] Elementen, ohne Klarheit und Konsequenz. Vom Apostolischen Stuhle preisgegeben, entbehrte es selbst jener Art von amtlicher Empfehlung, die derartige Ausgaben gewöhnlich vom Diözesanbischof erhielten.“

Dies Endurteil klingt scharf und hart, entspricht aber den quellenmäßig vorgelegten Tatsachen und überschreitet somit nicht die Kompetenz des Geschichtschreibers.

Daß P. Molitors Werk eine Leistung ersten Ranges ist, vollendet nach Inhalt und Form, haben wir schon wiederholt betont, und wenn wir einiges Wenige und Nebensächliche glossieren zu müssen glaubten, so sollen diese Bemerkungen der hohen Schätzung nicht nur nicht den geringsten Abbruch tun, sondern nur beweisen, daß unsere Kenntnisnahme von dem Werke keine oberflächliche war. Daß das Studium des umfangreichen Werkes durch die treffliche äußere Ausstattung desselben nicht unbedeutend erleichtert und angenehmer gemacht wird, ist bei den Leistungen des Leuckartschen Verlages selbstverständlich[2].

Zu guter Letzt möchten wir noch einige aus den Schlußsätzen des Werkes hierher setzen. Dieselben empfehlen sich ebenso durch ihre Richtigkeit, als sie noch einmal die nicht genug zu lobende Mäßigung des hochw. Autors gegenüber andern Vertretern der modernen Choralfrage erweisen:

1. Wie jede Kunst hat die katholische Kirchenmusik eine Entwicklung und somit Perioden anfänglicher Versuche, siegreichen Fortschrittes, endlicher Vollendung, traurigen Verfalles, hoffnungsvoller Wiedererhebung.

2. Der gregorianische Choral ist nicht die einzige Art katholischer Kirchenmusik. Er repräsentiert seine Zeit, soweit ihr religiöses Leben und Empfinden in der liturgischen Musik Ausdruck gefunden. Wir möchten hinzufügen: und bei der inneren Leistungsfähigkeit dieses Kunstmittels finden konnte.

---

[1] Ob die Bezeichnung „fremdartig“ ganz zutreffend gewählt ist, möchten wir an der Hand der vom Autor sehr klar und mit größter Sachkenntnis gegebenen Tatsachen bezweifeln. Uns scheint das Resultat der Choralreform, wenn wir einen Vergleich gebrauchen dürfen, ein Zersetzungsprodukt zu sein. Sie zersetzte die traditionellen Melodien oder nahm die schon mehr oder minder zersetzten auf, schied dann aus, brachte das Zurückbleibende in neue, anders zusammengesetzte Verbindungen, verwendete den vorhandenen Stoff gegen die ihm eigenen Gesetze u. dgl. Sie hat aber, wie uns scheint, nichts Neues und Fremdes hineingetragen und hineingezwängt, wie wenn man etwa den Takt unserer modernen Musik in die Choralmelodien hineinbringen, respektive sie in ihn hineinzwängen will.

[2] Freunde und Jünger guten und gewählten Orgelspieles machen wir bei dieser Gelegenheit auf den uns eben vorliegenden vierten und fünften Band der „Ausgewählten Orgelkompositionen von Moritz Brosig“ aufmerksam, welche in demselben Verlage in ebenso vorzüglicher Ausstattung erschienen sind und die Gesamtausgabe abschließen.

Es war vielleicht ein besonders folgenschwerer Mißgriff der Musiker der Reformperiode, daß sie dieses Kunstmittel zu Wirkungen heranziehen wollten, die zur Verzerrung seiner naturgemäßen Formen führen mußten. Der Choral „repräsentiert seine bestimmte Kunstform, die von der Kirche bevorzugt und von vielen als Ideal katholisch-liturgischer Musik angesehen wird". Die Kunstform des Choralgesanges wird unbestreitbar von der Kirche bevorzugt, und zwar eminent, weil ohne ihn wenigstens eine reichere, ja ihre höchste Kultentwicklung nicht zugelassen wird. Beim Hochamt wenigstens muß Choral gesungen werden. Diese Bevorzugung gilt aber nicht der Kunstform des Chorals als solcher. Wer den Choral als Ideal katholisch-liturgischer Musik ansehen will, kann darüber nicht getadelt werden, solange der erstere Standpunkt gewahrt wird, wozu noch der historische kommen mag. Einseitig würde uns diese Auffassung erscheinen, wenn die Vollkommenheit der Kunstform als solcher und ihre Ausdrucksfähigkeit für das religiöse Leben und Empfinden in der Kirchenmusik für unsere Zeit gemeint wäre und behauptet werden sollte.

3. „Regel und Gesetz sind in den besten der traditionellen Melodien ausgesprochen." Daran ist nicht zu zweifeln. Ein abgeschlossenes wahres Kunstwerk erklärt sich am besten selbst. Um aber den Grundsatz in die Übung umsetzen zu können, scheint uns vor allem eine mit genauer Sichtung des Quellenmaterials und dem entsprechenden kritischen Apparate, wie wir Deutsche ihn verstehen, versehene Ausgabe des Graduale notwendig, wodurch erst ein Gesamtüberblick des Kunstwerkes und der Beziehungen seiner Teile zum Ganzen gewonnen wird. Ob und inwieweit der Fortschritt der modernen Choralforschung einer solchen Aufgabe schon gewachsen ist, getrauen wir uns nicht zu entscheiden. Es will uns aber dünken, daß sie so weit noch nicht gekommen sei. Solange bedeutende Forscher, deren Abfertigung mit einem Non placet eine wissenschaftliche Beachtung nicht beanspruchen kann, in Fundamentalfragen differieren, möchte unsere Ansicht nicht grundlos erscheinen. Was aber bezüglich der Wiederbelebung der traditionellen Melodien schon geleistet ist, berechtigt immerhin zur Annahme jener hoffnungsvollen Wiedererhebung, welcher P. Molitor in Bezug auf die theoretischen Kenntnisse aus den alten Melodien das Wort spricht: „Möglicherweise gestatten sie eine Verwirklichung, die früheren Jahrhunderten unerreichbar geblieben."

Den „Dankessold" nicht nur „der Schwachen, die mit den täglichen Schwierigkeiten einer mühe- und opfervollen Praxis ringen", sondern auch mancher Starken, die mit den konkreten Verhältnissen des Lebens in der weiten Welt vertraut sind, wird sich jedenfalls eine Vereinfachung der alten Melodien erwerben, die allerdings einen andern Weg einschlagen muß und heutzutage es auch kann als den, welcher für Pierluigi und seine Schüler und Zeitgenossen bei ihrem besten Wissen und Wollen vor drei Jahrhunderten geebnet und gebahnt war.

† **Th. Schmid** S. J.

Rezensionen.

Luther und Luthertum in der ersten Entwickelung, quellenmäßig dargestellt von P. **Heinrich Denifle** O. P. Erster Band. Lex.-8° (XXXII u. 860) Mainz 1904, **Kirchheim**. *M* 10.—

Seit drei Jahrzehnten ist in wissenschaftlichen Kreisen der Name des P. Denifle mit Hochachtung genannt. Wo immer der gelehrte Dominikaner an ein Forschungsgebiet die Hand gelegt hat, sind bleibende Resultate erzielt und neue Bahnen gewiesen worden. Seine Leistungen für die Geschichte der deutschen Mystik, für die Geschichte der Universitäten sind allgemein anerkannt. Um die Kenntnis der Scholastik wie der ältesten Zeiten der Mendikantenorden ist er vielfach verdient. Seines großen Werkes über die Verwüstung Frankreichs durch den hundertjährigen Krieg wurde in dieser Zeitschrift (LX 196 f) erst vor kurzem ehrenvoll gedacht. Sein großartiges Chartularium Universitatis Parisiensis steht einzig da. Die wissenschaftlichen Akademien von Wien, Berlin, Prag und Göttingen ehrten ihn durch Aufnahme unter ihre Mitglieder, ebenso 1897 die Pariser Akademie der Inschriften. Schon die Stellung des anspruchslosen deutschen Ordensmannes als Behüter der kostbarsten und ehrwürdigsten Handschriftensammlung der Welt, des vatikanischen Archivs, bezeugt seine Bedeutung als Mann der Wissenschaft und sein weit über die Grenzen eines einzigen Landes hinausgehendes Ansehen als wissenschaftliche Autorität.

Wenn ein solcher Forscher nach einer solchen Reihe hervorragender Leistungen sich entschließen konnte, bei der Entstehungsgeschichte jener großen Abfallbewegung, welche mit dem Namen der „Reformation“ sich zu legitimieren sucht, nochmals mit der Arbeit einzusetzen, so ist dies von vornherein ein Beweis, daß, soviel auch über dieselbe schon geschrieben sein mag, dort noch Fragen von größerer Tragweite der Lösung harrten. Der mächtig große Band, welcher vorliegt, ist erst nur ein Teil der Arbeit; ein zweiter, der im Druck bereits vorangeschritten ist, soll ihm auf dem Fuße folgen. Man darf gewiß sein: zwei solche Bände von einem P. Denifle bringen nicht bloß einen neuen Aufputz altbekannter Dinge: auch hier wieder handelt es sich um einen wichtigen Dienst, welcher der Wissenschaft geleistet wird, und zwar einen solchen, zu welchem nicht leicht ein anderer Gelehrter in gleichem Maße die Ausrüstung und die inneren Hilfsmittel mitgebracht hätte.

In der Tat wird niemand das Werk ernstlich studieren, ohne mit jedem Abschnitt an Erkenntnis zu gewinnen. Wohl bedarf es des gereiften und ruhigen Denkens und bei manchen Kapiteln auch der wissenschaftlichen Schulung, um das Werk im ganzen, wie einzelne der wichtigsten Ausführungen nach ihrer vollen Bedeutung zu würdigen. Wo aber diese Vorbedingungen sich verbinden mit dem ausdauernden Studium des Bandes in seinem Zusammenhang, da ist die Wirkung überwältigend. Es sind nicht nur die Endresultate, die mit unabweisbarer Wucht selbst dem Widerstrebendsten sich aufzwingen müssen, es ist auch das geradezu staunenswerte Wissen, das der Verfasser auf dem Gebiete wie der Scholastik so der Patristik, in Geschichte, Theologie und Philosophie, überallhin ausgreifend und doch stets gründlich, den Kern der Sache treffend, gleichsam spielend zu entfalten versteht. Aus dem überaus reichen Gehalte des Bandes, in welchen oft über das eigentliche Thema hinaus wertvolle Winke sich eingestreut finden, lassen sich drei Hauptmomente hervorheben.

Das erste derselben kann man bezeichnen als das psychologische Problem über den Ausgangspunkt von Luthers Abfall. Ursprünglich hatte P. Denifle an eine erneute Forschung über den Urheber der deutschen Kirchenspaltung gar nicht gedacht. Eigentlicher Gegenstand seiner Forschung war anfangs lediglich: „der Verfall eines Teils des Welt- und Ordensklerus, ausgehend vom 15. Jahrhundert bis zu seinem Endpunkte“. Mit der allmählichen Annäherung an diesen Endpunkt drängte sich aber von selbst die Frage auf: in welchem Punkte hat sich Luther mit dieser abwärtsgehenden Strömung getroffen?

„Nachdem ich ihn“, schreibt der Verfasser, „inmitten jener Gesellschaft des dritten Jahrzehnts (des 16. Jahrhunderts) getroffen hatte, konnte ich Luther nicht mehr aus dem Wege gehen, und ich unternahm es, ihn selbst von da nach rückwärts zu studieren, bis hin zu seinen ersten Stadien, zum Beginn seiner ersten Lehrtätigkeit. Dann erst schlug ich, schon zur Kontrolle meiner Resultate, den umgekehrten Weg ein und folgte ihm Jahr für Jahr in seinem Werdegang. Mein Hauptaugenmerk blieb darauf gerichtet, jenen Punkt zu ermitteln, von dem aus Luther zu verstehen ist, jenes Unbekannte zu finden, das ihn langsam in die Strömung des Niederganges hineinschob und ihn schließlich zum Schöpfer und zum Stimmführer jener Gesellschaft machte, welche das Vollmaß des Niederganges repräsentierte.“

Als Resultat ergibt sich, daß um die Mitte des Jahres 1515, da Luther in der Erklärung des Römerbriefes etwa am Ende des dritten Kapitels angelangt war, der Umwandlungsprozeß in ihm zur Reife gediehen war. Innere Erfahrungen, deren Wurzeln jedoch schon in die früheren Wittenberger Jahre zurückgingen, hatten ihn zur Annahme gebracht, die Begierlichkeit sei schlechterdings unüberwindlich, und sie sei nichts anderes als die im Menschen bis zu seinem Tode bleibende Erbsünde selbst. Hiermit war der tiefste Grund seines Abfalles wie aller seiner späteren Lehrmeinungen gegeben.

Das zweite Hauptmoment, in welchem wohl das bedeutendste wissenschaftliche Verdienst des Bandes besteht, ist die sozusagen literarhistorische Untersuchung über Luthers Lehren und Schriften. Seine theologischen Kenntnisse,

seine geistige Richtung, seine Stellung zu den theologischen und philosophischen Schulen der ihm vorausgehenden und der ihn umgebenden Zeit werden mit großem Scharfsinn und gründlicher Gelehrsamkeit klargelegt. Überraschend ist da zunächst die nahe geistige Beziehung der Lutherschen Anschauungen zu Occam und dessen Schule, die P. Denifle glänzend und im einzelnen nachweist. Noch überraschender vielleicht berührt die Dürftigkeit und Oberflächlichkeit in Luthers theologischer Vorbildung und die geringe Ausdehnung seines Wissens. Abgesehen von den Handbüchern des Gabriel Biel und des Gregor von Rimini, die beide als zuverlässige Führer nicht betrachtet werden konnten, ist die Scholastik für Luther ein ziemlich fremder Boden, und erst im heißen Handgemenge des Ablaßstreites hat er es nachträglich für ratsam erkannt, sich über diese Fragen noch einige andere alte Theologen etwas anzusehen. Um so auffallender kontrastiert dann freilich das summarische Urteil, mit dem derselbe Mann über die gesamte Scholastik sich zum Richter aufwirft; er weiß es nur dadurch zu rechtfertigen, daß er der teils nicht gekannten, teils mißverstandenen Schule Anschauungen unterschiebt, welche diese stets aufs bestimmteste von sich gewiesen hat. Man wird da lebhaft an spätere Zeiten der deutschen Kirchengeschichte gemahnt, auf welche P. Denifles Wort nicht minder paßt: „Und diese ungebildeten Theologen wollten die Theologie reformieren und blickten mit Verachtung auf die gesunde Theologie des Mittelalters, die sie gar nicht kannten!"

Das Dritte, was in diesem Bande einen bedeutsamen Platz behauptet, ist die durch alle Kapitel sich hindurchziehende Auseinandersetzung mit der gesamten protestantischen Lutherforschung und Dogmengeschichte. Hier wirkt manches mehr noch als „überraschend". Freilich in Bezug auf die Einseitigkeit und blinde Voreingenommenheit protestantischer Kirchenhistoriker und Theologen bei allem, was auf Luther und was auf die katholische Kirche näher Bezug nimmt, hatte P. Denifle nicht nötig, erst Neues herauszufinden. Aber der supine Grad von Oberflächlichkeit, von Unkenntnis und Mangel an Methode, wie er hier bei zahlreichen Berufsgelehrten von großem Namen nachgewiesen wird, und zwar an Werken, die zum Teil ihr Ansehen begründet haben, wirkt tatsächlich verblüffend. Mit Recht hebt P. Denifle wiederholt hervor, daß, wo es sich um analoge wissenschaftliche Fragen im Gebiete der Jurisprudenz oder der Philologie handelte, heute so etwas nicht mehr möglich, ja kaum denkbar wäre. „Es ist geradezu unglaublich, was die protestantischen Theologen uns zu bieten sich erlauben. In welch anderem Fach kommt so etwas vor!"

Es gibt in diesem Bande mehrere und längere Abschnitte, welche nicht nur für jeden Gebildeten leicht faßlich sich lesen, sondern manche auch, die ihrem Inhalte nach Geist und Herz erheben, so z. B. die Darlegungen über „das Lebensideal und die evangelischen Räte" (S. 141—188) oder über Leben und Sterben der wahren Katholiken (S. 754—763). Trotzdem hat P. Denifle es für notwendig erachtet, in der Vorrede warnend vorauszuschicken, daß das Werk nicht eine Lesung „für die Jugend" sei. Die Natur der Sache bringt es eben mit sich, daß Schriften, Reden und Briefwechsel der Neuerer des 16. Jahrhunderts

oft und in großem Umfange wörtlich herangezogen werden mußten. Das aber sind Kundgebungen einer bereits im tiefen Sumpfe auslaufenden „Strömung des Niederganges", welche der Verfasser mit der Bemerkung kennzeichnet: „Auch aus ihren Worten machten sie eine Kloake." „Es sträubt sich zwar die Feder" ..., meint P. Denifle ein andermal, „es hilft jedoch nichts. Die Protestanten sollen endlich einmal ... lernen. Ich meinerseits will mir von ihnen wenigstens nicht den Vorwurf machen lassen, den sie gegen uns Katholiken fortwährend erheben, wir verschwiegen etwas. Nein, nein, ich sage alles."

Andere Teile des Werkes, und darunter die wertvollsten, namentlich die ersten drei Paragraphen des dritten Abschnittes (S. 374—737), setzen beim Leser schon ein tüchtiges Maß nicht nur von wissenschaftlichem Interesse, sondern auch von Denkfähigkeit und von theologischer und philosophischer Schulung voraus. Ohne solche wird vieles in seiner Kraft nicht richtig geschätzt, ja nicht einmal erfaßt oder auch nur geahnt werden. Um so reicher sind Gewinn und Interesse für den, welcher den gelehrten und scharfsinnigen Ausführungen auch nur einigermaßen zu folgen vermag. Dem schulgerecht gebildeten katholischen Theologen vermögen gerade diese Abschnitte wahren Hochgenuß zu bieten, nicht etwa wegen irgend einer polemischen Spitze, sondern abgesehen hiervon, durch die so sichere und sachverständige Einführung mitten in die große Welt der Scholastik mit ihrem bewegten Getriebe und ihren mannigfaltigen Problemen.

Derjenige, der P. Denifles Eigenart aus dessen Schriften und früheren wissenschaftlichen Fehden nicht bereits näher kennt, wird von ihm selbst auf eine weitere Eigentümlichkeit des Werkes im voraus aufmerksam gemacht, nämlich auf die bei ihm bekannte Kernigkeit seiner Polemik und die unumwundene Offenheit in der Aussprache seiner Verdikte. Der biedere tiroler Ordensmann hat dies stets als sein gutes Recht in Anspruch genommen, gerade heraus seine Meinung zu sagen, und auch jetzt macht er dasselbe geltend, indem er schreibt:

> „Leisetreterei kenne ich nicht, habe sie mein Leben nie gekannt, werde sie auch nie lernen; ich bin schon zu alt dazu.... Übrigens habe ich seit meiner Kindheit die Offenheit und Ehrlichkeit als die Grundlagen des Verkehrs mit den Nebenmenschen kennen gelernt. Seit 30 Jahren habe ich manchen Strauß auf verschiedenen Gebieten ausgekämpft; eines aber werden mir alle Gegner zugeben: sie wissen, wie sie bei mir daran sind und daß ich ohne Hehl geradeaus gehe und meine Gedanken nicht verhülle oder verberge. Das ist auch etwas wert. Erkenne ich etwas als Lüge, so nenne ich es Lüge; erkenne ich etwas als Schalkheit, Falschheit und Fälschung, so bezeichne ich es auch mit diesen Worten; tritt mir die Unwissenheit entgegen, so finde ich ebenfalls kein anderes Wort für sie. Und so betreffs anderer Punkte."

Es wäre da natürlich ein wohlfeiles Spiel, aus dem sachlichen Zusammenhang eine Anzahl stark klingender Äußerungen herauszuheben und künstlich aneinanderzuklauben, um den Autor als von Leidenschaftlichkeit und konfessionellem Ingrimm geleitet erscheinen zu lassen. Wer aber ernst in geduldiger Nachprüfung und Verarbeitung den Band wirklich durchstudiert, wird P. Denifle das Zeugnis nicht versagen, das er für sich in Anspruch nimmt:

„Das werden mir selbst die protestantischen Theologen nach Lesung des Werkes zugeben, daß mich eine reine Absicht bei Abfassung desselben beseelte.... Der Arbeit unterliegt nur die Absicht, der Wahrheit vorurteilsfrei zu dienen.... Gott ist mein Zeuge, daß ich nur korrekt darstellen wollte."

Unterdessen sind gerade auf katholischer Seite bereits Stimmen laut geworden, welche über die in dem Werke vorherrschende Schärfe des Tones ihr Bedauern aussprechen. Viele, gerade unter den Katholiken, werden über dieselbe erschrecken oder an derselben Mißfallen finden. In dieser Tonart liegt auch gewiß nicht das objektiv Vollkommene, was zur Nachahmung empfohlen werden könnte. Aber bei großen Gelehrten ist man gewohnt, um wichtiger Resultate willen an sich unvollkommene Eigentümlichkeiten mit in den Kauf zu nehmen. In einem Punkte, bei den psychologischen Betrachtungen über Luthers Bildnisse, hat sich P. Denifle wohl auch verleiten lassen, aus dem strengen Rahmen der geschichtlichen Untersuchung herauszutreten und sich auf ein Gebiet zu wagen, wo der vorgefaßten Meinung und überhaupt dem subjektiven Ermessen ein weiter Spielraum immer bleiben wird. Sonst aber verleugnet sich unter allen grobkörnigen Apostrophen nicht der Mann der gediegenen Wissenschaft. Unrecht wäre es daher, über Nebenpunkten und rein äußerlichen Rücksichten und Formfragen den eigentlichen Gehalt und die wirklich hohe Bedeutung des Werkes zu unterschätzen, oder zu verkennen, was dasselbe an neu Errungenem für die Wissenschaft bringt.

In der Tat ist P. Denifle nur auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung ganz allmählich zum Planen und Abfassen dieses Werkes hingeführt worden. Es sind wissenschaftliche Probleme, die er lösen will, und der vorliegende Band, mag er vielleicht den künstlerischen Aufbau und das Ebenmaß des schöngeistigen Literaturwerkes nicht aufzuweisen haben, ist eine wahrhaft imponierende wissenschaftliche Leistung von hohem Verdienst und von großen Konsequenzen.

Die Umstände der Zeit, in welcher wir leben, sind es indessen, welche dem rein wissenschaftlich gedachten Werke des Gelehrten noch nebenbei eine besondere, über das fachwissenschaftliche Interesse und wohl auch über die Absichten des Verfassers weit hinausragende Bedeutung verleihen. Jahre hindurch sah man soeben noch die „Los von Rom-Bewegung", geschürt und getragen von einem Teil des deutschprotestantischen Predigertums, seine wüsten Orgien feiern, und im einigen deutschen Vaterlande den „Evangelischen Bund" am Werke, um den konfessionellen Zank des 16. Jahrhunderts in der ganzen haßerfüllten Bitterkeit wie in der Schrankenlosigkeit der äußeren Form nach besten Kräften zu erneuern. Wir sehen täglich vor Augen, wie (nach den Worten des Verfassers) „Protestanten (d. h. Wortführer und angesehene Lehrer) gegen die katholische Kirche toben und zum Kampfe förmlich herausfordern". Keine Anklage noch Verleumdung ist zu abenteuerlich oder zu ungeheuerlich, daß nicht protestantische Zelebritäten sich ungestraft herausnehmen, sie ohne Spur von Beweis gegen die katholische Kirche oder deren Institutionen zu schleudern. Dabei wird laut für den Protestantismus allein alle Wissenschaft in Anspruch genommen; er allein darf der „Voraussetzungslosigkeit" sich rühmen. In alle

materiellen und äußeren Vorteile weich gebettet, braucht man, wie es scheint, aus Haß und Verachtung kein Hehl zu machen und darf zu allem Schaden oft auch noch den Hohn hinzufügen.

Gegenüber einem solchen Meere von Herausforderung und Kränkung erscheint nun dieses Werk, trotz seines vorwiegend wissenschaftlichen Charakters und obgleich in keiner Weise für eine Wirkung auf das Volk im großen berechnet, wie ein Notdamm, aufgerichtet zur Abwehr weiterer Überflutung, zur Beruhigung und Ermutigung der Bedrohten und leider vielfach schon allzusehr eingeschüchterten Opfer einer fieberhaft erregten konfessionellen Kampfeslust. Es ist gar sehr geeignet, protestantischen Heißspornen für längere Zeit Gelegenheit zu stillem Nachdenken und zu ernster Selbstprüfung zu bieten. Unwillkürlich gedenkt man der Tage, da gegen eine ähnliche Springflut protestantischer Geschichtsentstellungen, Schmähschriften und Pamphlete der große Cäsar Baronius zuerst auf dem Plan erschien und endlich Stille gebot und das Treffen zum Stehen brachte. Das ist die überwältigende Macht einer echt quellenmäßigen Geschichtschreibung.

Wir Katholiken dürfen, trotz aller gemachten Vorbehalte in Bezug auf den Ton und die Form, dem gelehrten und selbstlosen Ordensmann für seine Arbeit Dank wissen. Zwar haben die Protestanten mehr aus diesem Buche zu lernen als wir, und keiner aus ihnen wird es ohne reichen Nutzen studieren. Für die Lutherforschung selbst bedeutet es einen Fortschritt, wie alle Lutherbiographien und Luthereditionen vieler Menschenalter zusammen ihn nicht zu stande gebracht haben. Vieles höchst Wissenswerte in dem Buche würden alle protestantischen Pastoren Deutschlands, weil für die alte Theologie ohne jedes Verständnis, über die Genesis ihres eigenen Bekenntnisses niemals herausgefunden haben.

Aber auch der katholische Gelehrte, sei er Historiker oder Theologe, hat vieles hier zu lernen, und so jeder gebildete Katholik. Wenn dann und wann in dem mächtigen Bande mitten unter schwierigen wissenschaftlichen Ausführungen und polemischen Expektorationen bei dem gelehrten Verfasser für einen Augenblick auch das katholische Herz herauszublicken scheint und ein für seine Kirche warm begeisterter und für die Seelen schuldlos Irregeführter mitleidtragender, echt priesterlicher Sinn, so soll der katholische Leser der letzte sein, solches zu tadeln. Das Werk ist und bleibt eine hervorragende wissenschaftliche Leistung. Was immer die erste Aufnahme des Werkes in deutschen Landen sein mag, das Werk steht in dem Dienst der Wahrheit. Die Wahrheit aber muß auf die Dauer Bestand haben, und die Wahrheit allein ist es, welche frei macht. Achtung dem gewissenhaften gründlichen Forscher, welchem die Wahrheit über alles geht!

O. Pfülf S. J.

Les maladies du sentiment religieux. Par ***E. Murisier.*** 12° (174) Paris 1901, Alcan. *Fr.* 2.50

Das religiöse Gefühl ist nach Murisier in doppelter Beziehung einer krankhaften Übertreibung ausgesetzt. Tritt eine zu große Steigerung nach der individuellen persönlichen Seite hin auf, so entstehen die mystischen Zustände und besonders

die Ekstase. Wird hingegen die soziale Richtung einseitig ausgebildet, so entsteht der Fanatismus, mit seinem Doppelelemente, dem Exklusivismus und dem Proselytismus.

An keiner Stelle erklärt uns der Professor von Neuchâtel, was er unter religiöser Idee, religiösem Gefühl, mystischen Zuständen und Fanatismus eigentlich versteht. Es dürfte dies wohl auch schwer sein, zumal Murisier die verschiedensten Kategorien in seine Betrachtung mit einbezieht: die indischen Büßer und Nachahmer Buddhas, russische Sekten, amerikanische Pietisten und Quäker, die Heilsarmee, den Quietismus des späteren Mittelalters, die großen Mystiker der Vorzeit und endlich die Heiligen der katholischen Kirche. Herr Murisier war fast gezwungen, in seinen 174 Seitchen die Arbeit zu vereinfachen. In der Tat beruht seine Schrift nicht auf Quellenstudien. Fast überall sind Werke zweiter Hand zitiert, sogar ohne jede nähere Bezeichnung der Ausgabe und der Seitenzahl. Eine Nachprüfung ist ausgeschlossen. Der Wert einer solchen Arbeit ist nach der kritischen Seite gleich null. Die Kenntnis des Verfassers von der katholischen Mystik erscheint sehr oberflächlich. Geradezu merkwürdig muß es berühren, wenn Murisier für Franz von Assisi Sabatier, für St Bernhard Neander als Gewährsmänner in solcher Weise bevorzugt. Ein wirklich übernatürliches Element wird nicht einmal als möglicher Faktor in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen. Murisier will die mystischen Erscheinungen rein psychologisch erklären. Ungerecht lautet auch sein Urteil über die Aszese. Sie führt nach ihm zur krankhaften Ausbildung und Alleinherrschaft religiöser Ideen. Was er aus den Exerzitien des hl. Ignatius anführt, macht vollständig den Eindruck, als habe sich der Verfasser der Mühe überhoben, selbst das kleine Büchlein einer näheren Besichtigung zu unterziehen. Herrn Murisier fehlt also das Verständnis für katholische Dinge. Die Methode endlich, welche er in seinen Beweisen verfolgt, kann die Beistimmung eines ruhig Denkenden nicht finden. Man vermag nicht einzusehen, wie drei, vier Fakta, ohne Prüfung und Wertung der oft ganz verschiedenen Umstände, dazu berechtigen können, die allgemeinsten und weitgehendsten Schlüsse zu ziehen. Gerade in der Psychologie ist in Anbetracht der großen Zahl oft komplexer Faktoren Vorsicht in der Deutung der Erscheinungen unbedingt notwendig.

Daß sich hin und wieder bei Murisier Bemerkungen finden, die zur Beurteilung nicht nur einer ungesunden, sondern auch der gesunden Mystik von Nutzen sein können und häufiger noch zum Studium anregen, räumen wir ein. Wissenschaftlichen Wert vermögen wir seiner Arbeit nicht zuzuerkennen.

Jul. Beßmer S. J.

Les limites de la biologie. Par ***J. Grasset.*** 8⁰ (188) Paris 1902, Alcan. *Fr.* 2.50

Welches sind die Grenzen der Biologie? Ist die Biologie wirklich, wie der „biologische Monismus" es will, die moderne Universalwissenschaft, welche die letzte Stufe der menschlichen Erkenntnis darstellt und alle andern Wissenszweige in sich aufgehen läßt? Oder besteht neben und über der Biologie noch eine Reihe anderer, von ihr innerlich unabhängiger Wissenschaften, welche ihr eigenes Spezialobjekt haben?

Dies sind gewiß sehr wichtige und zeitgemäße Fragen, die der Verfasser der obigen Schrift zu beantworten sucht. Die neuere Naturwissenschaft hat namentlich auf dem Gebiete der Lebenskunde, der Biologie im weiteren Sinne, großartige Fortschritte zu verzeichnen. Während die Faunen und Floren aller Länder und Meere ihre lebenden und fossilen Schätze in immer reicherem Maße den wißbegierigen Forschern auslieferten, vertiefte sich das Auge des Mikroskopikers in die verborgensten Geheimnisse des Zellenlebens. Der Entwicklungsmechaniker verfolgte das individuelle Werden des Organismus von seinem Beginn in der befruchteten Eizelle an und suchte durch mannigfaltige Versuche die Gesetze festzustellen, nach denen die Organe des Lebewesens aus einem unscheinbaren Keime sich entfalten. Schließlich suchte der Deszendenztheoretiker die Entwicklung der Organismen in ihrer zeitlichen Reihenfolge auf unserer Erde zu erforschen und zugleich in die Ursachen ihrer Umwandlung einzudringen. So stand die Biologie endlich vor der Frage: welches ist das eigentliche Wesen des organischen Lebens, woher stammt es, und wie weit reicht es?

Hiermit war jedoch die Biologie bereits weit herausgetreten aus dem Rahmen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis und auf das Gebiet der Philosophie übergegangen. Leider vergaßen nicht wenige Biologen, daß die Biologie als Erfahrungswissenschaft sie bei der endgültigen Lösung dieser und anderer noch wichtigerer Fragen im Stiche lasse. Daher kam es, daß sie die ganze lebende Welt einschließlich des menschlichen Geisteslebens mit seiner Kultur und Religion nur „biologisch" betrachten wollten, und so entwickelte sich der biologische Monismus, der sämtliche Wissenschaften bloß als Zweige der Biologie ansieht. Obwohl der Verfasser in seiner kritischen Prüfung hauptsächlich den biologischen Monismus in Frankreich im Auge hat, der aus dem Comteschen Positivismus hervorging, so hat er doch auch viele deutsche Autoren, wie Haeckel, Wundt, Verworn usw., berücksichtigt. Seine Darlegungen gewinnen dadurch auch für unsere deutschen Verhältnisse einen höheren Wert.

Das Urteil des Verfassers über den biologischen Monismus lautet entschieden verneinend. Nachdem er das Wesen und die historische Entwicklung desselben im ersten Abschnitte seiner Schrift dargelegt, stellt er (S. 10) folgende These auf:

„Die Biologie hat ihre Grenzen. Denn es gibt Dinge, die nicht in ihre Kompetenz gehören und welche ihr ewig unbekannt bleiben werden, eben weil sie nicht biologisch sind. Diese andern Dinge sind aber trotzdem für den Menschen erkennbar durch andere Methoden, auf andern geistigen Wegen: sie sind daher Gegenstand anderer Wissenschaften."

In den folgenden Abschnitten wird dann näher dargelegt, welches jene andern Wissenschaften sind, von denen die Biologie umgrenzt wird. Als untere Grenze der Biologie führt Grasset die Wissenschaft von den anorganischen Wesen, die physikalisch-chemischen Wissenschaften an; als seitliche Grenzen die Ethik, Psychologie, Literatur und Kunst, Geschichte, Soziologie und Rechtswissenschaft;

als obere Grenzen endlich die Mathematik, Geometrie und Logik, die Metaphysik und endlich die Theologie und die Offenbarungsreligion.

Wenn man auch mit dem einen oder andern Punkte dieser Einteilung sowie auch mit manchen Einzelausführungen des Verfassers vielleicht nicht ganz einverstanden sein kann [1], so ist doch seine Beweisführung gegenüber dem biologischen Monismus im wesentlichen recht zutreffend. In einem Schlußkapitel faßt er die Ergebnisse seiner Studie nochmals kurz zusammen. Er nennt hier seine Auffassung des Verhältnisses der Biologie zu den übrigen Wissenschaften la théorie de l'action parallèle des diverses sciences. Obwohl die verschiedenen Wissenschaften in sich selber ein eigenes Objekt haben, so sollen sie doch im menschlichen Geiste, der ihre gegenseitigen Beziehungen erkennt und allseitig nach Wahrheit verlangt, zu einer höheren Einheit zusammengefaßt werden. Nur dies ist „der wahre Monismus". Grasset verkennt jedoch keineswegs, daß zwischen den einzelnen Wissenschaften eine bestimmte Rangordnung besteht. Das seiner Schrift vorgesetzte Motto Nec ancilla, nec domina ist daher nicht im Widerspruche mit der Ansicht, daß der Theologie als dem höchsten Zweige der menschlichen Erkenntnis der Vorrang vor den übrigen Wissenschaften zukomme. Die Schrift Grassets wird auch für alle deutschen Leser, die sich für jene wichtigen Fragen interessieren, von Nutzen sein.

E. Wasmann S. J.

Lukas Delmege. Ein moderner Seelsorger-Roman von **Patrick A. Sheehan.** Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von **Anton Lohr.** 8⁰ (372) München, Allgem. Verlags-Gesellschaft m. b. H. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Wie Sheehan dieses sein neuestes Werk in der American Ecclesiastical Review (1900—1902) veröffentlicht hat, ist es eine ganz vorzügliche Arbeit, würdig des Verfassers von My new curate, das mit Recht so großes Aufsehen machte und dessen deutsche Übersetzung seiner Zeit in diesen Blättern besprochen wurde. Ja wir möchten diesem neuen Roman des hochbegabten irischen Erzählers, der wiederum das Leben und Wirken eines katholischen Geistlichen zum Vorwurf hat, in manchen Punkten wenigstens, den Vorrang einräumen. Das Seelengemälde, der innere Werdegang dieses jungen irischen Priesters ist geradezu vorzüglich vorgeführt. Ein ideal veranlagter, reiner Charakter mit dem warmen Herzen seines Volkes tritt uns der neugeweihte Priester entgegen, und selbst seine kleinen menschlichen Fehler, seine verzeihliche Eitelkeit als „erster Preisträger des ersten Seminars in Irland", macht ihn liebenswürdig. Ganz nach dem Leben ist die Schilderung seiner Heimkehr ins Vaterhaus, der Stolz und die Freude seiner Eltern und Geschwister, einfacher irischer Landleute, gezeichnet; namentlich gelungen ist das Bild der liebenden Mutter, in deren Herz die Ehrfurcht vor dem neugeweihten Priester und die Liebe zu ihrem Kinde hochaufwallen. Etwas

[1] Insbesondere mit einigen Stellen S. 55 u. 56, die Definition der Psychologie überhaupt und der Tierpsychologie insbesondere betreffend.

Schöneres und Zarteres, als Sheehan hier geschaffen, findet sich in der neueren Literatur nur selten. Ebenso ergreifend wirkt die Feier der Primiz, z. B. der erhabene Zug, da dem Primizianten bei der Erhebung des Kelches nach der Wandlung eine Träne über die Wange rinnt und der assistierende Priester ihm zuflüstert: „Mut! Es ist gleich überstanden!“ Man fühlt, daß der priesterliche Erzähler da wohl Selbsterlebtes und Selbstempfundenes zum Ausdruck bringt. Dann kommt die erste Enttäuschung: statt der gehofften ehrenvollen Anstellung, die Lukas als erster Preisträger hoffte, wird er als gewöhnlicher Hilfsgeistlicher nach England geschickt. Wir sind Zeugen seiner ersten Erfolge und Mißerfolge in London, sehen aber auch, wie er allmählich seinen ersten Eifer verliert und in bester Absicht Schritt für Schritt auf die gefährlichen Bahnen der Reformer gerät. Umsonst versucht ein älterer Geistlicher, ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen. „Ihr versteht den Zeitgeist nicht“, gibt er ihm zur Antwort. „Die ganze Richtung menschlichen Denkens läuft darauf hinaus, die Offenbarung mit der Vernunft zu versöhnen und aus dieser Harmonie heraus eine neue Ära menschlichen Glückes herzuleiten. In dieser Renaissance gilt es nun, den richtigen Platz einzunehmen. . . . Wir müssen kühn und selbstbewußt mitreden und natürliche und übernatürliche Offenbarungen in freiem, weitem Sinn erklären, — oder ganz schweigen.“ — Delmege verstrickt sich immer mehr in diese gefährliche Richtung. Wohl erwirbt er sich den Ruf eines geistreichen und glänzenden Redners; aber der Umgang mit Eklektikern, namentlich auch mit einigen „geistreichen“ Frauen, bereitet ihm noch größere Gefahren, aus denen ihn jedoch sein guter Engel noch eben rechtzeitig rettet, indem der Abfall eines Konvertiten infolge einer seiner sehr freisinnigen Predigten ihn zur Besinnung bringt. Das Beispiel der heroischen Demut eines heiligmäßigen Priesters und noch mehr das fast unbegreifliche Opfer einer Schwester für das Seelenheil ihres am Rande des ewigen Verderbens schwebenden Bruders leiten nun die allmähliche Umkehr des hochsinnigen, aber irregeführten Priesters ein. Durch eine Reihe meisterhaft erzählter innerer und äußerer Erfahrungen kommt er zur Überzeugung, daß nicht Fraternisieren mit dem Zeitgeist, sondern das übernatürliche Wirken durch Selbstentsagung und Opfer der Kirche Seelen gewinnt. Endlich führt ihn der Weg des Kreuzes zum Frieden. Er schließt sein Leben als schlichter Landpfarrer in Irland, ohne daß er seine Talente so verwerten konnte, wie er es in seinen idealen Hoffnungen geträumt hatte. Die Führung der Vorsehung war ihm daher sein ganzes Leben über ein Rätsel geblieben: auf dem Todbett gesteht er es, aber mit kindlicher Ergebung und in der Zuversicht, im Lichte der Ewigkeit die volle Lösung zu finden.

Um dieses großartig angelegte und fein durchgeführte Lebensbild eines sympathischen Menschen schlingt der Erzähler einen Kranz wechselvoller und vortrefflich durchgeführter Begebenheiten, die den Leser den Mangel einer einheitlichen äußeren Handlung ganz vergessen lassen. Nur die Opfergeschichte der edeln Barbara Wilson zieht sich als verknüpfendes Band durch die Erzählung. Aber auch abgesehen von dieser ergreifenden Episode fesseln die einzelnen Szenen,

der Schauplatz sowohl als die mithandelnden Personen, mit denen uns der Lebensgang von Lukas Delmege zusammenführt, in hohem Grade. Meisterhaft ist der erste Eindruck Englands und das Leben und Treiben Londons geschildert; ebenso glücklich der stille Landaufenthalt in Irland und die köstlichen Gestalten seiner Bewohner mit ihrem Mutterwitz und warmen Herzen; ergreifend wirken die Auftritte im „Guten Hirten"; Tod und Begräbnis der Mutter; erschütternd die Zerstörung des Vaterhauses nach dem Willen eines tyrannischen Pachtherrn und die folgende Gerichtsszene; den tiefgläubigen irischen Volkscharakter zeigt in hellem Lichte neben vielen charakteristischen kleineren Zügen der „Allerseelenabend". Doch wir würden kein Ende finden, wollten wir alle Schönheiten aufzählen, die uns beim Lesen von „Lukas Delmege" erfreuten. Nur der prächtigen Galerie von Charakterköpfen sei noch gedacht, die Sheehan uns in den Amtsgefährten seines Helden mit Meisterhand gezeichnet hat. Da ist der etwas steife und förmliche Kanonikus mit einer guten Dosis Familieneitelkeit und Selbstgefälligkeit, aber im Grunde ein goldenes Herz; dann der milde Vater Tim, der sterbend die Mutter Gottes sieht, der energische Vater Cussen, der kindliche Vater Meade, der um eines verlorenen Schäfleins willen aus Irland nach London reist — auf eine plötzliche Eingebung der Gnade hin — und die arme Sünderin rettet; der demütige Vater Tracey, ganz besonders Vater Martin Hughes, der väterliche Freund und Berater unseres Helden usw. Nur die Gestalt des „Bischofs", die freilich meist im Hintergrunde bleibt, scheint uns nicht mit der gleichen liebenden Sorgfalt ausgeführt. Ganz gefallen wollte uns auch nicht, daß Lukas Delmege bei der Profeßablegung Barbara Wilsons ihr heroisches Opfer in dieser Weise zum Gegenstand seiner Predigt wählt; die demütige Schwester müßte ja vor Scham fast gestorben sein. Das ist aber auch der einzige Punkt, den wir nicht ganz verstehen können. Sonst verdient Sheehans Werk das höchste Lob. Wer Englisch versteht, sollte nicht versäumen, sich zur Lektüre das Original zu verschaffen. Denkende Leser werden es nicht nur mit hohem ästhetischen Genuß, sondern mit wahrer Erbauung und Seelennutzen lesen.

Wer nicht Englisch versteht, wird dem Übersetzer Dank wissen. Was er uns bietet, ist gut und vortrefflich übertragen — und das ist bei der Sprache Sheehans keine Kleinigkeit. Aber leider sah er sich gezwungen, wohl aus rein geschäftlichen Gründen, das schöne Werk des irischen Erzählers unbarmherzig zu kürzen. Er hätte das wenigstens auf dem Titel oder in einem Vorwort erklären sollen. Wir hoffen, daß in einer neuen Ausgabe das Fehlende nachgetragen werde. Das Werk eines Meisters wie Sheehan dürfte überhaupt nicht gekürzt, sondern müßte so gegeben werden, wie es ist. Zudem ist der Übersetzer in der Wahl der großen Partien, die er gestrichen hat, nicht immer glücklich gewesen. Gerade einige der schönsten und ergreifendsten Stellen glaubte er weglassen zu dürfen, so z. B. den Tod des Vaters Tim, die erschütternde Szene zwischen der Büßerin Laura und Barbara Wilson im „Guten Hirten", die Gerichtsszene, dann die großartige Schilderung Londons und des täglichen Lebens eines Priesters in der Weltstadt, den tiefgefühlten Ausbruch des Priesterherzens vor dem Taber-

nakel mitten in dem Getümmel und dem Getriebe, das ihre Straßen ohne Rast und Ruh durchrast. Wir können uns nicht versagen, die Stelle hier mitzuteilen:

„‚O Herr, Herr! Wie einsam und schweigend, wie verborgen und vernachlässigt bist du! Von all den Millionen, die diese häßliche Stadt durchschwärmen, wie viele, wie wenige wissen um deine furchtbare Gegenwart! Da draußen rennen sie die Gasse auf und ab, deine Geschöpfe, geschaffen von deiner Hand und bestimmt, zu dir zurückzukehren. Sie denken nur ans Geschäft, an Vergnügen, an Sünde; du aber schweigst, und sie wissen nichts von deiner Nähe! Dein Name wird in den Straßen geschrieen; aber du, die furchtbare Wirklichkeit, bist ihnen nur ein leerer Begriff und eine Chimäre! Sie denken an dich, als wärest du weit weg, auf dem Sinai oder dem Kalvarienberg; sie wissen nicht, daß du hier bist, daß ihre Hand dich berühren, ihre Stimme dich erreichen kann. Müde Staatsmänner, beladen und überladen mit Sinnen und Sorgen, sind da drüben in jenem Palaste. Weisheit haben sie nötig, aber wissen nicht, wo sie erlangen — Weltweisheit; denn sie regieren die Welt und haben deine Vorrechte und Pflichten sich angemaßt, ohne das Wissen, das sie erleuchten, oder das Urteil, das ihnen die rechte Wahl zeigen kann. Und ganz daneben ragt der gewaltige Tempel, in dem einst dein Lob gesungen wurde und wo deine heilige Gegenwart thronte: der Name Ichabod (Kind der Schmach) steht jetzt über seinem Portal. Nicht deine Gegenwart, sondern der Staub von vielen, die dich entehrt haben, ist dort. Und hier ringsum gehen Seelen zu Grunde vor Hunger oder suchen ihre Nahrung in Trebern; sie haben vergessen, zum Vater um Brot zu rufen. Wahrlich, du bist ein verborgener Gott, und die Welt kennt dich nicht! . . .‘ Die Einsamkeit Gottes inmitten des brodelnden, streitenden nnd lärmenden Londons rührte Lukas zu Tränen. ‚Heute Nacht‘, sagte er, ‚werden in ganz England nur zwei oder drei Klöster mit Gott wachen. Während ganz England mit seinen 30 Millionen schläft, wird nur eine oder zwei wenig zahlreiche Klostergemeinden die feierliche Nachtruhe mit Hymnen des Lobes und Gesängen der Anbetung durchdringen: „Lobet den Herrn, ihr Nationen all, preiset ihn, all ihr Völker!“ Ach leider nein! Alle Nationen und alle Völker sind mit andern Dingen beschäftigt, und der Herr des Weltalls, der sich niederneigt, um die Stimmen der Nacht auf Erden zu hören, muß sich mit enttäuschter Hoffnung dem jubelnden Lobpreis seines Himmels zuwenden. . . . Und ist Gott in seinem ganzen Weltall so vergessen wie hier unter den fünf Millionen von London? Nein, nur auf Erden ist der allmächtige Schöpfer mißachtet — eine um so größere Schande für diejenigen, die ihn kennen und denen er sich geoffenbart hat!‘ — Und dann wandten sich die Gedanken Lukas’ Irland zu, der Insel der Heiligen. ‚Es müßte ein großes Kloster sein‘, sagte er, ‚ein großartiger, immerforttönender Chor von Psalmen und Hymnen, wo das Lob Gottes nie und nimmer rasten und ruhen würde, weder bei Tag noch bei Nacht!‘ — Ach, erst viele Jahre später erkannte er, wie sehr der glänzende Materialismus Englands den frommen Sinn Irlands vergiftet und gelähmt hat, und wie die Herzen schlugen und der Blick gierig vorauseilte und die Ohren sich anstrengten, das Rollen der Maschinen und das Räderwerk des Mammons zu hören, viel lieber als den Donner mächtiger Orgeln und den Jubel frohlockender Chöre!“

Solche Züge wie diese, in denen sich das innere Leben des Helden in seiner ganzen Tiefe offenbart, dürften nicht übergangen sein. Ebensowenig eine Menge anderer geistreicher Reflexionen unseres Priesters, eben weil sie die Entwicklung

seines Charakters beleuchten. Nicht minder ist die Streichung oder Kürzung vieler fein durchgeführter Gespräche, welche die interessantesten religiösen Zeitfragen behandeln und welche von gebildeten Lesern mit großem Genusse gekostet werden, zu bedauern. Endlich fiel auch, zum Nachteil des Werkes, eine Anzahl humoristischer Stellen weg, welche den durchweg ernsten Stoff angenehm unterbrechen und überdies durch den Gegensatz vorzüglich wirken. Wir nennen nur den köstlichen Auftritt des alten irischen Rentners O'Shaughnessy mit seiner Ehehälfte nach dem hochgelehrten Vortrag über Biologie, die Geschichte mit der Cappa magna, die Mahlzeit der Kapläne, die Erlebnisse des Erzpriesters mit seinem Diener, die Verlobung der Haushälterin, unmittelbar vor der tragischen Szene der Zerstörung des väterlichen Hauses usw. Oft sind es nur ganz kurze, aber unübertreffliche Züge, die wegfielen; so z. B. bei der Hinrichtung des irischen Soldaten, wo der arme Sünder unsern Lukas Delmege, der ihm im Tode beistehen soll, trösten muß. „Kopf hoch, Ew. Hochwürden", sagte er, als sie ihm die Hände banden, „'s ist im Augenblicke überstanden! Macht diesen Protestanten nicht die Freude", flüsterte er ihm zu, „daß sie sagen, es sei Euch elend geworden." Wenn man auch kürzt, sollte man etwas so Charakteristisches doch nicht übergehen.

Doch ist es unmöglich, alle Stellen zu bezeichnen, deren Übergehung wir im Interesse des Kunstwertes wie der Leser bedauern. Ganz unerklärlich bleibt uns aber die Streichung des einleitenden Kapitels; die humoristische Erzählung Sheehans, wie er auf der Suche nach einem neuen Stoffe für einen Roman auf Lukas Delmege aufmerksam wird und sich dessen Vertrauen erwerben will, hätte ja gekürzt werden dürfen; aber die Schilderung des ergreifenden Todes seines Helden, der das ganze Lebensbild dieses edlen Priesters verklärt und die Lösung des Problems bietet — wie der Übersetzer das weglassen konnte, übersteigt unsere Begriffe! Und wenn er den Tod Lukas Delmeges nicht als Einleitung geben wollte, wie es Sheehan mit gutem Grund tat, indem ein solches Lebensende die Spannung des Lesers auf dem Entwicklungsgang des Verklärten in hohem Grade bewirkt, so hätte er ihn doch im Schlußkapitel einschieben müssen. Jetzt zeigt er uns nur das Grab und die Grabschrift; wann und wie der Held, den wir voll regen Mitgefühls auf seinem Lebenswege begleiteten, seine Laufbahn beschloß, wird uns in der deutschen Übersetzung nicht erzählt. Und doch ist gerade diese Szene Sheehan so wundervoll gelungen. Wir wollen unsern Lesern, welchen die englische Ausgabe nicht zugänglich ist, zum Schlusse dieser Besprechung den Tod Lukas Delmeges mitteilen. Hoffentlich wird das den Übersetzer und die Verlagshandlung bestimmen, in den neuen Auflagen wenigstens diese Unterlassung gutzumachen. Noch mehr freuen würde es uns allerdings, wenn die Allgemeine Verlags-Gesellschaft sich entschließen könnte, das ganze Werk unverkürzt zu geben; der Übersetzer hat gewiß — das müssen wir dem Verständnisse Anton Lohrs denn doch zutrauen — nur mit Widerstreben solche Kürzungen vorgenommen.

Sheehan erzählt in dem einleitenden Kapitel, wie er Lukas Delmege, dem er sich umsonst zu nahen versucht hatte, eines Abends mit einem schlimmen Armbruch auf einsamer Straße fand. Er hob den Verunglückten in seinen Wagen,

brachte ihn heim und bot sich an, für ihn bis zu seiner Genesung den sonntäglichen Gottesdienst zu übernehmen; dann pflegte er den Mitbruder liebevoll bis ans Ende. „So brach die Scheidewand kalten Stolzes oder kühler Zurückhaltung zusammen, und ich sah das Innere seines Hauses und seines Herzens.... Nach ein paar Tagen mußte er sich legen; der Schmerz war heftig und die Witterung feucht. Ich hatte ernste Zweifel, ob der Dorfdoktor die gefährliche Wunde richtig behandle und schlug wiederholt vor, einen berühmten Arzt aus der Stadt zu rufen. Der Doktor pflichtete mir bei, und ich las es in seinen Augen, daß er ernstlich beunruhigt war. Aber mein armer Freund wollte nichts davon wissen. ‚Es wird schon alles gut‘, sagte er, ‚und schließlich ist es ja ein mühseliges Erdenleben. O, schlafen und für immer ruhen können! Nichts wissen von der Mühsal aufzustehen und niederzuliegen, von den Bedürfnissen dieses armseligen Leibes, der Speise, Trank und Kleidung bedarf! Frei sein von der endlosen Qual der Menschen, von ihrer Eitelkeit, Torheit und Anmaßung! Selbst im Himmel fürchte ich, mit ihnen zusammenzutreffen. Suchen Sie mich, lieber Freund, um das Wort eines großen Dichters anzuführen, in der „Kleinkinderstube des Himmels“.‘ — Jetzt hatte er mein Herz gewonnen, denn ich sah, daß er ein schwer geprüftes Leben gelebt hatte. Tag für Tag saß ich an seiner Bettseite, während er mir, teils um seine Schmerzen zu vergessen teils um mir Freude zu machen, Züge aus seinem Leben erzählte. Eines Tages ließ ich ihn merken, daß ich sein Leben als eine carrière manquée und ihn als einen versauerten nnd enttäuschten Menschen betrachte. Da richtete er sich auf und sah mich, auf seinen rechten Arm gestützt, lange und ernst an! Oberhalb des Bruchs seines Gelenkes war eine leichte Verfärbung eingetreten. Er zeigte darauf und sagte: ‚Das ist die schwarze Flagge des Todes! Sie werden mein Testament in der unteren verschlossenen Schublade meines Schreibtisches finden. Ich habe alles armen und kranken Kindern vermacht. Nein, Sie irren sich; ich bin weder versauert noch enttäuscht oder unglücklich. Mein Herz ist voll Dank für Gott und die Menschen. Mein Leben war kein unglückliches. Wahrlich, ich hatte meinen Anteil an seinem Glücke! Aber, mein Freund‘, fügte er ernst bei, ‚ich bin mir selbst ein Rätsel (I am a puzzled man). Niemals konnte ich das Rätsel dieses Lebens lösen. Das werden Sie aus allem erkannt haben, was ich Ihnen erzählte; ich suche die Lösung des undurchdringlichen Lebensrätsels in der Ewigkeit.‘

„Dann sank er in großen Schmerzen auf sein Lager zurück, und ich vergaß den ‚Interviewer‘ ob der Teilnahme des Freundes. Lieber Gott! Und die Welt hatte diesen Mann ‚stolz‘ genannt! ‚Sie verlieren den Mut‘, sagte ich. ‚Der Unfall und die Luft des Krankenzimmers machen Sie nervös. Sie müssen mich Dr S. rufen lassen. Ich will an den Bischof telegraphieren, daß er Sie unter meinen Gehorsam stellt.‘ Er lächelte schwach. ‚Es nützt nichts‘, sagte er, ‚es ist Blutvergiftung! Wahrscheinlich habe ich noch 48 Stunden zu leben. Dann Ruhe! Ruhe! Ruhe! Sonderbar, daß ich des Lebens müde bin, da ich doch alles habe, was ein Mensch verlangen kann. Diese hübsche Landpfarrei am Ufer der See, ein schönes Auskommen; Kirche und Schule nach Wunsch und‘, fügte er mit einem feinen Lächeln bei, ‚keinen Kaplan! Und trotzdem bin ich müde, müde wie ein Kind nach einem heißen Sommertag, müde wegen des unvernünftigen Wunsches, das Unversöhnliche versöhnen zu wollen!‘ ‚Und warum diese Hirnfolter nicht aufgeben‘, fragte ich, ‚und in den Tag hineinleben? Nichts hilft gegen diese Rätsel als Arbeit und standhaftes Augenschließen vor denselben? Wahrlich, wir würden alle verrückt, wenn wir es machten wie Sie!‘ — ‚Ganz recht, mein Freund‘,

sagte er leise, ‚aber Sie wissen, Gewohnheiten sind Tyrannen, und ich habe schlecht angefangen. Ich war eben gar zu einfältig und meinte, Stand und Handlungsweise, Kapital und Zins — verzeihen Sie den mißglückten Scherz —, was sein sollte und was wirklich ist, müßte immer zusammen stimmen. Erst spät im Leben entdeckte ich, daß solch ein Vorgehen sich nicht durchführen läßt. Das Leben war mir ein „spanisches Dorf". Zu spät warf ich die Rätsel des Lebens zur Seite, mich selbst aber an den Busen des großen Geheimnisses Gottes und suchte da Ruhe. Aber hinter dem Schleier! hinter dem Schleier! — da allein ist die Lösung!' — Lange Zeit lag er jetzt ruhig da und schaute in einem Halbschlaf zur Decke empor. Endlich sagte er: ‚Sie wissen, ich war unter meinen Konfratres nicht beliebt. Warum? Hatte ich sie nicht gern? Nein! Da sei Gott vor! Ich umfaßte und liebte alles, was Gott geschaffen. Aber ich war unbefriedigt. Ihre Art und Weise war mir unverständlich, doch sagte ich nichts. Ganz so war es mit den Leuten. Ich weiß, daß ich streng war und mich von ihnen fern hielt; sie liebten mich nicht. Wenn ich mich zu ihnen herabließ, so hintergingen und betrogen sie mich. Es war gegen meine Natur, selbstsüchtig und selbstgenügsam zu sein. Aber kaum schloß ich mein Herz auf, so verachteten und betrogen sie mich. Es war schrecklich. Nichts auf der Welt war ehrlich und offen als das Antlitz der kleinen Kinder. Gott segne sie! Sie sind eine unmittelbare Offenbarung des Himmels. Dann wird es Ihnen auffallen, daß sich in meiner Bibliothek auch nicht ein einziges modernes Werk findet. Warum? Weil alle moderne Literatur nichts ist als Lüge! Lüge! Lüge! Und so qualvolle Lüge! Warum vermehren und erschweren doch die Romanschreiber die Leiden der Menschheit durch derartige peinliche Zergliederung der menschlichen Charaktere und ihrer Handlungsweise?' — ‚Nun, nun', sagte ich, ‚jetzt sind Sie wirklich in einer krankhaften Stimmung! Die Hälfte der Lebensfreuden entspringen den Schöpfungen der Phantasie und Dichtkunst.' — ‚Gut. Aber warum sind sie immer so qualvoll und unwahr? Glauben Sie, ein Roman würde gelesen, wenn er nicht von Qualen handelte? Und je qualvoller er ist, desto hinreißender wirkt er. Die Menschen finden ihre höchste Befriedigung darin, Schmerz zu schaffen und zu fühlen. Auch das ist wieder ein Rätsel!'

„Es war so traurig, wie dieses freundliche und leidvolle Leben sich zu Ende neigte, ohne ein Wort der Hoffnung als Lebewohl für diese Welt, die er verließ. In all meiner tagtäglichen Erfahrung hatte ich so etwas noch nicht gesehen. Schweigend, voll Mitleid und Verwundern sah ich ihn an. Er unterbrach meine Gedanken: ‚Nun zum großen Abschluß! Morgen kommen Sie zu früher Stunde und reichen mir die Sterbesakramente. Wenn ich tot bin, so legen Sie meinen armen Leichnam sofort in den Sarg; denn meine Züge werden sich entstellen und verfärben. Die Auflösung wird (infolge der Blutvergiftung) rasch eintreten. Und wir müssen ja den armen Leuten auch den geringsten Anlaß eines Befremdens nehmen. Ich wünsche in meinem Kirchlein rechts unterhalb der Statue U. L. Frau, wo man die Stimme des Priesters bei der Messe noch hört, begraben zu sein. Da verbrachte ich die glücklichsten Stunden auf Erden. Nur wo man das Meßglöcklein hören kann, werde ich im Frieden schlafen. Sie meinen wohl, ich rede irre! Nein. Ich bin bei klaren Sinnen. Oftmals habe ich mit mir überlegt, ob ich nicht lieber außerhalb der Kirche liegen wolle, wo ich hören könnte, wie die Leute über mein Grab schreiten. Aber nein. Ich bin entschlossen, zu ruhen, wo die Mutter Gottes mit ihren Augen voll Mitleid auf die Stelle niederschaut, unter der dieses irdische Gezelt in Staub zerfällt und wo die Silben der hochheiligen Messe leise

hinschweben und verhallen, wenn Schweigen die Kirche erfüllt. Und keine lächerliche Grabschrift! „Hier liegt" und „Betet für seine Seele!" Mehr nicht.' — Eine kurze Weile schwieg er; ab und zu zeigte mir ein Beben den Todesschmerz, den er erlitt. Endlich sagte er: ‚Ich ermüde Sie; aber manchmal bilde ich mir ein, daß wohl in den langen Sommerabenden, wenn mein kleiner Dorfkirchenchor übt, ein Kind während des Singens seine Gedanken dorthin ziehen läßt, wo sein Seelenhirt liegt. Und vielleicht kommt eine arme Mutter nach dem Rosenkranze an mein Grab und zeigt dem verwunderten Kinde auf ihrem Arm den Platz, wo der Mann schlummert, der die Kinder so sehr geliebt hat. Wir sind nicht ganz vergessen, obschon es oft den Anschein hat. Auch das ist wieder ein Rätsel. Ich bin sehr müde.' So stand ich auf und verließ das Zimmer mit dem Vorsatze, die arme Seele nicht mehr zu stören.

„Am folgenden Tage spendete ich ihm die heiligen Sterbesakramente, nachdem ich mit dem Arzte geredet hatte. Er war tief betrübt ob der schlimmen Wendung, die eingetreten war. Er habe nie gedacht, daß der Fall eine Pflege in der Klinik benötige, das schwüle Wetter, und er habe eine Amputation vermeiden wollen usw. Also keine Hoffnung? Keine. Der Kranke hatte recht. Und zwei Tage später, gerade wie er es vermutet hatte, knieten wir an seinem Sterbebette, um ihm in seinem letzten Kampfe beizustehen. Auch im Augenblicke des Todes verlor er seine Geistesruhe nicht. Zuvorkommend gegen alle, um Verzeihung bittend, daß er uns Ungelegenheiten verursache, für andere besorgt und freudig vorwärts schauend, daß der Schleier gehoben werde — so verbrachte er die letzten Momente seines Lebens. Gegen 6 Uhr abends, als eben der Angelus verhallte, sagte er: ‚Das ist das Zügeglöcklein! Das ist das Scheideläuten — nicht wahr?' — ‚Es ist der Engel des Herrn', antwortete ich. — ‚So beten Sie ihn mit mir, oder vielmehr für mich.' Und ein paar Augenblicke später sagte er: ‚'s wird sehr dunkel und ich bin eiskalt. Was ist das? Ich verstehe nicht —' Und so ging er hinüber in das Land der Enthüllung." —

Der Übersetzer glaubte dem einfachen Titel „Lukas Delmege", den Sheehan seinem Buche gab, wohl als eine Art Empfehlung, beifügen zu müssen: „Ein moderner Seelsorgerroman." Wie Lukas Delmege auf seinem Sterbelager über den modernen Roman urteilte, haben wir oben gehört. Nun, „modern" im Sinne unserer „Modernen" ist der vorliegende Roman glücklicherweise auch durch die Kürzungen nicht geworden. Wir wünschen dem großartig angelegten und glücklich durchgeführten Werke des irischen Dichters die weiteste Verbreitung.

Jos. Spillmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Wetzer und Welte's Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften. Zweite Auflage, in neuer Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischen Gelehrten, begonnen von Joseph Cardinal Hergenröther, fortgesetzt von Dr Franz Kaulen, Hausprälaten Sr Heiligkeit des Papstes, Professor der Theologie zu Bonn. **Namen- und Sachregister zu allen zwölf Bänden.** Von Hermann Joseph Kamp, Pfarrer der Erzdiöcese Köln. Mit einer Einleitung: Zur Benutzung des Kirchenlexikons. Von Dr Melchior Abfalter, k. k. o. ö. Professor der Theologie in Salzburg. Lex.-8° (XXXVIII u. 604) Freiburg 1903, Herder. *M* 9.—; geb. *M* 11.—

Zur Freude aller, die für die gemeinsame katholische Sache in Deutschland Herz und Verständnis haben, liegen die 12 Bände des Kirchenlexikons seit drei Jahren vollendet vor, ein Wahrzeichen katholischer Einheit und Strebsamkeit in böser Zeit und eine Quelle fruchtbarer Anregung für das heranreifende Geschlecht. Als wertvolle, wenn nicht unentbehrliche Ergänzung kommt daher dieser Registerband überaus erwünscht. Keiner, der das Lexikon besitzt, wird ihn missen dürfen, denn er verzehnfacht dessen praktische Verwendbarkeit. Sowohl der systematische Überblick über den Gesamtinhalt, welcher zur fleißigen Benutzung des Lexikons die verlockendste Einladung bietet, wie das umfangreiche Wortregister sind mit aller Sorgfalt gearbeitet. Jedoch nicht nur den unverdrossenen Arbeitern, auch der hohen Einsicht und erprobten Geduld der Leiter des Unternehmens gereicht dieser Band zu neuer Ehre.

Die fundamentale Glaubenslehre der katholischen Kirche, vorgelegt und gegen die modernen sozialen Irrthümer vertheidigt von Papst Leo XIII. Aus den päpstlichen Kundgebungen zusammengestellt von Dr Ceslaus M. Schneider. 8° (XII u. 460) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 3.50

Gegenüber den neueren Irrlehren über Kirche, Staat, Familie, soziale Frage stellt der Verfasser aus Leos XIII. Rundschreiben, Ansprachen, Breven dasjenige zusammen, was zur Erläuterung der kirchlichen Anschauung und Lehre über diese Gegenstände dienen kann. Die großen Rundschreiben des verstorbenen Papstes werden noch auf lange hinaus Leitsterne für die Katholiken und eine Hauptquelle für jeden bilden, der sich über die Anschauungen der Kirche unterrichten will. Die bequeme Zusammenstellung der hauptsächlichsten Äußerungen ist also recht dankenswert und wird gewiß vielen Beifall finden. Den einzelnen Abschnitten sind Stellen aus den Schreiben Pius' IX. und älterer Päpste vorausgeschickt. Am Schlusse des Buches wird eine zusammenfassende Darstellung der vorgetragenen Lehren in Fragen und Antworten gegeben.

Quis ut Deus? L'éternité divine — Les moments angéliques — L'âge d'or — L'ère patriarcale. Par Louis Decorsant, prêtre, licencié en droit, docteur en philosophie et en théologie. 8° (X u. 336) Paris 1902, Retaux. *Fr.* 3.—

Die Schrift ist der erste Teil eines Werkes, welches Gott in seinem Sein und seiner wunderbaren Tätigkeit nach außen in der Schöpfung der Engel, Welt und Menschen und in der Heiligung und Führung des Menschengeschlechtes zu schildern versucht. Die Fortsetzung wird von seinem Walten im Heiden- und Judentum, von der Erlösung und dem Wirken des Herrn im Christentum und schließlich vom großen Weltensabbat handeln. Zweck der Arbeit ist, den Menschen Gottes Größe, Macht und ewig heilige Rechte, die so vielfach verkannt werden, ins Gedächtnis zu rufen. Die Schrift ist voll Geist und liest sich leicht und angenehm. Die Doktrin ist gesund. Eine ausgesprochene spekulative oder positive Begründung der vorgetragenen Wahrheiten fehlt, doch scheint sie auch nicht der Absicht des Verfassers entsprochen zu haben, welcher ersichtlich nur die Wahrheiten selbst und ihren Zusammenhang hat darstellen wollen.

Die Peschitta zum Buche der Weisheit. Eine kritisch-exegetische Studie von J. Holtzmann. 8° (XII u. 152) Freiburg 1903, Herder. *M* 4.—

Diese gründliche Untersuchung führt zu erfreulichen Ergebnissen, deren wichtigstes ist, daß die Peschitta einen uns unbekannten griechischen Text zur Vorlage gehabt hat, aber wiederholt überarbeitet worden ist. Sie hat um so größere Bedeutung, als bisher die deuteronomischen Bücher der syrischen Übersetzung noch wenig berücksichtigt waren. Solche Einzelarbeiten sind für den Fortschritt der Exegese unbedingt notwendig.

Histoire des livres du nouveau testament. Par E. Jacquier. Tome I. 12° (XII u. 492) Paris 1903, Lecoffre. *Fr.* 3.50

Die Vorfragen behandeln die Chronologie und die Sprache des Neuen Testamentes und kommen zu folgendem Ergebnis: Christus ist drei bis sechs Jahre vor unserer Zeitrechnung geboren, im Jahre 30 gestorben und hat wenigstens zwei Jahre öffentlich gewirkt. Dieser Band befaßt sich mit den Schriften des hl. Paulus. Zunächst legt er Herkunft, Lebensverhältnisse, Entwicklungsgang und Geistesart des Apostels dar. Bei den einzelnen Briefen werden Ort und Zeit der Abfassung, Veranlassung und Zweck untersucht, die Empfänger bestimmt und gezeichnet und der Gedankengang angegeben. Der Brief an die Galater ist nach dem Verfasser wahrscheinlich an die Kirchen Südgalatiens gerichtet. Die einschlägige Literatur des In- und Auslandes ist in ihren Hauptwerken vertreten. Das Buch wird der einheimischen Geistlichkeit gute Dienste leisten.

Die Methodik der Bergpredigt des Herrn. Ein Beitrag zur Theorie der Katechese von Ph. Hofer. 8° (VIII u. 152) Wien 1903, Kirsch. *Kr.* 2.40

Der Verfasser hat sich mit großer Liebe in seinen Stoff versenkt, und da er über das erforderliche exegetische und katechetische Rüstzeug verfügt, sich seiner Aufgabe mit Geschick entledigt. Man folgt seinen anregenden Ausführungen mit gespannter Teilnahme und erhält einen klaren Einblick in das Lehrverfahren, das Christus in der Bergpredigt beobachtet hat. Nicht bloß Katecheten, sondern auch Prediger werden die Schrift mit Nutzen lesen.

Aenon und Bethania, die Taufstätten des Täufers. Von Dr K. Mommert. 8° (VI u. 98) Leipzig 1903, Haberland. *M* 2.—

Aus Begeisterung für die Wissenschaft hat der Verfasser trotz seines hohen Alters wieder eine Reise ins Heilige Land unternommen. Er hat dadurch seine Verdienste um die Erforschung Palästinas vermehrt. Insbesondere ist es ihm gelungen, die Lage Änons und Bethanias zu bestimmen. Die Abhandlung ist ruhig und gründlich, wenn auch nicht gerade gewandt geschrieben. Der Briefwechsel mit der geistlichen Behörde nimmt sich in dem wissenschaftlichen Buche etwas sonderbar aus.

Ausgeführte Katechesen über die Gebote Gottes für das 6. Schuljahr. Bearbeitet von Heinrich Stieglitz, Stadtpfarrprediger in München. 8° (220) Kempten 1903, Kösel. *M* 1.60; geb. *M* 2.20

Die Fortsetzung der in dieser Zeitschrift LXIV 583 besprochenen Katechesen ist nach dem a. a. O. dargelegten System bearbeitet. Leider sind einzelne Wendungen nicht glücklich, z. B. in der guten Katechese über das sechste Gebot S. 177: „Der hl. Augustin behauptet sogar (wo?): ‚Besser ist es, am Sonntag pflügen als tanzen.‘ Am Sonntag pflügen ist gewiß eine Todsünde. Aber beim Tanzen kommen meist noch viel schwerere Sünden heraus.“

Der Pfarrer in seinem Umgang mit der Gemeinde. Von Dr Albert Schönfelder. (Seelsorger-Praxis. IX.) 12° (VI u. 162) Paderborn 1903, Schöningh. Geb. *M* 1.20

Man kann sich aufrichtig an diesem Büchlein erfreuen. Der seeleneifrige, fromme und zugleich welterfahrene Priester spricht aus demselben und macht den wertvollen Schatz einer reichen Erfahrung seinen Mitbrüdern im Seelsorgeramt dienstbar. Ganz besonders auch den angehenden Theologen und Seminaristen sei das Buch zum sorgfältigen Studium empfohlen. Überaus viel hängt ja für die Wirksamkeit des Priesters ab von der Art seines Auftretens, der Beherrschung und Übung der Umgangsformen — in priesterlicher Einfachheit, aber mit Takt und edler Lebensart.

Die Gefängnisseelsorge und charitative Fürsorge für Gefangene und Entlassene in Preußen. Ihre rechtliche Grundlage nebst Beiträgen zu ihrer geschichtlichen Entwicklung und zeitigen Handhabung. Bearbeitet von P. Limberg, Kaplan und Gefängnisseelsorger. gr. 8° (132) Münster 1903, Regensberg. *M* 1.40

Es ist gewiß als ein Fortschritt zu begrüßen, wenn die kriminalistische Jurisprudenz in der Strafe nicht nur ein Abschreckungsmittel oder im Sinne Hegels die Negation der Negation des Rechts (d. i. des Verbrechens) u. dgl. erblickt, sondern das Augenmerk auch auf die Besserung der Gefangenen richtet. Damit aber ist die Aufgabe der Gefangenenseelsorger sehr in den Vordergrund gerückt. Man darf daher dem hochw. Herrn Verfasser dankbar sein für seine geschichtlich, rechtlich und praktisch höchst instruktive Schrift, die in allen ihren Teilen zugleich den soliden Forscher wie den warmfühlenden Menschenfreund verrät.

Die Sterne des Glücks. Von P. Cyrillus Wehrmeister O. S. B. 12° (80) Augsburg 1903, Kommissionsverlag von Seitz. 50 *Pf.*

In vornehmer Ausstattung, auf feinem Papier gedruckt, mit hübschen Randumfassungen und Kopfleisten versehen, zeigt das treffliche Schriftchen, daß die vier

Kardinaltugenden und die drei göttlichen Tugenden die lautern Sterne des wahren Glückes sind. Möchte es viele Leser und Leserinnen finden, betrübte Herzen aufrichten und fröhliche zum rechten Ziel hinweisen.

Die junge Lehrerin. Winke und Ratschläge für die lieben jungen Kolleginnen von Anna Fasching, Lehrerin. 12° (144) Urfahr-Linz 1903, Kath. Preßverein. Geb. *Kr.* 1.—

Das kleine, von einer erfahrenen Lehrerin, welche es mit ihrem Glauben ernst nimmt, aber keine Kopfhängerin ist, verfaßte Buch verdient weite Verbreitung und eignet sich sehr als Geschenk an Mädchen, welche sich auf den Lehrberuf vorbereiten oder bereits in denselben eintraten.

Geschichte des Katholicismus in Altpreußen von 1525 bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Kirchenpolitik. Von Dr Fr. Dittrich, o. Prof. am Kgl. Lyceum Hosianum.

Zweiter Band: **Vom Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms I. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts.** 8° (VIII u. 352) Braunsberg 1903, Ermländische Zeitungs- und Verlagsdruckerei. *M* 4.—

Das lehrreiche Werk, in welchem man die antikatholische Erblehre der alten preußischen Bureaukratie stufenweise sich ausgestalten und verknöchern sieht, ist mit diesem zweiten Bande vollendet (vgl. diese Zeitschrift LXII 451 f). Derselbe umfaßt die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. (1713—1786) nebst einem Überblick über die auf die Konfessionsverhältnisse bezüglichen Bestimmungen des 1794 publizierten „allgemeinen Landrechtes". Noch mehr als der frühere Band ist der jetzt vorliegende reich an denkwürdigen Einzelheiten, an kritischen Situationen, schwierigen Pastoralfragen, Zügen katholischer Entschiedenheit und protestantischer Engherzigkeit. Der mit analogen Verhältnissen vertraute Katholik, zumal der Seelsorger, wird manches davon mit Vergnügen, alles mit reger innerer Anteilnahme lesen. Leugnen läßt es sich freilich nicht, daß der Endeindruck ein wehmütiger bleibt. Der höhere Wert der Publikation besteht in der geschichtlichen Erklärung, die sie für manche Verhältnisse bringt, wie in der theoretischen und praktischen Belehrung für solche, die in ähnliche Zwangslagen konfessioneller Einschränkung sich versetzt sehen. Der Kirchenhistoriker findet auch in diesem Bande viel brauchbares Material.

Geschichte der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands (1848 bis 1902). Im Auftrage des Zentralkomitees dargestellt von J. May, Pfarrer. Mit den Bildnissen der bisherigen 39 Präsidenten. Festschrift zur 50. Generalversammlung in Köln. 8° (VIII u. 394) Köln a. Rh. 1903, Bachem. *M* 4.—; geb. *M* 4.80

Die Schrift faßt in den Hauptzügen alles zusammen, was vom verhängnisvollen Reichsdeputationshauptschluß 1803 bis zur glänzenden Katholikenversammlung zu Köln 1903 für die katholische Kirche Deutschlands sich Wichtiges ereignet hat. Vornehmlich aber verweilt sie bei dem, was zur Abhaltung und Ausgestaltung der „Generalversammlungen" geführt, und dem fast unüberblickbaren Guten, was von denselben seinen Ausgang genommen hat. Schlichte Einteilung nach deutlich greifbaren äußeren Gesichtspunkten, kurze, klare Kapitel, edle Sprache und ein lobens-

wertes Bestreben, das gleichartig Wiederkehrende durch Wechsel der Darstellung stets neu anziehend zu machen, sind anerkennenswerte Eigenschaften. Das Beste aber ist der warme, katholische Ton, der das ganze Werk erfüllt und in die alte Zeit der Gesinnungseinheit und Begeisterung lebhaft zurückversetzt. Die Schrift ist ganz als „Festschrift" gedacht und als Gabe für die weiteren Kreise des katholischen Volkes; sie kann nur dazu dienen, Eifer und Liebe neu zu entfachen. Der Verdienste Döllingers um die Entstehung des Bonifaziusvereins zu gedenken, war gerechtfertigt, ihn aber „den eigentlichen Vater und Gründer" und gar den „Schöpfer" zu nennen, entspricht den Tatsachen nicht (vgl. diese Zeitschrift LVIII 318 f); desgleichen wäre die Bezeichnung von „Koryphäen und Leuchten" für andere Führer der Altkatholiken (S. 201) und der Lobspruch auf Hirscher und Hug (S. 19) nüchterner abzumessen gewesen. Im übrigen bietet die Schrift mit ihrem bedeutsamen Gegenstand und dem Reichtum ihres Gehaltes die trefflichste Orientierung über die obschwebenden katholischen Interessen; Lesung und weiteste Verbreitung derselben ist sehr zu wünschen.

Boussets Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter. Kritisch untersucht von F. Perles. 8° (134) Berlin 1903, Peiser. *M* 2.50

Der Verfasser unterzieht das Werk Boussets einer kritischen Untersuchung, weist den Mangel der erforderlichen Vorbedingungen und die Unrichtigkeit mancher Aufstellungen nach. Daneben liefert er auch einige Bausteine zu einer besseren Würdigung des rabbinischen Judentums.

Geistliche Lieder von Wilhelm Nakatenus. Herausgegeben von Dr Wilhelm Bremme. Mit einem Titelbild nach einem alten Altarbilde. 8° (152) Köln 1903, Bachem. *M* 2.—

Das schöne Büchlein mit den 45 innigfrommen Liedern und den ansprechenden biographischen Mitteilungen bereichert die deutsche Literaturgeschichte um einen noch unbeachtet gebliebenen echten Dichter und zeichnet auf eines ihrer ödesten Blätter an die Seite eines Spee und Balde einen ebenbürtigen Namen. Dem deutschen Katholiken aber führt es in Wort und Bild eine edle Priestergestalt vor Augen, an welcher jeder Zug nur erheben und erfreuen kann, einen jener mutigen, stillen Arbeiter, die einst Glück und Kraft daran gesetzt haben, in unserem Volke die Wunden des Dreißigjährigen Krieges zu heilen und der katholischen Kirche in Deutschland die gefährdete Stellung neu zu festigen. Hunderttausenden in Deutschland ist dieser Mann auch heute noch Vertrauter und Freund, wenigstens in ihren andächtigen Stunden, gleichsam ein zweiter Schutzengel; es ist der Verfasser des „Himmlischen Palmgartens" und des Coeleste Palmetum. Nun kann man ihm endlich auch persönlich ins Angesicht schauen. Das Werkchen über ihn und seine Lieder ist mit großer Liebe gearbeitet und ruht auf langjährigen, ausgedehnten Forschungen. Es wird daher nicht überraschen, hier auch für das Gebiet der Bibliographie, der rheinischen Provinzialgeschichte und der deutschen Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts manches Beachtenswerte zu finden. Der Verfasser hat ganz recht getan, seine Aufgabe als eine wissenschaftliche zu erfassen und seinem Werk durchaus den wissenschaftlichen Charakter zu wahren. Es verliert dadurch kaum an Anziehung auch für den Laien, wird aber jetzt, neben dem Freund der geistlichen Dichtung und dem Literarhistoriker überhaupt, auch dem Profan- und Kirchen-

historiker Interesse einzuflößen vermögen. Der Verfasser hat wohl nicht gewußt, daß er mit seinem Werke einen Lieblingsgedanken der frommen Dichterin Luise Hensel zum Teil verwirklicht hat (vgl. Kreiten, Klemens Brentano II 85), welche einer sorgfältigen Ausgabe der ursprünglichen Liedertexte des „Palmgärtleins" eifrig das Wort redete.

Die religionsphilosophische Lehre Saadja Gaons über die Heilige Schrift. Von Dr W. Engelkemper. [Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters, herausgegeben von Bäumker und Hertling. IV. Bd, 4. Hft.] 8° (VIII u. 74) Münster 1903, Aschendorff. *M* 2.50

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Bedeutung Saadjas als Exeget und Philosoph, über die Handschriften und Übertragungen des Kitâb al Amânât folgt die Übersetzung und Erklärung der dritten Abhandlung „Vom Gebot und Verbot". Die Übersetzung paßt sich dem arabischen Wortlaut und Satzbau soweit als möglich an, um so die Urschrift zu ersetzen.

Chinas Religionen. Von Dr R. Dvořák. [Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. Bd XII u. XV.] 8° Münster i. W. 1895 u. 1903, Aschendorff.

I. Teil: **Confucius und seine Lehre.** (VIII u. 224) *M* 4.—

II. Teil: **Lao-tsï und seine Lehre.** (VIII u. 216) *M* 3.50

Bei der lebhaften Teilnahme, die man in den letzten Jahren dem fernen Osten entgegenbringt, und bei der geringen Anzahl zuverlässiger Schriften über das Geistesleben der Chinesen sind diese wissenschaftlichen Darstellungen über die Religionen Chinas sehr willkommen. Sie haben um so größere Bedeutung, als sie uns von einem bewährten Fachmanne geboten werden. Zunächst machen sie uns mit dem Leben und Wirken, mit den Schriften und der Bedeutung der beiden berühmten Männer bekannt, dann bieten sie in einem allgemeinen und einem besondern Abschnitt eine systematische Darstellung und eingehende Würdigung ihrer Lehren, um sich in den Schlußkapiteln mit dem Schicksal ihrer Arbeiten in China und Europa zu befassen. Besonders lehrreich und fesselnd ist die Vergleichung zwischen Confucius und Lao-tsï. Die ganze Darstellung ist nüchtern, ruhig und sachlich.

Entwicklung der Sozialdemokratie in den zehn ersten Reichstagswahlen (1871—1898). Mit einem Nachtrag: Die Sozialdemokratie in der Reichstagswahl von 1903. Auf Grund der amtlich geprüften Wahlziffern dargestellt von Theodor Wacker. 8° (LVI u. 438) Freiburg 1903, Herder. *M* 8.—; geb. *M* 9.20

Eine überaus wertvolle und verdienstvolle Schrift, die reife Frucht ernster Arbeit eines durch hervorragende politische Befähigung und Betätigung ausgezeichneten Mannes wird hier dem deutschen Lesepublikum geboten. Allerdings Unterhaltungslektüre ist das gerade nicht. Aber die An- und Aufführung des reichen statistischen Materials wird stets in angenehmer und belehrender Weise durch interessante Reflexionen unterbrochen. Der hochw. Herr Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß, so groß auch die sozialistische Gefahr angeschlagen werden mag, dennoch eine Überschätzung derselben, bei Berücksichtigung des Stimmenprozentsatzes, des Verhältnisses der sozialistischen Stimmen zur Gesamtzahl der Stimmberechtigten, ausgeschlossen sei: „Die Gefahr, die von der Sozialdemokratie droht, kann ferngehalten werden, wenn

die berufenen Faktoren die Schwierigkeiten heben oder doch mindern, die dem Zusammenwirken der ‚bürgerlichen‘ Parteien wider die Sozialdemokratie bis zur Stunde entgegengestanden sind, und wenn anderseits die Wähler einigermaßen den Wahleifer zeigen, den schon das Interesse für die Sache an sich einflößen sollte."

Sieben Vorträge wider die Sozialdemokratie. Gehalten in Chicago vom 10. bis 17. Februar 1903 von Dr Anton Heiter. 8° (78) Herausgegeben vom deutschen katholischen Priesterverein in Chicago.

Der Kampf gegen die Sozialdemokratie bedeutet nicht bloß einen Streit um wirtschaftliche Theorien. Er ist ein Kampf um die Grundlage des Gesellschaftslebens und um die Herrschaft oder den Untergang der christlichen Weltanschauung. Nach jeder dieser Beziehungen bieten die interessanten Vorträge trefflich belehrendes Material zur Verteidigung der bestehenden Ordnung, ohne daß der Verfasser einer vernünftigen Reformarbeit die Wege verlegt wissen will.

Leopold Kaufmann, Oberbürgermeister von Bonn (1821—1898). Ein Zeit- und Lebensbild von Dr Franz Kaufmann. Mit dem Bildnis Leopold Kaufmanns im Lichtdruck. [Erste und zweite Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1903.] 8° (VIII u. 262) Köln 1903, Bachem. *M* 4.—

Eine liebenswürdige Persönlichkeit, durch glückliche Anlagen und günstige äußere Umstände harmonisch entwickelt, sah sich Leopold Kaufmann schon in frühen Jahren an die Spitze einer aufblühenden Kommune gestellt, in deren Verwaltung und Hebung sich Gelegenheit bot, seine mannigfaltigen Gaben in fruchtreichster Weise zur Geltung zu bringen. Im Hochgang des kirchenpolitischen Kampfes aus dem lange und glänzend ausgefüllten Wirkungskreise durch Gewaltakt verdrängt, konnte er noch über 20 Jahre lang in Vereinen und im Parlament seine Kraft in den unmittelbaren Dienst der Religion und der Kirche stellen. Zwölf Jahre lang hat er als Abgeordneter dem Zentrum angehört. Er ist, wenn auch vielleicht im einzelnen glücklich bevorzugt, eine jener zahlreichen, fast typischen Erscheinungen im katholischen Deutschland, welche, auch ohne den Katheder einer Hochschule zu zieren, dem neuen Dogma von der „Inferiorität der Katholiken" zur richtigen Beleuchtung dienen. Das Lebensbild, gewandt und hübsch geschrieben, bietet bis 1866 fast nur anziehende Lichtbilder aus dem rheinischen Frohleben; von da an beginnt es unter dem Drucke einer ernsten Zeit mehr und mehr sich zu entnüchtern. Aber hier wie dort spiegelt es das geistige Leben und Ringen am Rhein, und mit zahlreichen Persönlichkeiten und Verhältnissen, welche der Aufmerksamkeit wert, wird der Leser vertrauter gemacht.

Dr Franz Xaver Remling. Eine Denkschrift zu seinem hundertjährigen Geburtstag von Jakob Baumann, Domvikar in Speyer. kl. 8° (114) Speyer 1903, Selbstverlag des Verfassers.

Der fleißige Geschichtschreiber des Speyerer Bistums verdiente wohl ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag und ist des Denkmals, zu dessen Aufbau der Erlös des vorliegenden Schriftchens verwendet werden soll, würdig. Zu einer Zeit, da staatliche Unterstützung für geschichtliche Forschung noch nicht zu haben war, hat Remling mit persönlichen Opfern, aus reiner Liebe zur Wissenschaft und zur Kirche, Hunderte von Urkunden veröffentlicht und neben andern Werken seine Bistumsgeschichte fertig gestellt, nach Böhmers Urteil „die umständlichste und

fleißigste Geschichte eines deutschen Bistums, die in diesem Jahrhundert erschienen ist". Herrn Baumanns Gedenkblatt ist genau gearbeitet. Bis zum Jahre 1828 konnte die Selbstbiographie Remlings benutzt werden. Von da an ist das Material aus verschiedenen, immer aber zuverlässigen Quellen zusammengetragen.

L'architecture gothique des Jésuites au XVIIe siècle. Par Louis Serbat. 8° (108) Caen 1903, Delesques. *Fr.* 2.50

Eine ebenso fleißige wie interessante und dankenswerte Arbeit. Sie schildert die um den Beginn des 17. Jahrhunderts in dem flandrischen Teile Nordfrankreichs, in Belgien und am Rhein entstandenen Kirchenbauten der Jesuiten. Es sind die letzten gotischen Schöpfungen auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst, die uns in der Schrift vorgeführt werden. Zum Teil handelt es sich bei ihnen um durchaus hervorragende Bauten, die einem mittelalterlichen Meister alle Ehre gemacht haben würden; wir nennen z. B. die Jesuitenkirchen zu Köln, Luxemburg, Molsheim, Gent, Courtray, Tournay, Arras. Es sind das freilich nicht mehr rein gotische Arbeiten. In der Ausgestaltung der einzelnen Bauglieder und namentlich den ornamentalen Zutaten offenbart sich bereits mehr oder weniger der Einfluß der Renaissance, weniger in den älteren, mehr in den jüngeren Bauten. Bei allem entschiedenen Festhalten am alten heimischen Stile, wie es in den fraglichen Jesuitenkirchen zu tage tritt, konnten deren Architekten, zumeist Ordensangehörige, von der mächtigen Einwirkung der neuen Richtung nicht völlig unberührt bleiben, und man sieht unschwer den Augenblick nahen, wo es auch in den belgischen und rheinischen Provinzen der Jesuiten zum vollen Bruch mit der überlieferten Bauweise kommt. Es ist ein förmlicher Kampf der römischen mit der einheimischen Kunst, der sich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in der Bautätigkeit der Patres entspann. Die älteste größere Kirche in der belgischen Ordensprovinz, die 1591 vollendete Jesuitenkirche zu Douai, war nach dem Muster des Gesù zu Rom erbaut worden. Sie blieb jedoch für längere Zeit die erste und einzige Kirche dieser Art. Wohl tauchten auch anderswo Pläne im Renaissancestil auf, sie konnten aber gegen die Gotik nicht durchdringen. Erst mußten die Detailformen den Geist und die Formensprache der Renaissance aufnehmen, bevor ein Abweichen vom alten Stil überhaupt statthaben konnte. Die Schrift kann allen, welche sich für die Geschichte der kirchlichen Baukunst im Beginn des 17. Jahrhunderts interessieren, empfohlen werden. Ist das Bild, das sie von der damaligen Bautätigkeit der Jesuiten in den belgischen und rheinischen Provinzen entwirft, auch im einzelnen noch vielfach lückenhaft, so darf man nicht vergessen, daß sie ein Anfang ist, für den wenig Vorarbeiten vorlagen. Eines zeigt die Schrift jedenfalls in aller Klarheit, daß das Schlagwort „Jesuitenstil" nichts als eine aus Unkenntnis der wirklichen Bautätigkeit der Patres hervorgegangene Redensart ist. Bei den Ausführungen über die Jesuitenkirche zu Luxemburg wäre der Artikel dieser Zeitschrift (LVIII 41 ff): „Die Liebfrauenkirche zu Luxemburg" zu benutzen gewesen.

Kunstschätze des Aachener Kaiserdomes. Werke der Goldschmiedekunst, Elfenbeinschnitzerei und Textilkunst. Fünfunddreißig Lichtdrucke. Text von Stephan Beissel S. J. Fol. (35 Tafeln u. 10 S. Text.) M.-Gladbach 1904, Kühlen. In eleganter Mappe *M* 30.—

Das altehrwürdige Aachener Münster besitzt in seinen mittelalterlichen Metallarbeiten, Elfenbeinskulpturen und Textilien einen ebenso hervorragenden wie für die

Geschichte der Kleinkunst des Mittelalters wichtigen Schatz. Es genügt, an die beiden großen Schreine, den Karls- und den Marienschrein, an die Kanzel Heinrichs II., den Kronleuchter Barbarossas, das elfenbeinerne Weihwassergefäß, die goldene und die silberne Altartafel, den goldenen, silbernen und elfenbeinernen Buchdeckel, die zahlreichen prächtigen, künstlerisch vollendeten Reliquiare u. a. zu erinnern. Leider fehlten bislang von den Bestandteilen des Schatzes befriedigende Abbildungen. Was an solchen vorhanden war, genügte zuletzt, um von ihrer Beschaffenheit und ihren stilistischen Eigentümlichkeiten eine annähernde Idee zu erhalten, versagte aber, sobald es sich um das Detail und Feinheiten in Stil und Ausführung handelte. Man begreift daher, daß schon lange der Wunsch rege wurde, es möge der Aachener Münsterschatz in einer der Höhe der modernen Reproduktionstechnik wie seinem eigenen künstlerischen und historischen Wert entsprechenden Weise veröffentlicht werden. Diesem Verlangen entspricht nun die vorliegende Publikation wenigstens insofern, als sie alle irgendwie bedeutenderen Stücke des Schatzes — und auf diese kommt es ja zuletzt auch nur an — in vorzüglichen Lichtdrucken unter Beigabe eines erklärenden Textes wiedergibt. Es sind der reproduzierten Gegenstände im ganzen 35; von größeren, wie dem Karlsschrein und Marienschrein, werden mehrere Abbildungen geboten. Alle Tafeln sind ausnahmslos phototypische Musterleistungen, welche an Sauberkeit, Klarheit, Bestimmtheit und Schärfe nichts zu wünschen übrig lassen und als vollgültiger Ersatz für wirkliche Photographien bezeichnet werden dürfen, soweit überhaupt solche durch Lichtdrucke ersetzt werden können. An der Hand von Wiedergaben, wie sie die vorliegende Publikation enthält, ist es nicht schwer, den künstlerisch, technisch und historisch gleich interessanten und bedeutungsvollen Münsterschatz wirklich zu studieren. Der Schwerpunkt des Werkes liegt natürlich in den Tafeln, indessen verdient auch der begleitende Text alle Beachtung, sowohl wegen der Beschreibung, welche er den einzelnen Gegenständen angedeihen läßt, als namentlich wegen der Hinweise auf verwandte Arbeiten und mancher stilkritischen Bemerkungen. Wir können uns dem Wunsche des Verfassers des Textes nur anschließen, wenn er dem Werk, das unter ähnlichen unzweifelhaft einen hervorragenden Platz einnimmt, eine weite Verbreitung nicht nur bei Kunstgelehrten und ausübenden Künstlern, sondern auch bei den Freunden der deutschen Kunst des Mittelalters wünscht.

Von Weg und Steg. Bilder aus Natur und Leben für jung und alt. Von Anton David S. J. 8° (226) Feldkirch 1903, Unterberger. *M* 1.70

Die hübschen kurzen Lesestücke bekunden ebenso den Naturfreund, der es versteht, mit offenem Auge und warmem Herzen in dem aufgeschlagenen Buche dieser schönen Welt zu lesen, als den erfahrenen Pädagogen und seeleneifrigen Priester. Gerne wird man ihn auf seinen Ausflügen rings um das so wundervoll gelegene Feldkirch und in die wilden Schluchten und Gebirge Vorarlbergs begleiten und nicht ohne Nutzen die Lehren vernehmen, die er geschickt an alles zu knüpfen versteht, was uns auf Weg und Steg begegnet. Mit ganz besonderer Freude werden die vielen Hunderte von Zöglingen, welche das Pensionat Stella matutina im Laufe des jetzt bald vollendeten halben Jahrhunderts heranzog, diese Schilderungen begrüßen, die ihnen manche liebe Erinnerung ins Gedächtnis zurückrufen.

Erwachen. Neue Gedichte von Hedwig Dransfeld. kl. 4° (152) Köln, Bachem. Eleg. geb. *M* 3.—

Wer seinen Geschmack an klassischen Mustern gebildet hat, wird die Dichtungen, wie sie jetzt Mode sind, immer im Ausdruck schwülstig und erkünstelt finden. Es ist ein beständiges Haschen nach den buntesten Farben, frappierenden Wendungen und funkelnagelneuen Worten. Auch Hedwig Dransfeld hat sich in ihren neuen Gedichten von diesem hohlen Farbenschimmer nicht frei gehalten. Doch gestehen wir gern, daß wir ihr hübsches Buch mit Genuß gelesen haben. Manche Nummern sind geradezu vorzüglich gelungen, am besten wohl die stimmungsvollen Naturbilder. Aus blutendem Herzen quellen einige tiefempfundene Lieder, die gewiß eigenen Seelenschmerz und schwere Schicksalsschläge verraten. Ganz eigenartig sind die Gedichte, welche das harte Los der Arbeiter in manchmal ergreifenden Worten besingen. „Verstümmelt", „Feierabend", „In der Fabrik", „Arbeit" gehören zu diesen Liedern, in denen unsere Dichterin fast wie eine „Genossin" redet. Man hat freilich dabei, und auch sonst ab und zu, namentlich wo sie den christlichen Standpunkt ganz bei Seite setzt, z. B. in der Schlußstrophe der „Wildgans", das Gefühl, daß diese Stimmungen doch nur erkünstelt sind und daß sie sich mühsam in solche pessimistische Stimmungen hineinarbeitet. So braucht man doch den Trost des Glaubens nicht absichtlich zu übersehen, um eine gottbegeisterte Sängerin zu sein! Wie endlich der Titel „Erwachen" mit den Gedichten übereinstimmt, ist schwer zu sagen; fast würde „Sonnenuntergang" oder „Entschlummern" besser passen. In der Tat herrscht durchweg die Abendstimmung vor. Doch wir wollen darüber nicht mit unserer Dichterin rechten, sondern uns vielmehr an ihren Liedern freuen, in denen wirklich „heiß und wild ein roter Tropfen kreist".

Miszellen.

Das neue Evangelium des Abbé Loisy. Es ist uns eine Schrift zugegangen, welche den Titel trägt: „Evangelium und Kirche von Alfred Loisy. Autorisierte Übersetzung nach der zweiten, vermehrten, bisher unveröffentlichen Ausgabe des Originals von Joh. Grière-Becker. 8° (190) München 1904, Kirchheim." Wir wollen dieselbe augenblicklich keiner eingehenderen Besprechung unterziehen, möchten es aber doch nicht unterlassen, unsern Lesern einige aufklärende Bemerkungen über die ungewöhnliche Veröffentlichung dieser Schrift, sowie ihren Charakter und ihre Tendenz mitzuteilen. Sie hat keine oberhirtliche Approbation, obwohl eine solche von der zuständigen kirchlichen Behörde schon an dem französischen Original vermißt worden war. Der beigegebene Waschzettel sucht den Mangel durch zwei weltliche Approbationen zu ersetzen. Die eine ist Sybels „Historischer Zeitschrift" (München 1903, Heft 1)

entnommen: „Der als alt- wie neutestamentlicher Forscher höchst anerkennenswerte Abbé Alfred Loisy ist in Frankreich der bedeutendste Gelehrte der fortschrittlich gesinnten Theologie“; die andere stammt aus der Zeitschrift „Die Woche“ (Berlin 1903, Heft 32) und lautet: „Der französische Abbé Loisy sandte sein berühmtes Werk: ‚Das Evangelium und die Kirche‘ in die Welt. Papst Leo XIII. beantwortete dessen Publikation nicht mit der Zensurierung, sondern befahl die Einsetzung der Bibelkommission.“ Letzteres Zitat ist von der Verlagshandlung durchaus willkürlich und in irreführender Weise zugestutzt; denn in der „Woche“ heißt es an der angeführten Stelle wörtlich:

„Pius X. übernimmt das Pontifikat in einem sehr schwierigen Augenblick. In Frankreich liegt die Regierung mit der Kurie in offenem Kampf. In dem gläubigen Teil der Bevölkerung machen sich starke schismatische Bewegungen bemerkbar, eine brennende Sehnsucht nach Glaubens- und Gewissensfreiheit ist erwacht. Der feurige Abbé Loisy sandte sein berühmtes Werk ‚Das Evangelium und die Kirche‘ in die Welt, das die gläubige Christenheit in Frankreich erschütterte und dem Wunder- und Traditionsglauben einen starken Stoß versetzte. Zeichen der Zeit sind es, daß Leo XIII. diesen Angriff des jungen Priesters nicht mit dem Bannfluch beantwortete, sondern eine Bibelkommission zur Neubearbeitung der Bibel einsetzte.“

Das volle Zitat hätte auf jeden ernsten Katholiken eher abschreckend als gewinnend wirken müssen, es ist darum mit Schere und Feder zurechtgerichtet worden. Über den „Bannfluch“ und die „Neubearbeitung der Bibel“ brauchen wir kein Wort zu verlieren; diesen Unsinn hat „Die Woche“ und ihr Mitarbeiter Rudolf Müller auf dem Gewissen. Der Waschzettelfabrikant hat den „Bannfluch“ in eine „Zensurierung“ verwandelt, die „Neubearbeitung der Bibel“ unterschlagen, damit aber nicht viel erreicht. Denn daß Leo XIII. die Bibelkommission bloß wegen des Abbé Loisy eingesetzt, dürfte er schwerlich erweisen können, wenn sich auch der „feurige“ Abbé das eingebildet haben sollte. Daß aber Leo XIII. nicht sofort eine „Zensurierung“ — oder wie Rud. Müller so schön sagt, einen „Bannfluch“ — ergehen ließ, ist weder ein „Zeichen der Zeit“, noch eine „Antwort“ an Herrn Loisy; denn das Buch brauchte nicht erst zensuriert zu werden; es war in Frankreich schon zensuriert und verboten, und der Verfasser war wiederholt von der kirchlichen Gewalt zurechtgewiesen worden. In Rom hatte man deshalb keine Eile, das Buch zu untersuchen und eine Entscheidung darüber zu fällen.

Abbé Alfred Loisy spielt schon seit mehr als zehn Jahren die Rolle eines Reformers auf theologischem Gebiet. Unbefriedigt von der katholischen Dogmatik, Patristik und Exegese, wie sie in den kirchlichen Lehranstalten in hergebrachter Weise betrieben wurde, warf er sich mit wahrem Feuereifer auf das Studium der neueren protestantischen, vorwiegend rationalistischen Bibelkritik, Schrifterklärung, Dogmengeschichte und Kirchengeschichte und gelangte dabei zu der Anschauung, daß die gesamte katholische Theologie, nicht nur in Bezug auf Kenntnis der Glaubensquellen (Bibel und Tradition), sondern auch in Bezug auf Erfassung

der wichtigsten Dogmen weit hinter der protestantischen Forschung und der modernen Wissenschaft überhaupt zurückgeblieben, in veralteten Formen erstarrt und unzureichend geworden sei, durch völlig neue Methoden von Grund aus umgestaltet und in Fluß gebracht werden müßte, wenn die Kirche nicht allen Einfluß auf die Neuzeit verlieren sollte.

Ansätze zu dieser Richtung zeigten sich schon in der Zeitschrift L'enseignement biblique, die er als Professor am Institut catholique de Paris herausgab; sie schienen den Bischöfen, welche die Oberleitung dieser Anstalt führen, so bedenklich, daß sie ihn 1893 seiner Stelle enthoben. Eine Artikel-Serie über die „Religion Israels", welche er im Oktober 1900 in der Revue du clergé français veröffentlichen wollte, brachte ihn ein zweites Mal in Konflikt mit der kirchlichen Autorität. Der Kardinal-Erzbischof von Paris erklärte, daß schon der erste Artikel sich nicht im Einklang mit den Vatikanischen Dekreten und mit der Enzyklika Providentissimus Deus befände, und untersagte die weitere Drucklegung. Harnacks 1900 erschienene, 1902 auch französisch übersetzte Schrift „Das Wesen des Christentums" gab endlich Loisy erwünschten Anlaß, in Form einer Widerlegung, seine eigenen Reformideen, die sich oft mit Harnacks Anschauungen berühren, einläßlicher und übersichtlicher zu entwickeln. Die Schrift trug den Titel: L'Évangile et l'Église.

In protestantischen und liberalen Kreisen wurde die Schrift mit großem Wohlgefallen aufgenommen. Die angeführten Stellen aus Sybels „Zeitschrift" und aus der „Woche" sind ein sprechender Widerhall. Der Kardinal-Erzbischof Richard von Paris aber erließ gegen das Buch unter dem 17. Januar folgendes Dekret:

„In Erwägung,

1. daß es (das Buch) ohne das von den Kirchengesetzen geforderte Imprimatur gedruckt ist;

2. daß es seiner Natur nach geeignet ist, den Glauben der Gläubigen in Bezug auf die Fundamentaldogmen der katholischen Lehre, besonders über die Autorität der heiligen Schriften und der Tradition, über die Gottheit Jesu Christi, über sein unfehlbares Wissen, über die durch seinen Tod gewirkte Erlösung, über seine Auferstehung, über die Eucharistie, über die göttliche Einsetzung des Papstes und der Bischöfe schwer zu verwirren;

verwerfen Wir dieses Buch und untersagen Wir seine Lesung dem Klerus und den Gläubigen Unserer Diözese."

In nicht minder scharfer Form ward die Schrift am 29. Januar 1903 auch von dem Erzbischof Sonnois von Cambrai verworfen. Es heißt in diesem Erlaß:

„Anstatt den Menschen zu der geheimnisvollen Höhe der heiligen Bücher emporzuheben, lassen gewisse Schriftsteller diese Bücher auf das Niveau der menschlichen Vernunft und Natur herabsinken. Mit welchem Recht? Und in wessen Auftrag?

„Fortschreitende Abminderung der Wahrheiten, Schwächung des katholischen Geistes, Abweichung von der wahren Frömmigkeit, tägliches Einsickern von Ideen, welche die übernatürliche Ordnung fast völlig untergraben, übertriebene Kon-

ziliationsversuche, stufenweises Herabmarkten der Gesichtspunkte des Glaubens, willkürliche Deutungen der heiligen Schriften, allzuschonende Nachsicht für die Schriften notorischer Gegner, Unkenntnis oder Verachtung des unfehlbaren Lehramtes der Kirche und ihres höchsten Hauptes, das sind die bedauernswerten Ergebnisse gewisser neuer der Überlieferung widersprechender Methoden; man sieht, die Luft, in der wir atmen, ist für viele Christen unserer Zeit sehr schlimm geworden."

Der Verurteilung durch die zwei Erzbischöfe schlossen sich auch die Bischöfe von Autun (28. Januar), Bayeux (22. Januar), Perpignan (27. Januar), Nancy (7. Februar), Angers (6. Februar), Belley (21. Februar), de la Rochelle und Saintes (in einem öffentlichen Schreiben) an [1].

Über Loisys Taktik äußert sich der Kardinal Perraud, Bischof von Autun, Mitglied der Französischen Akademie, in einem offenen Briefe (L'Univers, 6. Februar) folgendermaßen:

„Gewiß, in diesen von einem katholischen Priester geschriebenen Seiten stößt man nicht auf formelle Leugnung der Fundamentalwahrheiten, auf welchen die Ökonomie des christlichen Glaubens beruht. Die in dem Buch angewandte Methode ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, versteckenspielend und nebelhaft. Fast auf jeder Seite fragt man sich, ob der Verfasser das hat sagen wollen oder das Gegenteil; ob er die Einwürfe des protestantischen Professors beantworten will, dessen Konferenzen über ‚Das Wesen des Christentums' er analysiert, oder ob er sich dieselben zu eigen macht, sei es, daß er sie dabei herabmindert oder sie tant bien que mal mit der hergebrachten Lehre der katholischen Theologie in Einklang zu bringen sucht.

„Darf ich sagen, indem ich mich eines Vergleiches bediene, der jüngst in einem Artikel über das Buch des Herrn Loisy angewandt wurde, daß der Verfasser von ‚Evangelium und Kirche' mit seinen ‚Schwankungen' auf den Leser einen ähnlichen Eindruck macht, wie die Seekrankheit? Man sieht trüb, man hat Ekel, es wird einem übel, — usw. . . ."

Wem das zu stark erscheint, der lese einmal, was der pietätslose Kritiker über das „Vater Unser" schreibt:

„Nach seinem natürlichen und ursprünglichen Sinne genommen, dürfte das Gebet des Herrn an gewissen Stellen sich der Kritik nicht weniger bloßstellen, als das Gebet zum hl. Antonius, um etwas Verlorenes wiederzufinden. Würde die Bitte ‚Gib uns heute unser tägliches Brot', in der Strenge des historischen Sinnes genommen, nicht alle Sozialökonomie über den Haufen werfen? Praktisch und nach allgemeiner Regel kann und soll der erwachsene und gesunde Mensch sein Brot von seiner eigenen Tätigkeit erwarten."

„Welch eine Plattheit!" bemerkt hiezu der gelehrte Benediktiner Dom Laurenz Janssens [2]. „Welch eine öde Philisterhaftigkeit angesichts eines so erhabenen

[1] Loisy hat den Text dieser sämtlichen Verurteilungen als Anhang zu seiner Schrift Autour d'un petit livre (Paris 1903, Picard, 261—286) abdrucken lassen, um im Text selbst sich derselben zu erwehren.

[2] L'Évangile et l'Église (Revue Bénédictine. Maréds. 1903, Nr 2, Avril, S. 208).

und ehrwürdigen Gebetes!" Millionen von Armen und Bedrängten hat dieses Gebet in ihrer Not ermutigt, getröstet, zu gottvertrauender Arbeit gestählt, und nun versteht die „Wissenschaft" nicht einmal, was ein Bauer auf den ersten Blick begreift. Pfui! Ist das eine Kritik!

Die Oberflächlichkeit, welche Loisys angeblich kritisches Verfahren beherrscht, hat P. Janssens trefflich beleuchtet[1]. Eine ganze Reihe der schwerwiegendsten Irrtümer hat ihm P. Palmieri S. J. in einer eigenen Schrift schlagend nachgewiesen[2]. P. Lagrange aber, der bekannte Exeget aus dem Dominikanerorden, faßt sein Urteil über die Schrift in die Worte zusammen[3]: „Es ist im strengsten Sinne wahr, daß die kritischen Theorien des Herrn Loisy für den christlichen Glauben ebenso verhängnisvoll sind als diejenigen des Herrn Harnack, und der Vorteil, den ihm der kirchliche Boden gewähren könnte, führt zu nichts Solidem; denn wer wird das Joch der Kirche auf sich nehmen, — denn es ist ein Joch — wenn sie nicht durch Jesus Christus gegründet ist und nichts beweist, daß Jesus Christus Gott ist?"

Nach Loisy läßt sich nämlich weder die Auferstehung Christi, noch die Gottheit Christi, noch die göttliche Einsetzung des Primats und der Kirche aus dem Evangelium historisch erweisen. Alle bisherige Apologetik ist unhaltbar. Was man bisher für ausreichende praeambula fidei, d. h. vernünftige Voraussetzungen des Glaubens, gehalten, ist morsch und hohl. Es muß eine ganz neue Deutung der Evangelien vorgenommen, das ganze Christentum neu konstruiert und mit den Forderungen der modernen Wissenschaft in Einklang gebracht werden[4].

Nachdem Abbé Loisy am 17. Januar durch den Kardinal-Erzbischof von Paris verurteilt worden war, erklärte er demselben brieflich seine Unterwerfung, verwarf „die Irrtümer, die man aus seinem Buche habe ableiten können", und hielt mit dem Druck einer zweiten Auflage ein, welcher bereits begonnen war.

Im Laufe des Jahres ließ er eine neue Schrift erscheinen Autour d'un petit livre, welche die Irrtümer der früheren erneuert, verteidigt und vermehrt und die über ihn ergangene Verurteilung in das gehässigste Licht stellt. Zugleich ergänzte er die noch nicht gedruckte zweite Auflage mit einem neuen Kapitel

---

[1] Ebd. 203—208.

[2] D. Palmieri S. J., Osservazioni sulla recente opera l'Évangile et l'Église par A. Loisy. Roma 1903, Befani.

[3] Revue Biblique, 1. Avril 1903, 311.

[4] Über seine ganze Doktrin vgl. Msgr Camus, Év. de la Rochelle, Vraie et fausse exégèse (Paris 1903, Oudin), sowie die Aufsätze von P. de Grandmaison (Etudes XCIV 145 f), J. Brucker (ebd. XCIV 495 f), Mgr Batiffol (Bullet. d'histoire éccles., Janvier 1903, 3 f), Pels (Revue Eccl. de Metz, Février 1903, 65 f), P. Lagrange (Revue Bibl. 1. Avril 1903), Dom Janssens (Revue Bénédictine, Avril 1903, 203 ff), L. Fonck, Evangelium, Evolution und Kirche (Zeitschrift f. kath. Theol. XXVII [Innsbruck 1903] 491 f 684 f), ferner Civiltà Cattolica (Marzo 1903, 713 f; Maggio 1903, 319 f), P. Bouvier, L'Exégèse de M. Loisy. Paris 1903, Retaux, und die bereits angeführte Schrift von Palmieri.

und mit Zusätzen zu einem andern und ließ das verbotene Werk so ins Deutsche übersetzen. Das ist die uns zugegangene „Autorisierte Übersetzung nach der zweiten, vermehrten, bisher unveröffentlichten Ausgabe des Originals“. Es handelt sich also hier um den Versuch, ein von der kirchlichen Autorität in Frankreich verurteiltes und verbotenes Werk in Deutschland einzuschmuggeln und ihm dann von Deutschland aus wieder Eingang in Frankreich zu verschaffen. Gerade und ehrlich ist dieses Verfahren nicht; es gemahnt sehr an die Schleichwege, deren sich der Irrtum allezeit bedient hat.

Eben kommt übrigens aus England (The Tablet, 14. November 1903) die Nachricht, daß sich auch die kirchlichen Autoritäten in Rom mit den Schriften Loisys beschäftigt haben:

„Der Korrespondent des Tablet kann die Meldung machen, daß nächstdem eine strenge Verurteilung der Werke des Abbé Loisy über die Heilige Schrift durch den Heiligen Stuhl ausgesprochen werden wird. Sie wird nicht bloß darin bestehen, daß die Bücher auf den Index gesetzt werden, sondern eine feierlichere und nachdrücklichere Form annehmen. Eine Idee von dem beträchtlichen Schaden, den diese Publikationen anrichten, mag man aus der Tatsache schöpfen, daß eines der führenden Blätter Norditaliens seit vielen Wochen so darüber schreibt, als ob es noch irgendwie zweifelhaft wäre, daß sie nicht mit der Lehre der Kirche übereinstimmten, ferner daß sie ihren Weg in die Hände der Theologiestudierenden in den Seminarien von Frankreich und Italien gefunden haben und daß sie häufig als Beweis für den ‚liberalen Geist‘ zitiert werden, mit welchem die Kirche an die Lösung der biblischen Schwierigkeiten geht.“

Der Korrespondent des Tablet hat sich in vielen Fällen als sehr gut informiert erwiesen. Ob und wann auch seine Meldung sich bestätigen mag, die Verurteilung der Schrift durch die angesehensten französischen Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, wie durch hervorragende Theologen der verschiedensten Länder und Orden, die Empfehlung derselben durch die kirchenfeindliche Presse, endlich der Schleichvertrieb des verbotenen Buches und die unwürdige Reklame für dasselbe, werden unsern Lesern klarlegen, daß eine allgemeine und letztinstanzliche Verurteilung nicht erst abgewartet zu werden braucht, um das Buch als ein gefährliches und schädliches erkennen zu lassen.

Der Anglikanismus auf dem Wege nach Rom?

Dreizehn Jahrhunderte sind verflossen seit dem glorreichen Hingange Gregors d. Gr., des „unvergleichlichen Mannes," der seit den Tagen Bedas des Ehrwürdigen den Titel „Apostel von England" führt. Als der große Papst, der durch seine Missionäre, seine Lehren, seine Einrichtungen, seine Gesetze das Volk der Angelsachsen der abendländischen Christenheit eingegliedert und damit der christlichen Kultur zugeführt hatte, am 12. März des Jahres 604 sein taten- und segensreiches Leben abschloß, konnte niemand ahnen, daß einstens dasselbe Volk sich von der römischen Mutterkirche trennen, ja dieselbe jahrhundertelang auf das grausamste verfolgen würde.

Die blutigen Verfolgungen haben in dem Inselreiche, Gott Dank, aufgehört. Wohl steht das Volk als Ganzes und Großes noch außerhalb der Kirche; aber man wehrt nicht mehr dem Priester und Ordensmanne den Zutritt, der Katholik ist vor dem Gesetze mit seinem nichtkatholischen Mitbürger ungefähr gleichberechtigt, ja seit gut einem halben Jahrhundert macht sich innerhalb der englischen Staatskirche eine starke, mit der Zeit nicht abnehmende Bewegung bemerkbar, deren Endziel Rom ist. Eine nicht unbedeutende Anzahl edler Seelen haben bereits, wenn auch unter schweren persönlichen Opfern, den Weg aus dem Anglikanismus zur Mutterkirche wieder gefunden und sich unter den Gehorsam des Nachfolgers Gregors d. Gr. gestellt.

Die folgenden Blätter wollen aber weder eine Geschichte des äußeren Verlaufes jener katholisierenden Bewegung geben, die von Oxford ausging, um die Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, sich aber seitdem über ganz England ausgebreitet hat, noch wollen sie die weite Ausdehnung jener Bewegung ziffermäßig belegen; was aber unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird, sind die Veranlassungen und Beweggründe, welche jene Bewegung hervorgerufen und ihr ein viel weiteres als ein rein persönliches Interesse sichern. Dabei legen wir der

Arbeit ausschließlich die authentischen Berichte[1], welche eine Anzahl gebildeter, geistig mehr oder weniger hervorragender Männer und Frauen selbst niedergeschrieben haben, zu Grunde, mit Umgehung der schon bekannten, auch in Deutschland viel gelesenen Schriften der großen Konvertiten Newman, Manning, W. Faber u. a.

Was in all' diesen Berichten so angenehm berührt, ist, abgesehen von dem sachlichen Interesse, der Ton, in dem sie abgefaßt sind. Von sich reden die Verfasser nur mit der größten Bescheidenheit und Einfachheit, von ihren früheren Religionsgenossen nur mit gebührender Rücksicht und teilnahmsvoller Liebe. „Ich bin jetzt ein alter Mann," schreibt Dr B. F. De Costa, „und spreche von meiner Person mit etwas von der Freiheit, die man dem Alter wohl nachsehen mag. Ich habe den Lebensabend erreicht und kenne die Wertlosigkeit menschlicher Eitelkeit; ich darf aber hoffen, daß davon in diesem Buche nicht viel zu finden sein wird, da es nur den Zweck hat, Wanderer außerhalb der wahren Herde zu ermutigen und die größere Ehre Gottes zu fördern. Es ist eine große Gnade, in der katholischen Kirche Ruhe gefunden zu haben. Das Ziel hätte schon längst erreicht sein sollen, aber viel Illusion stellte sich in den Weg. Der Pilger strauchelte oft, während er den rauhen Pfad einherschritt; wenn aber jetzt seine Erfahrung nur ein wenig Licht auf den Weg wirft, den Nichtkatholiken von Canterbury nach Rom einschlagen müssen, ist die Mühe, die er auf diese Schrift verwendete, nicht umsonst gewesen".

Dr De Costa wendet sich dann an die Katholiken, doch immer billig und gerecht zu sein in ihrem Urteil, wenn sie sehen, daß Anglikaner, die manchmal der Wahrheit so nahe kommen, doch befangen in den Fallstricken unzähliger Vorurteile und unter der Gewohnheit der Selbstbestimmung, nicht dazu kommen, den entscheidenden Schritt zu tun. Über alles gehe die Liebe! „Ich möchte gerne", schließt Hartwell de la Garde Grissell

[1] Roads to Rome. Being personal records of some of the more recent converts to the Catholic Faith. With an Introduction by His Eminence Cardinal Vaughan, archbishop of Westminster. London 1901, Longmans, Green & Co. Auf ein anderes hochbedeutsames Werk: England and the Holy See. An Essay towards Reunion wurde in diesen Blättern schon früher (LXII 357 ff) aufmerksam gemacht. Nun hat ein Mitglied der Beuroner Benediktinerkongregation eine gute deutsche Übersetzung desselben besorgt: England und der Heilige Stuhl. Ein Beitrag zur Wiedervereinigung mit Rom. Von Dr Spencer Jones, Pfarrer der englischen Staatskirche. Graz und Leipzig 1904, Ulr. Mosers Buchhandlung. M 3.—

seinen Konversionsbericht, „ein Wort beifügen über unser Verhalten den außerhalb der Kirche Stehenden gegenüber. Ich habe nämlich das Gefühl, als ob Disputation und Kontroverse manchmal eher reize als Gutes stifte. Wir sollten uns bemühen, scheint mir, unsern getrennten Brüdern zu zeigen, daß wir Katholiken die Wahrheit lieben um der Wahrheit willen und daß wir es teilnahmsvoll mitempfinden, wenn sie mühsam und tastend den Weg zum Lichte suchen. Ich bin überzeugt, daß bloße Disputationssiege und schlagende Antworten eher zurückstoßen als anziehen. Die Menschen werden nicht so sehr durch Beweisführung als durch klares Erfassen der positiven Wahrheit für diese gewonnen, wie denn schon Kardinal Newman so richtig bemerkt: Falsche Ideen mögen durch Beweisführung widerlegt werden, ausgetrieben werden sie nur durch richtige.“ [1]

Die Ursachen jener Bewegung lassen sich auf drei zurückführen: den inneren Zustand des Anglikanismus, die Eigenschaften der wahren Kirche und das Wirken der göttlichen Gnade. Selbstverständlich sind diese Momente bei allen Konversionen zugleich wirksam, nur tritt in den Berichten bald das eine, bald das andere mehr in den Vordergrund.

1. Der Anglikanismus ist nicht ein bestimmtes, dogmatisch genau umgrenztes Lehrgebäude, sondern ein Sammelname für verschiedene, weit auseinandergehende, in manchen Stücken sich widersprechende Richtungen innerhalb der englischen Staatskirche. Ihrem innersten Wesen nach ist die „reformierte Kirche von England, wie sie vom Gesetze festgesetzt ist“, protestantisch, da das Privaturteil des einzelnen schließlich die höchste Norm in Glaubenssachen ist, aber eher calvinisch als lutherisch; in ihrem Äußern dagegen hat sie manche Ähnlichkeit mit der katholischen Kirche, da sie Bischöfe, Presbyter, Diakone und einen dem katholischen nicht unähnlichen Kultus hat. Je nachdem man die historisch überlieferte Lehre, Verfassung und Kultuseinrichtung für mehr oder weniger wesentlich erachtet, wird man der Hochkirche (High Church) oder der Niederkirche (Low Church) beizurechnen sein. Broad Church oder Breitkirche ist fast nur eine andere Bezeichnung für Low Church, insofern diese dem weitesten Latitudinarismus huldigt. Wiewohl nirgends klar erkennbare Grenzen zwischen den beiden Hauptrichtungen aufzuzeigen sind, wird man im allgemeinen sagen können, daß die Hochkirche in religiöser wie politischer Hinsicht mehr das konser-

[1] Roads 113.

vative Element vertritt, während die Lowkirchler, weiter links stehend, nicht streng am Hergebrachten festhalten, sich vielfach den Dissidenten nähern, nicht selten völligem Indifferentismus und Rationalismus huldigen. Es gibt aber auch unter den Hochkirchlern, selbst unter den Bischöfen, Rationalisten genug, und sogar in Oxford, der einstigen Hochburg des konservativen Hochkirchentums, neigt die jüngere Schule mehr als bedenklich dem modernen Freidenkertum zu, während gerade Niederkirchler es sind, die sich dem Ritualismus gegenüber als Verteidiger der althergebrachten Prinzipien der Reformation aufwerfen.

Die Hochkirche legte sich schon früher bisweilen das Prädikat katholisch bei, ohne daß diese Bezeichnung als Gegensatz zum Protestantismus empfunden wurde, da sich die Anglikaner oft und oft sogar in offiziellen Aktenstücken als Protestanten und Evangelische bekannten und noch bekennen. Erst in neuerer Zeit will eine Gruppe Anglikaner katholisch oder auch anglo-katholisch heißen im Gegensatz zu den Protestanten des Festlandes. Sie betrachten sich als Zweig der einen, katholischen Kirche, deren andere Zweige die orthodoxen Griechen und die römisch-katholischen Christen seien. Es sind dies vor allem die aus dem Traktarianismus hervorgegangenen Ritualisten, die in Lehre, Kultus und Verfassung sich den nicht englischen Zweigen der katholischen Kirche mehr und mehr zu konformieren trachten. Der Ritualismus legt besondern Wert auf die apostolische Succession, auf den Glauben der patristischen Zeit, auf die Sakramente als Quellen der Gnade, die Taufe als geistige Wiedergeburt, die Eucharistie als wirkliche Gegenwart Christi und wahres Opfer, die Privatbeichte als Sündenvergebung durch den Priester als Stellvertreter Gottes, auf einen dem Glauben entsprechenden, würdigen Kult, der sich äußerlich von unserer Messe und unsern Sakramentsandachten wenig unterscheidet. Rechtlich stellt er sich auf den Standpunkt: Alles sei erlaubt, was durch das Book of Common Prayer nicht ausdrücklich verboten sei, und die XXXIX Artikel seien in „nichtnatürlichem" Sinne zu erklären [1]. Unzähligemal vor

[1] Das stärkste, was je in der Interpretierkunst geleistet worden ist, leisten schon die Ritualisten, wenn sie die XXXIX Artikel in „nichtnatürlichem" (non-natural) Sinne, d. h. katholisch zu erklären suchen. „Wir werden durch den Glauben allein (only) gerechtfertigt" soll heißen: „Wir werden nicht durch den Glauben allein gerechtfertigt"; „Allgemeine Konzilien können irren und haben geirrt selbst in göttlichen Dingen", soll heißen: „Allgemeine Konzilien können nicht irren und haben in göttlichen Dingen nie geirrt"; „die Meßopfer sind blasphemische Fabeln", soll heißen „sie sind es nicht"; Transubstantiation „ist gegen die klaren Worte

geistliche und weltliche Gerichte gestellt und jedesmal verurteilt, erstarkte er doch sichtlich und hat sich in den letzten 50 Jahren um das religiöse, wissenschaftliche, künstlerische, soziale Leben der Nation unbestrittene Verdienste erworben. Für manche ist er Anstoß und Durchgangspforte zur Kirche Roms geworden, für zahlreichere eher ein Hindernis. Äußerlich steht er dermalen kaum weniger mächtig da als das mehr gemäßigte Element unter den Hochkirchlern und Evangelischen, innerlich krankt er aber an derselben Unklarheit und Inkonsequenz, an demselben Mangel an Einheit und Sicherheit. Ganz auf dem Privaturteil des einzelnen und nicht auf dem soliden von Gott gesetzten Fundament der unfehlbaren Lehrautorität beruhend, ist er nur eine neue Art von Eklektizismus, der heute so, morgen so lehrt, heute ist und morgen nicht mehr sein wird.

Diese mehr allgemeinen Beobachtungen werden durch die Konversionen der letzten Jahre vollauf bestätigt. Der Anglikanismus, in welcher Form er auch auftritt, vermag den suchenden Geist nicht zu befriedigen.

James Britten, K. S. G., der geistreiche Verteidiger der katholischen Wahrheit und federgewandte Angreifer etwaiger Blößen des Anglikanismus, ist am weltberühmten naturgeschichtlichen Museum von South Kensington angestellt. Seine Jugenderinnerungen reichen hinauf bis etwa 1856, also in jene Zeiten, als die beiden großen Konversionswogen, die uns im Jahre 1845 Newman mit ca 150 andern Geistlichen der anglikanischen Kirche und 1851 Manning mit seiner zahlreichen Geleitschaft zuführten, sich bereits verzogen hatten. Die Bewegung blieb. Britten beschreibt nun zuerst den Religionsunterricht, den er selbst an St Barnabas, Pimlico, London, genossen hat und der die Lehre des am meisten rechts stehenden Flügels der Hochkirche ist. Er lehrt, daß Christus eine Kirche gründete, die er auf das Fundament der Apostel stellte, während er selbst ihr Eckstein blieb; daß er seinen Aposteln Vollmacht erteilte, sein Werk fortzuführen; daß er ihnen die Gewalt verlieh, Sünden nachzulassen, die eucharistische Opferhandlung zu vollziehen und ihre Gewalten auch auf andere zu übertragen; daß die Apostel und die von ihnen Geweihten die Leiter und Regierer der christlichen Kirche seien; daß die Kirche definieren könne, was zu

---

der Heiligen Schrift" soll heißen, Transsubstantiation „ist in den klaren Worten der Heiligen Schrift enthalten" usw. usw. Natürlich ist allerdings diese Erklärungsweise nicht; man muß aber die XXXIX Artikel unterschreiben, um in der Kirche zu Amt und Würde zu kommen und sucht dann durch die „nichtnatürliche" Erklärung derselben sein Gewissen zu beschwichtigen. Das allerstärkste aber ist und bleibt, daß sowohl diejenigen, die sich zum natürlichen Sinn der Artikel bekennen, als auch die, welche die nichtnatürliche Erklärung annehmen, zu ein und derselben Kirche gehören, ohne daß ein Bischof die einen oder die andern deswegen behelligen könnte!

glauben sei, und daß sie in ihren Definitionen unfehlbar sei, weil Christus ihr seinen ständigen Beistand versprochen habe; daß die Kirche unter der ganz besondern Leitung des Heiligen Geistes stehe, des Geistes der Wahrheit, der sie in alle Wahrheit einführen werde; daß die kirchliche Tradition dasselbe Ansehen habe wie die Heilige Schrift und daß die Kirche ihr einziger authentischer Erklärer sei. Er lehrt ferner, daß die Gnade Gottes der Seele hauptsächlich vermittelst der Sakramente mitgeteilt werde und daß die Taufe die Makel der Erbsünde tilge. In Bezug auf die Eucharistie stimmt die Lehre so genau mit der katholischen überein, daß Britten nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche erklären konnte, sein Glaube habe sich in dieser Hinsicht in nichts geändert. Auch die Andachten zum heiligen Sakramente sind dieselben und die Gebete sind fast ausschließlich katholischen Gebet- und Andachtsbüchern entnommen [1].

Betreffs der Kirche verteidigt man mit Vorliebe die sog. Drei-Zweige-Theorie, während die sog. Zwei-Provinzen-Theorie keine weitere Beachtung fand. J. Britten unterläßt nicht, dankbarst anzuerkennen, daß er in dieser Kirche nicht ein einziges liebloses Wort gegen die römischen Katholiken gehört habe.

In dieser verhältnismäßig schönen, stark katholisierenden Atmosphäre hatte er seine Jugend verlebt. Bald sollte er auch die streng protestantische Seite der englischen Staatskirche kennen lernen. Mit 18 Jahren begab er sich zum Studium der Medizin nach High Wycombe. Die Kirche daselbst war ein alter, herrlicher Bau mit einem tiefen Chor und breiten Schiffen. Aber innen, wie kalt und leer sah da alles aus! Der kleine in der Ecke stehende Altartisch, mit einem abgeschlissenen roten Tuche überzogen, der schwache Sängerchor in seiner Alltagskleidung, der Prediger im schwarzen Amtsrock! Die erste Predigt daselbst vergaß er nie. Es wurde ausgeführt, was die englische Kirche **nicht** lehre: nicht die geistige Wiedergeburt durch die Taufe, keinerlei Fortsetzung des apostolischen Amtes durch den Klerus, keine Vollmacht zur Sündenvergebung, nicht die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie, nicht die Lehre von den guten Werken, wohl aber Prädestination und Rettung allein durch den Glauben. — Am nächsten Sonntag wurde das Abendmahl ausgeteilt. Zum Schlusse kam der Küster zum Chor hinauf und aß und trank die Überbleibsel, während der Prediger dabei stand und sich mit ihm gemütlich unterhielt. — Derartige Vorgänge waren für den gläubigen jungen Mann empörend. Sein erster Gedanke war: Die gehören nicht in die Kirche Englands. Das war ein Irrtum, denn er brauchte nur das offizielle Book of Common Prayer zur Hand zu nehmen, um sich vom Gegen-

[1] Noch vor kurzem erklärte ein anglikanischer Geistlicher: Wenn sie nicht die Messe hätten, würde er keine Minute länger in seiner Kirche bleiben; denn wenn man keine Messe habe, habe man überhaupt keinen Gottesdienst. „Vor etlichen 50 Jahren erklärte ein (anglikanischer) Geistlicher auf der Kanzel vor seiner Gemeinde, jeder seiner Amtsbrüder, welcher Beicht zu hören wage, verdiene nach seiner Ansicht keine geringere Strafe als den Tod" (**Spencer Jones**, England und der Heilige Stuhl. Deutsche Übersetzung 26). Jetzt wird die Beicht nach dem Zeugnisse desselben Verfassers „von Tausenden gelehrt und verrichtet".

teil zu überzeugen. Ihre Lehre und Handlungsweise war durch dieses amtliche Rituale mindestens so gut autorisiert, wie die seine. Und nun war die Schwierigkeit da, die für jeden denkenden Menschen einfach unlösbar ist: In der Kirche Englands dürfen mit demselben Rechte diametral entgegengesetzte Ansichten als Glaubenslehren vorgetragen werden. Die Schwierigkeit wuchs, wenn man erst die andern „Zweige" der katholischen Kirche um ihre Ansicht fragte. Weder die griechische noch die römische Kirche anerkennt z. B. die Gültigkeit der anglikanischen Weihen; selbst ein beträchtlicher Teil des englischen Klerus will von einem wahren, opfernden Priestertum nichts wissen und es gibt sogar Bischöfe, die bei Erteilung der Weihen ausdrücklich erklären, sie wollten keine Priester weihen. Wo aber keine Priester, da ist auch kein Opfer. Wo aber ist die Einheit der Kirche? Am 26. Mai 1867 wurde Britten in die Einheit der wahren Kirche aufgenommen.

Höchst anschaulich beschreibt C. E. Rivers M. A. seine Jugenderfahrungen in der anglikanischen Kirche. Geboren in Afrika, woselbst sein Vater zum Stabe des Gouverneurs von Cape Colony gehörte, stand er in seiner frühesten Jugend ganz unter hochkirchlichem Einfluß. Der Bischof von Capetown, der sogar eine „Schwesterschaft" [1], d. h. ein anglikanisches Frauenkloster, das die Erziehung der Mädchen besserer Stände leitete, in der Nähe seiner Bischofsstadt hatte, feierte den Gottesdienst nach einem Ritus, der sicher nicht protestantisch war, wenn man ihn auch heutzutage „gemäßigt" nennen würde. Choralgesang, Prozessionen, Vortragen des Kreuzes vor dem amtierenden Geistlichen war das Höchste, wozu sich die ritualistische Entwicklung damals verstieg. Die holländischen Calvinisten, deren es dort viele gab, mußte der kleine Rivers als zwar achtbare, aber irregeleitete Leute ansehen. Ihre kahlen, schmuck- und kunstlosen Gebetshäuser, ihr höchst einfacher, musik- und gesangloser Gottesdienst hatte wenig Anziehendes für ihn und er dankte Gott, daß er als Engländer geboren sei und nicht der reformierten holländischen Kirche angehöre.

---

[1] Das Official Year-Book of the C. E. von 1900 gibt eine Liste von 27 „Schwesterschaften", außer den Diakonissinnen. Die Zahl der Schwestern soll sich bis auf 3000 belaufen (Encycl. Brit. XXXII [10] 639). Diese Nachahmungen des katholischen Ordenslebens, die zum Teil sogar die drei Gelübde haben, mögen ja Gutes wirken und sogar der Stolz der Hochkirche sein; sicher aber werden sie von andern auch als geistlose Nachäfferei der katholischen Orden empfunden und wirken eher abstoßend als anziehend. „Ihre (der Ritualisten) Nachmachung katholischer Dinge bis herab zu unsern religiösen Orden und Kongregationen, wie F. J. (Fraternity of Jesus) für S. J., O. H. R. (Order of the Holy Redeemer) für C. SS. R., ihr ewiges Bestehen auf der Titulatur ‚Vater', ‚Priester' und ähnliches widerte mich bei ihnen an, lange bevor ich klar wußte, was das katholische Priestertum eigentlich sei. Ich wußte aber, daß es nur unechte, nachgemachte Priester seien (imitation priests), ohne die Sache selbst zu kennen." So James Crowford Bredin (Roads 15 f). Übertritte aus diesen ordensähnlichen Genossenschaften kommen wohl vor, aber nicht oft, häufiger, wie es scheint, aus den Bruder- als aus den Schwesterschaften.

Mit 10 Jahren kam er nach London und wohnte bis zur Rückkehr seiner Eltern bei einer Tante, Lady C. Diese würdige Dame besuchte eine Kirche im Westend, woselbst damals der jetzige Bischof von Manchester amtierte. Hier war alles ganz anders als in der Kathedrale von Capetown; eine völlig neue Religion lernte er jetzt kennen. Absolut keine Zeremonien erfreuten das Auge, dafür wurden aber sehr lange und sehr gelehrte Predigten gehalten. Die ganze Sache kam dem lebhaften Knaben äußerst langweilig vor. Zu Hause flüsterte man sich zu: das Kind sei sehr hochkirchlich, fast katholisch, laut aber sagte man: der Pfarrer sei ein sehr gescheidter Herr und selbst vom andern Ende der Stadt kämen Leute, um seine Predigten zu hören.

In der Schule fand er gleichfalls zwei glatt geschiedene Religionen und Religionsübungen vor. Der eine Lehrer gehörte zur Hochkirche, der andere zur „niedern Kirche". Am Sonntag wurden die Schüler in zwei Reihen aufgestellt und je nach Wunsch der Eltern von dem betreffenden Klassenlehrer entweder in die Hoch- oder in die Niederkirche geführt. Rivers hätte, da es seine Londoner Verwandten so wollten, in die Low-Church gehen sollen; da dies ihm aber sehr zuwider war, tauschte er jeden Sonntag mit einem Kameraden, der hierin nicht wählerisch war, im letzten Augenblick heimlich den Platz und ging in die Hochkirche.

Eine weitere Erfahrung machte er in Marlborough, wo damals noch der Geist Farrars wehte. Religiös gesprochen, war dieser Geist sinnlich schön, aber ohne irgendwelche Glaubenslehre. Trockene, moralisierende Abhandlungen wurden vorgetragen; das Christentum aber wurde weder gepredigt, noch geübt. Der Predigtinhalt bestand aus rein natürlichen Wahrheiten; die Musik dagegen war vorzüglich und wurde meistens gut vorgetragen. — In den folgenden Jahren besuchte er bald die eine, bald die andere Kirche, aber je ritualistischer, desto lieber. Erst als er zur ersten Kommunion zugelassen wurde, kam ihm der Gedanke: „Was war es nun eigentlich, das ich empfing? War es Gott oder war es Brot? Wenn Gott, warum sollte ich denn nicht, so oft es mir beliebt, ihn besuchen?" In den ritualistischen Kirchen hatte er nach und nach alle katholischen Dogmen in sich aufgenommen, mit Ausnahme der Lehre vom Papst, von den Heiligen und von Unserer Lieben Frau, aber auch hierüber sprach man dort immer mit Achtung, wenngleich mit einer gewissen Zurückhaltung.

Bei einem längeren Aufenthalt in Deutschland wollte er unsere Sprache sich gründlich aneignen. Der „Kulturkampf" stand damals im Zenith. „Aber niemals zuvor", erzählt er, „habe ich solchen Glauben und solche Andacht gesehen; die Kirchen waren gesteckt voll und Andächtige in großer Menge standen noch außerhalb der heiligen Gebäude und wohnten der Messe bei." Sein Erzieher hatte sich zwar bei seinem Onkel als „evangelischen Protestanten" ausgegeben, war aber in Wirklichkeit ein Freidenker. Die von ihm benutzten Lehrbücher waren Strauß und Renan und zwei Exemplare der berüchtigten Vie de Jésus fanden sich sogar auf dem Schlafzimmer des jungen Engländers. Ein Kruzifix, das dieser aus der Heimat mitgebracht hatte, streifte jener nur mit einem Blicke der Verachtung. Im übrigen war er ein guter und geistreicher

Herr, ein musikalisches Genie, ein tüchtiger Gelehrter, eine Autorität in Aristophanes. Für die neuen „Alt-Katholiken" hatte er wenig übrig, weil sie im Grunde nichts weiter seien als abgestandene Katholiken, die sich unter der kirchlichen Disziplin beengt fühlten und anderseits wieder nicht den Mut hätten, die Wege des modernen Unglaubens zu gehen. Seine Frau, eine eifrige französische Katholikin, deren Lebenswandel eine ständige Predigt war, disputierte nie über Religion, wußte aber auf alle Fragen über diesen Gegenstand eine ebenso einfache, als würdige Antwort zu geben. Von Heidelberg aus machte er mit einem Landsmanne, einem zwar feingebildeten, aber völlig ungläubigen angehenden Doktor der Medizin, mehrere sehr schöne Ausflüge und besuchte unter anderem während der Fronleichnamsoktav auch den Dom von Worms und fand, daß der altehrwürdige Bau noch so gut besucht werde, als ob es nie einen Luther gegeben hätte. — Nach seiner Rückkehr nach England bezog er die Universität Oxford und ließ sich im Oriel College immatrikulieren. Hier, im einstigen Heim eines Newman, Pusey, Keble, hoffte er einen katholischen Gottesdienst zu finden, wie er sich ihn von Jugend auf geträumt hatte. Was fand er aber in Wirklichkeit? Die Kapelle war kahl und unfreundlich. Kommuniongottesdienst fand nur dreimal im Semester statt, und nach demselben holte der Hausknecht die Gefäße, mochten sie leer sein oder nicht, um sie gelegentlich in der Küche zu reinigen. Welchen Eindruck das auf junge Leute, die an eine Art sakramentaler Gegenwart glaubten, machen mußte, kann man sich denken. Rivers und seine Freunde, die später fast alle zur katholischen Kirche übertraten, beschränkten ihre Anwesenheit in der Kollegskapelle auf das strikt Vorgeschriebene, besuchten aber um so fleißiger den Gottesdienst in St Barnabas, woselbst der fortgeschrittenste Ritualismus maßgebend war.

Bei diesem Sachverhalt mußte sich jedem denkenden Menschen die praktische Frage einfach aufdrängen: Was lehrt denn die englische Kirche eigentlich? Wer hat Recht, der Geistliche von St Barnabas, der täglich Messe liest und Beichten hört, oder die Prediger in der Kapelle von Oriel College? Die Entscheidung sollte Dr King treffen. Dieser aber entschied nichts; dafür wies er auf die Pflicht hin, die Kirche von England zu verbessern und sie wahrhaft katholisch zu machen, da jeder sehen müsse, wie sehr sie dem Protestantismus verfallen sei. Gerade das praktische Verhalten Kings erhöhte jedoch die Schwierigkeit. Er feierte nämlich morgens um 8 Uhr in der Kathedrale (Christ Church College) die Kommunion ganz nach Art der Low-Church-Männer, d. h. ohne ein äußeres Zeichen von Ehrerbietung oder Anbetung, um 11 Uhr aber sah man ihn an einem feierlichen Hochamt in St Barnabas, welches ganz nach katholischem Ritus gehalten wurde, teilnehmen. War das verständlich? Entweder begeht er am Morgen, dachte man sich, eine grobe Unehrerbietigkeit oder einen empörenden Götzendienst am Mittag.

Nicht lange nachher ging King nach Lincoln und spielte dort als anglikanischer Bischof seine Doppelrolle weiter; Rivers trat am 17. Dezember 1883 zu Rom über[1].

---

[1] Roads 208 ff.

J. G. Sutcliffe M. A. hatte in Cambridge vorzügliche Studien gemacht und trat das Predigeramt an in vollem Vertrauen auf die Kirche von England. Christentum und Protestantismus waren ihm gleichbedeutend. Nach seiner Ordination bat er nur, man möge ihn dort verwenden, wo er am besten in die Seelsorge eingeführt würde, und erhielt eine Anstellung in einer sehr großen Pfarrei mit mehreren Kirchen und etwa zehn Kuratien. Gar bald sollte er aber gewahr werden, daß ihn seine Kirche für die Seelsorge schlecht ausgestattet hatte. Da ihm die Frage: „Was lehrte denn Christus?“ niemand beantworten konnte, fühlte er sich sehr unglücklich. Und wie hilflos war er erst am Krankenbett! Die Lehre vom „Glauben allein“ hatte ja jedes Schuldbewußtsein erstickt. Der Pfarrer predigte: „Die Mutter Jesu war nicht besser als jedes ordentliche Mädchen unserer Stadt.“ Aber wo war denn die Heiligkeit und das Streben nach Heiligkeit in der englischen Kirche? In seiner Herzensnot wandte er sich zuerst an seinen Pfarrer, der ihm den Rat gab, beim Krankenbesuch immer ein Stückchen mit Kampfer gesättigten Flanelles in sein Buch zu legen; das sei gegen die betäubenden Gerüche. Der älteste Kaplan meinte, er solle jedesmal beim Krankenbesuch einen Bibeltext erklären. Dafür waren aber die sog. „Bibelleser“ da. Ein anderer Kaplan antwortete nur: „Pilatus fragte: ‚Was ist Wahrheit?‘“ ... Gerade damals, im Juli 1878, waren die anglikanischen Bischöfe in Lambeth versammelt und erließen ein gemeinsames Hirtenschreiben, in welchem sie das als Prinzip anerkannten, was die Apostel und die Urkirche als Häresie und ein großes Übel angesehen — das Recht des Privaturteils in Glaubenssachen. Sutcliffe gab seine Stelle auf und forschte nach der Wahrheit; er forschte nach den Aposteln, die Christus gesandt hatte, alle Welt zu lehren, und bei denen er seiner Verheißung gemäß verbleiben wollte bis ans Ende der Welt. Er forschte bei Hochkirchlern und ihren Gegnern jeglicher Richtung und vernahm etwa: „Die große Kirche der großen englischen Nation kann doch nicht im Unrecht sein“; oder: „Wir sind doch um so viel besser als alle andern“; oder: „Wir haben eine gereinigte Religion“; oder: „Wir hoffen, daß Gott schließlich und letztlich doch alles zum besten wendet.“ Das waren aber keine Antworten auf seine Frage. Ein Suffolk-Pfarrer in angesehener Stellung wollte sogar den Beweis antreten, daß die römische Kirche geirrt habe. Er hatte zwei Beweise: 1. Er habe auf einem Feldwege einen Mann getroffen, gewiß einen Jesuiten, der angetrunken gewesen sei, und 2. die römische Kirche lehre, daß in der Messe das Blut des Herrn wirklich zugegen sei, und doch nenne sie die Messe ein unblutiges Opfer. Als Sutcliffe ihm ruhig erwiderte: In meiner Hand ist auch Blut, und doch kann man sie nicht eine blutige Hand nennen, schalt er ihn einen impertinenten Menschen und drehte ihm den Rücken. — Nach langem Suchen, vielem Beten und großen Opfern fand er endlich die Kirche, die ihm die unfehlbare Antwort auf seine Frage geben konnte [1].

J. Duffus-Harris ist kein Theologe, sondern ein tüchtiger Geschäftsmann, der in guten Verhältnissen lebt, und offenbar ein Mann von klarem Kopf

[1] Roads 257 ff.

und entschiedenem Willen. Hervorgegangen aus einer schottischen Familie, die steif an ihrem heimatlichen Bekenntnisse festhielt, ohne darüber nach Puritanerart die Pflichten des gesellschaftlichen Lebens zu vergessen, hatte er verschiedene Lehranstalten besucht und mit Erlaubnis der Eltern auch den jedesmaligen Gottesdienst. Die Religion freilich hatte er dabei verloren: er war Agnostiker geworden; gegen 20 Jahre lang blieb er es, aber es schmerzte ihn, wenn in seiner Gegenwart gegen die Religion gesprochen wurde, und im Grunde wäre er glücklich gewesen, wenn er hätte glauben können. Er versenkte sich in alle neuen philosophischen Systeme; Befriedigung fand er in keinem; sie waren gekommen und gegangen wie die übrige Tagesliteratur. Nach und nach arbeitete er sich aber doch wieder zur Überzeugung vom Dasein Gottes durch, las auch wieder die Evangelien und hatte dabei immer das fast lästige Gefühl, die evangelischen Berichte müßten in ihren Hauptzügen doch wahr sein. Mehr durch Intuition als durch Vernunftschlüsse wurde ihm die Wirklichkeit der Sünde klar. Die Gründe, welche für die Gottheit Christi sprachen, erschienen ihm stärker als die dagegen sprechenden. Nach dieser neu gewonnenen Erkenntnis wollte er nun auch sein Leben einrichten, aber in welcher Kirche? Die anglikanische konnte es nicht sein 1. wegen der Uneinigkeit ihrer Geistlichkeit in Betreff der Grunddogmen des Christentums; 2. wegen der starken Betonung des nationalen Charakters ihrer Kirche, als ob Gott verschiedenen Völkern eine verschiedene und entgegengesetzte Offenbarung gegeben hätte; 3. wegen des Umstandes, daß die höchste Entscheidung in Glaubenssachen schließlich und letztlich in der Hand des Parlamentes liege, in dem auch Juden und Atheisten sitzen können. Gerade damals stritt und zankte man sich aufs heftigste um Kleinigkeiten — um den Gebrauch der Lichter und des Weihrauchs, um Kredenztischchen und die Stellung des Geistlichen am Abendmahlstisch —, während ihre höchsten Würdenträger ganze, auch sehr wesentliche Stücke aus dem Evangelium herausdisputieren durften, während selbst Bischöfe sich über die großen christlichen Prinzipien lustig machten und einer derselben öffentlich erklärte, er sei vor allem Engländer und dann erst der Mann der Kirche, und es komme darauf an, herauszufinden, was die Briten an Religion wünschten und was nicht. Daß derlei einen Mann wie Duffus-Harris nicht für den Anglikanismus einnehmen konnte, ist begreiflich. Da fuhr wie ein Blitzstrahl das Wort „Rom" durch seinen Geist. Wohl war er schon in katholischen Kirchen gewesen, aber etwa so, wie man in einen buddhistischen Tempel oder eine mohammedanische Moschee geht; jetzt aber versetzte ihn der bloße Gedanke an die Möglichkeit, einmal katholisch werden zu müssen, in eine solche Aufregung, wie er sie bis dahin nicht gekannt hatte. Trotz dieses Widerwillens, dem aber immer etwas Beruhigendes, ja Anziehendes beigemischt war, erkannte er es bald als seine heiligste Pflicht, auch einmal die römische Kirche zu Wort kommen zu lassen. Es war dies um so notwendiger, als große wissenschaftliche Autoritäten in England und Amerika, mit denen er in ständigem freundschaftlichen Verkehre stand, wenngleich selbst ungläubig, die katholische Kirche allein unter den christlichen Bekenntnissen noch der Beachtung wert hielten. Er hörte auf die Stimme

dieser Kirche und wurde am 7. Mai 1897 in Farm Street, London, in dieselbe aufgenommen [1].

Neues Licht über anglikanische Auffassungen geben uns die Aufzeichnungen eines katholischen Rechtsgelehrten. Er erhielt zu Hause eine sorgfältige Erziehung von seiner frommen, verwitweten Mutter in der sog. „evangelischen Schule der Kirche von England, modifiziert durch John Wesley". Der regelmäßige Religionsunterricht bestand aus Katechismus und biblischer Geschichte; auch mußten täglich zwei Verse der Heiligen Schrift auswendig gelernt werden. Größere Abschnitte wurden besonders belohnt. Die religiösen Anschauungen der Mutter bestanden aus einer Mischung von Calvinismus und Arminianismus, obgleich sie, wie auch Wesley, den Calvinismus als höchst gefährliche Ketzerei nicht laut genug verurteilen konnte. Gelehrt wurde, daß man durch den Glauben allein ohne gute Werke gerechtfertigt werde; diese seien aber nach der Rechtfertigung notwendig; die Taufe sei nur die formelle Einführung in die sichtbare Kirche, und auch die Eucharistie sei nichts weiter als eine Erinnerung an das Leiden und Sterben des Herrn; sobald man sein Vertrauen auf Christus setze als auf den eigenen Erlöser, sei man gerechtfertigt; seine Gerechtigkeit werde uns angerechnet. Abweichend vom strengen Calvinismus wurde daran festgehalten, daß der Wille frei und der Mensch für seine Handlungen verantwortlich sei, daß man also abtrünnig und verdammt werden könne. Ein Glaubensartikel lautete natürlich, daß der Papst der Antichrist sei.

Dies war sein Glaube bis zum 16. oder 17. Jahre. Obgleich der englischen Staatskirche angehörig, besuchte man ab und zu auch Kirchen der Nonkonformisten, wie die der Wesleyanischen Methodisten, der Kongregationalisten, der Baptisten, um berühmte Prediger zu hören.

Es folgte dann die hochkirchliche Periode in seinem Leben, die etwa vom 16. bis zum 22. Jahre reichte. In Oxford war es, wo einer seiner jungen Freunde, der aus einem strengen Calviner ein Katholik geworden war, ihm sagte, er solle einmal auch die Ansprüche der römischen Kirche prüfen; wenn er es sorgfältig und unparteiisch tue, werde er katholisch werden. Der Jurist lachte über diese Prophezeiung; weil er aber nach dem Grundsatz zu handeln pflegte, auch den andern Teil hören zu wollen, machte er sich an ein sehr eingehendes Studium der Frage, dessen Ergebnis die Überzeugung war: Ubi Petrus, ibi ecclesia. Wo Petrus, da die Kirche. — Die wissenschaftliche Überzeugung ist aber nicht der übernatürliche Glaube, dieser wurde ihm als Belohnung für seine Bemühungen, seine Opfer und seine und seiner Freunde Gebete [2].

[1] Bange war ihm vor der ersten Beicht. Sein Gedächtnis war erschreckend klar und reichte gut bis zum neunten Lebensjahr zurück. Mittlerweile waren über 30 Jahre verflossen. Sein Leben war gewesen wie das unzähliger anderer seiner Standesgenossen, kaum oder gar nicht besser. Nach seinen Erfahrungen im Beichtstuhl erklärt er aber, daß das Beichtinstitut eine unschätzbare Gnade der Barmherzigkeit Gottes sei (Roads 72 ff).

[2] Seitdem sind mehr als 25 Jahre verflossen. Er lebt in glücklichster Ehe mit einer Konvertitin, die früher der schottischen Presbyterianerkirche angehört

Man redet viel von der Schönheit des ritualistischen Gottesdienstes, von der Andacht der Gläubigen beim Empfang der Sakramente, von dem wahrhaft frommen und gottesfürchtigen Lebenswandel bei Klerus und Volk. Es liegt kein Grund vor, an der wesentlichen Richtigkeit dieser Angaben zu zweifeln. Viele nehmen es ganz gewiß mit der Religion ernst und sind von der Richtigkeit ihres Standpunktes so überzeugt, daß Konvertiten versichern, es sei in ihnen jahrelang nicht der geringste Zweifel dagegen aufgetaucht. Der schuldlose Irrtum, verbunden mit einem guten Leben, wird, hoffen wir, recht vielen den Himmel öffnen. Erich D. Hanson M. A., S. J. sagt, die im Anglikanismus abgelegten Beichten hätten doch das Gute gehabt, daß sie ihn jedesmal zu einer guten Reue veranlaßten. Auch der Gottesdienst muß würdig und schön sein; die Kirchen sind ja reich und prächtig geziert, die Musik und der Gesang von geschulten Choristen vorgetragen, und was gepredigt wird, ist durchweg die katholische Lehre. Es ist daher nur zu begreiflich, daß Konvertiten, wenn sie zuerst in die oft recht dürftigen und mühsam erhaltenen, meist von einer sozial und manchmal auch moralisch tiefstehenden Bevölkerungsklasse besuchten katholischen Kapellen kommen, den Abstand zwischen früher und jetzt schmerzlich empfinden. Etwas von dieser Wehmut fühlt man aus den Berichten eines Th. Fletcher M. A., der immer an extrem hochkirchlichen Gotteshäusern gewirkt, eines H. de la Garde Grissell M. A., der von seinen Studienjahren an sein Können und seine Mittel zur Verschönerung des Gottesdienstes verwandte, u. a. heraus. Indes gibt es denn doch Lagen und Bedürfnisse im Menschenleben, in denen sich der Anglikanismus selbst in seiner gewinnendsten Gestalt als völlig unzulänglich erweist und die Armut des Katholizismus ungleich höher steht als die stolze Pracht des Ritualismus.

Mrs. E. H., die nicht den vollen Namen unter ihren Konversionsbericht setzte, ist offenbar eine in New-York in den besten Verhältnissen lebende Engländerin. In evangelischen Kreisen aufgewachsen, fand sie nach und nach Gefallen an den Bestrebungen des Ritualismus, las auch mit großem Trost ein Werk des hl. Franz von Sales, glaubte aber dabei eine innere Stimme zu vernehmen, die ihr sagte: „Wenn dir mein Buch gefällt, warum gehörst du denn nicht zu

hatte. Sein Sohn studiert an einer deutschen Hochschule Naturwissenschaften, „umgeben von Ungläubigen; aber sein Glaube ist klar und stark; er erfüllt regelmäßig seine religiösen Pflichten unter der Leitung eines deutschen Dominikaners, und er findet nichts in Wissenschaft oder Natur, das mit Gottes heiliger Offenbarung im Widerspruch stände" (Roads 44 ff).

meiner Religion?" Die Zweig-Theorie, die ihr anfangs zusagte, brach bald zusammen. Als sie nämlich eines Tages in der Episkopalkirche dem Gottesdienste beiwohnte und, wie sie es bei den Ritualisten gewohnt war, eine Kniebeugung machte, wurde sie als „Katholikin", die sich offenbar verirrt habe, verlacht. Dazu kam, daß sie nicht verstehen konnte, wie ein ehrlicher Mann die XXXIX Artikel unterschreiben und zugleich so katholisch predigen könne, wie es ihr Geistlicher tat. Die Lektüre einer Reihe von Predigten ergriff sie namentlich deswegen gewaltig, weil es ihr jetzt zum erstenmal recht lebendig zum Bewußtsein kam, daß sie nicht einmal wisse, was wahre Reue sei; und ferner, daß sie, eine Sünderin, nicht wisse, wie sie Gnade und Verzeihung von Gott wieder erwerben könne. Hilfe und Rat suchte sie bei ihrem Geistlichen, dem sie auch ein einläßliches Sündenbekenntnis ablegte. Dabei war sie zu wenig unterrichtet, um auch nur zu fragen, von wem denn der die Gewalt der Sündenvergebung habe. Völlige Ruhe fand sie nicht. In ihrer Angst eilte sie also zu einem „wirklichen" Priester, der natürlich der Nichtkatholikin die Absolution nicht erteilen konnte. Da blieb logisch nur das eine übrig: „Ich muß um die Aufnahme in die katholische Kirche nachsuchen, wenn ich den Seelenfrieden wieder gewinnen will."

Bei den Paulisten, an die sie sich nun wandte, fiel ihr zunächst die große Einfachheit, ja Armut des Sprechzimmers auf. Kein Teppich, ein Tischchen, zwei Holzstühle, ein recht billiges Kruzifix war der ganze Zimmerschmuck. Wie war doch hier alles ganz anders als in dem luxuriös eingerichteten Empfangszimmer ihres Predigers! Nach einem höchst einfachen, mehr oder weniger regelmäßigen Unterrichte glaubte sie es ihrem früheren Seelenleiter schuldig zu sein, diesem von ihrem bevorstehenden Übertritt Mitteilung zu machen, wogegen der Paulistenpater nichts einzuwenden hatte. Dort kam sie aber schön an! „Sie gehen", sagte der Prediger, unter anderem, „aus einer saubern in eine schmutzige Kirche; nur armes, schmutziges Pack besucht die Kirchen der Römlinge." „Herr", erwiderte die Dame, indem sie sich zum Gehen anschickte, „in *meiner* Bibel lese ich, daß Christus als Beweis für seine göttliche Sendung auch anführte: den *Armen* wird die frohe Botschaft verkündet. Ich freue mich zu hören, daß es noch *eine* Kirche gibt, in der die Armen willkommen sind. Guten Morgen!"

„Nun?" fragte der Paulistenpater, „sind sie jetzt zur Taufe bereit?" Sie kann sich noch immer nicht entschließen. Da wird eine arme Frau angemeldet, die den Pater zu sprechen wünsche. Er erhebt sich gleich und geht in das anstoßende Zimmer. Da fährt der harrenden Dame der Gedanke durch den Kopf: Dieser gute Pater war sehr freundlich gegen dich, vielleicht weil er hoffte, an dir eine *reiche* Konvertitin zu machen; möglicherweise behandelt er die arme Frau ganz anders. Der Gedanke war zu verführerisch, als daß sie der Versuchung hätte widerstehen können, etwas zu tun, was sich für eine gebildete Dame wenig ziemt: sie schlich an die halb offene Türe und — lauschte. Der Pater sprach zur Armen gerade wie er auch zu ihr gesprochen hatte, mit derselben Geduld, Freundlichkeit und Teilnahme! „Nun will ich getauft werden."

Warum kann also die anglikanische Kirche nicht die wahre Kirche Christi sein?

Die einen der zu Rom Zurückkehrenden fühlten schmerzlich den Abgang der Heiligungsmittel in der anglikanischen Kirche. Die wahre Kirche hat sicher wahre Priester, ein wahres Opfer, eine wahre Kommunion, eine wahre Lossprechung von den Sünden; sie hat sicher wahre Sakramente als äußere Mittel innerer Heiligung und Gnade; all das ist aber in der Staatskirche zum mindesten höchst problematisch, hat ja doch Elisabeth, die ihr die jetzige Form gegeben, viele Priester einzig deswegen hinrichten lassen, weil sie Messe gelesen hatten. Die Begründer der Staatskirche wollten kein Priestertum.

Andere wiederum beklagen es, daß die Kirche eine Nationalkirche, also nicht katholisch sei, daß sie in völliger Abhängigkeit vom Staate, daß ihr Haupt der Herrscher, ihr höchster Gerichtshof auch in Sachen der Lehre und Disziplin eine weltliche Behörde, daß sie durch den Staat entstanden, durch den Staat erhalten, aber auch durch den Staat geknebelt und erdrückt werde. Eine solche Kirche, meinen sie, könne nicht die von Christus auserwählte, freie, königliche Gottesbraut sein.

Die allermeisten aber vermißten schmerzlich den Mangel einer höchsten, unfehlbaren Lehrautorität, welche mit Macht und Bestimmtheit sagen könnte, was man zu glauben und zu tun habe, um selig zu werden. Die englische Kirche hat kein Mittel, die Häresie fern zu halten, und tatsächlich werden in ihr unter Billigung ihrer Bischöfe Häresien frei und offen gelehrt, und danach wird auch gehandelt. Die Anbetung der konsekrierten Hostie z. B. ist entweder eine von Gott gewollte Kultushandlung oder ein verabscheuungswürdiger Fetischdienst. Das eine oder andere ist aber Häresie, und doch dürfen beide Ansichten gepredigt werden; beide Ansichten finden beim Episkopat ihre Duldung und Gutheißung. Was ist schuld daran, frägt Lord Halifax, daß in England das Autoritätsprinzip in religiösen Dingen so wenig geachtet wird? Ist etwas Wahres an dem berühmten Ausspruch de Maistres, daß „so wertvoll die Kirche von England auch in mancher Beziehung ist, sie doch die Stellung eines Empörers einnimmt, der Gehorsam predigt"? [1]

Man nennt diese Weite der anglikanischen Kirche Comprehensiveness [2]

[1] Bei Spencer Jones, England und der Heilige Stuhl. Deutsche Übersetzung 23.

[2] Die beste Illustration dafür, was man unter Comprehensiveness versteht, liefert ein Vorfall aus allerjüngster Zeit. Das Chor der Kapelle des Blinden-

und rühmt sich ihrer als eines besondern Gnadenvorzuges. Anders urteilen darüber konsequente Denker.

A. St. Leger Westall M. A., in sehr hochkirchlichen Kreisen aufgewachsen, in Cambridge ausgebildet und promoviert, versah einige Jahre eine Kuratie, ohne je an der Rechtmäßigkeit des anglikanischen Standpunktes nur im geringsten zu zweifeln. Dann aber machte er nach und nach vier folgenschwere „Entdeckungen": 1. Daß der Primat des Papstes in der altchristlichen Literatur sogar besser beglaubigt sei als die Authentie der Bücher des Neuen Testamentes; 2. daß die Berufung auf die Stimme der „ungeteilten Kirche" als höchste Norm in Glaubenssachen praktisch unausführbar und nutzlos sei; denn wie viele sind wohl im stande, die Hunderte und Hunderte von Werken, die während acht Jahrhunderten in ganz verschiedenen Sprachen geschrieben wurden, genau zu lesen und in jedem Einzelfalle zu beurteilen; 3. daß es nicht angehe, sich auf die übereinstimmende Lehre der drei Kirchen, welche Zweige der großen katholischen Kirche seien, zu stützen, weil niemand bestimmt sagen könne, was denn Lehre der englischen Kirche sei; wenn aber das Urteil der beiden andern Kirchen schon für maßgebend erachtet würde, dann müsse vor allem die Zweig-Theorie fallen, welche die griechische und die römische Kirche verwürfen; 4. daß die gesamte Christenheit bis zur Reformation glaubte, die Kirche sei eine, eine in dem Sinne, daß sie von Gott als eine sichtbare Körperschaft ins Dasein gerufen sei, ohne Möglichkeit der Zerteilung in verschiedene sich bekämpfende Stücke, und

---

asyls in Hardman Street, Liverpool, sollte mit Bildern ausgeschmückt werden. Die Liste der „Heiligen", welche jenes Sanktuarium zu zieren haben werden, ist vom Diözesankonsistorium approbiert: den Ehrenplatz erhält sehr passend „unser Herr als das Licht der Welt"; an ihn reihen sich auf beiden Seiten „auf ihn hinschauend und von ihm ihre Inspiration empfangend" folgende Gestalten: der hl. Johannes der Evangelist, die hl. Hilda, König Alfred, Fra Angelico, Caxton, Galilei, die hl. Katharina von Siena, Ed. Rushton, Sir Philipp Sydney, Königin Eleonora, Stephan Langton, Wagner, Erasmus, Charles Darwin &c. Gewiß eine recht merkwürdige Gesellschaft, selbst für einen Salon, geschweige denn für ein Heiligtum! Die gute Königin Eleonora wird sich allerdings mit dem großen Primas von Canterbury, Stephan Langton, ganz angenehm unterhalten können; was soll aber die heilige Nonne von Siena ihrem Nachbar, dem Republikaner und Philanthropisten Eduard Rushton, sagen? Und ob sich selbst ein Erasmus zwischen Wagner und Ch. Darwin so ganz heimisch fühlt? Ch. Darwin endlich soll „auf Christus hinschauend und von ihm seine Inspiration empfangend" dargestellt werden!! Comprehensiveness ist demnach jene Eigenschaft der anglikanischen Kirche, vermittels der sie alle Richtungen in sich zu vereinigen und zu vertragen vermag, angefangen vom hl. Johannes, dem gottbegeisterten Evangelisten des ewigen Wortes, bis zu Ch. Darwin, dem Evolutionisten und „vollendeten Ungläubigen". Disbelief, sagt er selbst, crept over me at a very slow rate, but was at last complete. Den Blinden in Hardman Street werden freilich diese Darstellungen wenig schaden, um so mehr aber die Comprehensiveness den Blinden in der anglikanischen Kirche (Tablet, 14. Febr. 1903).

daß diese Einheit ihr erstes und hauptsächlichstes Merkmal sei. Eine Kirche, ein Glaube, eine Stimme! Zweierlei Glauben zu lehren oder lehren zu lassen, war für das christliche Altertum ebenso unmöglich wie an zwei Götter zu glauben; daß die Kirche aus Zweigen mit verschiedenem, entgegengesetztem Glaubensbekenntnis bestehen könnte, erschien ihr ebensosehr als Unding, wie in Christus verschiedene, sich bekämpfende Persönlichkeiten anzunehmen. Daran schloß sich aber noch eine fernere Erkenntnis, nämlich: daß Christus eine Gesellschaft gegründet, die eins bleiben sollte für alle Zukunft; daß er in dieser Gesellschaft seinen einen Glauben niedergelegt; daß er sie mit der Gabe der Unfehlbarkeit ausgestattet, damit sie seinen Glauben unversehrt bewahre und der Nachwelt übermittle, und daß diese Gesellschaft fortbestehen und einzig und allein die römische Kirche sein könne. Von diesem erhöhten Standpunkt aus konnte er das Gewirre unzähliger Fragen, welche der Menschengeist aufwerfen kann, leicht übersehen und entwirren: Ob die Bischofswürde der Kirche wesentlich sei oder nicht, ob die Messe ein Sühnopfer sei oder nicht, ob der Papst das Haupt der Kirche sei oder nicht, das alles kann mit unfehlbarer Sicherheit die Kirche erklären und sie allein. Hierin liegt auch ihre raison d'être für alle Zeiten und unter allen Nationen [1].

Die in weiten anglikanischen Kreisen herrschenden Vorurteile gegen einen Religionswechsel und zugleich deren Haltlosigkeit lernt man am besten kennen aus einem Briefe, den H. G. Worth M. A., St John's Kollege, Oxford, kurz nach seinem Übertritt an einen Freund richtete. Hier kann jedoch der Inhalt nur seinen Hauptzügen nach wiedergegeben werden:

1. Du sagst: Die Kirche seiner Taufe verlassen, sei eine Gemeinheit.

Antwort: Man wird in die große katholische Kirche getauft, nicht in eine Partikularkirche; so lange man also in der katholischen Kirche bleibt, verläßt man die Kirche seiner Taufe nicht. Nach der anglikanischen Ansicht gehört aber sowohl die römische wie die englische Obedienz zur katholischen Kirche; wie kann man da durch den Übertritt von der einen zur andern die Kirche seiner Taufe verlassen?

2. Man sollte da bleiben, wo uns Gott hingesetzt hat.

Antwort: Würde man wohl auch so sprechen, wenn sich etwa ein Dissident, ein Unitarier oder gar ein Heide zum Eintritt in die anglikanische Kirche meldete? Wohl kaum. Man dürfte es nicht, selbst dann nicht, wenn jener in seiner bisherigen Religion gut gewirkt hätte. Sobald wir einsehen, daß unsere Position falsch ist, müssen wir sie aufgeben; sonst würden wir Gott versuchen und statt andern zu nützen, sie wahrscheinlich in ihrer Verblendung bestärken, jedenfalls unser eigenes Seelenheil gefährden.

3. Die Anglikaner haben aber doch ein wahres Priestertum.

Antwort: Das ist mindestens sehr unwahrscheinlich. Doch sei dem so. Die Gültigkeit der Weihen ist nicht alles. Die Monophysiten und Donatisten

[1] Roads 309.

hatten gewiß wirkliche Bischöfe und Priester, gehörten aber doch nicht zur katholischen Kirche: die Monophysiten nicht, weil sie Häretiker waren, die Donatisten nicht, weil sie im Schisma lebten, und leider trifft beides bei den Anglikanern zu.

4. Das Zentrum der Einheit in der Kirche ist nicht der Papst, sondern jeder Bischof in seiner Diözese.

Antwort: Wenn aber ein Bischof diese Lehre, ein anderer eine andere vorträgt, wer soll sie dann vereinen? Vielleicht der Metropolit? Für seine Provinz mag das einem tüchtigen Erzbischof gelingen. Wenn aber die Metropoliten selbst auseinandergehen, was dann? Dann würden eben in verschiedenen Provinzen verschiedene Religionen gepredigt und geglaubt werden. Und die Einheit der Kirche?

5. Die anglikanische Kirche stellt sich zu Rom wie die einstige gallikanische.

Antwort: Das trifft schon deshalb nicht zu, weil Bossuet und die übrigen Gallikaner nichts stärker betonten als die Notwendigkeit der Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhle und der Unterwürfigkeit unter dessen Primat. Übrigens ist der Primat des römischen Papstes in der katholischen Kirche nicht etwa bloß eine fromme Ansicht, sondern ein definierter Glaubenssatz; er ist also entweder eine von Gott geoffenbarte Wahrheit oder eine Häresie. Wenn ersteres, warum unterwirft sich die anglikanische Kirche nicht dem Papste? wenn letzteres, warum will sie denn mit einem häretischen Glied oder Zweig ein und dieselbe Kirche ausmachen?

6. Manche Anglikaner glauben alle katholischen Lehren, sind also Katholiken.

Antwort: Aber warum geben sie denn nicht die Gemeinschaft mit offenbar häretischen und schismatischen Bischöfen und Priestern auf?

Man muß noch Geduld haben und abwarten.

Worauf warten? Entweder sieht man ein, daß der Anschluß an den römischen Stuhl notwendig ist oder nicht. Wenn ersteres, dann muß man den klar erkannten sündhaften Zustand gleich aufgeben; wenn aber der Anschluß an Rom nicht notwendig ist, dann ist die römische Kirche im Unrecht, und worauf dann warten?

In manchen anglikanischen Kirchen werden alle katholischen Lehren gepredigt, alle katholischen Gebräuche eingeführt und beobachtet; sie haben alles, was sie brauchen.

In wie vielen Kirchen ist dies der Fall? Geschieht es mit Gutheißung der anglikanischen Autoritäten? Wenn der Bischof in der einen Kirche erlaubt, katholisch zu lehren, so erlaubt er auch, in der Nachbarkirche das vorzutragen, was erstere für Häresie ansehen muß. Kann aber die Kirche katholisch sein, deren höchste Autoritäten den einen ihrer Diener senden, um das Meßopfer, die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie, die priesterliche Lossprechung im Bußsakrament zu verkünden, und zugleich einen andern, der all das in Abrede

stellt? Wie kann ein Anglikaner wissen, was er zu glauben hat, wenn er auf einer Kanzel diese, auf einer andern andere, vielleicht sogar auf derselben Kanzel sich widersprechende Lehren vortragen hört? Und all das unter Zulassung oder gar Billigung der höchsten kirchlichen Autorität, nämlich des Diözesanbischofs! [1]

Um zu zeigen, „daß das ganze Räderwerk der Kirche Englands augenscheinlich aus den Fugen ist und nach Ausbesserung verlangt“, erzählt Spencer Jones [2] verschiedene, der eigenen Erfahrung entnommene Fälle. Der Grundton ist aber bei allen derselbe. Der eine müht sich zeitlebens ab, um zu beweisen, daß es „in der anglikanischen Kirche schlechterdings keinen Altar gibt“, der andere sieht im Altar „das Hauptstück“ der christlichen Kirche; der eine findet „in der Bibel ganz klar die Lehre vom Sakramente der Beicht und der Absolution“, der andere hält dieselbe Lehre „der Todesstrafe würdig“; „was der eine als unbedingte, urchristliche Wahrheit von höchster Bedeutung ausgibt“, wird von andern „rundweg geleugnet“. „Unmöglich kann ein und derselbe Heilige Geist hier einen guten Menschen dieses lehren und dort eine andere gut gesinnte Seele etwas anderes, das von jenem ganz verschieden und sogar das Gegenteil davon ist.“ „Wie können wir darüber Gewißheit haben, was Wahrheit ist? In der anglikanischen Kirche tragen unzweifelhaft verschiedene Bischöfe und Geistliche Anschauungen vor, die unter sich stark voneinander abweichen. . . .“

Drastischer hatte dieses Grundübel des Anglikanismus schon 1849 der damalige Archidiakon Manning gebrandmarkt: „Der Protestantismus ist nicht so fast ein mit andern Systemen wetteiferndes System, das ich verwerfe; es ist gar kein System, sondern ein Wirrwarr, ein Haufe von Bruchstücken ohne Idee, Grundsätze oder Leben. . . . Ganz dasselbe ist, wie mir scheint, seinem Wesen nach der Anglikanismus. . . .“ Im folgenden Jahre (1850), also ein Jahr vor seiner Bekehrung, fügt er bei: „Mögen unsere auf dem Papier stehenden Lehren was auch immer sein, wir haben seit 300 Jahren Bischöfe, Priester und Laien gehabt, die bezüglich der Taufe, der wirklichen Gegenwart, des Opfers, der Absolution, der (apostolischen) Amtsnachfolge, des Priestertums, der Glaubensregel, ja der eigentlichen Verfassung, Autorität und Identität der Kirche miteinander in Widerspruch standen.“ [3]

Diese Zustände der anglikanischen Kirche waren es, welche Newman, Faber und andere schmerzlich empfanden und die sie mit veranlaßten, das Wrack der Staatskirche zu verlassen und das Heil ihrer Seele anderswo zu suchen.

---

[1] Roads 329 ff.

[2] England und der Heilige Stuhl. Deutsche Übers. 187 ff. [3] Ebd. 193.

„Wie lange auch immer", sagt Rivers, „der anglikanische Kompromiß[1] noch fortbestehen mag, ganz gewiß ist, daß er die Keime des Verfalles und Todes in sich trägt. Sein Zeugnis ist nicht übereinstimmend; er ist von der Erde, irdisch: eine bloße Schöpfung des Staates, verurteilt zu Fiasko und Zusammenbruch. Unglaube, offizieller und autoritativer Unglaube, wird von manchen aus dem Klerus vorgetragen, ohne daß sie darüber zur Rede gestellt oder getadelt würden." Die Menschwerdung Gottes, die Auferstehung Christi, die Ewigkeit der Höllenstrafe, die Dreifaltigkeit usw. werden auch auf Kanzeln der Staatskirche frech geleugnet, ohne daß jemand die Vollmacht und den Mut hätte, dem Unwesen zu steuern. Mut zeigt die Staatskirche nur noch etwaigen zu laut hervortretenden katholisierenden Bestrebungen gegenüber.

Sehr richtig ist aber eine Bemerkung, welche Rob. Hugh Benson, der Sohn des letzten Erzbischofs von Canterbury, wenige Tage nach seiner erst vor kurzem erfolgten Bekehrung in einem Schreiben an die Church Times[2] aussprach: „Darf ich sagen, ich sei mit H. Green darin vollständig derselben Ansicht, daß die Unzufriedenheit mit den Einrichtungen der einen Konfession ein gänzlich ungenügender Grund für den Übertritt zu einer andern sei? Positiver und nicht rein negativer Glaube ist zu einem solchen Schritte erforderlich. Ich habe übrigens noch keinen Priester getroffen, der nicht derselben Ansicht wäre. Der positive Glaube, daß die Gemeinschaft mit dem Heiligen Stuhle für jeden eine Notwendigkeit sei, der in Gemeinschaft mit der katholischen Kirche zu leben wünscht, ist der Grund meiner Unterwerfung."

Ein Sprung ins Ungewisse, ins Dunkle ist immer eine gefährliche Sache; man kann auf die Füße zu stehen kommen; man kann aber ebensoleicht zerschmettert werden. Fragen wir also die englischen Konvertiten, welche Gründe sie zum Anschluß an Rom bestimmten.

---

[1] Die dogmatische Grundlage des heutigen Anglikanismus, die XXXIX Artikel, wird ausdrücklich als „Kompromiß" anerkannt. Noch 1898 nannte der Herzog von Argyll es einen der höchsten Ehrentitel der Kirche von England, daß sie ein „Kompromiß" sei. Der Spectator freilich protestierte dagegen, und ein Korrespondent der Pall Mall meinte, „in der Religion könne niemand einen ‚Kompromiß' eingehen, ohne sich selbst zu kompromittieren" (Roads 291).

[2] Saturday, Oct 10th, 1903.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Blötzer S. J.

Die Evangelienkritik des Abbé Loisy.

Der hochw. Erzbischof von Paris, Kardinal Richard, ernannte eine Kommission von sechs Theologen zur Berichterstattung über das Buch L'Évangile et l'Église des katholischen Priesters Alfred Loisy. Hierauf erließ er 17. Januar 1903 ein motiviertes Verbot des Buches. Diesem Urteile und Verbote schlossen sich nach wiederholter Prüfung des Buches noch eine Anzahl Bischöfe Frankreichs an. Der Verfasser erklärte nun zwar in einem Briefe vom 2. Februar 1903 Seiner Eminenz, daß er die zweite Auflage seines Buches, die eben erscheinen sollte, zurückgehalten habe, ließ aber bald darauf als teilweise Erläuterung und weitere Begründung seines Buches, oder sagen wir lieber, als Verwahrung gegen dessen Verurteilung und als offenkundiges Programm seiner Richtung eine andere Schrift erscheinen: Autour d'un petit livre (Paris 1903). Verstimmung, Bitterkeit, Ironie, Anklage auf Unwissenheit und Mangel an Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit an den maßgebenden Stellen werden da sehr deutlich zum Ausdrucke gebracht. Gegen Ende des Jahres erschien dann in Deutschland: „Evangelium und Kirche von Alfred Loisy. Autorisierte Übersetzung nach der zweiten, vermehrten, bisher unveröffentlichten Ausgabe des Originals.“ Über diese Schrift und ihre Tendenz bot die vorige Nummer dieser Zeitschritt (LXVI 119 f) sogleich einige aufklärende Bemerkungen. Beide genannten Werke Loisys sind mit noch drei andern desselben Verfassers von der Kongregation des heiligen Offiziums am 16. Dezember 1903 verurteilt und verboten worden.

Nach einer Mitteilung der Semaine religieuse, welche bereits in verschiedene Blätter übergegangen, hat der Verfasser sich der kirchlichen Entscheidung in lobenswerter Weise unterworfen und sich damit ein Recht auf besondere Rücksicht und Achtung erworben. Wir möchten darum am liebsten nicht mehr auf seine Irrungen zurückkommen. Nachdem er indes gerade um dieser willen von liberaler Seite als Märtyrer gefeiert, seine Verurteilung als ein neues Attentat auf die moderne Wissenschaft hingestellt und siegesgewiß der Triumph der „Wahrheit“ über deren „schnöde Unterdrückung“ angekündigt worden ist, halten wir es für dringend geboten, das auch in deutscher Sprache verbreitete Buch näher zu beleuchten und so die Verdächtigungen zu verstreuen, welche an dessen Verurteilung

geknüpft worden sind. Um dabei gewisse Unklarheiten aufzuhellen, muß gelegentlich auch die Ergänzungsschrift Autour d'un petit livre mit herangezogen werden.

Als Zweck des Buches „Evangelium und Kirche" wird angegeben:

„Hier soll weder die Wahrheit des Evangeliums noch die des katholischen Christentums bewiesen werden; es wird lediglich versucht, das Verhältnis darzulegen, das beide in der Geschichte miteinander verbindet" (S. 2). „Versuchen wir demnach zunächst das Evangelium durch sich selbst zu verstehen, ehe wir es mit Rücksicht auf unsere Neigungen oder unsere Bedürfnisse auslegen" (S. 9).

Der zweiten, bisher in Frankreich unveröffentlichten Ausgabe ist außer einem Zusatz zum Kapitel „Der Gottessohn" das ganze erste Kapitel, „Die evangelischen Quellen", neu beigefügt. Was sich dem halbwegs kundigen Leser schon von selbst bei Lesung der ersten Ausgabe klar herausstellte, ist hier unumwunden ausgesprochen und in dem andern Werke Autour 2c. noch auf den klarsten Ausdruck gebracht, nämlich daß die Ansichten der bedeutendsten protestantischen Exegeten zu Grunde gelegt seien (S. 80).

In der Tat ist das Buch der getreue Widerhall der rationalistischen Ansichten, deren Ausdrucksweise uns allenthalben entgegentönt.

„In den Evangelien bleibt von den Worten Jesu nur ein notwendigerweise geschwächtes und etwas gemischtes Echo; es bleiben der allgemeine Eindruck, sowie die wirkungsvollsten seiner Sprüche in der Art, wie sie verstanden und interpretiert worden sind" (S. 9); „die Evangelien selbst sind keine im eigentlichen Sinne historischen Dokumente" (S. 17); „es treten in denselben künstliche Verbindungen, Verflechtungen und Lagerungen hervor, aus denen erhellt, daß manche ungehörige, verwirrende Einschiebsel stattgefunden. Dahin gehören z. B. die Weissagungen über Leiden und Tod des Menschensohnes, dahin die Gleichnisse in ihrer Auslegung auf die Zukunft" (S. 20 ff; Autour 80). „Zwei Brotvermehrungen hat es nicht gegeben; die zweite ist bloß die Hinzufügung eines Verfassers, der eine zweite Lesart des Wunders angetroffen hatte" (S. 21). „Überhaupt wird die Sendung Christi in den Evangelien nicht in der ursprünglichen Form dargestellt. Das natürliche Streben der Tradition richtete sich darauf, in dem Amte Christi die charakteristischen Züge und die unumstößlichen Beweise seiner messianischen Würde zu entdecken. Die Glorie des wiedererstandenen Herrn strahlte auf die Erinnerungen an seine irdische Laufbahn zurück. Daher eine gewisse Idealisierung und Systematisierung der Reden und Tatsachen" (S. 27); „es nehmen daher Ereignisse und Tatsachen in der Perspektive der messianischen Glorie eine neue Gestalt an" (S. 28); „diese unvermeidliche und berechtigte Idealisierung Christi, die spontan aus dem christlichen Bewußtsein hervorging, mußte bis zu einem gewissen Grade die Form einer legendären Entwicklung annehmen, die sich dem Kritiker der Evangelien sofort als solche zeigt" (S. 30); „denn eine gewisse Übertreibung der ursprünglichen Tatsache zeigt sich

überall“ (S. 30); „ebenso macht sich der Einfluß des Alten Testamentes auf Grund der messianischen Erwartung überall etwas fühlbar, d. h. die meisten Erzählungen tragen ihre Farbe; mit andern Worten: ihre Abfassung unterlag der lehrhaften Absicht, richtete sich nach dieser, wie dieselbe Abfassung in Betreff der Gleichnisse von deren allegorisierender Tendenz bestimmt worden ist. Es ist also wohl zu unterscheiden zwischen der ursprünglichen Erinnerung und der messianischen Verarbeitung, die mehr oder minder bedeutend ist, aber gänzlich von ein und demselben Prinzip beherrscht wird, von dem Glauben, der den Messias in allen Werken und in allen Wechselfällen seiner irdischen Laufbahn sucht und findet“ (S. 31).

Man kennt diese Sprache; sie ist ein getreues Echo der Aufstellungen unserer deutschen Rationalisten. In einem Punkte folgt Loisy nicht ganz den Spuren einiger derselben; er will nur sagen, daß die meisten Erzählungen die Farbe der messianischen Erwartungen tragen, nicht, daß einige von ihnen durch diese Erwartung entstanden seien (S. 31). Hingegen scheint es ihm ziemlich sicher, daß das Thema der Erzählungen von der Kindheit der ursprünglichen Überlieferung des Evangeliums fremd gewesen sei; denn vom Gesichtspunkt des Paulus und besonders von dem des Markus und Johannes aus stehe dieses Thema sozusagen außerhalb der Christologie. Freilich geht Loisy nicht so weit mit unsern Rationalisten, daß die Kindheitsgeschichten bei Matthäus und Lukas einfachhin Legenden und Mythen heißen; er findet in ihnen „Dokumente des christlichen Glaubens“; aber wie steht es mit ihrer geschichtlichen Zuverlässigkeit?

Antwort: „Die Natur ihres Gegenstandes selbst, die kritische Prüfung der beiden Erzählungen, einzeln genommen oder miteinander verglichen, und die Analyse der evangelischen Tradition gestatten möglicherweise nicht, in ihnen den sichern Ausdruck geschichtlicher Erinnerungen zu finden“ (S. 34—35).

Aus denselben Vordersätzen schließen unsere Rationalisten auf Mythen; Loisy folgert etwas zurückhaltender — aber die Glaubwürdigkeit ist preisgegeben. Und doch sagt Lukas, er habe von Anfang an über alles genaue Kunde eingeholt und dann der Reihe nach es niedergeschrieben (Lk 1, 3). Was sind also die Evangelien nach Loisy? Geschichtliche Urkunden im eigentlichen Sinne sind sie nicht; sie sind die Haupturkunde des christlichen Glaubens in der ersten Periode seiner Geschichte (S. 37). Es eröffnet sich hier schon die Methode Loisys: was geschichtlich betrachtet unhaltbar ist, kann ganz gut Gegenstand des christlichen Glaubens sein. Das Johannes-Evangelium ist ihm geschichtlich völlig unbrauchbar, aber für die im Glauben vollzogene Entwicklung ein wertvoller Beleg (S. 22 ff; Autour 87 130).

Loisy schreibt: „Scheint es nicht, als seien alle Irrlehren aus einseitig fortgesetzten Schlußfolgerungen dadurch entstanden, daß man von einem vereinzelten, als absolute Wahrheit aufgestellten Prinzip ausging und daraus auf rein theoretischem Wege Sätze entwickelte, die mit der allgemeinen Harmonie der Religion und der traditionellen Lehre unvereinbar sind?" (S. 132.)

Man hat mit Recht bemerkt, daß in diesen Worten Loisy seine eigene Methode beschreibe (vgl. Revue bibl. 1903, 293). Der Beweis ist leicht erbracht. Ein solches vereinzeltes, als absolute Wahrheit aufgestelltes Prinzip ist bei Loisy die Ansicht, Jesus habe das Himmelreich, das Reich oder die Herrschaft Gottes, nur im endzeitlichen Sinne verstanden und verkündet, und zwar als solches unmittelbar bevorstehend, anfangs ohne daß er die Notwendigkeit seines Todes ahnte, später, als diese Notwendigkeit sich klar herausstellte, nahm er den Tod als die providentielle Bedingung für die Verwirklichung des von ihm verkündeten Reiches an (S. 156. Autour 138 ff).

Die Rolle des Messias war wesentlich eschatologisch; „Jesus hatte die Perspektive seiner eigenen Ankunft vor sich" (S. 69). Der Christus der Geschichte ist eben der Christus, welcher die endzeitliche Verwirklichung nahe weiß, der mit dieser Hoffnung in den Tod geht, bald im Glanze des Messias das neue Jerusalem zu regieren und auf den Wolken des Himmels erscheinend die messianische Machtfülle auszuüben.

Nach diesem Prinzip muß sich bei Loisy folgerichtig vieles gestalten. Zunächst müssen die im Evangelium enthaltenen Leidensweissagungen entkräftet werden.

Das geschieht S. 21 durch die grundlose Behauptung, sie paßten nicht in den Zusammenhang; und S. 68: „Freilich soll Jesus seit dem Bekenntnis des Simon Petrus mehreremal seine Jünger von dem Schicksal unterhalten haben, das ihn als Messias erwarte"; aber der Kritiker greift zum beliebten Auskunftsmittel: „Der allgemeine Inhalt dieser Reden, in denen sich kein einziger Spruch des Heilandes findet, der in seinem Wortlaut behalten worden wäre, ist den vollendeten Tatsachen und dem Thema der ursprünglichen christlichen Predigt nachgebildet." Da sich die Botschaft Jesu auf die Ankündigung des nahen Reiches und auf die Ermahnung zu der erforderlichen Buße beschränkt (S. 60), so ist es „beispielsweise sicher, daß Jesus nicht im voraus die Verfassung der Kirche wie die eines auf der Erde begründeten und zur Fortdauer auf eine lange Reihe von Jahrhunderten bestimmten Staates geregelt hat" (S. 112); „denn Jesu Blick umfaßt nicht unmittelbar die Idee einer neuen Religion, einer zu gründenden Kirche, sondern stets die Idee des zu verwirklichenden Himmelreiches" (S. 156).

Unter diesem Gesichtspunkt erschließt sich dem Kritiker eine neue Regel zur Erklärung der Aussprüche Christi: sie waren einer dem Untergange nahe ge-

glaubten Welt gesagt worden (S. 53); der Ausblick auf das nahe Reich mußte ihm für die menschlichen Interessen jene höchste Gleichgültigkeit einflößen, welche die historische Form des Evangeliums bildet (S. 51 56). Dieselbe Perspektive der großen Ankunft läßt es begreiflich erscheinen, warum er keine eigentlichen Disziplinarvorschriften erläßt; „der Vergleich der Jünger mit den Vögeln des Himmels und den Blumen des Feldes zeigt, daß nicht nur die unruhige Sorge um körperliche Bedürfnisse, sondern sogar die Arbeit verboten oder widerraten wird[1]. Und wenn man Gott um das tägliche Brot bitten soll, . . . so bedeutet das einfach, daß der Beter sich für seinen eigenen Unterhalt ganz auf Gott verläßt" (S. 52). „Wozu ein Recht fordern in der Zeit, wenn die ewige Gerechtigkeit so nahe ist? Jesus lehnt sich nicht gegen den Kaiser auf, aber er weiß, daß die menschliche Macht ihrem Ende nahe ist" (S. 56; vgl. 156 186 u. dgl. m.).

Wie kommt der Kritiker dazu, Jesu diesen folgenschweren Irrtum zuzuschreiben? Er schreibt doch richtig: „In dem Evangelium hört das eschatologische Element auf, die ganze Perspektive auszufüllen, und das religiöse und moralische Element tritt in den Vordergrund" (S. 38) — aber die Evangelien sind eben das Produkt des Glaubens der späteren Zeit; Jesu Gedanke, geschichtlich gefaßt, ist mit dem Evangelium nicht identisch. Ebenso schreibt er: „Wenn Jesus niemals seine Definition des Himmelreiches ausspricht, so kommt es daher, weil das Reich, dessen Bote und Vermittler er ist, in seinem und seiner Zuhörer Geiste mit dem von den Propheten angekündigten identisch ist" (S. 44). Nun aber annehmen, die Propheten kündigten nur das endzeitliche Reich an, ist denn doch eine vollständige Verkennung einer Reihe prophetischer Stellen, namentlich des Isaias. Und wie oft wird in Jesu Reden selbst der Gedanke einer längeren Dauer, einer Verzögerung seiner endgültigen Ankunft angedeutet: Elias muß noch kommen (Mt 17, 11. Mt 9, 11); die Diener sollen wachsam sein, denn sie wissen nicht, wann der Herr kommt, ob in der zweiten oder dritten Nachtwache (Lk 12, 36—38); ebensowenig weiß der Hausvater, wann der Dieb komme; der Bräutigam zögert zu kommen

[1] Welch unsinnige Exegese! Also muß der Spatz unbeweglich sitzen bleiben und Gott speist ihn! Die alten katholischen Erklärer, so Paschasius, Cajetanus, sehen im Wortlaut selbst die Mahnung, daß nicht die Arbeit, sondern übertriebene Sorge getadelt werde: hoc exemplum non adduci ad labores tollendos, sed ad auferendam sollicitudinem; hoc est: quemadmodum volatilia pascuntur a Deo faciendo quod in se est, eundo ad locum ubi est cibus et omittendo officia incompetentia illis et excedentia vires eorum, ut sunt serere, metere, ita homo faciat, quod in se est etc. Die Blumen spinnen und nähen nicht — freilich! Also tun sie gar nichts zum Wachstum?

(Mt 25, 5); der böse Knecht merkt, der Herr zögere zu kommen (Lk 12, 45)! Die Gleichnisse ferner, in denen das Himmelreich dargestellt wird, das Senfkorn, das heranwächst zum Baum, der Same, der keimt und wächst, zuerst Halm, dann Ähre und endlich die volle Frucht bringt (Mk 4, 26—32. Mt 13, 31. Lk 13, 19), die Mahnung, das Unkraut mit dem Weizen heranwachsen zu lassen bis zur Ernte, der Sauerteig, der eingemengt wird, bis das Ganze durchsäuert ist, weisen sie nicht recht deutlich auf eine längere Zeit hin? Und erst die eigentlich sog. eschatologischen Reden Jesu! welche Aussicht auf Leiden und Verfolgungen, auf Jerusalems Zerstörung, auf die Zeichen der Vollendung (Mt 24. Mk 13. Lk 21)! Sind das alles spätere Eintragungen? Wo sind die Beweise? Wo bleibt eine Spur der Zuverlässigkeit, der Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte? Wie kann mit solcher Annahme noch irgendwie der Begriff Inspiratio der Heiligen Schrift bestehen?

Wie die apostolische Zeit über die Nähe der Ankunft Christi wirklich dachte, erhellt aus Paulus' Briefen an die Thessalonicher. Er lehrt, es sei falsch, dessen Ankunft unmittelbar bevorstehend zu denken; vorher müsse zuerst geschehen der große Abfall und der Mensch der Sünde geoffenbart werden; endlich: er ist für uns gestorben, damit wir, ob lebend oder bereits abgestorben, mit ihm leben (1 Thess 5, 10. 2 Thess 2, 2 ff).

Loisy glaubt an die Gottheit Christi. Er bestätigt das ausdrücklich (Autour 13: Il admettait la divinité du Christ aussi bien que l'existence de Dieu) — aber freilich beweisen läßt sich nach ihm die Gottheit Christi nicht.

Denn der Ausdruck Gottessohn besagt nichts anderes als Messias; „der Titel Gottessohn war den Juden, den Jüngern und dem Heiland selbst das Äquivalent für Messias" (S. 62); und wieder: „Insofern der Titel Gottessohn ausschließlich dem Heiland zukommt, ist er gleichwertig dem des Messias und er beruht auf der Messiaseigenschaft; er kommt Jesu zu nicht wegen seiner inneren Verfassung und seiner religiösen Erfahrung, sondern wegen seiner providentiellen Aufgabe und weil er der einzige Vermittler des himmlischen Reiches ist" (S. 72). Und gleich darauf: „Er nennt sich den einzigen Sohn Gottes in derselben Weise, in der er sich als Messias bekennt. Der Historiker wird daraus hypothetisch schließen, daß er sich erst für den Sohn Gottes hielt, seitdem er sich für den Messias hielt; die Idee der Gottessohnschaft hat, was Jesus betrifft, eine eigene Bedeutung nur mit Rücksicht auf das zu gründende Reich" (S. 72). Die Ankunft der Gottesherrschaft (du règne de Dieu) besteht in dem Erscheinen des Menschensohnes auf den Wolken des Himmels (S. 73); es steht nichts der Annahme im Wege, daß Jesus, als er anfing, die Nähe des Reiches zu predigen,

sich als dessen ersten Vermittler und prädestiniertes Oberhaupt betrachtete (S. 69). Aber da das Reich wesentlich in der Zukunft liegt, so ist die Rolle des Messias wesentlich eschatologisch, und Jesus war demnach in einem Sinne der Messias, in einem andern war er es noch nicht. Er war es, insofern er persönlich berufen war, das neue Jerusalem zu regieren. Er war es noch nicht, weil das neue Jerusalem noch nicht existierte und somit die messianische Macht noch nicht ausgeübt werden konnte (S. 69).

Und Gottessohn und Messias sind identisch! Wie verhängnisvoll für beide Begriffe und Christi Aufgabe wird doch die Idee des endzeitlichen Reiches!

Dazu kommt noch, daß nach Loisy Jesus keine dogmatische Formel über sich selbst ausgesprochen (S. 73), keine christologische Lehre vorgetragen (S. 77); er verfolgte nicht den Plan, eine Lehre zu verbreiten, eine irdische Gesellschaft zu organisieren oder selbst auch eine besondere Religion zu stiften (S. 82), er hat sich nicht als den Offenbarer eines neuen Prinzips ausgegeben (S. 44); die Gottheit Christi war im Evangelium nicht ausdrücklich dargelegt; sie ist nicht un fait de l'histoire évangélique, dont on puisse vérifier critiquement la réalité; der Kritiker kann bloß den Ursprung und die Entwicklung dieses Glaubens konstatieren; freilich wenn das vierte Evangelium ein getreuer Ausdruck der Predigt Jesu wäre und wenn der Ausspruch bei den Synoptikern: „Der Vater allein kennt den Sohn und der Sohn allein den Vater", nicht ein Erzeugnis der Überlieferung wäre, dann gehörte allerdings die Lehre von der Gottheit Christi zu dem von Christus Vorgetragenen. Aber das vierte Evangelium ist geschichtlich unbrauchbar; ebenso jener Ausspruch. „Dem Historiker ist dieses Dogma ein theoretischer Lehrsatz, der sich im Laufe der ersten christlichen Jahrhunderte herausgebildet hat, nicht eine nachweisbare Tatsache, welche durch geschichtliche Urkunden unmittelbar bezeugt wäre." [1] Fragt man demnach den gläubigsten Kritiker (le plus croyant des critiques), ob Jesus während seines irdischen Lebens das Bewußtsein hatte, das ewige Wort, wesensgleich mit dem Vater zu sein, so heißt das soviel als ihm eine unnütze Frage stellen (Autour 117 137).

Wie ist denn nun der Glaube an die Gottheit Christi entstanden? Darauf gibt uns der Kritiker folgende Antworten:

Dieses Dogma existait seulement en germe dans la notion du Messias fils de Dieu (Autour 117).

Nach dem oben Gesagten über den Begriff Messias = Sohn Gottes ist durchaus nicht zu erkennen, wie in einem solchen keimartig der Begriff der Gottheit Christi enthalten sein sollte. Eine andere Antwort lesen wir S. 172 (Ev. u. K.):

[1] L'historien connait ce dogme comme une définition théorique, élaborée au cours des premiers siècles chrétiens, non comme une réalité vérifiable et directement attestée par les documents de l'histoire (Autour 147).

„Der Gedanke ist durchaus nicht verwegen, daß der Kult Christi gewissermaßen dem christlichen Reflexionsprozeß über die Person des Erlösers vorausgegangen, ihn unterstützt und inspiriert hat.“

Als Erläuterung dient, was S. 182 gesagt ist:

Der Christenkult ist „in dem in der Bildung begriffenen oder schon ausgebildeten Christentum spontan entstanden“; „der Kult Jesu und der Kult der Heiligen stammen aber darum nicht weniger von dem her, was man in voller Wahrheit die ursprüngliche Offenbarung nennen kann, jene Offenbarung, die niemals in einer ausdrücklichen Lehre niedergelegt worden ist und die der Mensch in unklaren Zügen auf dem Grunde seines religiösen Bewußtseins eingeschrieben trägt“ (S. 182—183).

Damit ist auch der Begriff der übernatürlichen Offenbarung in Frage gestellt; denn, wie weiter ausgeführt wird, wie der Mensch es stets geglaubt, aber nur unbestimmt verstanden hat, das hat Jesus ihm zum Verständnis gebracht, nämlich „daß Gott sich dem Menschen im Menschen offenbart und die Menschheit mit Gott in eine göttliche Gemeinschaft tritt“.

Es bedarf keiner weiteren Darlegung mehr, um zu zeigen, wie sehr nach Loisy der Christus der Geschichte mit dem Christus des Glaubens in Widerstreit gerät. Aber man beachte auch, mit welcher Willkürlichkeit dieser Christus der Geschichte zurechtgemacht wird. Zuerst wird den geschichtlichen Quellen ohne Beweise und Begründung die Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit abgesprochen. Sodann findet ohne Rücksicht auf gegenteilige klare Anzeichen eine einseitige Auffassung des Wortes der Ankündigung statt: das Himmelreich ist nahe; Jesus verkünde das nahe Ende der Weltzeit, seine bevorstehende Ankunft als Messias auf den Wolken des Himmels; er sieht in seinem irdischen Leben keine andere Zukunft vor sich, und als sich die Notwendigkeit herausstellt, daß er den Tod koste, so hofft er wenigstens nach seinem Tode bald das glorreiche Reich erstehen zu sehen. Er weiß, daß er zum Messias, zum glorreichen Herrscher im neuen Jerusalem bestimmt ist, und nur in diesem Sinne nennt er sich Sohn Gottes.

Wie kommt der Kritiker dazu, den Begriff Sohn Gottes so einzuschränken? Ist es nicht auch bei den Synoptikern klar, wie Jesus in einzigartiger Weise Gott seinen Vater nennt, wie er in eigener Macht den Elementen, den Dämonen, den Krankheiten gebietet, diese Wunderkraft aus eigener Machtvollkommenheit seinen Aposteln und Jüngern mitteilt, wie er für sich die Hingabe des ganzen Menschen verlangt, wie er es klar ausspricht, daß er als Richter, von seinen Engeln begleitet, das

Los der Ewigkeit allen zuteilt? Zudem ist es reine Willkür, Stellen wie Mt 11, 27 und Lk 10, 22 einfach der späteren christlichen Überlieferung und Anschauung zuzuteilen, gleichwie es unverantwortlich ist, die Hinweise auf die Zukunft und die Weissagungen in den Parabeln als Erzeugnisse und Eintragungen der späteren Zeit, zurechtgerichtet nach vollendeten Tatsachen, auszugeben, ein Verfahren, das Loisy als sklavischer Nachbeter Jülichers in der Behandlung der Parabeln angewandt hat.

Wenn etwas aus den Evangelien, aus der Apostelgeschichte, aus den Briefen des Apostels Paulus (besonders 1 Kor 15) mit überwältigender Klarheit hervortritt, so ist es gewiß die Tatsache der Auferstehung Christi. Aber selbst hier hätten wir nach Loisy einen ähnlichen Unterschied zwischen Christus der Geschichte und Christus des Glaubens anzuerkennen. Denn erscheint auch dem Historiker die Tatsache der Erscheinungen als unumstößlich, so kann und muß er doch deren Deutung als eine unsichere bezeichnen:

„Der auferstandene Jesus erschien und verschwand nach Art der Geister; während der Erscheinung war er sichtbar, mit Händen greifbar und man konnte ihn wie einen Menschen im natürlichen Zustande hören. Kann dieses Gemisch von Eigenschaften dem Historiker, der unbeeinflußt vom Glauben an die Sache herantritt, vollständiges Vertrauen einflößen? Augenscheinlich nicht. Der Historiker wird sich seine Zustimmung vorbehalten, weil der objektive Tatbestand der Erscheinungen für ihn nicht mit genügender Genauigkeit festgestellt ist. Die kritische Prüfung der Erzählungen wird ihn in seinem Zweifel bestärken; denn es wird ihm an der Hand der Evangelien und des hl. Paulus unmöglich sein, die Reihenfolge der Erscheinungen nach ihrem Datum und mit den begleitenden Umständen sicher genug wiederherzustellen." Es ergibt sich demnach für die Tatsache der Auferstehung geschichtlich nur „eine begrenzte Wahrscheinlichkeit, die zu der außergewöhnlichen Wichtigkeit des bezeugten Gegenstandes in keinem Verhältnis zu stehen scheint" (S. 89—90).

Wenn also Jesus seine wahre und wirkliche Auferstehung als die Beglaubigung seiner Sendung hinstellt, wenn er zu dessen Erweise im auferstandenen Leibe die Wundmale an Händen und Füßen zeigt (Lk 24, 39), wenn die Apostel das bezeugen, wenn der Auferstandene oft gesehen, von mehr als fünfhundert gesehen wird (1 Kor 15, 6), dann soll das alles nur „eine begrenzte Wahrscheinlichkeit" sein? Sind die Apostel auf diese hin mutvoll aufgetreten? Haben sie für diese gearbeitet und ihr Leben hingegeben? Jeder Evangelist erzählt aus den Erweisen der wirklichen Auferstehung soviel, als zur geschichtlichen Feststellung völlig hinreicht; ebenso Paulus. Was verschlägt es dabei, daß bei einigen kein Datum

angegeben? bei andern ist Tag und Stunde verzeichnet; eine Reihenfolge gibt Paulus; die begleitenden Umstände sind bei mehreren Erscheinungen in möglichst anschaulicher Weise gegeben. Loisy stellt hier eine geschichtliche Norm auf und erhebt Forderungen, nach denen keine Tatsache mehr, die der Vergangenheit angehört, geschichtlich bewiesen werden kann.

Nach dem Vorangehenden muß man schon von selbst erwarten, daß Loisy zufolge auch in Betreff des Amtes Christi, der Erlösung, Stiftung der Kirche u. dgl. eine gewaltige Lücke sich auftut zwischen Christus der Geschichte und Christus des Glaubens.

Und in der Tat wird daraus auch kein Hehl gemacht. Wir glauben, daß Christus sein Leben als Opfer für unsere Erlösung hingegeben; wir lesen das in den Berichten über die Einsetzung der Eucharistie; wir lesen bei Mt 10, 45, daß Christus sagte, er sei gekommen, um sein Leben als Lösegeld hinzugeben; das gleiche Mt 20, 28.

Aber der „Christus der Geschichte" (S. 81) ist gestorben, weil der Tod ihm als die providentielle Bedingung erschien für das endgültige Zustandekommen des von ihm verkündeten Reiches (S. 80).

Bis in den Tod hinein begleitete ihn also der Irrtum der eschatologischen Aussicht! Und damit wir ja dem Christus der Geschichte nichts anderes zuschreiben, werden wir belehrt, daß allerdings die Vorstellung von Opfer und Genugtuung sich im zweiten Isaias finde; aber „es ist sonst nicht bewiesen, daß sie der Lehre Christi und dem Glauben der Urgemeinde angehört hat" (S. 87).

Es ist nämlich **Paulus**, der im Tode Christi diese sühnende Wirkung **entdeckte** (S. 88), und „die Stelle bei Markus, Christus sei gekommen, ‚sein Leben als Lösegeld hinzugeben für viele', ist allem Anschein nach durch die Theologie des Paulus beeinflußt, und dasselbe gilt von den Berichten über das letzte Abendmahl" (S. 87). Den ursprünglichen Bericht legt sich der Kritiker so zurecht, daß darin bloß eine Hindeutung auf den Tod, aber keine auf Sühne enthalten war. „Der hl. Paulus ist der Theolog des Kreuzes, des Erlösungstodes; augenscheinlich deutet er das Abendmahl, die Gedächtnisfeier an den Tod, nach seiner Theorie von der allgemeinen Versöhnung aus." [1]

Also Paulus hat die sühnende Wirkung **entdeckt**, und ihm verdanken wir diese Angabe, an die Christus nicht gedacht! Aber was schreibt Paulus? Behauptet er nicht ausdrücklich 1 Kor 11, 23, daß er

[1] Saint Paul est le théologien de la croix, de la morte rédemptrice, et il interprète visiblement, d'après sa théorie de l'expiation universelle, la cène commémorative de la mort (Autour 237—238).

von Christus her überkommen habe, was er den Korinthern überliefert habe? Ego enim accepi a Domino, quod et tradidi vobis — und nach dieser feierlichen Versicherung teilt er mit, was er von Christus her empfangen: Er nahm das Brot, dankte, brach es und sagte: Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird; dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blute; das tut zu meinem Andenken. Mit welcher Klarheit und Entschiedenheit versichert Paulus überhaupt, das Evangelium, das er predige, habe er nicht von Menschen empfangen oder erlernt, sondern durch Offenbarung Christi (Gal 1, 11 12: Neque enim ego ab homine accepi illud neque didici, sed per revelationem Iesu Christi)! Es muß doch auch in Betreff dieser zweifellos echten Paulusbriefe gelten, was Loisy tun zu wollen verspricht: „Das Evangelium hat unabhängig von uns existiert; versuchen wir, es durch sich selbst zu verstehen" (S. 6). Werden nun Pauli Worte nicht ins gerade Gegenteil verkehrt, wenn man uns sagt, Genugtuung, Opfer gehört nicht zur Lehre Christi, das stamme aus der Theologie des Apostels Paulus? Hat also der „Christus der Geschichte" von Paulus die Bedeutung seines Todes empfangen?

Die Voraussetzung Loisys von der endzeitlichen Bedeutung des Reiches Gottes im Sinne Jesu wirft auch bedenkliche Schatten auf die Ansicht über Stiftung und Ausrüstung der Kirche. Es ist eigentlich alles anders gekommen, als der Christus der Geschichte es meinte:

„Jesus hatte das Reich angekündigt, und dafür ist die Kirche gekommen" (S. 112—113).

Oben bereits haben wir Äußerungen vernommen wie:

Sicher ist es, daß Jesus nicht im voraus die Verfassung der Kirche ... geregelt; daß er nicht den Plan verfolgte, eine Lehre zu verbreiten, eine irdische Gesellschaft zu organisieren oder selbst auch eine besondere Religion zu stiften.

Will also Loisy die Kirche, ihre Gründung, hierarchische Einrichtung, ihre Sakramente von Christus loslösen? Nein, das will er nicht. Das deutet er an, indem er sagt:

Der Blick Jesu umfaßt nicht unmittelbar (n'embrassant pas directement; man beachte dieses directement des Originals S. 182) die Idee einer neuen Religion, einer zu gründenden Kirche (S. 156).

Das gleiche kann man entnehmen, da Loisy gegen Harnack Gewicht darauf legt, daß Jesus

um sich gesammelt habe: „eine scharf umgrenzte, vollkommen kenntliche, auch gut zentralisierte und bei vollster Brüderlichkeit sogar hierarchisch gegliederte Gruppe"

(S. 99), und zudem „entstand und erhielt sich die Kirche durch die Entwicklung einer Organisation, deren Entwürfe (les linéaments) im Evangelium vorgezeichnet (tracés) waren" (S. 100); freilich ist da zu beachten, daß die Ideen des Christus der Geschichte sich nicht mit dem Evangelium einfachhin decken (vgl. S. 38), und so wird recht vorsichtig geäußert: „Jesus sorgte für die Ausbreitung des Evangeliums in der Gegenwart, und damit bereitete er das künftige Reich vor" (S. 99—100), und: „Der den Jüngern vom Heiland hinterlassene Gedanke bestand darin, das Reich Gottes fortdauernd zu wollen, vorzubereiten, zu erwarten, zu verwirklichen" (S. 114). Jedenfalls ist die katholische Kirche „eine auf dem Evangelium begründete Gesellschaft", deren „gegenwärtige Organe die ausgebildeten und gekräftigten ursprünglichen Organe sind, die sich ihren immer wichtiger werdenden Funktionen angepaßt haben" (S. 116).

Weitere Aufschlüsse über das Verhältnis der Kirche zu Christus gibt Loisy in der Schrift Autour ꝛc.

Die Idee des Reiches enthielt den Keim (le germe) der Kirche; die Kirche setzt das Amt Christi fort nach den Anweisungen, die er seinen Aposteln gegeben, so daß sie gegründet ist sur les plus claires intentions du Christ (S. 159). Die Beziehung der Kirche zum Evangelium ist demnach vom geschichtlichen Standpunkt aus sehr klar; die Kirche setzt das Evangelium fort. Aber man möchte ausdrückliche Erklärungen Christi mit Beziehung auf den kirchlichen Organismus, auf dessen Einrichtung in Verwaltung und Kultus. Man sucht die Spuren dieser Anstalt im Evangelium, und man findet nur unsichere (assez précaires), sämtliche sind außerdem von der Kritik bestritten (contestées), da sie den Einfluß der christlichen Tradition auf die eigentlich evangelische Tradition bekunden. Man scheint eben nicht zu bemerken, daß die göttliche Stiftung der Kirche ein Gegenstand des Glaubens ist, nicht eine geschichtlich beweisbare Tatsache (non un fait historiquement démontrable), und daß die apostolische Tradition, richtig verstanden, voraussetzt, die Kirche sei vielmehr auf Jesus gegründet, als durch ihn (fondée sur Jésus plutôt que par lui. Eph 2, 20), oder wenn sie ihm die Stiftung zuschreibt, so bezieht sie dieselbe auf Christus den Auferstandenen, nicht auf den Heiland, der das Evangelium vom Reiche predigt (S. 161). Der Geschichtschreiber kann einen wirklichen und besondern Willen Christi (une volonté formelle et spéciale) für Gründung der Kirche nicht aufweisen (S. 169).

Soeben hörten wir, daß die apostolische Überlieferung auf Christus den Auferstandenen betreffs der Stiftung der Kirche sich beziehe. Kann also der Historiker wenigstens dieses beweisen? Nein; l'institution de l'Église par le Christ ressuscité n'est donc pas un fait tangible pour l'historien (S. 171). Bezeichnend ist die Kritik, welche zu diesem Ergebnisse führt. Es wird über die betreffenden Texte eine kleine Betrachtung angestellt,

„alle betreffen eine Erscheinung für die elf Apostel, und alle bringen im Grunde eine Idee zum Ausdruck. Aber beachten Sie wohl, lieber Freund, ob sich nach den Urkunden die Umstände und die Ausdrücke der Einsetzung bestimmen lassen. Nach Matthäus zeigt sich Christus in Galiläa auf einem Berge; . . . Lukas und Johannes versetzen die Erscheinung nach Jerusalem am Abend der Auferstehung; aber Lukas schiebt die Gabe des Heiligen Geistes auf bis Pfingsten; Johannes läßt sie den Aposteln durch Christus bereits bei seiner ersten Offenbarung zu teil werden. Betrachten wir nun die Reden. Bei Matthäus ist die Predigt im Vordergrund zugleich mit dem fortwährenden Beistand Christi; bei Lukas tritt die Vergebung der Sünden ebenso hervor wie die Predigt, und die Verheißung des Geistes tritt an die Stelle der Versicherung des Beistandes des Erlösers; bei Johannes ist die Rede nur mehr von der Vergebung der Sünden, und die Gabe des Geistes tritt ein statt der Verheißung" (Autour 170). Und aus dieser Kritik wird nun der Schluß gezogen: L'institution de l'Église par le Christ n'est donc pas un fait tangible pour l'historien. Denn was der Historiker unmittelbar wahrnimmt, ist der Glaube an diese Einsetzung, der Glaube, der die Erzählungen eingibt (qui inspire les récits) und der sich in den Reden Jesu an die Apostel kundgibt (S. 171). Die Worte Jesu in den vier Evangelien setzen eben die gemachte Erfahrung der apostolischen Zeit voraus; für den Historiker hat der Glaube an Christus die Kirche gegründet; vom Glauben aus betrachtet, ist es Christus selbst, lebend für den Glauben und durch ihn erfüllend, was der Historiker verwirklicht sieht (S. 172).

Im Anfang hatte uns Loisy versprochen, das Evangelium durch sich selbst zu verstehen, das wolle er versuchen (S. 6). Obiges ist wohl ein Muster davon! Mit welchem Rechte behandelt er die verschiedenen, nach Ort, Zeit, Begebenheiten unterschiedenen Erzählungen und Erscheinungen schlankweg als die mehrfache Spiegelung einer einzigen? Mit welchem Rechte sind ihm diese Erzählungen bei Matthäus, Lukas, Johannes keine tatsächlichen Berichte, sondern Erfahrungen der apostolischen Zeit in der Verkündigung und Ausbreitung des Evangeliums, bei denen man lebhaft den Beistand des erhöhten, in Herrlichkeit thronenden Christus zu schauen glaubte und die Wirkung des Geistes, Erfahrungen, die in Form jener Erzählungen dargestellt wurden? Und das soll heißen: die Evangelien durch sich selbst verstehen? Ja wir sollen doch endlich einsehen, wie offenkundig es sei, daß die Evangelisten viel weniger einzelne Ereignisse berichten wollen; sie wollen un sentiment de la conscience chrétienne ausdrücken (S. 168).

Aus dieser Auffassung ergeben sich für Loisy noch weitere Folgerungen. Die Stelle bei Johannes: „Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen" usw., besagt das gleiche wie jene bei Matthäus: „Lehret

alle Völker und taufet sie"; und mit beiden ist auch gleichwertig der Ausdruck des dritten Evangeliums: „Buße predigen den Völkern zur Vergebung der Sünden". Es ist klar, daß Lukas nicht von einer Beicht verstanden werden kann, und von einer Beicht kann auch im vierten Evangelium nicht die Frage sein; es kann sich demnach nur um die Taufe handeln (Autour 248). Allerdings gibt Loisy zu, daß verschiedene Texte das Bewußtsein einer im Grunde unbeschränkten Gewalt der Nachlassung in der Kirche voraussetzen und daß es der Kirche zukommt, deren Anwendung zu regeln. Aber was heißt das wieder: die Texte setzen in der Kirche das Bewußtsein einer im Grunde unbeschränkten Lösegewalt voraus (les textes supposent dans l'Église la conscience d'un pouvoir de rémission illimité en principe)? Also die Texte (Mt 18, 15—18; 16, 19) stammen aus dem Bewußtsein der Kirche, sind aus diesem Bewußtsein geformt, spiegeln bloß die Anschauung einer späteren Zeit! Freilich gerade so sprechen auch manche unserer deutschen Rationalisten. Die Gewalt der Sündenvergebung hat sich nach Loisy allmählich im Bewußtsein der Kirche entwickelt; „anfangs besaß man nicht den Begriff des sündigen und wieder versöhnten Christen" (2 Kor 2, 6 ff; 12, 21. 1 Jo 2, 1 — und anderes scheint für manche nicht da zu sein); „jedoch mit der Vermehrung der Sünden mußte der Ablaß und eine Einrichtung der Lossprechung entstehen" (S. 166—167). Ganz ähnlich schildert Loisy das Entstehen des Priestertums: „In dem Maße, als das Abendmahl den Charakter eines liturgischen Aktes annahm, erwarben (acquirent) die, welche gewöhnlich den Vorsitz führten, den Charakter von Priestern" (Autour 252). Nach ihm kannte die Urkirche nur zwei Sakramente: die Taufe, mit der die Firmung verknüpft war, und das Abendmahl; die Zahl der nebensächlichen Sakramente war unbestimmt (S. 164). Er gewährt uns sogar die sichere Aussicht, daß die Zahl der Sakramente noch nicht abgeschlossen sei, daß die weitere Entwicklung auch hier sich betätigen werde.

„Ohne ein im voraus entworfenes Programm ist eine Institution (das sakramentale System) ins Leben getreten, welche das Dasein des Menschen mit einer göttlichen Atmosphäre umgibt und die ohne Zweifel durch die innere Harmonie aller ihrer Teile und durch ihren gewaltigen Einfluß die bewundernswerteste Schöpfung darstellt, die jemals spontan aus einer lebendigen Religion hervorgegangen ist. Die Zeit, in der die Kirche die Zahl der Sakramente festgesetzt hat, ist nur ein besonderes Stadium dieser Entwicklung und bezeichnet weder deren Anfang noch Ende. Der Ausgangspunkt ist der schon angegebene,

nämlich die Taufe Jesu und das Abendmahl. Das Ende steht noch aus, denn die sakramentale Entwicklung, die im ganzen den gleichen Gang einhält wie die Kirche selbst, kann nur mit dieser aufhören" (S. 169).

Wie weit es doch eine fortschrittlich gesinnte Theologie bringen kann! Und Loisy ist nach Ausweis von „Sybels Historischer Zeitschrift" deren bedeutendster Gelehrter in Frankreich. Eine gewisse Folgerichtigkeit kann man allerdings derselben zuerkennen. Sind nämlich, wie diese kritische, sog. geschichtliche Darstellung es will, alle die in den Evangelien enthaltenen Worte (Mt 16, 18 19; 18, 17; 28, 19. Lk 24, 47. Jo 20, 23) nicht Worte Christi, sondern bloß lebendige Äußerungen des durch tatsächliche Verhältnisse und Ausgestaltungen geweckten christlichen Bewußtseins, so mag es auch denkbar erscheinen, daß dieses christliche Bewußtsein, gehoben durch die Überzeugung des in der Kirche lebenden und wirkenden Christus, sich schließlich die Macht zuteilt, an ein sinnliches Zeichen die sakramentale Gnade neu zu binden!

Aus dieser Anschauung erklärt sich das Schwankende, auch Widersprechende im Ausdruck; man möchte es ein gewisses Spielen mit Worten nennen, das sich bei Loisy bemerklich macht. Auf der einen Seite ist es ihm unbegreiflich, wenn Jesus vor seiner Todesstunde rituelle Vorschriften formuliert hätte; erst in jenem letzten Augenblicke habe er daran denken können; aber auch da bezeichnet die Eucharistie viel mehr die Abschaffung des alten Kultus und die nahe Ankunft des Reiches als die Einrichtung eines neuen Kultus; denn Jesu Blick umfaßt nicht unmittelbar die Idee einer neuen Religion, einer zu gründenden Kirche (S. 156). Auf der andern Seite wird dann doch wiederholt versichert, z. B.: „Was den Ursprung der Sakramente angeht, so stammen sie genau wie die Kirche und das Dogma von Jesus und dem Evangelium her, und zwar als lebendige Realitäten, nicht als ausdrücklich bestimmte Einrichtungen" (S. 164); oder: „Insofern die Sakramente eine fortdauernde Einrichtung bilden, die von Jesus ausgegangen ist und ihre Wirksamkeit durch ihn erlangt, sind sie auch von Jesus gestiftet worden" (S. 179). Ebenso „ist es sicher, daß Jesus nicht im voraus die Verfassung der Kirche geregelt" (S. 112), aber sie ist trotzdem die Kirche, fondée auf die klarsten Absichten Christi (sur les plus claires intentions du Christ) (Autour 159).

Das Zauberwort, das alles klar macht, die Verneinung und die Behauptung, ist eben der Christus der Geschichte und der Christus des Glaubens.

Der Christus des Glaubens ist Christus der Auferstandene, der lebt in Herrlichkeit und der sich uns im Leben und in der Entwicklung der Kirche darstellt; in dieser Entwicklung hat sich der Primat des Papstes herausgestellt, also will ihn der Christus des Glaubens; in derselben Entwicklung tritt auch die Unfehlbarkeit der Kirche hervor, also stammt auch sie vom Christus des Glaubens usw. So für den Glauben, den Gläubigen.

Aber anders liegt die Sache bei dem Christus der Geschichte und folglich für den Kritiker, Historiker. Der Historiker würde glauben, einen der plumpesten Anachronismen zu begehen, wenn er von der Unfehlbarkeit des Simon Petrus spräche; ebensowenig kann er etwas wissen von der göttlichen Einsetzung des Primates. Der Grund ist einleuchtend: la simple critique des textes ne peut démontrer l'institution divine du pontificat romain (Autour 17 177). Aber wie, sollte sich der Historiker keine Rechenschaft geben von dem Sinn und der Tragweite der Worte Christi? Muß er nicht aus den Worten und dem Verfahren des hl. Paulus erkennen, welches Ansehen der Apostel in Betreff der Lehre und welche Machtbefugnis er für sich mit aller Entschiedenheit in Anspruch nimmt? (Vgl. 2 Kor 10, 4 ff. Gal 1, 8 ff.) Wenn nun Paulus sich eine so unfehlbare Gewißheit zuschreibt und dieselbe anerkannt wissen will, ist es dann wirklich einer der plumpesten Anachronismen für den Historiker, wenn er aus Christi gewichtigen Worten die Verheißung der lehramtlichen Unfehlbarkeit zu erkennen meinte?

Nachdem sich der Kritiker den Christus der Geschichte durch Verstümmelung und einseitige Auslegung der Synoptiker zurechtgemacht hat, muß er das vierte Evangelium als geschichtlich wertlos und unbrauchbar betrachten. Es schildert ja den Christus des Glaubens; wäre es geschichtlich, so zerstörte es von Grund aus das Zeugnis der Synoptiker; diese beiden Lebensschilderungen seien gegensätzlich, unvereinbar miteinander; ebenso ist es die in beiden vorhandene Christologie. Man kennt diese Aufstellungen; neu sind sie nicht; sie sind der getreue Widerhall unserer deutschen Rationalisten. Als Musterbeleg dieses grundstürzenden Gegensatzes zwischen beiden Berichten führt uns Loisy das synoptische Wort an: „Vater, dein Wille geschehe, nicht der meinige"; „der natürliche Sinn dieser Worte ist mit der Theorie nicht im Einklang, und das vierte Evangelium würde ihm keine ähnlichen Reden zuschreiben"; jene Äußerung „entspricht einer andern Christologie als der des Johannes" (Autour 37 130 148).

Der Kritiker scheint niemals Jo 12 27 gelesen zu haben: Jetzt ist meine Seele in Bangigkeit, und was soll ich sagen? Vater, rette mich aus dieser Stunde. Nunc anima mea turbata est. Et quid dicam? Pater, salvifica me ex hac hora! Denn nach ihm „hört man im vierten Evangelium die Stimme des christlichen Bewußtseins (la voix de la conscience chrétienne), nicht den Christus der Geschichte" (S. 130).

Ein ähnlicher Gegensatz besteht unserem Kritiker zufolge zwischen dem geschichtlichen, natürlichen, buchstäblichen Sinn der Texte und dem Sinne, wie er in der theologischen Beweisführung und in den kirchlichen Definitionen verwendet wird. Schon gar manches, was geschichtlich „einer dem Untergange nahe geglaubten Welt gesagt worden war", muß seinen natürlichen und geschichtlichen Sinn aufgeben, damit es dem Zustande einer fortdauernden Welt angepaßt werden könne (S 53).

„Würde die Bitte: Unser tägliches Brot gib uns heute, in ihrer streng historischen Bedeutung aufgefaßt, nicht die soziale Ordnung gefährden?" (S. 186); denn die Bitte „bedeutet einfach, daß der Beter sich für seinen eigenen Unterhalt ganz auf Gott verläßt" (S. 52). Die Stelle bei Mt 11, 27 beweist für den Theologen die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater; für den Historiker beweist sie viel weniger; sie ist ein Produkt der christlichen Tradition der ersten Zeit und ein Zeugnis für die Entwicklung der Christologie im Jugendalter der Kirche; dem Theologen ist sie ein Beweis des Bewußtseins Jesu über sich selbst, für den Kritiker kann sie dafür in ihrer jetzigen Form nicht gelten (S. 64—65). Der Theolog sieht an gar vielen Stellen eine Voraussicht Jesu in die Zukunft ausgedrückt; „vom geschichtlichen Standpunkt aus kann es freilich eine willkürliche Annahme sein, Jesus die Voraussicht der Veränderungen zuzutrauen, die seine Lehre im Lauf der Jahrhunderte erleiden mußte" (S. 75).

Schärfer noch wird dieser Gegensatz in der Schrift Autour rc. betont: „Die Kirche entnimmt ohne Rücksicht auf die Einschränkungen des ursprünglichen Sinnes aus dem Evangelium die Lehre, die den Bedürfnissen der neuen Zeiten entspricht" (S. 143). Wenn das nur von Anwendungen der Schriftworte zu erbaulichen Zwecken gesagt würde, wäre selbstverständlich dagegen nichts zu erinnern. Allein das ist auch gemeint in Betreff der theologischen Beweisführungen und kirchlichen Definitionen, die sich auf Stellen wie Mt 16, 18—19 und Lk 22, 32 beziehen. Denn gerade mit Hinsicht auf diese heißt es S. 176: Die besondern Bestimmungen des Autoritätsprinzips in der Kirche gründen sich nicht auf ein rein wörtliches und logisches Verständnis der Stellen; denn nicht auf Schriftstellen, sondern auf Tatsachen, oder vielmehr auf einen lebendigen Glauben ist die Kirche gegründet, und durch diesen Glauben hat sie Bestand, nicht

durch Schriftstellen, es sei denn insofern, als eben der Glaube diese Stellen verwertet, indem er sie deutet. Es ist zu einleuchtend, daß die theologischen Beweise sich nicht auf die genaue Feststellung des historischen Sinnes stützen, als vielmehr auf eine Deutung, welche durch die Entwicklung der Kirche selbst nahegelegt wird. Der Schriftbeweis ist in Wirklichkeit ein Traditionsbeweis, und der Traditionsbeweis ist im Grunde genommen eine Behauptung des Glaubens [1].

Vieles wäre da zu erwidern. Zwei Bemerkungen mögen genügen. Die Konzilien führen eine andere Sprache: „Denn es läßt sich nicht umgehen das Wort unseres Herrn Jesus Christus, der da sagt: Du bist Petrus usw., nach der Verheißung, welche unser Herr und Erlöser dem Haupte seiner Jünger gegeben: Ich habe für dich gebetet usw." [2]

Nach obigem Satze wird der Glaube nur durch den Glauben bewiesen; jede Beweisführung, scheinbar aus Schrift oder Tradition, ist Beweis des Glaubens aus Glauben — circulus vitiosus!

Das Tridentinische Konzil enthält den Kanon: Wenn jemand sagt, wahres und natürliches Wasser sei nicht notwendig zur Taufe, und so jene Worte unseres Herrn Jesus Christus: Wenn einer nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, zu einer bildlichen, übertragenen Redeweise verdreht, der sei im Bann [3].

Loisy schreibt: „Der wahre Sinn des Textes ergibt sich nicht aus der Definition; das Konzil zielte direkt weder auf die Echtheit der Stelle,

---

[1] Les déterminations particulières du principe d'autorite dans l'Église ne reposent pas sur une interprétation purement littérale et logique des textes, parce que ce n'est point sur des textes, mais sur des faits, ou plutôt sur une foi vivante que l'Église a été fondée et c'est par cette foi qu'elle subsiste, non par les textes, si ce n'est en tant que la foi les utilise en les interprétant. Il est trop évident que les arguments théologiques ne s'édifient pas sur la précision du sens historique, mais sur une interprétation qui est suggérée par le développement même de l'Église. L'argument biblique est, en réalité, un argument de tradition, et l'argument do tradition est au fond une assertion de foi.

[2] Quia non potest Domini nostri Iesu Christi praetermitti sententia dicentis: Tu es Petrus etc. . . . secundum Domini Salvatoris nostri divinam pollicitationem discipulorum suorum principi factam: Ego rogavi pro te etc. (Concil. vatic. sessio IV, cap. 4).

[3] Si quis dixerit aquam veram et naturalem non esse de necessitate Baptismi, atque ideo verba illa Domini nostri Iesu Christi: Nisi quis renatus fuerit ex aqua et Spiritu sancto, ad metaphoram aliquam detorserit, A. S. (sessio VII, de Bapt., can. 2).

insofern sie ein Wort des Erlösers sei, noch auf die besondere Form der Bedeutung im Sinne des Evangelisten" (S. 221). Also nach dem wahren Sinn braucht in der Stelle keine Rede vom wirklichen Wasser zu sein; und das Konzil hat doch vollkommen recht: le Concile avait parfaitement raison! Eine sonderbare Exegese, die schließlich durch Annahme solcher Gegensätze alles illusorisch macht!

Mancherlei wird vorgetragen über den relativen Wert der dogmatischen Formeln, über deren notwendige Vervollkommnung durch den Fortschritt der Wissenschaft. Dunkel ist oft der Rede Sinn; wo will die Bemerkung hinaus: „Die Entwicklung der heutigen Philosophie drängt mehr und mehr zu der Idee des immanenten Gottes, der keines Vermittlers (intermédiaire) bedarf, um in der Welt und im Menschen zu handeln?" (Autour 153—154.) Ist das ein anderer immanenter Gott, als der, von dem Paulus sagt: In ipso enim vivimus et movemur et sumus? (Act 17, 28.) Und wohin zielt der Satz: der keines Vermittlers bedarf, il n'a pas besoin, das ist eine Binsenwahrheit; oder: er bedient sich keiner Vermittler, um seine übernatürliche Offenbarung mitzuteilen? Fast legt sich der Gedanke nahe, es solle so etwas angedeutet werden, wenn man Sätze liest wie: „Was man Offenbarung nennt, konnte nichts anderes sein als das vom Menschen erlangte Bewußtsein seiner Beziehung zu Gott," und: „Was ist die christliche Offenbarung in ihrem Prinzip und Ausgangspunkt anderes als das Innewerden der Seele Christi von dem Verhältnisse, das Christus selbst mit Gott vereinigt und das alle Menschen mit ihrem himmlischen Vater verbindet?"[1] Und was Loisy sich verspricht von der erweiterten Kenntnis, deutet er z. B. in drei Fragen an: Weist die gegenwärtige Kenntnis der Welt nicht hin auf eine Kritik der Idee der Schöpfung? und weist die Kenntnis der Geschichte nicht hin auf eine Kritik der Idee der Offenbarung? und weist die Kenntnis des moralischen Menschen nicht hin auf eine Kritik der Idee der Erlösung? ne suggère-t-elle? Laßt uns hoffen, daß bei aller schillernden Ausdrucksweise Loisy mit dem Vatikanum sage: Wenn jemand sagt, es könne geschehen, daß den von der Kirche aufgestellten Dogmen jemals nach dem Fortschritt der

[1] Ce qu'on appelle révélation n'a pu être que la conscience acquise par l'homme de son rapport avec Dieu (p. 195); und was ist die christliche Offenbarung dans son principe et son point de départ, sinon la perception, dans l'âme du Christ, du rapport qui unissait à Dieu le Christ lui-même, et de celui qui relie tous les hommes à leur Père céleste (p. 196)?

Wissenschaft eine anderer Sinn unterzulegen sei als der, welchen die heilige Mutter, die Kirche, gemeint hat und meint, der sei im Bann[1]:

Es bedarf nach obigen Beispielen nicht mehr der Erinnerung, wie sehr Loisy gegen die vom Tridentiner Konzil festgesetzte Norm verstößt: decernit, ut nemo suae prudentiae innixus in rebus fidei et morum, sacram Scripturam contra eum sensum, quem tenuit ac tenet sancta mater Ecclesia, interpretari audeat (sess. IV); und ebenso gegen das Vatikanum, das jenes Dekret erläuternd einschärft: daß in Sachen des Glaubens und der Sitten jener Sinn (jene Erklärung) der Heiligen Schrift für wahr zu halten sei, welche die heilige Mutter, die Kirche, hielt und hält[2].

Das Verhängnisvolle und Grundstürzende seiner Methode besteht u. a. darin, daß er in die tiefsten Tiefen des Geistes den Zwiespalt hineinträgt. Der Geist kann unmöglich über denselben Gegenstand ja und nein sagen; er kann nicht dasselbe verneinen und es im Glauben für wahr halten. Und doch ist es gerade dieser Gegensatz zwischen Wissen, geschichtlichem Wissen und Glauben, der überall klafft in der Kindheitsgeschichte Jesu, in Jesu Reden, Wundern, in Jesu Bewußtsein über sich, in seiner Lehre, seinem Amte, seinen Anordnungen betreffs der Kirche, betreffs der Auferstehung, betreffs seiner Gottheit — der Christus der sog. Geschichte ist unvereinbar mit dem Christus des Glaubens — derselbe Zwiespalt wird in die Texte hineingetragen: der natürliche geschichtliche Sinn verleugnet die Erklärungen des Glaubens — allenthalben stehen sich Wissen und Glauben fremd, abstoßend, ausschließend gegenüber.

Die Wahrheit ist eine. Was auf dem Gebiete der Geschichte unwahr ist, kann auf dem Gebiete des Glaubens nicht wahr sein. Was Loisy an einer Stelle sagt: „Diese Vorstellung kann eine Auffassung des Glaubens sein, wahr in ihrer Weise für den Glauben; nimmt man sie aber nach dem Buchstaben als Geschichte, so ist es eine ganz widersinnige und unhaltbare Auffassung“[3] (S. 16), ist ein psychologisches Unding, eine

---

[1] Si quis dixerit fieri posse, ut dogmatibus ab Ecclesia propositis aliquando secundum progressum scientiae sensus tribuendus sit alius ab eo, quem intellexit et intelligit Ecclesia, A. S. (sess. III, De fide et ratione, can. 3).

[2] Ut in rebus fidei et morum ... is pro vero sensu sacrae Scripturae habendus sit, quem tenuit ac tenet sancta mater Ecclesia (sessio III, cap. 2).

[3] Cette conception peut être une vue de foi, vraie, à sa manière, pour la foi; mais si vous la prenez comme lettre d'histoire, ce sera une opinion absurde et insoutenable (p. 224).

vollständige Verkennung unserer innersten Geistesanlage, ein Hohn auf den Glauben. Und wohin führt dieser Gegensatz zwischen Wissen und Glauben? Nun, Loisy hat es selbst genau angegeben, wenn er schreibt: „Wird das Gewissen sehr lange einen Gott behalten können, welcher der Wissenschaft unbekannt ist, und wird die Wissenschaft immer einen Gott respektieren, den sie nicht kennt?" Ja, wird das Gewissen auf die Dauer einen Christus, Sohn Gottes, wahren Gott behalten können, welcher der Wissenschaft unbekannt ist oder gar von ihr verneint wird?

Jos. Knabenbauer S. J.

Friedrich Karl von Savigny als Ireniker[1].

(Fortsetzung.)

Berlin, 23. August 1816.

Mein teuerster Ringseis! Vielleicht bekommen Sie diesen Brief aus den Händen eines Herrn v. Thadden[2], preußischen Offiziers, des vertrautesten Freundes unseres verewigten Christian Stolberg. In diesem Falle bitte ich den sehr wackern Mann, der nach Bayern reist, um die große Erregung vieler frommen Menschen mit eigenen Augen zu sehen — diesen bitte ich freundlich aufzunehmen, zurecht zu weisen und mit Empfehlungen und Bekanntschaften zu versehen, auch besonders ihn mit meinem lieben Gumppenberg bekannt zu machen.

Von Ihnen habe ich nun wieder zwei Briefe erhalten: einen großen vom 22. Juni über Frankfurt und einen aus Schwarzhofen vom 5. August. Was Sie in dem ersten ausführlich über den Zustand frommer Christen in Bayern schreiben, ist im höchsten Grade merkwürdig und erfreulich. So müßte es schon

---

[1] Bei Ausgleichung eines eingeschlichenen Versehens während des Druckes hat durch Mißgeschick eine unrichtige Angabe über Savignys Todestag in die einleitenden Bemerkungen (oben S. 33 und 34) Eingang gefunden. Savigny starb nicht im Januar, sondern am 25. Oktober 1861. Die Todesanzeige ist vom 26. Oktober, dem gleichen Tage, an welchem Ringseis seinen Brief an Savigny begann; sein Kondolenzschreiben ist vom 30. Oktober.

[2] Über denselben schreibt Klemens Brentano an Ringseis am 20. August 1816: „Dieser Brief soll Dir nur sagen, daß der Überbringer, Herr v. Thadden, des sel. Christian Stolberg Waffenbruder und zärtlicher Freund, Deinen Brief gelesen und sich sogleich zu einer Fußreise zu euch entschloß, um in seinem Glauben gestärkt zu werden durch die dort Erweckten" (Gesammelte Briefe I 198 f).

jedem vorkommen, der von einem völlig neutralen Standpunkt aus, jedoch mit herzlich menschlichem Anteil die Dinge zu betrachten gewohnt wäre. Nämlich auch von einem solchen Standpunkt aus ist das, was sich dort zeigt, das Allerwünschenswerteste: die innige Wärme und geistige Kraft der Gemüter, die gänzliche Hingebung an eine höhere Idee, die völlige Gemeinschaft der Herzen — verglichen mit dem kalten, öden, vereinzelten, unkräftigen Zustand, wie er sonst wohl in Staat und Kirche vorzukommen pflegt. Bringt man aber noch einen unmittelbaren Anteil hinzu, ein Gefühl der Verbrüderung durch gemeinsamen lebendigen Glauben, dann gewinnt dieser Zustand als faktisches Zeugnis der Wahrheit noch neuen Wert, und wir dürfen und sollen uns was so vor unsern Augen vorgeht ebensowohl und noch mehr zur Befestigung unserer Gesinnung aneignen, als was uns aus früheren Jahrhunderten aufbewahrt ist. Sie tun, glaube ich, unrecht, wenn Sie diese Menschen mit Herrnhutern oder Quäkern vergleichen; sie sind eigentlich wohl keine Sekte, obwohl, wenn sie sich weiter ausbreiten, sie nicht werden vermeiden können, in der Form einer Sekte sich zu verkörpern. Insofern können wir sie auch Protestanten nennen, wenn wir nämlich bei der äußeren Formlosigkeit, worin der Protestantismus zerfallen ist, bloß auf dessen ursprüngliche Idee, die ausschließende Hingabe an Christus und sein Wort, sehen, wovon ja besonders Luther mit so inniger warmer Liebe erfüllt war. Für alle die, in welchen dieser Glaube lebt, ist eine besondere Kirchenvereinigung nicht mehr nötig, denn sie ist in der Tat schon da. Diese machen eine unsichtbare Kirche wirklich aus über alle Verschiedenheiten des Kultus, der Verfassung, selbst einzelner Dogmen und Auslegungen hinweg [1]. Alle diese Verschiedenheiten können und müssen sie sich gegenseitig gestatten und gefallen lassen, und sie werden dennoch fühlen, daß ihnen der gemeinsame liebevolle Glaube an die Quelle alles unseres Lichtes eine Einheit gibt, welcher alle jene Differenzen weichen müssen [2]. Das schwierigste dabei ist aber immer die Kirchen*verfassung*, indem diese so leicht dahin führen kann, das Wahre zu unterdrücken und zu verfolgen. Darum scheint mir eine möglichst freie, wahrhaft evangelische Einrichtung der *Verfassung* das Wichtigste, was der Kirche von außen, d. h. durch Übereinkunft und Gesetz, zu teil werden kann [3].

[1] Der Protestant v. Savigny träumt also von einer Kirche, welche nicht „alles halten lehrt, was Christus aufgetragen hat" (Mt 28, 20) welche nichts weiß von einem heiligen depositum fidei, dessen treue Hut ihr anvertraut ist (1 Tim 6, 20). Nach ihm hätte Christus ein Licht für die Menschheit zwar gebracht, aber nicht auf den Leuchter gestellt, um allen zu leuchten, die im Hause sind, sondern es unter den Scheffel gestellt (Mt 5, 15). Savignys Kirche ist nicht die Stadt, die auf dem Berge gebaut ist und die nicht verborgen bleiben *kann*, sondern eine unsichtbare Gemeinschaft ohne festes Dogma, ohne bestimmte Verfassung.

[2] Ganz anders der hl. Paulus (Gal 1, 8): „Ein anderes Evangelium gibt es nicht, nur sind einige, die euch verwirren und das Evangelium Christi verkehren wollen. Aber wenn auch wir selbst, ja wenn ein Engel des Himmels euch eine andere Lehre brächte als die wir euch verkündet haben, der sei anathema!"

[3] Also die Kirche Christi, die Heilsanstalt Gottes auf Erden, soll das, was ihr Wesen und ihr ganzes Leben bestimmt, ihre Verfassung, durch äußere Überein-

Meine Frau (und so vorher auch schon Meline) hat an der ganzen Sache keine Freude, wohl aber große Angst gehabt [1]. Sie wird beunruhigt teils durch die Entgegensetzung gegen die römisch-katholische Form, teils durch die Wundergeschichten, besonders den Joseph; sie meint, man könne ja in aller Stille fromm sein und zu Gott beten, ohne daß solche Unruhe und Unordnung entstehe, und ohne daß so Kurioses und Außerordentliches passiere. Schreiben Sie ihr doch etwas Tröstliches darüber. Ich teile diese Gesinnung gar nicht. Im Glauben und der Liebe gibt es Grade wie in jeder Kraft, und wenngleich auch das geringe Maß zu ehren ist, so erfreut mich doch noch mehr die höhere Kraft, welche die ganze Seele erfüllt, ja über ihre Grenzen hinaustritt und, so wie bei Boos und andern begeisterten Predigern, noch vielen andern Herzen eine Quelle des Lebens und der Seligkeit wird. Was aber die Wundergeschichten betrifft, z. B. Joseph [2], so liegen diese mir persönlich außer dem Wege; sie sind mir nicht nötig, obgleich sie mich nicht stören. Aber wenn diese Geschichten wirklich sind, so werden wir sie wohl auch anerkennen müssen. Unsere Unzufriedenheit wird nichts daran ändern, und wir werden wohltun, auch sie uns möglichst zu nutze zu machen.

In Ihrem Brief an Klemens kommt manches gegen bestimmte Formen des Kultus vor, namentlich gegen die feierlichen, sinnlich wirksamen, die Sie teils als nicht nötig zur wahren Frömmigkeit, teils sogar als störend und zerstreuend darzustellen scheinen. Sie gehen noch weiter und erklären eigentlich jede bestimmte äußere Form des Sakraments für entbehrlich, indem durch rechten Glauben alles zum Sakrament werde und ohne ihn nichts diese Kraft besitze. Ich glaube indessen, Sie haben sich bloß im Gegensatz gegen Ansichten, die auf der andern Seite übertreiben, so stark ausgedrückt. Meine Ansicht darüber ist diese. Eigentlich wohl ist alle Gottesverehrung im Geist, und alles Äußere dabei nichts. Allein

---

kunft und staatliche Gesetze erhalten, und dies, nachdem die Kirche bereits die Stürme von 2000 Jahren überdauert.

[1] Frau v. Savigny in Berlin und Frau v. Guaita in Frankfurt waren nicht nur aufrichtig fromm, sondern auch in ihren Urteilen über religiöse Dinge ungemein klar und sicher.

[2] Über diesen Menschen von etwa 30 Jahren, in der Gegend von Baindlkirchen beheimatet und einige Jahre Knecht bei einem adeligen Herrn, hatte Ringseis in seinem Briefe die merkwürdigsten Dinge erzählt (vgl. Erinnerungen I 326 f). „... Seit einigen Monaten muß der Bursche Tag und Nacht laufen, so schnell, daß man ihn zu Pferde nicht einholen könnte. In einer Nacht lief er neulich von Baindlkirchen durch München ... bis Freising, also 17 Stunden weit und wieder zurück, und kehrte in München, ohne je dagewesen zu sein, im Haus einer gläubigen Seele ein.... Das Volk ... glaubt, Joseph habe den Teufel." Für diesen „laufenden und springenden Joseph" zeigte auch Klemens Brentano im Briefe vom 20. August 1816 ein besonderes Interesse (Gesammelte Briefe I 199). Er sollte noch später sich mit ihm zu beschäftigen haben. Im Frühjahr 1837 kam dieser Joseph krank als Bettler zu ihm, um Hilfe zu finden, und Brentano schickte ihn zur Unterbringung in einem Spital an Ringseis (Erinnerungen III 147).

Sie selbst sagen doch, daß eine unbeschreibliche Kraft in der Gemeinschaft des Gebetes liege. Also wird überhaupt ein Kultus um so wirksamer sein, je mehr er die einzelnen zu einer Gemeinschaft der inneren Handlung anregt und erweckt. Aber noch mehr, es gibt nicht bloß eine Gemeinschaft unter Gleichzeitigen, sondern auch zwischen der jetzigen Zeit und allen früheren. Darum muß notwendig an jeder nur in sich frommen und christlichen Form des Kultus eine um so größere Kraft liegen, je länger diese Form in der Kirche bestanden hat, weil alsdann die Andacht so vieler vergangenen Geschlechter gleichsam noch in ihr lebt und mit der unsrigen vereinigt gen Himmel steigt; es ist ein unsichtbares Band zwischen uns und den vorigen frommen Generationen. Darum sollte jeder alte Gebrauch in der Kirche, wenn er nicht dem wahren Wesen gerade entgegen ist, besonders heilig gehalten werden, und die Reformation hat in dieser Hinsicht durch ihre aus frommer Gesinnung zu weit getriebene Polemik gewiß viel geschadet [1]. Aber jede neue Besserung und Reinigung in der Kirche soll sich an diesem Beispiel spiegeln und soll sich ernstlich hüten, nicht über dem innigen Streben nach dem Geist und Kern die historisch überlieferte Form mit der ihr innewohnenden belebenden und ernährenden Kraft von sich zu stoßen. Einzelnen Begeisterten wird es vielleicht gelingen, dieses Mittel völlig und ohne wahren Verlust entbehren zu können, aber im ganzen und auf die Dauer wird sich der Irrtum gewiß offenbaren, wie denn z. B. besonders die reformierte Kirche dieses ihr unmittelbares Streben nach dem Geist ohne alles Medium sehr gebüßt hat und noch büßt. — Was Sie ferner von dem Sakrament sagen, hängt damit gewissermaßen zusammen, hat aber auch noch eine andere und wichtigere Seite. Gewiß ist es, daß alles Äußere, wie z. B. das Abendmahl, ohne den Glauben nichts ist, und ebenso glaube ich (jetzt auch wohl mit Ihrer Einstimmung), daß unmöglich der wahrhaft erquickende Genuß des Sakraments an eine so völlig materielle, ganz außer meiner Gesinnung liegende Bedingung notwendig gebunden sein kann, wie an die Erteilung durch einen geweihten Priester, der selbst nur durch eine äußere Sukzession wahre Weihe erhalten kann. Aber wenn wir nun, von dieser Überzeugung weitergehend, die Eigentümlichkeit des gerade so eingesetzten Abendmahls überhaupt nicht anerkennen und uns so das reale Sakrament gleichsam in ein ideales auflösen wollten, so würden wir auf dem geraden Wege sein, der Religion allen realen Boden überhaupt zu entziehen, und wir würden am Ende auch dem historischen Christus einen idealen Christus in Gedanken unterschieben, wodurch dann doch das Wesen unserer Religion recht an der Wurzel angegriffen werden müßte. Sagen Sie mir über das alles gelegentlich Ihre Meinung.

Die Erweckungsgeschichten von Boos habe ich nicht erhalten; können Sie nicht Schubert gelegentlich erinnern? Auch das handschriftliche Leben von Boos möchte ich überaus gerne haben.

[1] Hier beschämt der denkende Protestant den an den Herrlichkeiten und Reichtümern der eigenen Kirche irre gewordenen, augenblicklich verblendeten Katholiken.

Was Sie von Feuerbach und Niethammer[1] sagen, darin stimme ich von ganzem Herzen ein. Gegen einen Protestantismus ohne Glauben, Liebe und Hoffnung braucht man keine Form des Katholizismus daranzugeben. — Schenks[2] Übertritt ist mir sehr auffallend; dem habe ich dieses nie angemerkt. Haben Sie die Geschichte des Hofrats v. Maibach[3] gelesen? Es ist ein Roman, wobei sichtbar die Geschichte des Friedrich Schlosser[4] zu Grunde liegt, und wodurch gezeigt werden soll, daß die Konvertiten verrückt sind oder noch werden. Es ist in schlechter Gesinnung geschrieben, aber nicht ohne ein gewisses Talent.

Was Sie von Baader schreiben, freut mich sehr[5]. Wenn er nur seine Bearbeitung des St Martin bald macht[6], und besonders recht schlicht, einfältig und anspruchslos. Ich habe das tableau naturel gelesen; vieles ist mir völlig dunkel geblieben, aber was ich verstand, hat mich mit großer Verehrung erfüllt. Sagen Sie Baader, daß Eichhorn keinen Brief von ihm erhalten hat. Eichhorn ist jetzt in Pyrmont.

Auf Pallhausen[7] bauen Sie doch ja nicht zu viel. Was ich ihn habe forschend begleiten können, ist er mir vorgekommen als ein Phantast ohne kritischen Sinn und ohne tiefgehendes Wahrheitsgefühl. Dabei kann recht gut

[1] Königl. bayr. Oberschul- und Kirchenrat F. J. v. Niethammer, Gesinnungsgenosse Anselm v. Feuerbachs. Man erzählt, daß er mit diesem 1816 im Beisein mehrerer Zeugen „auf den Untergang des Katholizismus" angestoßen habe (Histor.-polit. Blätter XXX 439). Über Niethammers Tätigkeit für möglichste Zurückdrängung katholischen Geistes aus den Schulen Bayerns mehreres daselbst 438 bis 444.

[2] Eduard v. Schenk, geboren zu Düsseldorf 1788, nach seinen juristischen Studien in Landshut in den bayrischen Staatsdienst getreten, später Minister des Kultus und des Innern. Auf seine Rückkehr zur Kirche soll sein Verkehr mit dem Fürsten Alexander von Hohenlohe großen Einfluß geübt haben. Er hat sich auch als Dichter einen Namen gemacht.

[3] Hat und behält der Mensch bei und nach einem Religionswechsel seine gesunde Vernunft? Auch unter dem Titel: Geschichte des ... schen Hofraths v. Maibach, welcher von der protestantischen zur katholischen Kirche überging. Frankfurt a. M. 1816.

[4] Der bekannte „Rat Schlosser", Goethes Freund und als ausgezeichneter Konvertit der Mittelpunkt eines gewählten Kreises angesehener Katholiken (vgl. Rosenthal, Konvertitenbilder I², 1, 300; Janssen, Joh. Friedr. Böhmers Briefe und kleinere Schriften III 478).

[5] Mit dem geistreichen Philosophen Franz v. Baader, der später neben Schelling und Jacobi an der Münchener Hochschule lehrte, unterhielt Ringseis zur Zeit regen Verkehr (vgl. Erinnerungen I 305 f).

[6] „Erläuterungen zu den Werken Saint-Martins" finden sich in Baaders Gesammelten Werken. Zu Schuberts Übersetzung der Saint-Martinschen Schrift „Vom Geist und Wesen der Dinge" hatte er schon 1812 eine vielbemerkte „Einleitung" geschrieben.

[7] Vinzenz v. Pallhausen, sehr fruchtbarer historischer Schriftsteller, der sich hauptsächlich mit bayrischer Geschichte befaßte.

bestehen, daß Lang[1] in mancher Rücksicht schlechter ist, was ich ihm nicht abstreiten will.

Sie sagen manches von der notwendigen Richtung auch des äußeren Lebens allein auf das Himmlische oder doch vorzugsweise darauf, und Sie folgern daraus, daß das Streben nach Verfassungen großenteils eitel sei. Schlechte Regierungen seien dem inneren Leben heilsam ɪc. Das alles will mir gar nicht recht einleuchten. Das, wodurch wir die Vereinigung mit Gott am meisten fördern können, ist ohne Zweifel das Tätige in uns. Allerdings wohl zunächst die innere geistige Handlung, aber diese kann in der äußeren Tätigkeit am vollständigsten reifen. Derjenige steht mir am höchsten, der in Geschäft und Zerstreuung das innere Gemüt still und gotterfüllt bewahrt, der den äußeren Beruf nicht als eine traurige Notwendigkeit pflichtmäßig nachschleppt, sondern ihn zu einem Tempel des Herrn erbaut, woran ihm alles heilig ist. In dieser Rücksicht ist mir besonders lieb das Leben der Beata Sturmin bei Kanne[2]. Ich glaube auch, daß Sie jenes mehr gesagt haben, um sich selbst über schlechte Regierung und Verfassung zu beruhigen.

Dem Goethe tun Sie denn doch wohl im ganzen etwas unrecht, wie man es denn überhaupt mit einzelnen Äußerungen nicht so streng nehmen soll[3], wo der Geist des Ganzen so bedeutend ist. Offenbar hat ihn die Opposition gegen die Konvertiten[4] zu dieser Schärfe geführt. Auf der Rückseite finden Sie ein Stück eines Briefes von Wilhelm Grimm, der den Goethe vor kurzem gesprochen hatte und Äußerungen von ihm erzählt, die recht warm und menschlich sind. —

Nun also doch nach München!?[5] Schreiben Sie bald wieder, recht bald, auch wenn Sie nicht gleich ausführlich antworten können. Alles grüßt Sie mit der herzlichsten Freundschaft. Savigny.

[P. S.] Aus einem Briefe Wilhelm Grimms über Goethe:

„Er rühmte so das Herrliche in dem deutschen Volke, wie sie gerne eins wären und doch auch ihre Eigentümlichkeit nicht im geringsten wollten fahren lassen, dann, wie so viel guter Wille gehemmt würde. Wunderbar, sagte er, daß dabei doch alles so eben steht, es ist wie bei den Korkmännchen, die unten Blei haben. Er kam dann auf das lebendige religiöse Gefühl, das in der Zeit

---

[1] Ritter Karl v. Lang, gleichfalls historischer Schriftsteller (vgl. oben S. 40 A. 6).

[2] Über die Schriften des Pietisten Kanne vgl. oben S. 42.

[3] Es handelt sich um Goethes blasphemische Äußerung über die christliche Auffassung von Gott.

[4] Goethe hat den beiden Schlosser gegenüber an seinem freundschaftlichen Verhältnis nicht das mindeste geändert, wenn ihm auch ihre Konversion nicht lieb gewesen sein mag. Friedrich Schlosser selbst hat die in diesem Punkte von Goethe eingenommene Haltung in Freundeskreisen gerne gerühmt. Nicht die leiseste Äußerung der Mißbilligung habe er beim ersten Wiedersehen nach der Konversion von Goethe erfahren. Schlecht stimmt damit freilich die Äußerung Goethes im Gespräch (Joh. Karl Passavant S. 80): „Werner, Christian Schlosser und zum Teil auch Windischmann" seien ihm [zuwider] „wie alle †††".

[5] Ringseis hatte sich nach langem Schwanken als praktischer Arzt in München niedergelassen.

erwacht sei; und weil es so recht als eine Notwendigkeit gefühlt sei, als etwas, ohne das man nicht leben könne, werde es auch nicht können unterdrückt werden. Der Herr Adam Müller [1] und Friedrich Schlegel, sagte er, mögen treiben, was sie wollen, sie werden uns nicht nehmen, was wir einmal erworben haben. Der Mensch geht nicht wieder zurück, und ein rechter Katholik ist eigentlich ein Protestant, denn er will nichts anderes. Nicht zahllos sind jene Bekehrungen, aber unzählbar. Ich bin schon zu alt, um hierbei von Gefahr zu sprechen [2]. Dann erzählte er mit herzlichem Lachen [3], wie der Prinz Anton von Sachsen, der auch gerne bekehrt, jedem Reitknecht, der katholisch werde, noch über das Gewöhnliche jährlich ein paar wildlederne Hosen schenke. Das habe schon manchen verführt, dem von seinen Kameraden vorgestellt wurde: ‚Was willst du dich um die Hosen bringen! Werd' katholisch, so kriegst du sie auch.'"

Berlin, 1. Februar 1817.

Mein liebster Ringseis! Ihr erster Brief (vom 18. Oktober), den Sie geschrieben haben, um die durch Sie in einem früheren Brief bekümmerten Seelen zu trösten, hat mir in der Tat wahren Kummer gemacht, und es ist mir jetzt recht lieb, daß ich ihn damals nicht, wie ich wollte, beantwortet habe, da der neueste wieder manches gemildert und berichtigt hat, was in dem ersten schroffer lautete als es wirklich in Ihrem Herzen war.

Sie waren ehemals strenger Katholik und haben mir hier in Berlin für Ihre Ansicht viele Gründe vorgebracht. Nachher haben Sie manche dieser Überzeugungen abgelegt. Jetzt kehren Sie wieder zu denselben zurück, und bringen wörtlich die vormaligen Gründe wiederum vor, was ich sehr ehrlich, ja unschuldig finde. Glauben Sie nicht, daß ich mit Ihnen darüber streiten will. Wenn wir Laien über solche Dinge streiten, kommt doch meistens nichts Rechtes dabei heraus. Es mag also dahingestellt bleiben, wer recht hat, was gewiß ohne alle Gleichgültigkeit und bei einer sehr entschiedenen eigenen Überzeugung stattfinden kann. Nur auf einige von Ihnen besonders angeregte Punkte will ich kurz antworten, vorzüglich aber dasjenige heraushalten, was ich für das allgemein Menschliche und Gemütliche in der Sache halte, weil darin einesteils Laienschaft und geistliche Gelehrsamkeit wenig Unterschied macht, anderenteils aber eine gewisse Verständigung für jedes innigere Verhältnis unter befreundeten Menschen unentbehrlich ist.

Ich will Ihnen also sagen, was mich in Ihrem ersten Briefe geschmerzt hatte. Es war mir, als bereuten Sie, daß Sie eine Zeitlang die nichtkatholischen

---

[1] Adam Heinrich Müller, 1779 zu Berlin geboren, seit 1811 in Wien, seit 1813 in österreichischem Dienst, 1826 Hofrat und in den Ritterstand erhoben, starb 1829. Er war talentvoller Publizist, Politiker und Staatsmann.

[2] Der Satz verdient Beachtung. Vgl. dazu Baumgartner, Goethe II [2] (1886) 143 f.

[3] Die völlig unglaubliche und unverbürgte Anekdote zeugt nur für die Gehässigkeit, mit welcher gegen das ausgezeichnete sächsische Regentenhaus, das sonst zu übler Nachrede keinen Anhaltspunkt bot, die öffentliche Meinung bearbeitet wurde.

Gläubigen als Ihre Brüder und als einig mit Ihnen über das Allerheiligste und Allerwesentlichste betrachtet hätten, und als hielten Sie es für Pflicht, nunmehr dieselbe freundliche und bedauernde Toleranz gegen sie zu kehren, wie sie ja auch gegen jedes heidnische und mohammedanische menschliche Antlitz stattfinden soll. Dieses tat mir wehe, nicht als für mich und die mit mir Glaubenden kränkend, sondern weil ich es Ihres Herzens für unwert hielt, daß Sie denjenigen, der aus allen Kräften seiner Seele an Jesus Christus glaubte und auf ihn allein seine Hoffnung und sein Streben setzte, nicht sollten für Ihren wahren Bruder erkennen, welches doch eigentlich nichts anderes hieße als den Papst höher schätzen als Christus [1]. Es ist dieses im Religiösen dasselbe, als wenn Sie im Politischen die neue Entdeckung gemacht hätten, daß die Bayern gegen die Preußen allerdings nicht weniger Pflichten der Menschenliebe hätten als gegen die Hottentotten, aber Vaterlandsgefühl dürften beide nicht an jene prätendieren.

Doch über diesen Punkt hat mich, wie gesagt, Ihr zweiter Brief beruhigt, aber ich möchte Sie nach diesen Erfahrungen warnen, sich vor solchen Verirrungen zu hüten. Sie lassen sich leicht von augenblicklichen Stimmungen über die rechte Linie hinauslocken, wie es auch damals der Fall war, als Sie (nach Ihren Briefen) eine Trennung von der Kirche für Pflicht hielten, was gar nicht in meinem Sinne ist.

Nun aber einige einzelne Punkte. Sie haben mir schon mehrmals die Lehre der katholischen Kirche über die Propagation des Sakramentalischen durch den Magnetismus, die Ansteckungen ꝛc. zu erklären gesucht [2]. Ich gestehe Ihnen, daß mir diese ganze Methode zuwider ist. Das Heiligste und Geistigste wird mir dadurch entweder völlig materialisiert, oder was fast noch schlimmer ist, zu einem Zauber- und Hexenwesen. Ich glaube, es ist selbst von Ihrem Standpunkt aus besser, die Sache unerklärt zu lassen, als ihre Reinheit und Würde durch solche Vergleichungen zu gefährden. Sie führen ferner als Beweis für Ihre Ansicht die Wirksamkeit der Kindertaufe an, da ja die Kinder auch noch nicht glauben können. Das überzeugt mich nicht; denn die eigentliche Kraft, Wirkung und Befruchtung erhält doch gewiß die Taufe erst in dem später eintretenden eigenen Glauben des Getauften, der sich die Wohltat der Taufe dadurch zu nutze macht und geistig aneignet. Gewiß hilft sie dem, der den ihm dargebotenen

[1] Hier zeigt sich das krasse Vorurteil eines sonst wohldenkenden und einsichtigen Protestanten. Nie wird es einem Katholiken beifallen, den „Statthalter Christi" über Christus selbst zu setzen, den Herrn der Herde geringer zu achten als den, dem er seine Lämmer zu weiden übertragen hat (Jo 21, 15). Anderseits kann der nicht rühmen, daß er „auf Christus allein seine Hoffnung und sein Streben setzt", der Christus anders dienen will, als wie dieser selbst es angeordnet hat, und der die von Christus für alle gegründete Heilsanstalt aufzusuchen sich nicht bemühen will.

[2] Das waren Ideen, wie sie damals mit manchen andern Christian Brentano feurig verfocht und die in einer Zeit, da der Magnetismus und das magnetische Heilverfahren in so hohem Ansehen stand, bei vielen Anklang finden konnten (vgl. diese Zeitschrift LXV 384 f). Der katholischen Theologie, geschweige denn der katholischen Kirchenlehre sind solche Vorstellungen völlig fremd.

Glauben mutwillig von sich stößt, ebensowenig als einem solchen das Abendmahl förderlich ist.

Christian[1] hat mehrere große Briefe hierher geschrieben, deren Hauptlehre der hingebende blinde Glaube an die Lehre der Kirche ist, was ja jetzt auch Ihre Überzeugung zu sein scheint. Nur irgend eine Grenze müssen doch auch Sie wohl hierin anerkennen, denn woher erfahre ich denn die Notwendigkeit eines solchen Glaubens überhaupt? Woher, daß dieses die rechte Kirche ist und nicht etwa ein Blendwerk des Teufels? Dazu muß es doch irgend eine Instanz geben, die also außer und über der Kirche liegt?[2] Und wo kann diese Instanz anders gesucht werden als in des Menschen eigenem Gemüte, in dem innersten und heimlichsten Verkehr der eigenen Seele mit Gott[3]. Es gibt also einen solchen Verkehr für jeden einzelnen Menschen, dieser Verkehr ist für ihn absolut das Höchste, und alle äußere Heilsanstalt kann bloß Beförderungsmittel desselben sein[4]. Gerade so verstehe ich Boos und alle andern, die den lebendigen Glauben als das Erste und Höchste lehren, und wenn ich das recht verstehe, so haben wir sogar hierin einen Berührungspunkt, indem Sie diese Lehre auch noch jetzt völlig zu billigen scheinen. Ist nun dieses wahr, so ist jeder Mensch zu einer unmittelbaren Erneuerung, Reinigung und Wiederherstellung des echten Glaubens[5]

[1] Christian Brentano, ein Bruder von Savignys Gattin, der seit 1816 zum verlorenen Glauben zurückgekehrt, im Januar 1817 durch Empfang der Sakramente mit der Kirche sich ausgesöhnt hatte (vgl. diese Zeitschrift LXV 375).

[2] Christus hat seine Kirche gegründet als „die Stadt, die auf dem Berge liegt", die von allen gesehen und erkannt werden kann, und er hat die Kennzeichen, welche sie von jeder andern Gemeinschaft unterscheiden, klar im Evangelium niedergelegt. Er hat ihr vor allem ein durch die Zeiten dauerndes untrügliches Lehramt vorgesetzt als Einigungsmittelpunkt, von dem sie als von ihrem Felsenfundament die Einheit und Unzerstörbarkeit hat. Die Instanz, um diese wahre Kirche zu erkennen, ist unsere Vernunft, unterstützt durch die Gnade. Auf sie gestützt, erkennen wir Gottes Dasein und auf Grund der historischen Berichte der Evangelien Christi Gottheit und nach erlangter Gewißheit von Christi Gottheit auch die von ihm gestiftete wahre Kirche.

[3] Eine gewisse Kräftigung und Bestätigung der auf dem Wege des Vernunftgebrauches sicher gefundenen Wahrheit kann die innere Befriedigung des Gemütes wohl gewähren, aber als letzte Instanz zur Feststellung der Wahrheit kann das Gemütsleben unmöglich dienen, und eine dahin lautende Grundanschauung schließt große Gefahren in sich.

[4] Es ist ganz katholische Lehre, daß die äußere Zugehörigkeit zur Kirche ohne wahres inneres Gnadenleben das Heil nicht wirken kann, und daß die von Gott für die Menschheit errichtete Heilsanstalt, die Kirche mit ihren Gnadenmitteln und ihrem Lehramte, vor allem, ja ausschließlich die Bestimmung hat, dieses innere Leben in ihren Angehörigen zu befördern und vor Abirrung oder Ausartung zu schützen.

[5] Nicht nur zur Erneuerung und Wiederherstellung des Glaubens, sondern zur Erneuerung, Reinigung und Wiederherstellung des ganzen übernatürlichen Lebens, was außer dem Glauben die Reue und Buße voraussetzt und Gehorsam gegen Gottes Gesetz und die Liebe mit ihren Werken in sich schließt.

in dem Innersten und Allerheiligsten seines Gemütes berufen, und in diesem allgemeinen Glaubensberuf liegt die Befreiung von dem Gesetz und die Kindschaft, die durch Christus den Menschen geschenkt ist. Ja selbst während des Gesetzes der Juden kann es nur relativ anders gewesen sein, nicht absolut anders. Denn damals existierte ja allerdings eine ursprünglich von Gott eingesetzte Kirchenverfassung, und alle, die durch diese Verfassung geistliche Gewalt hatten, verfolgten den neuen Glauben mit tödlichem Haß[1]. Dennoch sind wir überzeugt, daß jeder, dem Christus entgegenkam, das Recht, ja selbst die Verpflichtung hatte, ihm zu glauben[2]. Sagen Sie nicht, der Fall sei darin anders, daß es Gottes Sohn war, der damals den Menschen gegenüberstand. Dem sichtbaren Auge war er ein gewöhnlicher Mensch, und woher sollte nun der Jude erfahren, daß dieser Empörer gegen das Gesetz nicht ein Bote des Teufels, nicht ein gewöhnlicher Mensch, sondern der Gesandte Gottes sei? Doch wohl nur durch das **innere Zeugnis**, auf das ja auch Christus selbst und die Apostel uns stets verweisen[3].

---

[1] Auch diese Bemerkung ist nicht ganz richtig. Nikodemus war Mitglied des Hohen Rates; Jairus (gleichfalls princeps genannt) war Synagogenvorsteher; Joseph von Arimathäa als decurio stand gleichfalls in Amt und Würde, und doch wird (Lk 23, 51) bezeugt, daß er mit den Beschlüssen und Taten der Feinde Christi nicht einverstanden war. Johannes (12, 42) sagt ausdrücklich, daß auch aus den führenden Kreisen des Judentums „**viele**" an Christus geglaubt hatten, es aber nicht wagten, offen für ihn einzutreten aus Furcht vor der zelotischen Pharisäerpartei. Man denke auch an Gamaliels Auftreten im Hohen Rat (Apg 5, 34).

[2] Hier übersieht v. Savigny in unbegreiflicher Weise den kapitalen Unterschied zwischen der alten und der neuen Heilsordnung. Das alte Gesetz wurde nicht gegeben als das endgültig aufgerichtete Gottesreich auf Erden, sondern als Vorbereitung mit Hinweis auf den kommenden Erlöser. Es war der „Pädagog, der zu Christus hinführen sollte" (Gal 3, 24) und dessen Werk mit der Selbstoffenbarung Christi vollendet war. Es war Glaubenssache für den Israeliten, daß der Messias kommen und an Stelle der Synagoge ein neues geistiges Reich aufrichten würde, und es waren genügende äußere Erkennungsmerkmale in der Heiligen Schrift selbst gegeben. Darum sagt der Herr den Juden bei Johannes (5, 39): „Forschet in der Schrift, in welcher ihr ja glaubt das ewige Leben zu haben, diese ist's, die von mir Zeugnis gibt." Ganz anders die Kirche, bei welcher „der Herr bleiben wird alle Tage bis ans Ende der Welt" (Mt 28, 20); welche „der Heilige Geist in alle Wahrheit einführt", indem er dauernd bei ihr verbleibt, welche, auf dem Felsenfundament auferbaut, selbst durch die Pforten der Hölle niemals überwunden wird. Diese Kirche nennt der hl. Paulus (1 Tim 3, 15) „die Kirche des lebendigen Gottes, die Säule und Grundfeste der Wahrheit", gegen deren Lehre auch das Zeugnis einer Engelserscheinung nicht Annahme noch Beachtung finden dürfte (Gal 1, 8).

[3] Keineswegs, sondern Christus beruft sich auf das Zeugnis der heiligen Schriften, Gesetz und Propheten, die „von ihm Zeugnis geben"; auf das Zeugnis des als Propheten anerkannten Johannes des Täufers, endlich auf seine Wunder und Auferstehung. So Jo 10, 38. „Wenn ihr mir [meinen Worten] nicht glauben wollt, so glaubet meinen Werken." „Wenn ich nicht die Werke meines Vaters

Also **gibt es** ja ein solches inneres Zeugnis, welches als höchste Instanz, höher als alle äußerliche Macht, selbst wenn diese Macht auf der heiligsten Stiftung beruhte, anerkannt wurde. Erkennen wir dieses für jenen Fall nicht an, so haben die Juden recht, wenn sie unsere ganze Religion für ein ketzerisches Judentum halten. Wollen wir aber sagen, das sei nur damals gewesen, als unser Herr auf der Erde war, nachher und seitdem nicht mehr, so mögen wir doch zusehen, in welche unchristliche Vorstellungen wir uns verirren. Wir müßten dann annehmen, vor Christus habe das jüdische Volk unter dem Joch eines äußerlichen Gesetzes gelebt, in den wenigen Jahren, welche unser Herr auf der Erde war, habe die Sonne einer höheren Wahrheit hereingeleuchtet; damals sei das innere Zeugnis gültig gewesen, nachher sei wieder die äußere Macht an die Stelle getreten, also im wesentlichen wieder das alte Gesetz nur mit verschiedenen äußeren Formen[1]. Dann hätte Christus nicht Freiheit vom Gesetz den Menschen gebracht, sondern nur einen Stillstand weniger Jahre, er, der bei uns zu sein versprochen hat bis an der Welt Ende!

Ich weiß, was man dagegen sagen kann. Läßt man Freiheit jedem Einzelnen, so ist es um die Reinheit des Glaubens und der Lehre geschehen. Allerdings ist diese schwer zu erhalten. Was dahin führt, ist nur ein frommer Ernst und ein gereinigtes Herz, ein demütig kindlicher Sinn und aufrichtige Selbstverleugnung. Auch äußere Anstalten für Lehre und Verfassung der Kirche sind unentbehrlich, ja das Heiligste, was uns in äußeren Dingen obliegen kann. Aber alles dies soll anerkannt sein als bloßes Beförderungsmittel[2], als Vorhof

---

vollbringe, so braucht ihr mir nicht zu glauben" (ebd. V. 37). Vgl. Mt 12, 39 das „Zeichen des Jonas". Nirgends gründen Christus und die Apostel die Glaubwürdigkeit ihrer Lehre oder ihres Zeugnisses auf die **innere** Erfahrung der Gläubigen. Auch Nikodemus, Mitglied des Synedriums, begründet seinen Glauben an Christus keineswegs mit dem inneren Zeugnis, sondern mit den offenbar göttlichen Wundertaten, die er vor Augen gesehen hat (Jo 3, 2).

[1] Hier herrscht völlige Verwirrung der Begriffe. Auch in das alte Gesetz hat die Sonne höherer Wahrheit hineingeleuchtet, und seine Bestimmung war, den einzelnen Gliedern des jüdischen Volkes durch den Glauben an den kommenden Messias und kraft der Verdienste desselben wahre innere Heiligung und Rettung für das jenseitige Leben zu bringen. Nicht darin kann und soll der Unterschied zwischen Kirche und Synagoge bestehen, daß die Synagoge eine von Gott bestimmte Verfassung mit autorisiertem höchstem Lehramt besitze, die Kirche aber nicht. Nirgends ist in der Heiligen Schrift so etwas gesagt, und in dieser Annahme stände die Kirche in Bezug auf ihren inneren Ausbau unter der Synagoge. Die „Freiheit vom Gesetze" war damit gegeben, daß vom Augenblick des Todes Christi an Zeremonial- und Judizialgesetz ihre Verbindlichkeit verloren, und daß ein ähnliches Joch wie im Alten Bunde den Bekennern der Lehre Christi nie mehr aufgebürdet werden sollte.

[2] Nicht das ist die Frage, ob die Verfassung und Einrichtung der Kirche von Gott als Beförderungsmittel der wahren inneren Heiligkeit der einzelnen Christen beabsichtigt sei, sondern es fragt sich, ob dieses Beförderungsmittel der Willkür

und als „Heiliges", während das Allerheiligste nur im eigenen Herzen jedes Christen ist, über welches also keine, auch nicht die höchste äußerliche Macht gestellt werden soll [1]. Sie sehen, was ich will, ist weit entfernt, dem Behagen und der Bequemlichkeit der Menschen zu dienen, vielmehr wird dadurch jedem die wesentlichste Tätigkeit selbst angemutet, der innere, auf der eigensten Kraft des Gemüts beruhende Gottesdienst [2].

Ich bin im Schreiben weiter geführt worden, als ich wollte. Ich wiederhole es, ich wollte nicht streiten und will es noch nicht. Es mag auch viel Unentwickeltes oder Halbverstandenes sein in dem, was ich hier sage, aber ich fühle darin einen Kern von Wahrheit, über den auch wir beide einig sind, und um diesen war es mir zu tun. So geht auch im großen mein Wunsch gar nicht auf Vereinigung der Konfessionen, z. B. indem alle Christen Lutheraner würden, sondern auf christliche Gemeinschaft durch alle Konfessionen hindurch und über alles Trennende hinweg, und eine solche Gemeinschaft, so schwer sie zu bewirken sein mag, kann ich nicht für absolut unmöglich halten.

Die Boosschen Bekehrungsgeschichten sind außerordentlich schön. Der Eifer des Mannes, seine populäre Derbheit, sein unmittelbares Eingehen aufs Wesentliche ist sehr großartig. Der Anhang von gesammelten Stellen aus allen Zeiten ist vorzüglich schön und geistreich. In dem Buch selbst finde ich eine gewisse Einseitigkeit; es macht den täuschenden Eindruck, als ob Sünde und Schwachheit, also auch Hilfe und Rettung allein auf diesem Punkte der menschlichen Natur zu suchen wären, was nicht der Fall ist, da unzählige Menschen an ganz andern inneren Übeln krank liegen, also auch anders behandelt werden müssen. Gewiß ist darin gar manches nicht nur individuell, sondern wohl auch nationell. Wir haben hier eine Anzahl handschriftlicher Briefe, zwischen Boos, Kießling [3], Goßner rc. gewechselt, meist in Beziehung auf die Gefangenschaft von Boos, gesehen, alles ungemein schön und innig. Von gedruckten Sachen dieser Art, die mir in dieser Zeit vorgekommen sind, steht mir obenan: Brosamen aus den Schriften eines Gesalbten [4],

und den Phantasien der Menschen überlassen worden sei, oder vielmehr von Christus mit göttlicher Weisheit bestimmt und mit göttlicher Autorität allen zur Pflicht gemacht. Das letztere ist aber gerade der Fall.

[1] Gewiß kann das Innere des Menschen nicht unter eine „äußerliche Macht" gezwungen werden, wohl aber kann es nach Gottes Willen einer von ihm selbst bestellten Autorität gehorsamspflichtig und an ihre autoritative Erklärung der Offenbarung und des Sittengesetzes gebunden sein. Das ist aber nicht eine bloß äußerliche Macht.

[2] Wenn Savigny nur behaupten wollte, daß es für den einzelnen auf die wahre innere Heiligung, die demütig gehorsame Hingabe an Gott ankomme, ohne die alles andere für ihn nutzlos bleibt, und daß schließlich jeder nach seinem eigenen Gewissen von Gott gerichtet werde, so ist dagegen nichts einzuwenden.

[3] Wohl der Nürnberger Kaufmann Joh. Tob. Kießling, ein in Verbreitung von Bibeln und Traktaten tätiger Pietist, der neben Schubert als protestantischer Mystiker und Gesinnungsgenosse von Boos und Goßner genannt zu werden pflegt.

[4] „Brosamen aus den Schriften des Gesalbten" erschien 1819 zu Nürnberg in „Neuer Auflage".

Philadelphia 1816 (ich glaube, von Zinzendorf, in Bayern neu aufgelegt). Darin weht eine ursprüngliche, frische Kraft, eine lebendige Gegenwart, wie ich sie noch in keiner neueren Schrift ähnlich dem Kempis gefunden habe.

Ihre Professurgeschichte ist traurig und widerlich [1]. Wohl Ihnen, daß Sie von solchen Ereignissen innerlich unabhängig sind, und daß Ihr Friede durch solche Begegnungen nicht gestört wird. Geben Sie mir ja Nachricht vom weiteren Verfolg.

In Paris hat ein gewisser Scheffer [2], ein Deutscher, eine politische Broschüre geschrieben, worin er u. a. sagt, in Bayern müsse man wohl unterscheiden die neuen oder Rheinbayern und die Altbayern. Jene seien sehr kultiviert, diese seien von jeher durch unbeschränkt despotische Verfassung geistig zurückgehalten worden. Jene seien eigentliche Deutsche, diese aber Slaven, wie denn in ganz Bayern nicht deutsch, sondern slavisch geredet werde (wahrscheinlich ist er in Bayern gewesen und hat gemeint „äbrodunäbira" wäre slavisch).

Grüßen Sie mir alle Bekannte aufs herzlichste, vor allem Freyberg, dem ich für seine freundlichen Zeilen und für die schöne Savignysche Familiennotiz herzlich danke; ferner Schenk, und wer sonst meiner eingedenk ist. Auch den Fürsten Wallerstein [3] gar besonders, wenn er noch in München ist. Sagen Sie ihm, mit welcher Freude und Hochachtung wir seine Teilnahme an den württembergischen Angelegenheiten bemerkt haben. Grüßen Sie mir auch Feuerbach, der vielleicht über meinen neuesten Aufsatz in der Zeitschrift [f. g. Rechtswissenschaft] Bd. 3 S. 1 sehr schimpfen wird. Tuen Sie mir den Gefallen, diesen Aufsatz zu lesen. Schreiben Sie mir wieder Ihre Adresse. Die Frau grüßt herzlich. Ihr Freund

Savigny.

Berlin, 10. Mai [1817].

Lieber Ringseis! Wir sind ganz besonders böse über Sie, daß Sie so lange nicht geschrieben haben. Savigny hat mir ganz dringend aufgetragen, daß, da er heute verhindert ist, es Ihnen selbst zu sagen, ich es übernehmen soll, weil er es nicht länger mit ansehen will, daß man seine Briefe so lang unbeantwortet läßt [4], und noch dazu von Menschen, die wir so von Herzen lieb haben; „wir", das bedeutet: Savigny, ich und die guten Kinder, die Freunde. Wir wollen umständliche Erzählung, wie es Ihnen ergeht, und allen Menschen, an denen wir Anteil nehmen. Auch sollen Sie uns sagen, was eigentlich an

[1] Es handelte sich zur Zeit um die medizinische Klinik an der Universität Würzburg. Nachdem die Angelegenheit verschiedene Phasen durchlaufen, endigte sie für Ringseis günstig durch Ernennung zum „zweiten ordentlichen Professor" unter dem 26. März 1817. Doch infolge neuer günstiger Wendung hat Ringseis diese Stellung nie eingenommen (Erinnerungen I 366).

[2] Vermutlich C. A. Scheffer, Darstellung des politischen Zustandes von Deutschland. Ins Deutsche übersetzt und mit Noten versehen. Leipzig 1817.

[3] Der bekannte bayrische Staatsmann Fürst Öttingen-Wallerstein.

[4] Savignys letzter Brief war vom 1. Februar 1817.

der Pöschelschen[1] Geschichte ist (und zwar dieses mit möglichster Genauigkeit, Umständlichkeit und Gewißheit).

Was ich persönlich Ihnen zu sagen hätte, kann ich nie schriftlich tun, da ich mich kaum getraue, mündlich die Sache klar machen zu können, da ich weniger Gründe als Gefühl für die Sache habe[2]. Alle Freunde grüßen Sie. Göschen[3] werden Sie gesehen haben. Die Gräfin Stolberg erkundigt sich jedesmal, daß ich sie sehe, nach Ihnen. Alles ist Ihnen hier von Herzen gut. Rust[4] aus Wien ist jetzt hier und macht ungeheure Kuren, aber auch nur solche, so daß nur noch Desperate gerne Zuflucht zu ihm nehmen. Daß Gräfe[5] eine Nase ganz neu hat wachsen machen, wird Ihnen bekannt sein. Die neue Nase läßt sich schnauben, nimmt Schnupftabak, niest ꝛc. Solche Sachen macht man nur hier; wer das sehen will, muß kommen. Wäre das nicht einladend für Sie? Ich wollte, es könnte Sie irgend etwas dazu bewegen. Mir wäre eine solche Hilfe recht oft erwünscht und könnte mir manches erklären und mich über Dinge beruhigen, die ich nicht verstehe, weil wir es nie aus lautern Quellen erfahren. Schreiben Sie doch auch, was Sailer diesen Sommer macht. Nun sage ich Ihnen Lebewohl und sehe mit Ungeduld der Wirkung dieses Mahnbriefes entgegen. Gunde v. Savigny.

Berlin, 22. Juni 1817.

Mein liebster Ringseis! Diesen Brief bringt Ihnen ein hiesiger Studiosus Juris aus Frankfurt a. M. namens Hollweg[6], einer meiner liebsten Schüler, ein

[1] Thomas Pöschl, aus Böhmen gebürtig, war 1796 in Linz zum Priester geweiht. In Branau a. J., wo er als Katechet und Kooperator tätig war, bereitete er den von Napoleon verurteilten (evangelischen) Buchhändler Palm 1806 zum Tode vor, wodurch er in weiteren Kreisen bekannt wurde. Er stand in Beziehungen zu den bayrischen Aftermystikern Boos, Goßner, Lindl, verfiel aber seit 1813 vollends der Schwärmerei und mußte unter Aufsicht gestellt werden. Während er in Salzburg im Priesterhaus gehalten wurde, ließen seine schwärmerischen Anhänger in Ampfelwang (Hausruckviertel) in der Karwoche, 31. März 1817, zu den furchtbarsten Ausschreitungen mit mehrfachen Ermordungen sich hinreißen. Pöschl wurde seitdem als Geisteskranker in Wien in Gewahrsam gehalten. Vgl. B. Sentzer, Rom. Sebast. Zängerle (Graz 1901) 65 f.

[2] Frau v. Savigny in ihrem schlichten katholischen Sinn erkannte das Bedenkliche der aftermystischen Bewegung in Bayern und manches Schiefe in den damaligen Briefen des früher streng katholischen Freundes und hätte ihn gerne gewarnt.

[3] Joh. Friedr. Göschen, früher Savignys Schüler, z. Z. Professor der Rechte an der Berliner Hochschule und mit Savigny und Eichhorn vereint Herausgeber der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“. Auf Savignys Vorschlag war er in eben diesem Jahre von der Berliner Akademie zugleich mit dem Philologen Imm. Bekker nach Verona entsandt worden zur Herausgabe der dort von Niebuhr entdeckten Handschrift des Gajus. Er hatte den Weg über München genommen.

[4] Dr Joh. Nep. Rust, berühmter Arzt.

[5] Dr K. F. Gräfe, bekannter Operateur.

[6] Der nachmalige preußische Kultusminister von Bethmann-Hollweg.

sehr ernst und fromm gesinnter Jüngling von viel Anlagen und Bildung. Er geht auf meinen Betrieb nach Verona, um Göschen zu helfen, und ich bitte Sie, sich ihm freundlich und hilfreich zu erweisen, auch ihn mit Freyberg und wo Sie sonst denken, bekannt zu machen.

Ich habe noch Ihre zwei sehr lieben Briefe (vom Februar bis Mai geschrieben) vor mir liegen. Sie zeigen sich auch da wieder so liebevoll und innig, daß es mich gar nicht reut, Sie vorher etwas gescholten zu haben, indem es doch nur Gutes in Ihnen angeregt hat. Ich überzeuge mich immer mehr, daß bei dem Streiten nicht viel herauskommt, außer wo es wahrhaft wissenschaftlich ist. Lassen wir also das gut sein und suchen wir lieber uns gegenseitig in Erkenntnis und Gefühl des Rechten zu bestärken und weiter zu fördern, also mehr die Einstimmung aufzusuchen als den Gegensatz. Den Schmerz, aus dem Ihr früherer (auch mich schmerzender) Brief hervorgegangen ist, begreife ich sehr wohl. Sailers Äußerung hat auch mir, als ich sie in Ihrem Briefe las, sehr weh getan[1]; ich fürchte, daß er sich auch von mir entfernt halten wird. Haben Sie nicht wieder eine Annäherung versucht? Ist es wahr, daß er Arrest gehabt hat? Und wie ist es mit der angeblichen Konspiration eigentlich gewesen?[2]

An Baaders tiefem Geist und seltenen Kenntnissen zweifle ich ganz und gar nicht, aber er hat etwas in seinem ganzen Wesen, das mich stört und zu keinem rechten Vertrauen kommen läßt. Es ist etwas Lautes in ihm, weshalb es mir immer ist, als ob die tiefsten Ansichten mehr äußerlich an ihm seien als in die eigenste Mitte seines Geistes eingekehrt und von da in heiliger Stille neu geboren. Welch einen andern Eindruck machen Schriftsteller, die ihr ganzes Herz dem Worte mitgeben, und so dem an sich toten Buchstaben den Adel und die Würde und Kraft lebendiger Naturen verleihen. Auch in seinem äußerlichen Treiben ist etwas, was mich abstößt, so z. B. sein Französischschreiben, ferner daß er sich an große Herren wendet wie den Kaiser von Rußland und den König von Preußen (was ich weiß), um Geldunterstützungen für sein Werk zugesichert zu erhalten usw.

Vielleicht können Sie dieses mein Gefühl berichtigen, und darum spreche ich es aus. — Lesen Sie doch im April der Heidelberger Jahrbücher die sehr schöne und nicht polemische Rezension von Meyer über die Weisheit Luthers. — Die Geh. Rätin Kranz von Zweibrücken, wovon Sie im Juni gelesen haben, war

[1] Durch das Bekanntwerden des Briefes, den Ringseis über die Vorgänge in den Kreisen der bayrischen Mystiker 1816 an Savigny gerichtet hatte, war Sailer infolge einer unvorsichtigen Wendung des Schreibers bloßgestellt worden, als billige auch er die separatistische Tendenz der Schwärmer. In der Folge richtete Sailer einen strengen Brief an Ringseis, der fast einer Absage gleichkam (Erinnerungen I 341). Ringseis leistete Ende Oktober 1816 Abbitte, und ein gutes Verhältnis wurde bald wieder hergestellt.

[2] Es waren zur Zeit die Untersuchungen gegen den aus Österreich ausgewiesenen Boos im Gange, durch welche auch seine näheren Freunde etwas in Mitleidenschaft gezogen wurden.

meines Vaters Schwester; ich habe sie aber nicht mehr gekannt. Das Büchlein von Schiestl[1] hatte ich mir schon angeschafft; danken Sie ihm herzlich für sein freundschaftliches Andenken an mich. Das Büchlein selbst gefällt mir gar nicht; ich glaube, er ist damit auf einem ganz falschen Wege, auf dem zu keinem Ziel zu kommen ist. Schon die willkürliche Wortbildnerei, wie sie bei dieser Art philosophischer Manier so leicht entsteht, hat etwas Ungesundes und Frevelhaftes, und was so gepflanzt wird, verdorrt und kann nicht Wurzel schlagen. Raten Sie ihm, wenn Sie können, zu lebensvolleren Bestrebungen, die ihm bei seinem Ernst und seinem Streben nach Gründlichkeit, das sich ja auch hier kundgibt, notwendig Früchte tragen müssen. Wo lebt er denn, und was treibt er?

Ich soll Ihnen von ihren hiesigen Bekannten schreiben? Das will ich gerne, soweit sich etwas Neues schreiben läßt. Alle erinnern sich stets Ihrer mit herzlicher Liebe. Laroche sind wohl und heiter. Helmuth ist in den Mansfeldschen Bergwerken; K. Röder ist Major und dem Kronprinzen beigegeben, mit dem er jetzt auch an den Rhein reist. Daß ich Mitglied des Staatsrats geworden bin, werden Sie gehört oder gelesen haben. Das gibt mitunter viel neue Arbeit zu der alten und kann künftig gute Früchte tragen; bis jetzt ist noch wenig zu merken. Die Entdeckung in Verona beschäftigt mich ungemein; es ist ein seltenes Glück, die Entdeckung einer so ganz neuen und so sehr reichen Quelle für die Wissenschaft, worin man arbeitet, zu erleben[2]. Kürzlich schickte mir Görres eine Aufforderung vom Hilfsverein in Koblenz für die Notleidenden des Rheinlandes; ich ließ sie in die Zeitung setzen, und in zwei Tagen konnten von mir und andern gegen 4000 Reichstaler abgeschickt werden. Eine Schrift über unsere Volksbewaffnung kenne ich nicht und ebensowenig eine über unser Medizinalwesen, werde mich aber danach umtun. — Was Sie mir über Rudhart[3] sagen, freut mich. Die Geschichte mit dem Brief tut mir sehr leid und beruht wahrscheinlich auf einer grundlosen Klatscherei. Ich habe an Hugo[4] deshalb geschrieben. Nun leben Sie wohl, mein lieber, teurer Freund, und behalten Sie mich lieb. Von ganzem Herzen Ihr Savigny.

Berlin, 25. Juli 1818.

Haben Sie tausend Dank, lieber Freund, für ihren warmen und reichhaltigen Brief aus Rom[5], den ich bloß deswegen erst jetzt beantworte, weil ihn Niebuhr unverantwortlicherweise drei Monate hat liegen lassen. Wenn Sie also in der Zwischenzeit etwa geglaubt haben, ich wüßte jetzt die herzlichen Äuße-

[1] Jos. Schiestl, Theorie alles Zivilprozesses oder der Meinstreitlehre. Sulzbach 1817.

[2] Durch diese Entdeckung erst war eine vollständige Edition des Gajus möglich, die 1820 erschien: Gaii Institutionum commentarii IV.

[3] Wohl der Ministerialrat Ignaz v. Rudhart, später griechischer Minister.

[4] Gustav Hugo, berühmter Rechtslehrer an der Universität Göttingen, von Savigny stets besonders hochgeschätzt.

[5] Ringseis war als Reisearzt für den bayrischen Kronprinzen bestellt, mit diesem im Oktober 1817 nach Italien gezogen und verbrachte lange Zeit in Rom.

rungen eines lieben Freundes weniger als sonst zu schätzen, so geben Sie nunmehr diesen Glauben nur ohne Bedenken auf. Was Sie mir von der Reise geschrieben haben, ist mir und uns allen sehr erfreulich und anziehend gewesen, noch mehr das über Ihren Kronprinzen [1], am meisten aber, was unmittelbar aus Ihrem Innern kommt. Ich sehe daraus mit inniger Freude, daß Sie unverändert in alten Gesinnungen beharren, und daß wir uns über die wichtigsten Dinge so gut als ehemals verstehen würden [2]. Es wäre mir eine große Freude, Sie einmal wieder sprechen zu können. Die Selbstsucht hat so viele Gestalten und so viele Wege in unser Herz, und die Wahrheit ist so rein und keusch, daß wir ihren Besitz nur gar zu leicht und unvermerkt verlieren können, um so unvermerkter, da das Übel von so verschiedenen Seiten hereinkommen kann. So scheint es mir, daß jetzt in allen Kirchen mehr als sonst ein finsteres, feindseliges, ungeistliches Buchstabenwesen Gefahr droht, und daß dieses um so gefährlicher und verführerischer ist, da es materiell auf den ewigen Grund der Wahrheit baut und aus ihm Kräfte zieht, welche in der sündigen Hand des Menschen wieder zu Irrtum und Übel verkehrt werden können. Wer will denn lernen von der göttlichen Liebe, die selbst den Sünder bis in den Tod geliebt hat, und von der göttlichen Demut, die sich selbst vor dem Staub erniedrigte? Ich bin ganz einig mit Ihnen; es kann uns durch keine äußere Verfassung und Einrichtung geholfen werden [3], nur durch christlich begeisterte Menschen, die vielleicht kommen werden, wann und woher man es am wenigsten erwartet. Ich glaube, diese Propheten finden auch jetzt viele bereite Ohren zum Hören, und was hat denn eigentlich im ganzen Leben der Mensch anderes und Besseres zu tun, als sich zu bereiten, um Gottes Stimme nicht zu überhören, wenn sie in den verschiedensten Zungen zu ihm spricht?

Was macht Gumppenberg? [4] Ich habe so lange nichts von ihm gehört und möchte gerne wieder etwas ausführlich von ihm wissen. Vielleicht können Sie ihn veranlassen, daß er mir einmal wieder schreibt. — Sie haben doch die Ihnen gewidmete neue Nachtseite von Schubert [5] gelesen? Ich habe lange nichts gesehen, was mich so innig gefreut hat wie diese ersten Vorlesungen. Besonders die Ansichten vom Altertum sind mir ungemein lieb, und ich glaube, daß auch Sie wohl damit sich befreunden und von mancher harten und schneidenden Ab-

---

[1] Der nachmalige König Ludwig I. von Bayern.

[2] Ringseis war damals nicht ganz fest und klar in seinen kirchlichen Anschauungen.

[3] Es bedarf allerdings nicht einer neuen Verfassung und Einrichtung der Kirche, da diejenige vorhanden ist, welche Christus der Herr selbst festgesetzt hat. Es erübrigt nur, daß die Menschen die vorhandene Heilsanstalt sich zu nutze machen.

[4] Freiherr Karl v. Gumppenberg, der sich in die aftermystische Bewegung so tief hatte verstricken lassen und von der katholischen Kirche abfiel.

[5] Ritter Gotth. Heinr. v. Schubert, Professor der Naturwissenschaften und protestantischer Mystiker, hatte 1808 in Dresden zuerst erscheinen lassen: „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft". Jetzt, 1817, war die neue Auflage erfolgt.

sonderung etwas nachlassen können, die denn auch mehr in Form und Ausdruck liegt als in der Sache. Nehmen wir einmal überhaupt in der Geschichte ein Herabsteigen an, worauf alle Offenbarung und alle sinnvolle Forschung deutet, so können wir selbst in der tiefsten Verderbtheit noch die göttlichen Keime erkennen, die der böse oder ungeschickte Mensch zu seinem Verderben verunstaltet hat. Mit der einfachen Unterscheidung sinnlicher Ausbildung (in der alten Welt) und geistiger (in der neuen) reichen wir wahrlich nicht aus, und so kann ich auch kein ursprüngliches oder absolutes Heidentum anerkennen, sondern nur korrumpierte Offenbarung. Haben Sie Buchanans Missionsreise nach Indien gelesen? Es ist ein höchst merkwürdiges, gehaltreiches Buch [1].

Diesen Herbst bekommt unsere Universität bedeutenden Zuwachs: Hegel, A. W. Schlegel und den sehr tüchtigen Juristen Hasse [2] aus Jena. — Grüßen Sie mir Schenk [3] herzlich; er hat mir einen freundlichen Brief geschrieben, der mich sehr gefreut hat. Das Buch, das er mir freundlich anbietet (Rovelli, Storia di Como) habe ich nicht, und wenn er es entbehren kann, werde ich es sehr dankbar annehmen.

Auch an Freyberg die herzlichsten Grüße. Vergessen Sie ja nicht, mir die Gedichte des Kronprinzen zu schicken. Schreiben Sie mir ja recht bald und zwar Adresse Franz Brentano zu Frankfurt a. M., denn ich reise in diesen Tagen und bin erst gegen die Mitte des Oktober wieder hier. Meine Frau grüßt Sie sehr herzlich und mit aller Ergebenheit; desgleichen die Kinder und das ganze Haus von Laroche. Stets Ihr Freund Savigny.

Berlin, 9. November 1818.

Ich habe auf der Reise zwei Briefe von Ihnen erhalten, mein lieber teurer Freund, aber erst hier wieder die Muße gefunden, die ich wünschte, um Ihnen zu antworten. So ist es denn auch gekommen, daß ich vergessen habe, Ihnen die Gedichte durch Sailer zu schicken, und daß Sie sie erst jetzt durch die Post erhalten mit dem herzlichsten Danke, da sie mir große Freude gemacht haben. Sailer hatte auch Ihre von der Reise nach Hause geschriebenen Briefe bei sich [4]; Meline, meine Frau und ich, sonst niemand, haben sie gelesen. Diese Briefe

[1] Vermutlich das aus dem Englischen übertragene Werk von Claudius Buchanan: Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christentums und der biblischen Literatur in Asien. Stuttgart 1814 (?).

[2] Joh. Christ. Hasse, tüchtiger Rechtslehrer, Romanist und Germanist, geb. zu Kiel 1779, Professor zu Jena 1811, zu Berlin 1818, zu Bonn 1821, starb 1830.

[3] Staatsmann, Dichter und Konvertit Eduard v. Schenk, vgl. oben S. 169 A. 2.

[4] Sailer war in Begleitung von Christian Brentano auf der Reise nach Westfalen anfangs September nach Frankfurt gekommen. Auf dem Landhaus der Brentano in Rödelheim traf er mit Savigny zusammen und besuchte denselben auch auf seinem stattlichen Familiensitze, dem Trages (Trachenhus). Die Gedichte sind die im vorigen Briefe (25. Juli 1818) verlangten von Kronprinz Ludwig von Bayern.

haben mich durch ihre frische Wahrnehmung, sowie durch ihren lebendigen religiösen und sittlichen Sinn angezogen, wie nicht leicht eine Reisebeschreibung. Ihre Schilderung von Volk und Kirche in Italien ist sehr niederschlagend und buchstäblich übereinstimmend mit dem Inhalt von Niebuhrs Briefen [1]. Wenn man dann bedenkt, wie eng bei diesem traurigen Zustand auch unser geliebtes deutsches Vaterland mit jenem tiefgesunkenen Lande durch kirchliche Bande zusammenhängt [2], so wird freilich der Blick sehr trübe, und menschliche Hilfe ist nicht zu finden. Freilich für jeden Einzelnen ist die Frage nicht zweifelhaft: er soll eben in dieser trüben Aussicht wie in der freudigsten nichts für sich finden als immer neue Aufforderung, den Tempel des Herrn in seinem Herzen fester auszubauen und mit Gebet und Opfer in diesem Tempel nicht nachzulassen. Natürlich zwar ist der menschlichen Empfindung der Wunsch, diesen Tempel auch äußerlich auf gottgefällige Weise gebaut zu sehen und sich ungestörter und ausgebreiteter Gemeinschaft in demselben zu erfreuen!

Ich hoffe, daß Sailer als Bischof an den Rhein kommen wird [3]. Er selbst war sehr entschlossen, den Ruf hierzu, wenn er von Rom käme, anzunehmen, und ich glaube, daß selbst wer sein Vaterland so liebt wie Sie, sich doch darüber freuen könnte. Denn nie ist jemand in einen schöneren und segensreicheren Beruf eingetreten. Land und Geistlichkeit verwahrlost seit vielen Jahren, alle Verhältnisse aufgelöst oder gestört, überall Unzufriedenheit mit dem ganzen Zustand: und nun bei diesem dringenden Bedürfnis geistiger Hilfe ein Verlangen und Vertrauen zu Sailer, wie es selten einem Geistlichen entgegengekommen ist, ganz gleiches Vertrauen bei Katholiken und Protestanten, bei Regierung, Geistlichkeit und Volk. Wahrlich, er kann da ein Bote des Friedens werden, wie es nur selten einem Menschen von Gott beschieden ist.

---

[1] Die Übereinstimmung erklärt sich leicht, da Ringseis teilweise auf Niebuhrs einseitige Schilderungen seine Berichte gestützt, zum Teil auch aus derselben unlautern Quelle geschöpft hatte wie dieser (Erinnerungen I 513 f).

[2] Ringseis, damals in manchen kirchlichen Fragen nicht klar, und befangen in teutonischen und separatistischen Vorurteilen, hatte nach einseitigen Darstellungen Fremder düstere Schilderungen von römischen Verhältnissen gegeben, namentlich von Intoleranz und Aberglauben. Er hat später selbst diese Berichte mißbilligt (Erinnerungen I 516). Vgl. diese Zeitschrift LXV 524 f.

[3] Der preußische Staatskanzler v. Hardenberg hatte seinen jüdischen Leibarzt und Magnetiseur Dr Koreff beauftragt, durch den protestantischen Dr Karl Passavant in Frankfurt mit dem diesem nahe befreundeten Professor Sailer in Landshut über den Eintritt in preußische Dienste zu unterhandeln, zunächst für eine Professur in Bonn, aber bereits mit der Aussicht auf einen Bischofssitz in der Rheinprovinz. Sailer antwortete in einem direkten Schreiben an den Staatskanzler, daß sein Wirkungskreis zunächst in Bayern liege und nur ein förmlicher Auftrag von Rom ihn nach Preußen führen werde. Dabei blieb es, auch nachdem Sailer vom Regierungspräsidenten in Köln zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Hardenberg in Aachen (Herbst 1818) sich hatte bestimmen lassen (Joh. Karl Passavant. Ein christliches Charakterbild 115 ff).

Ich bin nun mehrere Wochen beständig mit ihm zusammen gewesen und habe mich von neuem herzlich seines tiefen Reichtums an Geist und Gemüt gefreut. Auch ist er seit acht Jahren leiblich und geistig um gar nichts älter geworden. Ich habe auch Boos [1] gesehen, ein innig frommes, kindliches Gemüt, mild und voll Liebe und Demut. Leider war ich nicht lange genug allein mit ihm, daß er sich recht hätte aussprechen können. Mit Sailer habe ich viel über Boos gesprochen, und es kommt mir nach allem doch so vor, als ob Sailer geistig höher und freier stände, und Boos mehr in einem gewissen Buchstaben befangen wäre. Den Eindruck einer solchen, obgleich mit innigem Glauben zusammenhängenden Einseitigkeit hatten mir doch auch schon die Erweckungsgeschichten gemacht. Sehen Sie noch oft Goßner? [2] Dieser scheint jetzt mit Sailer gespannt zu sein, und ich fürchte, daß er wohl zu weit gehen und durch harte Urteile vielleicht Schaden stiften möge. Daß Sailer durchaus unfähig ist, etwas zu sagen und zu verteidigen, was nicht seine Überzeugung ist, davon bin ich gewiß. Aber bei den unglücklichen Erfahrungen, die er gemacht hat, ist es wohl möglich, daß er manches mit Rücksicht tut oder sagt, d. h. daß er manches sagt, um Mißdeutungen und bösartigen Auslegungen vorzubeugen, und daß eben durch diese Vorsicht wieder neue Mißverständnisse entstehen, die nicht entstanden wären, wenn er ganz unabsichtlich und bloß innerer Eingebung folgend geschrieben hätte. Das mag es denn auch sein, was ihn und Goßner getrennt hat. Der „Geist des Lebens und der Lehre Jesu Christi“ von Goßner, soweit ich ihn bis jetzt kenne, gefällt mir in Form und Inhalt sehr wohl. Ja, lieber Ringseis, die rechte Liebe und Demut haben und doch daneben den rechten Ernst und Eifer, das ist das große Kunststück, und das Hauptkennzeichen davon ist die rechte positive Duldsamkeit, d. h. das Anerkennen und Ehren der Meinungsverschiedenheit bei dem ungestörten Gefühl christlich brüderlicher Gemeinschaft. Sailer hat dieses Kennzeichen, aber es wird immer seltener, so wie wieder mehr Anteil an der Kirche gewöhnlich wird, und an seine Stelle tritt dann ein völlig jüdischer Kirchendünkel, unter allen Arten des Hochmuts vielleicht die gefährlichste.

Sailer sagte mir, daß Gumppenberg oft schwermütig sei. Sagen Sie mir doch etwas Näheres von ihm, oder schreibt er mir vielleicht selbst einmal? Freyberg grüßen Sie mir recht herzlich und sagen Sie ihm, daß ich ihm für die freundlichen Zeilen, die mir Sailer überbracht, sehr danke. Sailer hat uns viel von ihm gesprochen, und es ist seiner im Kreise unserer lieben Verwandten,

[1] Savigny verbrachte den Herbst 1818 am Rhein; Boos war seit 1817 Gymnasiallehrer in Düsseldorf, wo auch Sailer auf seiner Rheinreise mit ihm zusammentraf.

[2] Joh. Ev. Goßner hatte seine Pfarrei Dirlewang bei Mindelheim aufgeben müssen und lebte bereits seit mehreren Jahren in München, wo es ihm gelang, einen Kreis von Anhängern um sich zu sammeln. Christian Brentano, damals in Landshut, läßt ihm noch am 23. August 1818 durch Ringseis Grüße sagen und nennt ihn unter dessen Freunden. Erst 1819 mußte Goßner aus Bayern weichen.

wo er in lebhaftem Andenken steht, viel und freundlich gedacht worden[1]. — Schreiben Sie mir, wenn Sie können, recht ausführlich, wie sich das ständische Wesen[2] macht. Ihr Konkordat hat mir schlecht gefallen. Die königliche Ernennung der Bischöfe ist ganz dazu gemacht, diese Stellen zur Befriedigung des Hofadels zu gebrauchen[3]. Nirgends tritt etwas hervor, das auf Erweckung eines inneren Lebens in der Kirche deutete; überall nur tote Form, Macht, Herrschaft. Und nun gar der Widerspruch zwischen Konkordat und Religionsedikt, und die Auflösung des Widerspruchs, die gewiß alle verletzt und keinen zufrieden stellt![4]

Hier ist jetzt alles sehr still. — Leben Sie wohl, mein lieber teurer Freund, und schreiben Sie mir bald wieder. Ihr Briefe sind mir sehr wert. Meine Frau grüßt herzlich, desgleichen die Kinder und alle Freunde. Ihr Andenken ist hier so frisch, als zu der Zeit, wo Sie uns verließen. Von Herzen

Ihr Savigny.

[1] Freiherr Max Prokop v. Freyberg war den Gliedern der Familien v. Savigny und Brentano sowohl von Landshut wie von Frankfurt her bekannt, wo er 1816 in diplomatischer Eigenschaft sich längere Zeit aufhielt.

[2] Die Ständekammer in Bayern.

[3] Der Hofadel selbst hat dafür gesorgt, daß dies von den Gefahren der königlichen Ernennungen die wenigst drohende geworden ist.

[4] Nach 20jährigen, für den Heiligen Stuhl höchst peinvollen Verhandlungen war endlich am 24. Oktober 1817 das Konkordat für Bayern abgeschlossen worden. Aber der König unterließ es, entgegen der ausdrücklichen Bestimmung des Artikels XVIII, das Konkordat zum Staatsgesetz erheben zu lassen, gab vielmehr am 12. März 1818 an die protestantischen Konsistorien des Landes die Erklärung ab, daß er mehrere Artikel des Konkordates nicht in dem den Auffassungen der Kurie entsprechenden Sinne auszuführen gedenke und daß das Konkordat nur in Verbindung mit der II. „Verfassungsbeilage", dem „Religionsedikt", veröffentlicht werden würde. Die am 26. März 1818 feierlich verkündete „Verfassung" enthielt sonach einerseits den Wortlaut des Konkordates, anderseits das „Religionsedikt", das in mehreren wichtigen Punkten das Konkordat umstieß. Daraufhin verbot der Papst und verweigerten die Bischöfe eine vorbehaltlose Beschwörung der Verfassungsurkunde. Erst später, nach neuen unliebsamen Verhandlungen, kam es zur „Tegernseer Erklärung" vom 15. September 1821, in welcher der König die treue Ausführung des Konkordates zusicherte und jede Absicht, demselben Eintrag zu tun, als ihm von Anfang völlig fernliegend erklärte. Tatsächlich aber hatte sich das Ministerium von Anfang an nur an das Religionsedikt gehalten auf Kosten der Konkordatsbestimmungen, und dabei blieb es bis auf weiteres. Es ist wertvoll, das Urteil einer unparteiischen Autorität hierüber zu besitzen, wie die des gefeierten protestantischen Rechtslehrers und nachmaligen preußischen Staatsministers.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Wechsel und Wandel in der Handwerkerpolitik.

(Schluß.)

An die Stelle der Stadtwirtschaft — der vielen selbständigen Wirtschaftszentren, mit vorherrschender Kundenproduktion, mit relativ (im Verhältnis zu späteren Zeiten) beschränktem Warenumsatz zwischen den verschiedenen Stadtgebieten — tritt nun in langsam (vom 16. bis 19. Jahrhundert) fortschreitender Entwicklung zunächst die territoriale und dann die nationale Verkehrswirtschaft, die wirtschaftliche Zusammenfassung von Stadt und Land im ganzen Staatsgebiete, mit freiem Verkehr, weitgreifender gesellschaftlicher Arbeitsteilung innerhalb der größeren politischen, territorialen Einheiten bis zur wirtschaftlich engeren Verbindung des ganzen Volkes, bei gleichem Recht, gleichem Maß und Gewicht, gleicher Münze.

In den ersten zwei Jahrhunderten der Neuzeit bewegen sich freilich die vom Staate ergriffenen Maßregeln, die als eine Änderung der stadtwirtschaftlichen Verhältnisse gelten können, noch in bescheidenen Grenzen [1]. Die Befestigung ihrer politischen Macht lag jedenfalls vorderhand den Fürsten viel mehr am Herzen als alle Wirtschaftspolitik. Überdies verboten steuerpolitische Rücksichten, die städtische Wirtschaft zu kürzen. War darum auch der bereits mit dem Ende des Mittelalters sich lebhafter gestaltende Kampf zwischen Stadt und Land, das Bestreben des Landes, sich der Vormundschaft der Stadt zu entziehen, den Fürsten insofern willkommen, als die Erledigung der städtischen und ländlichen Beschwerden am fürstlichen Hofe und auf den Landtagen den landesherrlichen Einfluß steigern mußte [2], so lag doch die Beseitigung der für die Stadtwirtschaft so charakteristischen wirtschaftlichen Beherrschung des Landes durch die Stadt noch ganz außerhalb der Tendenzen der im wesentlichen städtefreundlichen territorialen Politik.

So bestand also die alte Rechtsordnung des städtischen Marktes, das Bannmeilenrecht, der Zwang, den möglichst jede Stadt dahin übte, daß aus ihrer nächsten Umgebung ihr alle Rohprodukte zugeführt werden mußten, daß alle Landleute der Nachbarschaft ihre Bedürfnisse bei ihr kaufen sollten (Schmoller),

[1] Vgl. Georg v. Below, Der Untergang der mittelalterlichen Stadtwirtschaft (über den Begriff der Territorialwirtschaft), in Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik XXI (1901) 449 ff 593 ff.; Die Entstehung des modernen Kapitalismus, in Historische Zeitschr. XCI (1903) 422 ff.

[2] Schmoller, Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte besonders des preußischen Staates im 17. und 18. Jahrhundert (1898) 17.

tatsächlich fort. Auch die städtischen Vorkaufsgesetze[1] blieben in Kraft. Das Preußische Landrecht bedroht[2] mit Strafe die Auf- und Vorkäuferei, welche die Lebensmittel und andere gemeine Bedürfnisse verteuert, die Zufuhr derselben zu den öffentlichen, städtischen Märkten zu hindern oder zu schwächen unternimmt. Von besonderem Interesse für uns ist die Fortdauer des Verbotes alles Landhandwerks. Das Gewerbe blieb auch fürderhin im wesentlichen städtische Nahrung. Hat die territorialstaatliche Wirtschaftspolitik das Handwerk im Verlaufe der Neuzeit schwer geschädigt, so geschah das weit mehr durch die Begünstigung des Großbetriebes, des Verlegertums, der Manufaktur und Fabrik als durch eine Minderung der städtischen Handwerkerinteressen zu Gunsten des flachen Landes.

Auch die städtischen Stapelrechte[3] behielten während des 16. und 17. Jahrhunderts größtenteils ihre Geltung. Die Wahlkapitulation Kaiser Ferdinands III. (1636) stellte zuerst die Aufhebung dieser den Verkehr hemmenden und verteuernden Rechte in Aussicht, doch finden sich solche Privilegien der Städte noch bis ins 18., ja 19. Jahrhundert[4].

Das Gästerecht, die zu Gunsten des städtischen Handwerkers und Kaufmanns verfügte Beschränkung fremden Handels am Orte, wurde durch die Städte selbst meist gemildert, noch ehe die Fürsten im 17. und 18. Jahrhundert zu energischeren Maßregeln übergingen. Vereinzelt erstrebten Landesherren schon früher die Einführung eines territorialen Gästerechtes. So geschah es durch eine Urkunde Herzog Albrechts von Österreich vom Jahre 1426 und ähnlich in Württemberg. Indem hier der Grundsatz der wirtschaftlichen Abschließung von der Stadt auf das Land übertragen wurde, um den Territorialinsassen Nahrung und Verdienst zu sichern, erschien das ganze Territorium den Fremden (Gästen)

---

[1] Vgl. Zeitschr. für das gesamte Handelsrecht XXXVII (1890) 268.

[2] Preußisches Landrecht, Teil 2, Tit. 20, § 1292.

[3] Vgl. Wilh. Stieda, Art. „Stapelrecht" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften VI[2] 992 ff.

[4] Wenigstens in milderer Form. Vgl. Stieda a. a. O. 1004 f. Diente das Stapelrecht dazu, namentlich in größeren Städten, den Verkehr festzuhalten, indem die ankommenden Kaufmannsgüter einige Tage am Platze liegen bleiben und zum Verkaufe angeboten werden mußten, so forderte das sog. Umschlagsrecht lediglich die Umladung am Orte und die Übernahme der Frachtführung ausschließlich durch Ortseingesessene (Stapelgenossen). In dieser milderen Form findet sich das Stapelrecht noch bis ins 19. Jahrhundert am Rhein. Vgl. Über die Freiheit der Rheinschiffahrt. Ein Sendschreiben von — an —, Frankfurt a. M. 1815, und Zweites Sendschreiben, 1815. Dann Christian Eckert, Rheinschiffahrt im 19. Jahrhundert (1900) 4 f. Ebenfalls die Rang- und Reihefahrt, auch Börtfahrt genannt, blieb auf dem Rhein bis ins 19. Jahrhundert in Geltung. Sie bestand darin, daß die Mitglieder einer Schiffergilde das Recht zum Transport hatten. Dieselben fuhren in bestimmter Reihenfolge bei den einzelnen Orten an und ab und nahmen die inzwischen eingelaufenen Waren mit. Doch besagt die „Börtfahrt" (nach holländischem Muster) kein Monopol der Güterbeförderung mehr (vgl. Eckert a. a. O. 244 ff).

gegenüber als wirtschaftliche Einheit [1]. Und wenn nach Beseitigung der Städteautonomie der Landesherr für sich das Recht in Anspruch nimmt, Ausfuhrverbote für das ganze Territorium zu erlassen oder Grenzzölle einzuführen, so liegt dem ebenfalls bereits der Gedanke einer territorialen Zusammenfassung von Produktion und Konsumtion zu Grunde [2]. Die Wirtschaft des Landes erscheint dabei mehr und mehr als eine geschlossene Einheit, „die nur zuließ, was an Fremden und Waren ihr paßte, und hinausließ, was sie als Ganzes mit Vorteil entbehren, womit sie Gewinn zu machen, Geld hereinzubringen hoffen konnte" (Schmoller). Im wesentlichen ist ja überhaupt der Merkantilismus, wie er die Wirtschaftspolitik der Landesfürsten in der Neuzeit beherrscht, Ausdehnung und Übertragung der stadtwirtschaftlichen Politik auf das Territorium [3].

Im Vordergrunde des Interesses steht nun hier vor allem die Frage nach der Stellung, welche der Territorialstaat als neuer Träger der Wirtschafspolitik gegenüber der aus dem stadtwirtschaftlichen Mittelalter überkommenen zünftlerischen Gewerbeverfassung eingenommen hat.

Wir müssen bei Beantwortung derselben drei Perioden von allerdings sehr verschiedener Dauer unterscheiden:

die absolutistische Periode bis zur französischen Revolution, teilweise bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts;

die liberale Periode von der französischen Revolution bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts;

die sozialpolitische Periode seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart [4].

Beginnen wir für heute mit der Periode des staatlichen Absolutismus.

Die geschichtliche Erklärung des absolutistischen Charakters der deutschen Territorialherrschaft gehört nicht hierhin. Partikularismus und Absolutismus kennzeichnen in weitem Umfange das Streben der fürstlichen Macht innerhalb der neuzeitlichen Periode. Wir nehmen diese allgemein anerkannte Tatsache als eine geschichtlich gegebene hin und fragen lediglich nach der Stellung, welche die landesherrliche Gewalt den sozialen Gebilden und Verbänden gegenüber eingenommen hat.

[1] Vgl. Below, Der Untergang der mittelalterlichen Stadtwirtschaft (über den Begriff der Territorialwirtschaft), in Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik XXI (1901) 457.

[2] Schmoller, Umrisse und Untersuchungen rc. 22 f.

[3] Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft 159. Schmoller, Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich VIII (1884) 15 ff. Dann von neuem in Umrisse und Untersuchungen rc. 1—60.

[4] Vgl. Karl Johannes Fuchs, Volkswirtschaftslehre (1901) 51 ff.

Die ständische Libertät, die Gesamtvertretung des Landes durch die Stände (abgesehen von dem Fall der Steuerbewilligung), erschien den Territorialherren als unvereinbar mit einer starken, zentralisierten Staatsgewalt. Alle politische Selbständigkeit mußte daher beseitigt werden. Im übrigen aber bereitete die ständische Gliederung in Adel, Bürger, Bauern und was damit zusammenhing dem absoluten Beamtenstaat des ancien régime keine Sorge, solange nur jedes Privileg, jedes Herrschaftsrecht als eine vom Staate abgeleitete Institution galt und der staatlichen Aufsicht unterworfen blieb. Als Träger der sozialen Fürsorgepflicht (der Gutsherr gegenüber dem abhängigen Bauern, die Gesellenlade bzw. Innung gegenüber dem unselbständigen Gesellen oder bedürftigen Meister) mußten die „intermediären Gewalten" (Montesquieu) den Landesherren für die damalige Zeit sogar noch sehr willkommen sein [1].

Nach dem Gesagten brauchen wir kaum zu wiederholen, daß auch speziell für das Gebiet der Gewerbegeschichte die politische, weniger die wirtschaftliche und soziale Seite es war, welche die ersten Veränderungen erfuhr. Die aufstrebende landesherrliche und fürstliche Gewalt erblickte in der bisherigen Freiheit und Unabhängigkeit der gewerblichen Verbände nicht bloß eine Quelle von Übelständen. Das absolutistische Prinzip selbst kam dabei unmittelbar in Frage. Glaubte ja doch der absolute Staat die volle unbedingte Unterwerfung aller andern Organisationen fordern zu müssen. Ganz allgemein soll hiernach dem Staate sogar das Recht vorbehalten sein, zu bestimmen, bis zu welchen Grenzen er überhaupt „Vereine und Verbindungen von Privaten mit irgend welchen Zwecken und speziell solche von Gewerbetreibenden und Arbeitern gestatten kann und will" [2]. Die Autonomie, die politischen Rechte, die selbständige Jurisdiktion, das Besteuerungsrecht, kurz alles, was der Zunft in der stadtwirtschaftlichen Epoche ihre politische Machtstellung gewährt, ihren politischen Einfluß begründet und gesichert hatte, war also völlig unvereinbar mit dem Staatsbegriffe der neuen Zeit.

Im übrigen blieb die wirtschaftliche Grundlage der Zunftverfassung unberührt [3]. Der Zunftzwang, die Regelung der Produktion im Interesse der Produzenten wie Konsumenten, die Beschränkung des zünftlerischen Gewerbes auf mittlere und kleinere Betriebe, das alles dauerte dem Prinzip nach fort bis ins 19. Jahrhundert.

---

[1] Vgl. Konrad Bornhak, Das deutsche Arbeiterrecht. Separatabdruck aus den Annalen des Deutschen Reichs (1892) 8 ff.

[2] Schmoller, Umrisse und Untersuchungen 2c. 45.

[3] M. Meyer, Geschichte der preußischen Handwerkerpolitik (von 1640 bis 1740), 2 Bde (1884—1888).

Freilich trat an das neue Subjekt der Gewerbepolitik und der Gewerbepolizei alsbald die schwere Aufgabe heran, den Kampf aufzunehmen gegenüber zahlreichen zünftlerischen Mißbräuchen und Übelständen, welche die Stadtgewalt nicht mehr bekämpfen konnte, denen Vorschub zu leisten sie sich nur zu oft geneigt zeigte.

Wenn man den auf Jahrhunderte sich erstreckenden Verfall der Zunftverfassung vom 16. Jahrhundert an datiert, so muß doch beachtet werden, daß in den wirtschaftlich weniger entwickelten Landesteilen, wie im Osten Deutschlands, der Niedergang naturgemäß später zu Tage tritt als in den Brennpunkten des gewerblichen Lebens[1]. Anderseits wird man, bei der innigen Verbindung von Zunft und Stadt, den Verfall des Zunftwesens wie seine Blüte nur im Zusammenhange mit der städtischen Wirtschaftsgeschichte überhaupt klar verstehen und richtig würdigen können[2].

Die Stadt des 16. und 17. Jahrhunderts aber ist nicht mehr die alte deutsche Stadt, wenn auch das stadtwirtschaftliche System im allgemeinen erhalten blieb.

Mehr und mehr zu politischer Bedeutungslosigkeit verurteilt, unter die Herrschaft geldgieriger Fürsten gebeugt, litten die Städte doppelt schwer infolge jener allgemeinen Krisis, wie die deutsche Wirtschaftsgeschichte eine größere und verhängnisvollere kaum aufzuweisen hat. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, die Verschließung des Orients, die wachsende Entwicklung der durch Erfindung des Kompasses von der Küste unabhängigen ozeanischen Seeschiffahrt, die Auffindung des Seeweges nach Indien, die Entdeckung Amerikas, die Ablenkung des alten Handelsverkehrs zwischen Morgen- und Abendland vom Landweg (über Ägypten, Italien und die Alpen oder über Konstantinopel und die Donau) auf den Seeweg[3], die großen Schätze von Edelmetallen, die reiche Fülle kolonialer Produkte, welche den Ländern am Atlantischen Ozean zu teil wurde, die großartige Handelskonjunktur, die sich für die westeuropäischen Reiche aus der Kolonisation des neu entdeckten Erdteils ergab, — das waren in der Tat Ereignisse und Wandlungen von tiefgreifender Bedeutung für ganz Europa. Italien und Deutschland trugen dabei die Kosten. Ein Versuch deutscher Kauf-

[1] Bornhak, Arbeiterrecht 6 f.

[2] Monatsschrift für christliche Sozialreform, Jahrg. 25 (1903) Nr 12, 590 f: „Eine Störung im wirtschaftlichen Erwerbsleben ..., welche sich bei diesem oder jenem Berufsstande ... zeigt, deutet darauf hin, daß der gesamte Organismus ... leidend, daß die zusammenhangenden Funktionen seiner Organe in Unordnung geraten sind."

[3] Die Verlegung der Verkehrswege vollzog sich allerdings nicht sogleich und plötzlich. Vgl. Dietrich Schäfer, in Hansische Geschichtsblätter (1897) 3 ff; Below, in Jahrbuch für Nationalökonomie XXI 619 A. 201 a.

leute, sich in Lissabon festzusetzen, blieb ohne Erfolg. Auch zu kolonialen Unternehmungen von größerer Bedeutung und dauerndem Werte kam es nicht. Der einst so mächtige Städtebund, die deutsche Hansa, sah sich allerorts von glücklicheren Konkurrenten erfolgreich zurückgedrängt. Nicht plötzlich bricht sie zusammen. Sie erlischt in allmählichem Herabsinken von der glanz- und machtvollen Höhe, auf der sie einst gestanden. Langsam zieht sich der Wohlstand aus den deutschen Städten zurück. Überall finden wir Stillstand, Rückgang, beginnende Verarmung. Ganze ehemals blühende Gewerbszweige verfallen. Die Versendung deutscher Produkte an fremde Märkte hat nahezu aufgehört. Das deutsche Gewerbe sieht sich in jenen seinen Teilen, die bis dahin für den Export gearbeitet hatten, nunmehr auf den einheimischen Markt angewiesen. Die Kundenproduktion ist nicht mehr das Vorherrschende, sondern das Allgemeine, steht wenigstens noch mehr im Vordergrund als früher. Aber die Kunden sind gleichzeitig ärmer geworden. Die Landwirtschaft ist verkümmert, die große Masse der Bauern von geringer Kaufkraft und ganz außer stande, die feineren Artikel zu kaufen, die vordem dem Export gedient hatten. Zwar gibt es in den Städten noch reiche Leute, aber ihre Zahl hat sich vermindert. Und wie hätte dies auch anders sein können? Absatzstockung durch den Rückgang des Handels, Preisrevolution infolge der außerordentlichen Edelmetallzufuhr nach Europa und der hierdurch bewirkten Geldentwertung, dazu die sozialen Revolutionen, die Bauernaufstände, Adelsempörungen, dann die kirchliche Revolution, der Dreißigjährige Krieg, — das waren in der Tat Keulenschläge, unter denen der Reichtum und Glanz der deutschen Städte notwendig zusammenbrechen mußten. Der bürgerliche Schmuck, den das Handwerk des Mittelalters in solcher Fülle hervorgebracht hatte und der heute noch unsere Gewerbemuseen schmückt, war dem 17. Jahrhundert bereits fremd geworden. Die ängstliche Schonung der guten Stube stammt aus jener kleinbürgerlichen Zeit. Man hütete sorgfältig, was man besaß, weil die Mittel fehlten, Neues zu beschaffen. Kann es da wundernehmen, daß jene engherzige, geist- und kraftlose Art eines entmutigten, bei der allgemeinen wirtschaftlichen, religiösen und sittlichen Depression schmutzig egoistischen Kleinbürgertums seine Schatten auf das gewerbliche Leben warf?

Auch die Zunft war eine andere geworden. „Mehr als irgend ein anderes Institut", sagt Otto Gierke[1], „haben die Zünfte unter Beibehaltung der meisten äußeren Formen im Laufe der Jahrhunderte ihr Wesen geändert." Der persönliche Zwang der Zugehörigkeit zur Zunft, der örtliche Zwang, die Verdrängung des Landhandwerks, der sachliche Zwang, die Qualitätskontrolle über die Produkte, das alles blieb zunächst unversehrt. Der Leib, die Hülle war da, die Seele aber fehlte. Der „Zunftgeist" der Verfallzeit ist nicht mehr der edle, hochstrebsame und

[1] Das deutsche Genossenschaftsrecht I 358. Vgl. auch Schmoller, Umrisse und Untersuchungen 2c. 327.

doch gerecht maßvolle, echt brüderlich-solidarische Geist der Blüteperiode. „Die Zersetzung, welche durch die Reformation auf allen Gebieten hervorgerufen wurde, beförderte . . . den Zerfall der Genossenschaften, die vielfach mit religiösen Einrichtungen verwebt waren.“ [1]

Das gilt von der Meisterinnung ebensowohl wie von den Gesellenverbänden. Die sittliche Verwirrung, die allgemeine Verwilderung jener Zeiten, der Rückgang der städtischen und gewerblichen Kultur, alles verengte die geistige Sehweite, die Spannkraft des Wollens und Strebens. Jede große Auffassung, jedes Empfinden für Gerechtigkeit und Gemeinwohl war dahin. Schon hatte der Individualismus nach seiner düsteren Seite hin, der egoistisch-kapitalistische Geist des wirtschaftlichen Strebens auf gewerblichem Gebiet sich bemächtigt, noch bevor die großkapitalistische Industrie das Feld für sich eroberte. Die Selbstliebe war in Wirklichkeit bereits das einzige Motiv, der persönliche Vorteil zum höchsten Ziel geworden. Einst bildete die Zunftorganisation einen mächtigen Schutz der werbenden Arbeit. Nun wurde sie zum Werkzeug im Dienste des privilegierten Besitzes, ein Mittel, um die Arbeit von dem Aufsteigen zur höheren sozialen Stufe fernzuhalten. Die Meisterschaft erschien jetzt als ein vererbliches Privatrecht, als Monopol eines numerus clausus privilegierter Personen, die jeder unliebsamen Vermehrung der Zahl der Zunftgenossen mit aller Macht sich widersetzten. Nur Meistersöhne und Schwiegersöhne, allenfalls wer sich dazu verstand, eine Meisterswitwe zu heiraten, hatten leichtes Spiel. Daß hierdurch nicht gerade die gewerbliche Strebsamkeit gefördert wurde, liegt klar zu Tage. Wollte ein „Fremder“ in die Kaste einbrechen, dann boten verschärfte Bestimmungen über Lehrzeit, Gesellen- und Meisterstück Handhaben genug, um dem kühnen Beginnen unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen. So forderte man z. B. hohe Ein- und Ausschreibegebühren der Lehrlinge, namentlich aber ein höchst kompliziertes, äußerst kostspieliges und doch unverwertbares Meisterstück, dazu noch ein luxuriöses Meistermahl, um den zukünftigen Konkurrenten wenigstens vorderhand durch Schulden lahm zu legen. Oder man handhabte den Begriff der von der Zunft geforderten ehrbaren Herkunft und Makellosigkeit des Rufes mit rigoroser Willkür. Wer mit einem ihm vielleicht unbekannten Scharfrichter zufällig ein Glas Bier getrunken oder unwissentlich auf eines Scharfrichters Pferd gesessen, war schon anrüchig. Die Tucher in Neudamm stießen sogar ein Zunftmitglied aus, weil die Großmutter seiner Frau die Tochter eines Schäfers gewesen sein sollte. Weniger skrupulös war man dann aber hinsichtlich der Konsumenteninteressen geworden. Hatten die alten Zunftmeister über Güte und Preiswürdigkeit der Produkte gewacht, dann sollte jetzt durch die Kontrolle vor allem verhütet werden, daß niemand bessere Waren liefere als der andere, und daß nur ja keine gewerbliche Neuerung in Anwendung komme. Keck forderte man sogar die Beihilfe der Obrigkeit, wenn es sich darum handelte, einen den „gemeinen Meistern“ unbequemen technischen Fortschritt brutal zu unterdrücken. Nicht minder

[1] Georg Schanz, Zur Geschichte der deutschen Gesellenverbände (1877) 133 f.

mußte der Erfindungsgeist ertötet, die gewerbliche Entwicklung gehemmt werden durch eine kleinliche Abgrenzung der den einzelnen Zünften erlaubten Arbeit. Den messingenen Griff zu dem eisernen Topfe durfte nur der Gelbgießer anfertigen. Wehe dem Kesselschmiede, der sich nicht auf das Eiserne des Topfes beschränkt hatte! Übergriffe waren da natürlich ganz unvermeidlich, was zu endlosen Zänkereien, Klagen und Prozessen führte. Verderblich für das Zunftwesen wurde schließlich noch der immer schroffer hervortretende Gegensatz zwischen Meister und Gesellen. Mit der Sperrung der Zunft gegen alle, die nicht zur Meisterkaste gehörten, beginnt jener tiefe Riß, welcher die gewerbliche Welt späterhin immer mehr in zwei feindliche Lager teilt. Die Koalitionen der Gesellen erstrebten jetzt nicht nur, wie in der großen Zeit des Zunftwesens, die Verbesserung der ökonomischen Lage des Gesellenstandes, sie übten auch schon mancherlei Unfug aus und suchten insbesondere durch ihre Verrufserklärungen, das sog. „Schmähen", zum großen Schaden des Handwerks, mißliebigen Meistern, Zünften, Städten die gelernten Arbeiter fernzuhalten [1].

Bereits in den Reichstagsabschieden und Reichspolizeiordnungen von 1530, 1548, 1577, in dem Reichsgutachten von 1672, namentlich aber in der sorgfältig ausgearbeiteten Reichszunftordnung von 1731 war der Versuch gemacht bzw. erneuert worden, eine Änderung in den mißlichen Verhältnissen herbeizuführen. Praktische Erfolge erzielten die Reichstagsbeschlüsse jedoch nur dann, wenn und soweit die Landesherren eine territorialrechtliche Durchführung der dort aufgestellten Forderungen sich angelegen sein ließen. Sie erledigten sich dieser Aufgabe teils durch besondere Gewerbeordnungen, sei es für sämtliche oder für einzelne Gewerbe, meist mit Beibehaltung, zuweilen mit Aufhebung der lokalen Zünfte und Einführung von Landeszünften (so namentlich in Württemberg, auch in Brandenburg, Pommern, in der Markgrafschaft Baden, im Fürstenbergischen), oder es wurde die Regelung des Gewerbewesens den landesfürstlichen Polizeiordnungen eingefügt. Manchmal begnügte man sich damit, bei den an Städte und Zünfte gewährten Bewilligungen gewisse allgemeine Grundsätze urkundlich zum Ausdruck und in Geltung zu bringen [2].

Aus dem 16. Jahrhundert ist vor allem beachtenswert die österreichische Handwerkerordnung König Ferdinands, dann auch die zunächst noch sehr

[1] Vgl. Georg Adler, Über die Epochen der deutschen Handwerkerpolitik (1903) 36 ff. Ebd. über die Zunftmißbräuche 30 ff. Denselben Gegenstand zu vgl. bei Johannes Janssen, Geschichte des deutschen Volkes VIII 73 ff. Schanz a. a. O., ferner Schmoller, Meyer a. a. O., die Artikel über Zünfte und Zunftwesen im Handwörterb. der Staatswissensch. und in Elsters Wörterbuch der Volkswirtsch. ꝛc.

[2] Art. „Zünfte" in Wörterbuch der Volkswirtsch. II 985.

bescheidene brandenburgische Handwerkerpolitik[1]. Bedeutender war dagegen die an das Reichsgewerbegesetz von 1731 sich anschließende sog. Handwerkerpolitik Friedrich Wilhelms I. Die allgemeine Tendenz der landesherrlichen Gesetzgebung ging lediglich auf weitere Beschränkung der Zunftautonomie, ihrer Jurisdiktion, ihres Versammlungsrechtes, der Wirksamkeit ihrer Beschlüsse; dann auch auf Beseitigung einzelner Mißbräuche, namentlich jener Hindernisse, welche der Kastengeist dem Erwerb der Meisterschaft in den Weg gelegt. Gegen die Gesellenverbände gingen die Fürsten energischer vor. Die absolutistische Auffassung sah ja in der Beziehung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer mehr ein Herrschaftsverhältnis, das in seinem rechtlichen Bestande sich nicht nach freiem Vertrage regelte, sondern auch auf die entweder generell an die Zunft oder individuell an eine privilegierte Person erteilte staatliche Konzession sich zurückführte. Demgemäß wurde staatlicherseits die volle Unterwerfung der Gesellen unter die Befehle der Dienstherrschaft gefordert. Ein kurfürstliches Patent von Hannover z. B. bedrohte die Altgesellen mit Leibes- und nach Befinden sogar mit Lebensstrafe, wenn sie ihre Mitgesellen aufwiegelten; die Arbeitseinstellung wurde allen Gesellen bei scharfer Leibesstrafe oder Festungsarbeit verboten[2].

Noch waren die wesentlichen Grundlagen der Zunftverfassung erhalten. Was hatten sie aber zu bedeuten, wenn die staatliche Wirtschaftspolitik gleichzeitig fremdländischen, namentlich französischen Mustern folgend den Todfeind des gewerblichen Mittelstandes, den kapitalistischen Großbetrieb, mit der ganzen Fülle staatlicher Macht schützte und förderte? Der Merkantilismus ist kein wissenschaftliches, sondern ein wirtschaftspolitisches System, immerhin ein System mit bestimmten Zielen und leitenden Gesichtspunkten. Die Staatsidee fruchtbar zu machen für das Wirtschaftsleben, damit das Wirtschaftsleben fruchtbar werde für den Staat, — das war in nuce der Merkantilismus, wie er in der Vorstellung des absolutistischen Fürstentums lebte. Geld ist Reichtum. Der Reichtum des Volkes aber ist nicht Selbstzweck, sondern Steuerkraft. Und der Staat brauchte viel Geld für sein Heer, seine Beamten, die Hofhaltung der Fürsten. Da wandte sich ganz von selbst die staatliche Fürsorge dorthin,

[1] Below, Der Untergang der mittelalterlichen Stadtwirtschaft (über den Begriff der Territorialwirtschaft), in Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik XXI (1901) 456.

[2] Schmoller, Umrisse und Untersuchungen ꝛc. 388 A.

wo die fiskalischen Aussichten sich am günstigsten zu gestalten schienen — trotz Mittelstand und Zunftverfassung.

Gewisse Widersprüche zwischen der tatsächlichen Gestaltung des gewerblichen Lebens und der Zunftverfassung hatten sich freilich schon im Mittelalter herausgebildet. Die Zunahme des Verkehrs, die Vermehrung der Zahl der Gewerbetreibenden, die Vervollkommnung der Technik, die Eigenart und die besondern Verhältnisse einzelner Gewerbe ließen eine Ausdehnung der Produktion über die Anforderungen des lokalen Bedarfs hinaus als möglich, zweckmäßig oder gar für den Fortbestand des Gewerbes notwendig erscheinen. Indem nun aber solche exportierenden Handwerker sich der Vermittlung des Händlers für den Absatz ihrer Produkte bedienten, war „der große Schritt der Arbeitsteilung: daß der Handwerker technisch produziere, der Kaufmann den Vertrieb besorge“ [1], für die beteiligten Kreise bereits zur vollendeten Tatsache geworden. Der „handwerksmäßige“ Betrieb hatte sich dabei in einen „hausindustriellen“ Betrieb umgewandelt.

Das „Verlegertum“ des Händlers mit der hausindustriellen Tätigkeit der gewerblichen Produzenten stellt für das gewerbliche Gebiet die erste Form des kapitalistischen Großbetriebes dar. Aber es ist nur ein kaufmännischer Großbetrieb („Verlag“), die gewerbliche Produktion vollzieht sich dabei noch in den häuslichen Klein- und Mittelbetrieben des Handwerks („Hausindustrie“).

Stieda hat für die Anfänge der Hausindustrie auf eine Anzahl von Beispielen aus dem 15. und 16. Jahrhundert hingewiesen [2]. So verpflichteten sich im 15. Jahrhundert zu Lübeck und Augsburg eine Anzahl von Handwerkern an bestimmte Kaufleute, Paternosterkränze zu liefern. Auch findet sich beim Böttcherhandwerk (im Dienste des hanseatischen Häringshandels), in der Klingenschmiederei (Solingen), der Hutmacherei, zu Ende des Mittelalters in der Textilindustrie eine ähnliche Entwicklung des Verlagssystems, das im Verlaufe der Neuzeit dann an Bedeutung und Verbreitung immer mehr gewinnt. Der Name „Verlag“ ist heute (abgesehen von Österreich) fast nur noch im Gebrauch beim Bücherverlag. Im Dienste des kapitalistischen Unternehmers, des „Verlegers“, arbeiten die „hausindustriellen“ Schriftsteller.

Handelte es sich um ein Produkt, zu dessen Fertigstellung eine größere Anzahl von Händen mit „Arbeitszerlegung“ (Bücher) erfordert wurde,

[1] Schmoller a. a. O. 426.

[2] Schriften des Vereins für Sozialpolitik XXXIX. Die deutsche Hausindustrie I (1889) 115 ff.

so konnten technische und wirtschaftliche Gründe die „lokale Arbeitsvereinigung" (Hasbach)[1], d. i. die Vereinigung der zur Herstellung eines Gutes nötigen Arbeitsprozesse, an ein und derselben Arbeitsstätte als zweckmäßig oder geboten erscheinen lassen. Damit war aber der gewerbliche Großbetrieb gegeben: die „Manufaktur" oder die „Machinofaktur" (Reuleaux), d. i. die Fabrik, je nachdem wesentliche Teile des Produktionsprozesses durch Handarbeit oder durch Maschinen ausgeführt werden[2].

Vorerst finden wir den gewerblichen Großbetrieb nur bei neuen Gewerben, die mit einer komplizierteren Technik arbeiteten und einen weiteren Absatzkreis ins Auge fassen mußten (z. B. bei der Papiermacherei). Im Bereiche der alten Gewerbe wird der Großbetrieb zwar in der Form des Verlagssystems häufiger, bleibt bis ins 18. Jahrhundert dagegen als gewerblicher Großbetrieb noch selten. Dann aber entwickelt sich die Fabrikindustrie rasch unter kräftiger Beihilfe der staatlichen Gewalt. Daß hierdurch wesentliche Grundsätze der bisherigen gewerblichen Verfassung verletzt wurden, erregte kein Bedenken mehr. Der absolutistischen Auffassung gemäß war jede Berechtigung zum Gewerbebetrieb eine vom Staate abgeleitete, jeder Gewerbebetrieb ein vom Staat konzessionierter[3]. Das galt von der Zunft, deren Recht ausschließlich auf staatlicher Verleihung beruhte. Das galt aber genau ebenso auch von jenen außerhalb der Zunft stehenden Personen, welche der Staat durch die Erteilung von Spezialprivilegien als „Freimeister" anerkannte; schließlich ebenfalls von den großindustriellen Unternehmungen, die mit staatlicher Konzessionierung ins Leben traten. Stand somit der staatlichen Unterstützung der Großindustrie ein rechtliches Bedenken nicht im Wege, so ließen anderseits die neuen wirtschaftspolitischen Grundsätze den Bruch mit der alten Mittelstandspolitik als durch das Interesse des Staates unbedingt gefordert erscheinen. „Da itzo alle auswärtigen Staaten und fast die ganze Welt sich Manufakturen befleißigen", schrieb Friedrich II. in einer Instruktion (vom 27. Juni 1740) an den Minister des neuen Kommerzien- und Manufakturendepartements, v. Marschall[4], „so seien auch in Preußen

[1] Göttinger Gelehrte Anzeigen (1894) 524.

[2] Zu den Begriffen „Manufaktur" und „Fabrik" vgl. Sombart, Die gewerbliche Arbeit und ihre Organisation, im Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik XIV (1899) 355 ff A. 1.

[3] Bornhak, Arbeiterrecht 11.

[4] Schmoller, Umrisse und Untersuchungen 2c. 540.

soviel als möglich die fehlenden Manufakturen ins Leben zu rufen, und dazu müßten Fremde von allerhand Kondition, Charakter und Gattung ins Land gezogen werden." Natürlich, so verlangte es ja das merkantilistische Prinzip.

Manche Schriftsteller verfügen über die glückliche Veranlagung eines besondern Scharfblicks für die Lichtseiten des Gegenstandes, den sie behandeln. So schildert Schmoller z. B. die merkantilistische Zeit, wie der Dichter seinen Held besingt. Wir sind nun weit entfernt, die ganz unbestreitbaren Verdienste der territorialstaatlichen Epoche, speziell um die Entwicklung des Staatsgedankens, um die Ausbildung eines vortrefflichen Berufsbeamtentums sowie der stehenden Heere, irgendwie zu unterschätzen. Aber gerade vom nationalökonomischen Standpunkte aus können wir doch nicht so ohne weiteres in die üblichen Lobeshymnen einstimmen, — aus doppeltem Grunde.

Wenn Karl Bücher z. B. die Ausbildung der Volkswirtschaft in seinem Sinne „im wesentlichen eine Frucht der politischen Zentralisation" nennt[1], „welche an der Wende des Mittelalters mit der Entstehung territorialer Staatsgebilde beginnt und in der Gegenwart mit der Schöpfung des nationalen Einheitsstaates ihren Abschluß findet"; — wenn er des weiteren erklärt: „Die wirtschaftliche Zusammenfassung der Kräfte geht Hand in Hand mit der Beugung der politischen Sonderinteressen unter die höheren Zwecke der Gesamtheit" — so fühlt man sich unwillkürlich versucht, dem Satze etwa folgende Fassung zu geben: Die Zusammenfassung der gesamten Volkskraft in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht wurde wesentlich gehemmt durch die partikularistische Zersplitterung, welche an der Wende des Mittelalters mit der Entstehung territorialer Staatsgebilde beginnt und erst in der Gegenwart mit der Schöpfung des nationalen Einheitsstaates ihren Abschluß finden konnte. Die wirtschaftliche Zusammenfassung der Kräfte blieb notwendig ausgeschlossen, solange die Territorialherren sich nicht zu einer Beugung ihrer politischen Sonderinteressen unter die höheren Zwecke der Gesamtheit verstehen wollten. In dieser Fassung würde der Satz wohl leichter die Zustimmung des Historikers finden können. Felix Rachfahl[2] weist zur Kennzeichnung der geschichtlichen Wahrheit auf das Wort eines alten Schriftstellers hin, welcher die Art und Weise, wie die Seher des Altertums die Zukunft symbolisch andeuteten,

[1] Entstehung der Volkswirtschaft[3] 157.
[2] Westdeutsche Zeitschr. für Geschichte und Kunst XIX (1900) 119.

zu der seinigen macht: „Sie zeigen ein Bild, darauf war ein Adler zu sehen, der kraftlos, nur noch mit mattem Schlage die ihres Federschmuckes beraubten Flügel entfaltend, über einem Schiffe schwebt, das auf stürmischem Meere einhertreibt; am Strande steht ein Schwarm Neugieriger, die unter müßigen Reden gaffen.“ [1] Wer aber war es, der dem Aar sein Gefieder geplündert? —

Und nun die berühmte Wirtschaftspolitik der absolutistischen Zeit! Verdient sie das hohe Lob, das ihr nicht selten gespendet wird? Ohne Zweifel hatte sich die alte Gewerbeverfassung in der stadtwirtschaftlichen Form ausgelebt und überlebt. Das gewerbliche Leben mußte auf einer breiteren Basis aufgebaut, die Vorteile der fortgeschrittenen Arbeitsteilung, des maschinellen Großbetriebes, durften dem Volke nicht vorenthalten werden. Überdies versteht es sich leicht, wie die Mißachtung der dem öffentlichen Interesse dienenden Seite der Zunftverfassung seitens der Meister, ihr egoistisches Bestreben, die Zahl der Meisterstellen zu beschränken, trotz der immerhin natürlich wachsenden Bevölkerung, die offenkundige Hemmung des technischen Fortschrittes, der künstliche Ausschluß jeder lebhafteren Konkurrenz mit dem Erfolg einer Verschlechterung der Warenqualität, die starre Abgrenzung der Zunftgebiete usw. — dem zünftigen Handwerk mehr und mehr alle Sympathien entziehen mußten. Es bedurfte in der Tat einer tiefgreifenden Umgestaltung der Gewerbeverfassung. Mit weniger stabilen Verhältnissen, mit den Bedingungen einer größeren Volksvermehrung, einer rascheren Entwicklung der Technik, des Verkehrs, der Kommunikationsmittel, war gar manche Satzung der alten Zunftstatuten absolut unvereinbar. Aber warum vergaß die merkantilistische Politik, die so vieles von der stadtwirtschaftlichen Politik zu lernen wußte, warum vergaß oder übersah sie den gesunden Kernpunkt der städtischen Gewerbepolitik, deren antikapitalistische Tendenz? War es denn notwendig, durch Preisgabe jener antikapitalistischen Tendenz den vollen Bruch mit der Mittelstandspolitik zu vollziehen? Oder was wäre denn überhaupt eine Mittelstandspolitik ohne Spitze gegen den Kapitalismus? Gewiß, wir verstehen ganz wohl, wie „die sozialen Kräfte“, nach Preisgabe der kirchlichen Grundsätze über die Gerechtigkeit im Wirtschaftsleben, genau „in gleicher Richtung wirkten. . . . Das Vermögen der reichen Städter erlangte durch das Freiwerden der Rentenfonds eine bedeutend größere Beweglichkeit

[1] Thrasybulus Lepta (Konrad Dinner), De ortu, vita et rebus gestis Domini Georgii Ludovici a Seinsheim . . . libri quinque (1590) 89 ff.

und Akkumulationskraft; zu dem bisher allein vorhandenen Handelskapital trat das Leihkapital; beide ergänzten und verstärkten einander in ihrer weiteren Entfaltung“.[1] Ganz ohne Zweifel! Aber war es wirtschaftspolitisch weise, die kapitalistische und individualistische Entwicklung noch zu fördern? Gewiß wären der staatlichen Wirtschaftspolitik die allerschwierigsten Probleme aus einer zeitgemäßen Umbildung der genossenschaftlichen Organisation erwachsen. Und doch wäre das damals viel leichter gewesen, wo es sich nur darum handelte, den Anfängen des „Kapitalismus“ gegenüber Stellung zu nehmen; unvergleichlich aussichtsvoller als zu einer Zeit, da die kapitalistische Form des Großbetriebes ihren Siegeslauf bereits vollendet und das gewerbliche Gebiet fast gänzlich direkt oder indirekt sich unterworfen hat. —

Nur noch ein Wort! Wenn man unter „Volkswirtschaft“ die gegenwärtige Volkswirtschaft mit vorherrschender „kapitalistischer“ Produktion versteht, dann darf man rückhaltlos der Erklärung Büchers[2] beistimmen, daß „in Beziehung auf die Entwicklung der Volkswirtschaft der Liberalismus der letzten hundert Jahre nur fortgeführt, was der Absolutismus begonnen hat“. Schärfer kann in der Tat der absolutistischen Wirtschaftspolitik das Urteil nicht gesprochen werden!

Doch darüber werden wir uns ein anderes Mal unterhalten.

Heinrich Pesch S. J.

Die französischen Bischöfe als „Aufrührer“!

Die übergroße Zurückhaltung, welcher sich der französische Episkopat den seit 1899 täglich augenscheinlicher zu Tage tretenden kulturkämpferischen Bestrebungen der französischen Regierung gegenüber lange Zeit hindurch befleißigte, hatte selbst bei Liberalen Befremden und bei Vertretern des Blocks Überraschung hervorgerufen. Waldeck-Rousseau nahm sogar keinen Anstand,

[1] Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft 160. Belows Stellungnahme zu Sombarts Lehre von der Genesis des Kapitals vgl. in Historische Zeitschr. XCI (1903): Die Entstehung des modernen Kapitalismus 432 ff.

[2] Entstehung der Volkswirtschaft 162.

aus derselben geradezu ein stilles Einverständnis des Episkopats und des Weltklerus mit den Maßnahmen gegen die Ordensgenossenschaften zu folgern. Noch in der Kammersitzung vom 17. Dezember 1901, also fast ein halbes Jahr nach Erlaß des Vereinsgesetzes, führte er bezüglich des hauptsächlichsten Grundes, aus welchem die antiklerikalen Regierungen in Frankreich am Konkordate festhalten, folgendes aus:

„Es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Ernennung der Bischöfe nicht Rom und die Ernennung der Pfarrer nicht den Bischöfen zustehe, und daß sich so keine einheitliche Hierarchie mit einem einzigen geistlichen und weltlichen Oberhaupte als höchster Spitze bilde. An dem Tage, an welchem diese Hierarchie eingesetzt wäre, würde der Ultramontanismus nicht mehr bloß eine Lehrtendenz, sondern eine Tatsache sein, deren Folgen sich bald fühlbar machen würden (Sehr gut im Z. und auf verschiedenen Bänken der L.).“ „Daß die im Konkordat gebotenen Garantien nicht wertlos sind, geht aus der Verschiedenheit der Wirkungen hervor, welche zu Tage treten, je nachdem die Konkordatsgesetzgebung mit mehr oder weniger Wachsamkeit gehandhabt wird. Vor zehn oder zwölf Jahren bildeten die Kanzeln Rednerbühnen für politische Agitationen (Sehr gut! l.). Täglich ertönten von denselben neue Schmähungen gegen die Staatsgesetze. Neuerdings aber konnte ich feststellen — und vermöge meiner Stellung bin ich wohl in der Lage, solche Feststellungen zu machen —, daß was früher die Regel war, heute zur Ausnahme geworden ist (Sehr gut! auf verschiedenen Bänken, Zwischenrufe). Vor vier [sollte heißen: bald sechs] Monaten hat die Kammer das Vereinsgesetz beschlossen. Man hatte eine ganz ungeheure religiöse Agitation zur Verteidigung der Mönchsorden angekündigt. Von 87 Bischöfen haben aber nur 16 sich zur Angelegenheit geäußert (Zwischenrufe r.). Und ihre Anspielungen auf die Beschließung des Vereinsgesetzes waren in maßvollem Tone gehalten. Nur sechs haben eine schärfere Sprache geführt, wie sie mehr für Streitschriften als für bischöfliche Hirtenschreiben sich paßt. Ein anderer Beweis im gleichen Sinne ist, daß fromme Laien in der Presse die Sache der Orthodoxie in die Hand nehmen zu müssen glaubten.“ (Zwischenruf Bougères: „Wie Ihr Vater zu Nantes anläßlich der Dekrete!“) [1]

Man bemerke in vorstehender, höchst lehrreicher Äußerung nebenbei die Art, wie Waldeck-Rousseau, einer der maßgebendsten antiklerikalen Staatsmänner Frankreichs seit 1880, den „Ultramontanismus“ definiert.

Da bei der Vollstreckung des Gesetzes durch Combes der radikal kirchenfeindliche Geist der Regierung und Parlamentsmehrheit immer un-

[1] La Vérité française, 19 décembre 1901. — Der letzte Zwischenruf bezieht sich darauf, daß der Vater des Ministerpräsidenten anläßlich der Ausführung der Dekrete Ferrys 1880 an der Jesuitenniederlassung zu Nantes, dem Obern derselben demonstrativ seinen Arm reichte.

verhüllter zum Vorschein kam, war eine Kundgebung größeren Stiles für die französischen Bischöfe schließlich nicht mehr zu umgehen. Anlaß zu dieser Kundgebung nahmen die Bischöfe von dem wichtigsten Momente in der Ausführung des ganzen Gesetzes, der bevorstehenden Erledigung der bei beiden Kammern anhängigen Genehmigungsgesuche von etwa 450 männlichen und weiblichen Ordensgenossenschaften. Bezüglich der Form der Kundgebung entschieden sie sich für eine „Petition" an die Senatoren und Abgeordneten. Bei Anwendung dieser Form glaubten sie die ihnen wohlbekannten Fallstricke der französischen Kirchengesetzgebung noch am ehesten vermeiden zu können.

Auch bei der praktischen Veranstaltung der Petition wurde mit peinlichster Sorgfalt alles vermieden, was als Vorwand für eine selbst nur mißbräuchliche Anwendung veralteter Gesetzesparagraphen hätte dienen können. Art. 4 der Organischen Artikel (Gesetz vom 18. Germinal X) bestimmt: Kein National- oder Metropolitankonzil, keine Diözesansynode oder beratende (bzw. beschlußfassende) Versammlung (assemblée délibérante) darf ohne ausdrückliche Erlaubnis der Regierung abgehalten werden"; Art. 21: „Kein Bischof darf ohne Erlaubnis des ersten Konsuls die Diözese verlassen", Art. 9 nach der Auslegung staatsrätlicher Jurisprudenz: „Kein Bischof darf außerhalb der Grenzen seiner Diözese irgend welche bischöfliche Jurisdiktion oder Amtsgewalt ausüben". Man vermied deshalb jede Zusammenkunft oder gemeinsame, auch nur briefliche, Beratung der Bischöfe. Ein Bischof bzw. ein von ihm beauftragter Geistlicher übernahm es, das Schriftstück inhaltlich und formell, nach dem Vorbilde des päpstlichen Schreibens vom 23. Dezember 1900, so abzufassen, daß die Bereitwilligkeit aller oder doch der meisten französischen Bischöfe zur Unterzeichnung desselben vorausgesetzt werden konnte. Hierauf trug er Sorge dafür, daß soviel als möglich alle Bischöfe rechtzeitig Kenntnis von demselben erhielten, um so in der Lage zu sein, in völlig freier Entschließung, falls sie es für gut fänden, ihre Unterschrift unter dasselbe zu setzen. Auf diesem Wege wurde die Petition unter 79 derzeit in Frankreich — die algerischen Bischöfe blieben außer Betracht — im Amt befindlichen Bischöfen von 74, und darunter von sämtlichen Kardinal-Erzbischöfen und -Bischöfen, unterzeichnet[1]. Da auch die fünf Prälaten, die nicht

[1] Vgl. Msgr Touchet, La Pétition des soixante-quatorze évêques aux Sénateurs et aux Députés. Mémoire au Conseil d'État. Orléans 1902, M. Marron, und L'Univers, 1er nov. 1902.

unterzeichnet hatten: die Erzbischöfe von La Rochelle[1] und Rouen[2] und die Bischöfe von Tarantaise, Laval und Dijon[3], später Erklärungen abgaben, aus welchen ihre Zustimmung wenigstens zum wesentlichen Inhalt der Petition hervorgeht, kann die Petition als völlig einmütige Kundgebung des gesamten französischen Episkopats gelten.

Hinsichtlich der Berechtigung des Schrittes der Bischöfe wird zu Beginn der Petition selbst ausgeführt:

Die französische Verfassung erkennt jedem Bürger Frankreichs das Recht zu, sich in Angelegenheiten, die ihm für die Wohlfahrt des Landes von Wichtigkeit erscheinen, an die gesetzlichen Vertreter desselben in beiden Kammern zu wenden. Eine derartige Angelegenheit von höchster Wichtigkeit ist die bevorstehende Entscheidung über die Genehmigungsgesuche der (450) Ordensgenossenschaften. Da es sich um eine religiöse, das Konkordat berührende Angelegenheit handelt und um Genossenschaften, die durch das Vereinsgesetz selbst bzw. durch die Bestimmungen des Ausführungsreglements über die Genehmigungsgesuche der Jurisdiktion der Bischöfe unterstellt sind, ist es vor allem Sache der Bischöfe, als der berufenen Vertreter der Kirche Frankreichs und „der natürlichen Beschützer und Anwälte der Ordensgenossenschaften“, in der Angelegenheit von dem allen französischen Bürgern verfassungsgemäß zustehenden Petitionsrechte Gebrauch zu machen.

Dafür, daß die Petition auch inhaltlich und im Ausdruck möglichst einwandfrei abgefaßt war, bürgt schon die geschilderte Art ihres Zustandekommens. Selbst angesehene nichtkatholische und freidenkerische Blätter rühmten ihr denn auch nach, daß sie in durchaus würdiger und maßvoller Form gehalten war. Bei diesem Tatbestande schien, wenn auch bei der bekannten Gesinnung der Parlamentsmehrheit eine praktische Wirkung derselben auf die Entschließungen der Kammern nicht zu erhoffen war, doch eine Verfolgung der Bischöfe deswegen um so mehr ausgeschlossen, als es sich dabei in Wirklichkeit um eine gegen den gesamten französischen Episkopat gerichtete und insofern bisher beispiellos dastehende Maßnahme handelte.

Doch gerade der letztere Umstand scheint Combes und die Parteien, von denen er abhängt, angestachelt zu haben, diese Verfolgung mit um so größerem Nachdruck zu betreiben. Die der Loge nahestehende Lanterne, in welcher sich die wahren Anschauungen und Gesinnungen der französischen Freimaurer, und darunter auch des Ministerpräsidenten Combes, hinsichtlich der Kirche besonders treu widerzuspiegeln pflegen, schrieb sofort nach dem Bekanntwerden der Petition:

[1] L'Univers, 19 oct. 1902. [2] Ebd., 18 oct. 1902.
[3] Ebd., 21 oct. 1902.

Eigentlich müßten die Bischöfe „wegen Aufruhrs“ vor die gewöhnlichen Gerichte gestellt werden, da „sie sich des Vergehens der Zusammenrottung von Staatsbeamten gegen die öffentliche Gewalt und der abfälligen Beurteilung derselben schuldig gemacht haben“. „Indes würden diese Gerichte zweifelsohne vor den Bischofskreuzen der Aufrührer sich verneigen und letztere freisprechen.“ Wird die Regierung also wenigstens den hölzernen Säbel des Konkordats gegen die Bischöfe schwingen? Doch wozu sollte das dienen? So bleibt nur die Gehaltssperre ..., wir rechnen darauf, daß die Regierung diese Strafe verhänge“.

„Vor allem ists aber die Parlamentsmehrheit, die hier eingreifen muß.“ „Soll das Konkordat, welches durch die Hände derjenigen selbst zerrissen wurde, die aus ihm Nutzen ziehen, noch lange den Massenaufruhr des Klerus überleben? Oder wird die Republik sich endlich zur Selbstverteidigung entschließen? Die Antwort auf den Brief der Bischöfe dürfte eigentlich nur in einer der zwei Maßnahmen bestehen: entweder Anwendung der Gesetze in ihrer ganzen Strenge, d. i. Einkerkerung der Bischöfe, oder Kündigung des verbrecherischen Vertrags von 1801 (d. i. des Konkordats) und sofortige Beschließung der Trennung von Kirche und Staat und der Aufhebung des Kultusbudgets. Wir erwarten eine entschiedene Maßregel, woher immer sie komme.“ [1]

„Wenn die Bischöfe nur einmal wissen, daß sie bei Verletzung der Gesetze, gleich allen andern Leuten, Gefahr laufen, mit dem Gefängnis Bekanntschaft zu machen, werden sie lenksam werden wie Hämmel (moutons) und bis zur Plattheit gefügig wie Wanzen.“ [2]

Die Aufruhrartikel des französischen Strafgesetzbuches, auf welche die Lanterne Bezug nimmt, sind die Artt. 123 ff des Code pénal, wo Gefängnisstrafen bis zu sechs Monaten und Verbannung für die von der Lanterne namhaft gemachten Vergehen vorgesehen sind. Von einer Combes nahestehenden Persönlichkeit wurden einem Redakteur der Vérité française auch Artt. 201 ff des französischen Strafgesetzbuches als auf Bischöfe anwendbar bezeichnet [3], welche sich in öffentlichen auch schriftlichen Kundgebungen eine Kritik von Regierungshandlungen oder Gesetzen gestatten. Diese Artikel lauten:

„201. Kultdiener, welche in Ausübung ihres Amtes in öffentlicher Versammlung eine Rede vortragen, welche eine Kritik oder einen Tadel gegen die Regierung, ein Gesetz ... oder jede andere Handlung der öffentlichen Gewalt enthält, werden mit Gefängnis von drei Monaten bis zu zwei Jahren bestraft.

„202. Enthält die Rede eine direkte Provokation zum Ungehorsam gegen die Gesetze oder gegen andere Akte der öffentlichen Gewalt oder zielt sie darauf hin, einen Teil der Bürger gegen die andern aufzuwiegeln und aufzuhetzen, so wird der Kultdiener, der sie vorgetragen hat, wofern die Rede ohne Folgen blieb, mit

---

[1] Zitiert in L'Univers, 18 oct. 1902.

[2] La Vérité franç., 23 oct. 1902. [3] Ebd.

Gefängnis von zwei bis fünf Jahren, und wofern daraus eine Widersetzlichkeit erfolgte, die nicht in Aufruhr und Aufstand ausartete, mit der Verbannung bestraft.

„203. Für den Fall, daß die Provokation zum Aufruhr oder Aufstand führte, treffen auch die Kultdiener die auf diesen Vergehen stehenden schwereren Strafen.

„204. Jede schriftliche Mitteilung, die in irgend welcher Form Pastoralinstruktionen enthält, hat, wofern ein Kultdiener sich in derselben erlaubt, die Regierung oder irgendwelchen Akt der öffentlichen Gewalt zu kritisieren, die Strafe der Verbannung gegen den Kultdiener zur Folge, der sie öffentlich bekannt gibt.

„205. Enthält die Mitteilung eine direkte Provokation zum Ungehorsam ... (wie Art. 202), so wird der Kultdiener, der sie veröffentlicht, mit Gefängnis bestraft.

„206. Führt die in einer solchen Mitteilung enthaltene Provokation zu Aufruhr oder Aufstand ..., so treffen die auf diesen Vergehen stehenden Strafen, welche immer es sein mögen, auch die Kultdiener.

„207. Jeder Kultdiener, welcher über religiöse Fragen oder Gegenstände mit einem auswärtigen Hofe oder einer auswärtigen Macht, ohne vorherige Benachrichtigung des Kultusministers des Königs und ohne die Ermächtigung dazu erhalten zu haben, eine Korrespondenz geführt hat, verfällt dadurch allein schon einer Geldstrafe von 100 bis 500 Fr. und einer Gefängnisstrafe von einem Monate bis zu zwei Jahren.

„208. Hat die in vorstehendem Artikel erwähnte Korrespondenz andere ausdrücklichen gesetzlichen Bestimmungen oder einer königlichen Verordnung zuwiderlaufende Handlungen (faits) zur Begleiterscheinung oder zur Folge, so trifft den Schuldigen, wofern auf diesen Handlungen (faits) nicht eine härtere Strafe steht, die dann allein auf ihn anzuwenden ist, die Strafe der Verbannung.“ [1]

Combes selbst hatte schon in seinem zur Mitteilung an den Nuntius verfaßten amtlich-diplomatischen Schreiben an Delcassé vom 24. Juli 1902 betont:

„Die Bischöfe vermeiden“ bei ihren öffentlichen Kundgebungen, in welchen sie Gesetze und Handlungen der Regierung kritisieren und „die Beschimpfung mit der Aufreizung zum Aufruhr“ verbinden, „freilich die Form von Pastoralschreiben, weil sie bei Verwendung derselben mit der Konkordatsgesetzgebung [d. h. mit den Organischen Artikeln] in Konflikt kommen würden. Aber der Bischof hört nicht [2] auf, Bischof zu sein, wenn er auch in einer nur persönlichen schriftlichen Kundgebung in den Parteistreit des Tages eingreift. Er macht sich derselben Verfehlung schuldig wie ein Staatsbeamter, der, ohne seiner Beamtenstellung Rechnung zu tragen, der Tagespresse Artikel oder Briefe mit seiner Unterschrift zusenden würde, und setzt sich damit allen strafrechtlichen Folgen aus,

[1] L. Tripier-H. Monnier, Les Codes français. Code d'instruction criminelle, pénal et tarifs, Paris 1902, 88 f.

[2] Im Texte des Gelbbuchs, wie ihn sowohl L'Univers als La Vérité franç. (24 juin 1903) wiedergeben, ist dieses „nicht“ ausgelassen. Da es aber der Zusammenhang unbedingt zu fordern scheint, setzten wir es in der Annahme, daß ein Druckversehen vorliege, gleich oben im Texte ein.

welche nach dem gemeinen Rechte solche Handlungen nach sich ziehen. Wenn sich solche bedauerliche Vorgänge mehren, können sie zu ernsten Verwicklungen führen, weil die Prüfung der Briefe der Bischöfe sowohl wegen ihres Inhalts als wegen ihrer Form zu gerichtlichen Verfolgungen Anlaß geben könnte" [1].

In diesen Worten spielt Combes zunächst offenbar auf die schon erwähnten Artt. 123 ff des Strafgesetzbuchs und andere gesetzliche Bestimmungen oder Verordnungen über Kundgebungen von Beamten an.

Am 20. Mai 1903 ergänzte Combes diese Äußerungen in der Kammer durch die weitere Bemerkung:

„Die Gesetzlichkeit der Anwendung der Gefängnisstrafe in den von den Paragraphen des Strafgesetzbuches vorgesehenen Fällen" auch auf Bischöfe „kann nicht zweifelhaft sein. Fraglich bleibt nur, ob es weise sei, diese Paragraphen systematisch in Anwendung zu bringen. Freilich ist die Kritik der Gesetze und der Zivilgewalt nur um so verwerflicher, wenn sie von kirchlichen Personen ausgeht, deren Beruf es ist, die Unterwerfung unter die Gesetze und die Regierung zu predigen. [Zwischenruf Abbé Gayrauds: ‚Unter die gerechten Gesetze!'] Deshalb ist es aber nicht minder gewiß, daß die öffentliche Meinung sich mit der wiederholten Anwendung der Gefängnisstrafe auf solche Fälle nur schwer befreunden könnte". Was uns betrifft, „erachten wir es für besser, die öffentliche Meinung zum Richter über die Haltung des Episkopats und die gegen dieselbe oder anläßlich derselben zu ergreifenden Maßregeln zu machen, insofern letztere über die im Art. 6 der Organischen Artikel vorgesehene staatsrätliche Rüge wegen Amtsmißbrauchs hinausgehen; und dies aus dem Grunde, weil die Beziehungen zwischen dem Staate und der katholischen Kirche seit einiger Zeit in eine neue Phase eingetreten sind" [2].

Letztere Bemerkung bezieht sich auf die im vorigen Artikel erwähnten Beratungen über Trennung von Staat und Kirche bzw. die geplante neue kultpolizeiliche Knebelung der Kirche.

Der Art. 6 der Organischen Artikel lautet:

„In allen Fällen des [Amts-]Mißbrauchs seitens kirchlicher Vorgesetzter oder sonstiger kirchlicher Personen findet Rekurs an den Staatsrat statt. Diese Fälle des [Amts-]Mißbrauchs sind: Usurpation oder Überschreitung der Gewalt; Zuwiderhandlung gegen die Gesetze und Verordnungen der Republik; Verletzung der in Frankreich durch die zu Recht bestehenden Satzungen (canons) geheiligten rechtlichen Normen; Angriffe auf die Freiheiten, Vorrechte und Gewohnheiten der gallikanischen Kirche; und jedes Unternehmen und Vorgehen, welches bei Ausübung des Kults die Ehre der Bürger gefährden und ihr Gewissen willkürlich beunruhigen und gegen sie in Unterdrückung, Unbill oder öffentliches Ärgernis ausarten kann."

---

[1] Aus dem Gelbbuch, vgl. La Vérité franç., 24 juin 1903.

[2] Journal Officiel, Chambre 1903, 1703 f.

Auf Antrag Combes' beschloß der französische Ministerrat am 21. Oktober 1902 tatsächlich, die Petition der 74 französischen Bischöfe vom 15. Oktober auf Grund dieses Artikels zur Aburteilung an den Staatsrat zu verweisen. Er begründete seinen Beschluß damit, daß die Petition „das Ergebnis einer Verständigung unter den Bischöfen darstelle, welche durch die auf die Organischen Artikel gestützte Jurisprudenz des Staatsrats jederzeit für unerlaubt erklärt worden sei“; denn gemäß den Artt. 4 und 9 des Gesetzes vom 18. Germinal X „dürfe die bischöfliche Gewalt nur innerhalb der Grenzen des betreffenden Sprengels ausgeübt werden“ und sei es den Erzbischöfen und Bischöfen untersagt, „ohne ausdrückliche Ermächtigung der Regierung gemeinsam Beratungen zu pflegen oder Beschlüsse zu fassen“[1].

Unter den öffentlichen Kundgebungen der angeklagten Bischöfe zu ihrer Verteidigung ist besonders die schon erwähnte ausführliche „Denkschrift des Bischofs von Orleans, Mgr Touchet, an den Staatsrat“ bemerkenswert. Trotzdem aber in derselben wie in andern Veröffentlichungen die völlige Gesetzlichkeit des Vorgehens der 74 Bischöfe erwiesen schien, gelang es den der Regierung augenblicklich fast stets willfährigen und ihren Wünschen häufig sogar zuvorkommenden Juristen des französischen Staatsrats dennoch, eine Tatsache ausfindig zu machen, auf welche sich mit einem Scheine von Recht ein Erkenntnis in ihrem Sinne stützen ließ. Diese Tatsache war, daß die Petition allen Senatoren und Abgeordneten einzeln, nicht aber dem Senate und der Kammer selbst in den „parlamentarischen Formen“ zugestellt worden war. Daraus schloß der Staatsrat, daß es sich in Wirklichkeit nicht um eine Petition, sondern um ein gemeinsames bischöfliches Manifest handle, welches eine den Artt. 4 und 9 der Organischen Artikel (Gesetz vom 18. Germinal X) zuwiderhandelnde und gemäß Art. 6 zu verurteilende bischöfliche Amtshandlung darstelle. Demgemäß erkannte der Staatsrat gegen die 74 Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, also sozusagen gegen den gesamten Episkopat Frankreichs in corpore, am 27. November 1902, völlig wie Combes es gewünscht hatte, auf „Amtsmißbrauch“. Dieses Urteil des Staatsrats ist zur Kennzeichnung der augenblicklichen kirchenpolitischen Situation in Frankreich von zu großer Bedeutsamkeit, als daß wir es uns versagen dürften, die Erwägungen desselben hier wörtlich wiederzugeben. Dieselben lauten:

[1] Vgl. L'Univers, 22 oct. 1902.

„In Erwägung, daß das beregte Aktenstück die Unterschriften von 74 Erzbischöfen und Bischöfen trägt; daß es, unter Außerachtlassung der für die Petitionen vorgeschriebenen Formen, den Senatoren und Abgeordneten einzeln (individuellement) zugestellt, in den meisten Diözesen in der Semaine religieuse veröffentlicht und in allen Departementen mittels der Tagespresse verbreitet worden ist; daß unter diesen Bedingungen das genannte Aktenstück nicht den Charakter einer an die Kammern gerichteten Petition, sondern eines Manifests des Episkopats hat; daß anderseits die Unterzeichner der Petition sich ihrer amtlichen [Bischofs-]Titel bedienen, als Beschützer der Ordensgenossenschaften außerhalb ihrer Diözesen auftreten und erklären, daß man vergebens darauf hoffe, daß der Episkopat und der Weltklerus ihre Sache von jener der Ordensleute trenne, welche die Sache der Kirche selbst sei;

„in Erwägung, daß nach Art. 4 des Gesetzes vom 18. Germinal X die Erzbischöfe und Bischöfe ohne ausdrückliche Erlaubnis der Regierung gemeinsame Entschließungen (résolutions) weder beraten noch fassen können, und daß gemäß Art. 9 desselben Gesetzes jeder Bischof seine Amtsgewalt (autorité) nur innerhalb der Grenzen seines Sprengels ausüben kann;

„in Erwägung, daß das vor den Staatsrat gebrachte Schriftstück unter den Umständen, wie es zu stande kam, das Ergebnis einer Verabredung und gemeinsamen Entschließung darstellt, und daß überdies jeder seiner Unterzeichner, indem er im Namen des Episkopats und der französischen Kirche zu handeln beansprucht, die ihm gemäß dem eben erwähnten Art. 9 zustehenden Amtsbefugnisse überschritten hat;

„daß folglich dieses Schriftstück zugleich eine Zuwiderhandlung gegen die Gesetze und Verordnungen der Republik und eine unter die durch Art. 6 des Gesetzes vom 18. Germinal X vorgesehenen Fälle des [Amts-]Mißbrauchs zu rechnende Überschreitung der Amtsgewalt darstellt,

„beschließt der Präsident der Republik, im Namen des französischen Volkes, nach Anhörung des Staatsrates:

„Art. 1. Es liegt in der Schrift: Pétition à MM. les sénateurs et MM. les députés en faveur de la demande d'autorisation faite pour les congrégations [Amts-]Mißbrauch vor.

„Art. 2. Der Minister des Innern und der Kulte ist mit der Vollstreckung dieses Beschlusses beauftragt." [1]

Die Hinfälligkeit der ganzen Begründung und damit des Erkenntnisses selbst erhellt schon aus der offenkundigen Tatsache, daß die Bischöfe eine wirkliche Petition zu unterzeichnen vermeinten und beabsichtigten. Stellte die unterbliebene Formalität der Einreichung der Petition beim Senat und bei der Kammer wirklich ein so wesentliches Erfordernis dar, daß durch deren Unterlassung die geschäftsordnungsmäßige Erledigung der Petition un-

[1] Vgl. Journal Officiel, 3 déc. 1902, 7861 f, oder L'Univers, 4 déc. 1902.

möglich wurde, so berechtigte dies noch lange nicht dazu, die Petition zu einem „Manifest“ zu stempeln oder gar zu einer „bischöflichen Amtshandlung“ im Sinne des Konkordats. Es ist ferner durchaus nicht abzusehen, weshalb es rechtlich unstatthaft gewesen sein sollte, daß die Bischöfe sich als vollberechtigte französische Bürger petitionsweise an die einzelnen Senatoren und Abgeordneten, als ihre gesetzlichen Vertreter und Beauftragten in den beiden Kammern wendeten. Wie die Regierung, können nach dem französischen Verfassungsrecht auch alle Abgeordneten und Senatoren Anträge bei den Kammern stellen und Eingaben an letztere vermitteln. Wie alle andern französischen Bürger, waren ferner offenbar auch die Bischöfe bei Unterzeichnung ihrer Petition befugt, zugleich ihren Stand und ihre Berufsstellung zu erwähnen. Die Behauptung, daß letztere dadurch zur bischöflichen Amtshandlung geworden sei, ist einfach abgeschmackt. Ebensowenig endlich wie andere Petitionen durch deren Veröffentlichung in religiösen oder profanen Blättern unter Verlust des Petitionscharakters zu Manifesten werden, verlor die Petition der Bischöfe infolge einer derartigen Veröffentlichung ihren Charakter als „Petition“.

Trotz der offenkundigen Hinfälligkeit des Erkenntnisses nahm aber der Präsident der Republik keinen Anstand, dasselbe am 1. Dezember 1902 durch dessen Unterzeichnung zu vollziehen; und Combes beeilte sich seinerseits, sofort nach der Bekanntmachung desselben im Journal officiel über fünf Bischöfe, die Bischöfe von Besançon, Orleans, Amiens, Séez und Nizza, als die mutmaßlichen Anstifter der Petition, die Gehaltssperre zu verhängen[1]. Gegen den Generalvikar des Bischofs von Besançon, Laligant, als den mutmaßlichen Verfasser des Aktenstückes, hatte Combes die gleiche Maßregel schon im Oktober getroffen[2].

Auch die übrigen Kundgebungen französischer Bischöfe, welchen die französische Regierung in der Form der Gehaltssperre das Siegel ihres allerhöchsten Mißfallens und Unwillens aufdrückte, betrafen direkt oder indirekt die antiklerikale Ordenspolitik der letzteren oder doch Maßnahmen, welche mit dieser Ordenspolitik im engsten Zusammenhang standen.

Der in Frankreich hochangesehene Kardinal von Autun, Mgr Perraud, Mitglied der französischen Akademie, war im Laufe seiner Festrede zur Jahrhundertfeier der Geburt des Bischofs Dupanloup am 12. Oktober 1902 auch auf Äußerungen Dupanloups über die Gefahren zu

[1] Vgl. L'Univers. 5 déc. 1902. [2] Vgl. ebd. 24 oct. 1902.

sprechen gekommen, welche Frankreich in Zukunft bedrohten, wenn eine im Dienste der Loge stehende antichristliche Demokratie zur Herrschaft gelangen sollte. Die betreffende Stelle aus der Rede, welche Msgr Perraud in der Kathedrale zu Orleans hielt, lautete:

„Msgr Dupanloup bemerkte: ‚Wenn die Demokratie, welche vielleicht morgen die Herrin sein wird, antichristlich, religionsfeindlich, atheistisch ist, wird sie eine entsetzliche Gesellschaft schaffen.‘ — Wer wagte es angesichts der Vorgänge, die sich rings um uns abspielen, ihn der Übertreibung zu zeihen? Hat er nicht ebenfalls unsere gegenwärtige Lage, wenn ich mich so ausdrücken darf, abphotographiert, als er sagte: ‚Die Logen sind große Wahlklubs. Dort werden im verborgenen die Formeln ausgearbeitet, die im günstigen Augenblick in der Öffentlichkeit auftauchen, in die politischen Programme und, wenn die Adepten der Loge am Ruder sind, in die Gesetzgebung übergehen‘? — 1867 signalisierte der Bischof von Orleans in einem Briefe an Augustin Cochin, diesen wackern Mann, der ihm als Freund und häufig als Mitarbeiter zur Seite stand, mit oberhirtlicher und patriotischer Betrübnis die unheilvolle Wirksamkeit des ministère de dépravation des esprits, wie er es nannte. Welcher Schmerz für uns ist's, nachdem seit diesem Ausspruch 30 Jahre verflossen sind, feststellen zu müssen, daß dieses ministère de dépravation immer noch rings um uns am Werke ist und ohne Rast und Ruhe an der ‚Entchristlichung‘ unseres Landes arbeitet, indem es bemüht ist, alle seine Attentate gegen die christlichen Gewissen mit dem schönen Namen ‚Freiheit‘ zu maskieren: Quasi velamen habentes malitiae libertatem.“ [1]

Wie der Leser sieht, ist hier mit dem Ausdruck ministère de dépravation die unheilvolle Tätigkeit der Loge oder der Freimaurerei und ihres Anhanges gemeint. Combes bezog indes auf Grund hetzerischer Berichte in Parteiblättern den Ausdruck sofort auf sich und sein Ministerium. In diesem Sinne brachte er die Angelegenheit am 21. Oktober 1902 im Ministerrat zur Sprache. Im Einverständnis mit letzterem forderte er darauf den Kardinal in einem höchst unziemlichen Schreiben sofort kategorisch auf, sich zu der „für die Regierung beleidigenden Äußerung, welche er sich auf der Kanzel erlaubt habe, zu erklären bzw. dieselbe zu desavouieren“ [2]. Msgr Perraud antwortete auf diese ungezogene Anrempelung hin einfach, daß er seine Rede im Wortlaut ohne jede Änderung der

[1] So lautete die Stelle gemäß dem vom Verleger der später im Druck erschienenen Rede dem Gaulois zum voraus mitgeteilten Texte. Vgl. Vérité franç., 28 oct. 1902 und Le Card. Perraud, Discours prononcé dans la cathédrale de St-Croix d'Orléans le 12 oct. 1902, à l'occasion du 1er centenaire de la naissance de Msgr Dupanloup, Orléans 1902, M. Marron, 17 rue Jeanne d'Arc, 24 f.

[2] L'Univers, 22 oct. 1902. La Vérité franç., 30 oct. 1902.

Öffentlichkeit übergeben werde[1]. Darauf ging ihm eine vom 29. Oktober 1902 datierte Mitteilung Combes' zu, daß von diesem Tage an keine Zahlung aus Staatsgeldern mehr an ihn erfolgen werde[2]. Gewisse Blätter wußten zu melden, daß Combes neben der bereits mitgeteilten Stelle noch folgende Worte des Kardinals für anstößig befand:

„Was diejenigen betrifft, die ‚sich an fremden Rechten vergreifen' — was gemäß dem Verfasser der Geschichte der Gironde ‚reine Tyrannei' ist —, so ist es nicht notwendig, erst zu zeigen, wo sich dieselben befinden. Ihre jüngsten Heldentaten bezeichnen sie hinlänglich der Aufmerksamkeit oder, besser gesagt, dem Unwillen der Freunde der Freiheit." [3]

Die Maßregelung des Kardinals Perraud kennzeichnet aufs trefflichste die bis zur vollendeten Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit kleinliche und engherzige Tyrannei der gegenwärtig Frankreichs Geschicke lenkenden jakobinischen Machthaber.

Da der Staatsrat und die Regierung es für „konkordatswidrig" befunden hatten, daß die Bischöfe sich in Sachen der verfolgten Orden an die Abgeordneten und Senatoren wandten und so „außerhalb ihrer Diözesen" bischöfliche Amtstätigkeit ausübten, richteten sie die weiteren Kundgebungen, welche ihre ihnen vom Papst Leo XIII. eingeschärfte Hirtenpflicht zu erheischen schien, an die Gläubigen ihrer Diözesen. Die schärfste — oder richtiger am meisten beanstandete — bischöfliche Kundgebung dieser Art war der Fastenhirtenbrief des Bischofs von Périgueux und Sarlat, Msgr Delamaire[4]. In diesem Hirtenbrief bemühte sich Msgr Delamaire, ganz im Sinne der Weisungen des Papstes, die Gläubigen seiner Diözese über die Haltlosigkeit der von französischen Kirchenfeinden gegen die Ordensgenossenschaften systematisch verbreiteten Verleumdungen und über die wahren Ziele, welche die Kirchenfeinde damit

---

[1] Vgl. La Vérité franç., 30 oct. 1902. Die Rede selbst erschien in Orleans bei Herluison, 17 rue Jeanne d'Arc.

[2] Vgl. La Vérité franç., 4 nov. 1902.

[3] Perraud a. a. O. 17; vgl. L'Univers, 1er nov. 1902.

[4] Msgr Delamaire, Lettre pastorale sur les épreuves de l'Eglise dans les temps présents et réponse à M. Combes, prés. du conseil, au sujet de la suppression de traitement de l'évêque de Périgueux. Périgueux, Imprimerie Cassard jeune, et Paris, Libraire Vic et Amat, 11 rue Cassette, 1903. Der die Ordensfrage betreffende Abschnitt ist auch vollständig mitgeteilt in La Vérité franç., 5, 7 et 8 mars 1903. Zu den hier veröffentlichten Aktenstücken trat später noch das vom 15. April 1903 datierte Dankschreiben des Bischofs an die Subskribenten, welche ihm sofort seinen gesperrten Gehalt ersetzt hatten; vgl. La Vérité franç., 17 avril 1903.

verfolgten, aufzuklären. Dabei vermied er mit peinlichster Sorgfalt alles, was als Kritik des Vereinsgesetzes oder der Handlungen der Regierung hätte gedeutet werden können. Da aber diese Verleumdungen bei den Beratungen über das Vereinsgesetz und über die Ordensgenossenschaften tatsächlich eine große Rolle gespielt hatten und noch immer spielen, und da die Regierung und die Parlamentsmehrheit gesonnen sind, auch zur Rechtfertigung ihrer weiteren Maßnahmen gegen die Ordensgenossenschaften diese Verleumdungen, der offenkundigen Wahrheit zum Trotz, hartnäckig aufrechtzuerhalten, so fühlten sich Combes und Genossen durch den Hirtenbrief beschimpft und herausgefordert.

Schon unter dem 7. März 1903 — nur einige Tage, nachdem die kirchenfeindliche Presse unter offenbarer Entstellung des Tatbestandes sich des Gegenstandes bemächtigt hatte — zeigte Combes Msgr Delamaire an, daß infolge des Hirtenbriefes die Gehaltssperre über ihn verhängt sei. Das höchst befremdliche Schreiben Combes' lautet wörtlich:

Brief des Ministerpräsidenten an den Bischof von Périgueux.

„Paris, am 7. März 1903.

Herr Bischof!

Die Aufmerksamkeit der Regierung wurde auf den Hirtenbrief gelenkt, den Sie unter der Überschrift Les Épreuves de l'Église anläßlich der Fastenzeit veröffentlicht und dessen Lesung in allen Kirchen der Diözese Sie angeordnet haben. Nach Kenntnisnahme dieses Schriftstückes erachtete der Ministerrat, daß dasselbe sowohl nach Inhalt als nach Form eine wahre Provokation darstellt und in keiner Weise dem konkordatsgemäßen Amtsbereich entspricht, mit Rücksicht auf welchen der Staat die Verpflichtung übernommen hat, den Bischöfen einen Gehalt zuzusichern. Ich habe demgemäß die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß ich Auftrag gegeben habe, von heute ab jede Auszahlung von Geldern aus dem Staatsschatz zu Ihren Gunsten einzustellen. Genehmigen Sie, Herr Bischof, die Versicherung meiner Hochachtung.

Der Ministerpräsident, Minister des Innern und der Kulte.

E. Combes[1].“

Die Hinfälligkeit der hier für die Maßregelung gegebenen Begründung liegt auf der Hand. Selbst die engherzigste Auslegung des Konkordats kann einem Bischof als berufenem Vertreter der Kirche das Recht nicht streitig machen, ungerechte Angriffe auf die Kirche und kirchliche Institute abzuwehren und die Gläubigen über die Ungerechtigkeit derselben aufzuklären. Als besonders anstößig scheint, soviel man aus der hier in

[1] Msgr Delamaire, Lettre pastorale etc. 40.

ersten Linie in Betracht kommenden Auslassung des Temps[1] entnehmen kann, der Ausdruck le ridicule et odieux fétiche du „laïcisme“ im Hirtenbrief[2] empfunden worden zu sein. Aber auch dieser Ausdruck kann im Zusammenhang zu keiner gerechtfertigten Beanstandung Anlaß geben. In demselben wird treffend der Humbug und Schwindel gekennzeichnet, welchen die heutigen Kirchenfeinde mit dem vieldeutigen Schlagwort „Laizismus“ zur heuchlerischen Vertuschung ihrer wahren, wesentlich atheistischen und religionsfeindlichen Bestrebungen systematisch betreiben. Und wenn der Kammerkommissionspräsident F. Buisson ungestraft, ja unter dem Beifall der Regierung die in Frankreich feierlich anerkannte katholische Religion als „Fetischismus“ bezeichnen durfte, der um jeden Preis „ausgerottet werden muß“[3], so kann man es einem Bischof nicht verübeln, wenn er den von Buisson, Combes und Genossen mit den Worten laïque, laïcisme, laïcité getriebenen groben Unfug in der bezeichneten, durchaus gerechtfertigten Weise geißelte.

Buisson, Rabier, Combes und Genossen schützen allerdings vor, daß der Ausdruck „Fetischismus“ in ihrem Munde, bzw. ihre Angriffe gegen den Klerikalismus überhaupt, nicht der katholischen „Religion“ gelten, sondern nur der Karikierung und mißbräuchlichen politischen und finanziellen Ausbeutung derselben durch die Lehr- und Predigtorden und durch den Weltklerus. Ihre Darlegungen und Bestrebungen lassen aber nicht den mindesten Zweifel daran übrig, daß sie mit ihren beschimpfenden Ausdrücken, Redewendungen und Angriffen tatsächlich völlig berechtigte und darunter selbst wesentliche, im christlichen Glauben begründete und von der hierzu einzig und allein, auch ohne den Beirat Buissons, Combes' und sonstiger Atheisten, kompetenten kirchlichen Behörde feierlich gutgeheißene und empfohlene Äußerungen und Übungen der katholischen Religion zu treffen beabsichtigen, und daß sie sich dieses wahren, durch und durch heuchlerischen Charakters ihrer Angriffe und Versicherungen auch voll und ganz bewußt sind.

Sehr zahlreiche und größtenteils auch entschiedene Kundgebungen der französischen Bischöfe, zumeist in Form von Briefen an Combes,

---

[1] Vgl. La Vérité franç., 5 mars 1903.

[2] Msgr Delamaire, Lettre pastorale etc. 23.

[3] Vgl. Le rapport Rabier, La République et les congrégations, Paris 1903, 122 186, und die Kammerrede Plichons vom 24. März 1903: Journal Officiel 1289.

riefen die Rundschreiben des letzteren an die Bischöfe vom 9. und 11. April hervor.

Im ersten dieser Rundschreiben forderte Combes auf Grund des Art. 44 der Organischen Artikel und des Dekrets vom 22. Dezember 1812 kategorisch auf: „in den Kultlokalen, welche kein (förmliches) Ermächtigungsdekret vorweisen können, sofort die Einstellung aller religiösen Verrichtungen zu veranlassen". Er fügte die Drohung bei: „Dem Gesetze muß vor allem gehorcht werden, und die volle Verantwortlichkeit für die Maßregeln, welche die Regierung" widrigenfalls „ergreifen müßte, würde ausschließlich Ihnen zur Last fallen."

Im zweiten Rundschreiben schärfte Combes den Bischöfen ein, sie hätten dafür zu sorgen, daß „Mitglieder nicht genehmigter Ordensgenossenschaften und Weltgeistliche, welche unter der Bezeichnung Diözesan-Missionäre gemeinschaftlich zusammenlebten", vom Predigtamte gänzlich ausgeschlossen würden. Bezüglich ersterer bemerkte er, daß deren Verwendung auf der Kanzel nicht nur gegen die konkordatsgemäße Organisation des Pfarrdienstes, sondern nach Promulgierung des Vereinsgesetzes und der Abweisung der Genehmigungsgesuche der Predigtorden auch gegen dieses Gesetz verstoße. Als erste der gesetzlichen Bedingungen für die Säkularisation von Ordensleuten bezeichnete er die „vorherige gänzliche und vollständige Auflösung der Ordensgenossenschaft", der sie angehörten, „auch außerhalb Frankreichs" (!). Für jede Zuwiderhandlung, schloß Combes, würde zunächst der Pfarrer verantwortlich gemacht, dem die Kultpolizei in seiner Kirche obliegt, und im Wiederholungsfall würde selbst „die Existenz des betreffenden Kultorts in Frage gestellt sein". [1]

Auch diese Rundschreiben müssen, da sie die im Konkordat gewährleistete Freiheit des katholischen Kults verletzen und Eingriffe in wesentlich geistliche Rechte der kirchlichen Gewalt enthalten, als konkordatswidrig bezeichnet werden. Durch das Rundschreiben bezüglich der Kapellen sollten vor allem die Kapellen der Ordensgenossenschaften getroffen werden. Tatsächlich war dasselbe aber so allgemein gehalten, daß auf Grund desselben auch zahlreiche andere vielfach lange vor 1789 und teilweise sogar seit 1200 [2] im Gebrauch befindliche Kirchen und Kapellen und die meisten Kapellen gemeinnütziger und selbst öffentlicher und staatlicher Anstalten, wie Lyzeen,

[1] L'Univers und La Vérité franç., Ostersonntagsnummer, 12. April 1903.

[2] Vgl. die Kammerrede Gayraud's vom 19. Mai 1903: Journal Officiel 1668.

Spitäler, Waisenhäuser, Asyle usw., und sogar die Kapellen des Senats im Palais Luxembourg und des Präsidenten der Republik im Elysée sofort ohne weiteres hätten geschlossen werden müssen. — Die Ungesetzlichkeit und Exorbitanz des zweiten Rundschreibens ist nicht minder offenkundig. Denn es gibt kein französisches Gesetz, kraft dessen Combes selbst den nichtsäkularisierten Mitgliedern nicht genehmigter Ordensgenossenschaften die Kanzel zu untersagen befugt wäre; das Vereinsgesetz vom 1. Juli 1901 verbietet denselben in Art. 14 wohl den Unterricht an Lehranstalten, aber nicht das Predigen. Die von Combes aufgestellte erste Bedingung für die Säkularisation, die vorherige Auflösung des betreffenden Ordens auf der ganzen Welt, ist nicht nur völlig willkürlich, sondern geradezu unsinnig. Die unter Drohungen an die Bischöfe gestellte Zumutung, sich im Widerstreite mit ihren kirchlichen Pflichten zu Helfern und Werkzeugen Combes' bei Ausführung dieser ungesetzlichen Rundschreiben herzugeben, stellte eine Herausforderung und Beschimpfung des bischöflichen Standes dar, welche sie im Interesse ihrer Standesehre nicht mehr schweigend hinnehmen durften.

Die meisten französischen Bischöfe erklärten demgemäß Combes nach dem Vorgange der Kardinalerzbischöfe von Paris, Reims, Lyon und Rennes, daß Ehre und Pflicht es ihnen verböten, bei den in den Rundschreiben angeordneten kulturkämpferischen Maßnahmen irgendwelche Beihilfe zu leisten. Mit besonders großer Entschiedenheit wiesen die Bischöfe Turinaz von Nancy [1] und Touchet von Orleans [2] die insolenten Forderungen Combes' zurück. Über ersteren verhängte Combes wieder die Gehaltssperre. Gegen Msgr Touchet war diese Maßregel schon früher in Anwendung gekommen. Das unziemliche Schreiben, in welchem Combes Msgr Turinaz seine Maßregelung mitteilte, erfuhr seitens des letzteren abermals eine scharfe Zurückweisung [3]. Da um die gleiche Zeit auch die großenteils gewaltsame Auflösung zahlreicher Anstalten weiblicher und namentlich der im März 1903 durch die Kammer dem Untergang geweihten 54 Männer-Kongregationen erfolgte, fielen nun auch die zahlreichen hierauf bezüglichen bischöflichen Kundgebungen schärfer aus [4].

---

[1] La Vérité franç., 15 et 21 avril 1903.

[2] Ebd. 13 et 16 avril 1903.

[3] Ebd. 25 avril 1903.

[4] Vgl. die lange Reihe der bezüglichen bischöflichen Kundgebungen in L'Univers und La Vérité franç., 5 avril bis 24 mai 1903.

Die freimaurerischen Hetzblätter verfehlten natürlich nicht, auch aus diesen Kundgebungen wieder Kapital zu schlagen.

„Noch nie", rief die Lanterne aus, „fand eine Rebellion der Bischöfe statt, die der heutigen vergleichbar wäre." [1] — „Die Bischöfe", erklärte der Voltaire, „machen mit den rebellischen Mönchen gemeinsame Sache." „Die Republik wird den ihr hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen und die Bischöfe zermalmen." — „Wann", fügte der Radical bei, „wird das Konkordat endlich einmal aufhören?" — „Die Bischöfe" [2], spricht die Action, „schwingen ihre Krummstäbe und scheinen damit die verfolgungssüchtige Regierung bedrohen zu wollen." „Combes möge sich erinnern, daß das Gesetz für ähnliche Fälle einige zwei bis fünf Jahre Gefängnis vorsieht." [3] — „Soll denn", so polterte wieder die Lanterne, „das gemeine, für alle Welt geltende Gesetz vor der lächerlichen Majestät einer violetten Soutane Halt machen?" „Soll einzig und allein der Mann der Kirche sich schmeicheln können, daß er den Gesetzen ungestraft trotzen dürfe, und sollen die öffentlichen Gewalten sich den Anschein geben, daß sie vor einem Bischof zittern?" [4] „Die Republik wird erst durch die völlige Niederwerfung der Kirche siegreich"; „man muß mit der klerikalen Frage aufräumen, das ist der Schlüssel zur Lösung aller andern Fragen." „Die Männerorden sind seit gestern aufgelöst, die weiblichen werden es morgen sein. Das ist aber nur ein erster Besenstrich [zur Säuberung der Republik]; legen wir den Besen nicht aus der Hand, sondern wenden wir ihn nun gegen die Kirche." [5]

Zu bemerken ist schließlich noch, daß auch die zahlreichen Gehaltssperren, welche Combes über Bischöfe und Geistliche niedern Ranges aus den geringfügigsten Anlässen und nicht selten sogar ohne jeden Anlaß verhängte und verhängen ließ, konkordatswidrige und ungesetzliche Chikanierungen und Beraubungen der Geistlichkeit darstellen. Denn der Gehalt der Geistlichen in Frankreich stellt als geringe Entschädigung für die zur Zeit der französischen Revolution eingezogenen Kirchengüter gemäß der Gesetzgebung der Revolution selbst eine finanzielle Verpflichtung dar, die den Charakter einer „Nationalschuld" hat und daher unter allen Umständen zu erfüllen ist [6]. Dieser Charakter des Kultusbudgets für katholische Kultzwecke wurde auch im Konkordat anerkannt und vertragsmäßig festgestellt. Die Ungesetzlichkeit der gedachten Gehaltssperren selbst vom Standpunkt speziell der französischen staatlichen Gesetzgebung erhellt daraus, daß es kein einziges Gesetz gibt,

[1] La Vérité franç., 23 avril 1903.
[2] L'Univers, 15 avril 1903. [3] Ebd. 15 avril 1903.
[4] Ebd. 22 avril 1903. [5] Ebd. 7 mai 1903.
[6] Vgl. die Dekrete vom 2. November 1789, 20.—30. April und 24. Juli 1790 usw.; vgl. auch O. Larcher, Le droit français III 309 f.

welches die Regierung zu diesen Gehaltssperren berechtigte[1]. Die Willkürlichkeit bei Verhängung der Gehaltssperren über Geistliche wird unter anderem durch folgende durchaus nicht vereinzelte Fälle grell beleuchtet: Als der antiministerielle Kandidat für die Abgeordnetenkammer de Castellane eben sich anschickte, in St Mary-le Cros (Cantal) eine Wahlrede zu halten, ertönte anläßlich einer Beerdigung gerade Glockengeläute von der Pfarrkirche. Der Präfekt nahm ohne weiteres an, daß der Pfarrer, Abbé Gasselin, die Glocken zu Gunsten des antiministeriellen Kandidaten habe läuten lassen, und verhängte über ihn sofort die Gehaltssperre[2]. Unter dem Vorwand, er habe auf bretonisch gepredigt, wurde ferner einem Pfarrer der Gehalt gesperrt, welcher schon seit Jahren sich Sonntags bei Predigt und Katechese ausschließlich der französischen Sprache bedient hatte. Vom Bürgermeister und Generalrat des Bezirks darüber zur Rede gestellt, erklärte der Subpräfekt von Brest: „Nous avons frappé dans le tas, wir haben aufs Geratewohl darauf losgeschlagen."[3]

Trotzdem aber in den vorstehend geschilderten und vielen andern Konfliktsfällen es immer wieder die französische Regierung' bzw. deren händelsüchtiges Oberhaupt Combes waren, welche durch offenbar konkordatswidrige Maßnahmen die Kirche und ihre Vertreter: Papst, Bischöfe und Geistliche, provozierten und in ungerechter und ungesetzlicher Weise in ihren Rechten schädigten, nahm Combes dennoch keinen Anstand, wiederholt und feierlichst vor aller Welt zu beteuern:

„Es ist in der Tat für alle Welt offenbar, daß der katholische Klerus, besonders seit einiger Zeit, wie zum Vergnügen Zwischenfälle häuft, welche zeigen, wie wenig er sich aus dem Konkordate macht (erneuter Beifall l.) Wir wissen wohl, daß die Geistlichen aller Religionen schon von Natur aus zu Übergriffen geneigt sind. [Noch viel mehr die weltlichen Machthaber, wie gerade das Beispiel Combes' selbst drastisch bekundet.] Diese Tatsache ist in verschiedenen Ländern und unter verschiedenen Regierungssystemen zu Tage getreten: in Deutschland wie in Frankreich, in England wie in Spanien, kurz überall, wo es einen regelrecht organisierten Klerus gibt; nirgendwo aber, meines Erachtens, so oft und

---

[1] Aus der Kammerrede des Rechtsgelehrten Groussau vom 20. Mai 1903: Journal Officiel 1690; vgl. auch Msgr Touchet, La suppresion des traitements ecclésiastiques. Orléans 1903, M. Marron (zu beziehen durch Lethielleux in Paris).

[2] L'Univers, 21 juin 1902.

[3] Festgestellt von Abbé Gayraud in seiner Kammerrede vom 10. Mai 1903: Journal Officiel 1669.

mit solcher Schärfe und Anmaßung wie unter unserem republikanischen Regierungssystem (Ohorufe r.). Einen noch bedenklicheren Charakter erhält diese Tatsache, wenn man sie nach Maßgabe des Konkordats, dieses zweiseitigen Vertrags, beurteilt. Gemäß dem Buchstaben und noch mehr dem Geiste dieses Vertrages muß sich die durch den Weltklerus: Bischöfe, Pfarrer, Pfarrverweser und Aushilfsgeistliche, vertretene Kirche ausschließlich auf die Ausübung des Kults beschränken. Ihre einzig und allein für diese geistliche Mission eingesetzten Beamten sind verpflichtet, sich in ihrer individuellen und gemeinsamen Tätigkeit innerhalb der Grenzen dieses Gebietes zu halten. Jede Einmischung in andere Gebiete, in das bürgerliche und politische, ist ihnen ausdrücklich untersagt. Es ist nun meine Pflicht, festzustellen, obgleich ich diese Feststellung nur mit Bedauern vornehme, daß dieser Vertrag in einer ganzen Reihe von Punkten tagtäglich verletzt wird, und zwar stets nur von der Kirche und niemals vom Staate (Sehr gut! Sehr gut! l.; Ohorufe r.). Ich warte darauf, daß man mir auch nur einen einzigen Fall namhaft mache, in welchem der Staat diesen Vertrag verletzt hätte.“ [1]

„Der Staat und die Kirche haben einen Gegenseitigkeitsvertrag abgeschlossen. Der Staat, welcher, wie ich kühn behaupte, seinen Vertragsverpflichtungen nie [!] untreu geworden ist, hat das Recht, zu fordern, daß die Kirche die gleiche Vertragstreue bekunde.“ [2]

Mit diesen Erklärungen, welche an Unverfrorenheit und Heuchelei ihresgleichen suchen, hat Combes der in vorstehenden Artikeln nach Maßgabe seiner eigenen Äußerungen und Taten entworfenen Charakteristik seiner Person und seiner Kirchenpolitik selbst die Krone aufgesetzt.

[1] Rede Combes' im Senat vom 21. März 1903: Journal Officiel, Sénat 499.
[2] Rede Combes' in der Kammer vom 20. Mai 1903: Journal Officiel, Chambre 1703.

H. Gruber S. J.

Rezensionen.

Dispensation, Dispensationswesen und Dispensationsrecht im Kirchenrecht. Geschichtlich dargestellt von **Albert Maria Stiegler.** Erster Band. 8° (376) Mainz 1901, Kirchheim. *M* 7.—

Das Dispensationswesen bildet einen bedeutenden Teil der kirchlichen Verwaltung. Eine Geschichte desselben zu schreiben ist keine leichte Aufgabe, dafür aber eine dankbare Arbeit, wie schon die günstige Aufnahme zeigt, welche Stieglers Buch überall gefunden hat. Auch dem Verfasser hat die Beschäftigung mit der Geschichte der Dispensation wohl selbst die Anregung gegeben, seine Studien, welche im Archiv für katholisches Kirchenrecht veröffentlicht wurden, zu einem umfassenden Werke auszugestalten. Der erste Band behandelt die geschichtliche Entwicklung bis zum Dekret Gratians. Der zweite Band soll diese Untersuchung bis zur Jetztzeit fortführen. Die Geschichte der Dispensation im protestantischen Recht und das Dispensationswesen in den Ländern der griechisch-orthodoxen Kirche werden einem dritten Bande vorbehalten.

Nach einer dreifachen Rücksicht wird der Gegenstand untersucht. Zunächst richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Dispensation nach ihrem Begriffe, soweit derselbe aus Einzelentscheidungen und der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis sich entwickelt hat. Dann wird das Dispensationswesen, seine Anwendung, Häufigkeit, seine Gegenstände, und endlich das Dispensationsrecht behandelt durch Beantwortung der Frage, wie die Dispensation vermittelt wird, wem die Gewalt zur Erteilung derselben zukommt. Die erwähnten drei Gesichtspunkte werden jedoch nicht getrennt nebeneinander auf die Prüfung der kirchlichen Rechtsentwicklung angewendet, sondern kommen auf den einzelnen Stufen der Entwicklung bald für sich bald gemeinsam zum Vorschein.

Die eingehende Untersuchung Stieglers führt an mehr als einer Stelle zu neuen Ergebnissen, wodurch bisher angenommene Ansichten wesentlich berichtigt werden.

Im einzelnen sei hervorgehoben die Übersicht über die Bedeutung von Dispensation in profanem und christlichem Sprachgebrauch (S. 1 ff). Eine Reihe von Dispensationen werden bereits bei den Kirchenvätern nachgewiesen. Das ist bemerkenswert gegen die Annahme, als sei das Kirchenrecht vom jüdischen Recht abhängig gewesen (S. 14 ff). Unter den Lateinern ist der hl. Augustinus der erste, welcher eine Theorie der Dispensation aufstellt. Von dem Grundsatz geleitet, daß

jene Stücke der kirchlichen Übung, welche ohne Widerspruch gegen Glauben und Sittlichkeit fehlen können, eine verschiedene Behandlung zulassen, schreibt er der Kirche vermöge der von Christus erhaltenen Schlüsselgewalt die Befugnis zu, anstatt das strenge Recht anzuwenden, Gnade und Milde walten zu lassen (S. 22). Dispensationen wurden auch in früherer Zeit für eine noch vorzunehmende, dem bestehenden Recht entgegenstehende Handlung gegeben. Diese Ansicht wird infolge der eingehenden Untersuchung Stieglers fürderhin die allgemeine werden. Bislang wurde nämlich die besagte Art von Dispensen erst der Zeit vom 11. Jahrhundert an zugeschrieben. Für die früheren Jahrhunderte habe die Nachsicht lediglich darin bestanden, eine schon geschehene, gesetzwidrige Handlung zu dulden oder ihr rechtliche Anerkennung zu verleihen (S. 40 ff). Solange überhaupt Dispensen gegeben werden, treffen wir auch päpstliche Dispensen. Das Recht der Erteilung derselben in allen Disziplinargesetzen und für alle Teile der Kirche steht dem Papste auf Grund des Primates zu. Der Papst ist der höchste Verwalter im Gottesreich. Die Ausübung dieses Rechtes hat sich dahin entwickelt, daß ein großer Teil der Dispensbefugnisse, welche früher den Synoden oder Bischöfen eigen waren, später dem Papste ausschließlich zukamen. Die Änderung der Disziplin wurde durch die zentralistischen Bestrebungen des Heiligen Stuhles und diese hinwiederum sind hervorgerufen durch das Bedürfnis einer allgemeinen Disziplin neben der Einheit im Glauben (S. 85 ff 94). Da die Stellung der Päpste zum Dispenswesen in den folgenden Abschnitten immer berücksichtigt werden muß, wäre im nächsten Bande ein Überblick über das Verhalten der Päpste zu demselben wohl erwünscht. In den vielen Einzelerscheinungen ist die Antwort auf die Frage angedeutet, ob die Päpste das Dispenswesen zu der Entwicklung, die es in der Tat genommen hat, hingeführt haben oder ob schon in den Verhältnissen diese Richtung gegeben war.

Die mitgeteilten Stellen des Werkes lassen bereits die reiche Fülle des Inhaltes und die allseitige Behandlung des Gegenstandes erkennen. Eine Seite des heute geltenden Kirchenrechts findet in Stieglers Arbeit eine tiefere Erklärung, und wir können nur wünschen, die Untersuchung möge in den folgenden Bänden einen glücklichen Abschluß erhalten.

Jos. Laurentius S. J.

Zur Kenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands. Ein Beitrag zur Geschichte der vaterländischen Kunst. Begonnen durch **E. F. A. Münzenberger,** fortgesetzt durch **St. Beissel** S. J. Liefg 9—17, mit je 10 photographischen Tafeln. gr. Fol. Frankfurt a. M. 1895—1903, Kreuer. Pro Lieferung *M* 6.—

Allgemach geht seinem Ende ein Werk entgegen, welches in gleicher Weise für das Studium des mittelalterlichen Altarbaues wie für die praktische Pflege der christlichen Kunst von hervorragendster Bedeutung ist. Ich meine die von dem Frankfurter Stadtpfarrer Münzenberger seiner Zeit begonnene Arbeit über die mittelalterlichen Altäre Deutschlands. Der Verfasser starb, als er den ersten Band vollendet hatte. Lange schien es, als sollte das Werk ein Torso bleiben. Seine Fortsetzung konnte erst erfolgen, als sich P. Beissel im Interesse der Sache zur Weiterführung des keineswegs leichten und angenehmen Unternehmens bereit finden ließ.

Die Wiederaufnahme des Werkes hatte im Jahre 1895 statt. Leider erschienen die bis jetzt der Öffentlichkeit übergebenen neun Lieferungen des zweiten Bandes in allzu großen Zwischenräumen, freilich nicht durch die Schuld des Verfassers, sondern lediglich durch die Säumigkeit des Verlegers. Es ist das sehr zu bedauern, da das Interesse an der so wichtigen Arbeit beim Publikum durch die Verzögerung naturgemäß nachlassen mußte.

Auffällig ist, daß das Münzenberger-Beisselsche Altarwerk gerade bei denjenigen, für die es doch außer den Kunsthistorikern und Freunden mittelalterlicher Kunst vor allem bestimmt war, den ausübenden Künstlern, verhältnismäßig nur wenig bekannt ist. Und doch läßt sich nur auf Grund eines eingehenden Studiums der alten Meisterwerke ein wahrhaft guter, schöner und stilgerechter Altaraufsatz herstellen. Eben liegen eine Anzahl von Entwürfen für einen gotischen Altar vor mir. Alle verraten einen talentvollen Meister. Was aber allen von Anfang bis zu Ende abgeht, ist jene verständnisvolle Behandlung des Aufbaues, der Detailformen, des Rahmens zu seinem Verhältnis zum Bildwerk, des Bildwerkes usw., welche sich bloß aus einem durchgreifenden und hingabevollen Studium der noch vorhandenen mittelalterlichen Altarbauten gewinnen läßt.

Es überrascht, aus dem Münzenberger-Beisselschen Altarwerk zu ersehen, welche Menge von Altaraufsätzen sich aus dem Mittelalter in die Gegenwart hineingerettet haben. Es findet sich darunter gewiß manches Handwerksmäßige, das nur für den Kunsthistoriker und den Freund der mittelalterlichen Ikonographie von Belang ist. Doch gibt es unter ihnen nicht minder zahlreiche großartig gedachte und vorzüglich ausgeführte Meisterwerke. Es ist also unzweifelhaft genug zum Lernen vorhanden, wo der Vorbilder so viele sind. Es ist nicht nötig, alles und jedes zu studieren, was die alten Meister an Altären geschaffen haben. Aber an den Hauptwerken der verschiedenen Zeiten, Schulen und Landstrichen darf ungestraft kein Künstler, der neue Altäre bauen will, vorübergehen, ohne sie sorgfältigst zu studieren, in ihren Geist einzudringen, und die Sprache, die aus ihnen redet, sich zu eigen zu machen. Andernfalls wird er sicher die nicht geringe Zahl der stil- und geistlosen Zwitterdinge, an denen unsere Kirchen ohnehin reich genug sind, um ein weiteres Exemplar vermehren und statt eines lebensvollen, harmonischen Ganzen ein unverstandenes Durcheinander mißverstandener Formen zusammenfügen und, wie es so häufig der Fall ist, über einer blendend wirkenden Umrahmung und einer Anhäufung architektonischen Details die Hauptsache, das Bildwerk, gar stiefmütterlich als Nebensache behandeln. Man durchblättere nur einmal die zahlreichen Tafeln in der Arbeit Münzenberger-Beissels. Es ist auffällig, wie schlicht die alten Künstler durchweg die Umrahmung im Verhältnis zu den Skulpturen und Gemälden hielten, die aufzunehmen sie bestimmt war. Selbst wo sie den Aufbau in reichster Fülle sich entfalten ließen, haben sie ihn nie das Bildwerk beherrschen lassen.

Münzenberger hatte im ersten Bande des Altarwerkes die Altäre des ausgehenden Mittelalters nach den einzelnen Landesteilen, worin sie sich finden, behandelt. Systematischer wäre es gewesen, dieselben nach Schulen oder nach ihrer Anlage und ihren sonstigen Eigentümlichkeiten zu scheiden. Allein beides

bot in einer bis dahin kaum bearbeiteten Materie so viel Schwierigkeiten, daß Münzenberger sich zu einer solchen systematischen Behandlung der Altäre nicht entschließen konnte. Natürlich mußte dann auch in der Fortsetzung des Werkes die im ersten Bande begonnene Ordnung beibehalten werden. Eine Ausnahme wurde nur gemacht bezüglich der flämischen Altäre aus Antwerpen und Brüssel, die durch ihre scharf ausgeprägte Eigenart klar ihren Ursprung und ihre Zusammengehörigkeit verraten. Es empfahl sich um so mehr, sie ohne Rücksicht auf den Fundort zu besprechen, als gerade sie allenthalben die weiteste Verbreitung erhielten und über ganz Deutschland, ja über dessen Grenzen hinaus, weithin zerstreut wurden. Nur der geringere Teil ist am Orte ihrer Entstehung geblieben.

Übrigens bietet das vorliegende Sammelwerk — denn ein solches ist das Werk Münzenbergers, genau betrachtet — wie die notwendige so auch die beste Vorarbeit für eine systematische Behandlung des mittelalterlichen Altarbaues in Deutschland. Es ist in ihm alles für eine solche wünschenswerte Material mit größtem Fleiße in einem Maße aufgespeichert, daß es sich vielleicht in einigen Punkten von untergeordneter Bedeutung, keinesfalls aber mehr in wesentlicher Beziehung erweitern läßt. Wer sich daher kunstgeschichtlich mit dem mittelalterlichen Altarbau befassen will, kann ebensowenig wie der Praktiker der Arbeit Münzenbergers und seines Fortsetzers P. Beissel entraten. Leider ist das Werk auch nach seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung noch nicht bekannt genug. Es mutet sonderbar an, wenn ein hervorragender Kunststatistiker in einer im übrigen vorzüglichen Kunststatistik gelegentlich auf einen Aufsatz P. Beissels über die flämischen Altäre in den „Stimmen aus Maria-Laach" hinweist, von dem ungleich bemerkenswerteren und eingehenderen Abschnitt aber, der von ihnen im zweiten Bande des Altarwerkes handelt, nichts zu wissen scheint.

Die Bedeutung der Münzenberger-Beisselschen Arbeit beschränkt sich jedoch nicht auf die Kenntnis und Würdigung des mittelalterlichen Altars als solchen; dieselbe bildet auch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Skulptur und Tafelmalerei. Denn die spätmittelalterliche Plastik und Tafelmalerei gehen bekanntlich zu einem sehr großen Teile gerade in den Bildwerken der Altarschreine auf. Ein weiteres Gebiet, für welches das Werk von höchster Wichtigkeit ist und für dessen Durchforschung es das reichste Material liefert, ist die religiöse Ikonographie. Nirgends tritt dieselbe in der eigentümlichen Ausgestaltung und den festen Normen, die sie im späteren Mittelalter gewonnen, dem Forscher vollständiger entgegen als auf den gemalten und geschnitzten Darstellungen der Altäre, welche häufig zu ausführlichen Leben Christi, der Gottesmutter und der Heiligen ausgewirkt sind. Endlich ist das Altarwerk von nicht geringem Interesse für das Studium der Heiligenverehrung in Deutschland. Denn die Heiligen, die uns auf den Altären entgegentreten, waren es ja gerade, welche von dem gläubigen Volke vor allen verehrt wurden. Dabei sind die alten Schreine apologetisch insofern von Wichtigkeit, als bei aller Kindlichkeit und Urwüchsigkeit so mancher Darstellungen sich auf ihrem Bildwerk nirgends eine Spur von einer abergläubischen Verehrung der Heiligen entdecken läßt.

Im ersten Bande des vorliegenden Werkes wurden außer den Altären aus der Zeit vor ca 1475 die Schreine in Norddeutschland, welche seit etwa dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts entstanden, behandelt. Es kamen demgemäß zur Besprechung: die Altaraufsätze in Ost- und Westpreußen, Mecklenburg, Lübeck, Schlesien, Sachsen, Brandenburg, Hannover, Rheinland, Westfalen usw. Der zweite Band beginnt mit einer eingehenden Untersuchung der ebenso charakteristischen wie glänzenden flämischen Schreine aus dem ausgehenden 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es folgen die Altaraufsätze in Bayern und Württemberg, in Baden und Elsaß-Lothringen, in der Schweiz und in Österreich. Baden, Elsaß-Lothringen und die Schweiz besitzen im ganzen nur noch wenige Altäre. Reich an alten Schreinen sind dagegen Bayern, Württemberg, und unter den österreichischen Landen namentlich Tirol und Vorarlberg.

Da die Arbeit sich naturgemäß nicht auf eine eingehende Würdigung aller noch vorhandenen alten Altäre einlassen konnte, sondern sich mit einer Besprechung derjenigen begnügen mußte, welche sich entweder durch Großartigkeit der Anlage auszeichnen oder sonst für die Kenntnis des mittelalterlichen Altarbaues und seiner Eigentümlichkeiten in den verschiedenen Landesteilen, für die Geschichte der Plastik und Malerei sowie für die ikonographische Behandlung des Bildwerks bemerkenswert sind, so folgt der Beschreibung der österreichischen Altäre eine möglichst vollständige Statistik der in Deutschland noch vorhandenen mittelalterlichen Altäre und Altarreste unter knapper Charakterisierung ihrer Anlage und ihres Bilderschmuckes. Sie war ohne Zweifel für den Verfasser der mühevollste und unangenehmste Teil der Arbeit, für den Kunstforscher hat sie dagegen fast noch größere Wichtigkeit als die vorausgegangene Schilderung einzelner Altarbauten. Das Ganze werden drei Register beschließen, die nicht nur demselben eine besondere Brauchbarkeit verleihen, sondern auch einen Fingerzeig geben sollen, nach welcher Richtung hin das Werk ausgenutzt werden kann und ausgenutzt zu werden verdient, ein Verzeichnis der Künstler, ein ikonographisches und ein Sachregister.

Jeder Lieferung sind je 10 Tafeln in Folio beigelegt, welche entweder ganze Altarbauten oder einzelne Altarskulpturen zur Wiedergabe bringen. Im ersten Bande waren es vornehmlich Schreine, die zur Abbildung kamen, im zweiten sind dagegen zu diesem Zwecke mit Recht in größerem Umfange Gruppen, Statuen und ornamentale Motive herangezogen worden, um auch für das Altardetail die nötigen Vorbilder zu liefern.

Das Werk ist für alle, die sich mit der vaterländischen Kunst des Mittelalters befassen wollen, seien sie nun ausübende Künstler, die in ihren Geist einzudringen gesonnen sind, seien sie Forscher, welche ihre Entwicklung nach den verschiedenen Richtungen hin zu verfolgen und klarzulegen suchen, gleich unentbehrlich. Es gibt keine Arbeit, welche so ausführlich, so vollständig, und wir dürfen auch hinzufügen, im ganzen so zuverlässig über die etwa 3000 in Deutschland noch vorhandenen mittelalterlichen Schreine unterrichtet; Schreine, die aus der Zeit stammen, da unser Vaterland noch eins im Glauben und die Kunst darin noch allenthalben von dem *einen* Glauben durchtränkt war, aus einer

Zeit, worin uns in Tausenden von Schöpfungen christlicher Meister immer wieder entgegentritt, was uns noch gar sehr fehlt und dessen wir doch so schlecht entraten können, eine wahrhaft populäre religiöse Kunst, eine religiöse Volkskunst.

Jos. Braun S. J.

Das Orientierungsvermögen der Insekten und Vögel. Von Professor Dr **M. Kaß.** 4⁰ (98) Esch a. d. Alzette 1903, Origer. Im Selbstverlag des Verfassers. *M* 1.—

Der Verfasser hat zum Gegenstand seiner psychologischen Untersuchung ein sehr interessantes, aber auch sehr schwieriges und vielumstrittenes Thema gewählt: Was wissen wir über das Orientierungsvermögen der Insekten und der Vögel? Welche Sinne leiten diese Tiere beim Finden ihres Weges? Um diese Frage zu beantworten, hat er den einzig richtigen Weg eingeschlagen, den derartige philosophische Studien befolgen müssen, um zu einem reellen Ergebnisse zu gelangen. Er hat mit großer Sorgfalt die einschlägige fachwissenschaftliche Literatur studiert und aus ihr die wichtigsten Tatsachen und die auf dieselben gegründeten verschiedenen Theorien zusammengestellt; aus der kritischen Sichtung und Prüfung dieses Materials bildet er sich sodann sein Endurteil über das zu lösende psychologische Problem.

Die Einleitung der Schrift bildet eine Übersicht der verschiedenen Ansichten über Instinkt und Intelligenz. Er entscheidet sich hierbei für den Mittelweg zwischen den beiden modernen Extremen, der Vermenschlichung des Tierlebens einerseits und der automatischen Reflextheorie anderseits. Intelligenz im eigentlichen Sinne erkennt er bloß dem Menschen zu, den Tieren nicht. In dem umfangreichen Gebiete, das für die tierischen Seelentätigkeiten übrig bleibt, unterscheidet er Instinkthandlungen im engeren und im weiteren Sinne; außer den erblichen Instinkten schreibt er den Tieren nämlich mit Recht das Vermögen zu, durch sinnliche Erfahrung ihre instinktive Handlungsweise innerhalb bestimmter Grenzen zweckmäßig zu modifizieren und deshalb zu „lernen“, insoweit hierfür kein geistiges Abstraktionsvermögen erforderlich ist.

Sodann geht der Verfasser zu seinem eigentlichen Gegenstande über, zum Orientierungsvermögen im Tierreich. Er greift hierfür zwei Tierklassen heraus, die in dieser Beziehung besonders lehrreich sind: die Insekten und die Vögel.

Nach einer kurzen Besprechung der äußeren Sinneswerkzeuge der Insekten und ihrer physiologischen Funktionen werden zuerst die Staaten der Honigbiene und der Ameise eingehender behandelt und zwar auf Grund eines genauen Studiums der besten Fachliteratur. Wir können hier nur mit wenigen Worten auf den Inhalt jener Ausführungen eingehen. Die Orientierung der Bienen erfolgt innerhalb des Stockes bei ihren häuslichen Arbeiten und sozialen Verrichtungen größtenteils durch den Geruchs- und Tastsinn ihrer Fühler. Hierzu kommt als ein wesentliches Moment auch noch das Gehörsvermögen, auf welchem das gegenseitige Mitteilungsvermögen der Bienen hauptsächlich beruht. Außerhalb des Stockes, auf ihren oft kilometerweiten Ausflügen ist es vorzugsweise der

Gesichtssinn und ein mit demselben verbundenes Ortsgedächtnis, was den Bienen zur Orientierung dient. Mit v. Buttel und Forel kommt der Verfasser daher zum Schlusse, daß die unbekannte magnetische Kraft, welche nach Bethe die Bienen zu ihrem Stocke zurückführen soll, eine müßige Erfindung sei.

In ähnlicher Weise prüft der Verfasser sodann das Orientierungsvermögen der Ameisen. Auch hier sind es nicht mechanische Tropismen oder mysteriöse „Polarisationen", die den Tieren ihren Weg weisen, sondern deren Sinneswahrnehmungen — hauptsächlich jene des Geruchs- und Tastsinns, vielfach auch des Gesichtssinnes — in Verbindung mit dem sinnlichen Gedächtnisse. Die moderne Reflextheorie, welche das Tier zur seelenlosen Maschine macht, erweist sich ebenso unfähig zur Erklärung der einschlägigen Tatsachen wie die extreme Vermenschlichung des Tierlebens.

Bei dem Orientierungsvermögen der Vögel, das mit derselben Gründlichkeit und Sachlichkeit behandelt wird wie dasjenige der Bienen und der Ameisen, beschäftigt sich Professor Kaß hauptsächlich mit den Brieftauben und dann mit den Zugvögeln. Mannigfaltig und widersprechend sind die Theorien, die zur Lösung der Frage aufgestellt wurden, wie die Brieftauben ihren oft mehrere hundert Kilometer weiten Weg nach Hause mit Blitzesschnelle wiederfinden und zurücklegen. Aber hier sind wir wenigstens in der glücklichen Lage, in dem vortrefflichen Gesichtssinn und dem Ortsgedächtnis jener Vögel eine befriedigende wissenschaftliche Erklärung zu finden. Dagegen zeigt der Verfasser, daß wir über das Orientierungsvermögen der Zugvögel eigentlich noch ganz im Dunkeln sind. Auch die vortrefflichen Beobachtungen von Gätke auf Helgoland haben zwar unsere Kenntnis der betreffenden Tatsachen wesentlich bereichert und uns ganz Erstaunliches mitgeteilt über die Höhe und die Schnelligkeit und die Weite der Züge vieler unserer Vögel; aber wie der Vogel in jenen Höhen und über jene Weiten seinen Weg findet, das vermögen wir einstweilen trotz aller Theorien noch nicht befriedigend zu erklären. Wir wissen zwar auch hier, daß der Schöpfer durch natürliche Ursachen seine Geschöpfe zu ihrem Ziele leitet; aber welches diese Ursachen eigentlich sind, darüber dürfen wir erst von der Wissenschaft der Zukunft Aufklärung erhoffen — wenn eine solche jemals möglich sein wird.

Wir empfehlen die vorliegende Schrift von Kaß allen, die sich für das Orientierungsvermögen der Tiere vom naturwissenschaftlichen oder vom philosophischen Standpunkte aus interessieren. Obwohl der Verfasser nicht selber Fachmann auf ersterem Gebiete ist, so hat er es doch vortrefflich verstanden, mit Gründlichkeit und Umsicht aus den fachwissenschaftlichen Quellen zu schöpfen; nur sehr selten ist ihm ein kleines Mißverständnis in unbedeutenderen Punkten unterlaufen, viel seltener als man es in den meisten philosophischen Schriften gewohnt ist, welche ihr Material aus dem Gebiete der Naturwissenschaft entlehnen. **E. Wasmann** S. J.

„Juhu-Juuhu!" Appenzellerland und Appenzellerleut'. Skizzen und Novellen von **G. Baumberger**. Mit 60 Bildern nach Originalzeichnungen von Karl Liner und nach Photographien. 8⁰ (296) Einsiedeln 1903, Benziger & Co. *M* 4.—

Der Titel dieses schönen Buches könnte nicht besser gewählt sein: es klingt wirklich wie ein Jubelruf aus froher Brust in Gottes herrliche Alpenwelt hin-

ein! Appenzell und seine biedern Bewohner sind Baumberger zu aufrichtigem Dank verpflichtet; wohl nie ist ihr schönes Land und sein liebes Volk begeisterter beschrieben und besungen worden. Ja besungen! Denn mehr Poesie klingt aus diesen Prosaschilderungen als aus manchen volltönenden Reimstrophen.

In Brüllisau hat Baumberger seine Sommerfrische zugebracht, und mit schalkhaftem Humor erzählt er uns, wie er mit Frau und Kind und Kater in dem grünen Bergtal am Fuße des Alpsteingebirges seinen Einzug hält.

„Brüllisauerleben!“ ruft er aus. „Es ist ein leises schlichtes Volslieblein mit einem Lächeln im Antlitz und einer Träne im Auge. Und doch jauchzt es zu gewissen Stunden schallend auf. Das ist zur Sommerszeit, wenn die Sonne golden am Firmament aufsteigt und über Wald und Feld und Alp Frohmut breitet: dann jubelt es von den Alpen am Siegel herab aus Sennenmund ‚Juhu‘, und ‚Juuhu‘ jubeln die vom Sol herüber und die vom Säntis herunter; ‚Juhu‘ jauchzt es vom Tal hinauf, und Juuhu echot es vom Hasler und vom Brülltobel her, klingt von Alp zu Alp, von Gehöft zu Gehöft, klingt wie eine Symphonie von Lebensfreude mit dem Edelweiß an der Brust, wie ein hundertfältiger Freudenschrei über die Schönheit der Heimat, wie ein Seelenjubel der Psalmen, der keine Worte findet, sondern überströmenden Herzens znm Klange greift.“

Damit ist der Grundton angeschlagen. Mit diesem Jubel im Herzen begleiten wir unsern liebenswürdigen Führer auf seinen Fahrten durch Berg und Tal des Alpsteingebiets hinauf auf den Hohen Kasten, auf den stolzragenden Säntis, zur Meglisalp, über die Widderalp nach Grub und Bötzel, zu den drei kleinen Alpenseen, dann nach dem eigenartigen Hauptort Appenzell und schließlich über den Riß nach Kobelwald und ins Rheintal hinunter. Überall weiß er uns nicht nur die Wunder der Alpennatur vor die Seele zu zaubern, sondern das echt katholische Appenzellervölklein in seiner urwüchsigen Eigenart mit seinen altehrwürdigen Sitten, aber auch mit dem Stolz und dem Eigensinn der Bergbewohner, uns ins Herz hinein zu schreiben. Das bringt er durch seine lebenswarm gezeichneten Charakterbilder zu stande. So schildert „Als 's Seppetonis Amareili starb“ das harte Leben des treuen Eheweibes eines armen Bergbauern. „Warum 's Eierbethli nicht geheiratet hat“ macht uns mit dem heroischen Opferleben einer armen alten Botenfrau bekannt, und manchem Leser wird eine Träne ins Auge treten, wenn er am Schlusse der meisterhaft erzählten kleinen Geschichte mit dem sterbenden Vater ausruft: „Du gut's Bethli!“ Ebenso charakteristisch sind „Alte Jungfern“, der „Ruedeli und Jockeli“, „Der grobe Bisch und sein Babeli“ gezeichnet. Die Krone aber verdienen die schönen Novellen: „Eine bewegte Ruhsitz-Alpstubete“, „Das Trineli von Meglisalp“ und „Quoniam infirmus sum“. Das sind drei echte Bergkristalle, wahre Edelsteine der Erzählungskunst! Die Gestalt des Alpmeisters in der „Alpstubeten“ ist eine Prachtfigur; nicht minder künstlerisch vollendet ist die „Evi“, und die ganze dramatische Szene, in welcher der elende Verleumder entlarvt wird, wirkt hinreißend. Auch die Künstlernovelle auf der Meglisalp enthält ergreifende Momente. Das brave Trineli mit ihrem klaren, festen Sinn und warmen Herzen ist eine Ehre der Appenzellerinnen — ein Edelweiß, und wie es den Berliner

Maler mit seiner Frau aussöhnt, ist ebenso prächtig erfunden als fein ausgeführt. Am ergreifendsten wirkt aber die tieftraurige Geschichte des Anneli vom Wees mit seiner Schuld und heroischen Sühne. Ein heikles Thema, der Fehltritt dieses Mädchens voll übermütigen Frohsinns! Aber er ist mit einer Kenntnis des menschlichen Herzens und mit einer Zartheit und Sittenstrenge erzählt, daß er für reifere Leser nicht nur jede Gefahr vermeidet, sondern wie eine eindringliche Predigt wirkt. Die Buße des armen gefallenen Mädchens und die innere Umwandlung des bauernstolzen Res hannes sind mit tiefer psychologischer Wahrheit dargestellt. Die Predigt, die der Pfarrer von Schwendi zum Schlusse hält, „von der Größe der Gefahren und Versuchungen, von den kleinen Anfängen der Sünde, ihrem lawinengleichen Anwachsen, vom furchtbaren Ernste der Schuld, vom strafenden, gerechten Gott, aber auch vom barmherzigen und gütigen gegenüber Reue und Bußfertigkeit, und endlich davon, wie keiner schuldlos sei, die Schuld selber aber ausgetilgt werde durch wahre Größe der Sühne, die zum Heldentum werden könne, das sittlich höher stehe, als die sich brüstende Alltagstugend" — diese Predigt ist der naturgemäße und künstlerisch vorbereitete Abschluß der tragischen Älplergeschichte.

Und diese hochpoetischen Novellen sind keineswegs eine müßige Beigabe des Buches, sondern sie zeigen uns das Volk, seine Sitten, namentlich sein ernstes, tiefes Glaubensleben in viel fesselnderer und wahrerer Weise, als trockene Sittenschilderungen es vermocht hätten. Aber auch sonst spricht das religiöse Bewußtsein und das warm katholische Herz des Verfassers fast aus jeder Seite seines schönen Buches, und es hätte der „Prozession im Bergdörfchen" und des weihevollen Ausklangs „Das Kreuz im Walde" nicht bedurft, um den Leser über diese Erde zur ewigen Heimat zu erheben. Solche Klänge sind um so willkommener, als sie leider in unsern Tagen so selten erklingen.

Liners wertvolle künstlerische Skizzen und ein Kranz von Bildern nach vorzüglichen Photographien sind ein wahrer Schmuck des schönen Buches.

„Juhu-Juuhu" wird seinen Weg durch die Leserwelt, die sich inmitten der Schlammflut unserer modernen Erzeugnisse noch einigen Sinn für echte Schönheit bewahrt hat, auch ohne unsere Empfehlung finden. Aber wir benützen diese Gelegenheit, auch auf die andern ähnlichen Reiseskizzen Baumbergers hinzuweisen, in denen er einzelne Partien der Schweiz (in Grüeß Gott! und Aus sonnigen Tagen), Tirols (Questa la Via!), Krains, Istriens, Dalmatiens und Montenegros (in Blaues Meer und schwarze Berge)[1] mit gleicher stilistischer Vollkommenheit und in echt katholischem Sinn behandelt.

[1] Alle diese Bücher sind bei Benziger & Co., Einsiedeln, erschienen.

Jos. Spillmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Theologische Studien der Leo-Gesellschaft, herausgegeben von Dr Albert Ehrhard, Professor an der Universität Freiburg i. Br., und Dr Franz Schindler, Professor an der Universität Wien. 8° Wien, Mayer.

1. **Die Feindesliebe in der antiken Welt und im Christenthum.** Eine historisch-ethische Untersuchung von Dr Michael Waldmann, Priester der Diöcese Regensburg. Eine von der theologischen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift. (VIII u. 184) 1902. *M* 2.80

2. **Das ewige Gesetz in seiner Bedeutung für die physische und sittliche Weltordnung.** Von Universitätsprofessor Dr Ernst Seydl, Subrector am fürsterzbischöfl. Clericalseminar zu Wien. (IV u. 98) 1902. *M* 1.80

3. **Die Gotteslehre von Immanuel Hermann v. Fichte.** Ein Beitrag zur Würdigung der neueren Philosophie in ihrem Verhältnis zur Theologie. Von Dr Carl Christoph Scherer, Privat-Docent an der Universität Würzburg. (XVI u. 200) 1902. *M* 3.20

4. **Hoheslied-, Proverbien- und Prediger-Catenen.** Untersucht von Dr Michael Faulhaber, Privatdocent in Würzburg. (X u. 176) 1902. *M* 5.40

5. **Ratramnus und die heilige Eucharistie.** Zugleich eine dogmatisch-historische Würdigung des ersten Abendmahlsstreites. Von Dr theol. August Naegle, Kgl. Hofpriester zu München. (XX u. 316) 1903. *M* 5.—

Die Leo-Gesellschaft fügt ihren übrigen Verdiensten das neue hinzu, daß sie uns wiederum mit einem Organ für Theologie und zwar für „wissenschaftliche" Theologie beschenkt. Letzterer Ausdruck des Prospektes entbehrt nicht des Auffallenden, denn die Theologie ist eine Wissenschaft und wissenschaftliche Theologie wäre also dasselbe wie wissenschaftliche Wissenschaft. Doch über Worte wollen wir nicht rechten, sondern uns an die Sache halten. Das neue Organ bietet sich auch namentlich „dem jüngeren Nachwuchs an theologischen Autoren" für „ihre ersten Arbeiten" an und will „das ganze reiche Feld der theoretischen und praktischen Theologie" umfassen, mit Einschluß von allem, was eine „wie immer geartete" Bedeutung für Theologie besitzt. An diesem Programm gefällt uns besonders, daß der Königin der theologischen Wissenschaften, der Dogmatik, der Eingang nicht verschlossen ist. Denn so sehr man auch Geschichte, Patristik, Philologie schätzen mag, so wäre es doch ganz gewiß kein gesunder und haltbarer Zustand, wenn alle Arbeit in diesen Disziplinen sich verzehrte und die Theologie im eigentlichen und höchsten Sinne leer ausginge.

1. Das neue Unternehmen führt sich mit einer recht ansprechenden Arbeit ein. Die nach Nietzsche benannte Schule richtet ihre Angriffe und Anklagen vorzüglich auf die Moral des Christentums und das höchste Gebot desselben, die Nächsten- und Feindesliebe. Herr Dr Waldmann beleuchtet nun durch seine historisch-

ethischen Untersuchungen die betreffenden Anklagen. Der erste Abschnitt zeigt, daß schon die heidnische Philosophie des Altertums der christlichen Lehre von der Feindesliebe sich immer mehr genähert hat. Der zweite erörtert die biblische Lehre über dies Gebot, der dritte verfolgt die theologische Entwicklung der Lehre von der Feindesliebe bis zum hl. Thomas. Wir stimmen nicht mit allen Ausführungen des Verfassers völlig überein; was z. B. S. 131 dargelegt wird, findet sich unseres Erachtens klarer und schärfer etwa in Knabenbauers Erklärung zu Mt 5, 38 S. 236. Aber trotzdem verdient die Schrift ein kräftiges Lob.

2. Was an Dr Seydls Schrift neu ist, zeigt schon der Titel. Er verfolgt die Bedeutung des „ewigen Gesetzes" nicht nur in der moralischen, sondern auch in der physischen Weltordnung. Die Behandlung ist eine historische. Von den ersten Anfängen der griechischen Philosophie bis zu Kant und den neuesten Denkrichtungen werden die Philosophen befragt um ihre Stellung zur Lex aeterna, und dabei die Bedeutung der Lehre von derselben entwickelt. Die Schrift verdient schon deshalb mit Teilnahme aufgenommen zu werden, weil sie bisher die einzige aus dem Vaterland der „Theologischen Studien" herrührende ist. Vivant sequentes!

3. Die dritte Schrift hat Wert für den Geschichtschreiber der Philosophie, dem sie die mühevolle Arbeit erspart oder erleichtert, durch die Schriften Fichtes sich „hindurchzuarbeiten". Auch für den Theologen hat sie ihre Bedeutung, freilich nur eine negative, insofern sich aus ihr ergibt, daß er von Fichtes Schriften eine Förderung nicht zu erwarten hat. Im Gegenteil, der Theolog, der Fichte als Lotsen in sein Schiff nimmt, muß sich auf den Schiffbruch gefaßt halten. Immerhin ist aber ein negatives Ergebnis auch ein Ergebnis und mitunter sogar ein recht wertvolles.

4. Was Katenen sind, ist bekannt. Im Mittelalter verfaßte man Erklärungen zur Heiligen Schrift in der Weise, daß man zu jedem einzelnen Vers eines inspirierten Autors beischrieb, was dieser und jener Kirchenvater über den Sinn jenes Verses gesagt hatte. Für uns haben diese noch massenhaft vorhandenen Kettenkommentare den Wert, daß sie nicht wenige Stellen aus sonst verlorenen Väterschriften erhalten haben. Um aber diese Schätze zu heben, sind sehr langwierige Untersuchungen über die Quellen und die Urform der Katenen notwendig. Denn in ihrer jetzigen Gestalt sind die Texte mitunter entstellt und namentlich die Angaben über die Autoren der einzelnen Väterstellen sehr in Unordnung geraten. Der mühevollen Arbeit, die Katenen zu untersuchen und nach Gruppen und Typen zu ordnen — einer notwendigen Vorarbeit zur späteren Ausnutzung dieser Literaturgattung —, hat sich seit Jahren Dr Faulhaber mit unverdrossenem Eifer unterzogen und setzt sie in der neuen Schrift in rühmlichster Weise fort. Auf die Ergebnisse der vorliegenden neuen Katenenstudie kann hier nicht eingegangen werden; es genüge, auf die selbstlose und mühevolle Arbeit hinzuweisen.

5. Keine Schrift des 9. Jahrhunderts ist in höherem Grade Gegenstand des Streites geworden als des Ratramnus Abhandlung über die Eucharistie. Die Protestanten glaubten seit dem 16. Jahrhundert ihre hyperspiritualistischen Anschauungen über das heilige Sakrament bei dem Mönch von Corbie wiederzufinden, sie druckten und übersetzten sein Buch ein über das andere Mal, es erhoben sich verschiedene Streitfragen über die Echtheit und den Verfasser der Schrift, und auch heute sind die Ansichten über Ratramnus durchaus noch nicht überall geklärt. Dr Naegle, der schon durch eine tüchtige Abhandlung über die Eucharistielehre des hl. Chrysostomus sich bekannt gemacht hat, tat also wohl daran, mit dem Aufwand des

ganzen modernen wissenschaftlichen Apparates die Frage von neuem in Angriff zu nehmen. Sein Ergebnis gibt er in Bachs Worten wieder: „Nicht ein Wort, falls demselben nicht ein falscher Sinn unterschoben wird, findet sich in der ganzen Schrift des Ratramnus, welches gegen die Wirklichkeit des eucharistischen Leibes gerichtet wäre“ (S. 294). Ratramnus lehrt die wirkliche Gegenwart und die Wesensverwandlung; sein anscheinender Hyperspiritualismus entsteht daraus, daß er eine hypermaterielle, unglaublich rohe und massive Auffassung bei seinen Zeitgenossen zu bekämpfen hat. Dr Naegles Schrift ist eine recht gute und tüchtige Arbeit. Einige der vielen positiven Angaben bedürfen einer Nachprüfung. So ist es z. B. chronologisch unmöglich, daß Petavius († 1652) von Boileau und Mabillon abhängig sei (S. 206); was über Saint-Beuve gesagt wird, ist wohl übertrieben (S. 204). Die beiden ersten Worte S. 18 müssen gestrichen werden, denn sie geben eine völlig unrichtige Vorstellung von der Kontroverse, ebenso S. 21 A. 1. In eigentümlichem, ungewöhnlichem Sinn braucht Verfasser das Wort Traditionalismus.

Theologische Prinzipienlehre. Lehrbuch der Apologetik. Von Dr Andreas Schill. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Oskar Witz, Repetitor am Erzbischöflichen Priesterseminar zu St Peter. 8° (516) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 5.60

Grundsatz für die Neuherausgabe der Schrift des verstorbenen Verfassers war für den Herausgeber, „das Werk des anerkannt ausgezeichneten Lehrers möglichst unverändert der Nachwelt zu erhalten und sich neben formellen und einigen wenigen sachlichen Änderungen auf die Berücksichtigung der neuesten Literatur und ein Eingehen auf die in jüngster Zeit aufgetretenen apologetischen Irrtümer zu beschränken“. Die Literatur wurde vervollständigt und manches spekulativ tiefer begründet. Die Verbesserungen betreffen namentlich eine Anzahl von Kapiteln des ersten Buches über die natürliche Religion. Das Urteil über die Visionstheorie (S. 171) erscheint zu scharf. Auch bedarf es einer Einschränkung und Erläuterung, wenn „der Grundsatz, von dem alle Theorien in Erklärung des Sechstagewerkes ausgehen, Widerspruch zwischen der göttlichen Schrift und der menschlichen Wissenschaft zu verhüten, als untheologischer und innerlich unwahrer“ bezeichnet wird. Das gehaltvolle und anregend geschriebene Werk sei bestens empfohlen.

De jejunio ecclesiastico Tractatus theoricus et practicus auctore Josepho Alberti, S. Theol. et utr. Juris Doctore. 8° (80) Romae 1903, Officina libr. pontif. Fr. Pustet. *Fr.* 1.50

Es sind hier die praktischen Fragen zusammengestellt und gelöst, die in Bezug auf die Verpflichtungen des Fastengebots an den Seelsorger herantreten können. Mit Vorliebe hält sich der Verfasser an den hl. Alfons, berücksichtigt aber auch die Neueren bis zu Lehmkuhl, Génicot und Noldin, wie die neueren Entscheidungen der römischen Kongregation. Seinem Zweck gemäß geht er mehr, als es gewöhnlich in den Kompendien geschehen kann, auf das einzelne ein. In seinen Ansichten ist er mild und vernünftig. Die geschichtlichen Angaben in Bezug auf die Fastendisziplin sind dagegen unzulänglich. Eine reichhaltige Aufzählung verschiedener Sorten von Speisen und kulinarisch verwendbarer Tiere wird leider nur in seltenen lateinischen Worten gegeben und setzt daher den Gebrauch eines guten Lexikons voraus. Sonst ist die Zusammenstellung gut und kann für manche Fragen und Situationen aus der Perplexität heraushelfen.

Missae de Requie juxta rubricas a Leone Papa XIII. reformatas et decreta S. Rit. Congr. novissima; accedit appendix de missis in altari privilegiato. Tractatus liturgicus a Josepho Ecker. 8° (90) Labaci 1903, Sumptibus auctoris. *M* 1.—

Ein sehr praktisches Büchlein, das alle die Requiemmessen betreffenden Fragen in klarer, erschöpfender und übersichtlicher Weise behandelt. Die Ausführungen des Verfassers fußen auf den neuesten Bestimmungen.

Internationaler Marianischer Kongreß zu Freiburg in der Schweiz vom 18.—21. August 1902. Kongreßbericht. 8° (XLVIII u. 674) Freiburg (Schweiz) 1903, Canisiusdruckerei und Verlag. *M* 5.—

Den Hauptwert des stattlichen Bandes bilden die wissenschaftlichen Arbeiten über Maria, welche dem Kongresse überreicht und teilweise auch in dessen Sitzungen verlesen wurden; dazu kommen verschiedene Ansprachen bei den kirchlichen Feierlichkeiten und bei dem mit dem Kongresse verbundenen marianischen Sodalentag, alles in deutscher Sprache, denn die französischen Reden sind schon früher veröffentlicht worden. Um zu zeigen, wie reich und mannigfaltig der Inhalt des deutschen Berichtes ist, möchte ich rasch wenigstens einige seiner Abhandlungen nennen, ohne den übrigen irgendwie nahe treten zu wollen. — Dogmatisch oder liturgisch werden dargestellt „Maria in den Enzykliken Leos XIII.", Die Bedeutung der Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis für unsere Zeit, Die theologischen Gründe der Definierbarkeit von Mariä Himmelfahrt, Maria und die heilige Eucharistie, Die „Geistliche Stadt Gottes" der Maria von Agreda, Maria in den Festen und den amtlichen Gebeten der lateinischen Kirche. Seine Königliche Hoheit Prinz Max von Sachsen hat die Marienverehrung in der griechischen Liturgie einer eingehenden Würdigung unterzogen. Andere haben Maria betrachtet, wie sie in der Dichtung und den bildenden Künsten erscheint, oder haben die Entwicklung der Marienwallfahrt zu Einsiedeln und an andern Orten verfolgt, oder sind, wie Prälat Max Steigenberger in Augsburg, mit liebendem Sammelfleiße den verschiedenen Äußerungen der Marienandacht in deutschen und österreichischen Gauen nachgegangen, um sie in farbenprächtigen Gesamtdarstellungen vor Augen zu führen. Von der Arbeit über „Marienverehrung und die moderne Frauenfrage" genügt es zu sagen, daß P. Augustin Rösler C. SS. R. ihr Verfasser ist. Auch was den marianischen Kongregationen Schönes und Großes als Ziel ihres Ringens vorgehalten, und was über die schweizerischen Jünglingsvereine Frohes und Urgemütliches erzählt wird, und noch viel anderes ist der Beherzigung überaus wert und kann für Ansprachen in geselligen Vereinigungen und für Kanzelvorträge als Muster und Fundgrube dienen. Das Jahr 1904 bringt uns den fünfzigsten Jahrestag der Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis. Wir empfehlen das Buch als Wegweiser und Ratgeber für diese Feier.

Die metaphysischen Grundlagen der aristotelischen Ethik. Von Dr Emil Arleth, Privatdozent der Philosophie an der k. k. deutschen Universität zu Prag. 8° (70) Prag 1903, Calve (Koch). *M* 1.40

Ohne auf den Inhalt der aristotelischen Ethik einzugehen, wendet der Verfasser den metaphysischen Grundlagen derselben seine Aufmerksamkeit zu. Die Schrift ist klar im Ausdruck, übersichtlich in der Darstellung, ausgezeichnet durch hervorragende Beherrschung des Stoffes und umfassende Kenntnis der Literatur.

Über den Existenzialbegriff. Von Dr Adolf Dyroff. gr. 8° (VIII u. 94) Freiburg 1902, Herder. M 2.—

Der Verfasser behandelt zuerst den Inhalt und den Umfang des Existenzialbegriffs, indem er dessen Verhältnis zu Sein und Realität, zu Dasein und Wirklichkeit darlegt und kurz die metaphysischen Fragen andeutet, die sich an denselben knüpfen, und die erkenntnistheoretischen Auslegungen, welche ihm in der neueren Philosophie gegeben wurden. — Von größerem Interesse ist der zweite, bedeutend längere Teil des Werkchens, welcher den Ursprung des Existenzialbegriffs klarzulegen sucht. Dyroff schließt nacheinander in gründlicher Untersuchung jene Hypothesen aus, welche den Begriff der Existenz aus der Erfahrung allein oder aus dem Denken allein herleiten. So gelangt er zu dem Resultate: Der Existenzialbegriff sei aus einem Zusammenwirken von Vernunft und Erfahrung entstanden, und zwar, wie der Verfasser klar nachweist, nicht unmittelbar, sondern „durch mehr oder weniger Vermittlungen hindurch". Der Begriff der Existenz geht von der Erfahrung aus..., entwickelt sich in der Regel zuerst an Inhalten der Sinneswahrnehmung.... Die zur Bildung des Begriffs unumgängliche objektive Voraussetzung ist der Unterschied der Wahrnehmungen und Erinnerungen. Erzeugt wird der Begriff durch das Denken. Insofern die Aufmerksamkeit einer Leitung bedarf, ein Begriffswort, je nach der Einzelsprache verschieden, geprägt und an den entsprechenden Inhalt geheftet werden muß, spielt auch der Wille herein. — Dyroffs Monographie zeigt große Belesenheit in der modernen philosophischen Literatur, vergißt indessen die Leistungen der scholastischen Vorzeit keineswegs. Überall verrät sich ein tüchtiges Talent philosophischer Analyse und gründlicher Spekulation. Die aus den verschiedensten Ansichten mit Geschick und Liebe herausgehobenen Wahrheitsmomente werden glücklich verwertet.

Das Wappenrecht. Historische und dogmatische Darstellung der im Wappenwesen geltenden Rechtssätze. Ein Beitrag zum deutschen Privatrecht. Von Dr jur. F. Hauptmann. Mit 2 Farbendrucktafeln und 104 Textillustrationen. gr. 8° (XVI u. 584) Bonn 1896, Hauptmann. M 20.—

Die vornehme Erscheinung und reiche Ausstattung des Werkes lassen von vornherein erkennen, daß dasselbe neben den juristischen Fachkreisen eine Elite von Kennern und Liebhabern der Heraldik im Auge habe. Es handelt sich bei dieser juristischen Monographie um eine systematische Klarlegung der Rechtsfragen, welche in Bezug auf Befähigung oder Berechtigung zum Tragen eines Wappens nach irgend einer Seite hin in Anregung kommen könnten. Sie stellt die erste zusammenfassende und tiefer greifende Arbeit dar auf einem zwar in der heutigen Praxis weniger beachteten, aber für das Verständnis vergangener Zeiten noch immer bedeutsamen Gebiete. Befriedigende Vorarbeiten fehlten gänzlich; nicht einmal die juristische Anschauungsweise war zu genügender Klarheit vorgedrungen, um die privatrechtlichen Beziehungen im Wappenwesen von den öffentlichrechtlichen mit Sicherheit zu unterscheiden. Der auch sonst literarisch vielseitig tätige Verfasser war schon 1882 mit einer selbständigen Untersuchung über „Das Wappenrecht der Bürgerlichen" (Bonn 1882) hervorgetreten, und das vorliegende Werk bezeichnet er als die Frucht eines zehnjährigen Studiums. Um sicher festzustellen, was heute Recht sei, mußte untersucht werden, was einst Rechtens war, dies aber mußte abgeleitet werden aus der historischen Entwicklung des Wappenwesens selbst, aus den faktischen Rechtshandlungen, privaten Urkunden oder richterlichen Entscheidungen.

Die vorwiegend historische Behandlung, die sich hieraus ergab, der große Reichtum an praktischen Beispielen, die 94 beigegebenen Urkunden und über hundert interessante Textillustrationen, dabei eine klare, knappe, überzeugende Deduktion machen das Werk auch für den Nichtjuristen anziehend, dem Heraldiker und dem Historiker im allgemeinen ist es von Wert. Namentlich dem letzteren bringt es Licht über eine Reihe von Einzelfällen, vor denen er bis dahin ratlos stand. Das Werk ist auf so umfassendem Material aufgebaut, mit so klarem Urteil und sicherer Konsequenz, daß es seinen Wert stets behaupten wird, und konnte daher auch der Umstand, daß es bereits vor mehreren Jahren erschienen ist, von der empfehlenden Anzeige einer so brauchbaren und trefflichen Leistung für weitere Kreise nicht zurückhalten.

Geschichte des deutschen Volkes vom dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Von E. Michael S. J. Dritter Band: Deutsche Wissenschaft und deutsche Mystik während des dreizehnten Jahrhunderts. gr. 8° (XXXII u. 474) Freiburg 1903, Herder. *M* 6.40; geb. *M* 8.40

Es ist in diesem Bande wie in seinen Vorgängern so vieles gesammelt, was das Wissen klären und bereichern kann, so vieles Merkwürdige ist zusammengetragen, so viele Irrtümer sind berichtigt, daß für alle, welche über katholische Vergangenheit mitreden wollen, fleißige Lesung sich empfiehlt. Mit der Titelaufschrift „Deutsche Wissenschaft" soll nicht eine Einschränkung gegeben sein, sondern die ganze vielgestaltige Tätigkeit umspannt werden, welche in jener regsamen Zeit auf dem gesamten Gebiete des Wissens innerhalb der Grenzen Deutschlands oder doch von Söhnen deutscher Erde entfaltet worden ist. Es versteht sich von selbst, daß nicht nur Geschichtschreibung und Sprachstudium, Jurisprudenz und Medizin, Naturkunde und Mathematik, sondern auch die theologischen Wissenszweige, zumal die damals alles beherrschende Scholastik, gebührend zur Beleuchtung kommen. Einen schweren Stand hat der heutige Geschichtschreiber gegenüber den im Mittelalter so reichlich vorhandenen Erscheinungen der praktischen Mystik, die trotz des geringen Verständnisses, das unsere Zeit ihnen entgegenbringt, einen Anspruch darauf haben, mit hohem Ernste behandelt zu werden. P. Michael entwickelt, wie er auch sonst zu tun liebt, die leitenden katholischen Grundsätze und verstattet im übrigen der Kritik den freiesten Spielraum, so daß Adepten verschiedenster Richtung mit der Darstellung sich abfinden und Nützliches daraus lernen können. Auch in andern Fragen wird man ihm weder Mangel an Weitherzigkeit noch an fleißiger Benutzung der protestantischen Literatur zum Vorwurf machen können. Von den Vorzügen der Darstellung ist es hauptsächlich Klarheit und Übersichtlichkeit, was angestrebt wird.

Emaus. Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung der Kirche und des Klosters zu Emaus in Prag. Von P. Leander Helmling, aus der Beuroner Benediktiner-Abtei Emaus. 8° (164) Prag 1903, Calvesche Hof- und Universitätsbuchhandlung. *M* 2.10

Als „Führer" für die Besucher der Abtei ist die Schrift geschickt eingerichtet, hübsch ausgestattet und gut geschrieben. Insbesondere kann der historische Teil, der durchaus wissenschaftlich gearbeitet ist, auch anderweite Dienste tun, zumal die Abtei, mit ihren wechselreichen Geschicken im Besitz der Slaven, der Spanier, der Deutschen, manche geschichtliche Merkwürdigkeit aufweist.

Leben und Martyrium des Minderbruders Johannes von Triora, seliggesprochen am 27. Mai 1900. Von P. Antoine du Lys. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Schwester M. Paula. 8° (IV u. 158) Regensburg o. J., Habbel. *M* 1.20

Der aus dem Genuesischen stammende Ordensmann, 1760 geboren, wurde 1798 für die chinesische Mission bestimmt und betrat, nach längerem Aufenthalt zu Lissabon und Macao, im Frühjahr 1800 den chinesischen Boden. Arbeit und Leiden wurden ihm hier reichlich zu teil, zuletzt gekrönt durch das blutige Martyrium am 7. Februar 1816. Vom Vorleben des seligen Märtyrers sind nur dürftige Angaben erhalten. Um so mehr werden die Nachrichten über seine Tätigkeit in China die Aufmerksamkeit anregen. Ein längerer Exkurs über die Verdienste der Franziskaner um die Missionierung Chinas von alten Zeiten her ist eingeflochten. Das ganze Büchlein ist nur der Erbauung bestimmt, mit vieler Liebe geschrieben und mit Geschmack übersetzt.

Kurze polnische Grammatik für Geistliche. Nebst Anhang, enthaltend Schlüssel zu den deutschen Aufgaben — polnische Beichte — lateinisch-polnische Ritualgebete. Von P. Nazarius Sasse O. F. M. 12° (IV u. 96) Paderborn 1903, Bonifaciusdruckerei. *M* 1.20; geb. *M* 1.50

Das Büchlein ist für Priester bestimmt, in deren Seelsorgebezirk, wie das heute so vielfach der Fall ist, sich Polen aufhalten. Der Priester muß als guter Seelenhirt allen alles werden, um alle für Christus zu gewinnen. Er wird daher auch unter Umständen sich bis zu einem gewissen Grad mit dem Polnischen vertraut machen müssen, um die Seelsorge unter seinen polnischen Pfarrkindern, soweit das notwendig ist, in ersprießlicher Weise üben zu können. Hierzu nun bietet ihm die vorliegende kurze Grammatik der polnischen Sprache ein geeignetes Hilfsmittel.

Sursum corda! Religiöse Gedichte von Fritz von Rosenberg-Gruszczynski. 12° (50) Köln 1902, Bachem. Geb. *M* 1.50

Schlichte Weisen aus einem frommen Priesterherzen. Einige dieser Lieder sind recht hübsch, z. B. die Weihnachtshymne, das Osterlied, Mein Wappen und das Schlußgedicht: „Ein Stufenlied war meines Lebens Gang“. Das nette Büchlein eignet sich für Geschenke.

Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller. Herausgegeben von Dr A. Funke, Schulrat, Seminar-Direktor, und Dr Schmitz-Mancy, Professor. 12° Paderborn, Schöningh. Je nach Umfang 30 oder 40 *Pf.*

Die Herausgeber, deren Namen als tüchtige Schulmänner eine Bürgschaft für das Unternehmen bieten, beabsichtigen „bei handlichem Formate, klarem, gut lesbarem Drucke, haltbarem Papier, in gefälligem, äußerem Gewand, in dauerhafter Kartonnage und zu sehr billigem Preise“ eine Auswahl der besten Werke des In- und Auslandes alter und neuer Zeit zu geben. Jedes Werk ist mit einer kurzen Einleitung und den nötigsten Anmerkungen versehen. Dabei wurde die neue Rechtschreibung durchgeführt. Die bis jetzt erschienenen acht Nummern enthalten: Schillers „Braut von Messina“, Lessings „Nathan der Weise“, Goethes „Götz von Berlichingen“, Schillers Gedichte in Auswahl, Shakespeares „König Lear“, Lessings „Emilia Galotti“, Schillers „Maria Stuart“, Grillparzers „Sappho“. Wir wünschen dem Unternehmen einen guten Fortgang.

Glänzende Laufbahn. Roman von David Chr. Murray. Genehmigte Übersetzung von A. Schultze. 12° (382) Köln, Bachem. Brosch. *M* 3.50; geb. *M* 5.—

Eine recht gute Unterhaltungslektüre, die man getrost der reiferen Jugend in die Hände geben kann. Die Fabel ist sehr einfach, die Charaktere sind gut gezeichnet. Ein junger „Barbar" aus einem entlegenen Winkel Englands bekundet ein außerordentliches Malertalent. Seltene Willenskraft und günstige Umstände lassen ihn zu einem Künstler ersten Ranges heranreifen. Gleichzeitig zeichnet sich eine Jugendfreundin durch eine prachtvolle Stimme und große musikalische Befähigung aus und wird unter dem Schutze einer früheren Sängerin ein „Bühnenstern" erster Größe. Aber noch im Anfang ihrer glänzenden Laufbahn verliert die Primadonna ihre goldene Stimme und infolgedessen den Bräutigam, der mehr auf das Geld ihrer Kunst als auf das Gold ihrer Liebe spekuliert hatte. Jetzt naht seiner Jugendliebe der Maler wieder, der inzwischen durch seine Gemälde reich geworden ist, und erringt ohne große Mühe die Hand seiner geliebten Hope. Einige Szenen sind vorzüglich ausgeführt, z. B. der aufregende Vorfall beim ersten Auftreten der Sängerin und die Verhandlungen zwischen dem jungen Maler und dem jüdischen Kunsthändler.

Heimchen. Eine Mädchengeschichte von Angelika Harten. Illustriert von W. Roegge jun. 8° (218) Köln, Bachem. Brosch. *M* 2.50; eleg. geb. *M* 4.—

Angelika Harten, die beliebte Erzählerin, legt hier ihren jungen Freundinnen ein schönes, gutes, mit warmem Herzen geschriebenes und prächtig ausgestattetes Buch unter den Weihnachtsbaum. Gewiß wird es viele und dankbare Leserinnen finden. Die einfache Geschichte von Oberförster Sommers Kindern ist glücklich erfunden und frisch erzählt. Man muß dieses „Heimchen", die älteste Tochter, die an Stelle der kranken Mutter das Hauswesen leitet, und ihre beiden Schwestern und Brüder lieb gewinnen. Namentlich die Mädchencharaktere sind gut gezeichnet. Eine Prachtfigur ist auch die liebe, alte „Jännchen" mit ihren „gruseligen" Eiflergeschichten. Dann gibt es so vieles, was junge Mädchen gerne lesen: Kaffeevisiten, Tanzkränzchen, Schlittschuhlaufen, und zwischenhinein etwas Liebesgeschichten. Aber auch an Ernst fehlt es nicht. Krankheit und Tod der Mutter sind erschütternd geschildert. Am ergreifendsten aber wirkt der wahrhaft tragische Tod der armen Marlen. Diese Szene gehört zu dem besten, was wir in jüngster Zeit in unserer Erzählungsliteratur gelesen haben; da zeigt Angelika Harten, was sie kann. Auch die Echternacher Springprozession ist gut gelungen, wäre aber noch besser ohne die etwas zu rhetorische Einleitung. Endlich schließt die Erzählung mit der fröhlichen Doppelheirat der beiden ältesten Schwestern und dem Klosterberuf der jüngsten; letzterer dürfte freilich etwas besser vorbereitet sein. Auch die Landschaftsbilder aus der Eifel sind sorgfältig gezeichnet. Ganz besonders freuen wir uns noch, daß das wackere Volk der Eifel hier in einem ganz andern und wahreren Lichte erscheint als in den Schmutzromanen einer Klara Viebig. Die zahlreichen Illustrationen sind gut erfunden und charakteristisch gezeichnet; doch läßt die technische Ausführung mitunter zu wünschen übrig.

Waldgeschichten. Märchen und Lieder für kleine und große Leute von G. Sebelmayr. 8° (218) Metz 1903, Kommissionsverlag von Lupus. Geb. *M* 2.—

In diesen schlichten Märchen und Liedern offenbart sich ein Gemüt voll Liebe zu unserer Kinderwelt und eine mehr als gewöhnlich dichterische Veranlagung.

Wohl durfte der Erzähler und Sänger seinem schönen Büchlein den Wahlspruch voransetzen: „In Leid und Scherz der Jugend mein Herz.“ Was so aus warmem Herzen geschrieben ist, muß auch zum Herzen dringen. Schon das erste allegorische Märchen „Prinz Frühling“ ist gut erfunden, frisch erzählt und wie alle übrigen Stücke sorgfältig stilisiert. Noch besser gelungen und dem Kinderherzen verständlicher sind die eigentlichen Märchen „Vom Büblein, welches die Gräslein wachsen hörte“ und „Vom Moosmännchen“. „Der Waldkönig“ und „Der Bachbauernheinz“ sind hübsche kleine Erzählungen. Von den Liedern sind manche nicht nur formvollendet, sondern auch tiefempfunden. Gleich die Widmung „An meine Mutter“ verrät den wirklichen Dichter. Ganz besonders gefallen hat uns: „Auf der Halde“, „Wenn es heim zur Mutter geht“ und das ebenso patriotische als begeisterte „Gebet für den Kaiser“.

Das heilige Feuer. Eine Legende aus dem alten Siena. Von Johannes Jörgensen. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg. 12° (158) Mainz 1903, Kirchheim. Brosch. *M* 3.—; eleg. geb. *M* 4.—

Der hochbegabte dänische Konvertit erzählt uns in dieser Legende die Geschichte des sel. Johannes Colombini und die durch ihn bewerkstelligte Gründung des Jesuatenordens, inhaltlich ziemlich genau nach der Geschichte, der Form nach in novellistischem Kleide. Es ist das „heilige Feuer“ der göttlichen Liebe, das wunderbarerweise das Herz eines weltlich gesinnten Menschen in einem Augenblicke umwandelt und zu Taten hinreißt, die dem bloß irdischen Verstand als Torheit, dem vom Geiste Gottes erleuchteten als höchste Weisheit erscheinen müssen. Vieles erinnert an den hl. Franz von Assisi und sein heiliges Übermaß der Liebe zur Armut und Einfalt. Unsere Zeit kann so etwas nicht verstehen; Szenen wie das Bad des Aussätzigen und die allerdings drastische Schilderung des Seelenzustandes Boccaccios werden ihr anstößig vorkommen; eine derartige Realistik ist nicht nach ihrem Geschmack. Auch uns scheinen hier die Grenzen des ästhetisch Erlaubten gestreift zu werden; vielleicht sind auch etwas zu viele und zu lange Predigten eingeflochten. Warum hat der Erzähler auf die Gestalt „Angelas“, der Tochter des Seligen, verzichtet? Sonst ist alles sehr schön und sehr erbaulich, selbstredend nicht alles zur Nachahmung, sondern manches nur zur Bewunderung des seligen Bettlers von Siena geeignet. Jörgensen hat in der Gräfin Holstein eine vorzügliche Übersetzerin gefunden. Als Probe nur das Sterbelied Vannis:

„Von der Liebe Glut verzehret,
Richt' ich Tag und Nacht die Worte
An den Tod: Mein Sinn begehret,
Daß du öffnest mir die Pforte;

Denn mein Herz an jedem Orte
Brennt von Liebesweh hienieden;
Gib mir den ersehnten Frieden,
Der im Himmel mir beschieden.“

Blütenstaub und Blättergold. Von Anton Müller (Br. Willram). 12° (144) Innsbruck 1903, Schwick. Brosch. *M* 1.50; geb. *M* 2.50

„Blütenstaub“ bringt eine Anzahl lyrischer Gedichte, welche durchschnittlich das Mittelmaß weit übersteigen. Besonders gefallen haben uns „St Elisabeths-Rosen“, „Am Traualtar“, „Es läutet tief im Herzen fort“, „Allerseelen“. Die zweite Abteilung „Blättergold“ enthält epische Stücke, Bilder aus Brixens Vergangenheit. Die Sprache ist reich; die fünffüßigen Jamben schreiten volltönend einher, fast wie Schillersche Verse. Bruder Willram ist ein Meister in der poetischen

Beschreibung; doch läßt er dieselbe mitunter etwas gar zu sehr ins Breite wuchern — zum Schaden für den epischen Gehalt. Aber schön und edel sind diese Stücke alle, und es spricht aus ihnen das warme, für Kirche und Kaiser begeisterte Herz eines wackern Tirolers. Weitaus das bedeutendste Gedicht der Sammlung ist jedoch „Kain". In freiem, gereimtem Versmaß stürmt es dahin voll düsterer Glut, wie der verzweifelnde Brudermörder selbst. So etwas kann nur ein wirklicher Dichter schaffen. Doch hätte er die überschäumende Phantasie etwas mehr zügeln dürfen. Wäre es nicht besser gewesen, aus dem Bruderblut roten giftigen Mohn statt duftende Rosen erblühen zu lassen? Und nachdem in der Vision des Kreuzesbaumes auf die Bitte der Mutter der Gekreuzigte Kain Verzeihung zugenickt, sollte es der Schlange nicht mehr gelingen, den Sünder in Verzweiflung zu verstricken. Aber Bruder Willram ist ein echter, begeisterter Sänger.

Reisers Liederbuch für das deutsche Volk. Enthaltend 233 Texte unserer schönsten Lieder (Chor, Solo und Quartettgesänge) mit Angabe der Urheber und der Entstehungszeit von Wort und Weise und mit Bezeichnung der Tonart und des Melodienanfangs. 16° (160) Offenburg, Zuschneid. 50 *Pf.*

Diese Taschenausgabe setzt natürlich die Kenntnis der Melodien voraus und will nur durch Bezeichnung der Tonart und der ersten Noten dem Gedächtnis nachhelfen. Z. B. „Bemooster Bursche zieh' ich aus": Weise des Volksliedes: „Es ritten drei Ritter ꝛc." vor 1670 [G-d d g] oder von Alb. Methfessel vor 1820 [Es-b as g]. Dann folgt der ganze Text und am Schlusse der Dichter: Gust. Schwab 1814. Auf die eine oder andere Nummer, die doch schon eher ein Gassenhauer als ein Volkslied ist — z. B. Nr 124 — hätten wir lieber verzichtet.

Unschuldig verfolgt. Eine lehrreiche Geschichte erzählt von Leo von Berg. 8° (224) Paderborn 1904, Bonifaciusdruckerei. Brosch. *M* 2.—; geb. *M* 2.60

Eine Geschichte aus der Kulturkampfszeit, und wie der Erzähler in dem Vorwort bemerkt, sind die Ereignisse der „realen Wirklichkeit" entnommen. Den Wert des „dichterischen Gewandes", in das er diese Geschehnisse kleidet, dürfen wir freilich nicht zu hoch ansetzen. Sowohl in der Komposition als in den Charakterzeichnungen könnte manches besser sein; so z. B. wird die Bekehrung des Erzfreimaurers und Gotteslästerers kaum begründet. Aber die Erzählung ist, was sie auf dem Titel verspricht, „eine lehrreiche Geschichte" und kann als solche für Volksbibliotheken empfohlen werden.

Miszellen.

Katholische Reliquien aus Altlivland. Auf das reich entwickelte katholische Leben, welches fast 400 Jahre hindurch (1186—1566) die heute unter russischer Herrschaft stehenden deutschen Ostseeprovinzen erfüllt hat, ist in früheren

Jahrgängen dieser Zeitschrift (z. B. LII 58 f) gelegentlich hingewiesen worden. Auch der glänzenden Restauration des Mariendomes von Riga ist gedacht worden (LI 574), sowie der Anteilnahme der geistig führenden Kreise dieser protestantischen Stadt an dem 700jährigen Gedächtnistag des hl. Meinhard, als des Apostels von Livland am 14. August 1896. Schon damals ist insbesondere der ganz aus Andersgläubigen bestehenden „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands" nachgerühmt worden, sie „bekunde ein Verständnis, eine Verehrung und Liebe für die katholische Vergangenheit, welche über die engen Schranken künstlerischer Pietät hinausreiche". Manche erfreuliche literarische Erscheinungen haben seitdem diese Wahrnehmung bestätigt. In dem „Hagiographischen Jahresberichte" für 1901 und 1902 sind nicht weniger als fünf wissenschaftliche Untersuchungen über Gegenstände des katholischen Kultes anerkennend verzeichnet worden, welche jenen akatholischen Kreisen entstammen. Neuerdings ist eine für jeden Katholiken hochinteressante Schrift erschienen (Sonderabdruck aus Band XIX der „Mitteilungen aus der livländischen Geschichte"), welche den vormaligen Präsidenten der genannten Gesellschaft, Baron Hermann von Bruiningk, zum Verfasser hat und sich betitelt: „Messe und kanonisches Stundengebet nach dem Brauche der Rigaschen Kirche im späteren Mittelalter."

Es ist ein eigentümliches Geschick, daß von den zahllosen liturgischen Büchern der katholischen Zeit, welche über 300 Jahre lang dem täglichen und vielgestaltigen Gottesdienste gedient haben, von all den Kalendarien, Missalien, Lektionarien, Brevieren, Martyrologien, Agenden usw. in den gesamten Ostseeprovinzen keine andere Spur sich erhalten hat als ein einziges abgegriffenes Missale vom Kreuzaltar des Domes von Riga und der größere Teil eines 1513 für das Erzstift Riga gedruckten Breviers. Das Missale ist Handschrift aus dem Beginne des 15. Jahrhunderts und ist wenigstens seit 1424 bis zum Untergang der Kirche in Riga im Gebrauch geblieben. Das Kalendarium, welches ihm beigegeben ist, beruht auf einer älteren Vorlage und gibt die Festordnung wieder, wie sie um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Übung war. Aus diesen einzigen Überresten stellt H. von Bruiningk mit liebevoller Sorgfalt alles zusammen, was für den Liturgiker wertvoll oder für den Kirchenhistoriker bemerkenswert sein könnte. Durch sonstiges urkundliches Material weiß er das meiste noch näher zu beleuchten, so daß man in das ganze kirchliche Leben Livlands vor der Reformation, insbesondere der Stadt Riga, einen Einblick gewinnt. Da Riga in seinen Anfängen zu den Kirchen von Bremen und Lübeck in engem Verhältnis stand und später für die längste Zeit Ermland und Kulm zu seinen Suffraganen zählte, so hat aus solchen Einzeldarlegungen auch die Kirchengeschichte Deutschlands etwas zu gewinnen. Allein die ganz eigenartigen Verhältnisse Livlands selbst als einer deutschen Kolonie und als Sitz eines Ordensstaates genügen an sich, um solche Einblicke in sein Leben und seine Geschichte anziehend zu machen.

Unser livländischer Forscher scheint von konfessionellen Vorurteilen unberührt. Für das kanonische Stundengebet gibt er unverhohlen seiner Bewunderung Ausdruck als für ein „liturgisches Meisterwerk"; er anerkennt mit Nachdruck, daß

im alten Missale von Riga der Unterschied zwischen der den Heiligen gebührenden bloßen Verehrung und der Gott allein gebührenden Anbetung „mit vollkommener Konsequenz sich äußere". Wohlgefällig bemerkt er den frommen Eifer des Volkes, „das Glaubensleben und den kirchlichen Sinn, die in ihrer Betätigung hinter dem Mutterlande keineswegs zurückgeblieben waren"; er verzeichnet die Bemühungen der kirchlichen Obrigkeit um die Würde des Gottesdienstes, um die Frömmigkeit im Priesterstand und um eine gute Pastoration des Volkes. Wiederholt kommt er zurück auf die vielen Altar- und Seelen-Stiftungen; eine prächtige Requiem- und Salve-Stiftung noch aus dem Jahre 1520 teilt er im Wortlaute mit und erkennt, wie in diesen Stiftungen „das religiöse Bedürfnis des Volkes gewissermaßen als treibende Kraft unmittelbar zum Ausdruck gelangt." In den letzten Jahrzehnten besonders, welche der unseligen Kirchenspaltung vorausgingen, erblickt er die unleugbarsten Kennzeichen eines in steigender Entwicklung begriffenen religiösen Aufschwunges:

„Die vom Erzbischof Jasper Linde (1509—1524) erkannte Notwendigkeit, durch Verteilung des neuen Breviers und anderer dem Brauche der Rigaschen Kirche angemessenen Bücher dem Eindringen der Bücher fremder Kirchen zu begegnen, war wohl nur der unmittelbare Anlaß, während die sorgfältige Ausarbeitung einiger neu bestätigten Offizien dieses Breviers ... und die Ermahnungen, den Gottesdienst recht zu verrichten, erkennen lassen, daß der Erzbischof ebenso wie sein Vorgänger Michael Hildebrand (1484—1509) für das kirchliche Leben zu sorgen sich angelegen sein ließ. Das wird der tiefere Grund für die Herausgabe des Breviers gewesen sein. Sie bildete sicherlich keine vereinzelte Erscheinung, vielmehr ist anzunehmen, daß die Erzbischöfe von Riga in der Fürsorge für Kirche und Schule in ihrer Diözese hinter ihren zeitgenössischen Suffraganen, den Ösel-Wiekschen Bischöfen, nicht allzuviel zurückgeblieben sind, über deren ... höchst bemerkenswerte Tätigkeit erst in neuester Zeit ... archivalische Forschungen Licht verbreitet haben. Solange ein ähnliches urkundliches Beweismaterial für Riga fehlt, bleiben nur Analogieschlüsse, und für diese bloß einzelne Anhaltspunkte übrig. Hierher gehört neben der Herausgabe des Breviers die Gründung von zwei neuen Klöstern im Erzstift [bei Lemsal 1500, bei Lennewaden 1514, beide O. S. Aug.], sowie die Tatsache, daß die beiden ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts nicht weniger kirchliche Stiftungen aufzuweisen haben als die in dieser Beziehung besonders ergiebigen letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts.

Auch verdient bemerkt zu werden, daß die Bemühungen der Ösel-Wiekschen Bischöfe um die Hebung des Bildungswesens wie bei den übrigen Bischöfen, so auch bei dem Erzbischof Jasper Linde Widerhall fanden, indem der Prälatentag zu Ronneburg im Erzstift 1521 die Errichtung einer höheren, mit namhaften Lehrern zu besetzenden und auf gemeinsame Kosten zu unterhaltenden Schule ernstlich ins Auge faßte. Daß dieser Plan von der aus Wittenberg ausgegangenen Bewegung nicht beeinflußt war, wird durch den Umstand bewiesen, daß wegen seiner Ausführung mit dem als Apologeten katholischer Dogmen gegenüber dem Luthertum bekannt gewordenen Rostocker Magister Eckbert Herlem Verbindungen angeknüpft wurden."

Diesem frischen Leben, das damals in der Kirche Livlands pulsierte und für das die vielfältigsten und untrüglichsten Anzeichen vorhanden sind, entspricht

auch das erfreuliche Resultat der neueren Forschungen, „daß in allen livländischen Bistümern und auch im Ordensgebiet [nach Hereinbruch der Reformationswirren] bis zuletzt eine nicht ganz geringe Anzahl von Klerikern dem Katholizismus treu ergeben geblieben ist, vorzugsweise Kapitelsglieder, aber nicht nur solche".

Ein gesundes und kräftiges religiöses Leben zeigte sich bereits in den Beschlüssen der Provinzialsynoden von 1428 und 1437; die Orden, namentlich der Cistercienser, Franziskaner und Dominikaner, standen stetig in Blüte, und abgesehen von Streitigkeiten, in welche die Predigerbrüder zu Reval in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts sich verwickelt sahen, ist eine Rivalität oder Gegnerschaft zwischen den genannten Orden und den Erzbischöfen und Kapiteln „dauernd nicht zu Tage getreten".

So findet sich in der neuen Schrift des H. v. Bruiningk gar vieles Schöne, ohne je durch einen Mißton gestört zu werden, und zwar nicht nur vieles und mannigfaltiges an historischen Notizen, sondern auch oft der vollständige Abdruck ganzer Stücke, wie des Kalendariums, mehrerer bischöflicher Verordnungen, kirchlicher Orationen, Meßoffizien usw., unter letzten ein allerliebstes Reimoffizium zu Ehren des hl. Joseph. Die Josephsverehrung ist in der Kirche von Riga nachweisbar seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ein Verein von Andächtigen, an deren Spitze der rührige Dompropst Theodorich Nagel, hatte im Dom einen Altar aufrichten lassen zu Ehren des „hl. Joseph an der Krippe des Herrn" und machte 2. Februar 1447 eine Stiftung für ständigen Gottesdienst bei demselben, „ewighe syngende selemissen", für welche vier Priester dauernd angestellt wurden. Das Fest des hl. Nährvaters wurde in der Kirche von Riga am 15. Januar begangen mit der damals höheren Feier eines Festes von neun Lektionen. Schon 100 Jahre zuvor, und demnach verhältnismäßig sehr früh, war auch das St Anna-Fest in Livland eingebürgert. Beides hat wohl darin seinen Grund, daß das christlich gewordene Livland sich von Anfang an als das besondere Land der Mutter Gottes, „das Marienland" zu betrachten liebte.

„Es ist höchst wahrscheinlich", schreibt v. Bruiningk gelegentlich der Besprechung der marianischen Antiphonen, „daß das Salve Regina seine Volkstümlichkeit als Pilger- und Marschgesang der Kreuzfahrer in den Kämpfen um das Marienland erst recht bewährt haben wird. Hatte doch Bischof Albert bei Verlegung seines Stiftes nach Riga 1202 dieses und ganz Livland der Gottesmutter geweiht und nachmals von Innozenz III. mündlich die feierliche Zusicherung erhalten, daß er, gleichwie das Heilige Land als das Land des Sohnes, so auch Livland als das Land der Mutter in väterlicher Fürsorge zu fördern stets bedacht sein werde."

Der Dom von Riga war der Gottesmutter geweiht unter dem Titel der Himmelfahrt, sein Hochaltar der Virgo gloriosa, der Hauptaltar der Marienkapelle der Virgo dolorosa. An letzterem fand von alters her wenigstens alle Sonnabende Messe und Offizium der seligsten Jungfrau statt; sieben Priester waren für den Dienst dieses Altars bestimmt. Außer den von Anfang gefeierten großen Marienfesten der Empfängnis, Geburt, Lichtmeß, Verkündigung und

Himmelfahrt, beging man hier schon sehr früh auch das Fest der Darstellung, der Schmerzen und — sogar mit eigener Vigil — der Heimsuchung. An den Vorabenden sämtlicher Marienfeste war Fasttag, nicht durch besondere kirchliche Vorschrift, sondern durch geheiligtes Herkommen ex communi consuetudine. Sonnabend war Abstinenztag das ganze Jahr hindurch. In einer Verordnung des Erzbischofs Michael über die tägliche Frühmesse (1503) wurde bestimmt, daß nach Schluß der Messe ein dreimaliges kurzes Zeichen mit der Glocke gegeben werden solle zur „Begrüßung der glorreichen Jungfrau Maria"; ein Ablaß von 20 Tagen wird denen gewährt, welche zu diesem Glockenzeichen knieend drei Gegrüßet seist du, Maria beten. Den Priestern der ganzen Diözese war für alle Sonnabende das Offizium zu Ehren der Mutter Gottes mit neun Lektionen vorgeschrieben, im Chor mit aller Feierlichkeit zu beten; nur bei Zusammentreffen mit den höchsten Festen sollte es verlegt werden dürfen.

„Das Missale von Riga", schreibt v. Bruiningk, „das den Status des beginnenden 15. Jahrhunderts darstellt, läßt erkennen, daß die Sonnabendsmessen zu Ehren der heiligen Jungfrau in der Liturgie der Rigaschen Kirche eine längst bestehende Einrichtung waren, und aus privaten Meßfundationen geht hervor, daß die Wochentags-Votivmessen am Sonnabend nach altem Brauch gleichfalls zu Ehren der Gottesmutter begangen wurden. Aus der Urkunde vom 2. Februar 1447 wissen wir, daß damals, und wohl schon lange vorher, nicht nur Sonnabends, sondern täglich im Dom ‚unser leven Vrowen misse' zelebriert wurde. Eine entsprechende Ausbildung des Marienkultus im Breviergebet und im Anschluß an dieses erscheint mit Rücksicht auf den innigen Zusammenhang von Messe und Offizium als selbstverständliche Folge." ... „Wir wissen, daß der recht eigentlich als Volksandacht sich qualifizierende Salve-Gesang an der St Petrikirche zu Riga gar noch im 16. Jahrhundert täglich nach der Vesper stattfand, und daß ebenfalls im Anschluß an die Vesper an jedem Freitag im Dom das Salve und anderes vom gesamten Klerus in Gegenwart einer gewaltigen Volksmenge gesungen wurde."

Das Basler Konzil erkannte diese schöne Volksfeier im Dome von Riga lobend an und bewilligte dafür gegen andächtigen Besuch der dortigen Marienkapelle besondere Indulgenzen (27. Februar 1440). Mit diesen flüchtigen Notizen ist bei weitem nicht erschöpft, was sich über die Verehrung der seligsten Jungfrau in ihrem Livland beibringen läßt. Altäre und Kapellen, Statuen und Münzen reden heute noch eine nicht minder beredte Sprache als die zahlreich erhaltenen frommen Stiftungsbriefe, Indulgenzen und chronistischen Aufzeichnungen.

Die schöne Schrift über „Messe und kanonisches Stundengebet nach dem Brauche der Rigaschen Kirche" soll schon bald eine Fortsetzung erfahren und diese soll speziell der Heiligenverehrung in Livland gewidmet sein. Dabei wird gewiß der Ehrenplatz nicht versagt bleiben für die Patronin von Livland.

Das Münster zu Freiburg i. B.
ein Herold künstlerischer Freiheit.

„Ein köstlich Kleinod, vergleichbar einem kunstvoll geschliffenen, leuchtenden Edelstein in reicher, kostbarer Fassung, ragt aus dem wechselvollen, sich stets verjüngenden Kranze landschaftlicher Reize, welcher die schöne Hauptstadt des Breisgaus umrankt, ihr wundervoller Dom.“ Mit diesem schwungvollen Satz beginnt der Text eines vom Freiburger Münsterbauverein herausgegebenen Prachtwerkes [1].

Entspricht dies Kleinod in seinem Werden und Sein den auf der Höhe moderner Bildung stehenden Anschauungen? Bestehende, oft und laut verkündete Grundsätze der neuesten Ästhetik gewinnen immer mehr Raum. Ist doch selbst in der letzten, 1903 veröffentlichten Jahres-Mappe der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst der Wahlspruch hingestellt: „Freiheit den Künstlern! Freiheit von seiten der Besteller und der Architekten! Mut der Künstler zur Freiheit!“

Freiheit soll die Hauptforderung für die Zukunft sein.

Sehen wir zu, was geistliche und weltliche Bauherren jenes Münsters von ihren Baumeistern, Bildhauern und Malern seit etwa 700 Jahren verlangten und wie die Künstler die ihnen gewordenen Aufträge annahmen und ausführten. Es wird sich dann wohl zeigen, was von dem Ruf nach Freiheit zu halten sei. Ein Kern von Wahrheit wird sich aus ihm herausschälen lassen, der aber nichts weniger als neu ist, sondern stets unveränderlich hochgehalten wurde überall da, wo Kunstblüte sich fand.

1. Der Bau des Freiburger Münsters.

Die Tafeln des oben genannten Werkes lassen die Geschichte des Baues leicht erkennen. Die beiden Giebelseiten des Querbaues haben die Formen des

[1] Unser Lieben Frauen Münster zu Freiburg im Breisgau. 68 Lichtdrucktafeln nach Aufnahmen von Karl Günther, mit begleitendem Text von Fritz Geiges. Freiburg 1897, Kommissionsverlag von Herder.

entwickelten romanischen Stils aus der Zeit um 1200. Nach Osten hin legte sich ehedem an dieses Querhaus ein romanisches Chor an, das eine Krypta besaß und beim Querhause von zwei romanischen Türmen eingefaßt war. Diese Türme stiegen weit über das Dach auf und begleiteten die im Innern 95 rheinische Fuß hohe Kuppel.

Bei Vollendung des romanischen Chors und des romanischen Querschiffes war im Elsaß die stilistische Entwicklung zur Frühgotik ausgewachsen. Darum begann man auch zu Freiburg bei Weiterführung des Baues die beiden ersten, östlich gelegenen Joche des Mittelschiffes in diesem Stile zu errichten. Der Baumeister verwendete jedoch nicht nur die noch etwas herben Formen dieser Frühgotik, sondern verließ auch die auf das Quadrat gegründeten Maßverhältnisse der romanischen Bauteile, um seinen Arbeiten das gleichseitige Dreieck zu Grunde zu legen. Er behielt die Breite des Querschiffes bei, indem er sein Mittelschiff so weit ausdehnte, als die Vierung dieses Querschiffes reichte, die Seitenschiffe aber soweit hinausrückte, daß ihre Außenmauern in der Fluchtlinie des Querhauses liegen. Er beschrieb dann über der inneren Breite seiner drei Schiffe ein gleichseitiges Dreieck, dessen Spitze die Höhe der Schlußsteine des Mittelschiffes ergab. Den Raum von der Vierung bis zum Turme teilte er so, daß er im Mittelschiff sechs Joche mit den damals beliebten zwölf freien Säulenpfeilern erhielt, welche auf die Apostel, die Säulen der Kirche, hinweisen sollten. Die Fialen seiner Strebepfeiler steigen ungefähr so hoch auf wie das Gewölbe des Mittelschiffes. Auch die Höhe der Kapitäle der Seitenschiffe und der das Innere gliedernden Gesimse hat er nach des Zirkels Kunst und Gerechtigkeit, festen Regeln entsprechend angeordnet [1].

Nach Beginn der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts begann ein neuer Baumeister den Unterbau der vier westlich gelegenen Joche des Mittelschiffes, die Seitenschiffe sowie die untere Hälfte des Turmes zu errichten, deren Maßwerk und Ornament weiter entwickelt, aber noch streng sind. Beim Abschluß des 13. Jahrhunderts wurde der Oberbau dieser Joche des Mittelschiffes mit seinen Gewölben, im Beginn des 14. Jahrhunderts der Turm vollendet [2]. Auf diesen Turm, das unübertroffene Meisterwerk deutsch ge-

[1] Jenes gleichseitige Dreieck läßt sich einzeichnen in den Querschnitt des Münsters bei Moller, Denkmäler der deutschen Baukunst II (Frankfurt, Baer), Münster zu Freiburg Taf. 6.

[2] Laut einer Urkunde vom Jahre 1332 über einen Weg zur Steingrube des Münsters im Schlierberg war damals „Meister Heinrich der Leittrer geschworner

wordener Gotik, wies die Bürgerschaft seit alters mit berechtigtem Stolze hin. Mit staunenswerter Genialität ist der Übergang aus dem kaum gegliederten, massigen Unterbau in die luftige obere Hälfte, die Verwandlung des Vierecks ins Achteck vermittelt. Eine lebhafte, bewegte, stark vorgekragte Galerie zwingt das am Unterbau emporgestiegene Auge Halt zu machen. Wenn es dann weiter geht, ist es vorbereitet für den Genuß der rasch aufwachsenden Streben und des den Aufschwung etwas hemmenden Maßwerkes.

Mit Begeisterung werden Griechenlands Baumeister gepriesen, die im Streben nach der feinsten Schönheit so weit gingen, daß sie die Säulen leise anschwellen ließen und Architrave in leise Bogenlinien krümmten. Der Meister des Freiburger Turmhelmes hat, ohne von solchen Feinheiten antiker Kunst etwas zu ahnen, ähnliches geleistet; denn er läßt die acht großen aufsteigenden Ecklinien seiner Pyramide leise anschwellen, um ihnen ein für das Auge ansprechenderes Ansehen zu verleihen[1].

„Es ist nicht möglich, das Mannigfaltige anmutiger und klarer zur Einheit zurückzuführen [als es an diesem Turme geschieht]. Die Diagonalansicht bietet einen so vollendet schönen Fluß der Umrißlinien, wie man an keinem gotischen Turm der Welt ihn wiederfindet. Auch der Freiburger hat seine Vorfahren in Frankreich [zu] Laon [und] Senlis. Er verhält sich zu ihnen wie die Erfüllung zur Verheißung — was man von Werken der deutschen Gotik doch nur selten sagen kann. Laon und Senlis zeigen eine Durchbrechung der Walmflächen durch schmale Schlitze; die Auflösung in klares Maßwerk, das überall das Himmelblau durchscheinen läßt, ist zum erstenmal vom Freiburger Meister gewagt und sicher die kühnste Emanzipation des absoluten Kunstzweckes vom Gebrauchszweck, zu der die gotische Bauidee gelangen konnte."[2]

Wie wird sich der Meister gefreut haben, als er die Gerüstbalken vom vollendeten Werk herabgelassen hatte! Die Abendsonne durchleuchtete sein Werk und vergoldete seine Pyramide, auch nachdem sie den Blicken entschwunden war. Früh am Morgen, wenn Stadt und Kirche noch im

---

Werkmeister des Münsters" (Schreiber, Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein II 3, Freiburg 1825 f, Herder, S. 7). Nach Schreiber ebd. 2 S. 25 beträgt die Höhe des Turmes 385 Fuß 10 Zoll rh. (4 × 95 = 380). Als Maße des Querhauses werden angegeben: Länge von Westen nach Osten 30 Fuß rh., Breite 95 Fuß. Nach Marmon, Unserer Lieben Frauen Münster, Freiburg 1878, Herder, 52 u. 56, ist der Turm 115,845 m = 386 Fuß 5 Zoll badisch hoch, das Mittelschiff 27 m, die Kuppel 30 m.

[1] Vgl. darüber das zusammenfassende Gutachten in der Zeitschrift für bildende Kunst XII (1877) 221 f.

[2] Dehio und v. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes II, Stuttgart 1901, 310 f.

Schatten lagen, spielten ihre ersten Strahlen bereits in seinem kunstvoll durchbrochenen Steinwerk. Tiefer und tiefer stiegen sie an ihm hinab, bis das volle Licht den ganzen Bau verklärte.

Nach Fertigstellung des Mittelschiffes und des Turmes ruhte der Bau eine Zeitlang, damit die Baukasse sich erholen, Schulden abtragen und neue Mittel erwerben könne. Erst im Jahre 1354 wurde der erste Stein zu einem neuen Chor gelegt. 1359 nahmen Bürgermeister und Rat der Stadt den Johann von Gmünd, bisher Baumeister am Münster zu Basel, als „Werkmeister des neuen Chores" an, nachdem er mit aufgehobener Hand geschworen hatte, „zu demselben Werk das Beste und Ehrbarste zu raten und zu tun".

Indes stockte das Unternehmen bald. Es wurde erst hundert Jahre später kräftiger gefördert. 1471 bestellten „Bürgermeister und Rat der Stadt zu Ehren des allmächtigen Gottes und seiner lieben Mutter, der Jungfrau Maria, den ehrsamen Meister Hans Niesenberger von Graz zum Werkmeister, den neuen Chor zu bauen zum allerbesten, getreulich und ehrbarlich, wie er und die Pfleger des Baues zu Rat werden".

Bezeichnend sind für die Stellung des neuen Münsterbaumeisters seine Lohnverhältnisse. Man verspricht ihm als Gehalt alle Fronfasten 5 Gulden, also jährlich 20 Gulden. Er muß zu jeder Fronfasten einmal zum Bau kommen und die Arbeiten „versehen". Als Taglohn erhält er, „wenn er in des Baues Dienst ist oder allher zu dem Bau oder heim zieht, alle Tage zu dem vorgenannten Lohn 2 Schillinge und 2 Pfennig Rappen". Sein Vorgänger, Johann von Gmünd, hatte im Jahr 1359 als Jahreslohn 10 Pfund Pfennig empfangen, 4 Pfund Pfennig als Wohnungsgeld, dazu alle zwei Jahre ein Gewand mit Pelz, „so gut, daß es den Pflegern zur Ehre gereicht und dem Baumeister zu tragen ziemlich ist", weiterhin als Taglohn so viel, als gebräuchlich war.

Im Jahre 1471 erhielten Gesellen, welche Fundamente gruben, täglich 1 Schilling (12 Pfennig), jene, die Steine auf das Chor hinaufzogen, 14 Pfennig (1 Schilling 2 Pfennig). Den Steinmetzen zahlte man im Sommer 22 Rappen (1 Schilling 10 Rappen), im Winter 15, wenn sie aber Steine versetzten, je 2 Rappen mehr. Ihrem Balier (Meister) gab man im Sommer täglich 24 Rappen (2 Schilling), im Winter 19. Gearbeitet wurde vom Tage der „Stuhlfeier Petri im Winter" (18. Januar oder 22. Februar) bis zum Feste des hl. Gallus (16. Oktober) von 5 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Dazwischen war am Morgen und am Mittag eine, am Abend eine halbe Stunde zum Essen frei. Jeden Samstag wurde die Arbeit um 5 Uhr abends beendet, alle vierzehn Tage um 3 Uhr, damit die Gesellen ins Bad gehen könnten[1].

[1] Die Nachweise bei Schreiber, Denkmale deutscher Baukunst am Oberrhein II 3, S. 10 f 15 f. Nach S. 25 f berechnete man im Jahre 1549 zu Frei-

Der neue Meister war 1459 zu Regensburg in die Bauhütte aufgenommen worden. Er leitete den Weiterbau zu Freiburg bis 1482, ging dann nach Straßburg und übernahm später den Dombau zu Mailand. Als er 1491 nach Freiburg heimkehrte, erging es ihm schlecht, weil die während seiner Abwesenheit von Stellvertretern eingesetzten Gewölbe des Chores von Sachverständigen als „unwerklich und ungestaltig" bezeichnet wurden. Die Stadtverwaltung ging streng gegen ihn vor. Von größeren Strafen sah sie nur ab, weil er ein alter und schwacher Mann sei. Als sein Nachfolger 1510 die Gewölbe des Chores vollendet hatte, konnte der Stellvertreter des Bischofs von Konstanz am 4. Dezember 1513 den neuen Hochaltar des Chores weihen, zu dessen Altarstein auffallenderweise die Grabplatte des Herzogs Berthold V. von Zähringen († 1218) verwendet wurde. Am 5. Dezember folgte die Weihe des „inneren Chores". Der äußere Umgang mit seinen Kapellen ward erst später fertiggestellt.

Gönnte man in Freiburg diesen Baumeistern des Münsters ihre Freiheit oder waren sie als Baukünstler geknechtet, nach allen Seiten hin gehemmt? Jeder von ihnen war beherrscht von seiner Zeit, von den Gewohnheiten seiner Standesgenossen und den Gepflogenheiten seiner Gegend. Er hing ab von dem Material seiner Steinbrüche und von der Schulung seiner Gehilfen. Es genügt in Freiburg wie anderwärts, nur das Maßwerk der Fenster und Galerien zu betrachten, um aus dem Bau selbst in kurzer Zeit die Geschichte seines Wachstums und seiner Erneuerung herauszulesen.

In dem Querschiff zeugen die ohne Maßwerk gebliebenen Fensteröffnungen und die großen Radfenster für die vorgotische Periode. Die Anfänge der Gotik zeigen sich im Stabwerk der beiden östlichsten Joche des Mittelschiffes; frühes kreisförmiges Maßwerk findet man in den Fenstern der Seitenschiffe, etwas reicheres in den Fenstern der vier letzten Joche des Mittelschiffes an der nördlichen Seite, viel belebteres in den vier Fenstern derselben Mittelschiffjoche an der Südseite. Wechselvoller, darum etwas jünger, ist das Maßwerk der Turmpyramide. Am Chor sind nur die vier Fenster der Sakristei mit einem, wohl von Johann von Gmünd um 1359 ausgeführten Maßwerk ausgefüllt. In allen übrigen Chorfenstern treiben Fischblasen ihr neckisches, aufflammendes Spiel in den verschiedensten Formen, immerhin aber so, daß wenigstens einzelne Fenster des Chorumganges später vollendet sein müssen als diejenigen des Hochchores oben im mittleren Schiff. Der gotische Oberbau der romanischen Türme an

---

burg 8 Pfund 12 Schilling 6 Pfennig als die Hälfte von 17 Pfund 5 Schilling. Damals galt also 1 Pfund = 20 Schilling, 1 Schilling = 12 Pfennig.

beiden Seiten des Chores, östlich vom Querschiff, kommt jenem um 1359 eingesetzten Fenstermaßwerk nahe.

Jeder Baumeister hat also sein eigenes Maßwerk verwendet. Auch nach Vollendung des Münsters unterließen spätere Meister nicht, bei ihren Zusätzen oder Erneuerungsarbeiten sich durch ihr Maßwerk genau zu charakterisieren.

Johann von Gmünd hat sich beim Entwurf seines Planes für das Chor an ein neues, wechselvolles Schema gehalten, das kurz vorher für die Heiligkreuzkirche von Gmünd zum erstenmal versucht worden war. Anschluß an anderweitige Bauten und an auswärts kurz vorher angewendete Formen wäre nur dann geistloses Kopieren und Wiederholen der von einer gerade herrschenden Mode geforderten Bildungen, wenn nicht die Grundrisse, Aufrisse und Querschnitte der verschiedenen Teile des Münsters, besonders sein Maßwerk und seine Strebepfeiler dartäten, wie in allen Einzelheiten der Konstruktion und in den Profilen jeder Meister innerhalb der Regeln der „Gerechtigkeit des Zirkels" auch sein Können und seine freie Wahl betätigte.

Wie individuell Freiburgs Steinmetzen verfuhren, zeigt, abgesehen von der originellen Anlage des mustergültigen Turmes, welche doch auch wieder ohne sein festes Material so nicht möglich gewesen wäre, jene Schwellung der Ecklinien dieses Turmes. Diese Schwellung ist dann in den beiden öfter erwähnten Chortürmen, den „Hahnentürmen", nachgeahmt, um auch ihnen eine gefälligere Silhouette zu schenken. Die Achse des Chores bildet nicht mit der Achse des Mittelschiffes eine gerade Linie, sondern weicht etwas nach Süden ab. Man findet einen solchen, freilich sehr stumpfen Winkel beim Choreingange auch in andern Kirchen, weil die Baumeister daran erinnern wollten, daß Christus, dessen mystischer Leib die katholische Kirche ist, sterbend sein Haupt neigte. Noch merkwürdiger ist, daß das Mittelschiff nach Osten etwas breiter wird, als es im Westen ist, daß umgekehrt die Stützen bei der Vierung um 0,43 m weiter auseinander stehen als beim Turme, und daß die Gewölbe der Seitenschiffe von Westen nach Osten ansteigen, wie der Boden des Münsterplatzes[1]. Das nördliche Seitenschiff ist schmäler als das südliche; im Maßwerk, in den Einzelheiten des Strebesystems und in der Zahl der Statuen ist die nördliche Seite von Anfang an bis in die letzten gotischen Bauteile einfacher als die südliche.

Alle diese Sachen kann man nicht als Zufälligkeiten oder Versehen erklären, weil die Schwellung des Turmhelms und die großartige Ikono-

[1] Marmon, Unserer Lieben Frauen Münster 56 f.

graphie der Portalskulpturen beweisen, wieviel Gewicht man in Freiburg darauf legte, das Auge durch die schönsten Linien, den Verstand durch die tiefsinnigste Symbolik zu erfreuen. Jenen Meistern gewährten also die Pfleger volle Freiheit; sie haben ihnen gegenüber entschieden betont, die Bürgerschaft wünsche ein schönes Gotteshaus und erwarte von ihren Steinmetzen etwas Hervorragendes. Wäre ihr Streben nicht auf tüchtige Leistungen ausgegangen, so hätten sie nicht nötig gehabt, sich nach besonders tüchtigen Leitern ihres Baues umzusehen, welche zum Beweise ihres Könnens auf Arbeiten in Basel, Regensburg, Straßburg und Mailand hinweisen durften und deren Ruhm der unvergleichlich schöne Turm auch heute noch laut verkündet.

„Freiheit den Künstlern", ja mehr als das: Aneiferung der Künstler zur freien Erfindung und Herstellung schöner, die Gemeinde ehrender Werke war Wahlspruch des Mittelalters. Wer diese Devise, „Freiheit den Künstlern", als etwas Neues in die Welt hinausruft, der kommt, ohne es zu wollen, in den Verdacht, an die Stelle der Freiheit ungemessene Willkür zu setzen, statt des Stils die Mode zur Führerin zu machen, die einzelnen Meister gleichsam zu vergöttern und durch tollkühnen Hochmut zu verderben.

Die Bauleute des Turmes von Babel wollten etwas ganz Neues leisten, ihr Werk zu ungesehener Höhe aufwachsen lassen. Aber statt Felsblöcke nahmen sie Lehmziegel, statt des Mörtels nur Erdpech. Rasch stieg ihr Denkmal auf, aber es hielt nicht stand. Die Versprechungen waren verlockend gewesen, aber der neue Stil und die neue Technik bewährten sich nicht zur Ausführung solcher hochfliegenden Pläne.

Wo talentvolle Künstler eine unvernünftige Freiheit beanspruchen, sich dagegen sträuben, für dieses oder jenes bestimmte Werk die Gesetze eines bewährten Stils reden zu lassen, überall da muß Verwirrung entstehen. Dem Individualismus der Künstler folgt als Echo der ebenso berechtigte Individualismus der Kritiker. Das traurige Endergebnis ist ein Babel, in dem niemand auf den andern achtet und jeder seine Wege geht, darum nichts Großes entstehen kann.

2. Die Bildwerke des Freiburger Münsters.

Der geniale Meister der Freiburger Turmpyramide war nicht nur Steinmetz, sondern auch Bildhauer. Von ihm stammt der Plan und ein Teil der Ausführung des großartigen Figurenzyklus, welcher die Vorhalle

ziert. Verdankt dieser hervorragende Künstler seine Erfolge als Bildhauer der Ungebundenheit oder zum größten Teil der Unterordnung unter die Ideen und Typen, unter den Stil und die Technik seiner Zeit? Ist nicht auch hier ruhiges Fortschreiten auf der gegebenen Bahn ikonographischer, stilistischer und technischer Gewohnheiten ein unerläßlicher Grund der künstlerischen Großtat dieses Genies gewesen? Diese Frage ist keine rein spekulative, sondern eine überaus praktische. Sie findet nicht durch theoretische Grundsätze einer philosophischen Ästhetik, sondern mit Hilfe der offenkundigen Tatsachen und der Denkmäler ihre Beantwortung. Sehen wir zu, was er uns bietet, dann, warum er es so ausgestaltete.

Die Vorhalle wird gebildet durch das Erdgeschoß des Turmes, ist darum fast quadratisch, jedoch so, daß die Mitte der östlichen Seite, worin das sich verjüngende Portal liegt, nischenförmig zurücktritt. Am Pfeiler zwischen den beiden Eingängen des Portals nimmt, wie die hier beigegebene Skizze dartut, die Statue der Gottesmutter, der Patronin des Münsters, die Ehrenstelle ein (A 1). Zu ihrer Rechten und Linken stehen in den Portalwänden je vier Statuen (A 2—4 und F 1—2). Über ihr zeigt das Tympanon in drei, bzw. fünf Reihen Christi Leben, Leiden und Verherrlichung (A 5—16), dann folgen in den Kehlen der um dieses Tympanon geschlagenen Spitzbogen zwölf Engel, vierzehn Propheten, sechzehn Vorfahren Christi und achtzehn Patriarchen. Die nördliche und die südliche Wand der Vorhalle ist mit je elf Figuren ausgestattet; vor der westlichen sind zur Rechten und Linken des Eingangs wiederum je vier Gestalten angebracht[1].

Der Grundgedanke, welcher alle diese großen und kleinen Figuren umfaßt, ist Christus des Herrn Leben und Wirken auf Erden in der Fülle der Zeiten, die Vorbereitung auf seine Ankunft im Alten Bunde und die Ausgestaltung seines Reiches auf Erden bis zum Gerichtstage.

Der Erlöser, der Mittelpunkt der Weltgeschichte, ist geboren aus Maria der Jungfrau, deren Standbild am Portalpfeiler steht. Neben ihr weisen sechs (sieben) große Figuren: Gabriel und Maria, Elisabeth Maria um-

[1] Alle diese Bildwerke sind nach trefflichen Aufnahmen wiedergegeben in „Unser Lieben Frauen Münster" Taf. 20—29. Zur stilistischen Würdigung derselben ist vor allem zu benutzen: Moriz-Eichborn, Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters und seine Stellung in der Plastik des Oberrheins, Straßburg 1899, Heitz; zur Erklärung: Sauer, Symbolik des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Auffassung des Mittelalters, Freiburg 1902, Herder, 359 f, wo auch die weitere Literatur angegeben wird.

armend, sowie die heiligen drei Könige, hin auf Christi Empfängnis, die Heimsuchung und Epiphanie (A 2—4). Oben im Tympanon folgen in kleinen Gruppen Christi Geburt und Anbetung durch die Hirten, dessen Gefangennehmung und Geißelung (5—8), dann die Kreuzigung als Mittelpunkt des Tympanons (A 9). Weil der Herr sich erniedrigte bis zum Tode am Kreuze, hat Gott ihn erhöht. Den gründlichsten Erweis dieser Erhöhung bringt der jüngste Tag. Darum wird uns die Auferstehung der Toten, der bekleideten Gerechten und der unbekleideten Bösen (10 u. 11), die Menge der Auserwählten und der Verworfenen (12 u. 13), die Zwölfzahl der mit dem Herrn richtenden Apostel (14 u. 15), endlich der Richter selbst zwischen Maria und Johannes und seinen Engeln gezeigt (A 16).

Skizze der Portalhalle am Münster zu Freiburg im Breisgau.

Die Geschichte der Erlösung durch Christus mit ihrem Abschluß im Weltgerichte wurde vorbereitet seit Anfang der Welt. Der erste Akt der Weltgeschichte war die Erschaffung der Engel, welche nach ihrer Bewährung im Himmel Gott anbeten und verherrlichen. Darum sind in der Kehle des ersten Portalbogens zur Rechten sechs Engel dargestellt mit Rauchfässern, den Sinnbildern des Gebetes, zur Linken ebensoviele, welche Kronen, Sinnbilder der Ehrung, darbieten. Oben in der Spitze (B) hält ein Engel das Bild der Sonne. Da in den folgenden Bildern der Spitze (C, D, E) die Personen der heiligsten Dreifaltigkeit dargestellt sind, dürfte diese Sonne eine Anspielung sein auf das Wort

des Evangelisten, wonach Jesus das wahre Licht ist, und auf den Satz des Glaubensbekenntnisses das ihn „Licht vom Lichte" nennt. Zweimal ist er dargestellt (in B und D), weil er zwei Naturen besitzt.

Im zweiten Bogen folgen vierzehn Propheten. An ihre Spitze (C) ist das Brustbild des Heiligen Geistes gestellt, der sie erleuchtete. Der dritte Bogen umschließt sechzehn Ahnen Christi, Judas Könige, deren Reihe mit David beginnt (D 2) und oben (D) mit dem Brustbilde des Sohnes Gottes, des Königs der Könige, endet[1]. Zu dieser Reihe der Könige gehört die am Portalpfeiler unter Marias Füßen schlafend dargestellte Figur Jesses (A 1 c).

Der vierte und letzte Bogen bietet Raum für achtzehn Patriarchen. Ihre Reihe beginnt mit Adam und Eva (E 2 u. 1), an die sich Kain mit einem Ährenbüschel und Abel mit einem Lamme (E 3 u. 4) anschließen. Auf Abel folgen links Seth, Noe die Arche tragend, Melchisedech, Abraham, Isaak, Jakob und Judas; rechts über Kain sechs schwer zu deutende Gestalten (vielleicht Sara, Josue, Kaleb, Gedeon usw.); oben (E 18) steht Moses neben dem Brustbilde Gottes des Vaters.

Vielleicht hat man beim Entwurf des Zyklus auch an das Tedeum gedacht, worin wir singen: „Dich loben die Engel und alle Mächte, dich der Propheten glorreiche Schar, dich bekennt auf dem Erdkreise die heilige Kirche."

Das Bild dieser Kirche steht unten (F 1) neben den Statuen der heiligen Könige, der Erstlinge aus der Heidenwelt (A 4 a–c), und unter der Figur der Eva (E 1), der Mutter der Menschheit, ihres Vorbildes. Der Kirche gegenüber steht auf der linken Seite die Synagoge (F 2).

Kirche und Synagoge leiten den dritten Teil des Zyklus ein; denn neben ersterer steht Christus (G a), der Bräutigam, mit den fünf weisen Jungfrauen (G 1—5). An diese Jungfrauen schließt sich Maria Magdalena an, weil sie trotz ihrer Sünden als Vertreterin des beschaulichen Gebetslebens galt, dem die Gott verlobten Jungfrauen sich zu widmen haben (G b). Neben der Synagoge stehen auf der linken Seite die fünf törichten Jungfrauen (G 6—10), die leichtfertigen Töchter dieser Welt.

Neben den fünf törichten Jungfrauen finden wir neun andere Frauen. Die erste derselben (H 1) sinnbildet offenbar die Grammatik; denn zu ihrer Rechten liest ein fleißiger Schüler in seinem Buche, während zur Linken

[1] Moriz-Eichborn, Skulpturenzyklus 22.

ein fauler schon entkleidet ist, um mittelst der Rute, welche sie emporhält, gezüchtigt zu werden. Deutlich gekennzeichnet ist auch die zweite als Dialektik, die vierte durch ein Winkelmaß als Meßkunst, die fünfte als Musik. Es müßte also die dritte die Rhetorik vorstellen, die sechste und siebte die Geometrie und Astronomie. Vielleicht sind ihre Attribute durch Restaurationen verändert worden (H 1—7). Die beiden letzten großen Figuren stellen die hll. Margareta und Katharina, die Patronin der Philosophen, dar (I 1 u. 2). Auf der andern Seite stehen neben der hl. Maria Magdalena vier alttestamentliche Personen: Abraham mit Isaak, Johannes der Täufer, eine Frau und Aaron als Hoherpriester mit seinem Rauchfaß (K 1—4). Faßt man Abraham und Aaron auf als Vorbilder des Priestertums Christi, so könnte jene Frau die Königin des Nordens sein, welche zu Salomon kam und wie der neben ihr aufgestellte Vorläufer Johannes für Christus Zeugnis ablegen wird[1].

An der westlichen Wand warnen drei Engel die Eintretenden (L 1, 4, 5). Zur Rechten und Linken des Eingangs halten zwei derselben Spruchbänder mit den Worten: Nolite exire, d. h. „Wenn man euch sagt: Siehe, er (Christus, welcher am Ende der Zeiten erscheinen wird) ist in der Wüste, so wollet nicht hinausgehen"; und: Vigilate et orate, d. h. „Wachet und betet, denn ihr wisset nicht, wann die Zeit (des Gerichtes) eintritt."[2] Das Spruchband des dritten mahnt: Ne intretis, d. h. „Betet, daß ihr nicht in Versuchung geratet."[3] Worin diese Versuchung bestehe, vor welcher der Mensch sich hüten soll, zeigen die zwischen jenen Engeln angebrachten Gestalten der Wollust, einer kaum bekleideten Frau, und des schmeichlerisch auftretenden Fürsten dieser Welt (L 2 u. 3).

Ein näheres Eingehen auf weitere Einzelheiten würde hier zu weit führen. Erwähnt sei nur, daß in den reich ausgearbeiteten Sockeln der Figuren Szenen aus dem Leben des hl. Johannes und der Apostel ausgemeißelt sind.

Mit Recht betont Sauer[4]: „Die Gedankenabfolge und -verknüpfung, die hier in Freiburg wie anderwärts künstlerische Verkörperung gefunden hat, ist nicht das geistige Eigentum eines einzelnen Mannes, auch nicht einer Korporation, wie etwa der (damals in Freiburg lebenden)

[1] Mt 12, 42. Lk 11, 31.
[2] Mt 24, 26. Mk 13, 23. [3] Lk 22, 40 46.
[4] Symbolik des Kirchengebäudes 361.

Dominikaner, war vielmehr Gemeingut jener ganzen Zeit und gewiß auch aller Stände und somit das geeignetste Motiv für eine bildliche Wiedergabe, in der es auch weiterhin belehrend und anregend wirken konnte".

Hat Sauer klar dargetan, daß die Idee des Zyklus, wie in den Einzelheiten, so auch in der Gesamtheit, aus dem Geiste des 13. Jahrhunderts emporwuchs und sich im wesentlichen nicht von dem der französischen Portale unterscheidet, so hat Moriz-Eichborn dasselbe in Bezug auf Stil und Ausführung gezeigt. Er weist darauf hin, daß französische Einflüsse unverkennbar sind im Aufbau des Freiburger Mittelschiffes wie in der Anlage und in den Details der Vorhalle[1], und daß der wohl vor 1252 entstandene Lettner des Straßburger Münsters „das unmittelbare Vorbild der Blendarkadenreihe der Freiburger Vorhalle" sei[2]. Nach ihm wären die Skulpturen der Breisgauer Vorhalle etwa 1270 oder 1275 vollendet, die Statuen der Westfassade zu Straßburg 1280 begonnen worden[3]. Ja er geht so weit, zu behaupten:

„Es treten uns in der Straßburger Gruppe ganz auffällige und besonders in der Gestalt des Fürsten der Welt allerdirekteste Beziehungen zu den Freiburger Skulpturen entgegen, und wenn wir nun daraufhin einen vergleichenden Blick auf diese und jene überhaupt werfen, wird es uns bald zur festen Gewißheit, daß der Straßburger Stil nichts weiter als eine Fortsetzung des Freiburger ist, ja daß die Übereinstimmung der Werke oft bis in die größten Einzelheiten hinein so groß ist, daß wir direkt zu der Annahme gezwungen werden, hier wie dort möchten wenigstens teilweise dieselben Steinmetzen tätig gewesen sein." [4]

Diese Behauptungen werden mit um so mehr Vorsicht aufzunehmen sein, je mehr man bedenkt, daß damals die Plastik in Nordfrankreich und am Oberrhein von demselben Stil und von derselben Technik beherrscht war, daß in Freiburg und Straßburg dieselbe Tracht und Mode regierte, daß die Gesichtstypen wie die Haltung der Männer und Frauen, welche den auf Naturbeobachtung gerichteten Sinn der elsässischen und breisgauischen Steinmetzen als Vorbilder dienten, sich kaum merklich unterschieden. Wahr

[1] Moriz-Eichborn, Skulpturenzyklus 96 98.

[2] Ebd. 85 119 f. Wenn freilich, wie Adler und Kraus behaupten, der Straßburger Lettner 1298 von Erwin errichtet wurde, hat die Vorhalle von Freiburg ihn beeinflußt.

[3] Ebd. 47 263. Er meint, die Ausschmückung der Vorhalle sei in zehn bis fünfzehn Jahren, etwa 1260 bis 1270 oder 1275 ausgeführt, der Turmbau 1255 bis 1260 in Angriff genommen worden.

[4] Ebd. 257 f 255 263 281.

bleibt trotz aller Herabminderung die Tatsache, daß der große Bildhauer, dem man die Ausstattung der Turmvorhalle in Unser Lieben Frauen Münster verdankt, künstlerisch nicht auf eigenen Wegen ging, sich von Zeitgenossen, welche er in der Ausführung und Formschönheit weit überragte, nicht wesentlich durch subjektiven Individualismus unterschied, daß es ihm nie eingefallen ist, auf seine Fahne die Devise „Freiheit den Künstlern" in dem Sinne zu schreiben, als wolle er etwas ganz Neues erfinden.

Betrachten wir die übrigen Bildhauerarbeiten des reich ausgestatteten Münsters, so sind in ihnen, wie in den architektonischen Teilen, Fortschritte oder Rückschritte unverkennbar. Jeder Meister hielt trotzdem fest an den Schönheitsidealen seiner Zeitgenossen und seiner Gegend oder anderer Schulen, die ihm höher zu stehen schienen. Jeder suchte, soweit Talent, Zeit und Mittel ihm gestatteten, das Beste zu erreichen, und war eben darum, ja nur darum, den Pflegern des Baues genehm. Nie hat einer der Auftraggeber Verwahrung eingelegt, wenn Baumeister oder Bildhauer sich die Freiheit nahmen, etwas besser zu machen und schöner zu bilden, als Vorgänger oder Nachbarn vermochten.

Ein eigener Geist spricht aus der Szene der Krönung Marias in dem äußeren Giebel der Vorhalle. Die vielen dreieckigen Gewandfalten und die langen Locken der Engel sind doch nicht von jenem Steinmetzen gebildet, welcher die herrlichen Figuren der weisen und törichten Jungfrauen vollendete, ihre in langen Falten herabwallenden Gewänder und ihre edeln freudigen oder schmerzlichen Gesichtszüge meißelte. Auch in der Vorhalle selbst sind jene Jungfrauen, die Kirche und die Synagoge doch kaum aus denselben Händen hervorgegangen, welche das Tympanon und dessen Kehlen mit so vielen Figuren füllten. So kann man weiter gehen, um in den Nischen der Strebepfeiler Apostel und königliche Vorfahren Christi, im Mittelschiff andere Apostel, in den Strebepfeilern des Chores vortreffliche ältere, dorthin verschlagene Figuren heiliger Jungfrauen zu betrachten; nirgendwo langweilt schematisches Einerlei, schablonenartige Wiederholung abgedroschener Motive.

Wenn wir die Bravourstücke der letzten Gotiker, z. B. die erst 1561 von Jörg Kempf vollendete spätgotische Kanzel mit den strengen Gebilden der Gotik des 13. und 14. Jahrhunderts vergleichen, erklingt da nicht gleichsam ein Triumphgesang künstlerischer Freiheit? Nicht einmal durch die strengen Anforderungen der Hüttenordnung oder durch des

Zirkels Kunst und Gerechtigkeit ließ die recht verstandene Freiheit sich in Bande schlagen. Nicht über Verkümmerung der Freiheit klagen die üppigen Maßwerkformen der Chorfenster und die neben ihnen gleichsam aus Rand und Band herausgewachsenen Fialen. Nicht Mangel an Freiheit half der Renaissance an die Stelle der Gotik zu treten, dem 18. Jahrhundert einen von Christian Wenzinger verfertigten Taufstein und ein Denkmal für General von Rodt (gest. 1743) im Münster aufzustellen.

Der Weg von den anspruchslosen, der Tierfabel entlehnten romanischen Reliefbildern an den Gesimsen des Querschiffes bis zu jenem Taufstein ist gleichsam eine Via triumphalis der künstlerischen Freiheit. An ihrem Anfange stehen Gebilde, die noch in kindlicher Einfalt und Unbeholfenheit an die tastenden Künstler der Klosterschulen älterer Zeiten erinnern. Es folgen die herrlichen Gebilde der frühen gotischen Zeit, in denen die theologische Wissenschaft der mittelalterlichen Universitäten sich bekundet und die Steinmetzen wie die Gelehrten sich zum höchsten Geistesadel erheben. An ihrem Schlusse stehen Bildwerke, in denen sich das leichte Leben der Damen verrät, welche im 18. Jahrhundert die dem nahen Untergange geweihten Fürstenhöfe beherrschten.

Wann und wo hat die katholische Kirche sich der Kunst gegenüber als Tyrannin oder Kerkermeisterin erwiesen? Bilderstürmer sind weder im ersten noch im zweiten Jahrtausend von der römischen Kirche ausgesandt worden. Auch geisttötender Puritanismus hat bei ihr nie Förderung gefunden. Freilich haben ihre Vertreter mit Recht Verwahrung eingelegt gegen Willkür, die in keinem geordneten Gemeinwesen geduldet werden kann, auch nicht von seiten der Künstler. Die Kirche hat mit Recht gefordert, Inhalt und Form der Kunstwerke dürften in christlichen Gotteshäusern sich nicht in Gegensatz zu den geoffenbarten Lehren über Glauben und Sitten setzen. Die vom Diakon Epiphanius auf dem 7. allgemeinen Konzil, dem zweiten von Nicäa, 792 mit Berufung auf den hl. Basilius vorgelesene Stelle besagt: „Die Anordnung der Bilder ist nicht den Malern anheimgegeben, sondern durch Gesetz und Überlieferung sowie durch geziemende Achtung der Vorzeit bestimmt. Unsere Bischöfe haben die ehrwürdigen Kirchen geweiht und den Auftrag gegeben, deren Bilder zu malen. Sie, nicht die Maler, haben also zu bestimmen, wie deren Inhalt der Überlieferung entsprechen soll; denn dem Maler obliegt nur die kunstgerechte Ausführung, die Bestimmung

über den Inhalt ist natürlich Sache der Bischöfe, welche die Kirche weihten." [1]

In diesen Worten liegt offenbar keine Beeinträchtigung der wahren Kunst. Ist denn die Forderung eines Ministers, Bürgermeisters oder Privatmannes unberechtigt, wodurch verlangt wird, jene Künstler, welche er zur Ausschmückung eines Gebäudes auswählte, sollen diese oder jene entsprechende Szene darstellen und vor Beginn der Ausführung Pläne einreichen, die zu begutachten seien? Es kann doch niemand in derartigen Anforderungen, eine Beschränkung berechtigter künstlerischer Selbständigkeit finden. Würde der Auftraggeber einem Künstler, welcher auf solche Bedingungen nicht eingehen wollte, einen Absagebrief senden, so könnte doch kein Vernünftiger sich wundern. Zum wenigsten unklar gefaßt sind weiterhin folgende Sätze der eingangs erwähnten Jahres-Mappe:

„Wir finden es als selbstverständlich, daß die Wissenschaft nur nach ihren Prinzipien beurteilt und betrieben werde, und man betont immer wieder, daß die Kirche dagegen nichts einzuwenden habe; daß es nur *eine* Wissenschaft gebe! Es gibt auch nur *eine* Kunst. Und hierfür sind die ersten Autoritäten eben die Künstler, und sonst niemand! Die Geschichte und Ästhetik haben uns noch jedesmal in die Wüste geführt, wenn sie der Kunst die Wege weisen wollten." „Die Kunst ist nicht jedermanns Sache, zumal nicht in Zeiten des Überganges, des Werdens; wir dürfen uns deshalb auf unser eigenes Urteil und Empfinden nicht allzusehr versteifen, vor allem nicht einer mächtigen Persönlichkeit gegenüber." [2]

Würde jemand im Sinne der katholischen Kirche reden, wenn er sagte: „Es gibt nur eine Wissenschaft (auch mit Einschluß der Dogmatik, der Moral, des Kirchenrechtes usw.) und in ihr sind die ersten Autoritäten eben die Gelehrten, und sonst *niemand*. Die Wissenschaft ist nicht jedermanns Sache. Niemand darf sich einer mächtigen Persönlichkeit gegenüber auf sein eigenes Urteil und Empfinden allzusehr versteifen"?

Gibt es wirklich nur eine Kunst? Sind wirklich für die Kunst Künstler die ersten urteilsfähigen Kenner, und sonst niemand?

[1] Pictoris sola ars est. Dispositio manifestum est quod sit sanctorum patrum, qui dedicaverunt. *Τοῦ γὰρ ζωγράφου ἡ τέχνη μόνον.* Harduini Acta Conciliorum IV, Paris. 1714, 359. Conc. Nic. II actio 6, tom. 3. Mansi, Concilia XIII 251. Bei Basilius findet sich die Stelle nicht. Das Zitat der Konzilienſammlungen: De Spiritu sancto ad Amphilochium, paßt nicht zu ihr. Wahrscheinlich ist angespielt auf Epistola 360 S. Basilii ad Iulianum, bei Migne, Patr. graec. XXXII 1099.

[2] Jahres-Mappe 1903, 10.

Gewiß gibt es nur eine Kunst, wenn man an die unwandelbaren Grundsätze des Schönen denkt. Aber sobald dies Schöne dargestellt wird, redet doch alle Welt von profaner und religiöser, von christlicher und katholischer, von deutscher und französischer Kunst, von Kunst des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit. Der ohne Einschränkung hingestellte Satz: „Es gibt nur eine Kunst, und hierfür sind die ersten Autoritäten die Künstler, und sonst niemand", bezieht sich im ersten Teil auf theoretische Grundsätze und Entwicklungen, im zweiten auf das ganze Gebiet der Praxis. Hinsichtlich der praktischen Fragen ist wiederum zu unterscheiden. Was die eigentliche, die technische Kunstübung betrifft, so wird niemand bestreiten, daß die Künstler hierin die ersten Autoritäten sind. Daß aber niemand als sie das erste Wort zu reden habe, wenn es sich darum handelt, was darzustellen sei für diesen oder jenen Zweck und Ort, widerspricht aller Erfahrung. In der katholischen Kirche sollen alle Kunstwerke der Erbauung und Belehrung dienen, den Gottesdienst und das kirchliche Leben fördern. Hinsichtlich des Baues und der Ausstattung katholischer Gotteshäuser wird man doch nicht zu behaupten wagen: „Die Künstler sind die ersten Autoritäten, sonst niemand." Nicht einmal Protestanten und Altkatholiken werden solchen Sätzen zustimmen, wenn es sich um Erbauung und Ausstattung ihrer Kirchen handelt.

3. Werke der Malerei im Münster zu Freiburg.

Nachdem gezeigt ist, wie die Pfleger des Liebfrauenmünsters zu Freiburg Baumeistern und Bildhauern im Laufe der Jahrhunderte jede geziemende Freiheit gegönnt haben, bleibt noch übrig, zu zeigen, wie sie auch der berechtigten Freiheit der Maler stets mit Achtung entgegengekommen sind. Da wären nun zuerst die Glasmalereien dieses Münsters zu behandeln. Weil indessen Geiges, der beste Kenner derselben, im Begriffe ist, ein großes Werk darüber zu veröffentlichen[1], lassen wir sie beiseite bis dasselbe vollendet ist. Die Tafelmalerei ist im Münster durch zwei hervorragende Meister vertreten, durch Baldung Grien († 1552) und Hans Holbein d. J. (gest. 1543).

Hans Baldung zeigt sich in Freiburg auf der Höhe seiner Kunst, als würdiger Genosse Dürers und Grünewalds. Er zeichnete im Jahre 1515 den Entwurf zu einem vierteiligen Glasgemälde der Kapelle

[1] Geiges, Der alte Fensterschmuck des Freiburger Münsters. Freiburg 1901 ff, Herder.

der hl. Anna, worin er diese Heilige gemäß der damals angenommenen Legende mit ihren drei Töchtern, deren Männern und Kindern darstellte. Noch wertvoller sind zwei Flügelbilder, deren Mittelstück verloren ging. Auf der inneren Seite malte er Christi Taufe und des hl. Johannes Vision auf Patmos, auf der äußeren die Verkündigung. Sein Hauptwerk ist der Hochaltar, dessen Mitte Marias Krönung durch die heiligste Dreifaltigkeit, dessen geöffnete Flügel die um Petrus und Paulus versammelten Apostel zeigen. Nach Schließung der Flügel sieht man dann vier Szenen: die Verkündigung, die Heimsuchung, die Geburt Christi und die Flucht. In der Predella ist die Anbetung der Könige geschnitzt. Die Rückseite bietet in der Mitte eine figurenreiche Kreuzigung, auf den Flügeln die hll. Georg, Laurentius, Johannes Baptista und Hieronymus, auf der Predella die Brustbilder der vier die Gottesmutter verehrenden Vorsteher des Dombaues mit der Jahreszahl 1516. Man zahlte dem Meister bereits im Jahre 1513 als erste Abschlagssumme 199 Gulden. Er hat wohl 1511 bis 1516 seine beste Kraft auf das Altarwerk verwendet, zeigt darin große Sicherheit in Darstellung der treu beobachteten Natur, feste Zeichnung, bestimmte Umrißlinien und klare Anordnung der Gestalten. Die Apostel und die Heiligen der Flügel sind trefflich individualisiert, die vier Pfleger des Baues in der Predella verdienen als Porträts alle Anerkennung. Die Hauptpersonen verlieren trotz sorgfältiger und eingehender Behandlung vieler sie umgebenden Nebensachen nie ihre Bedeutung, sondern treten durch reiche Lichtwirkungen in prachtvoller Farbengebung hervor. Bei Marias Krönung ist die im hellsten Glanze schwebende Taube des Heiligen Geistes Quell des Lichtes, ebenso bei der Verkündigung. Beim Weihnachtsbilde ist das Christkind der aufgehenden Sonne gleich. Es verklärt das Angesicht seiner jungfräulichen Mutter und läßt Strahlen auf den im Schatten stehenden hl. Joseph fallen. Bei der Heimsuchung erfüllt das ruhige Licht des späten Nachmittags die gebirgige Gegend des Hintergrundes. Bei der Flucht herrscht die Dämmerung des nahenden Abends. Prächtig beleuchtete Landschaften umrahmen auch Christi Taufe und den Evangelisten Johannes in den beiden Flügelbildern der Kaiserkapelle. Der mittelalterliche Kern schimmert in allen Gemälden Baldungs noch durch die neue und bewegte Hülle der naturalistischeren Zeit. Ein duftiger Hauch christkatholischer Frömmigkeit und Innigkeit vermählt sich hier, wie bei Dürer, mit echter deutscher Gemütstiefe. Die Typen sind jedoch mehr wahr als edel, die Personen fleischig, kräftig und etwas aufgedunsen, nicht mehr ganz gesund und markig.

Die bekannteste Tafel des Hochaltars ist das vielgelobte Bild der Flucht. Maria und Joseph ziehen hin unter einem Palmbaume. Die Krone desselben wird von unbekleideten Engelchen mit Aufgebot all ihrer kindlichen Kraft und Schwere geneigt, damit die heilige Familie sich an den Früchten labe. Scharen ähnlicher Engelkinder haben sich um die Szene der Krönung Marias gesammelt, um mit Musikinstrumenten in fröhlichem Laufen, Tanzen und Springen den festlichen Vorgang zu verherrlichen.

Künstlerische Freiheit und uneingeschränkte Schaffensfreudigkeit beleben das Ganze. Von Beengung der Individualität des Künstlergenies ist nichts zu finden, obwohl der Meister in fester katholischer Glaubenstreue auf dem Boden kirchlicher Überlieferung steht und sich im allgemeinen an die alte Ikonographie hält, ohne jedoch auf neue Züge und Versuche zu verzichten.

Die hohe Freiheit der Künstler des beginnenden 16. Jahrhunderts bekundet sich noch deutlicher, wenn man drei um jene Zeit entstandene Schnitzaltäre des Münsters hinzunimmt. Im ältesten derselben knien unter Marias Schutzmantel Vertreter der Geistlichkeit und der Laienwelt. Der Faltenwurf verläßt den gotischen Stil, wird unruhig und flatterhaft. Sechs Engel, welche den Mantel ihrer Königin ausbreiten, sind zwar prächtige Kindergestalten, haben aber alle geistige Größe himmlischer Boten verloren. Sie zeigen, daß der Meister dieses Altares wie Baldung, der ähnliche Engel in seinen Gemälden so freigebig verwendete, und wie Dürer mit andern damaligen Meistern unter dem Bann der Mode stand. Man fand Gefallen an solchen nackten Kindern wegen der malerischen Vorteile, die sie durch Farbe und Bewegung, neckisches Spiel in unbeholfenem, doch ansprechendem Treiben sowie durch vollkommene Ausfüllung des Platzes boten. Die Zeitgenossen freuten sich solcher genreartigen Ausschmückungen der Kunstwerke.

Im Schrein des Dreikönigenaltars fehlen 1505 solche Engel. Wohl suchte Johann Wydynz in ihm die gotischen Formen festzuhalten, aber die Falten seiner Figuren wollen sich nicht mehr in den Stil fügen, suchen nach allen Seiten hin auszubiegen und wegzufließen. Zwei Könige nahen sich tänzelnd, von nervöser innerer Bewegung ergriffen. Die Gesichtsformen sind wie bei Baldung scharf, charakteristisch, beachtenswert, doch nicht ansprechend. Der Meister bleibt wiederum voll und ganz im kirchlichen Geleise, ist jedoch nicht gesonnen, eine ältere, abgenutzte Schablone durch geistlose Kopierarbeit in bequemer Mache zu wiederholen.

Noch unruhiger fließen die an getriebene Bildwerke erinnernden Falten der Figuren im Annaaltar, worin, wie so oft, Maria sowie ihre Mutter zwischen Joachim und Joseph auf einer Bank sitzen und sich mit dem Jesuskinde spielend unterhalten. Die in der Vorhalle in überirdische Sphären der Idealität emporgehobenen Gestalten der Offenbarung sind hier in die irdische Wirklichkeit einer Familie versetzt, welche die Anbetung der Geheimnisse mit dem Gefühle herzlicher Liebe und gemütvoller Häuslichkeit zu vereinen sucht.

Die beiden, wohl um 1522 zu Basel gemalten, vielleicht seit 1554 in der Universitätskapelle des Freiburger Münsters aufgestellten Tafeln des jüngeren Holbein sind weit ruhiger gehalten als Baldungs Arbeiten, trotzdem in der Anordnung reicher an dramatischer Kraft und künstlerischer Größe. Der Geist einer neuen Weltauffassung hat im ruhigen Siegesbewußtsein den Thron eingenommen, nicht als Zerstörer, sondern als berechtigter, willkommener Erbe der Vorzeit, die ihre Aufgabe vollendet hat und sich mit dem Strome der rastlos voranstrebenden Jahrhunderte entfernte. Prachtvoll ist bei Holbein die Architektur des in Ruinen zerfallenen Palastes Davids, in welchem das Christkind, von dem wiederum alles Licht ausgeht, zur Welt kommt und vor dessen langgestreckter Fassade Jesus von den Königen angebetet wird. Alle Personen erscheinen als fromme, vornehme Diener Gottes, aber doch wie Leute des ersten Viertels des 16. Jahrhunderts.

Überreich war jene Zeit an Formen und an künstlerischer Freiheit. Im Münster selbst oder in den trefflichen Aufnahmen der schönen Publikation über dies Münster und seine Denkmäler vergleiche man die Gemälde des Hochaltars und die übrigen Werke Baldungs, Holbeins Malereien, die wertvollen Tafeln mit den Gestalten der vier lateinischen Kirchenväter, welche mit den Symbolen der vier Evangelisten verbunden sind, die Kanzel (1561), die Maßwerkformen, die Fialen und Tabernakel des Chorhauptes. Dann gehe man zurück zum Turmhelm, zu den Figuren der Vorhalle sowie zu den Standbildern im Innern und am Äußern des Münsters, man betrachte die älteren und neueren Grabdenkmäler: nirgendwo sind zwei auch nur einige Jahrzehnte auseinanderliegende Werke identisch in Stil, Ausführung oder Auffassung. Selbst die Restaurationsarbeiten des verflossenen Jahrhunderts sind trotz mancher Mängel und Fehler Kinder und Zeugen ihrer Zeit.

Freiheit ist stets das Grundgesetz aller Kunsttätigkeit gewesen. Es gibt nur eine Kunst, d. h. nur eine Ästhetik; aber die Kunsttätigkeit, die

Arbeit der Künstler ist wechselvoll, wie ein See, in dem derselbe Himmel sich in den verschiedenen Jahreszeiten, am sonnigen Mittag und in sternenheller Nacht, bei Sturm oder Windstille stets anders spiegelt.

Trotzdem unterliegen alle diese Spiegelungen ewigen, unwandelbaren Gesetzen der Natur. Gesetze müssen Geltung behalten für den Künstler, um so entschiedener, je mehr er ein freies Wesen ist. Dem Kunstfreunde, der in der Jahres-Mappe so warm und begeistert, sicher in bester Absicht, für Freiheit eintritt, der meint, „es kann nicht viel nützen, unsern Künstlern das Studium der alten Legenden, Liturgien und ähnliches zu empfehlen", ist das Unglück zugestoßen, einem Künstler, der die hl. Barbara darstellte, so wie die alte Legende es fordert, der ihr deshalb als Symbol einen Turm in die Hand gab, zu sagen: „Bei St Barbara hätte man einen energischen Ausdruck gewünscht, etwa wie sie in mutigem Gottvertrauen das Allerheiligste den Sarazenen entgegenhält; jetzt erweckt sie den Eindruck, als ob sie für sich das heilige Gefäß trage." Der Kritiker verwechselt also einen Turm mit einem Ciborium, die hl. Barbara mit der hl. Klara. Er bringt die hl. Barbara mit Sarazenen in Verbindung, mit denen sie nie etwas zu tun hatte. Solche Irrtümer sind natürlich unvermeidlich, sobald man sich von der Ansicht leiten läßt, „es kann nicht viel nützen, alte Legenden, Liturgien und ähnliches" kennen zu lernen.

Obwohl die Meister der Freiburger Vorhalle sich an die Gesetze der Ikonographie hielten, hat es lange gedauert, bis nach vieler Arbeit einer Reihe der fleißigsten Kenner ihre Statuen richtig gedeutet werden konnten. Noch heute ist der Sinn mancher Figuren nicht genügend aufgeklärt. Welche Dunkelheit und Verwirrung würde herrschen, wenn Baldung und andere Künstler des Münsters ihre Szenen und ihre Bildwerke nach selbstherrlichem Gutdünken ausgestaltet hätten mit der Begründung: „Wir nehmen, was wir für den Ausdruck unserer Gedanken und Gefühle für notwendig erachten. In der Kunst sind wir die ersten Autoritäten, und sonst niemand"!

Freiheit den Künstlern innerhalb der von der Ästhetik, dem Glauben und den guten Sitten gebotenen Schranken! Freiheit, soweit Zweck des Kunstwerkes und die Umstände es erlauben. Auftraggeber sollen bei allen in das Gebiet der Kunst gehörigen Fragen Künstler zu Rate ziehen, deren Vorstellungen gerne anhören, ihren Vorschlägen tunlichst nachkommen. Sogenannte religiöse Kunstanstalten gehen freilich durch ihre Reisenden auf alle Wünsche der Besteller bereitwilligst ein, verwenden aber doch zuletzt

ihre abgegriffenen Modelle und vergilbte Vorlagen. Ein wahrer Künstler muß und soll Achtung der Persönlichkeit fordern, kann sich nicht hergeben zur Ausführung von Liebhabereien dieses oder jenes unverständigen Auftraggebers. Er ist keine Maschine, die sich von anderer Hand willenlos und urteilslos leiten läßt. Wer wird sich nicht freuen, wenn tüchtige Meister neue Wege suchen, wenn sie sich von der Schablone entfernen und geistreiche Züge in ihr Werk einflechten?

Wahre Freiheit herrscht nur da, wo Achtung vor der von Gott gesetzten Autorität stark ist. Darum muß der Künstler selbst verlangen, überall da sich zu fügen, wo die gesetzmäßige Obrigkeit Unterwürfigkeit fordert. Die gebornen Vertreter und Anwälte der Schönheit sind die Künstler, die wie Lehrer und Erzieher für Wahrheit und gute Sitte einstehen. Selbstüberhebung führt naturnotwendig zum Fall. Wo aber technische Übung und Talent nicht fehlen, sichert mit Bescheidenheit gepaarte Charakterfestigkeit Anerkennung und Erfolg.

„Hoch oben am Turm [des Freiburger Münsters], an untergeordneter Stelle, in der bescheidenen, dienenden Funktion eines Kragsteins, ragt ein Konsolbild hervor, das als Bild des gottbegnadeten Meisters dieses Werkes gedeutet wird. Es ist das von einer einfachen, barettartigen Mütze bedeckte Haupt eines gereiften Mannes mit ernstem, würdigem, bartlosem Antlitz. Irgend eine besondere Andeutung, welche das Bild als dasjenige des Turmmeisters ausdrücklich zu kennzeichnen vermöchte, ist nicht vorhanden. Auch in dieser Bescheidenheit liegt ein Stück mittelalterlicher Größe."

So schreibt ein hochgeachteter Künstler unserer Zeit in dem öfter erwähnten Buche über „Unser Lieben Frauen Münster zu Freiburg". Schließen wir mit seinen Worten:

„Blicke hinauf, du vielvermögendes Geschlecht unserer Tage, das du vielfach geneigt bist, verächtlich auf die glaubensstarken Väter und ihre Werke, das vielgelästerte, dunkle Mittelalter herabzusehen, und frage dich, ob du berechtigt, einer Zeit den Makel geistiger Finsternis anzuheften, welche uns solch leuchtende Zeugen ihrer geistigen Größe überliefert hat."

Steph. Beissel S. J.

Strafrecht und Willensfreiheit.

Der Hauptpunkt, um den sich heute der Streit der Strafrechtslehrer dreht, ist die Willensfreiheit[1].

1. Das jetzt noch geltende Deutsche Strafgesetzbuch sagt in § 51: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Täter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war."

Damit stellt sich das St.G.B. auf den Boden der Willensfreiheit. Denselben Standpunkt nimmt das neue deutsche B.G.B. ein, das in § 104 bestimmt: „Geschäftsunfähig ist, . . . wer sich in einem die freie Willensbestimmung ausschließenden Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit befindet, sofern nicht der Zustand seiner Natur nach ein vorübergehender ist"; und wiederum in § 827: „Wer im Zustand der Bewußtlosigkeit oder in einem die freie Willensbestimmung ausschließenden Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit einem andern Schaden zufügt, ist für den Schaden nicht verantwortlich."

Dies ist der Standpunkt, den bisher nicht nur alle Gesetzgeber und Gesetzbücher einnahmen, sondern auf dem auch heute noch das allgemeine Volksbewußtsein steht, und an dem glücklicherweise noch immer sehr viele Strafrechtslehrer festhalten.

Dagegen leugnen die positivistischen Strafrechtslehrer die Willensfreiheit ohne alle Umschweife. So schreibt Professor v. Liszt: „Der Verbrecher, der vor uns steht als Angeklagter oder Verurteilter, ist für uns Menschen unbedingt und uneingeschränkt unfrei, sein Verbrechen die notwendige, unvermeidliche Wirkung der gegebenen Bedingungen. Für das Strafrecht gibt es keine andere Grundlage als den Determinismus."[2] Ähnlich drücken sich R. v. Hippel, H. Seuffert, v. Lilienthal, Senatspräsident v. Bülow, Zürcher u. a. aus.

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift oben S. 21 ff.

[2] Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung IV 135. Auch in seinem Lehrbuch des deutschen Strafrechts [12 u. 13] 84 trägt v. Liszt dieselbe Lehre vor.

So stehen sich zwei Richtungen schroff gegenüber. Welche von beiden hat recht? Ist es überhaupt notwendig, bei Abfassung des neuen St.G.B. zu dem Streit um die Willensfreiheit Stellung zu nehmen?

In seiner letzten Schrift: „Ein neues St.G.B. für Deutschland[1]" meint der inzwischen verstorbene Professor H. Seuffert (Bonn): „Wir brauchen den Streit über die Willensfreiheit glücklicherweise nicht in die strafrechtlichen Erörterungen zu ziehen. Wir können ihn der Theologie und Philosophie überlassen, indem wir bei Tatsachen der Erfahrung einsetzen." Aber ist denn die Willensfreiheit nicht auch eine Tatsache der Erfahrung? Und muß sich ein Jurist, besonders wenn er an einem neuen St.G.B. mitarbeiten will, nicht klar sein über die Begriffe der Schuld, Verantwortlichkeit, Zurechnungsfähigkeit, über Zweck und Bedeutung der Strafe? Nun liegt aber auf der Hand, daß alle diese Begriffe sich wesentlich ändern, je nachdem man die Willensfreiheit annimmt oder verwirft. Man sehe sich nur die neueren positivistischen Lehrbücher des Strafrechts an, z. B. das des Professors v. Liszt, um sich zu überzeugen, wie sehr alle strafrechtlichen Grundbegriffe vom deterministischen Standpunkt „umgewertet" werden. Nach dem genannten Gelehrten gibt es für das Strafrecht „keine andere Grundlage als den Determinismus". Muß sich der Gesetzgeber nicht klar werden über die Grundlage, auf der er das Strafrecht aufbauen will? Und wenn jemand auf einer neuen, dem allgemeinen Volksbewußtsein widersprechenden Grundlage ein St.G.B. herstellen will, hat er dann nicht die Pflicht, uns von seinem Standpunkte Rechenschaft zu geben? Jedenfalls soll er aufhören im Namen der Strafrechts*wissenschaft* zu reden, wenn er dieser Pflicht nicht nachkommen will.

Wie stellen wir uns also zu dem Streite um die Willensfreiheit?

2. Vor allem müssen wir uns klar machen, worum es sich in diesem Streite handelt. Es ist fast unglaublich, welch einem Urwald von Unklarheiten, Schiefheiten und Mißverständnissen man in den Schriften der Strafrechtslehrer in Bezug auf die Willensfreiheit und die damit zusammenhängenden Begriffe der Verantwortlichkeit, Schuld und Strafe begegnet. Was versteht man also unter Freiheit des Willens?[2]

---

[1] München 1902, 29.

[2] Wir können hier selbstverständlich nicht die ganze Lehre von der Willensfreiheit eingehend darlegen. Wir heben nur die Hauptpunkte heraus und berücksichtigen besonders die Einwendungen, die von seiten der Strafrechtslehrer heute gegen die Freiheit erhoben werden. Für weitere Ausführungen verweisen wir auf

Zuweilen bezeichnet man mit Freiheit das bloße Ledigsein von äußeren Hindernissen, die sich dem naturgemäßen Handeln eines Wesens entgegenstellen. Das ist die Freiheit von äußerem Zwang. Dieser Zwang kann wieder doppelter Art sein: physisch oder moralisch. Der Sträfling wird in Freiheit gesetzt, wenn man ihn aus dem Gefängnis entläßt. Das ist die Freiheit von äußerem physischen Zwang (libertas a coactione). Auch bei vernunftlosen, ja selbst bei leblosen Dingen reden wir von Freiheit in diesem Sinn: wir reden von Gesetzen des freien Falls, von der freien Luft u. dgl. Moralischer Natur sind die Hindernisse, die uns von seiten anderer durch Drohungen oder Gesetze entgegengestellt werden. In diesem Sinn reden wir von Preßfreiheit, Freizügigkeit, Gewerbefreiheit u. dgl. Diese Art Freiheit ist nicht die Willensfreiheit selbst, hat sie aber notwendig zur Voraussetzung, wie sich aus unsern weiteren Ausführungen ergeben wird.

Im engeren und eigentlichen Sinne ist die Freiheit eine ausschließliche Eigenschaft des vernünftigen Willens und bezeichnet das Ledigsein nicht bloß von äußerem Zwang, sondern auch von innerer Nötigung zu einem bestimmten Wollen oder genauer die Fähigkeit des Willens, selbst von innen heraus sein Wollen zu bestimmen, zu wollen oder auch nicht zu wollen, dieses oder jenes zu wollen. Wenn der Vogel aus dem Käfig entlassen wird, so ist er frei von äußerem Zwang: d. h. er kann unbehindert seinem Naturtriebe folgen, der eigentlichen Freiheit oder der freien Selbstbestimmung ist er nicht fähig; der Mensch dagegen hat die Herrschaft über sein Wollen und damit auch über sein äußeres Handeln, wenn ihm kein Zwang angetan wird. Thomas Morus wurde in den Kerker geworfen, um ihn zu zwingen, dem König Heinrich VIII. den Suprematseid zu leisten; seinem Leib konnte man Zwang antun, seinem Willen nicht: dieser blieb auch in Fesseln frei; er konnte in die Forderung des Königs einwilligen, wenn er wollte; er konnte aber auch diese Einwilligung verweigern; beides stand in seiner Gewalt und freiwillig zog er den Tod der Verletzung seines Gewissens vor. Mit allen christlichen Märtyrern sprach er: eher sterben als sündigen, malo mori quam foedari. „Er konnte das Böse tun, aber er tat es nicht, und deshalb sind seine Güter gesichert in dem Herrn.“ [1]

---

unsere Moralphilosophie I⁴ 30 ff; Lehmen, Lehrbuch der Philosophie II 420 ff; Gutberlet, Die Willensfreiheit und ihre Gegner.

[1] Sir 31, 10 11.

Damit der Wille seine Freiheit betätigen könne, muß eine Erkenntnis vorausgehen. Nur was wir kennen, können wir erstreben. Der erkannte Gegenstand muß uns ferner irgendwie gut und erstrebenswert erscheinen. Dem Willen ist die Neigung zum Guten angeboren, und er kann nur lieben, was dieser Neigung irgendwie entspricht. Endlich muß, damit der Wille seine Freiheit betätigen könne, der erkannte Gegenstand nicht unter jeder Beziehung und absolut gut sein. Was in jeder Beziehung schlecht ist, kann der Wille nicht lieben und erstreben, was dagegen in jeder Beziehung erstrebenswert ist, muß er notwendig lieben. Deshalb will der Wille notwendig vollkommen befriedigt und glücklich sein, er kann nicht aufrichtig elend und unglücklich sein wollen. In Bezug auf die einzelnen Güter aber, die dem Willen zur vollkommenen Glückseligkeit nicht notwendig sind und unter der einen Rücksicht als gut, unter der andern aber als schlecht erscheinen, hat der Wille die Wahl; er kann sie wollen oder nicht, begehren oder verabscheuen, wie er will.

Ein junger Mann sieht z. B. viele Berufe vor sich, er kann Arzt, Jurist, Priester, Beamter, Kaufmann usw. werden. Jeder dieser Berufe hat seine Vorzüge, aber auch seine Schattenseiten, seine Nachteile und Schwierigkeiten. Der Wille ist deshalb nicht genötigt, einen bestimmten Beruf zu ergreifen, er kann wählen oder entscheiden.

Die Freiheit besteht dem Gesagten zufolge nicht in der bloßen „normalen Determinierbarkeit" des Menschen, wie v. Liszt und Seuffert meinen. Determinierbarkeit — auch wenn wir sie mit Bewußtsein verbunden denken — ist bloße passive Empfänglichkeit. Auch das Tier ist determinierbar. Durch Peitsche und Zuckerbrot kann das Pferd zu den verschiedensten Handlungen determiniert, bestimmt werden. Die Freiheit bedeutet vielmehr die positive Vollkommenheit, den hohen Vorzug des Willens, daß er unter Voraussetzung der erforderlichen Erkenntnis die *Herrschaft* über sein *Wollen* hat, daß er es in seiner Gewalt hat, zu wollen oder auch nicht zu wollen, so oder anders zu wollen.

Gewiß, die Beweggründe beeinflussen den Willen, sie ziehen ihn an oder stoßen ihn ab, und je mehr Beweggründe für eine Handlung sprechen, um so wahrscheinlicher wird sich der Wille für sie entscheiden. Aber sie *nötigen* ihn nicht, die Entscheidung steht immer bei ihm, sie ist seine eigenste freie Tat.

3. Da sich *diese* Zeitschrift vorzüglich an katholische Leser wendet, so mag es angezeigt erscheinen, gleich von vornherein zu bemerken, daß

die Streitfrage über die Freiheit für uns Katholiken längst von der Kirche entschieden ist. Schon das Konzil von Trient hat den Bann über diejenigen ausgesprochen, welche behaupten, die Freiheit des Willens sei durch die Erbsünde verloren gegangen oder sei ein leerer Name ohne Inhalt[1]. Da die Reformatoren nicht die Freiheit von äußerem Zwang leugneten, sondern die innere Willensfreiheit selbst, so kann kein Zweifel an dem wahren Sinn der Erklärung des Konzils sein. Als später die Anhänger des Bajus und Jansenius die Irrlehre der Reformatoren erneuerten, wurde dieselbe wiederum von den Päpsten feierlich verurteilt[2]. Innozenz X. verwarf ausdrücklich als häretisch die Ansicht, im gefallenen Zustande des Menschen sei zum Verdienst nicht die Freiheit von innerer Nötigung erfordert, es genüge dazu die Freiheit von äußerem Zwang[3]. Auch das Vatikanische Konzil lehrt, daß der Mensch durch den Glauben sich frei Gott unterwerfe, indem er der Gnade beistimme und mit ihr mitwirke, obwohl er ihr widerstehen könnte[4].

Die kirchliche Lehre von der Freiheit ist auch klar in der Heiligen Schrift enthalten. Wir wählen nur den einen oder andern Text heraus. Kain zürnt über seinen Bruder. Da spricht Gott zu ihm: „Warum zürnst du? . . . Ist es nicht also? Wenn du Gutes tuest, so erhältst du Lohn; wenn aber Böses, so wird die Sünde (Strafe) sogleich vor der Türe sein. Aber ihre Begier soll unter dir sein, und du sollst über sie herrschen.“[5] Hier handelt es sich offenbar nicht um die Freiheit von äußerem Zwang, sondern um die Freiheit von der inneren Nötigung, den bösen Trieben (dem Neid und der Rachsucht) zu folgen. Kain soll über seine Begierden herrschen und sie der Vernunft unterwerfen. Tut er es, so erhält er Lohn, sonst Strafe. Diese Ermahnung wäre sinnlos, wenn es Kain nicht in seiner Gewalt gehabt hätte, seine Begierden zu zügeln und den Brudermord nicht zu begehen.

Im Buche Sirach heißt es: „Gott hat von Anfang den Menschen geschaffen und ihm die freie Wahl gelassen. Er gab dazu seine Gebote und Gesetze. Willst du seine Gebote halten, so werden sie dich erhalten. . . . Feuer und Wasser hat er dir vorgelegt; wonach du willst, strecke deine Hand aus. Der Mensch hat vor sich Leben und Tod, Gutes und

[1] Sess. 6, can. 5; Denzinger, Enchiridion n. 697.
[2] Vgl. ebd. n. 919 921. [3] Ebd. n. 968.
[4] Concil. Vatic., Constitut. dogm. de fide c. 3.
[5] Gn 4, 6 7.

Böses; was er will, wird ihm gegeben."[1] Der Reiche, der seine Hoffnung nicht auf Geld und Schätze setzte, wird gelobt. „Wer sündigen konnte und nicht gesündigt hat, Böses tun und es nicht getan hat."[2] „Ganz offenbar", bemerkt hierzu der hl. Augustin[3], „sehen wir hier die Freiheit des Willens ausgesprochen".

Trotz dieses klaren Sachverhaltes glaubt sich der Senatspräsident am Reichsgericht Freiherr v. Bülow zu Gunsten des Determinismus auf die Heilige Schrift berufen zu können. In der Bergpredigt heißt es: „Kann man auch Trauben lesen von Dornen oder Feigen von Disteln?" „Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen." „Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatze seines Herzens und ein böser Mensch bringt Böses hervor aus dem bösen Schatze seines Herzens."[4] „Also immer dieselbe Anschauung: die Schuld liegt im esse; das operari ergibt sich notwendig aus dem esse; operari sequitur esse."[5]

Der Gelegenheitsexeget hätte sich aber nur den Zusammenhang der angeführten Worte zu vergegenwärtigen brauchen, um einzusehen, wie unrichtig er sie erkläre. Jesus warnt seine Jünger vor den Heuchlern und falschen Propheten, welche in Schafskleidern daher kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. Lasset euch, will er sagen, durch das gleisnerische Äußere nicht täuschen. Schauet auf ihre Werke, an diesen werdet ihr die wahre innere Gesinnung erkennen. Wie man einen Baum an seinen Früchten erkennt, so erkennt man die wahre innere Gesinnung des Menschen an seinen Werken. Wie ein guter Baum nur gute Früchte bringt, so gehen aus dem guten Herzen, der guten inneren Gesinnung nur gute Werke hervor; und wie ein schlechter Baum nur schlechte Früchte bringt, so gehen aus dem bösen Herzen nur schlechte Werke hervor. Will damit Jesus etwa sagen: der eine Mensch habe notwendig ein böses Herz, böse innere Gesinnung, der andere ein gutes Herz? Keineswegs, sondern bloß, daß der Mensch, insofern und solange er böser Gesinnung ist, auch böse Werke hervorbringen wird. Er hat ja oft genug die Juden zur Gesinnungsänderung, zur Buße aufgefordert. „Wenn ihr nicht Buße tut, so werdet ihr alle in gleicher Weise zu Grunde gehen." Über die ungläubigen Städte am See Genesareth ruft er sein Wehe aus, weil sie trotz der

[1] Sir 15, 14 ff. [2] Sir 31, 10.
[3] De gratia et lib. arb. c. 2. [4] Mt 7, 16 18. Lk 6, 45.
[5] Deutsche Juristen-Zeitung (1902) 409 410.

vielen Zeichen und Wunder nicht geglaubt und Buße getan haben. Deshalb wird es ihnen auch am Tage des Gerichtes schlimmer ergehen als Tyrus und Sidon. Es kann deshalb kein Zweifel daran bestehen:

Wer die Freiheit leugnet, setzt sich nicht nur mit der Lehre der Kirche, sondern auch mit der der Heiligen Schrift in offenen Widerspruch und verläßt damit den Boden des positiven Christentums. Und da die deutschen Bundesstaaten noch alle verfassungsgemäß auf christlichem Boden stehen, so ist damit auch dem geplanten Deutschen St.G.B. die Richtung gewiesen.

4. Doch wir brauchen uns in unserer Frage nicht notwendig auf die christliche Offenbarung zu berufen, die sich bei den meisten positivistischen Rechtslehrern sehr geringen Ansehens erfreut; wir haben das unwiderlegliche Zeugnis der Vernunft, vor dem sich auch unsere Gegner beugen müssen.

Daß unser Wille frei ist, bezeugt uns unser Bewußtsein in der klarsten und unzweideutigsten Weise. Während ich am Tische sitze und schreibe, habe ich das klare Bewußtsein, daß ich nicht schreibe, weil ich muß oder dazu genötigt bin, sondern weil ich frei will und so lange ich will. Ich bin mir klar bewußt, daß mir nicht nur kein äußerer Zwang angetan wird, sondern daß ich auch keiner inneren, von mir selbst ausgehenden Nötigung unterliege, daß ich nach Belieben aufhören und mich einer andern Beschäftigung zuwenden oder das Zimmer verlassen kann. Wenn ich in der Eisenbahn fahre, so weiß ich klar, daß die Bewegung des Zuges nicht von meinem Willen abhängt, aber ich bin mir klar bewußt, daß ich an den Stationen den Zug verlassen kann, wann und wo ich will; und so lange ich im Zuge bleibe, hängt es von mir ab, ob ich mich mit den Mitreisenden unterhalten oder in einem Buche lesen oder die Gegend betrachten will.

Diese Tatsache des Bewußtseins wird denn auch, soviel ich sehe, fast allgemein zugegeben. Aber die Deterministen suchen an ihr vorbeizukommen, indem sie dieselbe für eine „Illusion" erklären! Es ist etwas Merkwürdiges um diese Positivisten! Sie rühmen sich immer auf „Tatsachen" zu bauen, sobald ihnen aber diese Tatsachen unbequem werden, sind sie mit der Ausrede der Illusion bei der Hand. Wenn man übrigens das klare Bewußtsein der Freiheit für eine Illusion erklären will, muß man dann nicht schließlich jede Gewißheit leugnen? Denn jede Gewißheit setzt die Zuverlässigkeit der klaren Aussagen unseres Bewußtseins voraus.

Und wie erklären nun die Deterministen diese Illusion? A. Forel antwortet: „Die Illusion der Willensfreiheit beruht nur auf der Un-

kenntnis der Motive unserer Handlungen."[1] Ähnlich drücken sich E. Ferri[2] und viele nach dem Vorgange Spinozas aus. Hiernach würden also alle Menschen ungefähr so schließen: ich weiß nicht, wie mein Willensentschluß zu stande kommt, also bin ich frei! Sind die Menschen wirklich so aller Logik bar? Übrigens ist es auch gar nicht allgemein wahr, daß wir die Beweggründe unserer Willensentschlüsse nicht kennen. Wenn ein Kassierer mit der Kasse durchbrennt, wenn ein Geschäftsmann die Waren fälscht, ein anderer Schwindeleien treibt, wenn ein Mörder tagelang seinem Opfer auflauert, um an ihm Rache zu nehmen, so kennen diese alle sehr wohl die Beweggründe ihres Handelns, bei ihnen könnte also das Bewußtsein der Freiheit sich gar nicht einstellen! So wie in den genannten, so ist es in den meisten Fällen des täglichen Lebens. Ein Trunkenbold, ein Wüstling würden gewiß sehr über den Gelehrten erstaunen, der ihnen die Überzeugung beibringen wollte, sie hätten nicht gewußt, warum sie sich dem Trunk und den Ausschweifungen hingegeben! Warum forschen auch die Richter so oft nach den Beweggründen oder Absichten der Verbrecher und warum lassen sie nicht selten „edle Motive" als mildernden Umstand gelten?

5. R. v. Hippel (Göttingen) will ein doppeltes Freiheitsgefühl unterscheiden: eines, das unwillkürlich in jedem Menschen auftrete und ein anderes, das sich auf Reflexion gründe. Das erstere besteht „lediglich in der Empfindung, daß die zentralen seelischen Vorgänge, welche unsere Willensentschlüsse und entsprechende Muskelbewegungen auslösen (!), glatt und ungehindert von statten gehen"[3]. Aber warum haben wir denn nicht dasselbe Gefühl der Freiheit, wenn die Verdauung, der Blutumlauf usw. glatt von statten geht? Und doch sehen wir klar ein, daß diese Vorgänge nicht von unserem Willen abhangen. Hippel will auch nicht, daß dieses spontane Gefühl den Grund der Verantwortlichkeit bilde, denn es komme auch bei Kranken vor, die an Manie leiden und doch nicht zurechnungsfähig seien. Da könnte man meines Erachtens auch so schließen: der Kaiser von Rußland kann auf sein Gefühl, daß er Zar sei, gar nichts geben, denn dieses Gefühl hat man auch schon bei Irrsinnigen gefunden, bei denen es keine Bedeutung hatte.

Aber das Gefühl der Freiheit stützt sich auch auf Reflexion und Selbstbeobachtung. Wie ist das nach Hippel zu erklären? Hören wir:

---

[1] Über die Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen, Vortrag, München 1902.

[2] Die positive kriminalistische Schule Italiens, Frankfurt a. M. 1902, 18.

[3] Willensfreiheit und Strafrecht, Berlin 1903, 17.

„Bei Betrachtung künftiger Situationen ist in der Tat jedem Menschen das Urteil ganz geläufig: Ich — oder der X — kann das eine oder das andere wollen und demgemäß tun. Das scheint doch der Standpunkt der Wahlfreiheit zu sein? Aber es scheint auch nur so. Wenn ich den zu Tal rollenden Felsblock beobachte, so bin ich durchaus zu dem Urteil berechtigt: er kann die Hütte drunten zertrümmern, er kann aber auch schadlos vorübersausen. Trotzdem zweifelt niemand daran, daß der eine oder der andere Ausgang, welcher schließlich eintrat, kausal notwendig war. Es handelt sich hier einfach um ein Möglichkeitsurteil, welches dadurch entsteht, daß ich als Mensch mit beschränktem Erkennen zur Zeit die pro und contra wirkenden Bedingungen nur teilweise übersehen kann. Der Bedingungskomplex, den ich übersehe, gestattet mir nicht, mit Sicherheit den Ausgang zu bestimmen. Daß ich bestimmen könnte, wenn ich sämtliche Bedingungen übersähe, daran zweifelt aber niemand. Genau dieselbe Situation liegt vor, wenn ich die Möglichkeit eines verschiedenen Entschlusses für die Zukunft behaupte. Ich glaube, das ist so klar, daß ich auf weitere Ausführung dieses Gedankens verzichten darf.“[1] (!)

Daß der unversöhnliche Gegner der Willensfreiheit „auf weitere Ausführung dieses Gedankens“ verzichtet, finden wir leicht erklärlich. Er hätte sonst wahrscheinlich selbst eingesehen, wie unpassend der von ihm gebrauchte Vergleich ist, dessen sich schon Spinoza bedient hat, und der seither ein ständiges Inventarstück der Deterministen bildet.

Warum denn, so fragen wir, fällt es keinem Vernünftigen ein, den herabrollenden Stein frei zu nennen, während wir alle den Menschen frei nennen? Es handelt sich eben in beiden Fällen um zwei himmelweit verschiedene Dinge. Wenn ich sage: der Stein kann das Haus treffen, er kann aber auch daran vorbeirollen, so will ich bloß meine Unkenntnis des eintreffenden Ereignisses ausdrücken. Sobald der Stein ins Rollen gerät und ich seine Bahn nicht genau kenne, sehe ich zwei objektive Möglichkeiten: der Stein kann das Haus treffen, er kann aber auch daran vorbeisausen. Es fällt uns beim Gebrauch dieser Redewendung im Traum nicht ein, etwas auszusagen über die subjektive Fähigkeit des Steines, seine Bahn zu bestimmen; ebensowenig als wir etwa mit dem Ausdruck: der Eisenbahnzug kann entgleisen, er kann aber auch nicht entgleisen, der

[1] Willensfreiheit und Strafrecht 17 18.

Eisenbahn eine Wahlfähigkeit zuschreiben wollen. Wenn ich aber in der Eisenbahn sage: ich kann bei der nächsten Station den Zug verlassen, ich kann aber auch darin bleiben und weiter fahren, so will ich nicht bloß meine Unkenntnis des kommenden Ereignisses ausdrücken, sondern mein Vermögen zwischen beiden Möglichkeiten zu wählen. Es steht bei mir, ob ich an der nächsten Station aussteigen will oder nicht; ich habe die Macht zwischen beidem zu wählen; ich selbst bestimme, ob ich aussteigen will oder nicht. Als Pilatus zu Christus sprach: „Ich habe die Macht, dich zu kreuzigen, und die Macht, dich freizugeben", wollte er damit etwa bloß ausdrücken, ich weiß nicht, was geschehen wird? Keineswegs. Er wollte sagen: ich habe die Macht, zu wählen, ob ich dich zum Kreuztode verurteilen oder freisprechen will; ich entscheide, was geschehen soll.

Aber, entgegnet v. Hippel, ist es nicht eine „Tatsache, daß wir eigene und fremde Entschlüsse oftmals so sicher vorausberechnen können, daß wir jeden Einwand, es könne doch auch ein anderer Entschluß erfolgen, mit aller Bestimmtheit zurückweisen würden?"[1] Läßt sich diese Tatsache mit Willensfreiheit vereinigen?

Was die eigenen Entschlüsse angeht, so können wir allerdings unser Verhalten in manchen Dingen mit großer Wahrscheinlichkeit voraussagen. Wir können schon jetzt einen Entschluß fassen und zugleich den festen Vorsatz haben, ihm auch in Zukunft treu zu bleiben. Doch können wir nicht mit Sicherheit wissen, ob nicht vielleicht in Zukunft Umstände eintreten, die uns in unserem Entschlusse wankend machen. Deshalb bittet auch der tugendhafteste Christ, im Bewußtsein des eigenen Wankelmutes, täglich demütig um Beharrlichkeit in seinen guten Entschlüssen.

Noch viel weniger können wir unbedingte Gewißheit haben in Bezug auf das zukünftige Verhalten anderer Menschen. Allerdings können wir dieses oft mit sehr großer Wahrscheinlichkeit voraussagen. Das hebt die Freiheit nicht auf. Der Mensch pflegt eben meistens freiwillig das zu tun, was seinen Neigungen entspricht, namentlich gilt dies in Bezug auf erlaubte Neigungen.

„Der Mensch wählt", schreibt v. Hippel, „und faßt auf Grund dieser Wahl seinen Entschluß; das ist zweifellos. Aber ebenso zweifellos erscheint es dem Determinismus, daß der Mensch eben dasjenige wählt, was ihm in der gegebenen Sachlage am richtigsten erscheint, und daß ihm nicht

---

[1] Ebd. 18.

zugleich das eine und das andere am richtigsten erscheinen kann, der Mensch wählt also, aber er wählt auf Grund seiner individuellen Eigenart, nicht frei von dieser. Auf letztere Behauptung kommt die Lehre von der Wahlfreiheit heraus. Ihr kann daher der Vorwurf zurückgegeben werden, welchen sie mit Unrecht gegen den Determinismus erhebt. Sie führt zur Nullifizierung der Persönlichkeit. Denn nicht der Mensch mit seiner Eigenart handelt hier, sondern der Zufall, welcher geradeso gut diesen wie den umgekehrten Entschluß ermöglichte." [1]

Diese Sätze verraten eine nicht geringe Begriffsverwirrung. Fangen wir mit dem letzten Satze an. Die Willensfreiheit soll die Persönlichkeit nullifizieren. Warum? Denn nicht der Mensch mit seiner Eigenart handelt hier, sondern der Zufall, der diesen und den umgekehrten Entschluß ermöglichte. Ja hat denn etwa die Möglichkeit, daß der Mensch unter bestimmten Voraussetzungen handeln oder auch nicht handeln, so oder anders handeln kann, im Zufall ihren Grund? Keineswegs, sondern in der hohen Vollkommenheit des Willens, der die Herrschaft über sein Wollen hat. Und ebenso hat die Tatsache, daß von den mehreren Möglichkeiten gerade die eine und nicht die andere zur Wirklichkeit wird, nicht im Zufall ihren Grund, sondern in dem freien Willensentschluß selbst.

Damit erledigt sich auch die Einwendung v. Bülows [2]: würde man annehmen, derselbe Mensch könne unter denselben Umständen A und nicht A wollen, so wäre „die schließliche Entscheidung ein blinder, unbegreiflicher Zufall." Wie? wenn ich nach genügender Überlegung, ob ich eine Reise unternehmen soll oder nicht, mich frei zur Reise entscheide, ist das ein Zufall? Wer das behauptet, spielt mit Worten. Was würde wohl ein vernünftiger Richter dazu sagen, wenn ihm ein Mörder antwortete, er habe den Mord auch unterlassen können, er habe den Mord begehen und nicht begehen können, also sei der von ihm begangene Mord ein unbegreiflicher Zufall? Er solle sich nur bei einem der Reichsgerichts-Senatspräsidenten in Leipzig erkundigen?

Doch nun zurück zu Professor v. Hippel. „Der Mensch wählt und faßt auf Grund dieser Wahl seinen Entschluß." Aber Wahl und Entschluß sind ja ein und dasselbe. Wenn jemand überlegt, ob er Rechtsanwalt oder Arzt werden solle, und er wählt das letztere, so heißt das soviel als: er entscheidet sich für das letztere.

---

[1] Willensfreiheit und Strafrecht 15. [2] Deutsche Juristen-Zeitung (1902) 408.

Der Mensch „wählt dasjenige, was ihm in der gegebenen Sachlage am richtigsten erscheint". Wäre diese Behauptung richtig, so könnte der Mensch nie sündigen oder ein Verbrechen begehen. Ein normaler Mensch sieht doch klar ein, daß er das Verbrechen nicht verüben soll, daß die Unterlassung der bösen Tat für ihn einfachhin das richtigste ist. Er könnte also nach Hippel das Verbrechen nicht begehen. Wie oft sieht ein Trunkenbold oder ein Wüstling klar ein, daß er durch sein Laster sich selbst an Leib und Seele ruiniert, sein Familienglück untergräbt, sich für Zeit und Ewigkeit unglücklich macht, daß es also für ihn am richtigsten wäre, mäßig und keusch zu leben — und doch folgt er dem Sirenengesang der bösen Lust. Video meliora proboque, deteriora sequor!

„Der Mensch wählt auf Grund seiner individuellen Eigenart." Wenn die Worte besagen sollen: der Mensch tut notwendig, was seiner individuellen Eigenart entspricht, so enthalten sie einen Widerspruch; von Wahl kann dann überhaupt keine Rede mehr sein. Der Mensch wählt dann höchstens wie der Kolben der Lokomotive, der sich vorwärts oder rückwärts bewegt, je nachdem der Dampf von der einen oder andern Seite drückt. Nach Hippel wäre es auch unmöglich, daß ein Mensch, der durch Naturanlage oder Angewöhnung einen mächtigen Hang zur Unmäßigkeit oder Ausschweifung oder zum Jähzorn hat, sich jemals besserte. Denn die Mäßigkeit, Keuschheit oder Sanftmut entspricht nicht seiner „individuellen Eigenart".

Nicht der Indeterminismus nullifiziert deshalb die persönliche Würde, sondern der Determinismus, nach dem der Mensch notwendig den stärksten Neigungen und Trieben folgt, mögen sie auch noch so verkehrt und verwerflich sein, der Mensch wird vom deterministischen Standpunkt zum müßigen Zuschauer dessen, was in ihm geschieht und wozu ihn seine Anlagen treiben. Er gleicht einem Luftballonfahrer, der die Richtung der Fahrt nicht in seiner Gewalt hat, sondern bloß beobachten kann, nach welcher Richtung ihn die stärkeren Winde treiben.

Die Leugnung der Willensfreiheit führt deshalb auch, folgerichtig durchdacht, notwendig zu einer ganz fatalistischen Weltanschauung und untergräbt jedes sittliche Streben. In der Tat, entweder habe ich es in meiner Macht, in meine Lebensführung bestimmend einzugreifen oder nicht, die Richtung auf das Gute zu nehmen oder nicht. Ja oder nein. Wenn ja, dann bin ich frei; wenn nein, so werde ich mit unerbittlicher Notwendigkeit getrieben und nichts vermag die vorhandene Bewegungs-

richtung zu ändern. Ich bin dann wie ein Mensch, der von einem mächtigen Strome fortgerissen wird und ohnmächtig dem Spiel der Wellen preisgegeben ist; ich bin ein Rädchen in diesem ungeheuern Weltmechanismus, der sich nach unabänderlichen Gesetzen bewegt und dessen sämtliche Bewegungen von einer höheren Intelligenz mit mathematischer Gewißheit für alle Zukunft vorausberechnet werden könnten. Damit ist auch jedes sittliche Streben im Keime erstickt. Wozu uns abmühen und überwinden, wenn wir doch an unserem Lebenslauf nichts ändern können?

Nicht ohne eine gewisse wehmütige Resignation geben manche Deterministen diese Folgerung zu; aber, meinen sie, das ist nun einmal nicht zu ändern, wenn man am Kausalitätsprinzip festhalten und nicht auf die Wissenschaft verzichten will. „Der das Strafrecht allein berührende wissenschaftliche Determinismus bedeutet nicht mehr als die unanfechtbare Anwendung des Satzes vom zureichenden Grunde auf die menschlichen Handlungen, soweit diese der Welt der Erscheinungen angehören; er lehrt also, daß auch das Verbrechen nur begriffen werden kann, wenn es auf eine zureichende Ursache zurückgeführt werden kann.“ [1]

Kant hat die Freiheit für das Gebiet der Erfahrung geleugnet, dagegen für das jenseits des menschlichen Wissens gelegene Gebiet des Glaubens „postuliert“. Eine solche „jenseitige“ Freiheit mag nach v. Liszt annehmen, wer dazu Lust hat. Aber der diesseitige Indeterminismus, „der die menschlichen Handlungen auch für die Welt der Erscheinungen von der Zurückführung auf eine zureichende Ursache ausnehmen will, wäre überhaupt das Ende aller wissenschaftlichen Erkenntnis. Das Strafrecht bedarf zu seiner Grundlegung nicht der Annahme einer ursachlosen Selbstbestimmung, einer dem kausalen Gesetz entrückten Willensfreiheit“ [2].

Ähnlich drücken sich die meisten Deterministen aus, so z. B. v. Bülow [3], v. Hippel u. a.

Der Letztgenannte meint: „Ein ursachloses Wirken können wir uns nicht vorstellen.“ [4] Ganz recht. Niemand kann sich ein ursachloses Ereignis vorstellen. Aber was hat das mit der Willensfreiheit zu tun? Das Kausalitätsgesetz lautet: „Nichts kann entstehen ohne genügende Ursache“ oder: „Für jedes Werden und Geschehen, für jede Veränderung muß es eine genügende Ursache geben.“ Leugnet nun etwa der Anhänger der

[1] Liszt, Lehrbuch des deutschen Strafrechts 84. [2] Ebd.
[3] Deutsche Juristen-Zeitung (1902) 408.
[4] Willensfreiheit und Strafrecht 13.

Willensfreiheit dieses Prinzip? Keineswegs. Auch der freie Willensentschluß muß seine genügende oder ausreichende Ursache haben, und diese Ursache ist der freie Wille selbst (der Wille als Vermögen) unter den früher erklärten Voraussetzungen. Wer z. B. zum Diebstahl versucht wird, sieht einerseits die zeitlichen Vorteile, die ihm diese Handlung verspricht, aber auch das Verwerfliche derselben und die Gefahren, die sie ihm bringt. Der Wille hat es nun in seiner Macht, sich für oder gegen den Diebstahl zu entscheiden. In beiden Fällen hat der Entschluß seine genügende Ursache im freien Willen.

Die Deterministen unterschieben aber dem Kausalitätsprinzip einen ganz andern Sinn. Nach ihnen lautet das Prinzip nicht: jede Wirkung setzt notwendig eine Ursache voraus, sondern: jede Wirkung setzt eine notwendige oder notwendig wirkende Ursache voraus. In diesem Sinne ist aber der Grundsatz falsch, wie sich aus unsern Ausführungen klar ergibt, und kann von den Deterministen nicht ohne offenbare petitio principii angerufen werden. Diese müssen jedenfalls andere Waffen gebrauchen als diesen Papiersäbel, wenn sie mit Erfolg gegen die Willensfreiheit zu Felde ziehen wollen.

Doch wenden wir uns jetzt den einzelnen strafrechtlichen Grundbegriffen zu. Die Untersuchung derselben wird uns noch klarer zeigen, ob sich auf deterministischer Grundlage ein Strafrecht aufbauen läßt, wie es die menschliche Gesellschaft notwendig braucht.

Viktor Cathrein S. J.

Der Anglikanismus auf dem Wege nach Rom?

(Fortsetzung.)

2. Bei der Frage nach den positiven Gründen des Anschlusses an die römische Kirche können, wie es sich für jeden Kenner der Verhältnisse in England von selbst versteht, Gefühle oder andere selbstsüchtige Interessen gar nicht, oder höchstens in Ausnahmefällen, in Betracht kommen. Diese ziehen vielmehr nach einer ganz andern Richtung. Mit dem Übertritt zur Kirche von Rom sind fast immer die allerschwersten Opfer ver-

bunden: die zartesten Bande des Familienlebens werden gelockert oder zerrissen; aus dem Kreise sympathischer Freunde und Standesgenossen ist man verbannt; in ganz neue, vielfach ungewohnte Verhältnisse hat man sich hineinzuleben; man hat sich zu gewöhnen an den Umgang mit solchen, die vielleicht gesellschaftlich viel niedriger stehen; die prächtigen altehrwürdigen Dome und schmucken Kirchen sind verschlossen, dafür muß man vielerorts in recht unansehnlichen, äußerst ärmlichen Winkelkapellen dem Gottesdienste beiwohnen. Die katholische Gottesdienstfeier wird, wenn man von einigen wenigen Kirchen in den Hauptstädten absieht, sich mit dem Glanze und der äußeren Prachtentfaltung des anglikanischen Gottesdienstes kaum messen können. Man wird es daher begreiflich finden, wenn z. B. Msgr W. Croke Robinson, M. A. und Fellow von New College, Oxford, zehn volle Jahre brauchte (von 1862 bis 1872), bevor er sich zu diesen Opfern entschließen konnte. „Ich liebte", schreibt er, „die englische Kirche innig; sie war ja verbunden mit allem und allen, die mir vom Erwachen meiner Vernunft an lieb und teuer gewesen. Ein Religionswechsel bedeutete für mich alles verlieren, was mir lieb war, und nichts gewinnen; er brachte mir das Scheitern eines Lebens, die Zerrüttung der Nerven und, soweit ich damals sehen konnte, absolute Mittellosigkeit. Wird man sich da wundern, wenn ich zögerte, den Schritt zu tun? . . . Ich konnte es immer nur als ein außerordentliches Wunder der Gnade Gottes ansehen, wenn er Konversionen wie die meine zu stande bringt. Für immer und immer sei gepriesen sein heiliger Name und die Fürbitte seiner gebenedeiten Mutter!" [1]

Nicht selten haben die Konvertiten unter allerhand Verdächtigungen zu leiden. Erst vor kurzem wurde der anglikanische Bischof von Bristol interpelliert, warum er einen gewissen W. H. Mitchell, einen Hochkirchler, der sich bald darauf Rom angeschlossen, in Elberton zum Pfarrer eingesetzt habe? Der Bischof erwiderte, der betreffende Geistliche sei infolge einer „Gehirnüberreizung", die er sich durch einen Unfall auf dem Zweirad zugezogen, übergetreten. Die Antwort stimmte so wenig mit der Wahrheit überein, daß sie nicht einmal in Elberton geglaubt wurde; denn der Interpellant fragte weiter: „Weiß Ew. Herrlichkeit, daß auch ein anderer junger Mann, der früher in der Kirche von . . . amtierte, jetzt in der römischen Prokathedrale von Clifton angestellt ist? Hat auch er an den Folgen eines Unfalles auf dem Zweirade zu leiden? Ist Ew. Herrlichkeit bekannt, daß eine ganze Reihe von Geistlichen aus einer andern Cliftoner Kirche zu Rom übergegangen ist? Sind auch sie die Opfer einer Gehirnüberreizung?" [2]

---

[1] Roads 227. [2] Tablet, 25. April 1903.

B. W. Maturin, einstens einer der gefeiertesten und beliebtesten Prediger der anglikanischen Kirche und Mitglied der Cowley Kongregation [1], jetzt katholischer Priester, sah sich noch in jüngster Zeit veranlaßt, öffentlich gegen ihn ausgestreute üble Nachreden in Abrede zu stellen. Da aber das betreffende Blatt, die Church Times von Milwaukee (Wis.), welches sie zuerst gebracht hatte, die Berichtigung nicht aufnehmen wollte, so mußte er sie in der Catholic Times von Philadelphia erscheinen lassen. Er sagt darin: es sei absolut unwahr, daß er sich infolge seines Religionswechsels unglücklich fühle. „Ich finde in der katholischen Kirche alles, wonach mein Herz verlangte und was ich umsonst in der Kirche von England suchte." Ferner sei die Behauptung, er habe einem anglikanischen Freunde geschrieben, daß er an der Gültigkeit anglikanischer Weihen nicht zweifle, durchaus falsch. „Bevor ich katholisch wurde, war ich vollständig überzeugt, daß die römisch-katholische Kirche die eine und einzige Kirche Christi auf Erden sei, und ich fand niemals die geringste Schwierigkeit darin, ihr Urteil über die anglikanischen Weihen anzunehmen, vermöchte überhaupt nicht zu begreifen, wie jemand katholisch werden könne, der zögerte, sich ihrem Urteil in einer solchen Sache zu unterwerfen." — Man muß wohl annehmen, daß durch derartige, völlig erfundene Insinuationen andere von einem ähnlichen Schritte abgehalten werden sollten [2].

Diese und ähnliche Verdächtigungen mögen schmerzlich sein, drückender aber ist für manche die materielle Not, der sie sich aussetzen müssen. Als der hochverdiente kirchliche Schriftsteller Thomas W. Allies im Jahre 1850 seine Professur in Oxford aufgab, um zur Kirche überzutreten, standen seine materiellen Aussichten sehr traurig. „Keine Beschäftigung, kein Unterhalt zeigte sich." Wie viele Clergymen, die oft mit einer zahlreichen Familie gesegnet sind, haben wohl den Mut, für ihre Überzeugung eine reich dotierte Pfarrei, ein angenehmes Heim daranzugeben und dann mit leeren Händen auf die Straße zu treten, um sich nach einer schlecht bezahlten, ungewohnten Arbeit umzusehen! Wie viele werden sich damit begnügen wollen, ihre Kinder, denen sie bei ihrem Verbleiben in der Staatskirche die beste Erziehung und eine glänzende Zukunft sichern könnten, wenigstens nicht verhungern zu lassen!

---

[1] Die Cowley-„Väter" bilden eine von R. M. Benson 1865 in Cowley St John gegründete ordensähnliche anglikanische Kongregation mit den drei Gelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Aus „Klerikern" und Laienbrüdern bestehend, verfolgt sie den Zweck, durch Erziehung und Missionstätigkeit im In- und Ausland das Reich Gottes auszubreiten. Niederlassungen finden sich bereits in Bombay und Poonah (Indien), in Cape Town (Süd-Afrika) und in Boston (Nordamerika).

[2] Vgl. Tablet, 5. Dezember 1903.

Es gibt solche, die diese heroischen Opfer bringen, viel häufiger aber hört man von solchen, die davor zurückschrecken: „Ich kann nicht; das kann Gott nicht von mir verlangen!“ Die Annahme des katholischen Bekenntnisses ist in England noch lange nicht ein Titel, um Karriere zu machen. Erst letzter Tage las man in öffentlichen Blättern, selbst W. E. Gladstone, dem man doch einen weiteren geistigen Horizont hätte zutrauen sollen, habe beim Übertritt seiner zwei besten Freunde, Manning und Hope Scott, erklärt, er könne sie nur noch lieben, wie man die Verstorbenen lieb habe. Den Protestanten Hope Scott hatte er zu seinem Testamentsvollzieher bestimmt, den Katholiken Hope Scott strich er alsbald aus dem Testament [1]. Das No Popery-Geschrei hat sich nachgerade müde getobt, der No Popery-Geist ist aber noch lange nicht tot.

Ebensowenig sind die vielen Bekehrungen auf Beeinflussungen durch katholische Priester zurückzuführen. Denn sehr viele Konvertiten erklären, bis zu ihrem Übertritt mit keinem katholischen Priester gesprochen zu haben; ja man scheint dem Priester geradezu aus dem Wege zu gehen. Anderseits wird auch dieser im ganzen eher zurückhaltend und prüfend, als gar zu entgegenkommend den Katechumenen aufnehmen. Erich D. Hanson, M. A. von Christ Church College, Oxford, hatte sich mit unsäglicher Mühe und durch jahrelanges Studium aus dem tiefsten Low-Kirchentum zum höchsten Ritualismus emporgearbeitet und war von da endlich zur Erkenntnis der Wahrheit der katholischen Religion durchgedrungen. Wie wurde er nun im Sprechzimmer des Brompton-Oratoriums aufgenommen? „Sie haben zu viel studiert“, sagte P. Gordon; „gehen Sie beten; machen Sie die Exerzitien im Jesuiten-Noviziat von Roehampton.“ Wider Erwarten des P. Gordon folgte Hanson sogleich. In Roehampton gab ihm P. R. Clarke S. J., selbst ein hochangesehener Konvertit, den Zehnpfennig-Katechismus in die Hand mit den Worten: „Lesen Sie das, aber genau.“ „Den Katechismus kenne ich schon“, meinte Hanson, „wollen Sie mich nicht lieber über Perrones Praelectiones theologicae befragen, die ich eben studiert habe?“ „Nein, nein, halten wir uns an den Katechismus; ich behandle Sie gerade so, wie mich P. Coleridge behandelt hat, als ich noch Katechumen war.“ Die Demut des Glaubens führte Hanson zwei Jahre später in die Gesellschaft Jesu [2].

---

[1] Tablet, 24. Oktober 1903. [2] Roads 142.

Nein, menschliche, rein natürliche Rücksichten können die zahlreichen Übertritte zur römischen Kirche nie und nimmer erklären; es ist vielmehr, wollen wir anders den Aussagen der Konvertiten selbst Glauben schenken, die Macht der Wahrheit, welche sie anzieht; es sind mit andern Worten die herrlichen Gnadenvorzüge der Einheit, der Unfehlbarkeit, der Heiligkeit, womit Christus seine irdische Braut, die Kirche, ausgestattet und vor allen andern Religionsgenossenschaften ausgezeichnet hat. Es liegt in der Natur der Sache, daß bald das eine bald das andere Moment mehr in Wirksamkeit tritt: immer aber ist es die Einzigkeit der wahren Gotteskirche, die anzieht, jener Kirche, die Christus gestiftet, in der Christus fortlebt, in der Christus fortwährend lehrt, durch die Christus seine Gnaden spendet, durch die er heiligt und beseligt für und für — die eine, heilige, apostolische, römisch-katholische Kirche.

Die Übertritte aus der Hochkirche sind ungleich häufiger als aus den Reihen der Nonkonformisten. Indes fehlen sie auch hier nicht ganz.

Norman Waugh gehörte sicher nicht der Staatskirche an, da er von Jugend auf gelernt hatte: Wenn der Papst nicht das Haupt der Kirche ist, dann ist es die Königin noch weniger. C. J. Watts war Prediger bei den Baptisten gewesen. C. Kegan Paul blieb dem Positivismus des August Comte zeitlebens dankbar, da „der Positivismus der Katholizismus ohne Gott" sei. Friedrich Lucas, der erste und zugleich geistreichste Herausgeber des Tablet, und die Jugendschriftstellerin Marie Howitt waren vor ihrer Konversion Quäker. Am weitesten nach links stehen wohl die Unitarier, aber auch sie haben ihre Vertreter unter den Konvertiten.

Georg Hare Patterson war Prediger der Unitariergemeinde von Belfast, hatte also jener Sekte angehört, die jedes Dogma abweist und den absolutesten Rationalismus auf ihre Fahne geschrieben hat. Da er es sich aber zum Grundsatz gemacht hatte, in strittigen Fragen beide Seiten zu besehen, um sich selbst ein Urteil bilden zu können, benutzte er das zufällige Zusammentreffen mit einem katholischen Priester, diesen über seine Religion zu befragen. Dieser aber verwies ihn auf P. Brunos „Katholischen Glauben" — Catholic Belief — ein Buch, das ihm die gewünschten Aufschlüsse geben würde. Aus der Lektüre desselben schöpfte er jedenfalls den Gewinn, daß er einsah, die katholische Auffassung sei immerhin zu berücksichtigen. Anderseits teilte er aber auch die bei seinen Parteigenossen weitverbreitete Ansicht, praktisch gebe es nur die eine Alternative: entweder Rom oder Rationalismus; für ihn, meinte er freilich, reiche die Vernunft unter allen Umständen aus. Als er aber das Leben kennen lernte, das Leben, nicht wie es in der Poesie und in Büchern steht, sondern wie es in Wirklichkeit sich abspielt; als er seine Gemeinde, aus armen, ungebildeten Arbeitern bestehend, vor sich sah; als er mit jedem Tage es mehr inne wurde, wie seine

Schäflein mit Schwierigkeiten und Versuchungen, mit bitterer Armut und schmerzender Krankheit, mit allen Sünden und Lastern, denen die verdorbene Menschennatur ausgesetzt ist, in heißem Kampfe zu ringen hatten: da fühlte er, daß eine Art Dogma eine absolute Notwendigkeit sei, und daß es nicht ausreiche, nur zu erklären, man solle sich über die wichtigsten Fragen des Menschenlebens selbst eine Ansicht bilden und sie so oder so entscheiden. Er selbst freilich hatte nie am Dasein Gottes und an der Geistigkeit der Seele gezweifelt; als Spiritist war er überdies von der Wirklichkeit der Geisterwelt überzeugt. Aber was ließ sich damit bei dieser Bevölkerungsklasse, im Angesicht der Armut, der Sünde, des Todes anfangen? Zudem waren selbst über diese Punkte andere anderer Ansicht. Das eine Notwendige schien also zu sein eine absolut und unfehlbar sichere Wahrheit, die allen Bedürfnissen des Menschenlebens entspräche. Aber wo diese Wahrheit finden? — Gerade damals gingen in Irland die Wogen der Orange-Bewegung sehr hoch. Jeder Tag brachte eine Unmasse von Angriffen und Verleumdungen in Wort, Schrift und Bild gegen die Katholiken und ihre Kirche. Patterson wußte, daß es nur Schmähungen, Lügen und Verleumdungen seien, und trat so mutig denselben entgegen, daß er selbst wiederholt in den Verdacht des Katholisierens kam. Wenn etwas noch mehr als die herzzerreißenden Szenen, die er täglich in den Hütten der Armut und am Krankenbette mit eigenen Augen anschauen mußte, sein Leben verbitterte, so waren es diese ungerechten Angriffe auf die katholische Kirche. „Ist es möglich", seufzte er, „daß sich auf Gottes weiter Welt kein Heilmittel, keine Hilfe finden sollte?" In dieser Stimmung besah er sich immer wieder die verschiedenen Kirchen; in allen fand er gute, wohltätige, fromme Menschen, aber unter allen Kirchen fand er nur eine, die ihn immer anzog. Sollte es möglich sein, dachte er, daß diese verachtete, verleumdete, alte Kirche schließlich doch die wahre Gotteskirche wäre? daß sich in ihr göttliche Hilfe finden ließe und Wahrheit? Seiner ganzen Geistesrichtung nach war er gegen dieselbe eingenommen, aber er suchte und beim Suchen schlug er den rechten Weg ein; er fragte zu allererst nach der göttlichen Beglaubigung, welche die alte Kirche etwa vorweisen könnte. An der Hand vorzüglicher katholischer Apologeten, Hettinger, v. Hammerstein, Manning, Newman, fand er, daß die römische die von Christus gestiftete Kirche und die unfehlbare Lehrerin der Menschheit sei. Mit dieser Erkenntnis waren alle theoretischen Schwierigkeiten, welche in den einzelnen Glaubenslehren etwa liegen mochten, mit einem Schlage endgültig gelöst. „Ich habe manche Versuchungen gegen den Glauben durchgemacht", sagt ein anderer Konvertit, Herbert A. May, M. A., „aber sie waren immer unlogisch; dagegen hat folgender Syllogismus immer stand gehalten: Alles, was die Kirche lehrt, ist wahr; dieses lehrt die Kirche: dieses ist wahr." [1]

Ein anderer Dissident, Ed. Berdoe M. R. C. S. hatte, wie er meinte, kein praktisches, sondern nur ein rein wissenschaftliches Interesse, die römische Kirche kennen zu lernen. Die vergleichende Religionswissenschaft veranlaßte ihn nämlich, dem Anglikanismus den Romanismus gegenüberzustellen. Sehr bald

[1] Roads 160.

aber stand er vor der verhängnisvollen Alternative: entweder Agnostizismus oder katholischer Glaube. „Agnostiker aber kann ich nicht sein; denn ich betrachte Jesus Christus als die größte Persönlichkeit der Menschengeschichte. Entweder war er, was er zu sein vorgab, oder er war der größte Betrüger. Er war aber mehr als Mensch und die katholische Kirche kannte ihn, sprach mit ihm und sie spricht noch von ihm mit einer Autorität, die keine andere Kirche zu beanspruchen wagt. Das zwingt mich zum Gehorsam. Alles andere ist Flugsand.“ [1]

Der Gedanke, daß ohne eine sichtbare höchste Lehrautorität sich das Christentum überhaupt nicht halten lasse, kehrt immer und immer wieder. Diese unfehlbare Lehrautorität muß überdies leicht zu finden und auch für den gewöhnlichen Mann leicht erkennbar sein.

W. T. Gorman, B. A., von der Kgl. Universität in Irland (Queen's College Belfast) war so hochkirchlich, daß er eine Zeitlang sogar als Novize bei den sog. Cowley fathers weilte. In der praktischen Seelsorge schlug er anfänglich alle Zweifel betreffs der Rechtmäßigkeit des anglikanischen Standpunktes bei sich und andern damit nieder, daß er sagte: „Die ganze Frage ist zu schwierig und zu verwickelt; wir gewöhnlichen und vielbeschäftigten Leute müssen sie zur einläßlichen Behandlung den Gelehrten überlassen.“ Aber gerade die gewöhnlichen Leute waren es, die immer häufiger Aufschluß in Religionsbedenken verlangten. Da fiel ihm wie zufällig die bekannte Stelle bei Isaias (35, 8) ein, wo der Prophet sagt, kein Wanderer, und wäre er auch ein ungebildeter, einfacher Mann, werde im künftigen messianischen Reiche irre gehen. Also kann es sich, dachte Gorman, bei der Aufsuchung der wahren Kirche nicht um etwas handeln, das nur die Gelehrten ermitteln und erkennen können; es muß selbst für die Ungebildeten ein Leichtes sein, die wahre Religion unfehlbar zu finden. Den Armen soll ja das Evangelium verkündet werden, und nur wer wird wie die kleinen Kinder, wird in das messianische Reich eintreten. Also muß Gott seine Kirche mit Kennzeichen ausgestattet haben, woran sie selbst einfache Leute und Kinder erkennen können und nicht in die Irre gehen. Die Kennzeichen der Kirche Christi aber sind nach dem Evangelium und den Glaubensbekenntnissen ihre Einheit, ihre Heiligkeit, ihre Allgemeinheit, ihre Apostolizität, lauter Merkmale, die dem Anglikanismus fehlen, aber um so glänzender an der Stirne der römischen Kirche erstrahlen, so daß auch der Mann auf der Straße allsogleich sagen kann, wo die wahre Kirche Christi ist [2].

Ausgehend von dem Begriffe eines Königreiches, wie der Heiland seine Kirche nennt, erkannte H. P. Russell die wahre Kirche vorzüglich an ihrer Einheit und Allgemeinheit [3].

Mrs Helen Langrishe erzählt: Da ich von der Notwendigkeit gültiger Weihen für die Sakramente überzeugt war, konnte ich nicht in der Kirche von England bleiben, deren Weihen nicht nur von der gesamten übrigen

---

[1] Roads 9. [2] Ebd. 102 ff. [3] Ebd. 237.

Christenheit, sondern sogar von der guten Hälfte ihrer eigenen Glieder verworfen werden [1].

Eine andere Dame, Mrs Cuthbert Leslie, führt als Gründe für ihren Religionswechsel an: 1. Es ist unbegreiflich, wie eine Kirche, die vorgibt, die wahre Kirche zu sein, sich widersprechende Glaubensansichten in den allerwichtigsten Dingen dulden kann. 2. Katholisch kann nur eine Kirche sein und bleiben, die einen Mittelpunkt der Autorität hat, dem alle Glieder zu gehorchen verpflichtet sind. Die Freiheit der Persönlichkeit, die eine Fundamentallehre anzunehmen, eine andere zu verwerfen, ist mit der wahren Katholizität unverträglich. 3. Es ist unverständlich, wie eine Kirche eine ganz bestimmte Summe von Wahrheiten festhalten und lehren kann, ohne das Charisma der Unfehlbarkeit. Die englische Kirche bietet das treffendste Beispiel von dem Chaos und der Verwirrung, in die man ohne eine unfehlbare Lehrautorität gerät [2].

Ebenso bildete die klare Einsicht von der Notwendigkeit einer unfehlbaren Lehrautorität den Anstoß zur Bekehrung für T. Livins, Graduierten von Oriel College, Oxford, jetzt Mitglied der Redemptoristen-Kongregation; außerhalb der Kirche, sagt er, sei alles nur Meinung, Zweifel, Widerspruch [3].

H. Browne, M. A., jetzt Priester der Gesellschaft Jesu, hatte schon als Anglikaner zu der hochwichtigen Kontroverse über die wirkliche Gegenwart Christi unter den sakramentalen Gestalten Stellung nehmen müssen. Auf den rechten Weg leitete ihn damals folgender Beweisgang. Wenn Christus Gott war, dachte er, so mußte er vorhersehen, daß seine Worte über die Eucharistie, mögen sie nun im einzelnen zu erklären sein wie immer, von einem großen Teil der Menschheit, ja während eines Jahrtausends von der ganzen Christenheit in ihrem buchstäblichen Sinne verstanden werden würden, und er hätte als der Gott der Wahrheit einen so verhängnisvollen und allgemeinen Irrtum durch nähere Erklärung seiner Worte verhindern müssen; da er es aber nicht getan hat, so ist die Lehre von der wirklichen Gegenwart so sicher wie die von seiner Gottheit. — Erst nach längerer Zeit kam Browne auf den Gedanken, daß sich derselbe Beweisgang auch auf andere Grundwahrheiten der römisch-katholischen Kirche und im besondern auf den Primat des hl. Petrus und seiner Nachfolger anwenden lasse. Denn Christus, der Gottmensch, hatte zu Petrus gesprochen: „Du bist Petrus ... dir gebe ich die Schlüssel des Himmelreiches." [4]

Die edle, natürlich und übernatürlich hochbegabte Lady Georgiana Fullerton, deren Schriften in aller Händen sind, ist keineswegs die einzige schriftstellerische Dame, die sich in England der Kirche von Rom angeschlossen hat, wenn ihr auch ein hervorragendes Talent, Adel der Geburt und Gesinnung, sowie persönliche Heiligkeit für immer eine bevorzugte Stellung sichern werden.

---

[1] Roads 150. [2] Ebd. 151.
[3] Ebd. 153 ff. [4] Ebd. 25 f.

Die Romanschriftstellerin Fräulein Adeline Sergeant stand ursprünglich außerhalb der Staatskirche, schloß sich dann aber, durch besondere Verhältnisse veranlaßt, der Kirche Englands an, was nicht hinderte, daß sie für eine Zeitlang vollständigem Indifferentismus und Unglauben anheimfiel. Allmählich machte sich indes das Bedürfnis nach Religion wieder geltend, und nun war es der Ritualismus, der sie anzog. Sie wurde Mitglied mehrerer Vereine und Bruderschaften und sogar „auswärtige Schwester" — outer sister — einer anglikanischen Ordensgenossenschaft. Einige Jahre fühlte sie sich in dieser neuen Umgebung vollkommen glücklich und zufrieden; dann aber trat eine völlige Änderung in ihrem Seelenzustande ein. Im Ritualismus hatte sie einen großen Teil der katholischen Glaubenslehren kennen gelernt und sich mit der Betätigung des Glaubens vertraut gemacht. In ihrem Gebetbuch las sie ja nicht nur die anglikanische Gottesdienstordnung, sondern auch den ganzen Kanon der heiligen Messe, Gebete wie das Memorare, Andachten für die Verstorbenen, lauter Sachen, die Wort für Wort dem katholischen „Seelengärtlein" entnommen waren. Andere Bücher der Art entlieh sie der St Josephsbibliothek in Farm Street. Aber mit welchem Rechte, dachte sie sich, gebrauche ich Gebete eines hl. Thomas von Aquin und eines hl. Bernard, da diese Heiligen, wenn sie noch am Leben wären, mich unfehlbar für exkommuniziert erklären würden? Die Kirche des hl. Augustin, des Aquinaten, des hl. Thomas von Canterbury, des sel. Thomas More war die römische. Es mußte ein schmerzliches Gefühl sein, sich nicht in der Kirche der Heiligen zu wissen. Flaubert, glaube ich, hat einmal gesagt: „In der Religion ist es am sichersten, zu glauben wie die Heiligen." Die Liebe zu den Heiligen lenkte zuerst Adelinens Blick nach Rom.

Erfüllten sie früher die eucharistischen Lieder und sakramentalen Andachten mit Freude und Zufriedenheit, so machte sie jetzt der Gedanke: Was nützt das alles, wenn ich nicht in der wahren Kirche bin? bis in die tiefste Seele hinein erschaudern und vergällte ihr nicht nur alle Andacht, sondern bereitete ihr eine wahre Höllenqual. Schließlich entschloß sie sich, wenn auch mit Widerstreben, nicht nur den anglikanischen, sondern auch den römischen Standpunkt ernstlich zu prüfen. Die Sache hatte aber ihre Schwierigkeit. Denn allein konnte sie es nicht gut; bei ihrem Eintritt in zwei anglikanische Bruderschaften hatte sie aber das feierliche Versprechen ablegen müssen, in England nie eine römische Kirche zu betreten; zudem verbot ihr ein natürliches Schicklichkeitsgefühl, hinter dem Rücken und ohne den Rat ihres „Beichtvaters" zu handeln. Dieser aber wußte auf die Frage: warum man denn das Werk der Reformation, das alle bedauerten, noch verewigen und sich nicht mit der großen Masse der Christenheit, d. h. mit der „heiligen, katholischen und römischen Kirche" — wie ihr „Beichtvater" selbst die Kirche von Rom nannte — vereinigen wolle, nur die Antwort: Der Primat des Papstes bilde das Hindernis. Katholische Freundinnen versahen sie mit Büchern, in denen auch diese letzte theoretische Schwierigkeit behoben wurde. Als dann im März 1899 Adeline am heiligen Grabe in Jerusalem kniete, ward ihr auf einmal eine so wunderbar klare Erleuchtung über die Größe und Erhabenheit der katholischen Kirche und zugleich über die traurige Vereinsamung

und Armseligkeit des Anglikanismus, daß sie später nur darüber staunen konnte, daß sie nicht gleich an Ort und Stelle übergetreten sei. Es vergingen aber noch Wochen und Monate, ehe sie sich dazu entschließen konnte. Was sie zurückhielt, waren nicht theoretische Schwierigkeiten, sondern die Anhänglichkeit an Fleisch und Blut. Es ist wahrlich nicht leicht, liebgewonnene Religionsübungen, seine Familie, seine Freunde, gewissermaßen sein zweites Ich aufzugeben. Endlich am 23. Oktober 1899 hatte die Gnade gesiegt, und sie wurde in Farm Street, London, ein Kind „der heiligen, katholischen und römischen Kirche“ [1].

Wem es etwa vorkommen sollte, als ob bisweilen auch Gefühl und Phantasie bei Konversionen eine Rolle spielten, der übersehe nicht, daß dieselben Faktoren mindestens ebenso schwer gegen die Konversion in die Wagschale fallen wie für dieselbe und nie allein ausschlaggebend sind. In den folgenden Berichten wird man übrigens davon sehr wenig finden, um so mehr aber klares Erkennen, ruhiges Abwägen, folgerichtiges Denken.

„Ich will wissen, nicht was dieser oder jener Bischof sagt und meint — heiße er nun Ryle oder King, Carpenter oder Creighton —, sondern was die Kirche lehrt und vorschreibt.“ Aber gerade dieses so gerechte Verlangen kann die Kirche von England nicht befriedigen. „Überall“, klagt W. R. Carson, „stoße ich auf entgegengesetzte Lehren, entgegengesetzte Erklärungen. Keine zwei autorisierte Repräsentanten der religiösen Genossenschaft, der ich angehörte, stimmen in etwas überein, außer daß sie verschiedener Ansicht sind. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß selbst jene Weite, die den entgegengesetztesten Lehrmeinungen in der Kirche Raum gibt — comprehensiveness — und welche Leben und Geist des heutigen Anglikanismus ausmacht ... himmelweit verschieden ist nicht allein von den charakteristischen Merkmalen der zwei größten Teile der heutigen Christenheit, der Kirche des Ostens und der Kirche des Westens, nicht allein von jenem nicht feilschenden Abscheu vor Unbestimmtheit im Glauben und Gemeinschaft des Altares mit Häretikern, welcher einen Athanasius ins Exil trieb und selbst den Liebesjünger veranlaßte, jeden gesellschaftlichen Verkehr mit denen abzubrechen, die einen Glaubensartikel leugneten, sondern auch von den entscheidenden Eigenschaften, wie sie die Heilige Schrift von der Kirche zeichnet, jener Kirche, auf deren Stimme man hören muß, wenn man nicht unter Heiden und Zöllner gerechnet werden will. ...“ [2]

---

[1] Roads 239 ff.

[2] Roads 34 ff. The Evolution of Catholicism in Weekly Register, December 30, 1899.

Wenn Gott sich uns offenbarte, führt er etwa aus, so mußte dies so geschehen, daß wir seine Worte, seinen Willen nicht nur verstehen, sondern auch mit absoluter Sicherheit als Gottes Wort erkennen könnten. Dazu reicht aber, wie die Erfahrung lehrt, die individuelle Vernunft nicht aus. Gott mußte also mit der Offenbarung, wie die Dinge jetzt liegen, auch einen authentischen, unfehlbaren Erklärer seiner Offenbarung geben [1].

In der Tat hat Christus nicht bloß eine Offenbarung vom Himmel gebracht und die Botschaft seines himmlischen Vaters selbst mit unanfechtbarer Autorität vorgetragen, sondern auch seinen Aposteln den Auftrag gegeben, dasselbe zu tun. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." „Gehet in alle Welt und verkündet das Evangelium jeglicher Kreatur." Er übergab also mit seiner Lehre seine Autorität den Aposteln, der heiligen katholischen Kirche, seiner geliebten Braut. Diese Autorität sollte sich ausdehnen bis an die Grenzen der Erde und dauern bis ans Ende der Welt, auf daß alle Menschen aller Länder und Zeiten mit absoluter Gewißheit aus ihrem Munde die frohe Botschaft des göttlichen Stifters unserer Religion vernehmen könnten. Zu diesem Zwecke stattete er sie mit der Unveränderlichkeit und Unfehlbarkeit aus. So wahr also Christus ein Gesandter Gottes, ja selbst Gott ist, so wahr muß seine Kirche als die unfehlbare Erklärerin seiner Lehren, für alle erkennbar in unserer Mitte fortbestehen. Da nun aber unter allen christlichen Glaubensbekenntnissen die römisch-katholische Kirche einzig und allein den Anspruch erhebt, Christi Lehrvollmacht zu besitzen und die Heilswahrheiten ganz und unverfälscht, und zwar mit unfehlbarer Gewißheit zu übermitteln, muß sie die wahre Kirche Christi sein. Wenn sie aber das ist, dann ergibt sich die Notwendigkeit der Unterwerfung unter ihre Lehrautorität von selbst.

Wie schwer es Msgr W. E. Robinson wurde, die Kirche seiner Jugend zu verlassen, haben wir gehört. Es wäre interessant und lehrreich zugleich, ihn zu beobachten, wie er sich durch ein wahres Dickicht von allerhand Schwierigkeiten Schritt für Schritt den Weg zur Wahrheit bahnen mußte. Der Weg war rauh und beschwerlich; aber unverzagt folgte er dem ihm gewordenen Lichte. Es waren fünf Wahrheiten, in deren Licht er die römisch-katholische Kirche endlich als die wahre Kirche erkannte.

I. „Wenn Gott meine Seele zum Heile führen will, so muß er mir den Heilsweg zeigen. Es kommt nicht mir zu, selbst den Weg zu wählen und dann vor Gott hinzutreten und zu sagen: Auf diesem Wege und keinem andern will ich selig werden." Diese Wahrheit ist so einleuchtend, daß sie sich für jeden von selbst verstehen sollte; und doch wählt sich der Ritualist, der Hochkirchler, der Breitkirchler, der Evan-

[1] Vgl. Manning, Temporal Mission of the Holy Ghost 91.

gelische, der Dissident, alle samt und sonders die Religion selbst und sagt zu Gott: So will ich selig werden. Der Katholik nennt das den Karren vor den Gaul spannen. Denn Gottes Vorrecht ist es, den Weg, auf dem er unser Heil will, zu offenbaren, und der Mensch hat diesen Weg zu suchen und zu gehorchen. Nun hat aber Gott eine Offenbarung gegeben und auf Erden eine zuständige Autorität eingesetzt, welche die Offenbarung unversehrt bewahren und ihre Beobachtung erzwingen soll. Es ist also unsere heiligste Pflicht, dieses Orakel der Wahrheit ausfindig zu machen und ihm Verstand und Willen zu unterwerfen.

II. „Wenn Gott einen Heilsweg offenbart, dann wird und muß es einer sein, ein einziger der Zahl nach, einer dem Wesen nach.“ Christus hat nur eine Kirche gegründet und hat nicht verschiedene Religionen gebracht: nicht eine für England und eine andere für Frankreich, nicht eine für Italien und eine andere für Deutschland, sonst müßte man jedesmal beim Überschreiten der Landesgrenze auch die Religion wechseln. „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ sagt Paulus (Eph 4, 5). — Noch wichtiger ist die innere Einheit und Einigkeit der Lehrer und der Lehre. Einheit und Übereinstimmung muß herrschen zwischen den Lehrern der göttlichen Wahrheit, Einheit aber auch in der Lehre. Warum? Weil die göttliche Lehre Wahrheit ist. „London ist eine Stadt an der Themse“, ist eine Wahrheit. Alle Lehrer, welche diese Wahrheit lehren, sind einig, und alle Schüler, welche sie lernen, gleichfalls. Sie lehren und lernen dieselbe Wahrheit. Gottes Offenbarung ist nun ebenfalls nur Wahrheit; es muß also Einheit sein zwischen Lehrern und Lernenden, wenn sie diese Wahrheit vortragen und entgegennehmen. Denn der Satz ist unleugbar: Wo immer die Wahrheit ist, da muß Einheit herrschen bei Lehrern und in der Lehre; wo diese Einheit nicht ist, da kann Gottes Wahrheit nicht sein. Dagegen ist der umgekehrte Satz: „Wo Einheit ist, da ist auch die Wahrheit“, nicht immer wahr; denn Lehrer und Lernende können, wie die Erfahrung zeigt, dieselbe unrichtige Ansicht teilen. In der Religion aber gilt der Satz auch in der Form: „Wo Einheit, da ist die Wahrheit“; denn erfahrungsgemäß hat kein einziges menschliches Religionssystem die Einheit auf die Dauer festzuhalten vermocht. Der Grund für diese unleugbare Tatsache liegt darin, daß der Mensch in dem Augenblick, wo er die göttliche Glaubensregel verläßt, ipso facto in rein menschlich-natürliches Erkennen und Meinen verfällt. Der menschliche Geist und die menschliche Erkenntnis ist aber so verschieden wie das menschliche Antlitz. Als daher der letztverstorbene anglikanische Erzbischof von Canterbury, Benson, für die Glaubenseinheit seiner Herde Gebete ausschrieb, meinte jemand etwas sarkastisch, aber treffend, der Erzbischof könnte ebensogut um denselben Gesichtsausdruck bei all seinen Schäflein beten lassen. Praktisch geht man also absolut sicher, wenn man das Axiom befolgt: Wo keine Einheit, da ist keine Wahrheit; die göttliche Wahrheit aber ist da, wo die Einheit der Lehre ist. Die wunderbare Tatsache nun, daß die römisch-katholische Kirche dieselbe Lehre auf der ganzen Welt, unter jedem Himmelsstrich, unter allen Stämmen und Völkern, schon seit gut 19 Jahrhunderten lehrt und glaubt, hat unter unzähligen andern auch Robinson in die Kirche geführt.

III. „Wenn Gott einen Heilsweg offenbart, muß die Offenbarung auch unfehlbar sein", und zwar unfehlbar wahr dem Inhalte nach, da Gott nur Wahrheit offenbaren kann, unfehlbar sicher auch in der Verkündigung der göttlichen Wahrheit, da diese nur dann dem menschlichen Geiste etwas nützt, wenn er in ihren absolut sichern Besitz gelangt. Und ferner, wie könnte mich Gott dafür mit ewiger Höllenpein strafen, daß ich einem Boten, der mich in die Irre führen kann, den Glauben verweigerte? Denn beachten wir es wohl, man hat Gott Rechenschaft zu geben über seinen Glauben ebensogut wie über seine Sitten. „Wer glaubt und getauft ist, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden" (Mk 16, 16). Es ist also unsere heiligste Pflicht, die Glaubensgrundlagen genau zu prüfen und den Glaubensboten nach seiner göttlichen Beglaubigung zu fragen. Die göttliche Beglaubigung ist aber die Gabe der Unfehlbarkeit. Die Tatsache der Offenbarung vorausgesetzt, muß es also irgendwo auf Erden ein unfehlbares Lehramt geben. Dadurch gestaltet sich der Heilsweg höchst einfach: Der Mensch hat nur nach dem unfehlbaren Orakel der Wahrheit Umschau zu halten und, hat er es gefunden, zu glauben, was es lehrt, und zu tun, was es befiehlt. Nun ist es aber die römisch-katholische Kirche allein, welche dieses Charisma der Unfehlbarkeit beansprucht, es besitzt und es seit fast zwei Jahrtausenden betätigt.

IV. „Dieser Heilsweg wird und muß exklusiv sein", d. h. er allein führt zu dem von Gott gesetzten Ziel, und jeder andere Weg ist ein Irrweg. Die wahre Kirche Christi wird also nicht nur die beste unter allen Kirchen sein, sondern die einzige; — sie ist überhaupt nicht eine Kirche, sondern die Kirche einfachhin. Dies trifft wieder ausschließlich bei der katholischen Kirche zu.

V. „Diesen einmal erkannten Heilsweg zu betreten oder denselben wissentlich und freiwillig zu verschmähen, bedeutet für mich Leben oder Tod." Diese Wahrheit ergibt sich aus dem Gesagten mit absoluter Notwendigkeit, und doch wagt nur die Kirche von Rom sie laut und feierlich zu verkünden. Sie muß also die wahre sein.

„Mich haben", fügt er bei, „diese Erwägungen zur katholischen Kirche geführt, für andere stelle ich keine Regel auf. Ich weiß aber, daß ich den Glauben habe und im Bekenntnis und Frieden desselben nun gut 29 Jahre lebe. Während dieser langen Zeit hat kein Schatten von Zweifel meinen Geist verdunkelt. In diesem Glauben lebe ich, und in diesem Glauben hoffe ich zu sterben." [1]

Nicht leichtfertig und unüberlegt verlassen die Konvertiten die Kirche ihrer Kindheit und ihrer Heimat; erst nach langer und reiflicher Überlegung und durch das Gewicht der Gründe, welche für die Göttlichkeit der römischen Kirche sprechen, gezwungen, schließen sie sich der letzteren

[1] Roads 233.

an. Nach seinem Übertritte 1878 schrieb O. R. Vassall, Balliol College, Oxford, jetzt ein Sohn des hl. Alfons Liguori, für einen Freund, der nachmals ebenfalls Katholik und Priester wurde, die Gründe, die ihn zu seinem Schritte vermochten, nieder. Er führte damals folgende Gedanken aus, an denen er im April 1901 nichts zu ändern hatte:

1. Warum darf ich nicht St Ambrosius glauben, wenn er sagt: Wo Petrus ist, da ist die Kirche? Warum darf ich mich nicht dem Hirten unterwerfen, dem unser gebenedeiter Herr, als er die Welt verlassen wollte, all seine Schäflein und all seine Lämmlein anvertraute; für den er besonders betete, daß sein Glaube nicht wanke, dem allein er einen neuen Namen und die Schlüssel des Himmelreiches gab?

2. Im Credo bekenne ich meinen Glauben an die Einheit und Katholizität der Kirche Gottes. Existiert nun tatsächlich außer der römischen Kirche eine einzige christliche Gemeinschaft, die eine und allgemein wäre? Sicher ist keine katholisch, denn sie sind alle Nationalkirchen. Sind sie in sich einig? Einheit ist eine wesentliche Eigenschaft der Kirche Christi und zugleich ein Merkmal ihrer Göttlichkeit. Für diese Einheit betete der Herr, und sein Gebet blieb nicht unerhört. Corpus unum, sicut unus est Dominus, una fides, unum baptisma. „Ist denn Christus geteilt?" frägt der hl. Paulus in heiligem Unwillen, wenn er von der schweren Sünde des Schismas spricht, als hätte er damals schon in die Zeiten geschaut, wo die „Teilungen der Christenheit" Gemeinplatz der Unterhaltung sein würden. Kann nun jemand behaupten, daß das unum ovile sub uno pastore irgendwo außer der römischen Kirche zu finden ist? und kann anderseits jemand der letzteren die Einheit im Glauben, in der Hierarchie, in der Disziplin absprechen? Soweit das Credo in Betracht kommt, sind alle eines Sinnes und eines Herzens.

3. Ich bekenne im Glaubensbekenntnisse ferner die Heiligkeit und Apostolizität der Kirche. Wo ist die Kirche, die da ist die Mutter der Heiligen? Man berücksichtige einmal nur die neuere Zeit; in welcher Kirche finden sich Heilige wie St Ignatius von Loyola, St Franz von Xavier, St Theresia, St Katharina, St Franz von Sales, St Vinzenz von Paul, St Alfons Liguori, St Paul vom Kreuz und St Philipp Neri? Außer der Kirche wird man umsonst nach einer Reinheit und Heiligkeit suchen, wie sie den drei heiligen Jünglingen Aloysius von Gonzaga, Stanislaus Kostka und Johannes Berchmans eigen war; umsonst auch den heroischen Opfersinn und jene glänzende Glaubensbegeisterung der Märtyrer von Japan und

China. Es mögen es manche im Anglikanismus mit der Übung ihrer Religion und dem Tugendstreben ernst nehmen, wer wird aber den Mut haben, sich an die Seite des heiligmäßigen Pfarrers von Ars zu stellen? — Was dann die Apostolizität betrifft, so mag es sich damit in der anglikanischen Kirche wie immer verhalten, der katholischen Kirche von Rom wird sie kein Anglikaner absprechen.

4. Zu demselben Resultate führte die Lehre des hl. Augustin, namentlich die Stellen De util. cred. cap. 7. n. 19; Contra Epist. Man. l. 1, c. 5[1].

5. Wenn nach dem hl. Paulus die Kirche „die Säule und Grundfeste der Wahrheit" ist, welches ist dann die wahre Kirche, diejenige, welche z. B. die Lehre von der wirklichen Gegenwart und vom Opfer auf dem Altare historisch nachweisbar jahrhundertelang verworfen hat, oder die, welche sie seit den Tagen der Apostel ununterbrochen lehrt und bekennt?

6. Und welche Geschichte hat die römisch-katholische Kirche! Ihr Fortbestand, ihr ständiges Wachstum, ihre überflutende Lebensfülle, ihre Sieghaftigkeit in allen sich ihr in den Weg stellenden Schwierigkeiten sind doch Tatsachen, die selbst den Gegnern Bewunderung abnötigen. Man erkläre einmal diese Tatsachen vom nicht-katholischen Standpunkt! Wie einfach und leicht ist aber die katholische Erklärung: Es ist eben die Kirche, der ein Gottmensch versprochen, er werde ständig bei ihr sein bis ans Ende der Zeiten, und die Pforten der Hölle würden sie nicht überwältigen.

7. Sind nicht endlich alle Einwände, welche man gegen diese Kirche vorzubringen pflegt, im Grunde halt- und belanglos? Männer, die ur-

[1] Die Worte des hl. Augustinus lauten: „Für Suchende ist es genug, zu wissen, daß es nur eine einzige katholische Kirche gibt, der die verschiedenen Häresien verschiedene Namen geben, während sie selbst, wie sie nicht leugnen können, nach ihrem eigenen Namen genannt werden. Dadurch schon wird es jedem unparteiisch Urteilenden klar, welcher Kirche allein die Bezeichnung ‚katholisch', nach der sie alle verlangen, beigelegt werden soll." — Unter den Gründen, warum er in der katholischen Kirche bleibe, führt der heilige Lehrer aus: „Es hält mich darin die Übereinstimmung der Völker und Nationen; es hält mich darin die Autorität, begründet durch Wunder, durch die Hoffnung genährt, durch die Liebe vermehrt, durch das Alter gestärkt; es hält mich darin die Nachfolge der Bischöfe vom Sitze des Apostels Petrus selbst an, dem der Herr nach seiner Auferstehung seine Schafe zu weiden anvertraut hat, bis auf den gegenwärtigen Episkopat; endlich hält mich darin selbst der Name ‚katholisch', welchen diese Kirche unter den vielen Sekten nicht umsonst allein so führt, daß, obgleich alle Häretiker sich katholisch nennen möchten, doch keiner einem Fremden auf die Frage, wo man sich in der katholischen Kirche versammle, entweder seine Basilika oder sein Haus zu zeigen wagt."

sprünglich gegen Rom eingenommen waren und alles Interesse daran hatten, sie aufrecht zu erhalten, haben sie aufs genaueste geprüft und schließlich für kraft- und machtlos befinden müssen. „Forscher wie Schlegel, Newman, Manning, Wilberforce, Allies, Oakeley, Ward, Faber, Coleridge und viele andere können doch nicht alle betrogene Tröpfe sein, noch kann man sie den absichtlichen Betrügern zuzählen." In Wirklichkeit liegt aber die Sache so, daß alle Beweise, welche für die Wahrheit des Christentums überhaupt vorgebracht werden, zugleich auch zu Gunsten des Katholizismus sprechen, und daß man den Katholizismus nicht bekämpfen kann, ohne schließlich mit denselben Waffen das Herz des Christentums selbst zu treffen. Zuerst geht's gegen den Katholizismus —; das Geheimnis der Menschwerdung des ewigen Wortes und die Erlösung der Menschheit durch den Sohn Gottes liegen dann in derselben Schußlinie. Nicht ohne Grund hört man immer wieder die Alternative: Entweder Katholizismus oder Agnostizismus [1].

„Man muß für die Wahrheit Opfer zu bringen wissen", sagte Grigson, B. A., als er im Jahre 1897 sein Kanonikat an der Kathedrale von Townsville in der anglikanischen Diözese von North Queensland aufgab und zum Katholizismus übertrat. Ja, man muß für die Wahrheit und Göttlichkeit der Kirche Opfer zu bringen wissen. Sie ist es wert.

Die Kirche ist ja die Vermittlerin des Glaubens, durch die wir die Gewißheit erlangen, daß das, was sich als Glauben ausgibt, auch wirklich Glauben sei. Die Kirche kann keinen Irrtum lehren, keinen Satz annehmen, der mit dem, was Christus und die Apostel hinterlassen haben, im Widerspruch stände. Sie hat den Auftrag und die Gabe empfangen, den Glauben klar und fehlerlos allen kommenden Geschlechtern in allen Teilen der Welt zu verkünden. Diese göttliche Prärogative ruht in der Gesamtheit der Hirten, die mit dem Bischof von Rom vereint sind, aber, damit der Glaube nie Schaden leide, auch im höchsten Hirten allein, wenn er als der höchste Hirt der Gesamtkirche die christlichen Glaubens- und Sittengesetze vorträgt.

Die Kirche als unfehlbare Bewahrerin und Verkünderin des Glaubens ist ein ständiges Wunder göttlicher Macht und väterlicher Liebe; denn keine

[1] Roads 273 ff.

Macht auf Erden, nur der Geist Jesu Christi kann einen Menschen oder eine menschliche Körperschaft so irrtumsfrei gestalten, daß man mit absoluter Sicherheit sagen kann: „Die Stimme der Kirche ist die Stimme Jesu Christi; wenn sie einen Glaubenssatz definiert oder einen Irrtum im Glauben brandmarkt; wenn sie Glaubenszwistigkeiten endgültig beilegt, neu auftauchende theologische Sprechweisen autoritativ beurteilt, irrende Lehrer zum Schweigen bringt: dann ist es die Stimme des Heiligen Geistes, der das getan hat." Wohl sind es Menschen, durch die die Kirche lehrt, aber sie sind nur Instrumente, der eigentliche Lehrer ist Jesus Christus, das unsichtbare Haupt der Kirche; es ist der Heilige Geist, der in der Kirche wohnt wie die Seele im Leibe. Wohl empfängt der Katholik den Glauben von Gott, aber durch Vermittlung seiner sichtbaren, ewig lebenden Kirche. Die Kirche ist ja da; sie ist eine Art Persönlichkeit, ein Wesen, das nie stirbt, die lebende Zeugin, die zugegen war, als Christus in den Himmel auffuhr, die aber auch jetzt noch unter uns weilt, für alle sichtbar, für alle hörbar, für alle erkennbar. Es gab nie eine Unterbrechung in ihrem Dasein, nie eine Unterbrechung in der Verkündigung ihrer Botschaft, nie ein Zeitalter, in dem die Kirche nicht ausdrücklich beansprucht hätte, im Namen Jesu zu lehren. Die Generationen kommen und gehen, die Völker betreten die Weltbühne eines nach dem andern: die Kirche ist da, die Kirche empfängt sie, die Kirche unterrichtet sie. Man kann sie nicht ignorieren, nicht wegleugnen. Sie ist da als das Organ für Christi Willen, für Christi erlösende Liebe, für Christi nie sterbende Sorge um jede einzelne Menschenseele[1].

Die Kirche ist es wert, daß man für sie Opfer bringt.

---

[1] Vgl. Adventshirtenbrief des Bischofs von Newport. Tablet, 5. Dezember 1903.

(Schluß folgt.)

Joseph Blötzer S. J.

Inneres Leben.

Es ist mit dem menschlichen Antlitz wie mit der Außengestalt der Erde. Beide sind Wahrzeichen, Schaubilder und Spiegel des Lebens, aber sie sind nicht die Ursachen, die Quelle des Lebens selbst. Die Quelle des Lebens selbst liegt tiefer und ist dem Auge verborgen. Unter der vielgestaltigen, schönen und Lebenslust sprudelnden Oberwelt liegt eine andere Welt, aus welcher eigentlich großenteils die Schönheit, der Reichtum des Lebens emporsprießt. In dem Schoße dieser Unterwelt werden die kostbaren Gesteine und Edelerze geboren, dort entspringen die Wasserquellen, welche stets den Lebens- und Freudenbecher füllen, dort wirken die stillen, emsigen Gewalten, welche den großen Haushalt der Natur führen, und stellten sie ihr Wirken ein, so gäbe es keinen Lebens- und keinen Freudengenuß mehr hier auf Erden.

So ist es auch im Leben der Kirche, im christlichen und geistlichen Leben. Was wir von diesem Leben an Äußerungen und Betätigungen mit unsern Sinnen wahrnehmen, mag es noch so groß und herrlich sein, ist bloß die Oberfläche; die eigentliche Werkstätte liegt tief und unsichtbar verborgen. Von Zeit zu Zeit ist uns gleichsam ein Einblick in diese verborgene Welt gestattet, wenn aus ihren Reichtümern Wunderdinge an die Oberwelt gefördert werden, die das Staunen der Menschen auf sich ziehen. Es sind dies die Selig- und Heiligsprechungen, welche die Kirche an einigen ihrer glücklichen Kinder vornimmt. Die Seligen und Heiligen sind dann die kostbaren Edelsteine, die im Schoße dieser verborgenen Welt gewachsen und uns einen überraschenden Eindruck von dem Werte und der Wichtigkeit dieses dunkeln Erdteils gewähren.

Es ist dies die Welt des inneren, geistlichen Lebens, die Heimat der inneren, verborgenen Seelen, die jemand sehr richtig das große, einsame Kloster des Heiligen Geistes genannt, zu dessen Bruderschaft aber alle vollkommenen und heiligen Seelen in der gesamten Christenheit gehören. Ohne diese Angehörigkeit ist gar keine Vollkommenheit und Heiligkeit zu denken.

Die folgenden Gedanken sind deshalb bloß eine Erweiterung und Vertiefung dessen, was über das wahre Leben und das vollkommene Leben

in der Kirche bereits gesagt ist[1]. Zuerst beschäftigt uns das Wesen dieses inneren Lebens, dann die Auffindung der Mittel und Wege zu demselben und endlich die Erwägung einiger Beweggründe, dieses inneren Lebens zu pflegen.

I.

Worin besteht denn das innere Leben? Es mag nicht ohne Nutzen sein, vor allem zu bemerken, das innere Leben bestehe darin, uns nicht damit zu begnügen, ein bloß äußeres Leben zu führen, ein Leben, insofern es in die äußere Wahrnehmung unserer Umgebung fällt und von dieser beurteilt werden kann. Es läßt uns noch nicht damit zufrieden sein, unsern Standesobliegenheiten so nachzukommen, daß wir keiner Untreue geziehen werden können. Dies ist unter Umständen ja schon viel und setzt nicht wenig sittlichen Ernst und Tugendbesitz voraus. Das genügt aber noch nicht zum Wesen des inneren Lebens, mag dieses auch in Übung hehrer und an und für sich geistlicher Amtstätigkeiten sich bewegen. Das äußere Tun ist bloß eine Schale, ein Modell, es muß mit Gehalt, mit Geist und Leben erfüllt werden. Die äußere Tat muß auch eine innere werden. Ja es muß, wie Thomas von Kempen richtig sagt, vielmehr im Innern und vor Gott sein als im Äußern vor den Menschen. Vor Gott genügt das bloße Äußere nicht. Wenn es bloß auf äußere Fertigkeit und Vollkommenheit ankäme, könnten wir uns Beispiele holen von den Plätzen für Waffen- und Turnübungen oder von den Leistungen der Tierwelt und der Maschinen, die mit staunenswerter Pünktlichkeit und Sicherheit arbeiten. Das genügt aber für geistige und geistliche Wesen nimmer. Warum heißen wir auch die Taten unseres Herrn im Evangelium Geheimnisse? Nicht bloß weil ihre Bedeutung, ihr Wesen und Zusammenhang uns schwer verständlich und weil sie sämtlich Ringe einer Kette sind, deren letztes Glied das übernatürliche Ziel der Menschheit berührt, sondern vornehmlich, weil sie von solch hohem Geist und solcher inneren Belebung getragen sind, daß das Äußere ganz und gar gegen die innere Herrlichkeit verschwindet. Dies als einleitende Bemerkung.

Was nun aber das innere Leben eigentlich ist? Es ist ein ganzes, wahres Leben mit allem, was zum Leben gehört. Leben aber ist Bewegung zum Ziele aus eigener, innerer Kraft. Unser Ziel ist der Himmel, und

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXV 1 f 410 f.

es stellen sich drei Hauptbestandteile des vollen, inneren Lebens heraus: Grundsätze, Absichten und Handlungen.

Das Erste und Wichtigste sind die Grundsätze. Die Grundsätze, auch wohl Prinzipien genannt, sind die höchsten sittlichen Wahrheiten, die, von den Glaubenslehren abgeleitet, unser sittliches Handeln anregen und lenken, ihm Antrieb und die rechte Richtung zum Ziele geben. Ihr Sitz ist in der Vernunft, im höchsten Gebiete des menschlichen, praktischen Verstandes; sie sind einfach das Bestimmende, Herrschende, Ton- und Wertgebende im menschlichen Handeln. Was dem Seeschiff der Gang der Grundwellen, der Kompaß, Steuer und Anker, das sind dem sittlich handelnden Menschen die Grundsätze. Ohne sittliche Grundsätze ist der Mensch ohne sicheres Ziel, ohne Halt, allen Launen der natürlichen Lüste und Begehrlichkeiten preisgegeben, ein mitleiderregendes Wesen, wirklich ein geistiger Bummler und Landstreicher. Es gibt nun sittlich bürgerliche und sittlich religiöse, natürliche und übernatürliche, aber auch selbstsüchtig weltliche Grundsätze, je nachdem die Quelle, aus der sie abgeleitet werden, die bloße Vernunft oder der Glaube, je nachdem das Ziel, welches sie im Auge haben, die übernatürliche, ewige Wohlfahrt oder das bloße zeitliche Wohlergehen ist. Der irdische Mensch will sich vor allem hier in dieser Welt einbauen, möglichst wenig leiden und sich versagen, möglichst viel genießen und gute Tage haben, mit allen gut stehen und für seine Freiheit und seine Ehre eifern. Der übernatürliche, geistliche Mensch hält stracks nach der entgegengesetzten Windseite, er will vor allem Gott, endgültig nur die Ewigkeit; mit Gott und dem Himmel ist er vollauf entschädigt für seine Arbeit und seine Opfer: Gott und Himmel gewonnen, alles gewonnen. Von dieser Richtung bringt ihn nichts ab. Wer keine solche übernatürlichen Grundsätze besitzt, kann nie ein innerer, geistlicher und erleuchteter Mensch sein. Er steht mit seinen Wurzelfasern außer Gott und in der Welt und ist für den Dienst Gottes ein unsicherer Posten. Unausbleiblich treibt ihn früher oder später die Gewalt der Umstände von Gott und seiner Pflicht ab. Wer aber übernatürliche Grundsätze hat und sie festhält, der hat seine Wurzeln in Gott, die Oberwellen des Lebens können ihn hin und her werfen, er bleibt in Gott gegründet und findet sich stets wieder in Gott zurück. Es ist ein erfreuliches, tröstendes Zeichen des wahren geistlichen Fortschritts, ein Zeichen, daß wir wirklich in Gottes Wege eingelenkt, daß seine Ansichten und Grundsätze in uns die Herrschaft gewonnen, daß eine neue, göttliche Natur, eine Grundähnlichkeit mit Gott in uns gewachsen

ist, wenn wir nach Jahren bemerken, daß wir uns gleichsam gefühlsmäßig in allem auf die Seite Gottes und der Ewigkeit stellen, alles nach ihm beurteilen, Leid und Freud nach ihm bemessen.

Der zweite Bestandteil des inneren Lebens sind die Absichten bei unserem Tun und Lassen. Die Absicht oder die Meinung ist der Beweggrund, der uns beim Handeln begleitet und uns zum Handeln antreibt, das, was wir mit unserem Handeln zu erreichen suchen. Die Richtung erhält unsere Absicht von den Grundsätzen, und sie wird meistens eine natürliche oder übernatürliche sein, je nachdem es die Grundsätze sind. Das innere, geistliche Leben nun erfordert übernatürliche Absicht oder irgend einen Beweggrund, der aus dem Glauben geschöpft ist und sich auf Gott als den Urheber der übernatürlichen Ordnung bezieht, sei es nun die Liebe zu Gott, das Verlangen, ihm zu gefallen, in allem seinen Willen zu tun, oder die geordnete Selbstliebe, irgend einen geistlichen Gewinn für sich oder andere zu erwerben. Bei rein gleichgültigen, äußeren Handlungen ist diese übernatürliche Meinung mehr oder weniger notwendig zum Verdienst für die Ewigkeit, bei andern Dingen, die ihrer Natur gemäß schon auf Gott, als den Urheber der übernatürlichen Ordnung, gerichtet sind, wie beim Gebete, ist die tatsächliche übernatürliche Meinung bloß ersprießlich zu größerer Innigkeit und Kraft und zur Vermehrung des Verdienstes. Die Meinung adelt die ganze Handlung und verleiht ihr je nach dem Grade der Vollkommenheit des treibenden Beweggrundes höheren Wert und reichlichere Fülle des Verdienstes vor Gott. Mit der Übung der guten, übernatürlichen Meinung wäre für das geistliche Leben die Alchimie oder die wahre Goldmacherkunst gefunden, die man für das irdische Treiben wohl oft gesucht, aber noch nicht entdeckt hat. Alles, was der goldene Stahl der guten Meinung berührt, wird Gold und Silber für das ewige Leben. Damit ist die Sorge um Erhaltung und Erneuerung der guten Meinung während des Tagewerkes genügsam begründet. Wer berechnet die Gewinne und Verluste, welche der Gebrauch oder die Vernachlässigung dieser Übung nach sich zieht?

Das dritte Moment im inneren Leben sind die Handlungen oder Tätigkeiten, in denen es sich ergeht und abspielt. Diese Tätigkeiten sind doppelter Art, je nachdem sie Gott selbst oder uns zum Zielpunkt haben.

In Bezug auf Gott besteht die erste Übung in der Sammlung und der unmittelbaren Vereinigung mit ihm durch das Gebet. Das Gebet ist ja die Vereinigung unseres Gedächtnisses, Verstandes und Willens

mit Gott, es ist Umgang, Sprechen mit Gott in Anbetung, Lob, Dank, Liebe, Bitte und Abbitte, wie es uns das Herz eben eingibt und unser geistliches Bedürfnis es erheischt. Wer also ein inneres Leben führen will, muß nicht bloß für Gott arbeiten als Knecht und Taglöhner auf dem äußeren Felde seiner Berufspflicht, sondern er muß sich gewöhnen und daran halten, öfter im Tag, zu bestimmten Stunden, mit Gott unmittelbar zu verkehren. Er muß über dem äußeren Dienst „die persönliche Aufwartung Gottes" nicht übersehen und von dem unschätzbaren Kindesrecht Gebrauch machen, mit Gott vertrauliche Ansprache zu halten. Die Heilige Schrift betont es ja oft und nachdrücklich genug, daß wir im Herzen Gott lobsingen sollen in Dank und Bitte (Eph 5, 19. Phil 4, 6. 1 Kor 14, 15), ja daß wir ohne Unterlaß, also oft, recht oft beten sollen (Lk 18, 1. 1 Thess 5, 17. Prd 18, 22). Es ist dies eine Hauptübung, gleichsam das Atemholen des inneren Lebens. — Die zweite Übung in Bezug auf Gott ist die Sorge und das Bestreben, auf die Einsprechungen Gottes zu horchen und ihnen zu folgen, um ihm in allem zu entsprechen und zu gefallen. Wenn Gott sich herabläßt, zu uns zu sprechen, so ist es billig und entsprechend, ihn zu hören und ihm zu folgen. Es kann keinen besseren und sichereren Führer zur Vollkommenheit und zum Himmel geben als Gott selbst und seinen Heiligen Geist. Dieses volle Entgegenkommen, diese Gelehrigkeit und Hingabe an Gottes Willen ist der kürzeste Weg zur Vollkommenheit, weil es die Übung jeglicher Tugend aus dem erhabensten und wertvollsten Beweggrund umfaßt, dem Verlangen, Gott zu entsprechen und zu gefallen. Es ist der schönste Gottesdienst, ja das Reich und die Herrschaft Gottes selbst in unserem Herzen. Das sind ja die Kinder Gottes, die von seinem Geist sich bestimmen und treiben lassen (Röm 8, 14). Hier liegt für Entschlossenheit, Mut und Großmut im Dienste des Herrn das Feld der Ehre.

In Bezug auf uns schließt das innere Leben ebenfalls eine doppelte Betätigung in sich. Die erste ist Aufmerksamkeit auf uns und auf die Vorgänge in unserem Innern, auf das, was sich von außen einschleichen will an Eindrücken, an Zumutungen und Versuchungen, welche Absichten uns bewegen oder beim Handeln sich geltend machen wollen, was sich in uns regt und zum Äußern dringen will. Auf all dies gilt es zu achten in der Absicht, um alles Ungeordnete und Sündhafte zu unterdrücken und dem Guten Gewähr zu leisten. Unser Herz steht ja unter dem Einflusse von drei sehr verschiedenen Geistern, die sich gegenseitig das Gebiet streitig machen:

unserem eigenen Menschengeist, dem bösen Feind und dem Geist Gottes. Wie wichtig es ist, diese Bewegungen zu beachten, liegt auf der Hand. Diese Aufmerksamkeit auf uns ist der treue Torwart, der alles, was aus und ein geht, behelligt, allerdings sanft, aber gewissenhaft. Ohne diese vernünftig gehandhabte Aufmerksamkeit ist es unmöglich, zur Herzensreinheit zu gelangen. Nachlässigkeit in dieser Richtung kann nur Täuschungen, bittere Erfahrungen und Verluste zur Folge haben. An ein geordnetes inneres Leben ist ohne solche Selbstüberwachung nicht zu denken. — Die zweite Übung in Bezug auf uns ist die Sorge, wo möglich alles, was wir tun und vollbringen, zur übernatürlichen Tugend zu machen, also das Bestreben, unsern Handlungen durch einen tugendlichen Beweggrund übernatürliches Gepräge und himmlischen Wert zu verschaffen. So wird das irdische Leben und Tun eine ergiebige, reiche Mine für die Ewigkeit und trägt mit etwas Sorge und Aufmerksamkeit doppelten, zeitlichen und ewigen Gewinn.

Es ist also das innere Leben, in seinen Betätigungen gefaßt, ein Leben aus dem Glauben in Gebet und Übung guter, verdienstlicher Werke.

II.

Der Mittel nun, die zur Aneignung des inneren Lebens führen, sind zwei Reihen, allgemeine und besondere, solche, die etwas zu vermeiden, und solche, die etwas zu leisten und zu tun lehren.

Zu hüten hat sich der Liebhaber des inneren Lebens zuerst vor dem verderblichen Einfluß und Reiz, vor der ungebührlichen und zudringlichen Übermacht, mit welcher das Äußere, die Welt um uns mit ihren Strebungen und Gütern auf unser Herz wirken will. Diese Übermacht besteht in der ungemessenen, unrichtigen Wertschätzung der Weltgüter, so daß dieselben uns in sich groß, liebenswert und begehrlich erscheinen, als wenn sie uns wahrhaft glücklich machen könnten. Das ist eine arge und verhängnisvolle Täuschung. Der Gegenstand unserer wahren Glückseligkeit ist bloß Gott, alles andere außer ihm ist bloß Mittel, und es kann uns bloß beglücken, wenn wir es als Mittel brauchen und benutzen. Durch diese Wahrheit, welche einzig und ausschließlich die wohlbemessene und weise Wertschätzung des Irdischen in sich faßt und ausspricht, muß man jener Grundverirrung des Herzens steuern. Dem Gebrauch des Zeitlichen können wir uns nicht völlig entschlagen, aber mit der ungeordneten Anhänglichkeit, die eben in der unrichtigen und falschen Wertschätzung gründet, muß gebrochen werden, am besten und gründlichsten durch Aufgeben der Scheingüter, sonst werden

wir nie zum inneren Leben gelangen. Eine schiefe Ansicht von den Weltgütern wird unser Herz nie ruhig in Gott gründen lassen und wird uns immer wieder zum verlorenen Sohne machen.

Das Zweite, wovor wir uns zu hüten haben, ist Äußerlichkeit, ungebührliche Wertschätzung und Betonung der äußeren Tätigkeit auf Unkosten des Innern. Der Grund dieser Verirrung ist die Annahme, es komme namentlich bloß auf die Arbeit und das Wirken nach außen an. Noch weiter geht in dieser Richtung die sog. Geschäftsmacherei oder unnötige Geschäftigkeit, in der man sich nicht mit seinen eigenen Lasten begnügt, sondern auch alles andere, was in den Wurf kommt, angreift und zum eigenen Geschäft macht. In diesem und in allem aber kann sich der Tätigkeit, selbst der pflichtmäßigen, ferner ein Geist der Eilfertigkeit, Unruhe, Überstürzung und übertriebenen Sorglichkeit bemächtigen, der ein arger Feind des inneren Lebens ist. Sicher ist die Wut, mit der alles angefaßt und betrieben wird, eine Brandung und ein Sturm, den das Schifflein des gesammelten Innern nicht besteht. Es geht in Trümmer. Der Herr ist nicht in Aufruhr und stürmischer Bewegung, sondern im sanften, leisen Wehen der Luft (3 Kg 19, 12). Der Naturgeist, nicht Gottes Geist treibt in all diesen Windrichtungen. Solchen insgesamt gilt das Wort, das der Herr seiner unruhig hastenden Wirtin und Schülerin Martha zurief: „Martha, Martha! Du sorgst und plagst dich um viel zu viel, eines ist notwendig“ (Lk 10, 41). Dieses eine ist die Sorge um das Innere. Und wenn nicht mehr als eines besorgt werden muß (und wer bezweifelt dies?), dann ist das Innere die Hauptsache, und alles andere muß ihm untergeordnet werden, und so entsteht in der Tat nur eines, was notwendig ist. In dem schönen Ausgleich zwischen der Bewegung zum und vom Mittelpunkt besteht die geordnete Bewegung.

Hüten müssen wir uns endlich vor jeder ungeordneten Leidenschaft, die unserem Willensgebot nicht untertänig ist und uns beherrscht. Ihre Unruhe und Anmaßung wird das Reich Gottes in unserem Innern nie aufkommen lassen (Jak 4, 1). Jeder Leidenschaft winkt ihre Lockspeise von außen, und so wird das Herz stets aus dem Innern hinausgeworfen auf den öden Sandboden des Irdischen. „Wo unser Schatz ist, ist unser Herz“ (Lk 12, 34). Unverträglich mit dem inneren Leben ist besonders die zügellose Freiheit der inneren und äußeren Sinne, der Phantasie und der äußeren Wahrnehmungsvermögen. Sie sind die Vorwerke des inneren Lebens. Sind sie preisgegeben, gilt gegen den Einsturm der Zerstreuung, der

Nutzlosigkeit, Zerfahrenheit kein Widerstand mehr. Deshalb sind Stillschweigen, Zucht der Sinne und vernünftige Pflege der Einsamkeit für den Liebhaber des inneren Lebens sorgsam gehütete Gepflogenheit und unerläßliches Gesetz.

Dieses alles also zu vermeiden, gilt als unabänderliche Bedingung, um zu einem erfreulichen Bestand des inneren Lebens zu gelangen. Folgende praktische Winke mögen mehr fördernde Mittel zur Vereinigung mit Gott sein. Vor allem ist anzustreben, daß wir unsern Gebets- und Andachtsübungen mit Eifer obliegen. Ein gutes Gebet, eine herzliche Betrachtung nützen und erheben nicht bloß für den Augenblick, sondern wirken auch noch im Laufe der pflichtmäßigen Tagesbeschäftigung nach, so daß wir unwillkürlich an Gott erinnert werden. Es ist dies das Wetterleuchten und das innere Nachklingen heiliger Gedanken, welche die Betrachtung in uns erweckt. So gewinnt der Tag eine Stimmung und eine Tonart, die dem inneren Leben sehr förderlich ist und es leicht macht. Ferner müssen wir bestimmte heilige Zeiten im Tag haben, in denen wir wieder in uns eingehen, uns sammeln und etwas beten. Dieser Gebetszeiten brauchen nicht so viele und lange zu sein, aber nach Umständen festgesetzt und bestimmt. Der gute Vorsatz, uns gesammelt zu halten und immer an Gott zu denken, ist ganz unnütz und unausführbar ohne diese bestimmte Stütze festgesetzter Gebets- und Sammlungszeiten. Es ist hier auf Erden ohne eine ganz besondere Gnade nicht möglich, stets an Gott zu denken. Das ist das Vorrecht des Himmels. Was von uns abhängt, ist, uns von Zeit zu Zeit zu sammeln. Sind wir hierin treu, wird Gott selber uns entgegenkommen und sich bei uns anmelden. Sehr anzuraten ist eine öftere, kurze Einkehr und Einsicht, woher wir gekommen und wohin es nun geht. So machen wir es auf der Reise, wenn wir einige Stunden gegangen. Wir halten Umschau, geben uns Rechenschaft und gewinnen neue, feste Richtung. — Man rät auch sehr weise an, auf die verlorenen Zeiten im Tag zu achten, wenn man sich von einem Orte zum andern, von einer Beschäftigung zur andern begibt und weiter an nichts gehalten ist. Mit sanfter Gewalt dahindrängen, solche Augenblicke zum kurzen Gebet und zu kurzer Sammlung zu benutzen, wird uns nicht wenig fördern im inneren Leben und uns einen Schatz von Verdiensten eröffnen. Es gibt auch innere und äußere Anlässe im Tag, die uns gleichsam von selbst an den lieben Gott erinnern und uns Gelegenheit geben zu Sammlung und Einkehr. Solche Gelegenheiten sind Freud und Leid und Versuchung, die uns überkommen, eine Schwierig-

keit, die uns aufstößt, der Übergang zu einer andern Beschäftigung, das Unternehmen einer wichtigeren Arbeit, das Vorübergehen an einer Kirche oder an einem Heiligenbilde und manche andere gewohnte Dinge, die uns Anlaß geben, einen guten Gedanken zu hegen und unser Herz zu Gott zu erheben. Ein anderes sehr förderliches Mittel zur Sammlung und zur Erhaltung des inneren Lebens ist eine bestimmte Tages- und Geschäftsordnung haben und sie treu befolgen. Das muß das Erste sein, wenn wir in eine Stellung treten. Dadurch gewinnen wir Herrschaft über die Laune und Zudringlichkeit unserer Umgebung und unserer eigenen ungeordneten Freizügigkeit. Zur inneren Sammlung braucht es dann nur einen Schritt. Was uns endlich am leichtesten zu zerstreuen vermag, ist der Umgang mit dem Nächsten. Wie wäre es nun, wenn wir uns vornähmen und angewöhnten, unsern Mitmenschen gesprächsweise immer etwas Gutes mitzugeben und zu passender Zeit ein Wort einfließen zu lassen von Gott und unserem Seelenheil? So wäre ein dreifacher Gewinn in Aussicht: die Fernhaltung der Zerstreuung, der geistliche Nutzen des Nächsten und die Ehre und der Dienst Gottes. Und das alles im Handumdrehen und mit einem flüchtigen Wort!

Dies möchte wohl so ein Programm, oder ein Entwurf der Ausführungsmittel des inneren Lebens sein. Wie wir sehen, geht es ohne Gebet und ernstliche Selbstüberwindung nicht ab. Man muß sich auch hier mühen und überwinden. Und das muß sein. Was nichts kostet, ist nichts wert. Zum Lohn und Preis des inneren Lebens und der Gottvereinigung gelangen wollen ohne gründliche Herzensreinigung und Selbstüberwindung, ist Trug und Schwindel. So aber gefaßt, wie es oben steht, ist das Programm ein preiswürdiges und erfolgreiches Beginnen. Der Entwurf kann sich vor Gott und Menschen sehen lassen und kann ohne Gefahr als Grundlage und Formel des ganzen geistlichen Lebens dienen. Die namhaft gemachten Mittel sind anerkannt gut und gediegen. Und es lohnt sich schon der Mühe, sich in ihnen zu versuchen. Das innere Leben ist so wichtig, so erhaben und wertvoll, daß jeder Fortschritt in demselben ein übergroßer Gewinn ist, selbst wenn er uns erst als Spätherbstgabe unseres Lebens werden sollte. Wir müssen deshalb arbeiten und uns mühen und nicht überdrüssig werden, wenn die Frucht nur langsam reifen will in unserem Herzen. Natur und Gnade wirken nicht plötzlich und sprunghaft, sondern still, langsam und stetig. Am Ende hängt alles von der Gnade Gottes und von unserem Mitwirken ab.

III.

Um uns zu diesem Mitwirken zu ermuntern, mögen hier noch einige Beweggründe erwogen werden. Es sind deren namentlich zwei:

Der erste Beweggrund ist der Nutzen oder die Notwendigkeit des inneren Lebens sowohl für uns als für andere.

Ein wahrer, gedeihlicher Fortschritt im geistlichen Leben ist, man mag es betrachten von welcher Seite man will, nicht denkbar ohne die Pflege des Innern. Was wird, um das Erste und Unentbehrlichste zu nennen, aus der Reinigung des Herzens? Der Naturmensch steckt nun einmal in uns, und so sind wir voll von rein natürlichen Ansichten, Grundsätzen und Absichten, ja nicht selten von irrigen Grundsätzen und Ansichten; wir sind durchhäftelt von Selbstsucht und Eigennutz; Natürliches und Übernatürliches verschlingt sich in uns und haust zusammen fort, und es ist nicht immer leicht zu unterscheiden, was uns eigentlich treibt und in wessen Sold, in Gottes oder einer eigenen, minder guten Leidenschaft, wir arbeiten; wir fangen mit Gott an und endigen mit uns; im Herzen gründet stets ein Bodensatz von Leidenschaftlichkeit und brodelt fort mit besseren Regungen. Wenn wir nicht auf uns achten, bleibt das Herz voll ungeläuterter Triebe und zweideutiger Haltungen, voll von Leidenschaften und mehr oder weniger erkannten Sünden und Unvollkommenheiten, und es wuselt in demselben so gedankenlos fort, bis der Tod und das Gericht den Vorhang lüften, und leider nicht zu unserer freudigen Überraschung. Wir haben im geistlichen Leben nichts Wichtigeres und kaum etwas anderes zu tun, als unser Herz zu reinigen und die Hindernisse zu entfernen, welche Gott in uns findet. Wie ist das nur denkbar ohne das innere Leben mit seinem Reinigungsweg? Ebensowenig ist zu hoffen für ein namhaftes Fortschreiten auf dem Wege der Erleuchtung, im Zunehmen und in Ausübung von Tugend und vollkommenen Werken. Gott muß da vor allem erleuchten und zeigen, was er von uns will, und wie wir uns und das Unsrige einzurichten haben nach seinem Wohlgefallen. Das setzt nun aber wieder einen gewissen Grad des inneren Lebens voraus, namentlich das Streben, tugendlich zu handeln und unsere Handlungen zu Tugendwerken zu machen. Wo bleibt die gute, übernatürliche Meinung bei unserem Handeln ohne inneres Leben? Wer hört auf die Einsprechungen Gottes in dem Treiben rein äußerer Beschäftigungen? Was wird aus dem Gebet und dem Umgang mit Gott? Ob die Übung des Gebetes uns nicht ein steter Zwangszustand bleibt bei dem ewig äußeren Tun?

Wie anders sind die Gebete, wenn wir einmal auf dem Wege der Einsamkeit und Sammlung Gott nahen! Das führt uns endlich zu den Gaben des Friedens, zum Lande der Freude und des Trostes, in dem wir alle so gern unsere Hütten bauen. Wir können ja hienieden nicht des Trostes und der Freude entraten. Wir sind für sie geschaffen. Aber die Freude will gesucht und verdient sein. Und wo anders ist sie zu finden als bei Gott, dem glückseligsten Wesen, dem Urquell aller Glückseligkeit? Gott ist zwar überall, aber am leichtesten läßt er sich finden in unserem Innern, in der Übung des inneren Lebens, dessen Hauptbeschäftigung und Seele eben der Umgang mit Gott im süßen Gedanken seiner Schönheit und im Umgang mit seiner Majestät ist. Dort im vertrauten Gespräch, möchte man sagen, ist Gott am wenigsten auf seiner Hut, dort enthüllt er sich am herrlichsten und teilt sich mit am gnädigsten. Ohne diese Lust und Freude an Gott besitzt die Welt immer eine gefährliche Anziehung für unser Herz, werden wir wohl im geistlichen Leben nie heimisch werden und nie unsere eigentliche Heimat finden. Das ist es, was so viele von dem inneren Leben abschreckt. Sie erblicken in ihm nur eine schreckende Wüste und Wildnis mit einsamen Tälern, starren Felsen, mit unheimlichen Gefahren und Nachstellungen, wo das arme Herz sterben muß aus Hunger nach Glück und Wonne, wirklich ein ödes Land, einen Ort des Grauens und der rauhen Wüste (Dt 32, 10) und eine Gegend, die ihre Bewohner auffrißt (Nm 13, 33). Und doch fand das Volk Gottes in dieser Wüste den Herrn als Führer in der Wolkensäule, Gott den Gesetzgeber, vor dessen Antlitz die Felsen wunderbaren Trank träufelten und der Sand sich mit Manna bedeckte, wo der Herr von Antlitz zu Antlitz mit ihnen sprach und für sie mit Wundern stritt (Ps 67, 9). Fürchten wir nicht. Treiben wir nur mit Moses unsere Herden in das Innere, der Herr wird dort zu uns aus dem Dornstrauch sprechen (Ex 3, 12) und auch uns vielleicht mit einem Auftrag für unsere Mitmenschen betrauen.

Das innere Leben ist nicht ohne Bedeutung für das Wirken am Wohle des Nächsten. Eigentlich sollte bloß der zum äußeren Leben, namentlich zum apostolischen übergehen, der fest begründet im Innern ist. Wenn die Gottesgelehrten dem gemischten Leben den Vorzug vor dem rein beschaulichen geben, setzen sie immer als Bedingung voraus, daß das äußere Leben bloß ein Überquellen des inneren, die Liebe zum Nächsten ein Überfließen der Liebe zu Gott sei. Ohne dieses kann das Arbeiten am Seelenheile des

Nächsten gefahrbringend sein; es bleibt auch ohne reicheren Gnadensegen Gottes für den Nächsten. Ohne die sittliche Kraft des inneren Lebens sind wir selbst in Gefahr, nicht einmal alles für den Nächsten zu tun, was wir natürlicherweise leisten können, weil der Dienst um die Seelen große Selbstverleugnung kostet. Das leistet bloß der Mann des inneren Lebens. Und deshalb gelingt ihm auch alles; wenn aber nicht, so hat er doch seinen Lohn weg bei Gott. Die Kirche Gottes tut viel und Großes in ihren Dienern, aber sie würde ohne Zweifel unendlich mehr tun, wenn das innere Leben in ihren Werkzeugen noch reicher und reger wäre. Wie der Feind des Reiches Christi die Weltseelen zu bestricken sucht durch Hab und Gut und Ehren und Genuß, so die Diener des Herrn und des Heiligtums durch Verwickeln in rein äußeres Tun und Wirken mit Vernachlässigung des Innern. Damit entwindet er ihnen eine mächtige Waffe und legt sie lahm. Die eigentliche Feste Gottes hienieden ist die unsichtbare, tiefe Welt der inneren Seelen. Sie täuscht das Böse durch ihre Unauffälligkeit und scheinbare Untätigkeit und untergräbt so das Böse und bringt es unaufhörlich zum Fall. Ohne diese innere Welt fehlte der sittlichen Schöpfung das rechte Gleichgewicht.

Der zweite Beweggrund, das innere Leben zu pflegen, ist dessen Erhabenheit. Ohne Zweifel ist das Leben Gottes das reichste, großartigste und erhabenste. Mit seiner Erkenntniskraft und Vorsehung umfaßt er alles, durch seine schaffende, erhaltende und mitwirkende Macht ist er überall, so weit sich das Gebiet der Schöpfung ausbreitet; allem verleiht er Dasein, Dauer, Leben und Bewegung; ohne ihn ist nichts und geschieht nichts. Welche Gebiete und Hierarchien von Leben, Schönheit und Kraft umfassen die Ordnungen der Natur, der Gnade und Glorie! Das sind Welten, deren Berechnung unser Geist, wenn er auch der mächtigste wäre, nicht zu fassen vermag. Der geringste Teil dieses unermeßlichen Haushaltes ist uns unerforschlich mit seinen Einrichtungen, Gesetzen, Erscheinungen und Entwicklungen. „Wie groß ist das Haus Gottes und wie umfassend der Raum seines Besitztums! Groß ist er und unbegrenzt, hoch und unermeßbar" (Bar 3, 24). Nun wissen wir aber, daß es noch ein anderes Leben Gottes gibt, unendlich größer und herrlicher, so daß es mit diesem Leben gar nicht verglichen werden kann, und wenn es auch millionenfach größer wäre. Es ist dies das eigene, *innere* Leben Gottes, das Leben, das er mit sich selbst und in sich selbst führt, in der Erkenntnis seiner selbst und seiner unendlichen Eigenschaften, in der Liebe seiner selbst und

in dem beseligenden, jubelnden Besitz und Genuß seiner selbst im Verein der drei göttlichen Personen. Dieses innere Leben Gottes ist in jedem Vergleich ein ganz anderes, wesentlich verschiedenes Leben als das äußere in seinen Schöpfungen. Dieses ist zeitlich, beginnend und vorübergehend, jenes ewig, einfach, ohne Anfang und Ende; dieses ist zufällig, bloß bedingt notwendig, es könnte nichtsein, und Gott verlöre nichts, es könnte unendlich größer sein, und Gott gewönne nichts; das innere Leben Gottes aber ist einfach unbedingt notwendig, es läßt sich gar nicht anders denken; das äußere Leben Gottes ist endlich, von allen Seiten begrenzt, das innere ohne Grenzen, die Unermeßlichkeit und Unendlichkeit selbst. Das innere Leben ist unvergleichlich großartiger, weil es zum Gegenstand und Endziel Gott selbst, ein unendliches Wesen hat; das innere Leben Gottes ist unvergleichlich beseligender, weil es im Umfassen und im Besitz einer unendlichen Wahrheit, Schönheit und Güte besteht, ohne Anfang und Ende, in freudiger Dreifaltigkeit, in seliger Einheit, in unveränderlicher Majestät und nie endender Süßigkeit. Alles andere Leben und dessen vielfältige, verschiedenartigste und riesenhafte Entwicklungsweisen sind nur handgreifliche Darstellungen, bloße Offenbarungen, Enthüllungen und Andeutungen dieses inneren Lebens Gottes. Das ist das wahre Leben, Urbild, Quelle, Grund und Ziel alles äußeren Schaffens und Wirkens. Wenn dem so ist — und wer kann daran zweifeln? —, was folgt dann daraus? Was anders, als daß wir uns dieses innere Leben Gottes zum Vorbild und Ziel nehmen, daß wir dieses göttliche Leben in uns nachahmen müssen, wenn wir wirklich ein volles, vollkommenes und wahrhaft göttliches Leben führen wollen. Größeres gibt es nicht, als sich in dieses Leben Gottes hineinleben und es in seinem Herzen wiederleben, indem wir so oft als möglich an Gott denken, ihn lieben und ihn in Freude umfassen. Das ist nebst der heiligmachenden Gnade ja die wahre und erhabenste Gottesebenbildlichkeit im Menschen: es ist die volle, die erhabenste Betätigung jenes Lebens, zu dem uns die heiligmachende Gnade erhebt; es ist Gottes eigenstes Leben in uns. Es ist uns nicht gegeben, das äußere, großartige Leben Gottes nachzuahmen in der Erschaffung, Erhaltung und Regierung einer Welt, wohl aber das innere in liebenden Gedanken Gottes. Das sollte also die vornehmste Beschäftigung unseres Lebens sein, wie der hl. Anselm sagt: „Wenn du das tust, tust du, was Gott immer tut. An Gott zu denken, ihn zu erkennen und ihn als das höchste Gut zu lieben, daran sollte der Mensch sein gesamtes Leben setzen." Ad memorandum et intelli-

gendum atque amandum summum bonum totum debet homo quod vivit referre[1].

Lehrt uns das Beispiel unseres Herrn und Heilandes etwas anderes? Was war denn das Erhabenste, was er tat und vollbrachte? Womit beschäftigte er sich mit Vorzug, beständig und ohne Aufhören, als mit eben diesem inneren Leben, mit dem Umgang, mit dem trauten Verkehr mit Gott? Dieses innere Leben, getragen und vergöttlicht durch die Vereinigung mit der zweiten Person in der Gottheit, hatte er bereits durch die unmittelbare Anschauung Gottes. Er lebte vom ersten Augenblick seines Daseins in beständiger, ununterbrochener Betätigung der Anbetung, der Liebe und des Lobes Gottes. In allen andern Lebensbetätigungen herrscht ein steter Wandel im gottmenschlichen Leben. Sein verborgenes Leben, sein öffentliches Wirken, sein erlösendes Leiden waren lauter Wandlungen und gingen rasch vorüber. Hier hingegen zeigt sein Leben keine Veränderung. Dem äußeren Laufe seines Lebens wollte Jesus unverkennbar das Merkmal der Vorliebe für dieses innere Leben aufdrücken, indem er weitaus den größten Teil seines irdischen Wirkens in den Schatten des verborgenen Lebens stellte, das immer als Sinnbild des innerlichen Lebens gilt. Diese innere Lebensgemeinschaft mit Gott und die Geheimnisse seiner Jugend und seines verborgenen Wirkens in Nazareth sind die stillen, gewürzduftenden Inseln, auf denen die inneren Seelen mit Vorliebe ihre Zelte aufschlagen. Ganz ähnliches sehen wir an den Heiligen der Kirche. Sie wirkten ununterbrochen und großartig nach außen, aber nicht weniger, ja noch mehr taten sie im inneren Leben. Das äußere Wirken galt ihnen nichts ohne das Innere, ja jeden Augenblick hätten sie das Wirken nach außen aufgegeben, wenn es ihnen das innere unmöglich gemacht hätte und wäre ihnen das äußere Mühen um die Seelen nicht eine Fortsetzung, ein Auswirken des inneren Lebens, ein Überquellen des inneren Geistes gewesen.

Man kann in aller Wahrheit sagen, es gibt nichts Gediegeneres und Erhabeneres als dieses innere Leben. Es ist ja das Leben aus Gott, mit Gott und in Gott, wirklich der „beste Teil" (Lk 10, 42), wie der Herr selbst sagt. In der innerlichen, beschaulichen Maria hat er es gleichsam heiliggesprochen; es ist der einfach gute Teil, weil es eigentlich Gott selbst ist, Gott der Anteil unseres Herzens für immer (Ps 72, 26), außer dem uns nichts genügen kann. Es ist das Wichtigste und Notwendigste, da

---

[1] S. Anselmi lib. Medit. Med. I, c. 1. Migne, Patr. lat. CLVIII 710.

es, wieder nach des Herrn Worten, allein bleibt und „nicht fortgenommen wird“ (Lk 10, 42), „nicht aufhört und allein fortwährend bleibt“ (1 Kor 13, 8 13). Es möchte einen Wehmut und Trauer überkommen, wenn man mitten im lauten, großen, vielgeschäftigen Leben, Wirken und Treiben einer Weltstadt oder eines Stapelplatzes und Hafens für den Völkerhandel betrachtend steht und denkt, wie wenig Gehalt des inneren Lebens sich wohl geltend macht in diesem Riesenverkehr, und was am Ende von all dieser Größe und Herrlichkeit sich behaupten wird und sich als vollwertig in die Ewigkeit hinüberrettet. Das gilt gleichmäßig vom Schaffen und Treiben jedes bloß irdischen Geschöpflebens. Nichts aber wird verloren sein, das die Währung des inneren Lebens trägt.

Ist das innere Leben nicht auch das glücklichste und süßeste? Wer kann es bezweifeln? Es ist ja wirklich das Reich Gottes in uns (Lk 17, 21). Das Reich Gottes aber ist Ordnung, Reinheit, Friede, Freude und der Überfluß alles Guten. Das innere Leben ist das glückliche, freuderfüllte Land, wo Gott und die Engel wohnen und zu den Menschenkindern sprechen, ein schönes, heiliges Land, die wahre Heimat unserer Seele, und der bloße Gedanke an dasselbe kann heimatkrank machen und mutet uns an wie das verlorene Lied aus dem Paradies, dessen irdischer Beginn in unsern Herzen es ist. Warum zieht es denn also den verlorenen Sohn, unser Herz, nicht nach seiner Heimat hin? Sie ist ja nicht ferne und nicht schwer zu finden. Das innere Leben entzieht uns nicht unserem pflichtmäßigen Wirken, und sollte es ihm Abbruch tun und es schädigen, dann ist es auch nicht das wahre innere Leben. Im Gegenteil, es fußt auf der Standespflicht, erfaßt sie, erhebt sie und heiligt sie und macht das Leben zu dem, was es sein soll: zum Leben eines Christen, zum Leben eines Kindes Gottes und eines Kronbewerbers der Ewigkeit.

M. Meschler S. J.

Friedrich Karl von Savigny als Ireniker.

(Schluß.)

Berlin, 29. Januar 1819.

Nichts ist unsicherer, lieber Ringseis, als das vergleichende Urteil, welches ein jeder über seine Zeit im Verhältnis zu andern früheren Zeiten zu fällen sich gar nicht enthalten kann. So will ich also auch nur mißtrauisch und unsicher die Meinung äußern, die ich jedoch schon längere Zeit hege, daß nämlich unter uns eine eigene persönliche Meinung immer seltener wird, indem immer mehrere die Freiheit ihres Geistes unter die Herrschaft irgend einer Partei- oder Sektenansicht gefangen geben. Eine der übelsten Folgen hiervon ist die, daß sie nun auch die Dinge, die ihnen begegnen, ich meine die Menschen, die Urteile, die Bücher rc., nicht nach deren innerem Geist und Wesen würdigen, sondern nur nach dem materiellen Verhältnis zu jener sektenmäßig herrschenden Ansicht, so daß sie um dieser äußerlichen Übereinstimmung willen gar leicht geneigt sind, auch das völlig Leere und Geistlose sich gefallen zu lassen, dem Trefflichen aber auf gleiche Weise oft schwer unrecht zu tun. Die dieser Krankheit entgegenstehende Gesundheit hat mir von jeher in Ihnen und besonders auch in Ihren Briefen vorzüglich wohl getan. Wenn ich Sie höre, so weiß ich, daß Sie es sind, der aus seinem Geist und Gemüt zu mir redet, die allgemeine Wahrheit freilich nach Vermögen suchend, aber nicht einem äußerlich befestigten Typus dienend.

Vor einigen Wochen ist hier unser alter ehrwürdiger Hermes[1] nach kurzem Krankenlager gestorben. Auch noch bei seinem Begräbnis hat sich ganz freiwillig ohne Aufforderung und Veranstaltung eine rührende Teilnahme von Menschen aus allen Ständen gezeigt. Vierundzwanzig junge Leute, meist Studenten, haben ihn zu Grabe getragen, anstatt daß hier sonst alle Leichen gefahren werden, und Schleiermacher hat vorher in der Kirche eine treffliche Rede zu allgemeiner Erbauung gehalten. Sein Tod ist ein großer Verlust für viele, die ihm ihr herzliches Vertrauen geschenkt hatten und die sich nun wie verwaist fühlen.

Die Nachrichten, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe gaben, waren mir so wie immer sehr lieb zu vernehmen. Fahren Sie ja fort, mich mit solchen Nachrichten zu versorgen, besonders jetzt von der Ständeversammlung[2], von

[1] Ein evangelischer Pastor von gläubiger und dabei duldsamer Richtung, von dem Savigny seine Söhne taufen ließ, weil er Schleiermachers Gläubigkeit nicht traute.

[2] Erst am 4. Februar 1819 wurde auf Grund der neuen Verfassung der „Landtag", bestehend aus den Kammern der „Reichsräte" und der „Abgeordneten", zum erstenmal eröffnet. Bis dahin hatte man die „Ständeversammlung". Indes war auch die Kammer noch ständisch gegliedert, und der König hatte die Ernennung des Präsidiums.

dem Benehmen einzelner, die ich kenne, z. B. Zimmer[1] und Magold[2], von dem Konkordat und dessen Ausführung und von den Menschen in München und von der Gegend, für welche wir uns gemeinschaftlich interessieren. Ich wünschte, daß ich Ihnen auch von hier Neues und zwar Gutes berichten könnte; es geschieht aber fast gar nichts außer der neulichen, sehr beschränkten Ministerialveränderung, die Sie in den Zeitungen gelesen haben werden. Bernstorff, der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, ist ein sehr edler, trefflicher Mann, und daß Humboldt[3] wieder in Tätigkeit treten soll, findet allgemeinen Beifall. Nach dem Gerücht sollte auf den 18. d. eine Verfassung publiziert werden, es ist aber nichts geschehen.

Die Betty Gleim war gestern bei mir. Ihr persönlicher Eindruck und was sie spricht, ist sehr ernst und anmutig; indessen gestehe ich, daß mir doch ihre Art zu sein etwas abenteuerlich und unweiblich vorkommt.

Nun noch etwas Medizinisches ... Leben Sie wohl

Ihr Savigny.

Berlin, 18. September 1819.

Ich werfe es mir recht vor, liebster Ringseis, daß ich diesmal unsern brieflichen Zusammenhang um ein volles halbes Jahr unterbrochen habe. Folgen Sie ja nicht meinem Beispiel, sondern suchen Sie vielmehr durch ein recht auffallend kontrastierendes Verfahren mich aufs äußerste zu beschämen. Zwar wird auch über Sie von Frau v. Guaita[4] über ähnliche Sünden bittere Klage geführt, und ich bin ausdrücklich beauftragt, Sie hiervon zu benachrichtigen.

Ihre ständischen Angelegenheiten haben uns im ganzen (abgesehen von manchem einzelnen Taktlosen und Selbstsüchtigen, was mit untergelaufen ist) recht viel Achtung eingeflößt[5]; besonders hat auch der freimütige und herzliche Abschied des Königs gefallen. Man irrt wohl nicht, wenn man einen sehr großen Teil des guten Erfolges dem Minister Lerchenfeld zuschreibt.

Hier soll jetzt eine neue, aus sechs Mitgliedern bestehende Kommission (worunter auch Eichhorn, wie man sagt) die ständische Einrichtung vorbereiten. Einstweilen haben die Untersuchungen[6], die doch wahrscheinlich zu keinem Ziel

---

[1] Patrick B. Zimmer, Professor der Dogmatik in Landshut, von Dillingen her Sailers Freund und Kollege.

[2] Maurus Magold, ehemals Benediktiner, trefflicher Mathematiker, bekleidete eine Professur in Landshut.

[3] Wilhelm v. Humboldt war im März 1817 zum Mitglied des neugegründeten Staatsrates ernannt worden, hatte sich aber Gegner gemacht, weshalb er durch Missionen nach London, dann nach Aachen zum Kongreß und nach Frankfurt ferngehalten wurde. Inzwischen wurde er doch auf v. Witzlebens Betreiben unter dem 11. Januar 1819 zum Minister des Innern ernannt und am 12. August d. J. wirklich eingeführt.

[4] Savignys Schwägerin, geb. Meline Brentano.

[5] Die erste Tagung der Bayrischen „Kammern“ währte vom 4. Februar bis 25. Juli 1819.

[6] Über teils wirkliche teils mutmaßliche geheime Umtriebe.

führen werden, eine nicht gute Wirkung in den Gemütern hervorgebracht. Spannung und Mißtrauen ist vermehrt worden, und das, was man für schädlich hält, wie z. B. Jahn rc., hat dadurch eine unverdiente und unnötige Wichtigkeit erhalten. Selbst in Berlin, noch weit mehr aber auswärts, hat man das, was geschehen, gar sehr übertrieben. Schleiermacher z. B. sollte wie oft verhaftet sein, und auch mir wurde auswärts diese Ehre zugedacht. Unsere Studenten haben sich bei allen diesen und ähnlichen Gelegenheiten musterhaft benommen und niemals Gelegenheit zu Vorwürfen gegeben. Unsere Universität hat 1100 Studenten und macht mir fortwährend bei manchem andern Trüben viele Freude. Seit kurzem habe ich denn auch ein neues Amt bekommen, indem ich bei dem neuen rheinischen Gerichtshof als Geh. Oberrevisionsrat eingestellt bin, wobei wir öffentliche Justiz treiben. Mir macht die praktische Rechtspflege Freude, wenn sie nicht mehr mit Arbeit überhäuft, als es hierbei bis jetzt der Fall zu sein scheint.

Die Kinder wachsen heran ... Karl ist ein lustiger Bruder. Gegen Neujahr wird die Familie um eines zunehmen, wozu wir uns Ihre guten Wünsche erbitten, da wir doch einmal nicht so wie bei Karl Ihre freundliche und hilfreiche Gegenwart zu erwarten haben.

Seit Anfang dieses Jahres haben wir nicht mehr Meyer, sondern Wolfart zum Arzte, der ruhiger und weniger theoretisierend und probierend als jener ist.

Wie geht es jetzt mit Goßner und Lindl [1] und wie mit der Ausführung des Konkordats? Boos ist nun nach seinem Wunsche Landpfarrer in Sayn bei Neuwied. Hier ist jetzt auch Hoffnung, daß ernstliche Schritte in Rom geschehen [2], alles viel zu spät.

Leben Sie wohl, teurer Freund, alles grüßt Sie aufs innigste. Lassen Sie uns bald merken, daß Sie uns noch gut sind.

Berlin, 5. März 1820.

Wüßten Sie nur, mein liebster Ringseis, wie lange es mir schon auf der Seele liegt, an Sie zu schreiben: nicht als eine Pflicht oder Notwendigkeit, denn Sie wissen ja doch, wie lieb wir Sie haben, auch wenn ich nicht schreibe, sondern aus innerem Bedürfnis; denn unter den wohltätigen Mitteln, die uns Gott gegeben hat, unser Herz im täglichen Leben frisch zu erhalten, ist gewiß eines der herrlichsten das nähere Verhältnis zu einem Freunde, dessen inneres Zeugnis dem Zeugnis unseres eigenen Herzens Bestätigung gibt. Was den „zweien oder

---

[1] Ignaz Lindl, Priester seit 1799, lange Pfarrer seines Heimatsortes Baindlkirchen, später in Gundremingen bei Dillingen, war „jünger aber auch schwärmerischer als Boos und Goßner", und unter den Häuptern der bayrischen Aftermystiker der fanatischste. Auch er mußte 1819 Bayern verlassen und erhielt auf Verwendung eines Barons v. Berkheim eine gute Stellung in Petersburg, zog 1820 nach Odessa, mußte 1824 zugleich mit Goßner Rußland räumen und trat in Leipzig offen zum Protestantismus über. Seitdem wirkte er in Barmen als Inspektor an der neugegründeten Missionsvorschule.

[2] Erst 1821 führten diese Schritte zu einem Resultat durch die Bulle De salute animarum.

dreien, die beisammen sind", versprochen ist, geht gewiß nicht bloß auf die leibliche Zusammenkunft an einem Ort, es gilt auch von der aufrichtigen und herzlichen Mitteilung aus der Ferne. Aber freilich Zusammenkunft und Mitteilung muß dasein, sonst ist zwar das Mahl bereitet, aber es wird nicht genossen, und so bringt mich denn freilich gar oft die Menge und Mannigfaltigkeit meiner Arbeit dahin, das lange entbehren zu müssen, was ich gern oft genießen möchte.

Cornelius [1] hat mir Ihre liebevolle Annahme der Gevatterschaft überbracht. Er hat uns gleich das erste Mal sehr wohl gefallen. Man wird leicht mit ihm bekannt, und ich hoffe, auch noch mehr mit ihm bekannt zu werden. Gesehen habe ich ihn noch nicht viel. In Berlin verliert man sich gar leicht. Heute wird er bei uns essen, und dabei soll Ihrer gedacht werden.

Haben Sie herzlichen Dank dafür, daß Sie mir zu Zeiten von den alten Schülern und Bekannten Nachricht geben. Grüßen Sie mir immer getrost alle, die Sie sehen, als ob ich jedesmal dazu Auftrag gegeben hätte. Das Andenken an diese sowie an alle Bestandteile meines Landshuter Aufenthaltes wird mir immer sehr lieb und teuer bleiben. Vor allem aber grüßen Sie mir aufs herzlichste Gumppenberg, von dem Sie mir wohl auch etwas Mehreres mitteilen könnten, als Sie getan haben. Wie ist denn die neue Änderung in seinem äußeren Lebensplan entstanden? Auch Kleinmayer [2] wird von alt und jung sehr gegrüßt, besonders von Betina [3], die ihm sagen läßt, sie sei jetzt beträchtlich größer als damals (sie ist nämlich beinahe einen Kopf größer als die Mutter); übrigens liest sie jetzt stark den Livius und ziemlich geläufig. Auch Rudhart [4] vergessen Sie nicht bestens von mir zu grüßen und Freyberg.

Was Sie von Sailer schreiben, ist merkwürdig traurig, aber nicht auffallend [5]. Die Wahrheit muß im Druck leben, das gehört zu ihren Kennzeichen, sowie zu ihren Läuterungsmitteln. Vielleicht würde es auch, wenn die geistlichen und weltlichen Mächtigen recht im Geiste der Wahrheit handeln wollten, zu gut auf der Erde werden, besser als wir es wert sind, oder doch besser, als es uns für andere Stufen unseres Daseins heilsam sein möchte.

---

[1] Der große Historienmaler Peter Cornelius, damals zuerst nach Berlin berufen.

[2] Lorenz v. Kleinmayer aus Mindelheim, an der Landshuter Hochschule als Jurist immatrikuliert 1807—1808.

[3] Savignys Tochter, nachmals Frau v. Schinas.

[4] Ignaz v. Rudhart, bayrischer Staatsmann und verdienstvoller Schriftsteller.

[5] Als infolge des neu abgeschlossenen Konkordates vom Oktober 1818 die Bischofssitze in Bayern wieder besetzt werden sollten und dabei auch Sailer ernstlich in Frage kam, wurden in der Öffentlichkeit heftige Anklagen gegen ihn laut, teils von antikirchlicher teils aber auch von gut kirchlicher Seite. Als König Max Joseph ihn zum Bischof von Augsburg erheben wollte, wurde er deshalb vom Papste zurückgewiesen. Am 17. November 1819 (seinem 69. Geburtstag) legte Sailer seine Rechtfertigung schriftlich nieder (vgl. Aichinger, Joh. Mich. Sailer 408—417).

Köppens[1] kleine Schrift über Universitäten, in Leipzig nachgedruckt, macht hier Aufsehen. Sie gefällt mir durch ihre nüchterne, ungeschminkte Wahrheit, obgleich ich nicht leugnen will, daß man das Thema noch anders und tiefer hätte fassen können. Aber es ist etwas Gesundes und Praktisches darin, was mich anspricht.

Goßner[2] soll in seinen Predigten außerordentlichen Beifall finden, aber auch (und eben deswegen) Argwohn und Mißgunst auf sich ziehen. Seinen „Geist des Lebens und der Lehre Jesu" lese ich mit großer Freude. Schon früher habe ich Ihnen wohl einmal von Tersteegens[3] „Weg der Wahrheit" gesprochen. Sie haben mir aber nie darüber geschrieben. Es ist und bleibt mir eines der kräftigsten, segensvollsten Bücher, und ich meine, es müßte auch so recht in Ihrem Sinne sein[4].

Wir haben hier seit kurzem einige recht treffliche Prediger bekommen. Der, zu dem ich im ganzen am meisten hinneige, ist Couard, ein junger französisch-reformierter Geistlicher, den sich aber eine hiesige altdeutsch-lutherische Gemeinde selbst gewählt hat und der mit großer Kraft und Einfalt predigt, nicht die

---

[1] Friedr. Köppen, Professor der Philosophie an der Universität Landshut. Die Schrift: „Offene Rede über Universitäten" (Landshut 1820) erlangte noch im gleichen Jahre eine zweite Auflage.

[2] Er hatte inzwischen von der preußischen Regierung eine Anstellung in Düsseldorf erhalten.

[3] Bekannter protestantischer Mystiker, geb. zu Meurs 1697, gest. 1769.

[4] Ausführlicher schreibt Savigny über den Umkreis seiner Lieblingslektüre am 7. März 1840 an einen andern Jugendfreund, den reformierten Pfarrer Bang zu Haina in Hessen: „Zwar ein vollständiges Glaubensbekenntnis möchte die Grenzen eines Briefes wohl überschreiten, aber wie man die Sitten und die Lebensweise eines Menschen leicht aus seinem Umgange errät, so gibt auch der Umgang mit Büchern ziemlichen Aufschluß über die Gesinnungen dessen, der diese Bücher vor andern braucht. Ich will Euch also sagen, daß ich seit sehr vielen Jahren besondere Liebe zum Thomas a Kempis habe und immer wieder mit neuem Interesse zu ihm zurückkehre.... Ich muß gestehen, daß ich gerade an der Kraft und Gediegenheit seiner Sprache große Freude habe. Ferner liebe und brauche ich seit langer Zeit Sailers Homilien. Ich habe den Verfasser geliebt und verehrt wie wenige Menschen, und obgleich er weit höher stand als alle seine Bücher, so ist mir doch jenes Buch durch Einfalt, Innigkeit und entschiedene, tiefgehende Gesinnung so wert, daß ich es nie müde werde. Viel halte ich auch von Tersteegen, namentlich seinem ‚Weg der Wahrheit' und seinem ‚Blumengärtlein' (worin freilich nicht alle Blumen gleich schön und duftend sind), und gerade, daß er nicht Theolog, sondern ein ungelehrter Mann war, gibt seinen Werken für mich einen eigenen Reiz. Des alten Taulers Predigten lese ich nie ohne Freude und Gewinn.... Endlich lese ich seit einigen Jahren viel in Mynsters (Bischof zu Kopenhagen) Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren, übersetzt von Schorn (Hamburg bei Perthes 1835)." Enneccerus, Friedr. Karl v. Savigny und die Richtung der neueren Rechtswissenschaft. Nebst einer Auswahl ungedruckter Briefe, Marburg 1879, 73.

lutherische noch die reformierte Lehre, sondern das alte Evangelium, das so viele wissen und bekennen und so wenige in sich aufnehmen und erleben und erfahren mögen. Dann der Nachfolger des alten ehrwürdigen Hermes, Löffler, der gleichfalls mit großem Ernst und vieler Kraft auftritt und gewaltigen Zulauf hat. Überhaupt ist mir bei aller Verworrenheit unserer Zeit doch das ein gutes und liebes Zeichen an ihr, daß überall, wo das göttliche Wort in Einfalt und Strenge gepredigt wird, selbst ohne Schmuck und Glanz der Rede, doch viele begierige Hörer sich hinzudrängen. Gott wolle sie nur auch zu Tätern machen, welche Bitte denn auch für uns gelten mag, die wir doch gewiß Gottes Wort lieber hören als Menschenwort.

Für Kobell [1] habe ich leider und zu meinem eigenen Verdruß gar nichts tun können. Ich sprach ihn eine Stunde lang, ehe er nach Schlesien ging, wobei er mir außerordentlich wohl gefiel. Er versprach mir fest, mir auf der Rückreise einen Abend zu schenken; ich habe aber nichts weiter als eine Abschiedskarte von ihm gesehen.

Was haben Sie zu dem alten ekeligen Voß [2] gesagt? Der ist aber auch gut zugedeckt worden und wird's noch besser bekommen.

Tausend Grüße von Frau und Kindern und allen Freunden, die Ihrer stets mit der herzlichsten Liebe und Anhänglichkeit gedenken.

Berlin, 3. Juli 1820.

Lieber Ringseis! Überbringer dieses ist ein Hausgenosse und recht lieber Freund von uns geworden [3], er kann Ihnen alles über uns berichten, was Sie nur zu wissen wünschen, denn er besaß unser aller Vertrauen. Ich brauche also wohl nicht mehr hinzuzufügen, daß Sie ihn freundlich aufnehmen mögen.

Wir sind alle sehr beunruhigt, daß wir gar kein Wort von Ihnen gehört haben, seitdem Cornelius uns verlassen hat; es ist nun sehr lange her. Betinchen, die nun eine große Betine ist, konnte sogar sich ein wenig beleidigt fühlen, daß sie noch keine Freudensäußerung über die von ihr mit vieler Liebe verfertigte Brieftasche [erhalten hat]. Daß sie Ihnen Freude gemacht hat, sowie auch der eiserne Beutel, den ich Ihnen geschickt habe, und auch die vielen Dissertationen, und die Bücher, die Arnim zugelegt hat, daran zweifeln wir nicht; daß Sie uns recht lieb haben, auch nicht, aber darüber sind wir etwas besorgt, ob nicht Cornelius so wie sein eigenes Geld hier, alles vergessen hat oder unterwegs vergenialisiert, d. h. verloren [4]. Sagen Sie uns bald ein kleines Wörtchen darüber und ein großes über vieles andere, auch über den Cornelius selbst. Ohlshausen, der junge

[1] Vermutlich der Staatsrat Egid v. Kobell, ein großer Gönner von Ringseis.

[2] Gemeint ist wohl die Schrift von Joh. Heinr. Voß, Bestätigung der Stollbergschen Umtriebe, nebst einem Anhang über persönliche Verhältnisse, 1820.

[3] Vermutlich der nachmals so angesehene Orientalist Justus Olshausen, der vom Herbst 1819 bis Ostern 1820 in Berlin studierte und nun mit einem dänischen Stipendium auf dem Weg nach Paris war. Er starb in hohen Ehren 1882.

[4] Schon in einem früheren Schreiben der Frau Gunda v. Savigny vom 14. April 1820 finden sich pikante Andeutungen über Cornelius und seine Genialitäten.

Mann, der dieses bringt, kann Ihnen von uns viel besser alles sagen, als wir schreiben könnten. Ich setze nur noch hinzu, daß ich gerne wissen möchte, ob Ihr Herz sich noch nicht geregt und bewegt hat [1]; darüber haben Sie noch nie gebeichtet, und dem Cornelius seine Reden wollen wir gerne erläutert haben. Er selbst hat sein Herz, wie wir glauben, etwas verplempert. Grüßen Sie ihn herzlich.

Berlin, 14. November 1820.

Mein teurer Ringseis! Ihren lieben Brief, das erste Lebenszeichen nach langer Zeit, gab mir unser Sailer in Rottenburg am Neckar, wo ich ihn abholte. Er war dann einige Wochen mit uns in Frankfurt und der Umgebung und kam gerade zurück, um seinem Zimmer [2] die Augen zuzudrücken. In Frankfurt ist Ihrer viel in Liebe gedacht worden, und man hat mir wegen Ihrer niederdrückenden Arbeit so bange gemacht, daß ich mich doppelt freute, als ich hörte, daß Sie die Reise antreten würden [3]. Aber lassen Sie nicht diese Reise dazu beitragen, daß wir uns auch nur äußerlich fremder werden. Geben Sie mir öfters, wenn auch nur kurz, Nachricht von sich und Ihrer Reise und Ihrer Zukunft. O lieber Ringseis! Die verworrene Parteigesinnung nimmt überall so zu, daß mir bei den meisten Menschen alle Fähigkeit zur Mitteilung ausgeht. Wie viele sind denn noch, die eine ruhige, unbefangene, eigene Meinung haben in der Stille ihres Herzens, und mit denen man Gedanken austauschen kann zu gegenseitiger Bereicherung und Erforschung? Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gern ich einmal wieder mit Ihnen zusammen sein möchte. Es ist im Religiösen wie im Politischen überall leidenschaftliche Spannung; nirgends innige, stille, gemütvolle Wahrheit, die immer demütig ist, duldsam und an sich selbst zweifelnd. Es war noch viel schöner, lieber Ringseis, zu der Zeit, wo Sie hier waren, und es ist so anders geworden nach den sichtbaren Wundern, die Gott zu unserem Heile getan hatte [4]. Werden wir es wohl wieder besser sehen? Bis dahin bewahre nur jeder treu in seinem Innern und in dem Kreise, den er erreicht, die bessere Überzeugung! Leben Sie wohl, mein teurer Freund, alles grüßt Sie mit der herzlichsten Liebe und Freundschaft. . . .

Berlin, 8. Mai 1821.

Mein liebster Ringseis! Sie kündigten mir in Ihrem Brief aus Rom einen nahen ausführlicheren Brief an und darüber habe ich immer verschoben an Sie zu schreiben. Länger will ich es aber doch nicht anstehen lassen, und wenn ich Ihnen schon nicht mit Merkwürdigem und Neuem vergelten kann, so sollen Sie doch hören, daß die alte herzliche Freundschaft für Sie in unsern Herzen unverändert fortlebt. Von Ihnen aber möchte ich gar gerne neue Nachrichten

---

[1] Ringseis war bereits über 35 Jahre alt, in einer nicht nur gesicherten, sondern glänzenden Lebensstellung, aber noch immer unvermählt.

[2] Patrick Zimmer, Professor der Theologie in Landshut, Sailers alter Freund.

[3] Ringseis war abermals zum Reisearzt des Kronprinzen Ludwig von Bayern bestimmt. Um die Mitte Oktober 1820 war der Weg bereits angetreten.

[4] Savigny denkt an die große Zeit der Freiheitskriege.

über Rom, über Niebuhr usw. erhalten. Haben Sie Schmieder [1] kennen lernen? Ich kenne ihn nicht, aber ich habe einen Aufsatz von ihm gelesen über Rom, der mich sehr angezogen hat. — Es liegt mir etwas sehr am Herzen, wozu Sie auch behilflich sein können, nämlich einen Kupferstich von unserem Sailer [2] zu veranlassen, aber NB! einen sehr guten. Diesen Herbst geht von hier Hensel [3] nach Italien, der ein bewunderungswürdiges Talent für das Porträt in Bleistift hat. Dieser hat mir versprochen, Sailer zu zeichnen, und dann könnte man es von Longhi in Mailand [4] oder von Amsler [5] stechen lassen. Was sagen Sie dazu? oder wissen Sie andere Vorschläge zu einer guten Arbeit zu machen? Es muß sehr ähnlich, sehr gut gezeichnet und sehr gut gestochen sein. — Ihre Bekannten sind wohl. Frau von Arnim [6] hat kürzlich das zweite Mädchen (Kind Nr 6) taufen lassen. Ihr Patchen [7] gedeiht trefflich. Wir alle grüßen Sie mit der herzlichsten Liebe. Schreiben Sie uns bald. Für immer Ihr Savigny.

Berlin, 8. Oktober 1821.

Mein teurer Ringseis! Noch habe ich nicht zu der Freude kommen können, Ihre zwei letzten Briefe (aus Rom und München) zu beantworten. Sie glauben nicht, wie sehr mich jeder Ihrer Briefe mit frischer Lebensfreude und Kraft anregt. Ihre treue warme Freundschaft nicht nur, sondern vorzüglich Ihr offener Sinn, der durch die entschiedenste Frömmigkeit dennoch nicht verhindert wird, die Welt nach ihren verschiedenen Seiten hin unbefangen zu betrachten und liebevoll zu würdigen — tut meinem Herzen um so mehr wohl, je seltener diese Eigenschaften gerade in unsern Tagen angetroffen werden. Sie haben eine lebendige, mutige Art, die verschiedensten geistigen Interessen zu ergreifen und sich anzueignen, um die ich Sie fast beneiden möchte. Mir hat dieser Mut fast immer gefehlt, und wenngleich Sinn und Empfänglichkeit bei mir vielseitig sein möchten, so hat mich doch meine Natur in eigenem Tun und Treiben fast immer darauf beschränkt, mich mit großer Liebe und nicht ohne Energie in ein einzelnes zu versenken, so daß fast jede etwas freiere Erweiterung meines Gesichtskreises sich scheinbar ganz zufällig aus solchen isolierten Bestrebungen entwickelt hat.

---

[1] Jedenfalls Heinrich Ed. Schmieder, damals Gesandtschaftsprediger zu Rom, später in Schul-Pforta. (Vgl. sein Werk: Zeugnis von Christo in Predigten, gehalten zu Rom und zu Pforta, Hamburg 1829.) Er war auch sonst publizistisch tätig.

[2] Sailer, bereits im 70. Lebensjahre stehend, war noch immer als Lehrer der Hochschule Landshut tätig. Erst am 12. Oktober 1821 siedelte er als Domkapitular nach Regensburg über; ein Jahr später wurde er daselbst zum Weihbischof erhoben (präkonisiert am 27. September, geweiht am 28. Oktober 1822).

[3] Professor Wilhelm Hensel, Bruder der bekannten katholischen Liederdichterin.

[4] Giuseppe Longhi, Maler, Kupferstecher, Kunstschriftsteller zu Mailand, gest. 1831.

[5] Samuel Amsler, berühmter Kupferstecher, aus dem Aargau gebürtig 1791, weilte 1821—1825 in Rom, von 1829 bis zu seinem Tod 1849 lebte er in München.

[6] geb. Betina Brentano, Savignys Schwägerin.

[7] Savignys Sohn Leo, bei dessen Taufe Ringseis Pate stand.

Das hat dann die Folge gehabt, daß mir auf meinem besondern Wege manches Eigentümliche und Neue zugefallen ist, während ich in andern Dingen rechts und links hinter dem Allergewöhnlichsten zurückgeblieben bin. Selbst in meinen speziellen wissenschaftlichen Arbeiten ist es mir nicht selten leichter geworden, etwas Neues zu entdecken, als das Gewöhnliche, was jeder weiß, mir anzueignen.

Ich weiß nicht, wie ich da auf einmal zu dieser unverlangten geistigen Beicht komme. Nehmen Sie dieselbe freundlich auf als ein Zeichen, wie sehr mir stets Ihre Nähe — auch die in Gedanken — das Herz aufschließt.

Sie sagen, Stein halte eine Religionsvereinigung für sehr möglich; ich auch, nur unter Bedingungen, zu welchen ich nicht die geringste Wahrscheinlichkeit sehe. Wenn z. B. ein Papst aufträte mit der Begeisterung eines Propheten des Alten Bundes, Buße und Bekehrung predigend, weltliche Hoheit und Reichtum gering achtend, ernst und strafend, ohne Ansehen der Person und gerade auf den hinweisend, durch den wir alles haben, was dem Leben Wert geben kann, auch was am wenigsten so scheint — o glauben Sie mir, dann wären die kleinen Differenzen leicht vergessen, und jeder, der Christum wahrhaft liebt, würde gerne sein Hüttchen wieder auf diesen neuen Felsen bauen. Das heißt in irgend einer neuen positiven Begeisterung würden sich die erstarrten Differenzen leicht auflösen, gewissermaßen also in einem höheren Dritten, wenngleich dasselbe materiell an einen von beiden Gegensätzen genau anschließen möchte. Aber ohne dieses neue Zeugnis des Geistes? Was könnte jetzt eine Rückkehr der Millionen Protestanten zur katholischen Kirche anders sein als ein toter Buchstabe, der den Geist von ihrer Seele weiter entfernte? Und was könnte eine Umwandlung der römischen Kirche unter gleicher Voraussetzung anders werden als wie es in vielen Äußerungen in Spanien und Portugal sich schon kund gegeben hat, d. h. absolut geistlos und trostlos[1], ohne einen Funken der neu angefachten Glaubensflamme, die in der deutschen Reformation kein unbefangener Katholik verkennen kann, so sehr er auch die ganze Sache verwerfen mag. Daß an der Stelle dieser Flamme jetzt großenteils nur Kohle und Asche übrig sind, kann niemand schmerzlicher erkennen als ich.

Überhaupt scheint mir darin die Lage beider Kirchen ziemlich gleich, daß in einzelnen Gemütern und wohl auch in einzelnen Gemeinden gewiß nicht selten Christus lebendig wohnt, daß auch diese einzelnen die äußere Form ihrer Kirche sich wahrhaft zum Heil gereichen lassen, daß aber das Auge nach einem die Kirchen im ganzen durchdringenden Geiste vergeblich sucht. Und doch, mein Freund, wenn wir dieses als eine Eigenheit unserer Zeit beklagen, täuschen wir uns nicht vielleicht? War es jemals wesentlich anders? Waren nicht stets Glaube

---

[1] Nach dem Zusammenhang kann Savigny hier nur die Ergebnisse der neueren protestantischen Propaganda auf der pyrenäischen Halbinsel im Auge haben. Was das katholische Volk angeht, so wäre es ein kurzsichtiges Urteil, aus den mangelhaften bürgerlichen und staatlichen Institutionen und dem politischen Niedergang der südlichen Nationen auf Mangel an Glaubensbegeisterung und warmem religiösen Leben zu schließen. So kann nur der urteilen, der nie in Spanien gelebt hat.

und Unglaube fluktuierend, ohne daß unser blödes Auge das Verhältnis beider in einzelnen Zeitpunkten auch nur annähernd richtig zu erkennen vermag?

Um aber auf das Vorige zurückzukommen, so wäre allerdings eine Verbrüderung oder Befreundung der Kirchen weit denkbarer als eine Vereinigung, — wenn es je könnte vergessen werden, daß die eine nicht neben der andern entstanden ist, sondern dem Gehorsam und der Verbindung der andern sich entzogen hat. Was aber überhaupt jeder Unternehmung dieser Art die größte Schwierigkeit in den Weg legt, ist Folgendes: die ganze schwere Aufgabe des Menschen auf Erden läßt sich zurückführen auf die Zerstörung des eigenen Willens oder der Selbstsucht, an deren Stelle die unbedingte Hingebung aller unserer Kräfte an den göttlichen Willen treten soll. Ist nun ein solcher geschichtlicher Gegensatz kirchlicher Parteien und Meinungen eingetreten, so hat darin die Selbstsucht in allen ihren verschiedenen Gestalten eine herrliche Zuflucht gefunden. Wegen der Allgemeinheit und Heiligkeit der Gegenstände erkennt sie keiner mehr für das, was sie ist; sie scheint nicht mehr bloß unschuldig, sondern verdienstlich und gottesdienstlich, und man glaubt, Gott zu lieben, indem man eigentlich nur sich selbst liebt, nämlich die mit der eigenen Person unvermerkt identifizierte Partei. Über diesen Punkt kann keiner gegen sich selbst vorsichtig und mißtrauisch genug sein. Merkwürdige Denkzeichen liefert uns die heilige Geschichte, z. B. Saulus bei der Steinigung des Stephanus, ja das jüdische Volk am Kreuz Christi, in welchem sich gewiß eine große Zahl ganz ehrlicher Eiferer fand.

Die Sache von Hohenlohe bin ich weit entfernt für Betrug oder Einbildung zu halten, aber sie freut mich nicht[1]. Abgesehen davon, daß sie von andern und selbst von ihm mit in das Gebiet jener gehässigen Gegensätze hineingezogen wird, ist es mir, als ob ich auch darin den allgemeinen Charakter unserer Zeit wiederfinde, was sonst als einzelne Tat gleichsam eine eigene Seele und Persönlichkeit hatte, massenweise und fabrikmäßig zu vollbringen, wodurch dann materiell weit größere Wirkungen als früher hervorgebracht werden, ein Verfahren, das mir löblich und wohltätig scheint in allen ihrer Natur nach rein materiellen Dingen, das ich aber in demselben Maße für mißbräuchlich und gefährlich halte, wie es sich dem geistigen Gebiete nähert. Ich habe eine ähnlich unheimliche Empfindung dabei, wie bei einer rücksichtslosen Anwendung des Magnetismus. Die Wunder im Evangelium erscheinen mir ganz anders, sparsam und oft gleichsam verschämt und sich verbergend, und auch Matthäus 7, 22 23 spricht wohl nicht von bloß vorgegebenen, sondern von wirklichen Wundern[2].

[1] Fürst Alexander v. Hohenlohe, ein tief frommer, kirchlich gesinnter und würdiger Priester, erregte großes Aufsehen durch zahlreiche Krankenheilungen, die auf sein Gebet hin erfolgt sind. Diese Vorgänge sind in verschiedenem Sinne beurteilt worden, und ein kirchliches Urteil über dieselben liegt nicht vor. Von aller „Gehässigkeit" war Fürst Alexander weit entfernt.

[2] „Viele werden zu mir sprechen an jenem Tage: Herr, Herr! Haben wir nicht in deinem Namen geweissagt und in deinem Namen Teufel ausgetrieben und

Außerordentlich befriedigend ist mir in dieser Rücksicht die kleine Abhandlung Tersteegens „Weg der Wahrheit“ Nr IV.

Berlin, 10. November 1821.

Mein teurer Freund! Ihren Brief und Ihre Geschenke hat Klenze [1] richtig überbracht. Beides hat mich und die Kinder kindisch erfreut, teils durch sich selbst, teils als sinnliches Zeichen Ihres liebevollen Andenkens, das mir so wert ist wie nicht vieles auf dieser Erde. Mit diesem Brief muß sich der meinige gekreuzt haben, und ich weiß nicht, ob es Ihnen ebenso wie mir aufgefallen ist, daß wir uns unverabredet bei dem Urteil über Hohenlohe in einer und derselben Stelle des Evangelii [2] begegnet haben. Ein solches Zusammentreffen ist mir viel wert. Können Sie mir übrigens über diese Sache sowie über anderes einmal wieder mehr mitteilen, so wissen Sie wohl, wie frohe Aufnahme alles, was von Ihnen kommt, stets hier findet. Aber plagen will ich Sie damit durchaus nicht, da ich nur zu gut weiß, wie man, von Arbeit gedrückt, wenig freie Luft zum Briefschreiben übrig behält. Frau und Tochter erwarte ich erst in einigen Tagen aus Frankfurt zurück. Von ganzem treuen Herzen Ihr Savigny.

Berlin, 21. Juli 1823.

Ihr Brief vom März d. J., mein liebster teuerster Freund, hat mir und uns allen unbeschreibliche Freude gemacht; nicht bloß wie jede Nachricht von Ihnen, sondern weil er von Ihrem häuslichen und ehelichen Leben ein so anziehendes Bild gibt, wie ich es nur immer wünschen und hoffen konnte [3]. Das Einzige, was mich dabei kränkt, ist, daß ich gar keine Aussicht habe, Sie in Ihrem Ehestand von Angesicht zu sehen. Wir beide werden stets älter, und es ist nicht gut, wenn man gar zu lange genötigt ist, von alter, wenngleich lieber und treuer Erinnerung zu zehren, da diese Erinnerung mit jedem Jahre der Wirklichkeit unähnlicher wird. Ich kann Ihnen nicht sagen, wieviel wert es mir wäre, Sie einmal wieder eine Zeitlang in ruhiger Muße zu sehen.

Ich habe vorigen Winter an einem sehr heftigen nervösen Kopfweh gelitten, das mich lange unfähig zu aller Arbeit gemacht und mich genötigt hat, oft und lange in völliger Untätigkeit ausgestreckt zu liegen, wodurch allein der Zustand erträglich werden konnte. Jetzt bin ich zwar sehr viel besser, aber keineswegs hergestellt, und mein Arzt Wolfart schickt mich in acht Tagen nach Schlangenbad, wo ich unsern Sailer [4] zu sehen hoffe. Zurück werde ich wohl vor Oktober nicht sein.

---

in deinem Namen viele Wundertaten getan? Und dann werde ich zu ihnen sagen: Ich kenne euch nicht. Weichet von mir, die ihr Ungerechtigkeit geübt.“

[1] Baurat Leo v. Klenze.

[2] Mt 7, 22; vgl. oben. Daß Ringseis wie die Ärzte im allgemeinen den Krankenheilungen Hohenlohes von vornherein mit einer gewissen Kühle gegenüberstanden, ist leicht erklärlich.

[3] Ringseis hatte sich am 28. März 1822 mit Friederike v. Hartmann vermählt.

[4] Sailer war seit Oktober 1822 mit der bischöflichen Würde bekleidet.

Ihre empfohlenen Ärzte sind gerade hierher gekommen, wie ich durch meine Krankheit recht ungenießbar war, und ich habe sie daher fast gar nicht gesehen. Überhaupt bin ich, teils durch große Arbeit, teils durch jene Krankheit und auch durch früher schon vorhandene Neigung dahin gekommen, mich mehr einsam zurückzuziehen als recht und gut ist, und es wird wohl nötig sein, durch Grundsätze dagegen anzukämpfen. Man will dann freilich auch gern etwas mit den Kindern zusammen sein, und dazu ist freilich der Abend beinahe die einzige passende Gelegenheit. Laroches werden auch nachgerade stiller und einsamer. Lützows haben jetzt vier liebe Kinder und sind selbst liebe, brave Menschen. Kürzlich ist der Propst Taube [1], dessen Sie sich gewiß erinnern, ganz plötzlich gestorben, und erst nach seinem Tode ist es bekannt geworden, in welchem selten hohen Grade er der Vater aller Armen und Hilflosen in der Gemeinde war. In den Zeitungen ist so verschiedenes über Gönner [2] gewesen. Schreiben Sie mir doch genau das Gewisse und Tatsächliche.

Leben Sie wohl, lieber, teurer Freund, und behalten Sie uns lieb. Alles grüßt Sie aufs herzlichste. . . .

Berlin, 14. April 1841.

Mein teurer Freund! Als ich Ihren herzlichen Brief zu Ende des vorigen Jahres erhielt, wollte ich zuerst die Ankunft des darin angekündigten Buches [3] abwarten. Bald darauf hörten wir von einer schweren, gefährlichen Krankheit, die Sie befallen habe, dann von Ihrer Besserung. Erst vor kurzem ist endlich das Buch angekommen.

Es hat mich und die Meinigen sehr gefreut, zu sehen, daß Sie das Andenken vergangener, nahe verbindender Zeiten treu bewahrt haben. Auch mir sind diese Zeiten unvergeßlich, und ebenso das Bild lieber Freunde, wodurch jene Zeiten hauptsächlich reich und belebt wurden. Allerdings sind diejenigen, die damals nahe verbunden waren, nicht bloß durch äußere Tätigkeit, sondern auch durch innere Entwicklung auf sehr verschiedene Bahnen geführt worden. Aber wohl dem, der in allem Wechsel des inneren und äußeren Lebens nicht bloß den Glauben an die unsichtbare Welt unerschüttert erhält, in welcher wir wesentlicher einheimisch sind als in der sichtbaren, sondern auch den Glauben an die Menschen, deren Bekanntschaft ihm jemals ein Zeugnis für die Wahrheit seiner innersten Überzeugungen und Gefühle geworden ist.

Die Zeit, seit welcher wir uns nicht gesehen haben, ist für mich reich an frohen und schmerzlichen Erfahrungen gewesen. Den größten Verlust meines

[1] Propst an der Hedwigskirche, das Haupt der katholischen Geistlichkeit in Berlin.

[2] Nikol. Thaddäus v. Gönner, bedeutender Rechtslehrer in Ingolstadt und Landshut, geb. zu Bamberg 1764, gest. zu München 1827. Es wurden ihm in jener Zeit die Gesetzgebungsarbeiten in Österreich, Preußen, Sachsen, Rußland zur Beurteilung vorgelegt. Hierauf mögen die Zeitungsnachrichten sich bezogen haben.

[3] Ringseis, System der Medizin, Regensburg 1841.

Lebens, der mich bald nachher traf[1], erwähnen Sie selbst. Dann hat es mir an mancherlei schmerzlichen Krankheitsleiden nicht gefehlt. So habe ich im letzten Sommer an einer Gürtelrose mehrere Monate lang zu Bette gelegen, ganz unfähig zu gehen oder zu stehen. Ja noch jetzt bin ich nicht ganz frei von den Lokalschmerzen, die damals in so hohem Grade quälend waren. Und dennoch, wenn ich auf diese ganze Zeit zurücksehe, ist es mir möglich gewesen, mit Rüstigkeit zu arbeiten, ja mehr hervorzubringen, als ich hätte erwarten können. Ich möchte wohl wissen, wie man es bei solchen Lebenserfahrungen anfangen sollte, um nicht von ganzem Herzen dankbar zu sein.

Was Sie mir von den Stigmatisierten in Tirol[2] schreiben, ist gewiß sehr merkwürdig, und ich bin ganz einverstanden mit Ihnen, daß es wenig Tiefe und Wahrheitssinn beweise, solche Erscheinungen für betrügerische oder gewöhnlich krankhafte zu erklären. Nur gestehe ich Ihnen auch, daß Sie mir zur Bestätigung des Glaubens an dasjenige, welches an Wesenheit und Wichtigkeit alle äußeren Lebensverhältnisse unendlich überragt, wenig beizutragen scheinen, weit weniger als die Wunder, die Gott täglich in jeder gläubigen Seele tut, die sich ihm kindlich hingibt. Ich sage Ihnen das, weil es eben meine Empfindungsweise ist, die ich auszusprechen durch Ihre herzliche Mitteilung mich gedrungen fühle. Sie werden es daher nicht so mißverstehen, als sollte es ein Einspruch sein gegen die Glaubensnahrung, die irgend ein anderer aus diesen Erscheinungen zu ziehen vermag. Der Glaube ist etwas so Überreiches und Unergründliches, daß mir dasjenige, wodurch er in andern genährt und belebt wird, auch dann ehrwürdig ist, wenn ich zu gleichem Erziehungswege von Gott nicht berufen bin. Keiner unter uns kann sich ja über die Armut und Beschränktheit seiner eigenen Erkenntnis täuschen, und wie sollten wir uns anmaßen, die Bahnen zu beurteilen und zu meistern, auf welchen es Gott gefällt, andere zu sich heranzuziehen zu dem allgemeinen Ziel, das auch wir freudig dankbar als das unsere anerkennen[3].

---

[1] Seine einzige Tochter Betina, im Herbst 1834 mit Herrn v. Schinas vermählt, erlag zu Athen einem zehrenden Leiden im August 1835. Unmittelbar vor der Trauung, die am 10. Oktober zu Ancona stattfand, hatte Savigny mehrere Wochen mit Ringseis gemeinsam in Schäftlarn zugebracht.

[2] Im Spätherbst 1840 hatte Ringseis in Begleitung von Guido Görres seinen Besuch bei Maria Mörl in Kaltern wiederholt und auch die Domenica Lazari aufgesucht. Jedenfalls hatte er darüber an Savigny geschrieben.

[3] Das kommt so ziemlich überein mit dem „Glaubensbekenntnis“, das Savigny im Jahre zuvor dem reformierten Pfarrer Bang zu Haina in Hessen abgelegt hatte: „Wenn ein Mensch nach allen Mühen, Schmerzen und Freuden eines tätigen Lebens immer stiller und friedlicher wird in seiner Seele, immer gesammelter zum verborgenen Umgang mit Gott; wenn er immer weniger aus sich selbst macht, sowohl aus der Befriedigung seiner Neigungen als aus seinem Verdienst und der Anerkennung, die ihm widerfährt oder versagt wird; wenn er andere liebt gleich sich selbst, nicht bloß indem er ihnen hilft, wo sie seiner bedürfen (welches ja schon seinem Selbstgefühl schmeicheln kann), sondern indem er in ihnen auch die von den seinigen verschiedenen Richtungen ehrt, indem er freudig das Gute in denen erkennt,

So stört mich auch nicht in dem frohen Bewußtsein der Glaubensgemeinschaft mit werten Freunden der Gedanke, daß diese Gemeinschaft nicht uneingeschränkt ist.

Ihr Buch habe ich mir bekannt gemacht, soviel es einem bloßen Laien möglich ist, und Sie werden wohl nicht erwarten, daß ich mir ein Urteil darüber anmaße. Aber vieles hat mich als geistreich und wahr angesprochen, und es hat mir verwandte Saiten in andern geistigen Gebieten angeschlagen. An Anfechtungen wird es Ihnen nicht fehlen. Sie haben es andern danach gemacht [1]. Ich wünsche Ihnen und der Wissenschaft reichliche Früchte von dieser Arbeit.

Die herzlichsten Grüße von mir und meiner Frau an die Ihrigen. Mit alter Freundschaft Ihr Savigny.

In die Zeit von Savignys Ministerium 1842—1848 fällt sein Entwurf für ein Gesetz über Ehescheidung. Er hatte die Ausarbeitung desselben sich persönlich vorbehalten, und sie zeigt eine tiefe Auffassung der Würde und des sittlichen Charakters der Ehe. Leichtsinnigen und willkürlichen Ehescheidungen wurde ein wirksamer Damm entgegengestellt und das Eheband überhaupt mit solchem Ernst gewahrt, daß moderne Juristen gegen Savigny den Vorwurf erheben, er sei in einzelnen Beschränkungen der Scheidungszulässigkeit zu weit gegangen [2]. Vor allem aber ist es bezeichnend für Savignys weiten Blick und

---

die anderer Partei und Gesinnung sind als er; wenn er sich nicht zu hoch hält für das scheinbar Geringe, das sich ihm auf seinem Lebensweg als Aufgabe darbietet, sondern den edeln Kern in diesem Geringen herauszufinden weiß — wenn diese Zeichen sichtbar werden (wie die ausschlagenden Blätter des Feigenbaumes), dann sollt Ihr denken, daß dieser Schüler die Lehre des Meisters wohl begriffen hat, mag er nun Protestant sein oder Katholik, Rationalist oder Supernaturalist, mag er die Klassiker oder die Erbsünde zu seinem besondern Mittel der Erbauung gebrauchen, ja selbst dann, wenn er auf diese besondere Gestalt, worin sich ihm die Lehre des Meisters befruchtend erwiesen hat, mehr Wert legen sollte, als recht und für die echte Duldsamkeit wünschenswert ist. . . . Ich muß aber diesem Geständnis [daß er an der Lehre von der Erbsünde ‚nie rechten Geschmack gefunden habe', obgleich er ‚den praktischen Kern derselben' anerkenne] noch ein allgemeines hinzufügen: Obgleich ich mit meinen Überzeugungen entschieden auf die supranaturalistische Seite mich stellen muß, so kommt mir doch gar vieles, was von orthodoxen einzelnen bald dogmatisch bald polemisch im Streit der Schulen wie der Kirchenparteien hervortritt, sehr dürr und hölzern vor, und ich lasse es ruhig beiseite, obgleich viele andere daraus wahre Lebensnahrung ziehen mögen. . . . Da ich einen so weiten Mantel der Zulassung verschiedenartiger Ansichten ausgebreitet habe, so werdet Ihr mir wohl auch da, wo wir verschiedenen Sinnes sein mögen, ähnliche Duldung widerfahren lassen. . . ." Enneccerus, Friedr. K. v. Savigny und die Richtung der neueren Rechtswissenschaft (1879), Anhang 71 f.

[1] Das kurze Sätzlein soll Savignys Mißbilligung des etwas scharfen polemischen Tones andeuten, den Ringseis in dem Buche gegen Dr Schönlein, seinen nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch grundsätzlichen und persönlichen Antipoden, angeschlagen hatte. Savigny war der Polemik überhaupt abgeneigt; daß er hier besonders unzufrieden war, erfuhr Ringseis durch Bettina v. Arnim.

[2] Vgl. Enneccerus, Friedr. K. v. Savigny 21.

gerechten Sinn, daß er durch dieses Gesetz selbst die Gerichtsbarkeit und das Verfahren der katholisch-geistlichen Gerichte ausdrücklich erhalten und anerkannt wissen wollte. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß der betreffende Teil des Entwurfes in Preußen nicht zum Gesetz gediehen ist, aber der Entwurf selbst, veröffentlicht in Savignys „Vermischten Schriften" (Bd V), bleibt ein Denkstein der gerechten und versöhnlichen Gesinnung, die Savigny für die katholische Kirche im großen sich stets bewahrt hat.

Noch der letzte Brief des 80jährigen Gelehrten an seinen Münchner Freund, der vom 15. Februar 1859, enthielt ein Wort zur religiösen Versöhnung. Ringseis, nach einer kurzen Abirrung in jungen Jahren, war ernst kirchlicher Katholik im vollen Sinne des Wortes, aber niemals sah er sich dadurch in der Freiheit beeinträchtigt, mit achtbaren Anhängern anderer religiöser Meinungen gesellschaftlich und freundschaftlich zu verkehren. Als 1856 in seinem Hause ein geistliches Schauspiel zur Aufführung kam, das seine geniale Tochter, die bekannte Dichterin Emilie Ringseis, zur Verfasserin hatte, saß unter den Zuschauern, zugleich mit dem päpstlichen Nuntius, der Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums, G. C. A. v. Harleß. Sein Bruder, der Professor der Physiologie Dr Emil Harleß, hatte in dem geistlichen Festspiel neben der Tochter des streng katholischen Hauses die männliche Hauptrolle zu spielen übernommen. Von diesem und ähnlichem hatte Ringseis dem alten Familienfreund nach Berlin geschrieben, und Savigny antwortete nicht ohne deutlich sich kundgebende innere Genugtuung:

„Die Schilderung der dramatischen Tätigkeit in Ihrem Hause hat uns große Freude gemacht, und ich bitte Sie, Ihren Künstlerinnen unsere Anerkennung auszusprechen. Besondern Anteil nehme ich an der freundlichen Annäherung von Rom und Wittenberg, wozu jene Kunstleistung hingeführt hat. Das Gegenstück dazu bildet die durch die Zeitungen bekannt gewordene lange und sehr freundliche Begegnung Sr Heiligkeit mit unserer Königin in der Vatikanischen Bibliothek."

„Verbrüderung oder Befreundung der verschieden Glaubenden", dabei „ruhiges Beiseitelassen dessen, was in der dogmatischen Lehre der Kirchen dem subjektiven Ermessen dürr und hölzern vorkommt, obgleich viele andere daraus wahre Lebensnahrung ziehen mögen", und auf solchem Grunde eine „freundliche Annäherung zwischen Rom und Wittenberg": das wäre somit die religiöse Weisheit, zu welcher Savigny nach einem Gelehrtenleben von über 80 Jahren sich zu erheben vermocht hat. Das Ergebnis demütiger Forschung in den Quellen der Offenbarung war dieses nicht. „Gehet hinaus in alle Welt", sprach Christus zu dem von ihm gebildeten Lehrkollegium der Apostel unter Berufung auf seine göttliche Allgewalt, „lehret alle Völker und lehret sie alles halten, was ich euch gesagt habe", und: „Siehe, ich bin bei euch bis an das Ende der Zeiten." Christus wußte nichts von einer Religion des Gefühls ohne fest umgrenztes Dogma (vgl. Mt 5, 18 19). Paulus aber wundert sich (Gal 1, 7) über diejenigen, welche das auf dem Wege des kirchlichen Lehramtes empfangene Evangelium so leicht „vertauscht haben mit einem andern Evangelium". „Aber es gibt kein

anderes! Nur sind einige, die euch verwirren und das Evangelium Christi umstoßen."

„Die freudige Anerkennung des Guten in denen, die anderer Partei und Gesinnung sind", ist etwas ganz Katholisches. Bei den Katholiken in Landshut hatte Savigny dies gefunden; es begegnete ihm bei Ringseis, Sailer und Klemens Brentano; nicht in protestantischen Kreisen hatte er es gelernt. Aber das Widerstreben, an ein fest gegebenes Dogma sich zu binden und einem von Christus gesetzten obersten Lehramt sich zu unterwerfen, war ihm von seiner protestantischen Erziehung verblieben. Daraus ergab sich ein Kompromiß. Nachdem Savigny einmal der Wahrheitsatmosphäre nahegekommen war, die von der katholischen Kirche ausgeht, und ihre Anziehung mächtig in sich empfand, suchte er mit Freundschafts- und Achtungserweisen sich abzufinden und dadurch sich selbst darüber zu beruhigen, daß er in sich nicht die Kraft fand, nach Pauli Wort (2 Kor 10, 5) „den stolzen Geist gefangen zu geben in die Gefolgschaft Christi".

Otto Pfülf S. J.

Rezensionen.

Apologie des Christentums. Von Dr **Paul Schanz.** Erster Teil: Gott und die Natur. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8⁰ (VIII u. 792) Freiburg 1903, Herder. *M* 8.—

Bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1887 traten die drei Bände der Apologie von Schanz noch in ziemlich schmächtiger Gestalt dem Leser entgegen; denn der Verfasser hatte das Publikum in Verdacht, daß es „dicke Bücher nicht gern kauft und liest“. Seither hat indes das Publikum diesen Verdacht in glänzender Weise widerlegt. Wenn die stark vermehrte zweite Auflage in nicht allzu vielen Jahren vergriffen ist und die dritte wiederum um ein Bedeutendes erweitert in die Welt gesandt werden kann, so möchte der Beweis erbracht sein, daß unter Umständen das Publikum dicke Bücher sogar lieber kauft als dünne, dann nämlich, wenn das dicke Buch gut gearbeitet ist und das Anschaffen von ein paar Dutzend Monographien und Broschüren erspart. Beides aber läßt sich mit gutem Recht von dem vorliegenden Bande sagen.

Der inneren Anlage nach ist das Buch im wesentlichen unverändert geblieben. Nach zwei einleitenden Kapiteln (S. 1—86) über Apologie und Apologetik und deren Geschichte folgen zunächst die Beweise für das Dasein Gottes (S. 86—514), und zwar der Beweis aus der allgemeinen Überzeugung des Menschengeschlechtes, der kosmologische, teleologische, moralische Beweis. Dann wird von der menschlichen Seele und ihrer Unsterblichkeit gehandelt, worauf eine Erörterung der Schwierigkeiten, welche gegen die ersten Kapitel der Genesis erhoben werden (Begriff der Schöpfung, Sechstagewerk, Weltsystem, Einheit und Alter des Menschengeschlechts, Sündflut), den Schluß bildet.

Was die Apologie des hochw. Verfassers vor andern ähnlichen Werken auszeichnet, ist nicht sowohl das spekulative Element, die scharfe Fassung der Begriffe und Beweise und die Diskussion derselben nach der logischen Seite hin. Aber kaum anderswo wird man eine ähnlich eingehende Berücksichtigung und Verwertung der neueren positiven Wissenschaften finden. Schon bei flüchtigem Einblick in das Werk ist man überrascht durch die Masse der verwerteten Literatur und durch den Reichtum der Kenntnisse, den der Verfasser auf allen Gebieten besitzt, die mit der Theologie Berührungspunkte haben. Katholische wie akatholische Werke sind herangezogen, die Kirchenväter kommen zu Wort, wie die Vertreter der modernen vergleichenden Religionswissenschaft und Ethnographie, besonders aber finden die Naturwissen-

schaften eingehende Berücksichtigung. Trotzdem aber steht man keineswegs einer wirren Zitatensammlung gegenüber. Die behandelten Gegenstände sind vielmehr reiflich und eingehend überdacht und durchweg — soweit das Apologetische in Frage kommt — in treffender Weise beurteilt.

In doppelter Weise finden die positiven Wissenschaften Berücksichtigung. Einmal, indem die Schwierigkeiten, welche aus ihnen gegen Gottesglauben und Christentum hergeleitet werden, eingehend vorgeführt und beantwortet werden. So kommen z. B., nachdem gezeigt worden ist, wie die allgemeine Überzeugung der Menschheit auf das Dasein Gottes hinweist, der Reihe nach all die verschiedenen Versuche, jene Überzeugung und die Entstehung der Religion auf andere Weise zu erklären, zu ausführlicher Besprechung; und die Haltlosigkeit jener Versuche und Theorien ist in durchweg befriedigender Weise dargelegt. Ferner aber werden die Ergebnisse der Naturwissenschaften auch in positiver Weise zum Aufbau namentlich des sog. kosmologischen und teleologischen Gottesbeweises verwandt. So bewegen sich die vier umfangreichen Kapitel, in welchen der kosmologische Beweis geführt wird (S. 174—403), mit möglichster Umgehung von Spekulation und dialektischen Darlegungen, ganz auf dem Gebiet der naturhistorischen Tatsachen. Ein Kapitel „Anfang und Ende" zeigt, wie gerade die neueren Entdeckungen und naturwissenschaftlichen Grundanschauungen die Möglichkeit bieten, den zeitlichen Anfang der Welt nachzuweisen. Die drei folgenden Abschnitte führen mit Entfaltung eines reichen Wissens näher aus, daß die großen Tatsachen der Entstehung des Lebens auf der Erde, der Mannigfaltigkeit der Tier- und Pflanzenformen, des Unterschiedes zwischen Tier und Mensch trotz aller Entwicklungstheorien sich ohne Gott nicht erklären lassen. In ähnlicher Weise geht die Darlegung des teleologischen Beweises fast ganz auf in dem Nachweis von Zweckmäßigkeiten auf anorganischem, organischem, geistigem Gebiet, und ebenso verhält es sich in den übrigen Abschnitten des Buches. Überall die Entfaltung einer weitausgedehnten Gelehrsamkeit, allerdings muß man hinzusetzen, daß im Streben nach möglichstem Zusammendrängen des Stoffes der Nachteil nicht immer ganz vermieden ist, der nach Horaz mit der Kürze leicht verbunden ist. Mitunter wird beim Leser etwas gar viel vorausgesetzt. Es ist manchmal eine Gelehrsamkeit ähnlich der des Verfassers erfordert, damit man alle die Andeutungen und Anspielungen verstehe, die im Text zusammengedrängt sind.

Nicht in demselben Grad wie die Ausführungen positiver Natur befriedigen die spekulativen Darlegungen, namentlich in der Polemik gegen die Scholastik. Wir glauben nicht, daß die betreffenden Ansichten in den Kreisen der scholastisch gebildeten Leser viele Proselyten machen werden. Im Gegenteil, wenn wir z. B. lesen, die Scholastik habe den Menschen ein „vernünftiges Tier" (animal rationale) genannt, so meinen wir den Professor der scholastischen Theologie schon vor uns zu sehen, wie er unwillig mit dem Kopf schüttelt. „Tier" heißt bei den Scholastikern brutum, dagegen ist animal ein generischer Begriff, der den homo und das brutum umfaßt. Auch die Begriffe sind manchmal in anderem Sinne gefaßt als bei den Scholastikern. So nimmt S. 128 der Verfasser den Begriff Glaube als gleichbedeutend mit Religion, während sein Gegner ihn im engeren Sinne

faßt als Bezeichnung für jene Tugend, kraft welcher man für wahr hält, was Gott geoffenbart hat. Eine besondere und weitläufig verteidigte Lieblingsansicht ist namentlich die von Kuhn übernommene Auffassung, daß die Gottesbeweise eine Idee von Gott schon voraussetzen. Wir gehen auf die Sache nicht ein. In die Apologetik gehört sie eigentlich nur als Nebenwerk hinein; wir müssen die apologetischen Beweise jedenfalls so führen, daß wir von der Wahrheit oder Unwahrheit jener Ansicht Umgang nehmen. Im übrigen meinen wir nicht gar so viel Gewicht auf diese und ähnliche Dinge legen zu sollen.

Allen, die apologetische Vorträge zu halten haben, oder sich sonst einen Überblick über die neueren religiös-wissenschaftlichen Kontroversen verschaffen müssen, darf das gelehrte Werk bestens empfohlen werden.

C. A. Kneller S. J.

Union de l'Église Grecque-Ruthène en Pologne avec l'Église Romaine conclue à Brest, en Lithuanie, en 1596. Par Msgr ***Édouard Likowski,*** Évêque auxiliaire de Posen. Traduction approuvée par l'auteur. gr. 8° (XXIV u. 520) Paris (ohne Jahr), Lethielleux. *Fr.* 10.—

Die Wiedervereinigung der getrennten Religionsgemeinschaften des Ostens mit dem Haupte der Christenheit ist eines der großen Anliegen und eine der schönsten Hoffnungen der Kirche. Was zur Verwirklichung führen kann, ist heute nicht mehr Fürstenmacht noch Fürstengunst, sondern nur eine von verschiedenen Quellpunkten ausgehende, allmählich anwachsende geistige Strömung im Schoße der Völker. Bewegungen dieser Art pflegen angeregt oder befördert zu werden durch die Einsicht bevorzugter Geister, welche für große Auffassungen fähig und wirksamen Impuls auf die Umgebung auszuüben mächtig sind. Solche zu wecken und für die große Sache mit Wärme zu erfüllen, ist kaum etwas geeigneter als die parteilose und quellenmäßige Darlegung der Vorgänge, welche zur Trennung geführt, sowie der mehr oder minder erfolgreichen Versuche, welche die Wiedervereinigung einzelner getrennter Gemeinschaften wirklich möglich gemacht haben.

Um der Wiedervereinigung den Boden zu bereiten, muß aber auch die abendländische Christenheit aus ihrer Gleichgültigkeit herausgerissen und mit Teilnahme für das Werk der Union erfüllt werden. Sie muß dazu lernen, nebst der im Seeleneifer sich bekundenden christlichen Liebe die volle und strenge Gerechtigkeit hochzuhalten gegen die Bekenner anderer Riten als des lateinischen. Es handelt sich dabei keineswegs bloß um die schmerzlichen Sympathien, auf welche die zu Boden getretenen Überreste der unierten Ruthenen Rußlands den reichlichsten Anspruch haben. Die Geschichte dieser die Stürme von drei Jahrhunderten überdauernden Union soll vielmehr die Beweggründe zum Bewußtsein bringen, die Schwierigkeiten kennen lehren, die begangenen Fehler aufdecken und die Wege des Gelingens zeigen für eine Wiedervereinigung mit den Kirchen des Zarenreiches und der Balkanstaaten im großen und auf immer. Alles, was in dieser Richtung durch die geschichtliche Forschung Gutes beigebracht und Tüchtiges

geleistet wird, ist daher nicht nur wissenschaftliche Errungenschaft, sondern zugleich ein wahrer Dienst für die Kirche und eines ihrer größten und heiligsten Anliegen.

Bahnbrechend war in dieser Art das Werk des Benediktiners Dom Guépin über den heiligen Märtyrer Josaphat, unierten Erzbischof von Polock († 1623), das aus Anlaß der von Pius IX. 1867 vorgenommenen Heiligsprechung 1874 ans Licht trat und von unerwartetem Erfolge begleitet war. Diesem Anstoße folgend, haben damals auch diese Blätter (Bd X—XII) in einer Reihe von Aufsätzen für die 1596 zu Brest abgeschlossene Union und das Schicksal der unierten Ruthenen die Sympathien ihrer Leser zu wecken gesucht. Das dritte Zentenar des bedeutsamen Vorganges von Brest (1896) hat nun dem gelehrten Weihbischof von Posen, der schon 1875 mit einer vollständigen „Geschichte der Union der Ruthenischen Kirche" hervorgetreten war, die Feder in die Hand gedrückt, um Dom Guépins Darstellung nicht unwesentlich zu ergänzen, und das schöne Werk, ursprünglich in polnischer Sprache geschrieben, ist jetzt durch Übersetzung ins Französische weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Aber nicht wie bei Dom Guépin bildet der hl. Josaphat den Mittelpunkt, vielmehr die Union von Brest mit ihren geschichtlichen Voraussetzungen, Vorspielen, Begleitumständen und Erprobungen, von den ersten Anregungen an bis zu einer nach schweren Kämpfen endlich gesicherten Existenz.

Das Werk ist durchaus wissenschaftlich gearbeitet, quellenmäßig, parteilos, in würdiger und anziehender Darstellung. Für viele Leser dürfte da eine ganz neue Welt sich auftun. Zu den überaus verwickelten politischen Verhältnissen Polens gesellen sich die fremdartigen Einrichtungen des russischen Kirchenwesens. Wie merkwürdig sind doch jene einflußreichen religiösen Gilden, die, durch die konstantinopolitanischen Patriarchen zu exemten „Stauropigien" erhoben, Erzbischöfe und Bischöfe zu terrorisieren sich herausnehmen durften! Wie merkwürdig Erscheinungen von der Art jenes fast hundertjährigen Fürsten Ostrogski! Nicht zufrieden, als Staatsmann und Krieger in die öffentlichen Verhältnisse eingegriffen zu haben, läßt er sich von dem unseligen Ehrgeize beherrschen, nach seinem Sinne auch die Kirche zu regieren. So ist er, der auf Jahrhunderte hinaus und für Millionen zum Segen hätte werden können, für sein Vaterland zum Störenfried und für die Kirche zum Fluch geworden. An diesem einen Mann hing es, ganz Rußland der Einheit der Kirche zuzuführen; an ihm ist es gescheitert.

Auf seiten der Unierten überrascht die reiche und achtunggebietende polemische Literatur, und der Leser freut sich, auch hier einem Kreise eigenartiger, machtvoller und würdiger Persönlichkeiten zu begegnen, die den bedeutendsten Vertretern des lateinischen Ritus in ihren Tagen um nichts nachstanden. Da ist der begabte und tätige Bischof Terletsky von Loutsk, welchem ein Hauptverdienst beim Zustandekommen der Union zuzumessen ist, und das Gegenstück zu ihm, der leider viel zu spät für die Union gewonnene schismatische Pseudobischof Melecius Smotjyski, unter den Agitatoren gegen die Union der gewandteste, unter den schriftstellerischen Verteidigern derselben nachmals der beredteste und formvollendetste. Reiner und heller strahlt der Ruhm der drei Männer, welche berufen waren, durch unsagbare Kämpfe und Leiden die Sicherstellung der bereits

geschlossenen Union zu erkaufen. Es sind die Metropoliten von Kiew, Adam Pociey, 1599—1614 (vorher Bischof von Wladimir), und Welamin Routski, 1614—1637, und neben dem letzteren sein heiliger Freund Josaphat Kuncewicz, Erzbischof von Polock — wahrhaft große Männer, jeder merkwürdig in seiner Art.

Als origineller Charakter von bewunderungswürdiger Ursprünglichkeit, Kraft und Frische fesselt insbesondere Adam Pociey. Man anerkennt sein pflichttreues und unermüdliches bischöfliches Wirken, aber es ist doch mehr der kühne Haudegen im heiligen Kampf, der Mann mit dem sichern Blick, der rasch entschlossenen Tat und der derben Offenheit, was bei ihm zur Geltung kommt. Eines solchen Mannes hatte es gerade bedurft. Man versteht aber wohl, wie dem milden Kirchenfürsten unserer Tage die mehr priesterlichen Gestalten eines hl. Josaphat und eines Welamin Routski sympathischer erschienen, so daß er ausführlicher und liebevoller bei ihrem Bilde verweilt. War Pociey der Kämpfer, so sind sie die Märtyrer, der eine mit seinem Blut, der andere mit seinen Tränen.

Dem hochwürdigsten Herrn Verfasser wird niemand das Zeugnis versagen können, daß er mit wirklich historischem Blick die Verhältnisse überschaut und daß er sachlich, billig und gerecht sein Urteil fällt. An zwei Punkten aber könnte vielleicht unter dem Eindrucke des äußeren Tatbestandes, wie er in den Umrissen schmucklos dargelegt ist, ein unbedachter Leser verleitet werden, von dieser Höhe und Ruhe des Urteils abzuirren.

Wenn ein im Schisma ergrauter, in allen Machenschaften der Unionsfeinde gründlich erfahrener Mann wie Melecius Smotzyski, nachdem die Gnade ihn selbst den Weg zur kirchlichen Einheit hatte finden lassen, in Bezug auf die breite Masse des Volkes dem evangelischen compelle intrare das Wort redete, wenn der so klar blickende Adam Pociey nach derselben Seite neigte, wenn der sanfte hl. Josaphat wie auch der schwächliche Metropolit Michael Rahoza wiederholt die öffentliche Gewalt zum Schutze der kirchlichen Rechte anzurufen sich genötigt sahen, so liegt es der modernen Oberflächlichkeit nur allzu nahe, sofort über Geistestyrannei und blinden Fanatismus Klage zu erheben. Zwangsweise ist jedoch die Union nirgends durchgeführt worden. Die Staatshilfe beschränkte sich auf Abwehr des Unrechts und Aufrechterhaltung der Ordnung, und selbst diese Unterstützung ist den Unierten nur in geringem Umfange zu teil geworden. Um aber Ratschläge, wie sie gegeben wurden, richtig zu würdigen, muß die Eigenart des Volkes vor Augen gehalten werden und die Stufe geistiger und moralischer Entwicklung, auf welcher es sich zur Zeit befand. Wer das Volk, seine Art und Geschichte recht begreift, wird jene Ratschläge sowohl vom Standpunkt der praktischen Klugheit wie von dem des Rechts und der Volkswohlfahrt gerechtfertigt finden.

Ungleich häufiger und nachdrücklicher kann man in dem vorliegenden Werke der Klage begegnen, daß der größte Teil des ruthenischen Adels, statt, wie er es gekonnt hätte, der Union zur Stütze zu gereichen, dem griechischen Ritus ganz entsagte, um zum lateinischen Ritus überzugehen. Es wird diese Erscheinung hauptsächlich dem Einflusse der damaligen polnischen Jesuiten zugeschrieben, und so ruhig und sachlich die öfter wiederkehrende Darlegung auch geschieht, so ist der bleibende Eindruck schließlich doch der einer schweren Anklage und einer ernsten Verantwortlichkeit für die damals im Königreiche Polen arbeitenden Jesuiten.

Daß dem Jetztlebenden, der nach den Erfahrungen von drei Jahrhunderten auf jene Vorgänge zurückblickt, die Loslösung des mächtigen Adels fast in seiner

Gesamtheit von der Sache der Union als nachteilig und verhängnisvoll erscheint, steht außer Zweifel. Allein bevor diese Erfahrungen von Jahrhunderten gemacht waren, konnten gar wohl triftige Gründe vorliegen, an der Lebensfähigkeit der Union zu zweifeln und aus dieser wie aus andern berechtigten Rücksichten die Übertritte mächtiger Familien zum lateinischen Ritus zu begünstigen. War doch das brennendste Interesse für die damaligen Katholiken Polens die Abwehr des feindlich vordrängenden Protestantismus. Die Jesuiten befanden sich bei ihrem Vorgehen durchaus im Einverständnis mit dem polnischen lateinischen Episkopate und mit der vorherrschenden Stimmung unter den kirchlich gesinnten Katholiken des Reiches. Erwägungen der allerverschiedensten Art, und nicht bloß Rücksicht auf zeitliches Vorankommen, konnten dem jungen Adel des Reiches den Übergang zum lateinischen Ritus empfehlenswert erscheinen lassen — auch ohne jede Beeinflussung durch Jesuiten. Da entsteht nun die Frage, worauf in aller Welt so ein armer Jesuit sich hätte stützen sollen, um einem Herrn des polnischen Adels, der mit Rücksicht auf sein Seelenheil den Übertritt zum lateinischen Ritus mit Entschlossenheit begehrte, solchen zu verwehren. Solang ein päpstliches Verbot nicht vorlag und der gesamte lateinische Episkopat Polens diese Übertritte gerne sah, war es nicht Sache der einzelnen Ordenspriester, sich solchen Übertritten entgegenzustellen. Sie hatten nicht Recht und Befugnis dazu und auch nicht die Macht. Es handelte sich nicht um vereinzelte Fälle, sondern um eine große Bewegung, welche den gesamten ruthenischen Adel mit fortriß. Auch konnte eine solche Erscheinung, während sie der ruthenischen Union, für sich allein betrachtet, sich nachteilig erwies, nach anderer Seite hin für die Kirche, und vorab die kirchlichen Angelegenheiten Polens, als großer Vorteil erscheinen. Entscheidend war aber wohl in den meisten Fällen die Rücksicht auf die Seelenbedürfnisse der einzelnen. Anderseits lag es freilich innerhalb der Pflichtensphäre der unierten Bischöfe, die Augen des obersten Hirten auf diese Angelegenheit hinzulenken und den Papst die Nachteile erkennen zu lassen, welche von dieser Seite für die Union erwuchsen. Es ist ein neuer Beleg für die traditionelle Weisheit Roms und den besondern Beistand von oben, dessen der Statthalter Christi sich zu erfreuen hat, daß nach einigen Jahren des Schwankens inmitten aller Wirrsale das Richtige erkannt und die erforderliche Maßregel angeordnet wurde.

Soviel geht freilich aus der Sache hervor, daß man von seiten der Katholiken Polens die Bedeutung der Union für die Gesamtkirche und für die kirchliche Zukunft nicht nach ihrer ganzen Tragweite zu würdigen wußte und näherliegenden Vorteilen deshalb oft den Vorzug gab. Überhaupt ist kein Zweifel, daß Polen, wie es um das Zustandekommen der Union sich manches Verdienst erworben, so nachher an derselben auch viel gesündigt hat.

Männer wie Possevin, Skarga, Herbest usw. hatten die Bedeutung der Union richtig gewürdigt, aber auch sie würden vielleicht kaum gewagt haben, dem mächtigen Zuge des ruthenischen Adels zum lateinischen Ritus sich zu widersetzen. Mehr noch haben ihre späteren Ordensbrüder gegründeten Titel, Schuld und Verantwortung in dieser Sache von sich abzulehnen.

Wenn wir heute im stande sind, diese Dinge klarer und richtiger zu überschauen als diejenigen, die vor 300 Jahren mitten im unruhigen Gewoge des Kampfes standen, so danken wir dies den fleißigen Erforschern der Vergangenheit, den einsichtsvollen Geschichtschreibern, welche jenen lehrreichen Vorgängen ihre

Studien geweiht haben. Unter diesen um die Sache der Wissenschaft wie um die der Kirche hochverdienten Forschern gebührt dem Verfasser des hier angezeigten Werkes für immer ein Ehrenplatz. O. Pfülf S. J.

Christentum und Kirche im Kampfe mit der Sozialdemokratie. Ein offenes Wort von Dr **Franz Heiner,** Universitätsprofessor. gr. 8[0] (138) Freiburg 1903, Charitasdruckerei. *M* 1.50

Man hat lange tauben Ohren gepredigt, wenn man die Kulturkämpfer auf die „neue Macht" hinwies, die verderbendrohend heranwachse, während die berufenen Hüter des Vaterlandes nichts Wichtigeres zu tun hätten, als den einzigen widerstandsfähigen Bundesgenossen zu entwaffnen und zu knebeln. Nach den letzten Reichstagswahlen schien an den verantwortlichen Stellen die Geneigtheit, den warnenden Stimmen Gehör zu schenken, im Wachsen begriffen. Wird es auch jetzt wieder bei frommen Wünschen bleiben? Der Verfasser des vorliegenden „offenen Wortes" sucht dieser sehr naheliegenden Gefahr zu begegnen, indem er nicht nur darauf dringt, daß etwas geschehen müsse, sondern fest und klar sagt, was zu tun sei.

Seine Berechtigung, ein solches Wort im gegenwärtigen Augenblick zu sprechen, hat er vollauf nachgewiesen. Schon vor 13 Jahren erschien eine Schrift: „Die soziale Gefahr und die freie Kirche. Ein offenes Wort an das christliche deutsche Volk und seine Vertreter von einem Universitätsprofessor" (Paderborn 1890). Darin wurde das weitere Anwachsen der sozialen Gefahr, wie wir es jetzt als Tatsache vor Augen haben, bestimmt vorausgesagt, wenn nicht eine gründliche Umkehr in der Kirchenpolitik stattfinde. Als Verfasser jener warnenden Stimme bekennt sich jetzt Prälat Professor Heiner, und aus dem Eintreffen seiner Vorhersage von damals, bald werde jede dritte Stimme bei der Reichstagswahl eine sozialdemokratische sein, leitet er die Befugnis ab, seine Warnung und seinen Vorschlag zur Rettung in neuer Form und mit neuen Gründen nochmals zur Erwägung zu stellen.

Daß der jetzige Kurs nicht mehr weit hat bis zum Abgrund, wird kaum noch geleugnet. Daß weltliche Bildung und liberale Wissenschaft, materieller Fortschritt und physische oder politische Machtmittel kein Heil versprechen, ist ebenso einleuchtend. Die Wurzel der Gefahr liegt auf moralischem und religiösem Gebiete. Man sollte darum meinen, es verstehe sich von selbst, daß die Lenker des Reiches und der Staaten den ethischen Kräften des Christentums ohne Rücksicht auf die konfessionellen Unterschiede bereitwilligst Luft und Licht gewähren würden, damit sie ihre Wirksamkeit in der ihrer Natur entsprechenden Weise entfalten können, d. h. frei von polizeilichen Fesseln und kleinlicher Bevormundung durch Organe, die für Wesen und Bedingungen dieser Wirkungsweise großenteils weder Sinn noch Verständnis noch Wohlwollen haben. Leider geschieht teilweise das gerade Gegenteil. Hat auch der offene Kulturkampf abgewirtschaftet, so steht der kaum weniger leidenschaftliche „Kampf gegen Rom" desto üppiger in Blüte. Ein gewisses Christentum würden sich manche Staatsmänner als Schutzmittel gegen den Umsturz gern gefallen lassen, aber es darf um keinen Preis das „ultramontane", d. h. das römisch-katholische sein.

Nach diesem Gedanken wird noch immer in vielen Zweigen der Gesetzgebung und Verwaltung regiert. Dem entsprechen die vielfachen widersinnigen Fesselungen, gegen welche sich der Verfasser mit beredten und beweiskräftigen Worten entrüstet. Er widerlegt die abgedroschenen Einwände und Schlagwörter, als da sind: Priesterherrschaft, Rücksicht auf den konfessionellen Frieden und ähnliche. Dabei geht seine Ansicht nicht dahin, daß Religion und Kirche allein alles leisten und die ganze soziale Gefahr aus alleiniger Kraft beschwören könnten und müßten. Es blieben für den Staat auch dann, wenn er auf das Amt des Sakristans und Kirchenvogts verzichten wollte, noch Aufgaben genug auf seinem eigenen Gebiete zu lösen, um die rechtlichen, sozial-politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in gesündere Bahnen zu lenken. Suum cuique gilt auch hier, und doppelt gerecht und überzeugend sind darum die Klagen des Verfassers über das trostlose Schauspiel, daß die Regierungen einen Teil ihrer Kraft damit vergeuden, die ordentliche Seelsorge der Katholiken auf Schritt und Tritt zu bevormunden, die außerordentliche durch Missionen, Ordensniederlassungen, religiöse Vereine (Kongregationen) einfach zu verbieten.

Dabei hütet er sich wohl, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Er gönnt den andern Konfessionen alle Freiheit und alle Förderung, auf die er für die katholische Kirche Anspruch erhebt. Er wendet sich (S. 40) besonders an die konservativen Protestanten, um ihnen klar zu machen, daß sie von einer freien katholischen Kirche nichts zu fürchten haben. „Das Band der Liebe Christi muß alle gläubigen Elemente in Deutschland umschlingen. Wir müssen gemeinschaftlich wieder Religion ins Land schaffen und dadurch den Umsturzparteien den Boden entziehen." ... Leider ist infolge der jahrelang fortgesetzten Hetze gegen alles Katholische die Zahl jener Protestanten, die einem solchen Gedanken zugänglich wären, in unaufhaltsamem Schwinden begriffen. Der Evangelische Bund mit seiner Parole, daß die schwarze Gefahr drohender sei als die rote, beherrscht das Feld. Aber auch wenn der augenblickliche Erfolg ausbleiben sollte, hat sich der Verfasser ein großes Verdienst erworben durch seine freimütige Aussprache. Sie liest sich jetzt wie ein Kommentar zu dem entsprechenden Teile der ersten Enzyklika unseres Heiligen Vaters Pius X., worin er mit Bestimmtheit voraussagt, daß ohne jene moralisch-religiöse Umkehr, für welche Professor Dr Heiner im einzelnen den Weg angibt, alle Mühe und Macht der Menschen erfolglos sein wird. Mögen darum wenigstens die verantwortlichen Machthaber, die Gesetzgeber in den Parlamenten und an hohen Stellen, sich die Warnung zu Herzen nehmen!

M. Reichmann S. J.

Sphaera. Neue griechische Texte und Untersuchungen zur Geschichte der Sternbilder. Von **Franz Boll.** Mit einem Beitrag von **Karl Dyroff**, sechs Tafeln und neunzehn Textabbildungen. 8° (XII u. 564) Leipzig 1903, Teubner. *M.* 24.—

Den Grundstock dieses gelehrten, von der Verlagshandlung auf das splendideste ausgestatteten Werkes bilden Exzerpte aus einer astrologischen Schrift

des „Agareners Teukros von Babylonien", welcher dem ersten nachchristlichen Jahrhundert anzugehören scheint und von Porphyrius und Psellos als astrologischer Schriftsteller genannt wird. Zur Herstellung eines astrologischen Sammelwerkes hat der in Ägypten lebende Astrolog Rhetorios Ende des 5. oder Anfang des 6. Jahrhunderts mit kleinen Kürzungen, aber ohne eigene Zutaten, den Text des Teukros aufgenommen und er bildet für uns, abgesehen von einer kleinen Zusammenfassung aus Teukros in einer Oxforder Handschrift, den einzigen Kanal des in vieler Beziehung merkwürdigen Textes. Aus astrologischen Sammelhandschriften, teils in München und Berlin teils in Paris und dem Vatikan, vorzüglich aber aus der der Laurentiana angehörigen ältesten, noch erhaltenen, astrologischen Handschrift hat der, nebst W. Kroll und F. Cumont, an der Abfassung des Catalogus codicum astrologicorum graecorum beteiligte Verfasser diese Texte glücklich ausgeschieden, trefflich erläutert, ihr gegenseitiges Verhältnis und die Art ihrer Überlieferung näher untersucht. Aber nur um einen bestimmten Teil der Teukrostexte war es ihm für jetzt zu tun, um jenen, in welchem die Sternbilder angegeben werden, die gleichzeitig mit und neben den verschiedenen Zeichen des Tierkreises bzw. ihren Drittelsteilen, den 36 „Dekanen", am Himmel aufgehen, die Paranatellonta. Für Teukros als Astrologen verband sich damit die Feststellung der Bedeutung und Wirkung, welche dies habe für den unter dem betreffenden Zeichen des Tierkreises Geborenen; für den Verfasser aber war schon die Liste der Paranatellonta (der gleichzeitig mit einem Tierkreiszeichen am Himmel aufgehenden Sternbilder) von großer Bedeutung; denn sie enthielt Namen von Sternbildern, die bis jetzt überhaupt unbekannt waren, und warf unverhofftes Licht auf die ganze Geschichte der Sternbilder und damit auf die Entwicklung der Astronomie bei den ältesten Kulturvölkern. Um die Tragweite seiner Texte in dieser Hinsicht darzutun und sie sofort wissenschaftlich auszuwerten, hat der Verfasser neben der gesamten altgriechischen und römischen Literatur auch die babylonische und ägyptische Altertumskunde sorgfältig herangezogen und sogar mehrere bedeutsame Monumente, wie die beiden Darstellungen der astrologischen Sphäre und des Tierkreises im Tempel zu Dendera, das sog. „Planisphär Bianchinis", und eine im letzten Abschluß des 19. Jahrhunderts noch in Ägypten aufgefundene astronomische Platte in sorgfältiger Abbildung beigegeben.

Aus dem reichen, nach vielen Seiten hin anregenden Inhalte der gelehrten Untersuchungen lassen sich die folgenden Hauptpunkte als ziemlich gesichert hervorheben:

1. Die ursprünglichen astronomischen Kenntnisse bei den alten Völkern weisen alle nach Babylon zurück, ebenso die der Inder und Chinesen wie die der Griechen und Ägypter. Aus Babylon stammt die Zwölfteilung der Ekliptik, der eine entsprechende Teilung des Äquators jedenfalls vorausgegangen war. In Babylon war die Einteilung des Tages in zwölf Doppelstunden zu Hause und die Benennung der einzelnen dieser Stunden nach bestimmten Tieren (ursprünglich wohl kleineren oder größeren Sternbildern in der Nähe des Äquators). Der ganze ostasiatische Duodezimalzyklus kam dahin aus Babylon. Ja das beinahe für die ganze alte Kulturwelt bezeugte Vorkommen eines „Zwölfgötterkreises" führt nach Babylon hin, und „das babylonische Pantheon ist, primär oder sekundär, stellarer Natur". Allen bisherigen Anzeichen

nach ist auch der Tierkreis mit seinen Zeichen babylonischen Ursprungs, wenngleich die endgültige Lösung der Frage noch aus den Keilschriften und babylonischen Denkmälern abgewartet werden muß.

2. Die Astrologie in Ägypten wie in Griechenland und selbst auch in China ist verhältnismäßig späten Ursprungs; auch sie stammt ganz und gar aus Babylon, so daß der Name „Chaldäer" die allgemeine Bezeichnung für Astrologen wurde. In Ägypten hält die neue Wissenschaft Ende des 4. und Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. ihren Einzug im Gefolge der Siegeszüge Alexanders d. Gr., bemächtigt sich hier der einflußreichen Priesterschaft, wird von dieser nationalisiert und in ägyptischem Geiste umgestaltet. Auf dem internationalen Boden Alexandriens kreuzte und vermischte sich dann die ägyptische Vorstellungsweise mit der rein griechischen. Auch Griechenland war von direkten babylonischen Einflüssen nicht frei geblieben und hatte dem Anreiz der astrologischen Wissenschaft um nichts stärker widerstanden als das Reich der Ptolemäer. Wie es scheint, hatte namentlich Berossos dort den Vermittler gemacht, und die Griechen hatten es ihrerseits verstanden, die neuen Vorstellungen in einer ihnen kongenialen Weise ihrem gesamten Bildungskreise einzugliedern. Natürlich konnte es so nicht ausbleiben, daß in der Folge einerseits Ägypten von Griechenland her, anderseits aber auch die griechische Gelehrtenwelt von Alexandrien her in Bezug auf astronomische wie astrologische Anschauungen beeinflußt wurde, wodurch wieder mancherlei Neubildungen sich ergaben.

3. In den literarischen Denkmalen des Altertums tritt demzufolge eine deutlich verschiedene Betrachtungsweise des Himmelsgewölbes uns entgegen. Auf der einen Seite steht die rein griechische, wie sie bei Hipparch und Arat zum Ausdruck kommt und in fester Tradition von Eudoxos bis Ptolemaios reicht, mit der Tendenz, die Sternbilder zwar zu vereinfachen, aber festzuhalten. Dies ist die Sphaera graecanica, das Himmelsbild nach der Art und Anschauung der Griechen. Ihr steht eine andere fremdartige gegenüber, die um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts von Ägypten her in Rom Einfluß gewann, welche zwar die gemeingriechische Auffassung und Überlieferung zu Grunde legt, dieselbe aber mit zahlreichen ägyptischen und babylonischen Elementen vermengt. In der ganzen Tendenz der Astrologen lag es ja auch, die Sternbildnamen möglichst zu häufen. Selbst unmittelbar nebeneinander erscheinen für ein und dasselbe Bild zwei Namen, die behandelt werden, als ob sie verschiedene Bilder bezeichneten. Der Grund liegt nahe; denn je mehr Namen, desto mehr Möglichkeiten der Vorherverkündigung. Klar geschieden treten diese beiden Himmelsbilder („Sphären") in den leider nur bruchstückweise erhaltenen Werken des P. Nigidius Figulus uns entgegen, der im letzten vorchristlichen Jahrhundert in Rom geschrieben hat. Mit ihm schwindet aus der astrologischen Literatur das „Himmelsbild nach reingriechischer Art". Schon sein Zeitgenosse, vielleicht sein Bekannter, Asklepiades von Myrleia, ist Verfasser einer Sphaera barbarica. Seinen Spuren folgt, vielleicht unter Zugrundelegung eben dieser seiner Schrift, ein Jahrhundert später Teukros, dessen Werk für die ganze weitere Überlieferung der Sphaera barbarica auf griechischem wie orientalischem Boden „das eigentliche Reservoir abgegeben hat".

4. Erst nach diesen und vielen andern Untersuchungen wird es möglich, für die in der mittelalterlichen Literatur vielgebrauchte Bezeichnung der Sphaera barbarica eine zutreffende Begriffsbestimmung zu geben. Vor allem enthält diese eine Aufzählung der Sternbilder, bei welcher mit den den Griechen vertrauten Gestalten ägyptische und babylonische und, infolge der literarischen Weiterentwicklung

im Mittelalter, später auch persische, indische und arabische Elemente sich vermischen. Diese Sternbilder werden aufgezählt als Paranatellonta, d. h. nach ihrem Verhältnisse zur Ekliptik, sowohl nach dem konstanten Verhältnis, der „Länge" der bedeutenderen Sterne eines Sternbildes, als nach der Zeit ihres Aufganges (mit welchem Grade der Ekliptik das Sternbild heraufkomme). Aber nicht nur der Aufgang eines Sternbildes ist für den Astrologen von Bedeutung; für ihn gibt es vier cardines geniturarum, aus welchen das Schicksal des in einem bestimmten Zeichen Geborenen sich erkennen läßt. Kaum minder wichtig als der Aufgang ist der Untergang, die Kulmination und die Gegenkulmination, also ortus, occasus, medium coelum, imum coelum. Auch diese werden in den „Sphären", und so schon bei Teukros, nicht selten mit angegeben, und ein Grund vieler Mißverständnisse ist es geworden, daß man dies außer acht gelassen hat.

Eine solche Sphaera barbarica liegt uns zuerst in den bislang unbekannten Texten des Teukros vor. Die beiden bedeutendsten astrologischen Schriftsteller des römischen Altertums, der Kompilator Firmicus, und der große Dichter der augusteischen Zeit, Manilius, weisen mit unserem Teukrostexte eine nahe Verwandtschaft auf. Die Würdigung des berühmten astrologischen Epikers, der fast ebenso schwach an astronomischen Kenntnissen wie stark an wahrhaft poetischer Gestaltungskraft war, bildet (S. 379—389) mitten unter den gelehrten Untersuchungen eine anziehende Episode, und erst auf Grund dieser Untersuchungen war die Würdigung des Dichters im vollen Umfange ermöglicht.

Auf dem Teukrostexte ruht aber auch die ganze astrologische Literatur des Mittelalters. Die wenigstens sechs Jahrhunderte hindurch verbreitetste und einflußreichste astrologische Schrift, das Introductorium des Ibn Esra, ist in ihrem wichtigsten Teile, der „persischen Sphäre", nichts anderes als die durch drei Sprachen hindurchgegangene Übersetzung des Teukros. Aus einer etwa um 542 entstandenen persischen Übersetzung hatte, wohl um 848, Abu Ma'sar aus Balch den Text des Tinkelos (Teukros) ins Arabische übertragen; der toletanische Jude Ibn Esra (1093—1167) hatte die arabische Schrift ins Hebräische übersetzt, und mit Zuhilfenahme einer 1272 zu Mecheln gefertigten französischen Verdolmetschung ließ Petrus de Abano dieselbe Schrift in lateinischem Gewande erscheinen; unter dem Titel Astrolabium planum wurde sie 1502 zu Venedig anonym gedruckt. In Bezug auf die Folgezeit schreibt der Verfasser selbst: „Die Astrologie wurde von Humanismus und Reformation keineswegs zurückgedrängt, sondern durch den Buchdruck in der umfassendsten Weise weiterverbreitet und in katholischen wie protestantischen Ländern von Astronomen und Laien gepflegt; sie blieb trotz gelegentlichen Widerspruchs bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts eine der großen Lebensmächte. Es versteht sich also von selbst, daß auch die freilich immer dunkler gewordene Kunde, die das Mittelalter von der Sphaera barbarica besaß, der neuen Zeit überliefert wurde." Wie sehr auch in diesen Worten die entschiedene und konsequente Verurteilung der Astrologie durch die katholische Kirche ignoriert oder unterschätzt sein mag, ist es doch sicher, daß diese Geheimwissenschaft, der selbst ein Johann Kepler seinen Tribut noch darbrachte, auf weitere Jahrhunderte hinaus Leben und Literatur vielfach beeinflußt hat. Daraus erhellt aber auch, wie bedeutungsvoll es ist, für diese ganze weit-

verzweigte labyrinthische Literaturgattung durch die neugewonnenen Teukrostexte den festen Ausgangspunkt gefunden zu haben. Unter der entstellenden Kruste, die durch so mannigfaltige Übersetzungen und Rückübersetzungen, durch Mißverständnisse und Textverderbnisse, Zutaten und Auslassungen im Laufe der Jahrhunderte sich angesetzt hat, läßt überall der ursprüngliche Teukrostext seine Spuren durchschimmern, und der nun wiedergewonnene Teukros hilft überall die Mißverständnisse zu lösen, die Namen herzustellen, die Lücken auszufüllen usw. Es ist der Faden des Labyrinthes, den der glückliche und, man darf hinzusetzen, der fleißige Entdecker uns zuwirft.

Nach all dem Gesagten braucht nicht mehr hervorgehoben zu werden, daß für die Literärgeschichte sowohl des Altertums wie des Mittelalters die vorliegenden Untersuchungen von einzigartiger und nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Manches mag in dem Buche dem Astronomen anziehend, vieles dem Assyriologen und dem Ägyptologen bedeutungsvoll sein, den Hauptgewinn trägt jedenfalls die Literärgeschichte, näherhin die Geschichte des Gelehrtentums oder der Büchergelehrsamkeit davon. Dabei verdient es betont zu werden, daß mehrere der großen Väter und Lehrer der Kirche, ein Hippolyt, Klemens von Alexandrien, Irenäus, Eusebius Pamphili, Epiphanius, dem Verfasser manchen wertvollen Baustein geliefert haben, wie hinwieder die Ausführungen der hll. Hippolyt und Irenäus gegen die Astrologen hier erst die richtige Beleuchtung erhalten. Konnte doch Boll (S. 316) der Irenäusausgabe Harveys auf Grund seiner Untersuchungen nicht nur eine bedeutsame Textkorrektur, sondern auch den Vorwurf eines „schauerlichen Unsinns in Text und Noten" entgegenhalten!

Der Reichtum und die vielfältige Verwertbarkeit dieser gelehrten Untersuchungen ist damit den äußersten Umrissen nach angedeutet worden. Es ist nicht Übertreibung, wenn der Verfasser selbst in der Einleitung vorausschickt: „In der Tat gibt es kaum ein Gebiet der griechischen und römischen astrognostischen Literatur, das nicht durch die neuen Funde einen Zuwachs erhielte. Einzelne Züge der Arat- und Eratosthenesüberlieferung, Eudoxos und Ptolemaios, die alexandrinische Sterndichtung wie die antiken und mittelalterlichen Himmelsbilder trifft neues und oft sehr helles Licht." Aber ebenso wahr hat Boll später hinzugefügt: „In das riesige und unförmliche Gebilde der alten Astrologie sind zahllose Steine eingebaut, denen kostbare Spuren alter Kulturarbeit der Griechen wie der Orientalen aufgedrückt sind. Sie auszulösen, in ihren ursprünglichen Zusammenhang zurückzuversetzen und so der historischen Erkenntnis dienstbar zu machen, ist der Wunsch, der uns zur Beschäftigung mit der alten Astrologie treibt."

Der vollen Anerkennung einer fleißigen und ergebnisreichen Gelehrtenarbeit, wie sie hier vorliegt, geschieht kein Eintrag durch die Bemerkung, daß der fast überreiche Inhalt in übersichtlicherer und einfacherer Weise hätte geboten werden können, und daß dies für die Auswertung des Gewonnenen von Vorteil gewesen wäre. Nicht jeder, der über einen bestimmten Punkt sich orientieren möchte, hat Zeit und Lust, dem Verfasser durch alle Schlangenwindungen und Zickzackbewegungen seiner Untersuchungen zu folgen.

Auch einige prinzipielle Bemerkungen sollen nicht ganz unterdrückt werden. Wiederholt nimmt Boll Veranlassung, mit H. Winckler und namentlich mit dessen Werk „Himmels- und Weltenbild der Babylonier als Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker" (1901) sich auseinanderzusetzen, dem er Mangel an Kritik, Oberflächlichkeit und geradezu „Mißbrauch" in Benutzung seiner Quellen zum Vorwurf macht. Dafür spricht er aber diesem selben Schriftsteller die Zustimmung aus zu dem auf Grund solcher „Quellenbenutzung" hergestellten Resultate, und erklärt die von Winckler gegebene Würdigung der Astrologie als die „prinzipiell richtige". Winckler findet aber, „die Astrologie sei in ihrem Ursprunge in der Tat nicht ein Aberglaube, sondern der Ausdruck oder Niederschlag einer Religion und Weltanschauung von imposanter Einheitlichkeit". Damit kann doch wohl kaum etwas anderes gemeint sein als der Gegensatz zur Religion der Offenbarung, die Weltanschauung des Pantheismus, wie sie halb unbewußt zum Ausdruck kommt in der vielgestaltigen Naturvergötterung des alten Heidentums. — Ein anderer Einspruch wird veranlaßt durch die geflissentliche und dabei völlig überflüssige Herabwürdigung des 1680 verstorbenen, um die Wissenschaft hochverdienten P. Athanasius Kircher S. J. Dem Verfasser ist er (S. 454) „der übelberufene Gelehrte", und ist es „aufs höchste zu bedauern, daß ein Denkmal von so hohem Werte (Zeichnung eines ägyptischen Tierkreises, die Kircher in seinem Wissensdrang aus Ägypten sich verschafft hatte) gerade diesem in die Hände fallen mußte". Boll gefällt sich darin, öffentlich zu „gestehen", daß er „eine Zeitlang dem Kircher zugetraut habe, das Ganze einfach erfunden zu haben, trotz der genauen Bezeichnung der fernen Mittelspersonen". Zwar sieht Boll durch die Macht der Tatsachen sich genötigt, Kirchers schlichte Angaben über die von ihm mitgeteilte ägyptische Kopie als „völlig sicher erwiesen" anzuerkennen; er hält es aber für nötig, „trotz der unerwarteten Beglaubigung, die nunmehr eine ziemliche Anzahl von Kirchers Bildern gefunden hat, vor dem Vertrauen auf alles übrige nach wie vor aufs nachdrücklichste zu warnen". Da Kircher selbst in der offensten Weise sich darüber ausgesprochen hat, in welchem Sinne er sich Retouchierungen erlaubte und die Zuhilfenahme jeder fremdartigen Vorlage dabei ausschließt, so war für den Benutzer eine weitere Warnung nicht mehr von nöten. Kircher, dessen hervorragende wissenschaftliche Bedeutung allerdings mehr auf dem Gebiete der Physik und der Naturwissenschaften liegt, hat seine ägyptologischen Studien, wie leicht begreiflich, nicht in der Weise der heutigen Philologie betrieben, und manches von dem, was er gefunden zu haben glaubte, mag heute die Probe nicht mehr bestehen. Er teilt dieses Los mit den kühn voranstrebenden Forschern aller Zeiten. Verdienstlich bleiben deshalb seine Bestrebungen wie seine Leistungen doch. Athanasius Kircher war dabei ein Mann von schlichtem, ehrlichem deutschen Sinn, von makelloser Lauterkeit des Lebens, der die Hochschätzung der Besten und Urteilsfähigsten seiner Zeitgenossen besaß. Einen solchen Mann ohne weiteres als jeder Unwahrhaftigkeit fähig, als zu jeder noch so bewußten und qualifizierten Lüge bereit den Lesern hinzustellen, ist ungerecht, und solche Dinge gehören nicht in ein gelehrtes Werk. Es soll dabei durchaus nicht angenommen werden, daß es sich um verblümte Äußerung der Vorurteile und Abneigungen handle gegen die religiöse Körperschaft, welcher P. Kircher angehörte. Der Verdienste der alten Jesuitenmissionäre in China, namentlich des P. Gaubil, geschieht S. 326 Erwähnung; die wissenschaftlichen Leistungen Straßmaier-Eppings und Kuglers werden an vielen Stellen genannt und benutzt, ohne daß irgendwo zu einer weniger sachlichen Bemerkung Veranlassung genommen würde. Es scheint also, wenigstens zum Teil, an mangelnder Kenntnis

der Persönlichkeit zu liegen, wenn ein um die Wissenschaft so wohlverdienter deutscher Gelehrter zur Nebenbelustigung als vogelfrei behandelt worden ist.

Die von Dyroff beigegebene sorgfältige Ausgabe von Abu Ma'šars arabischem Texte nebst Varianten, Erläuterungen und Übersetzung ist bei der Bedeutung dieser Schrift für die Literatur des Mittelalters recht dankenswert und dient den Ausführungen Bolls wie zur Vervollständigung so auch zur Bekräftigung.

Notizia e Saggi di Opere e Documenti inediti riguardanti la Storia di Etiopia durante i secoli XVI., XVII. e XVIII., con otto Facsimili e due carte geografiche. Dal ***Camillo Beccari*** S. J. gr. 8⁰ (X u. 520) Roma 1903, Casa Editrice Italiana.

P. Beccari vertritt als Procurator generalis causarum in den Seligsprechungsprozessen die Gesellschaft Jesu, und vorliegende Arbeit scheint eine Frucht der umfassenden Vorstudien für den 1902 eingeleiteten Prozeß von acht in Äthiopien während des 17. Jahrhunderts als Blutzeugen gestorbenen Jesuiten. Das Werk bietet freilich noch keine Geschichte der alten äthiopischen Mission, wohl aber die aus dem reichen Schatze der Archive und Bibliotheken in Rom, Paris, London und Lissabon hervorgesuchten Bausteine dazu. Es zerfällt in drei Teile.

Der erste (S. 1—74) gibt ein genaues Verzeichnis sämtlicher einschlägiger Urkunden und Quellen. Es sind 1. handschriftliche, noch unedierte Geschichten und Abhandlungen über Äthiopien; 2. 270 unedierte Briefe von Patres der Gesellschaft Jesu von 1550 bis 1702; 3. 541 Äthiopien betreffende, von verschiedenen Personen stammende und unedierte Briefe, Berichte, Erlasse, Urkunden, die zwischen 1556 und 1832 fallen; 4. 23 ähnliche Dokumente, die zwar bereits veröffentlicht sind, aber nur in ungenauen oder verkürzten Übersetzungen.

Bei jedem Dokument ist Inhalt, Fundort, Sprache usw. genau vermerkt. Ein Appendix fügt die während des Druckes aufgefundenen Ergänzungen bei.

Der zweite Teil (S. 75—224) bringt eine ziemlich eingehende Analyse der wichtigsten handschriftlichen Quellen, die in Verbindung mit dem beigegebenen kritischen Apparat bereits dankenswerte Aufschlüsse gibt und die Reichhaltigkeit und den Wert dieser Quellen nicht bloß für die Missions- und Religionsgeschichte, sondern auch für Geographie und Völkerkunde dartut.

Der dritte Teil (S. 225—499) endlich schenkt uns eine Auswahl wertvoller Urkunden im Originaltext, darunter die Briefe des Kaisers Seltan Sagad (Susenyos) an Papst Paul V., den Ordensgeneral P. Claudius Aquaviva, König Philipp III. von Spanien und den Großherzog Cosimo II. von Toskana im äthiopischen Urtext und in italienischer Übersetzung. Hervorgehoben seien außerdem der für Geographen bedeutsame Bericht des P. Paez über die erste Erforschung der Nilquellen und seine Abhandlungen über die Provinz Tigre und das alte Massaua, die Karte Äthiopiens (64 × 45) des P. Em. d'Almeida, die Untersuchungen des P. Alfonso Mendez über den Dancali-Stamm usw. Ein

besonderes Interesse für uns Deutsche bietet der Brief (S. 404 ff) des deutschen Jesuiten P. Franz Storer (geb. 1617 zu Konstanz), der um 1656 in das von Missionären völlig entblößte Land unter der Maske und dem Namen eines armenischen Arztes sich einschlich und bis zum Hofe des Negus vordrang. Sein Bericht aus Gondar vom 2. November 1657 gibt ein ergreifendes Bild der damaligen religiösen Zustände unter dem Drucke einer blutigen Verfolgung.

Schon in dieser Form bildet das Werk einen überaus wertvollen Beitrag zu einer wichtigen Periode der katholischen Missionsgeschichte. Da P. Beccari den ganzen ungeheuern Schatz von Urkunden aus den genannten Archiven teils in photographischen Abzügen teils in genauen Abschriften in Händen hat, so wird wohl eine vollständige Geschichte der Mission im Reiche des „Priesters Johannes" nur eine Frage der Zeit sein.

Die musterhafte Quellenbehandlung und kritische Genauigkeit, die sich in vorliegender Arbeit kundgibt, würde uns etwas Vorzügliches erwarten lassen. Eine kostbare Beigabe sind die acht Faksimiles und die zwei alten Kartenproben. Die Buchausstattung ist vornehm, und das umfangreiche Register (S. 501—519) läßt nichts zu wünschen übrig.

A. Huonder S. J.

Einsamkeiten. Gedichte von **M. Herbert.** 8° (148) Köln (ohne Jahr), Bachem. Geb. *M* 3.—

H. Dransfeld, deren Gedichte wir neulich (S. 119) lobten, und M. Herbert ringen unter all den vielen Poesien, die das letzte Jahr brachte, um den Lorbeerkranz des Parnasses, und man wird ihn wohl M. Herbert zusprechen müssen. Ihre Lieder sind vielleicht nicht so farbenreich, aber reifer; jene gleichen mehr duftigen Blumen, diese köstlicher Frucht. In der weltlichen Lyrik gebührt Herbert entschieden der erste Preis. Man wird selten ein so tiefes Empfinden so unmittelbar und unverschleiert ausgesprochen finden; manchmal scheint es sogar zu subjektiv, zu individuell, und es will einen fast befremdlich anmuten, das bittere Witwenleid, die heiße Sehnsucht nach Liebe und irdischem Glück so offen und mit solcher Glut ausgesprochen zu hören. Es ist das uralte Augustinische: „Unruhig ist mein Herz, bis es ruht in dir", welches das Thema fast aller dieser Lieder bildet; nur bleibt die Dichterin in den meisten derselben bei der Unruhe der Leidenschaft stehen — nach dem gegenwärtigen Geschmacke, der nun einmal weltschmerzliche Stimmungen liebt —, aber sie findet schließlich doch ihre Ruhe in Gott. Sprache und dichterische Form versteht M. Herbert meisterhaft zu handhaben. Man sehe z. B., wie sie in dem Zeilenspiel des leichten Madrigals den tiefernsten Gedanken, daß Menschenherzen keine Stätte für wahre Ruhe bieten, zum Ausdruck bringt:

„So ruhig sind der Menschen Herzen nicht,
Daß sie uns eine Stätte bieten könnten
Und eine Heimat voll von Friedenslicht. —
So ruhig sind der Menschen Herzen nicht,
Daß wir dort rasten könnten vor Gefahren
Und Wunschesqual in seligem Verzicht!

Wir lernen's schwer! — In allen unsern Jahren
Folgt uns die Sehnsucht, die vom Eiland spricht,
Von jener Seele, die mit uns bewahren
Den Frieden könnt in trautem Himmelslicht. —
So ruhig sind der Menschen Herzen nicht!"

Vorzüglich gelingen ihr die eigentlichen „Stimmungsbilder". „Sommernachmittag" mit seinen drei kurzen Strophen, „Ungewißheit", „Todesahnung", „Kinderlied", „Stumpfe Tage" und so viele andere klingen dem Leser im Herzen nach. Geben wir eine Probe:

„Ein Meer von Nebel flutet durch das Tal,
Ein Meer von Schweigen. Grau und müd und fahl
Dehnt sich der Himmel. Eines Vogels Schrei
Tönt bang von fern, und die Novemberfei
Spinnt an der armen Seelen Totenhemd.
Von weißen Fäden ihr Gespinst so fremd
Weht am Gezweig. — Das Leben ging zur Ruh. —
Ich bin allein! O Gott — und wo bist du?
Ich suche dich in heißer Sehnsuchtsqual. —
Ein Meer von Nebel flutet durch das Tal."

„Der rote Mohn" ist ein treffendes Bild des rasch verwelkten Lebensglücks; ebenso „Die weißen Rosen", „Die welke Rose". Aber am ergreifendsten wirken die tiefempfundenen Lieder, welche der treuen Liebe des verstorbenen Gatten, der Sehnsucht nach ihm erklingen. „Die kleine Uhr", „Lang ist's her", „Bekenntnis", „Doch kamst du nicht", „O kämst du heim!", „An deinem Grab", „Gedächtnis", „Da warst du mein" gehören zu den schönsten Witwenklagen unserer Literatur. Ganz eigenartig ist das kleine Gedicht „Ich fror".

„Da ich dich verlor, war ich allein,
Und mir graute, so für mich zu sein.
Ach ich fror im Herzen zum Erbarmen
Und ich wollte wiederum erwarmen.

Ging im Trotz vorbei an meinem Schmerz,
Sprach zu mir: Ich will aufs neu ein Herz,
Will ein Herz, das sich dem meinen neiget
Wie das andre, das auf ewig schweiget.

Und mich trieb's hinfort von Haus zu Haus,
Auf die Straßen zog ich weit hinaus.
Tastend sucht ich in der bunten Menge
Stets nur dich im dichtesten Gedränge.

Setzte weit hinaus den Wanderstab,
Bis ich wieder heimgefunden hab,
An den Ort, wo still in Gottes Garten
Deine süßen Augen auf mich warten."

Verhältnismäßig kurz wird in den Liedern der Mutterliebe gedacht; doch sind die vier Nummern „Dem Kinde" sehr schön.

Tiefempfunden sind in der zweiten Abteilung die 15 Gebete, die in die Verse ausklingen:

„Ich will auf deinen Höhen stehn,
Wohin kein Pfeil der Sünde schwirrt.
Ich will auf deinen Wegen gehn,
Wo eitler Wunsch zum Scheinen wird.
Ich will in deinen Mauern sein,
Die mächtig türmte dein Gebot —
Dir angehören ganz allein,
Mein letzter Hort, mein Herr und Gott!"

Nicht ganz so gelungen, stellenweise fast etwas trocken, kommt uns der Ordo Missae vor. Manche Nummern, z. B. Munda cor meum, Credo, sind doch nur Paraphrasen des lateinischen Textes, wenn auch sprachgewandte. Aber recht schön ist das Gebet bei der Wandlung:

„Nun steigst du nieder auf der Engel Schwingen,
O süßer Herr, an den ich zitternd glaube,
Und deine Gegenwart umgibt die Seele
Wie eine wunderbare Friedenslaube.

Nun bist du nah, auf den ich betend hoffe,
Dem ich will dienen, ewig angehören,
Daß du mir Helfer seist in allen Nöten —
Aus aller Schuld, laß knieend dich beschwören!

Nun fühl ich dich, den ich von Herzen liebe,
Den meine Seele will in Glut umfassen!
O wolle nimmer mich aus deiner Nähe,
Aus deiner Auserwählten Kreis entlassen."

Die letzte Abteilung bringt uns ein paar formvollendeter Balladen. „Sankt Andreas", „Die Rosen der hl. Dorothea", „Die arme Magd" sind vorzüglich gelungen und zeigen, daß M. Herbert auch auf diesem Gebiete wirklich Schönes schaffen kann.

Jos. Spillmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Das Institut der Chorbischöfe im Orient. Historisch-kanonistische Studie von Dr theol. Franz Gillmann. [Veröffentlichungen aus dem kirchenhistorischen Seminar München. II, 1.] kl. 8° (136) München 1903, Lentner. *M* 2.50

In dieser sorgfältigen Arbeit wird nicht bloß die einschlägige Literatur trefflich zusammengestellt und ausgenützt, sondern es wird auch die schwierige Frage tatsächlich gefördert. Das Hauptergebnis lautet dahin, daß die orientalischen Landbischöfe in der Blütezeit der Institution die bischöfliche Weihe hatten; erst später waren sie einfache Presbyter; diese Ansicht stützt sich auf ausgezeichnete Gründe. Mögen auch einige Bedenken zurückbleiben, ein unbestreitbares Resultat ergibt sich aus der Untersuchung: keiner der Gründe, welche man gegen die bischöfliche Würde der alten Chorepiskopen ins Feld führte, ist unwiderleglich. Das erste Kapitel über die äußere Geschichte des Chorepiskopats und das dritte über seine jurisdiktionelle Stellung hängen aufs innigste mit der Ansicht des Verfassers über den Weihegrad der Chorbischöfe zusammen. Hoffentlich erscheint bald die versprochene Ergänzungsstudie über die Chorbischöfe im Abendland.

Das apostolische Speisegesetz in den ersten fünf Jahrhunderten. Ein Beitrag zum Verständnis der quasi-levitischen Satzungen in älteren kirchlichen Rechtsquellen von Dr Karl Böckenhoff, Privatdozent an der Universität Münster. 8° (VIII u. 142) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 4.—

Die Schrift beschäftigt sich mit dem Dekret des Apostelkonzils, welches den Genuß namentlich des Blutes untersagte, und mit den verschiedenen Fragen, welche sich an dies Gesetz knüpfen. Es wird gezeigt, daß dieses Speiseverbot nach der Absicht der Apostel nur zeitweilige und örtlich beschränkte Geltung haben sollte, demgemäß nach der Zerstörung Jerusalems auch wirklich außer Übung kam und erst später wieder allgemein in der Kirche beobachtet wurde. Doch kann diese Beobachtung nicht als ein Rückfall in den Judaismus betrachtet werden, da über die Aufhebung des mosaischen Zeremonialgesetzes ein Zweifel nicht bestand. Was im Anschluß an Harnack über eine doppelte Form des Aposteldekretes, eine östliche und westliche, gesagt wird, hat uns nicht überzeugt, ebensowenig auch die andere Aufstellung, daß man im Abendland noch an das Blutverbot für Noe sich gehalten habe. Im übrigen ist die Schrift ein Beweis von tüchtigen Kenntnissen des Verfassers auf dem Boden der Geschichte wie der Moralwissenschaft.

Die ursprüngliche Templerregel. Kritisch untersucht und herausgegeben von Dr Gustav Schnürer, Professor an der Universität zu Freiburg in der Schweiz. [Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. III, 1 u. 2.] gr. 8° (VIII u. 158) Freiburg 1903, Herder. *M* 2.80

Der Templerorden erhielt bereits 1128, noch vor den Johannitern, eine Regel, deren Wortlaut indes für uns unter späteren Zusätzen begraben liegt; außerdem ist es ungewiß, ob die lateinische oder die französische Form der Regel als die ältere

zu gelten hat. Für den Geschichtsforscher ist diese Sachlage um so mehr zu bedauern, als die Templerregel den ältesten Versuch darstellt, einen Ritterverband als religiösen Orden fest zu gestalten, und das Gelingen dieses Versuches von Bedeutung für die weitere Entwicklung war. Der gelehrte Verfasser sucht daher in sorgfältiger Untersuchung dieser Ungewißheit ein Ende zu machen. Ein Vergleich der lateinischen und französischen Regel läßt ihm erstere als die ältere Form erscheinen. In der überlieferten lateinischen Form versucht er durch Erwägung und Wertung der einzelnen Vorschriften festzustellen, was zum ursprünglichen, vom Konzil von Troyes und dem hl. Bernhard herrührenden Wortlaut gehört und was Zusatz des Patriarchen Stephan von Jerusalem ist. Ein Abdruck der Regel, in welchem durch den Druck die beiden Redaktionen und die Entlehnungen aus der Benediktinerregel kenntlich gemacht sind, ist beigefügt. — Daß bereits 1130 das Konzil von Troyes als sancti Patres sei bezeichnet worden (S. 54), leuchtet uns nicht ein; Verordnung „der heiligen Väter“ heißt im Mittelalter jede Bestimmung des Kirchenrechtes. S. 127 meint der Verfasser, vom Standpunkt des Christentums aus sei die Idee der Ritterorden nicht einwandfrei. Aber warum denn?

Répertoire Alphabétique des Thèses de Doctorat ès lettres des Universités françaises 1810—1900. Avec table chronologique par Universités et table détaillée des matières. Par M. Albert Maire, Bibliothécaire à la bibliothèque de l'Université de Paris. 8° (VI u. 228) Paris 1903, Picard. *Fr.* 6.—

Die lateinischen und französischen Thèses, welche zum doctorat ès lettres an den französischen Universitäten verlangt wurden, sind durchschnittlich von größerer Bedeutung als unsere deutschen Doktor-Dissertationen; oft sind es umfangreiche Bände, die bereits die volle wissenschaftliche Reife des Gelehrten bekunden. Um so mehr angebracht war ein Repertorium wie das vorliegende, welches alle derartigen Arbeiten verzeichnet, die während des 19. Jahrhunderts in Frankreich zu Tag getreten sind, selbst solche, welche die Gutheißung ihrer betreffenden Universitäten nicht erlangt haben. Das Verdienst der Vollständigkeit wird erhöht durch das der geschickten Anordnung. Die Aufzählung folgt der alphabetischen Reihe der Autorennamen, wird aber ergänzt durch eine nach den einzelnen Universitäten verteilte chronologische Übersichtstabelle und ein ausgezeichnetes Sachregister, welches die Anordnung nach Wissenschaften oder Materien mehr als ersetzt. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Zusammenstellung nicht nur praktisch bequem und brauchbar ist, sondern vom ganzen wissenschaftlichen Leben Frankreichs ein lehrreiches Bild darbietet. Nicht wenige dieser Doktor-Arbeiten haben auch ihre sonstige Merkwürdigkeit, wie die von Ernst Renan oder von Emil Combes usw.

Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising. Von Dr Martin von Deutinger. Fortgesetzt von Dr Franz Anton Specht, Domkapitular. Achter Band. (Neue Folge. Zweiter Band.) 8° (446) München 1903, Lindauer (Schöpping). *M* 4.—

Es ist erfreulich, daß die von v. Deutinger im Jahre 1850 begonnene wertvolle Bistumsbeschreibung in Dr Specht einen Fortsetzer gefunden hat. Den größten Teil des achten Bandes nimmt der Schluß einer Geschichte des Klosters Tegernsee ein. Die übrigen Aufsätze sind meist der Kunstgeschichte, Archäologie,

Wirtschaftsgeschichte gewidmet. Ein rührendes Zeugnis für den vaterländischen Sinn des altbayrischen Volkes liefert ein Beitrag von Dr M. Stigloher: Zur Geschichte der Sendlinger Bauernschlacht. Zeitgeschichtlich bemerkenswert ist das Tagebuch über eine Reise des letzten Freisinger Fürstbischofs im Jahre 1791. — Daß Matthäus Varsaviensis bei Sommervogel sich nicht finde (S. 342), ist irrig; vgl. VIII 994.

Anastasius Hartmann von Hitzkirch, Kt. Luzern, Mitglied der schweizerischen Kapuzinerprovinz, Bischof von Derbe, Apostol. Vikar von Patna und Bombay. Ein Lebens- und Zeitbild aus dem 19. Jahrhundert. Nach Quellen bearbeitet von den PP. Adrian Imhof und Adelhelm Jann O. M. Cap. gr. 8° (VIII u. 554) Luzern 1903, Räber. *M* 7.—

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir dieses schöne literarische Denkmal, das begeisterte Verehrung einem der bedeutendsten katholischen Missionsbischöfe der Neuzeit und „dem ersten Schweizerkapuziner, der als Missionär unter die Heiden geschickt wurde“, errichtet hat. Es ist eine herrliche Erscheinung, die hier vor uns hintritt: ein wahrer Apostel in Gottes Gnaden, ein mächtiger Streiter und Märtyrer für die Rechte der Kirche, ein echter Sohn des hl. Franz, in dem sich die schlichte Einfachheit des Kapuziners mit dem weiten Blicke eines hochbegabten Kirchenfürsten und Organisators harmonisch verbindet, und vor allem ein heiligmäßiger Gottesmann, dem vielleicht noch eines Tages die Ehre der Altäre zu teil wird. Mit wahrem Bienenfleiße haben die beiden Ordensgenossen, die sich in die Arbeit geteilt, eine reiche Fülle Urkundenmaterials aufgebracht und verständnisvoll verwertet, so daß die Biographie gleichzeitig zu einem interessanten Zeitbilde des 19. Jahrhunderts und vorab zu einem sehr wertvollen Beitrag der katholischen Missionsgeschichte sich auswächst. Der Kampf gegen das goanesische Schisma und die allmähliche Neugestaltung des Missionswesens in Vorderindien, bei welcher Bischof Hartmann als führende Persönlichkeit hervorragt, ist hier in nahezu abschließender Vollständigkeit geschildert. Leider waren dabei auch manche peinliche Streitigkeiten und Mißverständnisse unter den kirchlichen Orden zu berühren, und die Unparteilichkeit und Maßhaltung, welche die Verfasser dabei durchweg an den Tag legen, verdient alle Anerkennung. Gerade hier tritt die edle Uneigennützigkeit des Bischofs, dessen Grundsatz lautete: Principium stat, ut quae pro religione magis expediunt, decernantur, et difficultates quantum licet cauta provisione amoveantur, glänzend hervor. Künstlerisch hätte die Biographie durch größere Beschränkung und ein strafferes Zusammenziehen des überreichlich zuströmenden Materials jedenfalls gewonnen. Die Ausstattung des schön illustrierten Buches ist vortrefflich. Bedauert haben wir nur, daß kein Sach- und Personenregister den reichen Schatz des missionsgeschichtlichen und biographischen Stoffes erschließt.

1. **Dr Heinrich Brück, Bischof von Mainz** (1831—1903). Eine Gedenkschrift. 8° (42) Mainz 1903, Kirchheim. 20 *Pf.*

2. **Dr Heinrich Brück, Bischof von Mainz.** Eine Skizze seines Lebens und literarischen Schaffens. Von Dr Jakob Schäfer, Professor am Bischöfl. Priesterseminar zu Mainz. 8° (24) Mainz 1904, Kirchheim.

1. In fabelhaft kurzer Frist, drei Tage nur nach dem Tode des Bischofs, erschien die kleine Gedenkschrift, welche die bei Gelegenheit seiner Weihe kaum vier

Jahre zuvor veröffentlichte Lebensbeschreibung mit hübschen Abbildungen, etwas ergänzt, neu zum Abdruck brachte.

2. Mehr eine kurze Würdigung des Verstorbenen als eine Lebensgeschichte, gibt die Skizze Einblick in die verdienstreiche Lehrtätigkeit und die bedeutenden literarischen Leistungen Dr Brücks, zugleich aber auch erhebendes Zeugnis für dessen tiefe Frömmigkeit, seinen gediegenen kirchlichen Sinn, sein rastloses wissenschaftliches Streben und seine rührende Pietät. Die warmempfundene Darstellung, die ihrem Verfasser zur Ehre gereicht, wird man nicht lesen, ohne mit Verehrung für den hohen Verblichenen erfüllt und an die hervorragenden Verdienste der mit ihm nun ausgestorbenen alten Mainzer Schule neu erinnert zu werden.

Die Aufhebung des Klosters der Großen Karthause im Jahre 1903. Nach dem Tagebuche eines der vertriebenen Patres. Aus dem Französischen übersetzt von P. Antonius Huperz, Priester der Karthause Hain. 12° (XII u. 184) Unterrath bei Düsseldorf 1904, Selbstverlag der Karthause Hain. Brosch. *M* 1.—; geb. *M* 1.20

Die gewaltsame Vertreibung der Mönche aus der „Großen Kartause“ und der rege Anteil, welchen die Bevölkerung dabei bekundete, ist noch in frischer Erinnerung. Es war jedoch gut, den Hergang authentisch festzulegen in der schmucklosen Aufrichtigkeit, mit der es hier geschieht. Die Aufzeichnungen sind ein beredtes Zeugnis von dem trefflichen Einvernehmen, welches die Mönche mit Klerus und Volk zu erhalten wußten, und von der allgemeinen Verehrung, die sie genossen. Anderseits spielt sich hier einer der wenigen ruhmvollen und wohltuenden Augenblicke ab in dem ganzen häßlichen Kirchensturme, der heute über Frankreich hingeht. Hier ist einmal ein Stück französisches Volksleben nach der vorteilhaften Seite hin. Eine Reihe recht artiger Abbildungen ziert die hübsche kleine Schrift.

Die katholische Predigt während der Jahre 1450 bis 1650 über Ehe und Familie, Erziehung, Unterricht und Berufswahl. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen von Dr Karl Braun, Dompfarrer in Würzburg. 8° (IV u. 110) Würzburg 1904, Göbel u. Scherer. *M* 1.80

Es lag nicht im Plan, einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Predigt zu liefern oder die kirchlichen Anschauungen über Familie und Lebensstände aus der unmittelbar vorreformatorischen Zeit zu beleuchten, wie ähnliches etwa bei F. Landmann (Das Predigtwesen in Westfalen, Münster 1900) geschehen ist. Aus dem nächsten Jahrhundert vor und nach Luthers Umwälzung, aus katholischen Predigten und Lehrbüchern der verschiedensten Nationen und Denkrichtungen werden über das, was auf Familie, Schule, Lebensstand und Lebensarbeit Bezug hat, die Kerngedanken zusammengestellt, als der ungefähre Inhalt des dermaligen katholischen Standesunterrichts. Es soll Gelegenheit geboten werden, „an dem reichen Erbe christlicher Lebensweisheit aus früheren Zeiten sich zu erquicken“. Letztere Absicht ist gewiß erreicht worden, und dazu noch manch praktischer Nutzen für den verständigen Leser. Neben vorzüglichen Winken über das wechselseitige Verhältnis der Gatten und die Pflichten der Erziehung findet sich manches zur Geschichte des Schulunterrichtes, auch treffliche Winke über Berufswahl und Bürgersinn. Das beigegebene Verzeichnis der benutzten Predigtwerke (zum Teil handschriftlich) ist ungemein reichhaltig und schon an sich genommen vielbedeutsam.

Bilder aus der Heiligen- und Kirchengeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Elsässischen Religionsgeschichte. Zum Gebrauche für Schule und Haus. Von A. Lang, Mittelschullehrer. 8° (VI u. 382) Straßburg 1903, Le Roux. *M* 2.—; geb. *M* 2.80

Mit kurzen Einzeldarstellungen schließt sich der erste Teil an die Daten des Kirchenkalenders, der zweite an die Perioden der Kirchengeschichte an. Der Ton ist fromm und schlicht. Zwischen Legende, Sage und geschichtlich beglaubigter Wahrheit wird weniger ängstlich geschieden, als nach dem Titel zu erwarten wäre. Durch das nähere Eingehen auf die Heiligen des Elsaß wie auf die dortigen Klöster, Kirchen und Wallfahrtsorte, Überlieferungen und geschichtlichen Erinnerungen kann die Schrift für Jugend und Volk daselbst nützlich werden. Sie schöpft nur aus bekannten größeren Werken. Eine Anzahl frommer Bilder und zwei Register sind beigegeben.

Vita S. Cleridonae virginis, B. Laurentii anachoretae nec non et servi Dei Hippoliti Pugnetti monachi. Auctore D. Willibaldo Quandt O. S. B. 8° (XXIV u. 220) Innsbruck 1902, Wagner. *M* 2.—

Als Vorarbeit zu einer würdigen Geschichte der Abtei S. Scholastika wird auf Grund ursprünglicher Quellen das Leben dreier durch Heiligkeit ausgezeichneter Personen dargestellt bzw. das Material dazu beigebracht, welche zur Abtei, sei es durch ihr Leben oder durch ihre Reliquien, in besonderer Beziehung standen, die Geschichte ihrer Wunder, die feierliche Translation und die Untersuchung zur Vorbereitung ihrer Kanonisation. Cleridona wird besonders merkwürdig durch den genauen Bericht über ihre Translation, der sel. Laurentius durch seine Begegnung mit Gregor IX. und die ganze Zeit, in welcher er lebt, Hippolyt Pugnetti aber, der schon der neueren Zeit angehört (1668—1744), durch die Verbindung wissenschaftlichen Strebens und literarischer Fruchtbarkeit mit allen Höhen und Tiefen christlicher Mystik. Er ist eine sehr anziehende und bedeutende Erscheinung. Nebenbei wird in der Schrift noch manche andere Notiz erbracht, wie z. B. über die regen Beziehungen der Abtei zu Deutschland und ihre Bevölkerung mit deutschen und andern außeritalienischen Mönchen.

Les Nations Apôtres. Vieille France, Jeune Allemagne. (La France dans le Levant — La France à Rome — L'Allemagne dans le Levant — l'Allemagne en Autriche.) Par Georges Goyau. 12° (VIII u. 324) Paris 1903, Perrin. *Fr.* 3.50

Acht Aufsätze, anscheinend ganz verschiedenen Inhaltes, in welch allen aber das politische Interesse mit dem religiösen sich berührt, sind unter dem leitenden Gedanken vereinigt, daß der Berührungspunkt beider, wie er in Frankreich jahrhundertelang richtig erkannt wurde, so auch von dem mächtig gewordenen Reiche der Hohenzollern wohl verstanden werde. Die Spitze wendet sich gegen das verblendete radikale Regiment, das gegenwärtig mit aller Kraft an Frankreichs Ruin arbeitet. Wenn dabei die Beurteilung der Dinge nicht unbeeinflußt bleibt durch teuere Sympathien, so darf man dies dem Patrioten nicht verargen, sondern wird es an dem Franzosen achten. Zuweilen mag auch an politischer Kombination mehr, als vielleicht den Tatsachen entspricht, vorausgesetzt werden, und mag andern

Momenten zu wenig Beachtung geschenkt worden sein. Sicherlich ist die Darstellung immer fein; nicht nur Geist und Scharfsinn verleihen ihr Wert, sondern ein durch außerordentliche Orientierungsgabe unterstütztes gründliches Studium. Auch spezifisch deutsche Verhältnisse erfahren manche überraschende Beleuchtung; insbesondere werden die Aufsätze V und VI von jedem Deutschen mit höchstem Interesse gelesen werden (z. B. die Lage in München, S. 126 f.). Der mit bewunderungswürdigem Fleiße gearbeitete letzte Aufsatz ist wohl die vortrefflichste und zugleich ansprechendste Zusammenstellung über die Los von Rom-Bewegung. Es ist wirklich zu bedauern, daß sie nicht sofort als eigene Broschüre erschien.

Vierter Tag der Denkmalspflege. Erfurt 25. u. 26. September. Stenographischer Bericht. Mit Unterstützung der königl. Preußischen Regierung. gr. 8° (178) Berlin 1903. Zu beziehen durch den Verlag der Zeitschrift „Die Denkmalspflege", Wilhelm Ernst u. Sohn.

Der Bericht enthält eine Reihe von Vorträgen, welche die berufensten Kenner über brennende Fragen der Behandlung alter Denkmäler zu Erfurt gehalten haben. Er erhält doppeltes Gewicht, weil jene inhaltsreichen und leicht verständlichen Vorträge sich an Fachleute richteten und in sehr eingehenden, sogar erregten Besprechungen beraten und vertieft wurden. Die wichtigsten der behandelten Gegenstände betrafen das Verhältnis der Altertumsmuseen, besonders der kleineren zur Denkmalspflege die Art der Bloßlegung, Erhaltung und Wiederherstellung alter Wandmalereien, die Herausgabe eines Handbuches der deutschen Denkmäler, die vielumstrittene Wiederherstellung des Domes zu Meißen, die Mittel, gefundene alte Sachen zu erhalten, das Anbringen von Zeichen, wodurch restaurierte Teile eines Kunstdenkmals kenntlich gemacht werden, die Ausführung des hessischen Gesetzes von 1902 über Denkmalsschutz, die Vorbildung der Konservatoren der Denkmäler, die Einrichtung des Denkmälerarchivs zu Hamburg und die Feststellung der Fluchtlinie für Straßen, in denen alte Bauten zu erhalten sind. Nicht nur der Verlauf der Verhandlungen, sondern auch der Bericht ist dank der opferwilligen Tätigkeit des erfahrenen und umsichtigen Vorsitzenden, Geheimrat Professor Loersch, so lehrreich und anregend, daß er von keinem, der sich mit Erhaltung und Erneuerung alter Denkmäler zu befassen hat, übersehen werden darf.

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. Jahresmappe 1903. Mit 11 Foliotafeln in Kupferdruck, Phototypie und Zinkographie nebst 27 Abbildungen im Texte. Nebst erläuterndem Text (30 S.) von Dr Jos. Popp. München 1903, Gesellschaft für christliche Kunst. *M* 15.—

Der Text dieser Mappe enthält neben manchen beachtenswerten und richtigen Ausführungen Forderungen, die weit über das Ziel hinausschießen, weil ihr guter Kern nicht genugsam herausgearbeitet wurde. Sie sind in dieser Zeitschrift an anderer Stelle beleuchtet worden. Die schön ausgeführten Tafeln und Abbildungen erfreuen wiederum durch treffliche Meisterwerke. Die Juroren, durch welche sie ausgewählt sind, verdienen besondern Dank wegen der Darbietung guter, für ländliche Verhältnisse geschaffener Leistungen: die Erweiterung einer Dorfkirche zu Ranfels durch Michael Kurz, die in leicht bemaltem Ton gebrannten vortrefflichen Reliefplatten von A. Pruska mit den Brustbildern der hll. Wendelin und Leonhard für ein Ökonomiegebäude des Schlosses Klingenburg und das von Mayer-Franken an der Außenwand einer Leonhardskapelle zu Fremdingen gemalte, zwischen Tieren

stehende Bild dieses heiligen Abtes und einfache, aber wirkungsvolle, in vergoldetem Kupfer galvanisch hergestellte Stationsbilder für die Lehrschwestern zu Menzingen in der Schweiz. Großartigere Werke sind die von Iven geschaffenen Steinfiguren im Tympanon und im Chore der Mariä-Empfängnis-Kirche zu Düsseldorf. Auch die Madonna von Anton Müller, die edeln Figuren der hll. Barbara und Katharina von G. Schreiner, sowie zwei Standbilder des hl. Patrick und eines Engels von Joseph Sibbel beweisen, daß die religiöse Plastik unter Benutzung älterer Stilformen immer mehr den modernen Anforderungen gerecht wird. Ob die so begeistert gepriesenen, von Joseph Huber für den Dom zu Bremen entworfenen Glasgemälde, die ja zweifelsohne Beachtung verdienen, auch in eine katholische Kirche passen würden? Genialität und Kunstfertigkeit genügen nicht, um Werke zu schaffen, die ein Gotteshaus zieren und die Heiligen ehren sollen.

Frau Barbara Schultheß zum Schönenhof, die Freundin Lavaters und Goethes. Von G. von Schultheß-Rechberg. [LXIV. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1903.] 4° (76) Zürich 1903, Kommissionsverlag Fäsi & Beer. *M* 2.50

Ein Bild aus der Gesellschaft des alten Zürich, eine Patrizierin vom alten Schlag, schlicht und fromm, voll Empfänglichkeit für alles Schöne, was Religion oder Leben bieten mag, als Mittelpunkt eines erwählten Kreises von Freunden und eines Kranzes blühender Töchter: das spricht an wie ein Idyll. Mit Goethe hat die Korrespondenz viele Jahre lang gewährt; ein persönliches Zusammentreffen fand dreimal statt, aber nur kurz; Lavater hingegen war dauernd Hausfreund. Über beide fügt die Schrift manches zu dem hinzu, was bereits bekannt und was der Goethekultus im „Goethe-Jahrbuch" über die Züricher Freundin zusammengetragen hat. Goethe gewinnt nicht dabei. Kennen wir Katholiken auch Höheres, als was das Charakterbild der edeln Züricherin uns bietet: in ihrer festen, milden hoheitsvollen Art und ihrer Lebensphilosophie von der dankbaren, gottvertrauenden Fröhlichkeit mahnt Barbara Schultheß doch an jene lichte Idee von „den deutschen Frauen", wie nicht nur die Poesie, sondern glücklicherweise auch die wohltuende Lebenserinnerung vieler sie noch immer festhält. In ihrer gediegenen Häuslichkeit und opferfreudigen Herzlichkeit für ihre Freunde hält die begabte und empfängliche Frau ihren modernen Schwestern den Spiegel vor zu heilsamer Selbstprüfung.

Herrgotts Sängerlein. Buntes aus dem Lande der Poesie von Th. Krömer. 12° (98) Neiße 1903, Kommissionsverlag Oswald Huß Nachf. *M* 1.75

Diese ersten Versuche zeugen von dichterischer Anlage, wenn auch manches noch unreif ist, einiges auch Wiederholung altbekannter Motive bringt. Im allgemeinen sind die epischen Stoffe besser gelungen als die lyrischen. Die Prosa des zweiten Teils bringt einige recht gut erfundene Stücke. Doch können wir uns mit dieser Gattung „Gedichte in Prosa" nicht befreunden.

Die Reiterin auf der Römerstraße und andere Erzählungen. Von M. von Greiffenstein. 12° (376) Münster i. W. 1904, Alphonsus-Buchhandlung. Eleg. geb. *M* 3.30

Die acht Erzählungen, die uns hier von einer hochgebornen Dame unter einem angenommenen Namen geboten werden, sind aller Beachtung wert. In unserer Zeit mögen sie manchem Leser etwas zu mystisch und fromm klingen; wer sich aber noch

Geschmack an Glaubensinnigkeit, Seelenreinheit, übernatürlichem Opferleben und allem Schönen und Hehren unserer heiligen Religion bewahrt hat, wird die herrlichen Züge, die hier erzählt werden, mit wahrem Seelengewinn verkosten. Irdische Liebe und irdisches Glück erscheinen da als das, was sie sind: eitel Spreu im Vergleiche zu dem Golde himmlischer Minne. Freilich so hoch wie ihre herrlichen religiösen Dichtungen „Weiße Narzissen", die wir demnächst besprechen werden, stehen diese Erzählungen nicht.

Aus den Flegeljahren in die Mannesjahre. Eine Erzählung aus dem Tiroler Volksleben, wahrheitsgetreu geschildert von Joseph Praxmarer. Dritte Auflage. 8° (346) Innsbruck 1903, Schwick. Brosch. *M* 1.70; geb. *M* 2.50

Die Erlebnisse der drei Brüder Praxmarer auf dem Gymnasium zu Innsbruck, Hall usw. und ihre Abenteuer auf den Hochschulen sowie in den ersten Jahren ihrer Amtstätigkeit sind mit viel Geschick und Humor erzählt und gewähren in der Tat einen Einblick in das Tiroler Volksleben, namentlich soweit dasselbe arme Studenten betrifft. Manchmal verläuft sich die Erzählung etwas gar zu sehr ins kleinliche, aber durchweg ist sie fesselnd geschrieben und der echte katholische Tirolerton, Glaubensinnigkeit und ungeschminkte Wahrheitsliebe, geben ihr ein ansprechendes Gepräge. Nicht zu verwundern ist es daher, daß das zum Besten der Einrichtung der St Nikolaus-Pfarrkirche in Innsbruck bestimmte Büchlein schon in dritter, nach dem Tode des Verfassers von dem bekannten „Bruder Willram" besorgter Auflage erscheint.

Auf der Sonnenseite. Humoristische Erzählungen von Konrad Kümmel. Erstes Bändchen. 12° (XII u. 316) Freiburg 1903, Herder. Geb. *M* 2.30

Kümmels erbauliche Erzählungen für Jugend und Volk, die er unter dem Titel „An Gottes Hand" herausgab, haben viele Freunde gefunden. Soeben erscheinen das vierte und fünfte Bändchen („Osterbilder" und „Muttergottes-Erzählungen") in dritter Auflage. Das ermutigte ihn, auch seine vielen humoristischen Anekdoten und kleineren Erzählungen, die er zuerst in dem wackern „Stuttgarter Katholischen Sonntagsblatt" und „Stuttgarter Katholischen Volks- und Hauskalender" veröffentlicht hat, unter dem hübschen Titel „Auf der Sonnenseite" zu sammeln. Das war ein glücklicher Gedanke! Die Modernen überschwemmen uns mit pessimistischem Zeug, während das katholische Volk von Herzen fröhlich ist und sich nach einer Woche saurer Arbeit am Sonntag freuen will, statt über traurige Phantasiegestalten zu weinen. Manche der hier mitgeteilten Geschichten sind köstlich, keine so, daß man sie beanstanden müßte, und so wünschen wir auch diesem Bändchen Kümmels den besten Erfolg.

Neue Bilder. Drei Bilder des Papstes hat nach den am 19. August 1903 von G. Felici, päpstlichem Hofphotographen gemachten Originalaufnahmen die Allgemeine Verlagsgesellschaft zu München veröffentlicht. Ein wirkungsvolles Porträt, worin Pius X. in ganzer Figur, in Weiß gekleidet thront, ist in drei Größen erschienen ($65^1/_2 \times 48^1/_2$ cm *M* 6.—; $47^1/_2 \times 31^1/_2$ cm *M* 3.50; $23^1/_2 \times 16$ cm 80 *Pf.*). Ein Brustbild derselben Aufnahme in der mittleren und kleineren Größe und zu den entsprechenden Preisen läßt die Gesichtszüge trefflich erkennen. Ein drittes Bild, worin der Papst eine reich gestickte Stola trägt und segnet, liegt nur in einer kleinen Aufnahme ($23^1/_2 \times 16$ cm zu 80 *Pf.*; vor, ist auch nicht so

ansprechend wie die beiden zuerst erwähnten Porträts, welche nach dem Urteile der Umgebung des Papstes zu den besten gehören, die man besitzt. Gleiches Lob wurde einem von B. Kühlen in M.-Gladbach in den Handel gebrachten Brustbilde des Heiligen Vaters gespendet. Ein zweites von ihm veröffentliches Bild zeigt Pius X. in halber Figur und gibt ein Gemälde wieder, das E. Massau unter Zugrundelegung der oben erwähnten photographischen Aufnahmen in lebenswahrer und feiner Charakteristik vollendet hat. Beide Porträts hat Kühlen in vornehmem matten Lichtdrucke auf Kupferdruck mit Plattenrand in drei Größen hergestellt. (73×56 cm *M* 4.—; 60 × 41 cm *M* 2.—; 41 × 30 cm *M* 1.20. In letzterem Format erschienen beide Bilder in photographieartigem Lichtdruck in Passepartout zu *M* 2.20). Farbige Bildnisse sollen nach dem erwähnten Gemälde E. Massaus bald folgen (80 × 10 cm *M* 3.—; 51 × 39 cm *M* 2.—). Da es demnach nicht an guten Angeboten fehlt, steht zu hoffen, daß die von jüdischen oder kirchenfeindlichen Spekulanten durch die Kolportage massenhaft angebotenen, nur zu oft unwürdigen und verhältnismäßig zu teuern Machwerke bei Katholiken keinen Absatz finden.

Für die nahende Feier der ersten heiligen Kommunion bereitet Kühlen ein Kunstblatt vor, dessen Entwurf von Franz Müller, einem der letzten Vertreter der alten Düsseldorfer Schule, stammt, dessen Idee und Ausführung bei Seiner Eminenz dem hochwürdigsten Erzbischof von Köln besondern Beifall gefunden hat. Von fünf hell gekleideten Engeln umgeben, reicht der hl. Johannes der Gottesmutter die heilige Hostie. Farbengebung und Zeichnung bestreben sich, einen Mittelweg zu finden zwischen den hieratischen strengen Erzeugnissen der Beuroner Schule und modernen Leistungen. Da die technische Ausführung des Blattes vortrefflich ist, verdient es die Bezeichnung „Neuheit", die heute tausend Dingen ihren Hauptreiz verleiht und ist es der Beachtung und Anerkennung wert (in Farben 40 × 32 cm 30 *Pf.*; 36 × 25 cm 18 *Pf.*; in Lichtdruck mit Goldrand 40 × 27 cm 15 *Pf.*). Benziger bietet drei neue Kommunionandenken (35 × 20 cm 24 *Pf.*; 41 × 28 cm 32 *Pf.*). Im ersten zeigt der Heiland, im zweiten bringt ein als Diakon gekleideter Engel Kelch und Hostie, im dritten ist in einem Medaillon der Herr mit Kelch und Hostie nur im Brustbilde dargestellt. In allen erscheint ein Kreuz im Hintergrunde und bildet die purpurrote Farbe zu der weißen des Gewandes einen starken, durch Gold geschickt versöhnten Gegensatz.

Ein außergewöhnlich schönes Herz-Jesu-Bild nach einem von Baumeister ausgeführten Gemälde ist in der Kunstanstalt zu M.-Gladbach in vortrefflichem Lichtdruck erschienen (Nr 1276 K, Größe 40×30 cm, *M* 1.20). Es vereint im Haupte des Herrn Würde mit Schönheit, milde Güte mit Ernst und ist weit entfernt von süßlicher Gefühlsschwärmerei. Das würde ein schönes Kommunionandenken sein, wenn es nur nicht für Massenverbreitung in dem uns vorliegenden feinen Probedruck zu teuer wäre. Ein Gegenstück von gleicher Größe und Preislage, ebenfalls ein beredtes Zeugnis für die hohe Vollkommenheit, womit Kühlen Lichtdrucke in meisterhafter Technik herstellt, ist ein Bild der Gottesmutter, welche das auf ihren Knien schlafende Jesukind mit gefalteten Händen anbetet. Die Künstlerin, der wir es verdanken, A. M. von Oer, betitelte es Flos de radice Iesse. Ein von ihr gezeichnetes und in Farben gesetztes, von Kühlen unter Nr 52½ ausgeführtes Kommunionandenken gibt ein Herz-Jesu-Bild, das dem Baumannschen sehr nahe kommt. Die neuesten Schöpfungen der Malerei A. M. von Oers: „Unsere Liebe Frau vom heiligsten Herzen Jesu", im Brustbilde sowie die Darstellung der in ganzer Figur dem Gekreuzigten gegenüberstehenden, ihn anbetenden Gottesmutter

sind würdevolle, dem modernen Geschmack entgegenkommende Leistungen. In den trefflichen Lichtdrucken (30 × 41 cm *M* 1.20) machen sie einen so guten Eindruck, daß sie ebensowohl als Kunstwerke wie als religiöse Bilder sich zum Zimmerschmuck empfehlen.

Aus dem in gleicher Größe und Preislage veröffentlichten Lichtdrucke eines Brustbildes der hl. Elisabeth, das Joseph Unterberger malte, schaut das Modell wohl noch etwas zu viel heraus, es ist aber lebenswahr, gefällig und nicht ohne tiefes Gefühl ausgeführt.

Unter den kleineren Neuigkeiten sind zwei zur Verteilung geeignete farbige Weihnachtsbildchen zu spät eingegangen, um noch vor dem Feste angezeigt zu werden. In einem naht sich das Jesukind mit dem Ölzweige des Friedens auf Wolken, im andern liegt es von Engeln angebetet in der Krippe (je 100 in kleinerem Gebetbuchformat: 10 × 5½ cm, oder in länglichem Format: 15×4½ cm, *M* 1.60; in größerem Gebetbuchformat: 12×7 cm, *M* 2.40). Dieselben in feinstem Aquarelldruck mit vergoldeten Reliefspitzen ausgeführten Weihnachtsbilder (je 100, Größe 11 × 6½ cm, *M* 5.—; 9 × 5½ cm, *M* 3.50) sind mit Vorsicht zu verwenden, weil zwei oder drei derartige Einlagen durch ihr dickes Papier den Einband eines Gebetbuches im Rücken sprengen. Durch reiche Farbenpracht zeichnet sich die Serie 1003 aus, worin in runder Umrahmung die 15 Geheimnisse des Rosenkranzes in ernster und würdiger Weise dargestellt sind (100 Bilder *M* 2.—). Wenn sie auch an Feinheit der Ausführung den von Knöpfler veröffentlichten Blättern, worin dieselben Geheimnisse gegeben sind, nicht ganz gleichkommt, so übertrifft sie dieselben durch größere Ruhe und Harmonie der Farben. Ihre weniger strenge Stilisierung wird dem großen Publikum besser gefallen als die bekannte Manier des verdienstvollen Professor Klein. Zu den allerbesten von Kühlen seit so vielen Jahrzehnten auf den Markt gebrachten Sachen ist der neue Kreuzweg zu rechnen (Serie III je 100 *M* 2.40), eine Leistung, worin die Vorzüge spätgotischer Farbengebung und Zeichnung mit dem technischen Können und dem modernen Gefühl in trefflicher Weise in Einklang gebracht sind. In ihm ist ein schon in manchen früheren Chromolithographien versuchter Weg verfolgt, welcher eine religiöse Kunstanstalt des 20. Jahrhunderts den Zielen zeitgemäßer katholischer Volkskunst immer näher bringt.

Miszellen.

Wyklefs Bibel. Bis in die letzten Jahrzehnte galt es als ausgemachte Tatsache, daß der Häretiker Wyklef die erste Bibelübersetzung in englischer Sprache gefertigt, und dadurch zum mächtigsten Förderer, wenn nicht gar dem Schöpfer der einheitlichen, heute Großbritannien und sein Weltreich beherrschenden Sprache geworden sei. Man wies der Übersetzung Wyklefs für England eine fast noch größere Bedeutung zu als der Luthers für die Vorherrschaft des Hochdeutschen in unserem Vaterlande, und dies bedeutete natürlich zugleich auch den Triumph

über die römische Kirche, welche jahrhundertelang darauf ausgegangen sei, dem Volke das Wort Gottes vorzuenthalten, und dadurch wohl auch der Entwicklung der Volkssprache Eintrag getan hat. Die Encyclopaedia Britannica schrieb noch 1875 in ihrer 9. Auflage (III 647):

„Die Lesung der Heiligen Schrift in der Muttersprache war die Besonderheit der Katharer und Waldenser, die ganze Macht der kirchlichen Autorität aber wandte sich gegen den Gebrauch der Schrift von seiten der Laienwelt. Das Verbot der Bibel in der Landessprache, welches das Konzil von Toulouse 1229 erließ, wurde von andern Synoden in den verschiedensten Teilen der Kirche wiederholt, war jedoch nicht im stande, das stets wachsende Interesse an der Heiligen Schrift zu ersticken. In England wie in Böhmen wurde die Bibel durch die Reformparteien des Wyklef und des Huß in die Landessprache übersetzt, und die ersten Druckpressen des 15. Jahrhunderts ließen Bibeln ausgehen nicht nur in lateinischer Sprache, sondern auch französisch, spanisch, italienisch, deutsch, holländisch.

Der „Führer“ zu den Handschriftenschätzen des British Museum zu London (A Guide to the Manuscripts, Autographs etc.) aus dem Jahre 1895 verzeichnet in der Tat (S. 82) mehrere englische Bibeln in Wyklefs Übersetzung, und zwar nach zwei verschiedenen Redaktionen (earlier und later version). In der Kings Library liegt noch jetzt auf sammetenem Kissen, in eigenem bevorzugten Gehäuse ein schön geschriebenes und verziertes Manuskript aus dem 14. Jahrhundert mit der Signatur: „Die englische Bibel in Wyklefs Übersetzung“ (vgl. Guide S. 110, Nr 5). Dom Aidan Gasquet O. S. B., der verdiente Erforscher der englischen Zustände zur Reformationszeit, hat im Beginn der neunziger Jahre die genauere Untersuchung dieses Prachtstückes einer alten Bibel vorgenommen und gefunden, daß dieselbe eine orthodox-katholische Bibel sei und mit Wyklef gar nichts zu tun habe. Über dies hinaus hat er in der Dublin Review 1894 den Beweis angetreten, daß bereits vor Wyklef die Bibel in englischer Sprache verbreitet gewesen sei und mit kirchlicher Gutheißung oder offener Duldung von vielen frommen Leuten in der Landessprache gelesen wurde. Er bringt dafür das ausdrückliche Zeugnis des wissenschaftlich hochgebildeten Staatskanzlers Heinrichs VIII., des sel. Thomas Morus, und des alten Kanonisten Lyndwood, ebenso zweier Autoritäten der neuen Lehre, des Erzbischofs Cranmer und des späteren „Martyrologisten“, des fanatischen Fox, in einer Widmung an Erzbischof Parker. Gasquet hat ferner den Nachweis erbracht, daß von allen altenglischen Bibelübersetzungen, welche heute bekannt sind, auch nicht eine einzige von Wyklef herrühre, noch irgend etwas mit ihm zu tun habe. Es sind Handschriften, großenteils aus Klöstern, teils auch aus dem Besitz von Königen, wie Heinrich VI. oder Heinrich VII., oder aus der Hinterlassenschaft von Prälaten, welche als entschiedene Gegner Wyklefs bekannt waren. Zum Teil sind es Pracht- und Luxus-Handschriften, manche, die kraft öffentlichen Testamentes von einem Besitzer auf den andern übertragen wurden zur Zeit, da gegen Wyklefs Schriften die strengsten Verbote bestanden und auf solche eifrig gefahndet wurde. Endlich ist der gelehrte Benediktiner an die Frage herangetreten, was denn Wyklef in Bezug auf die Heilige Schrift eigentlich geleistet

habe, und da trat denn dem Forscher die merkwürdige Tatsache entgegen, daß weder von Wyklef selbst, noch von einem seiner Zeitgenossen, ob Freund oder Gegner, ein einziges klares Zeugnis vorhanden ist, als habe Wyklef überhaupt mit Übersetzung der Schrift sich abgegeben. Die dürftigen und fadenscheinigen Spuren, welche die Herausgeber seiner Werke, Forshall und Madden, mit aller Mühe haben ausfindig machen können, sind so unbestimmt, daß sie selbst daraus nicht weiter zu schließen wagen, als daß Wyklef etwa die vier Evangelien übersetzt haben könnte. Dom Gasquet selbst bezeichnet es als „möglich", daß Wyklef bei einer Übersetzung des Neuen Testamentes in irgend einer Weise mitbeteiligt gewesen sei, doch hält er diese Annahme für eine ganz und gar ungewisse, zumal zu Wyklefs ruhelosem und streitsüchtigem Temperamente die geduldige Arbeit der Wortübertragung nicht recht passen wolle. Was nun aber Schüler von Wyklef angeht, die tatsächlich um Übersetzung der Heiligen Schrift sich verdient gemacht haben, wie Nikolaus Hereford, der etwa um 1382 das Alte Testament übertrug, und John Purvey, von dem die bereits vorhandene englische Bibelübersetzung um 1388 revidiert worden sein soll, so haben sie beide nachweislich in ihren späteren Jahren der Zahl der rechtgläubigen Prälaten angehört. Außerdem aber beruft sich der Revisor von 1388 ausdrücklich auf die alten Übersetzungen, die längst im Gebrauch befindliche „Glosse" und die „alten Lehrer der Kirche", welchen er bei seiner Arbeit habe folgen wollen und auch wirklich gefolgt ist. Eine solche Revision kann gewiß nicht für Wyklef und seinen Anhang in Anspruch genommen werden.

Wenige Jahre nach jenem wertvollen Aufsatz in der Dublin Review, in seinem Werke The Eve of the Reformation (1900), kam Dom Gasquet auf die Frage der heimischen Bibelübersetzungen zurück und trat vor allem dem Irrtum entgegen, als ob in der alten englischen Kirche die Lesung der Heiligen Schrift in der Landessprache verboten gewesen sei. Gegenüber der immer wiederholten Behauptung, daß dies wenigstens auf dem Konzil zu Oxford (1408) unter Erzbischof Arundel sei verkündet worden, zeigt er, daß auch dort keineswegs die Lesung einer Schriftübersetzung überhaupt, sondern nur der Gebrauch einer unkontrollierten und kirchlich nicht approbierten Übertragung untersagt worden sei. Dafür aber lagen angesichts der Lollardischen Umsturzbestrebungen die allergewichtigsten Gründe vor. Eine förmliche Verurteilung folgte später unter Heinrich VIII. gegen die offenbar häretischen Übersetzungen von Tyndall und Joye (1530 und 1534). Auf Grund Einvernehmens des Königs mit Erzbischof Warham wurde 1530 auch ein allgemeines Verbot gegen Gebrauch der Bibelübersetzungen in der Landessprache erlassen, aber nur vorläufig, bis eine kirchlich gutgeheißene, authentische Übersetzung neu vereinbart sein würde. Nur zwei Jahre nach diesen Ausführungen des Benediktiners veröffentlichte ein protestantischer Cambridge-Mann eine bis dahin ungedruckte altenglische Bibelübersetzung aus dem 14. Jahrhundert, die gleichfalls mit Wyklef und dessen Anhang nichts zu tun und augenscheinlich klösterlichen Kreisen angehört hat: A Fourteenth Century Biblical Version . . . by A. C. Paues (Cambridge 1902). Nicht weniger als vier unabhängige Handschriften lagen ihm für dieselbe vor. Dem

Texte schickte er als Einleitung eine Zusammenstellung alles dessen voraus, was über die Verbreitung der Bibel in der Landessprache sich für England heute noch nachweisen läßt, und diese Zusammenstellung ist der Beachtung wert.

Schon die frühesten Anfänge der angelsächsischen Literatur und die ehrwürdigsten Namen der alten Literaturgeschichte stehen zur Bekanntmachung der biblischen Berichte in der Landessprache in engster Beziehung. Caedmon, der gottbegeisterte Hirte gegen Ende des 7. Jahrhunderts, und Bischof Kynewulf zu Ausgang des 8. Jahrhunderts hatten in ihren Gesängen die Texte der Heiligen Schrift vor Augen. Das alte Genesis-Lied, das Exodus-Lied und die poetische Übertragung Daniels in das Angelsächsische entstammten noch vor 700 der frommen Muse eines northumbrischen Dichters. Der ehrwürdige Beda wurde vom Tod abberufen († 735), da er eben an der begonnenen Übersetzung des Johannes-Evangeliums weiter diktierte. Aus dem 9. Jahrhundert stammt die erste bekannte angelsächsische Interlinear-Glosse (freie Übertragung) des Buches der Psalmen, die gegen Schluß schon einer eigentlichen Übersetzung sich nähert. Noch liegt sie in elf Handschriften vor. Die älteste Prosa-Übersetzung des Psalters wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit heute noch, wenigstens zum Teil, König Alfred d. Gr. im 10. Jahrhundert zugeschrieben. Aus demselben Jahrhundert sind auch die ältesten Glossen zu den Evangelien in der Landessprache erhalten. Einer der hervorragendsten Vertreter altenglischer Bildung vor der normannischen Eroberung, Abt Älfric, der Schüler Ethelwolds von Winchester, der noch in die ersten Dezennien des 11. Jahrhunderts hinüberreicht, war ein großer Bibelübersetzer. Abgesehen von kurzen Einleitungen zum Alten wie zum Neuen Testament, übertrug er den größeren Teil des Alten Testamentes und in seinen berühmten 80 Homilien zahlreiche Stellen auch noch aus andern Büchern der Heiligen Schrift, und seine Übertragung, wenn auch mehr eine treue Paraphrase, hatte doch bei dem damaligen Bildungsgrade des Volkes die ganze Bedeutung einer eigentlichen Übersetzung.

Auch nachdem mit dem siegreichen Einfall der Normannen die fremde Sprache der Überwältiger zur vorherrschenden geworden war, erhielten sich die angelsächsischen Übersetzungen und wurden weiter vervielfältigt. Aus Kent allein besitzen wir zwei Abschriften der Evangelienglosse, die noch im 12. Jahrhundert geschrieben wurden. Die Normannen ihrerseits hatten in ihrer Heimat das blühendste kirchliche Leben zurückgelassen, und in der Person Lanfranks erhoben sie alsbald einen der ersten kirchlichen Gelehrten der Zeit auf den Metropolitansitz von Canterbury. Sie wollten auch die Heilige Schrift in den Lauten ihrer Muttersprache nicht missen. Es ist bemerkenswert, daß die ältesten Bibelübersetzungen, die man in Frankreich überhaupt kennt, gerade normannischen Ursprungs sind, und die ältesten der erhaltenen Handschriften stammen von englischen Schreibern. In Bezug auf England selbst kann Paues feststellen, daß um die Mitte des 14. Jahrhunderts — noch vor 1361 — die Anglonormannen eine unabhängige und aller Wahrscheinlichkeit nach vollständige Übersetzung der Bibel in ihrer Muttersprache besaßen.

Aber um diese Zeit hatte bereits das Englische begonnen, vor dem Französischen der Normannen auf britischem Boden die Vorhand zu gewinnen. Schon

in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erscheint denn auch bereits im West-Midland-Psalter eine englische Übersetzung des Buches der Psalmen, welche sich allerdings mehr an eine französische Vorlage als an das Latein der Vulgata anschließt. Die älteste erhaltene Handschrift wird auf 1340 bis 1350 datiert. Fast um die gleiche Zeit entstand auch die englische Übersetzung der Apokalypse, von der noch 16 alte Handschriften vorliegen. Bis in die neueste Zeit hat man dieselbe mit der größten Bestimmtheit Wyklef zugeschrieben, völlig ohne Grund und im Widerspruch mit der Wahrheit.

Um 1349 starb der merkwürdige mystische Schriftsteller Richard Rolle of Hampole, aus Thornton in Yorkshire, der außer mehreren lateinischen Schriften für eine ihm befreundete Rekluse auch eine Übersetzung der Psalmen in ungelenkem, rauhem Englisch niedergeschrieben hat. Einen gleichfalls englischen Kommentar zu dieser Übersetzung trug er aus älteren kirchlichen Autoren zusammen, und dieser durch das Ansehen des geheimnisvollen Einsiedlers empfohlene Kommentar war es hauptsächlich, den die Lollarden zu allerhand Fälschungen und Interpolationen mißbrauchten. Paues faßt dies (S. 43) euphemistisch in die Sätze zusammen:

„Wyklef und seine Anhänger haben, wie es scheint, in ihrem Eifer, die Kenntnis der Schrift unter dem Volke auszubreiten, älterer Übersetzungen und Kommentare sich mit Freiheit bedient, indem sie in den letzteren Änderungen vornahmen, wie es ihren eigenen religiösen Anschauungen entsprach. Es ist nicht zu verwundern, daß gerade das große englische Psalmenwerk des Einsiedlers, einzig in seiner Art wie es war und von gesichertem Ansehen im ganzen Lande, die Aufmerksamkeit der eifrigen Propagandamacher auf sich zog. Noch weniger ist es zu verwundern, daß sie die meisten Abschriften von Rolles Kommentar infolge der Härten des Dialekts und der Übersetzung für ihren Zweck unzulänglich und für die Bedürfnisse ihrer Zeitgenossen ungeeignet fanden. Man darf daher annehmen, das Hauptaugenmerk ihrer Überarbeitung sei dahin gerichtet gewesen, das Buch leicht lesbar und für die große Masse des gemeinen Volkes verständlich zu machen."

Die anfangs noch ängstlich zurückhaltende Interpolation des Kommentars ging aber bald in die dreisteste Fälschung über.

„Die einzelnen Linien in der Erklärung des Einsiedlers schwellen an zu ebenso vielen Folio-Kolumnen, und gegen die Mitte des Bandes hat man ein vollständig neues Werk vor sich, das in den meisten seiner Abschnitte höchstens noch hier und da eine Wendung oder eine Zeile mit dem Original gemein hat."

Solange das Lollardentum in Blüte stand, war man sorglich darauf bedacht, stets den verehrten Richard Rolle als den Verfasser dieser Fälschung auszugeben; später, nach den Umwälzungen der Reformation, haben Männer wie Bale und Wharton mit noch größerer Unwahrheit das Werk dem Häretiker Wyklef zugeschrieben. Erst seit 1869 begann man endlich an der Autorschaft desselben zu zweifeln.

Eine besondere Art der Popularisierung der Heiligen Schrift in Altengland war die Übersetzung der sog. Gospel Story. Die Perikopen des Kirchenjahres, abgesehen von den Lesungen der Passion, waren da frei ins

Englische übertragen, aber nicht nach der Ordnung, wie sie im Comes Romanus sich fanden, sondern in chronologischer Folge, so daß eine vollständige Lebensgeschichte des Herrn in den Worten des Evangeliums vorlag. Eine alte Handschrift solcher Art mit vorwiegend südenglischem Dialekt ist jetzt noch in Cambridge erhalten. Zu all diesen Übertragungen der Heiligen Schrift, sei es im ganzen oder in ihren wichtigsten Teilen, bringt nun Paues eine noch ungedruckte altenglische Übersetzung aus dem 14. Jahrhundert zum erstenmal zur Veröffentlichung, und zwar gleich nach vier Handschriften. Dieselbe umfaßt die Apostelgeschichte und die Briefe und einen Teil des Matthäus-Evangeliums, und somit wohl die Hälfte des ganzen Neuen Testamentes. Auch diese Übersetzung ist ganz und gar katholisch.

Bei Überschau alles dessen also, was in England an alten Bibelübersetzungen noch vorhanden ist, und zwar an der Hand eines protestantischen Spezialforschers, ergibt sich, daß in den drei Hauptperioden der englischen Geschichte und in den drei verschiedenen während dieser Perioden vorherrschenden Sprachen die Bücher der Heiligen Schrift in der Landessprache verbreitet, in zahlreichen Handschriften und in den verschiedensten Dialekten bekannt waren. Auch in englischer Sprache lagen sie vor, einige Bücher wenigstens schon vor Wyklef, und eine ganz katholische Übersetzung der Heiligen Schrift ins Englische war bekannt und im Gebrauch, bevor die Reformation mit ihren Wirren hereinbrach.

Wyklef hingegen kann keinerlei Verdienst um die Heilige Schrift mit Sicherheit zugeschrieben werden, und selbst von der Tätigkeit seiner Anhänger, der Lollarden, in dieser Beziehung haben sich nur wenige Spuren erhalten. Was angeführt werden kann, sind die einer groben Fälschung gleichkommenden Interpolationen zu Rolles Kommentar der Apokalypse und ein Anhängsel zu Rolles Psalmenübersetzung. Der Einsiedler hatte seinem Buch der Psalmen noch eine englische Übersetzung von sieben Lobgesängen der Heiligen Schrift (cantica) hinzugefügt. Von Lollarden wurden nicht nur diese, leise wenigstens, umgemodelt, sondern noch fünf andere im Geiste der Sekte hinzugefügt. Nur drei derselben indessen entstammen der Heiligen Schrift, das Benedictus, das Nunc dimittis und das Benedicite. Diese drei Cantica sind also alles, was von Wyklefs und von der Lollarden Übersetzertätigkeit heute noch bekannt oder nachweisbar ist.

Und bei solchem Tatbestand war es möglich, die Kirche Altenglands anzuklagen, sie habe dem Volke die Bibel vorenthalten, während zahlreiche herrliche Abschriften von Bibelübersetzungen in drei Sprachen fast alle großen Bibliotheken Englands zieren. Wyklef dagegen, der nichts von einer Bibelübersetzung hinterlassen oder auch nur bezeugt hat, galt noch vor zehn Jahren als der große englische Bibelübersetzer. Wäre solche Täuschung jahrhundertelang forterhalten worden, bevor die Reformation der Welt das Licht brachte, so würde man gewiß klagen über mittelalterliche Fälschung und mittelalterliche Kritiklosigkeit. Jetzt aber ist es wohl ein Beweis der durch die Reformation gebrachten Wahrheitsliebe und Vorurteilslosigkeit.

Das Stempelwesen in Japan. Obwohl auch in Europa der Gebrauch der Stempel sehr ausgebildet ist bei Akten der Regierung, Postsachen, Quittungen, Geschäftsverkehr usw., so ist er doch in Japan weit allgemeiner. Aus den ältesten Zeiten haben sich dort mehrere Arten sehr urwüchsiger Stempelarten erhalten: Blutstempel, Finger- und Handabdrücke. Wenn z. B. Schüler eines Fechtlehrers demselben am Ende der Lehrzeit ihre Dankadresse überreichten, Krieger sich zur Vornahme eines Racheaktes verbanden oder Liebende sich Treue versprachen, setzten sie unter ein Schriftstück neben ihre Namen ein „Blutsiegel", d. h. sie ritzten einen Finger so auf, daß Blut hervorquoll und drückten ihn auf das Papier, so daß ein Blutflecken entstand. Andere schwärzten den Nagel des linken Daumens und drückten diesen dann gleichsam als Unterschrift auf das betreffende Schriftstück. Erreicht jemand das achtundachtzigste Jahr, so wird ein großes Fest gefeiert, und der Jubilar schenkt jedem Verwandten als Erinnerungszeichen ein Blatt Papier mit einem Gedicht oder einer Aufschrift. Kann er nicht schreiben, so schwärzt er seine Hand mit Tinte und drückt sie auf das Papier ab.

Gravierte Stempel der Tempelvorsteher werden benutzt, um auf Stöcken, Tüchern, Kleidern oder allerlei kleinen Andenken der Besucher aufgedrückt zu werden. In einer lehrreichen Abhandlung der Schweizerischen Heraldischen Gesellschaft, der wir unsere Angaben entlehnen, berichtet Spörry 1901: „Die Japaner kleiden sich auf der Pilgerfahrt in leichten, weißen Baumwollenstoff, bringen mitunter diese Kleider über und über mit Stempeln bedeckt zurück" und bewahren sie nach der Heimkehr sorgfältig auf.

Jeder Künstler, Gelehrte, Arzt und Schreibmeister bedient sich einer oft erstaunlich großen Anzahl von Stempeln; auf einem steht ihr Name, auf einem zweiten ihr Wohnort, auf weiteren ihr Alter, ihre Devise, der Name des Monates, in welchem der Stempel verwendet wird usw. Auf bemalte oder beschriebene Roll- und Wandtafeln setzen sie meist drei Stempelabdrücke. Spörry fand bei einem Landarzt 30 Stempel, bei einem Arzt in Tokio 300. Der Gelehrte Rai Jo besaß bei seinem vor etwa 40 Jahren eingetretenen Tode 1000. Welche Wichtigkeit den Stempeln beigelegt wurde, erhellt daraus, daß der mächtige Heerführer Taikosama dem berühmten Töpfer Chojiiro ein goldenes Siegel schenkte mit dem Schriftzeichen: „Freude", womit derselbe von da ab seine hochgeschätzten Waren bezeichnete.

„Reiche Besitzer so zahlreicher Stempel ließen nicht selten ganze Bücher drucken darüber, oft mit Angabe von Maß und Material jedes einzelnen Stückes."

In jedem größeren Geschäft besitzt man eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stempeln, die für verschiedene Zwecke dienen; so benutzt das große Gasthaus im Badeort Kusatsu 24 verschiedene Stempel, je einen zur Bezeichnung des Ortes, des Bezirkes, der Provinz, des Besitzers, zur Beglaubigung der Abrechnung in den verschiedenen Büchern, der Ausgaben für Fahrgeld, für die Bezeichnung der Waren, der Briefe, der Geschenkbilder, welche als Andenken gelten sollen usw.

Ein anschauliches Bild über Verwendung solcher Stempel wird von unserem Gewährsmann aus Engelbert Kämpfers 1777 zu Lemgo erschienener „Geschichte und Beschreibung Japans" mitgeteilt.

„Nachdem am Schlusse des alten Jahres die Musterrolle (Einwohnerliste) verfertigt ist, wird darauf mit dem Anfange des neuen Jahres die Yesumi gehalten, d. h. „die Figurtretung", weil alle das Bild des am Kreuze hängenden Christus und noch eines andern Heiligen (Marienbild?) mit Füßen treten zum Beweis, daß sie der Lehre Christi und seiner Apostel entsagen und sie verfluchen. Die Zeremonie dieser Entheiligung des gekreuzigten Heilandes nimmt von dem zweiten Tage des ersten Monats nach der Reihe der Häuser und Gassen und an zwei Orten zugleich ihren Anfang, so daß jede Partie täglich vier bis fünf Gassen vornimmt und man in allem in Zeit von sechs Tagen fertig geworden.

„Der Ottona, drei Ogumi Oja, der Fitsja, Nitsi Josi und zwei Monban oder Figurenträger machen die feierlichen Personen dieser Handlung aus. Die Figuren, welche in einem besonders dazu gemachten Kistchen gehalten werden, sind von Messing gegossen und etwa einen Fuß lang. Mit deren Tretung geht es auf folgende Art zu: Nachdem der benannte Inquisitionsrat auf eine Matte sich niedergesetzt, muß sich alles aus dem Hause, groß und klein, nebst den beiwohnenden Familien in dem Gemache versammeln; wäre etwa die Wohnung des nächsten Nachbarn zur Verrichtung der Handlung zu klein, so erscheint dieser allhier zugleich mit; die bronzierten Figuren liegen auf dem bloßen Fußboden. Der Yesumi Tsjo oder der zum Feju bestellte Schreiber schlägt sein Musterbuch auf und liest aller Namen ab, die so, wie sie abgelesen werden, herzukommen und über die Bilder gehen oder treten. Die Mütter heben unmündige Kinder, die noch nicht gehen können, auf und lassen sie mit den Füßen darauf nieder, welches ebenso angesehen wird, als ob sie darüber gegangen. Wenn dieses geschehen, drückt der Hausvater sein Siegel unter die Musterrolle, zum Zeugnis, daß die Inquisition bei ihnen gehalten sei, und damit deshalb die Inquisitoren bei dem Statthalter sich mögen rechtfertigen können.

„Wenn in allen Gassen und Häusern die Zeremonie abgetan ist, alsdann betritt der Inquisitionsrat selbst die Bilder und zum Beschlusse der Ottona, wobei dann einer für den andern die richtig geschehene Tretung mit dem Petschaft attestiert."

Bis vor kurzem war der Gebrauch eines Unterschriftstempels beim Volk sehr beschränkt. Nur das gegenüber dem Gesetz für alle seine Angehörigen und Untergebenen verantwortliche Familienoberhaupt durfte ein In-gyo oder Jitsu-in führen. Zweimal jährlich fand durch die Daimyo Stempelverifikation statt, beschädigte Jitsu-in wurden für ungültig erklärt. Seit ungefähr 1874 ist jedermann stempelfähig geworden, mit Ausnahme der eingezogenen Verbrecher. Heute besitzen Banken, Korporationen, Gesellschaften, Kaufleute, Private (Männer wie Frauen), Künstler, Studenten, Handwerker, Arbeiter bis zum Lumpensammler und Kuli hinunter, sogar Kinder ein Jitsu-in. Es ist bereits zu einer ebenso veränderlichen Modesache geworden, wie bei uns Ringe, Broschen und Armbänder. Auch bedienen sich alle der früher dem Kaiser vorbehaltenen roten Farbe.

Die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit.

„Der Mensch ist frei und wär' er in Ketten geboren." Man kann ihm äußere Gewalt antun, sein Wille ist und bleibt frei, frei von äußerem Zwang, frei von innerer Nötigung. Wir werden nicht von blindwaltenden Naturkräften getrieben, unser Wille hat das Steuerruder in seiner Hand, er kann unser Schifflein auf die Bahn des Guten und der Pflicht lenken, es aber auch den unheimlichen, verderblichen Strömungen unserer verkehrten Neigungen überlassen. In diesem Sinne gilt das Wort des Dichters: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne."

Ist das wahr — und unseres Erachtens kann kein Zweifel daran bestehen[1] — dann ist das Urteil über die soziologische Kriminalistenschule schon gesprochen. Sie will das Verbrechen in seiner „Gesetzmäßigkeit" erforschen, sie will aufzeigen, wie es sich aus seinen physiologischen, psychologischen und soziologischen Ursachen als notwendige Resultante ergebe. Ein vollständig vergebliches Bemühen, eine irrige Methode! Darin besteht eben das innerste Wesen des freien Willens, daß er nicht unter der starren Herrschaft unwandelbarer Gesetze, sondern über dem Spiel der blinden Naturkräfte steht und sie seinen Zwecken dienstbar machen kann.

Allerdings ist Freiheit nicht absolute Gesetzlosigkeit und Willkür. Auch der Wille hat seine Gesetze. Er kann nur wollen, was der Verstand erkannt hat; er kann ferner nur das Gute, nicht das Übel als solches lieben und muß notwendig lieben, was absolut und in jeder Beziehung gut und begehrenswert ist. Aber in Bezug auf alle Dinge, die unter einer Rücksicht gut, unter einer andern aber schlecht oder ein Übel sind, hat er die Entscheidung, die Wahl, das Steuerruder ist in seiner Hand.

Die Juristen der soziologischen Schule sind in einer merkwürdigen Verblendung befangen. Sie wollen die Strafrechtslehre auf neue, wissen-

[1] Vgl. diese Zeitschrift oben S. 262 ff.

schaftliche Grundlagen stellen. Aber sehen sie denn nicht, daß sie sich mit ihren Grundsätzen selbst den Boden unter den Füßen wegziehen, auf dem sie stehen? Die Kriminalistik soll die Aufgabe haben, das Verbrechen in seiner Gesetzmäßigkeit zu erforschen? Nehmen wir an, dem sei so. Welches sind nun die hier in Betracht kommenden Gesetze? Es können nur die psychologischen, physiologischen oder soziologischen Gesetze sein. Ist es nun etwa Sache der Juristen, diese Gesetze zu erforschen? Keineswegs. Das ist Sache der Psychologen, Biologen, Psychiater, Soziologen und Statistiker. Die Juristen mögen also nur abdanken und ruhig ihres Weges gehen. Wir werden die Psychiater und Biologen und Statistiker in den Gerichtssaal rufen, denn ihnen allein steht ein fachmännisches Urteil über das Wesen und die Wirksamkeit dieser Gesetze und ihre gegenseitige Beeinflussung zu. Die Juristen haben wir nicht mehr nötig. Die ganze strafrechtliche Jurisprudenz wird überflüssig.

Doch gehen wir jetzt näher auf die wichtigsten strafrechtlichen Begriffe ein; da wird sich uns noch deutlicher zeigen, daß die modernen kriminalistischen Schulen, weit entfernt davon durch ihre Auffassung das Strafrecht wissenschaftlich zu vertiefen, wie sie bis zur Ermüdung wiederholen, dasselbe völlig untergraben und die Gegenwart der Juristen in der Strafrechtspflege ganz überflüssig machen.

Die Grundbegriffe und Grundpfeiler des ganzen Strafrechts sind die Begriffe der Strafe, der Schuld und der Zurechnungsfähigkeit. Die Strafe setzt die Schuld und die Schuld die Zurechnungsfähigkeit voraus. Wir wollen der Reihe nach diese Begriffe und die Stellung der kriminalsoziologischen Schule zu ihnen untersuchen.

Bevor wir aber an unsere Untersuchung herantreten, müssen wir uns klar werden über den Weg, den wir einzuschlagen haben, um zu einem sichern Ergebnis zu gelangen. Die kriminalsoziologische Schule redet zwar immer nur von der klassischen Juristenschule als ihrer Gegnerin; aber das ist bloß ein taktisch geschickt gewähltes Manöver, welches den wahren Sachverhalt verschiebt. Tatsächlich handelt es sich um den Gegensatz der neuen Schule zu der bisher allgemein von Juristen und Nicht-Juristen angenommenen Auffassung. Und nun fragt sich, welche von den beiden sich schroff gegenüberstehenden Auffassungen ist die richtige? An welches Tribunal der Wahrheit müssen wir uns nun wenden, um eine sichere Entscheidung in dieser Streitfrage zu erlangen?

Wir antworten: **Die oberste Instanz in dieser Frage ist das allgemeine Bewußtsein aller normalen Menschen, wie es sich im täglichen Leben durch Worte und Taten kundgibt.** In Bezug auf die Begriffe der Strafe, der Schuld, der Zurechnungsfähigkeit, Verantwortlichkeit gilt dasselbe, was auch sonst von den allgemeinsten Begriffen gilt, die sozusagen zum täglichen Hausbedarf des vernünftigen Menschenlebens gehören. Jeder normale Mensch hat einen klaren Begriff z. B. von Zeit und Raum, von Leben und Bewegung, von Recht und Unrecht, von Gut und Bös u. dgl. Er bildet sich diese Begriffe unwillkürlich mit Hilfe der Erfahrung und kann sie sehr wohl von andern Begriffen unterscheiden. Freilich ist er nicht im stande, diese Begriffe genau zu erklären und zu analysieren. Er kann von diesen Begriffen sagen, was der hl. Augustin von dem Begriff der Zeit bemerkt: „Was ist die Zeit? Wenn mich niemand fragt, so weiß ich es; wenn ich es andern erklären will, weiß ich es nicht.“[1]

Diese Erklärung und scharfe Analyse ist die Sache der Philosophie. Der Philosoph hat nicht die Aufgabe, den Begriff der Zeit, der Bewegung, des Lebens usw. willkürlich zu konstruieren oder zu erfinden; er soll vielmehr diese Begriffe, wie sie klar im Bewußtsein aller Menschen stehen, genau untersuchen, analysieren und definieren. Bewußt oder unbewußt folgt auch jeder Philosoph dieser Methode. Wollte ein Philosoph kommen und uns sagen, das Leben sei der Übergang eines Dinges von einem Zustand in einen andern, so würden wir ihn auslachen und fragen, ob denn das Wasser, wenn es gefriere, lebe? Die oberste Instanz in solchen Fragen ist also immer: Was denkt sich jeder normale Mensch, wenn er von Leben, Bewegung, Zeit u. dgl. redet?

Denselben Weg müssen wir auch bei der Erforschung der Begriffe der Schuld, Strafe, Verantwortlichkeit, Zurechnungsfähigkeit usw. einschlagen. Die Menschheit operiert seit Jahrtausenden im praktischen Leben mit diesen Begriffen, ähnlich wie mit den Begriffen von Recht und Unrecht, Zeit, Bewegung, Veränderung u. dgl. Sollen wir annehmen, sie habe nicht einmal praktisch gewußt, was die Begriffe besagen, sie sei beständig im Dunkeln umhergetappt? Jedenfalls hat derjenige, der an Stelle der bisher allgemein angenommenen uns ganz nagelneue Begriffe als

[1] Confess. l. 11. c. 14. Quid est tempus? Si nemo ex me quaerit, scio; si quaerenti explicare velim, nescio.

allgemein gültig aufnötigen will, die Pflicht, uns die Autorität zu nennen, der wir uns gegen die allgemeine Überzeugung aller vernünftigen Menschen unterwerfen sollen. Und es möchte ihm wohl schwer fallen, eine solche Autorität zu nennen, es sei denn, daß er seine eigene Autorität über die der gesamten Menschheit setzen wolle.

Doch nun zum Begriff der Zurechnungsfähigkeit, den wir heute untersuchen wollen. Alle Gesetzbücher gehen bis heute von dem Grundsatze aus, daß nur solche Handlungen einer strafrechtlichen Verfolgung unterliegen, die im Zustande der Zurechnungsfähigkeit begangen wurden. Auch das deutsche Strafgesetzbuch steht auf diesem Standpunkt[1]. Alle Gerichte handeln nach diesem Grundsatze. Wird jemand wegen eines Verbrechens[2] vor Gericht gestellt und es entstehen begründete Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten, so wird er zuerst von Sachverständigen auf seinen Geisteszustand untersucht. Stellt sich heraus, daß er unzurechnungsfähig ist, so wird er nicht gestraft, sondern in einer Heilanstalt untergebracht.

Auch die deterministischen Strafrechtslehrer erkennen das an. So sagt Professor v. Liszt: „Ohne Zurechnungsfähigkeit ist Schuld und damit Verbrechen unmöglich.“[3] „Die Zurechnungsfähigkeit muß bei Begehung der Tat vorhanden gewesen sein.“[4]

Was ist nun die Zurechnungsfähigkeit? Bevor wir die Antwort der Deterministen auf diese Frage vernehmen, wollen wir in positiver Weise den Begriff der Zurechnungsfähigkeit entwickeln, wie ihn nicht nur alle christlichen Philosophen und Theologen bisher aufgefaßt haben, sondern auch heute noch alle Unbefangenen auffassen, die nicht im Banne einer Schule stehen. Wir wollen uns so klar und verständlich ausdrücken, als es überhaupt bei Entwicklung abstrakter Begriffe möglich ist.

Unter Zurechnung versteht man das Urteil, durch das wir eine Handlung mit ihren guten und bösen Eigenschaften und Folgen einem Menschen als dem eigentlichen Urheber zuschreiben, gewissermaßen auf Rechnung setzen. Ist die Handlung eine gute, so liegt in der Zurechnung

---

[1] § 51 ff.

[2] Wenn wir im folgenden von „Verbrechen“ reden, so gebrauchen wir den Ausdruck nicht im engeren, technischen Sinne des deutschen Strafgesetzbuches (Handlungen, die mit dem Tode, mit Zuchthaus oder mit Festungshaft von mehr als fünf Jahren bedroht sind), sondern im weiteren Sinne für jede strafbare Handlung.

[3] Lehrbuch des deutschen Strafrechts § 37 S. 166. [4] Ebd. 165.

eine Billigung, ein Lob, ist sie dagegen schlecht, so enthält die Zurechnung eine Mißbilligung, einen Tadel.

Zurechnungsfähigkeit ist also der Zustand des Menschen, auf Grund dessen wir ihm die Handlungen mit ihren Eigenschaften und Folgen als dem eigentlichen Urheber und Eigentümer zuschreiben, ihn dafür loben oder tadeln, ihm Schuld oder Verdienst zuerkennen können und müssen.

Was gehört aber zum Zustand der Zurechnungsfähigkeit? Vor allem das Bewußtsein oder die Überlegung. Wenn jemand etwas im Zustand der Bewußtlosigkeit, des Irrsinns, der sinnlosen Trunkenheit, des Schlafes tut, schreibt ihm niemand eine Schuld an diesem Tun zu und fragt man: warum? so antwortet jeder, weil er unzurechnungsfähig war. — Zur Zurechnungsfähigkeit genügt aber nicht, daß das Bewußtsein irgendwie vorhanden sei, es muß sich auch auf die Eigenschaften der Handlung erstrecken, die den Gegenstand der Zurechnung bilden. Nur soweit dem Täter der Charakter seiner Handlung bei ihrer Begehung bekannt war, kann sie ihm zugerechnet und er dafür verantwortlich gemacht werden. Es wird erzählt, ein Mann habe bei hereinbrechender Nacht im Walde seinem Feinde aufgelauert und ihn niedergeschossen. Erst nach geschehener Tat bemerkte er zu seinem Entsetzen, daß er seinen eigenen Bruder erschossen habe. War er des Brudermordes schuldig? Nein, denn bei Begehung der Tat hatte er keine Ahnung davon, daß er seinen Bruder tötete; diese Seite seiner Handlung kannte er nicht; wenn er den Bruder erkannt hätte, würde er ihn sicher nicht getötet haben. Man kann ihm seine Tat wohl als Mord, aber nicht als Brudermord anrechnen und dementsprechend ihn als Mörder, aber nicht als Brudermörder zur Verantwortung ziehen.

Das Bewußtsein, die genügende Erkenntnis ist aber nur die notwendige Voraussetzung für die Zurechnungsfähigkeit, nicht der eigentliche Grund derselben. Dieser liegt vielmehr in der Herrschaft über unser Wollen und Handeln, die wir unter Voraussetzung der erforderlichen Erkenntnis haben. Durch den Willen ist der Mensch Herr über sein Tun und Lassen. Der Wille kann aber nur wollen, was der Verstand erkennt, und deshalb kann er seine Herrschaft über sein Wollen und dadurch über alle menschlichen Handlungen nur so weit betätigen, als die Erkenntnis reicht, und nur soweit als die Handlungen aus unserem freien Willen hervorgehen, können sie uns zur Schuld oder zum Verdienst, zum Lob oder zum Tadel angerechnet werden.

Auch im bewußten Zustand kann man uns den Blutumlauf nicht zurechnen, man kann uns nicht dafür loben und tadeln, weil er nicht von unserem Willen abhängt und nicht in unserer Macht steht. Wenn jemand aus Beschränktheit nichts lernt, so rechnen wir ihm das nicht an und tadeln ihn nicht, höchstens haben wir Mitleid mit ihm; wenn aber jemand nichts lernt, weil er aus Trägheit es an der erforderlichen Bemühung fehlen läßt, so tadeln wir ihn und machen ihm Vorwürfe. Worauf es also bei der Zurechnungsfähigkeit wesentlich ankommt, ist die freie Willensbestimmung, die jedoch die genügende Erkenntnis voraussetzt. Deshalb stellt der hl. Thomas von Aquin ganz allgemein den Grundsatz auf: „Dann wird die Handlung dem Täter zugerechnet, wenn sie in seiner Gewalt ist, so daß er die Herrschaft über seine Handlung hat." [1]

Mit der Zurechnungsfähigkeit hängt innig zusammen die Verantwortlichkeit, von der schon wiederholt die Rede war. Doch sind beide Begriffe nicht identisch. Bei der Zurechnungsfähigkeit denkt man an die Beziehung der Handlung zum Handelnden selbst und an die Art und Weise, wie die Handlung von ihm verursacht wird. Bei der Verantwortlichkeit dagegen betrachtet man die Handlung in ihrer Beziehung zu andern Personen. Zurechnungsfähigkeit ist zu allen sittlichen Handlungen, den guten und bösen, gerechten und ungerechten, notwendig; von Verantwortlichkeit redet man aber nur bei Handlungen, die irgendwie eine Pflichtverletzung gegen andere enthalten. Verantwortlichkeit schließt immer ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis ein gegenüber einem andern, der berechtigt ist, uns für die Mißachtung seiner Rechte zur Rechenschaft zu ziehen.

Die Zurechnungsfähigkeit kommt Gott für all sein Wirken nach außen im höchsten Grade zu, weil er mit unendlich vollkommener Erkenntnis und Freiheit handelt, von Verantwortlichkeit aber kann selbstverständlich beim Unendlichen keine Rede sein. Der Monarch ist, wie jeder Mensch, seinem Schöpfer für all sein Tun und Lassen verantwortlich, den Untergebenen gegenüber ist er aber unverantwortlich, weil ihn niemand zur Rechenschaft ziehen und strafen kann. Die Glieder der Gesellschaft dagegen sind für ihre Übertretungen der Gesamtheit bzw. deren Vertretern verantwortlich.

Die Verantwortlichkeit setzt die Zurechnungsfähigkeit notwendig voraus. Man kann nur für die Handlungen verantwortlich gemacht werden, die

[1] Summa theol. 1, 2, q. 21, a. 2: Tunc actus imputatur agenti, quando est in potestate ipsius ita quod habeat dominium sui actus.

man im Zustande der Zurechnungsfähigkeit, d. h. des Bewußtseins und der freien Selbstbestimmung vollzogen hat.

Aus dem über die Zurechnungsfähigkeit Gesagten läßt sich jetzt leicht bestimmen, was die Zurechnungsfähigkeit und damit die Verantwortlichkeit ausschließt oder aufhebt. Die Handlungen können uns nur insofern zugerechnet werden, als sie unserer freien Selbstbestimmung unterliegen. Alles also, was die freie Selbstbestimmung aufhebt, schließt auch die Zurechnungsfähigkeit aus.

Die Ursachen, welche die freie Selbstbestimmung ausschließen, können aber nie im Willen selbst liegen. Dieser ist eine geistige von leiblichen Organen innerlich unabhängige Fähigkeit. Man kann also auch nicht von eigentlichen Krankheiten des Willens reden, abgesehen von den guten und bösen Neigungen, die sich der Wille durch freie Betätigung erwirbt, die aber die Freiheit der Selbstbestimmung nicht aufheben. Der Wille hängt in seiner freien Selbstbestimmung unmittelbar nur von der Erkenntnis des Verstandes ab. Unter Voraussetzung der erforderlichen Erkenntnis ist der Wille immer frei in Bezug auf alles, was nicht absolut und unter jeder Beziehung als gut und begehrenswert erscheint. Die Ursachen, welche die Selbstbestimmung aufheben, sind also immer in der mangelnden Erkenntnis zu suchen.

Welche Störung der Erkenntnis hebt nun die freie Selbstbestimmung auf? Alles, was das Selbstbewußtsein aufhebt. Sobald der Mensch bewußtlos ist, ist er nicht mehr zurechnungsfähig. Das bedarf aber einer näheren Erklärung.

Bei der Zurechnungsfähigkeit kommt es auf die Tätigkeit der praktischen Vernunft an, die es mit der Leitung unserer einzelnen Handlungen zu tun hat und uns zeigt, was wir in den einzelnen konkreten Fällen unter den vorliegenden Umständen tun oder unterlassen sollen.

Was ist nun erforderlich, damit die praktische Vernunft richtig ihres Amtes walten könne? Ein Doppeltes. Einmal muß sie allgemeine Begriffe über Gut und Bös, Recht und Unrecht besitzen. Denn sie geht syllogistisch voran [1]. Sie wendet die allgemeinen praktischen Grundsätze auf den konkret vorliegenden Fall an. Dazu bedarf sie vor allem der

---

[1] S. Thom. 1, 2, q. 76, a. 1: Ratio secundum duplicem scientiam est humanorum actuum directiva, scil. secundum scientiam universalem et practicam. Conferens enim de agendis utitur quodam syllogismo, cuius conclusio est iudicium seu electio vel operatio.

allgemeinen Begriffe von Gut und Bös, Recht und Unrecht, aus denen sich die allgemeinen praktischen Grundsätze ergeben, z. B. der Grundsatz: Du sollst das Böse meiden, du sollst kein Unrecht tun u. dgl. Aus Mangel dieses Erfordernisses sind die Kinder vor den Jahren der Unterscheidung unzurechnungsfähig. Die geistige Erkenntnis im Menschen setzt die sinnliche Erkenntnis, besonders die Tätigkeit der Phantasie, voraus. Erst wenn der Organismus sich soweit entwickelt hat, daß die sinnliche Erkenntnis dem Verstand das nötige Material bietet, bildet sich dieser notwendig durch Abstraktion allgemeine Begriffe und gelangt so zu allgemeinen Grundsätzen, aus denen er durch einen wenigstens virtuellen Syllogismus zu weiteren Schlußfolgerungen gelangt.

Das genügt aber zur Zurechnungsfähigkeit noch nicht. Die praktische Vernunft hat es, wie schon bemerkt, mit unsern eigenen konkreten Handlungen zu tun, sie sagt uns, was wir gerade jetzt unter den vorliegenden Umständen zu tun und zu lassen haben. Dazu ist aber erfordert, daß wir um uns selbst wissen oder unser selbst bewußt sind. Nur wenn wir auf uns selbst reflektieren, wenn wir beurteilen können, was für uns hic et nunc gut oder bös, recht oder unrecht sei, haben wir die freie Selbstbestimmung und kann man uns und unser Handeln als gut oder bös, recht oder unrecht zurechnen, uns dafür loben und tadeln.

An diesem Selbstbewußtsein fehlt es aber den Menschen im Zustande des Schlafes, der Trunkenheit, des Irrsinns. Es kommt wohl vor, daß man im Traume Vernunftschlüsse vornimmt oder selbst die Lösung eines mathematischen Problems findet; dennoch ist der Träumende nicht zurechnungsfähig, weil er nicht auf sich selbst reflektieren und das Handeln nicht in seiner Beziehung zu sich selbst als gut, bös, recht und unrecht beurteilen kann.

Das sind die Begriffe der Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit, wie man sie bis heute allgemein aufgefaßt hat[1]. Der Leser, der uns

[1] Neuestens hat R. Loening (Die Zurechnungsfähigkeit des Aristoteles, Jena 1903) den Versuch gemacht, den Stagiriten als Anhänger des Determinismus hinzustellen. Aber er ist nicht als unbefangener Forscher an seine Untersuchung herangetreten, sondern als deterministischer Jurist, der alles durch die Brille seiner vorgefaßten Meinung ansieht. Aristoteles lehrt doch ausdrücklich, daß sowohl die Tugend als das Laster bei uns (*ἐφ' ἡμῖν*), d. h. in unserer Gewalt steht. „Denn was zu tun in unserer Gewalt steht, können wir auch unterlassen; und was zu unterlassen in unserer Gewalt ist, das können wir auch tun.“ (*Ἐν οἷς γὰρ ἐφ' ἡμῖν τὸ πράττειν, καὶ τὸ μὴ πράττειν, καὶ ἐν οἷς τὸ μή, καὶ τὸ ναί.*)

aufmerksam gefolgt ist, konnte sich selbst überzeugen, daß wir nur das wiedergegeben haben, was sich jeder Unbefangene unwillkürlich unter Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit denkt.

Sehen wir jetzt, wie die deterministischen Strafrechtslehrer diese Begriffe in ihrem Sinn „umzuwerten" suchen.

A. Merkel erblickt das Wesen der Zurechnungsfähigkeit darin, daß der Zurechnungsfähige gemäß seiner geistigen Beschaffenheit auf Anreize reagiere, daß er tätig sei nach eigenem Maß[1]. Allein mit Recht erwidert darauf v. Hippel[2], das treffe für den Unzurechnungsfähigen ebenso zu; bei dem einen wie bei dem andern sei die Tat das Produkt seiner Eigenart. In seiner „Juristischen Enzyklopädie"[3] verlangt Merkel zur Zurechnungsfähigkeit „freie Selbstbestimmung". Aber was heißt das? „Wenn wir von jemand sagen, daß er mit ‚freier Selbstbestimmung' oder mit ‚Willensfreiheit' gehandelt habe, so ist damit behauptet 1. die Abwesenheit von äußeren oder inneren Hemmungen für die Betätigung der ihm eigentümlichen Kräfte, und 2. daß in der Handlung eine Machtäußerung dieser Persönlichkeit gegeben sei, welche ihre Erklärung in der geistigen Eigentümlichkeit derselben suche."

Wirklich? Kann denn noch von „freier Selbstbestimmung" die Rede sein, wenn dem Handelnden die Art und Richtung seines Handelns un-

---

Und weil es in unserer Macht steht, das Gute oder das Böse zu tun, steht es auch bei uns, ob wir gut oder böse sind (Ethic. Nicom. III, 7). Gerade in dieser Herrschaft über unser Tun und Lassen liegt nach Aristoteles der Grund, warum man uns für das gute Verhalten loben, für das böse tadeln kann. Damit ist auch klar ausgesprochen, daß der Grund für die Zurechnungsfähigkeit in der Herrschaft liegt, die wir über unser Wollen und Handeln haben. Mit Recht schreibt Zeller (Philosophie der Griechen, 2. Teil, 2 Abt., S. 587), „daß wir selbst Urheber unserer Handlungen seien, daß es in unserer Macht liege, gut oder schlecht zu sein, ist Aristoteles' feste Überzeugung.... Gerade die Freiwilligkeit betrachtet er als ein wesentliches Erfordernis jeder Handlung, die einer sittlichen Beurteilung unterliegen soll". Loening leugnet, daß in dieser Macht des Willens über sein Wollen die Willensfreiheit bestehe, denn nach dem Indeterminismus bestimme der Wille unabhängig von den Motiven, lediglich aus sich selbst heraus, also ursachlos das Handeln (S. 275). Wir können ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er keine klare Idee hat von der Willensfreiheit, die er mit so großem Eifer bekämpft. Bei solcher Unklarheit darf es uns auch nicht wundern, daß er bei Aristoteles, dem schärfsten und konsequentesten aller Denker, zahlreiche Widersprüche entdeckt.

[1] Lehrbuch des Strafrechts 1889, 51 52.

[2] Willensfreiheit und Strafrecht 25 A.

[3] 2. Aufl. 1900, § 235.

weigerlich vorgezeichnet ist? Jeder Vernünftige versteht unter „freier Selbstbestimmung“ die Fähigkeit des Menschen nach eigener Wahl sein Handeln einzurichten, zu handeln oder nicht zu handeln, so oder anders zu handeln. Sobald dem Handelnden keine Wahl mehr bleibt und er notwendig in einer bestimmten Weise tätig sein muß, ist die freie Selbstbestimmung aufgehoben, mag nun die Notwendigkeit von inneren oder äußeren Ursachen herrühren. Im normalen Zustand erkennt mein Verstand ohne innere und äußere Hemmnisse, daß ich existiere, er wird durch seine eigene innerste Natur zur Anerkennung dieser einleuchtenden Wahrheit genötigt. Ist er deshalb frei? Das wird kein Mensch behaupten, der nicht auf den Determinismus eingeschworen ist. Der Verstand ist aus sich nicht frei, er ist in nicht völlig einleuchtenden Dingen nur insofern frei, als er unter dem Einflusse des Willens steht. Der Wille ist frei, aber nicht der Verstand; deshalb redet auch niemand von freier Verstandesbestimmung, wohl aber jeder von freier Willensbestimmung.

Der unbestrittene Führer der soziologischen Strafrechtsschule ist heute Professor v. Liszt. Hören wir, wie er die Zurechnungsfähigkeit erklärt. „Zurechnungsfähigkeit ist normale Determinierbarkeit. Zurechnungsfähig ist mithin jeder geistig reife und geistig gesunde Mensch bei ungetrübtem Bewußtsein.“ [1]

„Normale Determinierbarkeit“, erklärt er anderswo, „ist normale Bestimmbarkeit durch Motive, Empfänglichkeit für die durch Strafandrohung und Strafvollzug bezweckte Motivsetzung, mithin lediglich der normale Zustand des geistig reifen und geistig gesunden Menschen.“ [2]

Daß der geistig reife und gesunde Mensch bei ungetrübtem Bewußtsein zurechnungsfähig ist, steht außer Zweifel. Worin aber das Wesen und der eigentliche Grund der Zurechnungsfähigkeit bestehe, darüber sagt die angeführte Begriffsbestimmung gar nichts.

„Normale Determinierbarkeit“ besagt an sich nur passive Empfänglichkeit für Motive. Nimmt man an, der Wille werde notwendig durch die Motive bestimmt, so wird damit die Zurechnungsfähigkeit aufgehoben, weil er die Herrschaft über sein Wollen, die Selbstbestimmung verliert. Nicht vom Willen wird dann der Mensch gelenkt und regiert, sondern von den stärkeren Motiven, wie die Wetterfahne vom stärkeren Wind.

[1] Lehrbuch des deutschen Strafrechts § 37, S. 163.
[2] Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung IV 135.

Auch der Irrsinnige, ja selbst das Tier ist durch Motive bestimmbar. Die Abrichtung oder Dressur der Tiere beruht wesentlich auf der Bestimmbarkeit durch Motive. Wenn ein normales Pferd regelmäßig für ein Betragen Peitschenhiebe, für ein anderes Zuckerbrot erhält, wird es bald das erstere vermeiden, das letztere liebgewinnen.

Warum reden wir also bloß in Bezug auf den Menschen im bewußten Zustande von Zurechnungsfähigkeit? Man antwortet, weil er allein normal determinierbar ist. Allein, wenn der Mensch notwendig durch die Motive zum Handeln getrieben wird, ist es für die Zurechnungsfähigkeit vollständig gleichgültig, ob er normal oder anormal determinierbar sei. In dem einen wie in dem andern Falle hat er keine Herrschaft über sein Wollen. Warum sollten wir also dem normal Determinierbaren in wesentlich anderer Weise die Handlungen zurechnen als dem anormal Determinierbaren? Dafür vermag der Determinist absolut keinen Grund anzugeben. Der normal Determinierbare kann nach ihm ebensowenig dafür, daß er ein Gesetz übertritt, als der nicht normal Determinierbare.

Versteht man aber unter Bestimmbarkeit durch Motive nichts anderes, als daß die Motive einen Einfluß auf den Willen ausüben, anziehend oder abstoßend auf ihn einwirken, ohne jedoch ihn zu nötigen oder unwiderstehlich nach einer bestimmten Richtung zu treiben, dann ist normale Determinierbarkeit allerdings mit der Zurechnungsfähigkeit notwendig verbunden, aber sie macht nicht das Wesen derselben aus[1]. Worauf es bei der Zurechnungsfähigkeit wesentlich ankommt, ist die freie Selbstbestimmung, die Herrschaft über unser Tun und Lassen, die wir im bewußten Zustande haben und die der Grund ist, warum man uns unsere Handlungen mit ihren guten und bösen Eigenschaften und Folgen zurechnen und uns für das Böse verantwortlich machen kann.

Die v. Lisztsche Auffassung führt auch zu ganz unhaltbaren Folgerungen. Will er sich konsequent bleiben, so muß er sehr vielen jede Zurechnungsfähigkeit absprechen, die nach allgemeinem Urteil wenigstens eine

[1] Wenn v. Liszt (Lehrbuch des deutschen Strafrechts § 16, S. 84 A.) meint, der Indeterminismus hebe das Strafrecht aus den Angeln, denn die Strafe habe nur Sinn für denjenigen, der die Motivierbarkeit des Willens zugebe, so beweist das nur, daß er keine rechte Idee hat von der Freiheit des Willens. Etwas anderes ist Beeinflußbarkeit des Willens durch Motive und etwas anderes Nötigung des Willens durch Motive. Der Indeterminismus leugnet das letztere, aber nicht das erstere.

beschränkte oder verminderte Zurechnungsfähigkeit besitzen. Und er hat sich auch vor dieser Konsequenz nicht gescheut.

Schon im Jahre 1893 schrieb er: „Nur der Zurechnungsfähige, also der normale Durchschnittsmensch, wird gestraft; dem abnorm auf Motive Reagierenden gegenüber, mag er geistig noch nicht reif oder geistig nicht gesund sein oder sonst in einem anormalen Zustand sich befinden — treten andere Schutzmaßregeln in Anwendung. So erhält die Strafe ihre bestimmte und eigenartige Stellung neben den Erziehungs- und Besserungsanstalten, neben den besondern Asylen für geisteskranke Verbrecher und verbrecherische Geisteskranke, neben den Anstalten für gemeingefährliche Trunkenbolde usw.“ [1]

Hier werden also die Minderjährigen, die jugendlichen Verbrecher, für unzurechnungsfähig erklärt. Auch auf dem Psychologenkongreß zu München (1896) beklagte er es, daß man in Bezug auf die nicht „zur vollen Reife der Entwicklung“ Gelangten die Zurechnungsfähigkeit nicht schlechtweg zu leugnen wage. Und in der Tat, die volle geistige Reife haben die Minderjährigen nicht, also muß ihnen Liszt konsequent die Zurechnungsfähigkeit abstreiten.

Damit setzt er sich aber mit allen bisherigen Gesetzbüchern in Widerspruch. Das neue Bürgerliche Gesetzbuch nimmt bei den Minderjährigen vom siebten Lebensjahre eine beschränkte Geschäftsfähigkeit an; ohne irgendwelche, wenigstens eine beschränkte Zurechnungsfähigkeit kann aber von Geschäftsfähigkeit keine Rede sein. Das deutsche Strafgesetzbuch unterscheidet nach dem Beispiel des römischen Rechts drei Perioden der Zurechnungsfähigkeit. Bei Kindern bis zum vollendeten zwölften Jahre setzt es die strafrechtliche Unzurechnungsfähigkeit voraus und verbietet deshalb die strafrechtliche Verfolgung. Vom 12. bis zum vollendeten 18. Jahre sieht es die Zurechnungsfähigkeit als zweifelhaft an und überläßt es dem Richter, im Einzelfall zu ermitteln, ob und wie weit Zurechnungsfähigkeit vorliege, doch setzt es voraus, die Zurechnungsfähigkeit sei in dieser Periode noch nicht vollkommen, und vermindert dementsprechend Art und Maß der Strafe. Das Gesetzbuch folgt hierin nur der allgemein herrschenden Auffassung. Sobald das Kind zu den Jahren des Vernunftgebrauches kommt, erkennt es in etwa, was sittlich gut und bös ist und damit beginnt eine beschränkte Zurechnungsfähigkeit, die um so vollkommener wird, je

[1] Mitteilungen der Internationalen kriminal. Vereinigung IV 135.

mehr sich die Vernunft entwickelt. Wären die Kinder bis zur vollen Reife der Vernunft gar nicht zurechnungsfähig, so könnten sie in dieser Periode noch keine Sünde begehen, nicht zur Beicht und Kommunion zugelassen, nicht von Eltern und Lehrern gestraft werden u. dgl. Das sind ganz unzulässige Folgerungen, welche die Unhaltbarkeit der v. Lisztschen Auffassung der Zurechnungsfähigkeit klar dartun.

Scheinbar hat v. Liszt seither seine Ansicht geändert. Denn in seinem Gutachten für den 26. Juristentag in Berlin (1902) schlägt er vor, man solle die bisherigen strafrechtlichen Altersgrenzen von 12 und 18 Jahren auf 14 und 21 Jahre erweitern. Bis zum vollendeten 14. Jahre soll jede strafrechtliche Verfolgung ausgeschlossen bleiben und an ihre Stelle die staatlich überwachte Fürsorgeerziehung treten. „Zwischen dem 14. und 21. Jahre hat der Richter im Einzelfall völlig frei zu prüfen, ob Strafe oder staatlich überwachte Erziehung einzutreten hat. Die Feststellung ‚der zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderlichen Einsicht' kommt mithin in Wegfall. Maßgebend ist lediglich, ob die Besserung durch Fürsorgeerziehung noch zu erwarten ist oder ob die Verhängung der Strafe unvermeidlich erscheint." [1]

Hier ist von Strafe für die Jugendlichen vom 14. bis zum 21. Jahre die Rede, und zwar von Strafe im Unterschied zur Fürsorgeerziehung, also muß Zurechnungsfähigkeit bis zu einem gewissen Grade vorausgesetzt werden, denn ohne Zurechnungsfähigkeit keine Schuld und ohne Schuld keine Strafe.

Wir glauben aber nicht, daß der mit dem Eifer eines Reformators für seine Ideen eintretende Jurist seine Ansicht geändert habe. Es handelt sich nur um „Kompromisse" mit der herrschenden Anschauung, wie er selbst wiederholt betont [2]. Er will auf die konsequente Durchführung seiner Ideen verzichten, weil die Juristen für dieselben noch nicht reif sind. Deshalb macht er in dem genannten „Gutachten" und auch in seinem „Lehrbuch des deutschen Strafrechts" wiederholt Zugeständnisse, die im Widerspruch stehen zu seinen Grundgedanken und zu seinen eigenen anderweitigen Behauptungen.

Die Minderjährigen sind nicht die einzigen, denen v. Liszt gegen die allgemeine Ansicht jede Zurechnungsfähigkeit absprechen muß und tatsächlich

---

[1] Verhandlungen des 26. deutschen Juristentages I, Berlin 1903, 293.
[2] Vgl. ebd. 265.

abspricht. Auch die „unverbesserlichen Verbrecher“ werden von ihm aus der Zahl der Zurechnungsfähigen gestrichen. So bald man fragt: „Wodurch unterscheidet sich die Sicherungsstrafe gegen unverbesserliche Gewohnheitsverbrecher von der Verwahrung unheilbarer und zugleich gemeingefährlicher Geisteskranker?“ so fehlt nach ihm jede Antwort. Der wesentliche Inhalt ist in beiden Fällen derselbe, höchstens kann man gegen Geisteskranke größere Milde üben. „Aber ist selbst diese geringfügige Differenzierung berechtigt, und worauf stützt sich ihre Berechtigung? Auf die Zurechnungsfähigkeit kann sie sich nicht stützen, denn der unverbesserliche Verbrecher ist nicht zurechnungsfähig. Der Indeterminist muß, wenn er anders aufrichtig ist, ihm die freie Willensbestimmung absprechen. (!) Die normale Bestimmbarkeit durch Motive und mit ihr die Empfänglichkeit des Täters für die durch die Strafe bezweckte Motivsetzung fehlt.“ „Die Unterscheidung zwischen der Sicherungsstrafe gegen unverbesserliche Verbrecher und der Verwahrung gemeingefährlicher Geisteskranker ist nicht nur praktisch im wesentlichen undurchführbar; sie ist grundsätzlich zu verwerfen.“[1]

Aber nicht bloß die unverbesserlichen, sondern überhaupt alle sog. Zustandsverbrecher muß v. Liszt, wenn er konsequent sein will, zu den Unzurechnungsfähigen rechnen. Er unterscheidet Gelegenheits- und Zustandsverbrecher[2]. „Beim Zustandsverbrecher erwächst die Tat aus der dauernden Eigenart, der tiefgewurzelten Anlage des Verbrechers, dessen eigenstes Wesen es enthüllt. Brutale Roheit, fühllose Grausamkeit, beschränkter Fanatismus, gedankenloser Leichtsinn, unüberwindliche Arbeitsscheu, geschlechtliche Lasterhaftigkeit führen durch zahlreiche Zwischenstufen zu zweifellos psychopathischen Zuständen.“ Innerhalb der Zustandsverbrecher unterscheidet dann v. Liszt die Besserungsfähigen und die Unverbesserlichen.

Wir wollen jetzt nicht untersuchen, mit welchem Recht die unverbesserlichen Zustandsverbrecher, die ja nach Liszts eigenem Geständnis unzurechnungsfähig sind, noch Verbrecher genannt werden. Aber wir fragen: Sind die „besserungsfähigen“ Zustandsverbrecher noch zurechnungsfähig? Vom Standpunkt der kriminal-soziologischen Schule ganz gewiß nicht. Man kann doch unmöglich einen Menschen, bei dem das Verbrechen „aus

---

[1] Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissensch. XVII 82.

[2] Siehe diese Zeitschrift oben S. 27.

der dauernden Eigenart", der „tiefgewurzelten Anlage" erwächst, so daß es „sein innerstes Wesen enthüllt", noch normal determinierbar nennen, oder behaupten, er reagiere normal auf die Motive. Also sind ausnahmslos alle Zustandsverbrecher als unzurechnungsfähig anzusehen.

Das ist auch im Grunde die Ansicht v. Liszts, die er an verschiedenen Stellen, wenn auch in etwas vorsichtiger Weise, ausspricht. Auf dem schon erwähnten Münchener Psychologenkongreß tadelte er es, daß man noch nicht den Mut habe, allen nicht normal auf Motive Reagierenden die Zurechnungsfähigkeit abzusprechen. „Unzählige Übergänge führen von der geistigen Unreife zur vollen Reife der Entwicklung, von der ungebrochenen Gesundheit des Seelenlebens zur ausgesprochenen Geisteskrankheit, von der Tagesklarheit des Bewußtseins zur gänzlichen Umnachtung des Geistes. Beim Alkoholiker oder Morphinisten, beim „sozialen Neurastheniker" oder in den viel umstrittenen Fällen des sog. moralischen Irrsinns, bei allen Desequilibrierten, deren psychischer Schwerpunkt ins Wanken geraten ist — überall ist das Vorstellen, das Empfinden, das Wollen, ist die gesamte Reaktion auf Motive anders als beim normalen Menschen, ohne daß wir doch den Mut finden, die Zurechnungsfähigkeit um dieser Anomalien willen schlechtweg zu verneinen."[1]

Allen den genannten fehlt also nach v. Liszt die Zurechnungsfähigkeit. An einer Stelle fügt er allerdings einschränkend bei, nicht alle Abweichungen vom Durchschnitt, sondern nur „Abweichungen von einer gewissen Erheblichkeit" könnten als die Zurechnungsfähigkeit ausschließend in Betracht kommen. „Wenn alle, die einen kleinen Sparren im Kopfe haben, als geisteskrank bezeichnet werden sollten, wie viele von uns würden dann wohl noch übrig bleiben."[2]

Aber was heißt das: „Abweichungen von einer gewissen Erheblichkeit?" Wie groß muß die Abweichung sein, um als erheblich zu gelten? Das Mehr oder Weniger ändert am Wesen der Sache nicht. Man sieht wohl ein, daß je größer die Abweichung vom normalen Zustande ist, um so geringer die Zurechnungsfähigkeit sein muß; aber warum ein bloßer Gradunterschied dem einen die Zurechnungsfähigkeit vollständig nehmen, dem andern aber sie belassen soll, ist schwer einzusehen. Jedenfalls ist ein so vager Maß-

---

[1] Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissensch. XVII 77—78.
[2] Ebd. XIII 342.

stab praktisch völlig unbrauchbar. Denn man vergesse nicht, daß nach v. Liszts eigenem Geständnis mit der Zurechnungsfähigkeit auch die Schuld und die Strafbarkeit wegfällt.

Anderwärts drückt sich der gefeierte Strafrechtslehrer viel offener und kategorischer aus. „Die Zurechnungsfähigkeit entfällt mit jeder Störung des Seelenlebens, sei es im Gebiete des Vorstellens oder des Empfindens oder des Wollens, durch welche die Reaktion anormal, atypisch wird“[1].

Wie das zu verstehen sei, wird noch näher erklärt. „Was ist normale Reaktion? ... wo ist der Maßstab, mit dem wir messen? ... Ist nicht jedes Verbrechen eine Abweichung von dem normalen Verhalten des Durchschnittsmenschen? Wenn nagende Eifersucht oder glühende Vaterlandsliebe, wenn aufflammende Sinnlichkeit oder drückende Not, die tiefsten Tiefen des Seelenlebens aufwühlend, die schlummernden Triebe entfesselnd, alle Hemmungsvorstellungen überrennend, den Täter zur jähen Freveltat hingerissen haben — kann der Zustand ‚normal‘ genannt werden, in dem er zur Zeit der Begehung sich befunden hat? Ist der dreizehnjährige Dieb ‚normal‘, der in Not und Krankheit, in Schande und Laster aufgewachsen ist, an Körper und Seele verwahrlost und gebrochen, im innersten Mark verfault, lang ehe er zur Reife gekommen? Ist die Hochstaplerin ‚normal‘, die ihr ganzes Leben lang ruhelos von Ort zu Ort, von Land zu Land gezogen ist, lügend und betrügend, heute ein glänzender und bewunderter Stern in den Kreisen der Halbwelt, morgen wieder hinabgestoßen in das schmutzige Elend der Straße, ohne andere Heimat als die Zelle des Gefängnisses, in der allein sie Ruhe und Frieden, Ordnung und Reinlichkeit findet?“

„Der Begriff des ‚Normalen‘ schließt einen gewissen Spielraum mit logischer Notwendigkeit in sich; aber wie uferlos weit müssen die Grenzen des ‚normalen‘ Seelenzustandes gespannt werden, sollen sie alle die Spielarten mit umschließen, auf deren Bestrafung zu verzichten wir heute noch mit allen Kräften uns sträuben?“[2]

Das ist deutlich gesprochen. Im Grunde ist damit jeder Unterschied zwischen dem Verbrecher und dem Wahnsinnigen oder Geisteskranken geleugnet. Das Verbrechen geschieht ja im Zustand außer-

[1] Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissensch. XVII 75.
[2] Ebd. XVII 77.

gewöhnlicher, seelischer Erregung infolge von Eifersucht, Zorn, Haß, geschlechtlicher Erregung u. dgl., also in einem Zustand, in dem die normale Determinierbarkeit und folglich die Zurechnungsfähigkeit aufgehoben ist. Folglich kann auch von Schuld keine Rede mehr sein, und die Strafe verliert ihre Bedeutung als Vergeltung und Sühne, sie wird zu einer bloßen Sicherungsmaßregel gegen künftige Übeltaten, wie man sie auch gefährlichen Geisteskranken gegenüber in Anwendung bringt.

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß damit wie mit einem Schlag ungefähr das ganze heutige Strafrecht beseitigt ist. Ganz zweifellos ist sich der Führer der kriminal-soziologischen Schule dieser notwendigen Konsequenzen aus seinen Anschauungen bewußt. In seinem mehrerwähnten Gutachten an die kriminalistische Vereinigung vom Jahre 1893 über das Problem: „Welches ist der Einfluß unserer kriminal-politischen Grundanschauung auf die juristischen Grundbegriffe des Strafrechts?" stellt er sich die Frage: „Sollen wir wirklich jenes veraltete Gebäude verwickelter Begriffe, das wir Strafrecht nennen, noch weiter mit abergläubischer Scheu betrachten und mühsam vor dem Einsturz bewahren, statt mit frischem Mute die morsch gewordenen Mauern niederzubrechen, um Platz für den kühnen Neubau der Kriminalpolitik zu gewinnen? Wenn wir den Mut hätten, unsere Strafgesetzbücher durch den einzigen Paragraphen zu ersetzen: ‚Jeder gemeingefährliche Mensch ist im Interesse der Gesamtheit so lange als nötig unschädlich zu machen' — so hätten wir mit einem Schlag den ganzen Wust von Lehrbüchern und Handbüchern, von Kommentaren und Monographien, von Streitfragen und Gerichtsentscheidungen hinweggefegt: die Juristen hätten abgedankt zu Gunsten des ‚sozialen Hygienikers', ohne all den Formelkrimskrams der ‚klassischen Kriminalisten' könnte im Einzelfall die Entscheidung gefällt werden, die der Gesamtheit frommt." [1]

Es wird dann allerdings hinzugefügt, man brauche für die Zukunft der Juristen nicht besorgt zu sein, neben der Kriminalpolitik werde die juristische Schule des Strafrechts bestehen bleiben; freilich könne er sich täuschen, auf jeden Fall aber werde die soziologische Auffassung der Kriminalität eine tiefgreifende Umgestaltung der Grundbegriffe des Strafrechts herbeiführen.

---

[1] Mitteilungen der Internationalen kriminal. Vereinigung IV 129—130.

Diese beschwichtigenden Äußerungen haben offenbar bloß den Zweck, die ernsten Besorgnisse zu verscheuchen, welche die umstürzenden Ideen der neuen Schule in weiten Kreisen, bei Juristen und Nichtjuristen hervorgerufen haben. Wir hegen keinen Zweifel, daß die obigen Sätze nur die notwendigen Folgerungen aus den kriminal-soziologischen Grundanschauungen enthalten, die schließlich zur Beseitigung des ganzen hergebrachten Strafrechts führen müssen. Die eingehendere Betrachtung des „Verbrechens" und der „Strafe" wird uns dies vollauf bestätigen.

Viktor Cathrein S. J.

Die Charitas.

(Begriff, Ursprung, Ausbreitung; christliche, katholische Charitas.)

Immer neue Erfindungen der Technik und Industrie, steigende Verbesserung und Verfeinerung der verschiedenen materiellen Lagen des Lebens, mancherlei neue Gesetze und Einrichtungen zur Förderung des sozialen Wohles haben ohne Zweifel auch den dürftigeren Klassen der menschlichen Gesellschaft große Erleichterung und Hilfe gebracht. Gar trostlos sähe es aber dennoch aus, Armut, Not und Verzweiflung hätten noch mehr zugenommen, als wir dies trotz jener Fortschritte vielfach gewahren, wenn nicht ein anderer rettender Engel den Hilfsbedürftigen erschienen wäre, die Charitas. Man kann nicht leugnen, daß diese Charitas besonders in den letzten Dezennien an manchen Orten mehr augenfällig an die Öffentlichkeit trat und sich nannte, um, wo immer Elend eintrat, tröstend und ratend, lindernd und wohltuend zu helfen. Da lohnt sich die Beantwortung der Frage, was denn eigentlich diese Charitas ist, wo sie ihren Ursprung genommen, wie weit sie sich ausgebreitet hat.

Was verstehen wir unter Charitas? Das lateinische Wort caritas bedeutet zunächst den hohen Preis oder Wert eines Gegenstandes, dann im übertragenen Sinne die Hochschätzung selbst und besonders die aus Hochschätzung entspringende Liebe. Der Brauch hat jedoch bewirkt, daß, wenn wir von Charitas oder charitativen Bestrebungen reden, wir darunter

nicht jede Hochschätzung und Liebe verstehen. Charitas erstreckt sich nicht auf vernunftlose Wesen. Die Bestrebungen des Tierschutzes und der Tierpflege, vernünftige und sentimentale, Spitäler für erkrankte Tiere u. dgl. gelten nicht als Betätigung der Charitas, ebensowenig wie Förster und Gärtner bei der liebevollen Pflege von Wald und Garten Charitas üben. Charitas nennen wir nach heutigem Brauch nicht einmal jede Äußerung des Wohlwollens und der Liebe gegen vernunftbegabte Wesen. So heißen nicht alle Liebesbeweise zwischen Gatten, Freunden, Bekannten charitative Bestrebungen. Charitas in dem jetzt üblichen Sinne wird nicht geübt gegen Personen, die im vollen Glanze des Glückes leben, Charitas üben wir nicht gegen die Seligen des Himmels. Charitas setzt einen der Hilfe bedürftigen, mehr oder weniger in Not sich befindenden oder leidenden Mitmenschen voraus, mag er durch besondere Bande mit mir verbunden sein oder nicht. Charitas ist tätige, mitleidsvolle Liebe.

Der Baum der Charitas, welcher der Menschheit schon so kostbare Früchte geboten hat und fortwährend bietet, ist nicht gepflanzt worden im 20. oder 19. Jahrhundert. Gewiß haben sich jetzt die charitativen Bestrebungen überall zu schöner Blüte entfaltet. Wir sehen ja bei jedem Religionsbekenntnis Liebeswerke für die Kinder, für die heranwachsende Jugend, für verschiedene Volksklassen, für Arme, Kranke, Altersschwache, auch für Verwahrloste auf sittlichem Gebiet. Viele Werke der sog. „Inneren Mission“ der Protestanten, dann die mannigfachen Wohltätigkeitsanstalten und großmütigen Bestrebungen der Israeliten verdienen gewiß unser aller Anerkennung und Bewunderung [1]. Aber die Wurzeln der Charitas haben ein höheres Alter. Der Baum blühte und brachte Früchte im 18., im

[1] Wir weisen z. B. auf die Stadt Frankfurt a. M. hin, die durch ihre geregelte Armenpflege und ihre vielen schönen Wohltätigkeitsanstalten sich in der Tat auszeichnet. Der dort im Oktober 1903 tagende achte Charitastag Deutschlands, unter dem mit größter Hingabe geübten hohen Protektorate Ihrer Kgl. Hoheit der Landgräfin von Hessen, Prinzessin Anna von Preußen, zollte deshalb mit Recht wiederholt seine Anerkennung und Hochachtung wie den Leitern jener Anstalten, so namentlich dem Oberhaupte der Stadt, Herrn Oberbürgermeister Dr Adickes, der durch Teilnahme an der Festversammlung und durch die herzliche Ansprache sein großes Interesse bekundete für charitative Bestrebungen. Vgl. auch das vortrefflich redigierte Handbuch über die Armen- und Waisenpflege der Stadt Frankfurt. Über andere Orte s. H. Pesch, Die Wohltätigkeitsanstalten der christlichen Barmherzigkeit in Wien, Freiburg 1891; Manuel des oeuvres, Paris 1894; C. L. Morichini, Degli Instituti di Carità in Roma, Roma 1870; L. Lallemand, Histoire de la Charité à Rome, Paris 1878.

17. Jahrhundert. Für die große Blüte der katholischen Charitas im 16. Jahrhundert und früher haben wir an Luther einen beredten Zeugen. Von der Kranken- und Kinderpflege, die er auf seiner Reise in Italien vorfand, sagt er:

„In Italia sind die Spitale sehr wohl versehen, schön gebauet, gut Essen und Trinken, haben fleißige Diener und gelehrte Ärzte, die Bette und Kleidung sind fein rein und die Wohnungen schön gemalet. Alsbald ein Kranker hinein wird bracht, zeuhet man ihm seine Kleider aus im Beisein eines Notarien, der sie treulich verzeichnet und beschreibet, werden wohl verwahret, und man zeuhet ihm einen weißen Kittel an, legt ihn in ein schön gemacht Bette, reine Tücher. Bald bringt man ihm zweene Ärzte, und kommen die Diener und bringen Essen und Trinken in reinen Gläsern, Bechern, die rühren sie mit einem Fingerlin an. Auch kommen etliche ehrliche Matronen, verhüllet unterm Angesicht, etliche Tage, dienen den Armen als Unbekannte, daß man nicht wissen kann, wer sie sind; danach gehen sie wieder heim. Das habe ich also zu Florenz gesehen, daß die Spitale mit solchem Fleiß gehalten werden. Also werden auch die Fündlinhäuser gehalten, in welchen die Kinderlin aufs Beste ernähret, aufgezogen, unterweiset und gelehret werden, schmücken sie alle in eine Kleidung und Farbe, und ihr wird aufs Beste gewartet." [1]

Oft hebt Luther die werktätige Liebe unter dem Papsttum hervor:

„Unter dem Papsttum waren die Leute milde und gaben gern", . . . „da war jedermann barmherzig und mild, da gab man mit beiden Händen fröhlich und mit großer Andacht", . . . „da schneiet es zu mit Almosen, Stiften und Testamenten", . . . „die Leute gaben, was sie sollten, mit Haufen"; zum Lohne für diese Mildtätigkeit habe Gott damals gute Zeiten gesandt. „Daher auch das Sprichwort unter die Leute kommen, und solches bestätigt: Kirchengehen säumet nicht, Almosengeben armet nicht; unrecht Gut wudelt nicht." [2]

„Auf das wohltuendste", schreibt J. Janssen [3], „wurde das Gemüt berührt beim Anblick der auf dem Boden der kirchlichen Lehre von den guten Werken erwachsenen milden Stiftungen zur Linderung der Armut und des menschlichen Elendes in Spitälern, Versorgungsanstalten, Waisenhäusern, Herbergen für bedürftige Reisende und Pilger, sowie nicht minder zur Förderung des Volksunterrichtes, der Wissenschaft und Kunst. Die freiwilligen Spenden für die milden Stiftungen waren so häufig und so umfassend, daß man für dieselben weder eines Zuschusses von seiten des

---

[1] Förstemann, Luthers Tischreden II 213.

[2] Luthers Werke, Erl. Ausg. V 265; XIII 123; XLIII 164 207; XIII 224 f.

[3] Geschichte des deutschen Volkes I[7] 595. Vgl. auch Ehrle S. J., Beiträge zur Geschichte und Reform der Armenpflege, Freiburg 1881.

staatlichen oder städtischen Gemeinwesens, noch der Erhebung jährlicher Beiträge, noch der Hauskollekten bedurfte; kein Staat, keine Stadt hatte laufende Ausgaben für Schulen und Armenpflege zu entrichten, und noch die gegenwärtige Zeit erfreut sich gar vieler Anstalten, die im 15. Jahrhundert ins Leben gerufen wurden. Die kirchlichen Orden und Vereine, wie die der Alexianer, der Ordensbrüder vom Heiligen Geiste, der Antonierherren, der Brüder von der freiwilligen Armut, der Elisabetherinnen und der Beguinen, entfalteten ohne Geräusch und Gepränge eine großartige Tätigkeit für die Armen- und Krankenpflege; die Spenden an den Pforten der Klöster waren oft überreich. Auf die Linderung der Armut und des menschlichen Elendes, auf den Schutz der arbeitenden Menschen und auf eine möglichst gerechte Verteilung der wirtschaftlichen Güter war die ganze kirchliche Volkswirtschaftslehre gerichtet. Nicht der persönliche Vorteil, sondern die in brüderlicher Liebe vereinigte Gesamtheit aller sollte den Ausgangspunkt aller wirtschaftlichen Tätigkeit bilden. Darum traten, wie die kanonistischen Schriftsteller der Zeit, so auch die Synoden mit aller Entschiedenheit gegen die Wucherer und Preissteigerer auf und schärften den Seelsorgern die Pflicht ein, in ihren Predigten für die Rechte der Armen, der Witwen und Waisen einzustehen."

In den noch früheren Jahrhunderten welche Menge von Genossenschaften, Vereinen, Anstalten, die in ganz planmäßig geordneter Weise die Pflege der Armen und Notleidenden besorgten! Welche Schar von wahren Helden sich selbst aufopfernder Charitas! Das 13. Jahrhundert war besonders reich daran. Da lebten und wirkten St Franziskus, Dominikus, Klara, Ludwig von Frankreich. Da lebte auch jene, die jüngst in einem von der Pariser Akademie preisgekrönten Werke[1] „Apostel der Charitas Deutschlands" und von Kaiser Wilhelm II. bei feierlicher Gelegenheit in Merseburg am 3. September 1903 „eine der herrlichsten deutschen Frauen, die je den Kranz deutscher Frauen geziert", genannt wurde, die hl. Elisabeth, die große Landgräfin von Thüringen und Hessen. Nicht bloß für ihren Gemahl, sondern auch für Deutschland und für die weite Welt sind ihre Liebeswerke nie verwelkende, stets duftende Rosen geworden und geblieben. Charitativ wirkte auch die freiwillig übernommene und Gott gelobte Armut so mancher Orden. Die Reichen wurden dadurch gemahnt, den schmutzigen Eigennutz zu unterdrücken; den Notleidenden

[1] E. Horn, Sainte Elisabeth, Paris 1902.

wurde die Last der gezwungenen Armut durch das Beispiel der freiwilligen Armut erleichtert. Zudem verliehen jene Orden durch ihre Lehre und ihr Beispiel einfacher, ausdauernder Arbeit dieser selbst eine ganz besondere Weihe und förderten so die Arbeit selbst, dieses mächtige Heilmittel gegen mancherlei Armut und Elend. Das galt besonders von den Orden der hll. Benediktus und Franziskus für das Abendland, vom Orden des hl. Basilius für den Orient, die in dieser Weise charitativ und nationalökonomisch überaus segensreich wirkten.

Die Charitas der Kirche zeigte sich namentlich in der wichtigen Frage der Sklaverei. Das Christentum war zwar, auch nach seinem Siege unter den christlichen Kaisern, nicht mächtig genug, um die Sklaverei unverzüglich aufzuheben; nicht bloß hatte die Kirche noch lange mit den aus dem Heidentum herübergebrachten sozialen Bräuchen Geduld zu üben, sondern auch rechtlich und wirtschaftlich wäre eine plötzliche Aufhebung der Sklaverei unmöglich gewesen. Aber die Kirche arbeitete nach Kräften, um die Sklaverei, welche sie nicht beseitigen konnte, zu mildern. Als Religion der Armen und Arbeitenden betonte sie nachdrücklich einerseits die Wertschätzung der Arbeit, anderseits die Würde des Menschen, sei er Sklave oder Freier, denn in Christo herrsche da kein Unterschied [1]. Sie unterdrückte den Irrtum, auf den die Sklaverei sich stützte, und bekämpfte die Leidenschaften, welche sie unterhielten und förderten. Die Kirche bewirkte, daß die weltliche Gesetzgebung immer milder gegen die Sklaven verfuhr und so die gänzliche Aufhebung der eigentlichen Sklaverei stets gefördert wurde. Diesem charitativen Auftreten der Kirche ist es wohl zuzuschreiben, daß beim Zusammenbruch des römischen Reiches die Sklavenfrage nicht eine unheilvolle Lösung für die menschliche Gesellschaft erfuhr [2].

Sobald die christliche Kirche nach Konstantins Bekehrung frei sich entfalten konnte, entstand auch gleich eine Menge von Wohltätigkeitsanstalten: Armen-, Waisen-, Findelhäuser, Spitäler; man verschaffte armen gefährdeten Mädchen, reuigen Sünderinnen Obdach; auch für Blinde, Stumme, Irre wurden bald eigene Häuser errichtet, man besuchte und tröstete die Eingekerkerten, opferte seine eigene Freiheit für die in Feindesland fortgeschleppten Gefangenen; wo immer eine neue Not sich

---

[1] 1 Kor 7, 21 ff; 12, 13.

[2] Vgl. Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon², Art. „Sklaverei“ von Grupp. L. Lallemand, Histoire de la charité II, Paris 1903, 70 156.

zeigte, ersann man neue Hilfe. Der hl. Johannes der Almosengeber richtete in Konstantinopel sieben Häuser ein für die Pflege armer Frauen zur Zeit ihrer Niederkunft[1]. Es ist ein Irrtum, zu behaupten, die Kirche habe die Werke der Charitas, besonders die Armenpflege, in jener Zeit planlos und deshalb in schädlicher Weise üben lassen. Es genüge, die eine oder andere kirchliche Autorität zu hören. Der hl. Basilius († 379), der ein großartiges, viele Bauten umfassendes Spital zur Aufnahme von Fremden, Armen und Kranken, selbst für Aussätzige, bei Cäsarea erbaut hatte, schreibt einmal einem Freunde, die Verteilung seiner Habe könne man angestellten Armenpflegern überlassen.

Zu dieser Verteilung, meint er, „ist große Erfahrung nötig, um habsüchtige Bettler von wahren Armen zu unterscheiden. Wer diesen, die der Hilfe wirklich bedürfen, gibt, der gibt Gott selbst und wird von ihm den Lohn empfangen. Wer aber ohne Unterschied jedem dahergelaufenen Bettler austeilt, reicht ihm das Almosen nicht aus Mitleid mit seiner Hilfsbedürftigkeit, sondern wirft es ihm hin wie einem Hunde, welcher durch seine unverschämte Zudringlichkeit lästig wird“[2]. Bei andern Stellen der Kirchenlehrer sehen wir, daß die Menschen im 4. Jahrhundert waren wie im 20. und man damals wie heute Vorsicht bedurfte. In der Homilie über die Worte des Psalmisten: „Gib dem, der dich bittet“, sagt Basilius: „Du wirst hier gemahnt, einerseits in aller Herzenseinfalt den Bitten geneigtes Gehör zu schenken, anderseits aber auch mit Klugheit die Hilfsbedürftigkeit eines jeden zu prüfen. Wie dieser Mahnung entsprochen werden soll, zeigt uns das Verhalten wohlunterrichteter Gläubigen in der Apostelgeschichte. Da nämlich nur zu leicht der Bettel das Bedürfnis überschreitet und dann zum Gewerbe, ja zur Quelle niedriger Genußsucht wird, so wurde damals das Almosen von bestellten Armenpflegern eingesammelt und dann nach Bedürfnis den einzelnen ausgeteilt. Denn wie z. B. ohne Zweifel den Kranken zuweilen der Genuß des Weines nötig ist, es aber nicht Sache des nächsten Besten sein kann, Maß und Zeit und Art zu bestimmen, wie dies vielmehr Sache des Arztes ist, so ist auch nicht jeder ohne weiteres befähigt, das Almosen in der gehörigen Weise an die Armen zu verteilen. Wer jenen reichlich geben wollte, die zur Rührung weicher Frauenherzen allerlei herzzerreißende Geschichten und Sprüche vorzutragen haben oder ihre verkrüppelten und wunden Glieder gewerbsmäßig zur Schau stellen, der würde diesen Leuten keine Wohltat erweisen. Denn durch solche Freigebigkeit werden sie nur in ihrer Verkommenheit bestärkt. Höchstens durch ein kleines Almosen kann man die lästige Zudringlichkeit dieses Haufens von sich fernhalten.“[3]

---

[1] Ratzinger, Geschichte der kirchl. Armenpflege[2], 1884, 143 f.
[2] S. Basil. M., Ep. 150, n. 3 (Migne, Patr. gr. XXXII 605).
[3] Hom. 1 in Ps. 14, n. 6 (Migne a. a. O. XXIX 264).

Der hl. Hieronymus († 420) schreibt:

„Deine Habe ist nicht einfachhin dein Eigentum, nur die Verwaltung ist dir anvertraut.... Habe also acht, daß du nicht Christi Besitztum sinnlos verschwendest, indem du das, was eigentlich den Armen zukommt, an Nichtarme gedankenlos wegwirfst.“ [1] Bei der hl. Paula hebt er rühmend hervor, daß sie in ihren Almosen ein kluges Maß hielt und sie nach dem wirklichen Bedürfnis spendete [2]. „Beim Almosengeben“, schreibt der hl. Ambrosius († 397), „soll das Alter, die Arbeitsfähigkeit, auch wohl die Verschämtheit, welche auf eine höhere Lebensstellung hinweist, in Betracht gezogen werden. Denn altersschwachen Greisen, welche sich durch ihre eigene Arbeit nicht mehr ernähren können, gebührt eine reichlichere Spende. Ähnlich bedürfen die Kranken schnellerer Unterstützung.“ [3] „Es muß auch die Wohltätigkeit sich innerhalb gewisser Grenzen halten, damit sie nicht zur Verschwendung werde. Besonders müssen in dieser Beziehung die Geistlichen auf ihrer Hut sein, auf daß sie beim Wohltun nicht eine gewisse Ehrsucht befriedigen, sondern einzig der Liebespflicht nachzukommen suchen. Denn niemand wird mehr als sie durch die ungestüme Zudringlichkeit in Anspruch genommen.“ [4] Von den Hilfesuchenden schreibt er: „Die einen wollen verschuldet sein; eine Behauptung, deren Richtigkeit zu untersuchen ist. Andere geben vor, von Räubern bestohlen worden zu sein. Auch dieser vorgebliche Raub muß erst festgestellt sein, bevor eine reichlichere Spende eintreten darf. Wer so verfährt, der wird gegen niemand hart, vielmehr gegen alle freigebig sein. Man darf sich nicht darauf beschränken, eben nur die Bitten anzuhören; man soll sich überdies von der Wirklichkeit der Bedürfnisse überzeugen.“ [5]

Indessen tadeln doch zugleich die heiligen Väter ein übertriebenes, zu lästiges Verhör der Armen, welches weniger Wirkung der christlichen Klugheit als des Überdrusses am Geben sei [6]. Auch mahnten sie die Gläubigen, ihre Liebe nicht auf die zu beschränken, welche sich durch Frömmigkeit auszeichnen, oder gar Andersgläubige oder Heiden von der Liebe auszuschließen. Zu diesem Zwecke erinnerten sie an die Güte Gottes, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse. Daß die Christen in der Tat so handelten, sagt uns der heidnische Kaiser und Apostat Julian († 363), wenn er an den Oberpriester Arsacius schreibt:

---

[1] S. Hieron., Ep. 58 ad Paul. n. 7 (Migne, Patr. lat. XXII 584).

[2] Ep. 108 ad Eustoch. n. 16 (Migne a. a. O. XXII 892).

[3] S. Ambros., De off. l. 1, c. 30, n. 158 (Migne a. a. O. XVI 69).

[4] Ebd. l. 2, c. 16, n. 76 (Migne a. a. O. XVI 123).

[5] Ebd. n. 77. Wie häufig die Kirche für geordnete Liebestätigkeit eingetreten ist, siehe bei Ehrle, Beiträge zur Geschichte und Reform der Armenpflege 18 ff.

[6] Non est iudicii, sed taedii (S. Ambros. a. a. O. l. 1, c. 30, n. 159).

„Es ist schmachvoll, daß, während die Juden keinen der Ihrigen betteln und darben lassen, die gottlosen Galiläer aber außer ihren eigenen Armen auch die unsrigen ernähren, wir unsere Notleidenden hilflos verkommen lassen.“ [1]

Zur Zeit der Christenverfolgungen war die Sorge für die Notleidenden sehr geordnet und wurde einheitlich geleitet durch den Bischof, der als Hirt der ganzen Herde sich der Armen liebevoll annahm. Deswegen soll auch der Bischof, wie der hl. Ignatius forderte, alle seine Gläubigen kennen [2]. Hausarmenpflege war besonders in Übung. Die Gehilfen des Bischofs mußten sich mit dem Alter, der Lage und Würdigkeit der Notleidenden genau bekannt machen, ihm berichten und nach seiner Weisung unterstützen [3]. Zudem war ein eigenes kirchliches Amt, das Diakonat, eingesetzt zur gedeihlichen Pflege der Armen und Hilfsbedürftigen [4]. Ebenso finden wir in den Apostolischen Konstitutionen vortreffliche Weisungen zur Übung der Charitas; namentlich wird da öfters auf die Arbeit gedrungen [5]. Wie es in der Apostelgeschichte heißt, wurde nach dem vorhandenen Bedürfnisse unterstützt. Von den Almosen „wurde jedem so viel zugeteilt, als er bedurfte“ [6]. Kein Wunder, wenn Papst Urban († 230) von der römischen Gemeinde sagen konnte, sie habe keine Notleidende, obschon die Zahl der Unterstützten groß war [7]. Schon von der Christengemeinde zur Zeit der Apostel hieß es: „Kein Notleidender war unter ihnen.“ [8] Die Heiden wiesen auf die Christen hin mit den Worten: „Seht, wie sie einander lieben, wie sie füreinander zu sterben bereit sind.“ [9]

Hat nun vielleicht Christus zuerst diese Charitas gelehrt, geübt, empfohlen? Aber zum Gesetzeslehrer, der ihn fragt: „Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu haben?“ sagt er: „Was steht geschrieben in eurem Gesetze?“ Als dieser erwiderte, daß das Gesetz außer der Liebe zu Gott fordere: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, sagt ihm Christus: „Tue das und du wirst das ewige Leben haben.“ Und als Vorbild der mildtätigen Nächstenliebe stellt er hier nicht sich selbst, nicht

---

[1] Sozomenus, Hist. Eccl. l. 5, c. 16 (Migne, Patr. gr. LXVII 1264). Vgl. Allard, Julien l'Apostat II 202 ff.

[2] S. Ignat., Ep. ad Polycarp. c. 4, n. 2.

[3] S. Cypr., Ep. 38 (Migne, Patr. lat. IV 330).

[4] Apg 6, 1—6.

[5] Const. Apost. l. 2, c. 4 25; l. 4, c. 2 (Migne, Patr. gr. I 600 f).

[6] Apg 2, 45; 4, 35. [7] Euseb., Hist. Eccl. l. 6, c. 43.

[8] Apg 4, 34.

[9] Tertullian., Apologet. c. 39 (Migne, Patr. lat. I 471).

einen seiner Jünger hin, sondern einen fremden Samaritaner[1]. Auch die Kirche hält noch stets dieses Beispiel des Samaritaners, also das Beispiel eines Nichtchristen, allen ihren Kindern zur Nachahmung vor[2]. In der **Tat, vor Christus** im jüdischen Gesetze wurde die Charitas geübt.

Das mosaische Gesetz schrieb **allgemeine Menschenliebe vor, wenn auch** zunächst der Volksgenossen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“[3] Wohltätigkeit und Barmherzigkeit, welche dem Dürftigen liebevoll zuvorkommt und nicht wartet, bis er bittet, wurde als eine Gott besonders wohlgefällige, von ihm reichlich zu belohnende Tugend empfohlen. „Brich dein Brot mit dem Hungrigen“, sagt Is 58, 7, „Elende und Obdachlose führe in dein Haus; siehst du einen Nackten, so kleide ihn und verachte nicht dein Fleisch.“[4] „Wer einen Dürftigen schmäht, höhnt dessen Schöpfer; diesen aber ehrt, wer sich erbarmt der Armen.“[5] „Dem Herrn gibt zu Leihe, wer sich des Armen erbarmt; was er getan, wird ihm jener wieder vergelten.“[6] Vom starken Weib heißt es: „Ihre Hand öffnet sie den Armen, und ihre Arme breitet sie aus nach dem Dürftigen.“[7] Teilnehmende Liebe sollen die Gesunden den Kranken beweisen[8]. Die Toten begraben galt als ein Werk der Barmherzigkeit und Pietät[9]. Im Tempel befand sich ein Platz: „Kammer der Verschwiegenen“, wo Gaben für sog. verschämte Arme niedergelegt wurden[10]. So wurde also vom mosaischen Gesetz die Übung der Charitas empfohlen und gefordert. Diese Übung barmherziger Liebe hat sich bei den Israeliten bis auf den heutigen Tag erhalten. Es wäre wohl unrecht, bei den gläubigen Israeliten übernatürliche Beweggründe bei diesen ihren Wohltaten leugnen zu wollen[11].

Aber auch außerhalb des mosaischen Gesetzes und vor demselben blühte die Charitas. Job konnte von sich sagen: „Helfer war ich dem Armen, der klagte, und der Waise, welcher der Beschützer fehlte[12].

---

[1] Lk 10, 25—28. [2] Evangelium des 12. Sonntags nach Pfingsten.

[3] Lv 19, 18. Vgl. Tob 4, 16. Lk 10, 27 28. Knabenbauer, Comm. in Ioann. 13, 34.

[4] Hinweis auf die Abstammung von dem einen Stammvater siehe Apg 17, 26.

[5] Spr 14, 31. [6] Ebd. 19, 17. [7] Ebd. 31, 20.

[8] Sir 7, 39. [9] 2 Kg 2, 5. Tob 1, 20; 2, 3; 12, 12.

[10] Schegg-Wirthmüller, Bibl. Archäologie 617.

[11] Vgl. H. Zschokke, Der dogmatisch-ethische Lehrgehalt der alttestamentl. Weisheitsbücher, Wien 1889, §§ 66 und 71; Bertholet, Die Stellung der Israeliten und der Juden zu den Fremden, Freiburg und Leipzig 1896; Dr Hamburger, Real-Enzyklopädie für Bibel und Talmud, Art. „Nächstenliebe“.

[12] Jb 29, 12.

Weil in letzter Zeit so häufig „Babel" neben „Bibel" genannt wird, möge erwähnt werden, daß im Gesetze des babylonischen Königs Hammurabi, in der bei weitem ältesten geschriebenen Rechtsurkunde (etwa 2200 v. Chr.), die dem Gesetze Moses um etwa 600 Jahre vorausliegt, die Übung der Charitas sich findet. Hammurabi sagt selbst, sein Gesetz habe den Zweck, „daß der Starke dem Schwachen nicht schade, daß Waisen und Witwen gesichert seien" [1]; auch finden wir in diesem Gesetze schon Waisenfürsorge [2]. Mildtätige Liebe gegen Notleidende, Gastfreundschaft gegen dürftige Fremde wird als Tugend gepriesen auf den ältesten Papyrus und Grabdenkmälern Ägyptens [3]. So beweisen die frühesten Geschichtsquellen, daß die Charitas in der allerältesten Zeit gepflegt wurde. Als Gott zu Noe und seinen Söhnen nach der Sündflut sagte: „Von eines jeden Hand, als seines Bruders, werde ich fordern das Leben des Menschen" [4], da empfahl er schon die Übung der Charitas.

Wir stehen bereits nahe bei der Wiege des Menschengeschlechtes. Dort, ja im Paradiese liegen die eigentlichen Wurzeln der Charitas. Drei Tatsachen oder drei Wahrheiten finden wir da, welche die Charitas erzeugten. Diese drei Wahrheiten bildeten durch alle kommenden Jahrhunderte und bei allen Völkern die Hauptwurzeln der eigentlichen Charitas.

Die erste Wahrheit ist: Von einem Menschenpaar ließ Gott das ganze Menschengeschlecht abstammen; so bildet es eine Familie; als Glieder dieser einen Familie sind alle Menschen untereinander verbunden.

Die zweite Wahrheit: Der Mensch ist nicht bloß ein Bild Gottes, wie jede Wirkung ein Bild ihrer Ursache genannt werden kann, wie die Blumen, die Vögel, wie die gesamte sichtbare Welt ein Abbild der Weisheit, Güte und Macht des Schöpfers heißt. Der Mensch ist mehr; er

---

[1] Dr H. Winkler, Die Gesetze Hammurabis, in „Der alte Orient", 4. Jahrg. (1902), 4. Heft, S. 39.

[2] Ebd. 177; vgl. 28 29.

[3] L. Lallemand, Histoire de la Charité I, Paris 1902, 29 ff, wo Stellen angeführt sind aus Ph. Virey, Papyrus Prisse, Bibliothèque de l'École des Hautes Études, Fasc. 70 (1887); Amélineau, Essai sur l'évolution hist. et phil. des idées morales dans l'Égypte ancienne (1895) etc. Ebd. (S. 33) finden sich aus dem Totenbuch (Le livre des morts des anciens Égyptiens, par Paul Pierret, 1882) die Worte, welche der Gott Osiris zur Seele des Verstorbenen spricht, die ihre guten Werke ihm gezeigt hat: „Er hat sich Gott versöhnt durch seine Liebe. Er gab Brot dem, der hungerte, Wasser dem, der dürstete, Kleidung dem Nackten, er gab eine Barke dem, der ihrer bedurfte."

[4] Gn 9, 5.

wurde, nach dem Ausdrucke Gottes selbst, als ein vorzügliches „Bild und Gleichnis“ Gottes erschaffen, so daß in besonders vollkommener Weise im Menschen Gott erkannt, geehrt, geliebt werden kann.

Die dritte Wahrheit: Dieses Ebenbild Gottes, welches namentlich in der menschlichen Seele ruht, soll nicht mit dem Tode des Menschen enden, sondern ewig leben, es ist unsterblich. Und zwar kann und soll es sich eine glückliche Ewigkeit erlangen und verschönern durch gute Werke.

Halten wir Rundschau bei den verschiedenen Völkern, wir werden sehen, daß in dem Maße, als diese drei Hauptwahrheiten verdunkelt wurden, auch die eigentliche Charitas abnahm. Ersterben die Wurzeln, dann wird der Baum selbst erkranken. Ist der Mensch mir nicht verbunden als Familienglied, erkenne ich in ihm nicht Gott mehr als in andern Gegenständen, ist sein Leben mit dem Tode zu Ende und nützt ein tugendhaftes Leben nichts für die Ewigkeit, dann schwindet der eigentliche Grund, ihm im Elende zu Hilfe zu eilen.

Aber ist denn, was man „Humanität“, „reine Menschenliebe“ nennt, nicht eine genügend mächtige Triebkraft? Hat dieser Begriff nichts von jener dreifachen Unterlage, dann bleibt ungemein wenig, warum ein Mensch den andern mehr lieben soll als ein Tier das andere. Welche charitativen Bestrebungen aber unter Tieren herrschen, zeigt jeder zoologische Garten. Schwerlich hat schon jemand gesehen, wie ein gesundes Tier für ein krankes seine Leckerbissen hergibt. Die eine kurze Zeit dauernde Mutterliebe der Tiere erklärt sich genügend durch den vom Schöpfer verliehenen Instinkt zum Zweck der Fortpflanzung und Erhaltung der Wesen. Ohne jene Wahrheiten ist es schwer verständlich, weshalb das fünfte Gebot in der bisherigen Ausdehnung bestehen soll. Warum sollte ich dann nicht einem hoffnungslos daniederliegenden Kranken, einem unheilbar verkrüppelten Kinde in irgend einer Weise helfen, sein nur leidenvolles Leben zu enden, oder warum sollte ich notleidende Mitmenschen, die vielleicht bald als Nebenbuhler mir schaden, aus ihrer Not erretten? Selbst das Aussetzen und Töten der Kinder bei den Alten und die Anthropophagie der wilden Völker erscheint dann in einem weit milderen Lichte. Höchstens bleibt der Grundsatz: Hilf dem Mitmenschen, wo, wann und wie weit dies dir selber nützt. Das ist aber nicht Charitas, sondern Egoismus.

Auf einer wissenschaftlich sein wollenden Versammlung wurde jüngst „werktätige Menschenliebe“ empfohlen im Anschluß an die zwei Sätze: „Für Gott gibt es im Weltsystem keinen Platz“ und „Die Überzeugung,

daß im Jenseits das Nichts ist, mußte zur Verbesserung des Diesseits führen"[1]. Würde dies Geltung bei den Menschen finden, oder was Ähnliches sonst der Unglaube lehrt, dann kann die Charitas die Erde verlassen, Arme und Notleidende dürfen von mildtätiger Liebe nichts erwarten, nichts, als was zur Verbesserung des Ichs ihrer scheinbaren Wohltäter dient! Dann verzweifeln viele mit Recht. Denn ist „im Jenseits nur das Nichts", dann bleibt für sie hier nur ein Leben voll Elend und Jammer; warum dann nicht suchen, sobald als möglich diesem Leben ein Ende zu machen — auch schon deshalb, daß nicht der Anblick ihrer Not jenen Heroldell „werktätiger Menschenliebe" in „der Verbesserung ihres Diesseits" lästig werde. Doch Gott und das große Etwas im Jenseits hören nicht auf, zu sein, weil kleine Menschengeister — Toren nennt sie die Heilige Schrift — sie leugnen, so wenig wie die Sonne ihren Lauf und ihre Strahlen ändert, weil ein Menschenkind dieselben einmal verwünscht.

Aber vielleicht denkt jemand: Wozu solch ideale Beweggründe? Besser praktisch handeln und helfen, wo Not ist! Wie überall, so gilt auch von der Charitas, daß größere Anstrengung nur dann standhält, wenn der Mensch durch höhere, d. h. ideale, Beweggründe gehalten und getragen wird. Ein Schiff durchzieht nur dann sicher und schnell den Ozean, wenn in seinem Innern eine tüchtige Dampfkraft tätig ist. Elektrische Werke stocken, wenn nicht ein mächtiger Strom sie in Bewegung hält. Was der Dampf für das Schiff, der elektrische Strom für Maschinen, das sind für opferwilliges, ausdauerndes Handeln des Menschen die idealen Beweggründe. Stand doch noch jüngst zu lesen[2], auch die Sozialdemokratie, selbst die Landwirtschaft müsse mit idealen Aufgaben kommen, wolle sie Erfolg beim Volke finden. Dann gilt das aber sicher von der Charitas. Je reiner, je allseitiger, je mächtiger da die Beweg-

---

[1] So Dr Ladenburg, Professor der Chemie an der Universität Breslau, auf der 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte nach dem unwiderrufenen Bericht der „Frankfurter Zeitung" (vom 23. September 1903, I. M.). Diese Aussprüche führen ganz logisch zu den äußersten Konsequenzen der Sozialdemokratie. Weil diese keinen Gott, keine Vorsehung, kein Jenseits annimmt, gelangt sie in naturgemäßer Folgerung zum Kommunismus, leugnet den von Gott gewollten Unterschied der Stände und des Besitzes, will deshalb auch nichts von Barmherzigkeit oder barmherziger Liebe wissen, sondern sieht in allem Wohltun nur eine Übung der Gerechtigkeit.

[2] Dr Tienken in der Berliner Zeitschrift „Das Land", s. „Kölnische Volkszeitung" Nr 784, 18. September 1903.

gründe sind, desto größer und vollkommener ist ihre Tätigkeit. Auch darf der Mensch sich nicht bloß von einem gewissen Gefühl oder Instinkt leiten lassen, sondern muß wissen, warum er so handeln soll. Jene idealen Beweggründe geben die Antwort, warum wir charitativ tätig sein müssen.

Weil im klassischen Altertum der Griechen und Römer jene Wahrheiten der Uroffenbarung verdunkelt waren oder durch andere Bestrebungen zurücktraten, finden wir bei ihnen weniger charitative Bestrebungen als bei den vorklassischen Völkern, z. B. bei den Persern, bei den hindustanischen Stämmen, in China, oder auch als im Islam[1].

Was bei den Griechen und Römern Charitas zu sein schien, z. B. Bürgerunterstützungen, Getreidespenden, hatte meist den Charakter einer ökonomischen oder politischen Maßregel, geschah wegen der Abhängigkeit der Regierung vom Volk oder wegen des politischen Zusammenhanges zwischen Cäsarismus und Proletariat. In den sog. trajanischen „Alimentationen" ist mehr Ähnlichkeit mit unsern Armenanstalten zu finden[2]. Eine allgemeine, sich aufopfernde, im größten Elende ausdauernde Charitas oder Nächstenliebe finden wir im klassischen Altertum in größerem Maße nicht. Von einzelnen Ausnahmen kann man absehen; sie stoßen die Regel nicht um. An Stelle der Nächstenliebe trat mehr ein kalter, berechneter Egoismus. Seneca[3] verwirft die misericordia als Tugend, schwache

---

[1] Siehe Bruder im Staatslexikon; v. Stein in Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon, Art. „Armenpflege".

[2] Vgl. über die Alimentarinstitutionen H. Schiller, Geschichte der röm. Kaiserzeit I 541 f 566 623 630 usw.; II 295. Im römischen Reiche hatten die Vereine (collegia, es handelt sich besonders um die collegia tenuiorum und collegia funeraticia) teils einen politischen Charakter, teils bezweckten sie, die Mitglieder nötigenfalls durch Rat und Tat zu unterstützen, denselben auch ein geziemendes Leichenbegängnis zu verschaffen. Gegen Mommsen und andere bringt J. P. Waltzing, Professor an der Universität Lüttich (Les corporations Romaines et la Charité. Extrait des comptes rendus du 3e congr. scientif. international des catholiques, tenu à Bruxelles, sept. 1894, Louvain 1895) Beweise, daß diese Kollegien von den charitativen Anstalten und Bestrebungen des Mittelalters und der Neuzeit ganz verschieden waren. Tertullian (Apolog. 39) zeigt, daß gerade durch die Charitas die christliche Vereinigung weit über den römischen Kollegien stehe. Siehe auch die gründliche Arbeit von Dr H. Maué: Die Vereine der fabri rc. im römischen Reich, Frankfurt a. M. 1886; Der Praefectus fabrum, Halle 1887, 28 ff; Schneidewin, Die antike Humanität, Berlin 1897, 444 ff; Dr Becker, Die Behandlung verlassener Kinder im Altertum. Jahresbericht der Selektenschule, Frankfurt a. M. 1871.

[3] De clementia 2, 4 5 6.

Geister, alte Weiber 2c. seien mitleidig, der Weise nicht. Wo aber in irgend einer Religion der alten oder neueren Zeit jene drei Wahrheiten der gemeinsamen Familie, der Gottähnlichkeit, der Unsterblichkeit, wenn auch in umgestalteter Weise, erhalten sind, da muß es diese Religion als ihre heilige Aufgabe betrachten, charitativ tätig zu sein. Das sehen wir besonders bei der christlichen und bei der israelitischen Religion.

Diese Wahrheiten gelten aber für alle Menschen, und deswegen ist Charitas Aufgabe aller Menschen, und jeder leidende Mitmensch ist Gegenstand der Charitas. Die Grenzen des Menschengeschlechtes und die Grenzen des Elendes sind also auch die Grenzen der Charitas.

Aber, wenn dem so ist, warum noch eine konfessionelle Charitas, warum nicht allein die interkonfessionelle pflegen? Es mag bei der konfessionell verschiedenen Bevölkerung in vielen Staaten heute die interkonfessionelle Charitas auf manchen Gebieten wohltätig wirken, deshalb braucht die konfessionelle Charitas noch nicht zu schwinden.

Sie hat erstens das Recht und die Pflicht zu existieren. Die Übung der Charitas ist ja eine Pflicht der Religion. Eine Konfession oder Religion also, die als solche die Charitas nicht pflegte, zeigte wenig Lebenskraft; ihre Anhänger würden dieselbe bald geringschätzen und, gewonnen vielleicht durch Wohltaten anderer Konfessionen, die ihrige darangeben. Auch die Art der Übung wird sich, weil religiöse Pflicht, verschieden gestalten, je nach der Verschiedenheit der Religion. Endlich umfaßt die Charitas vielfach gerade die Interessen und Bedürfnisse der Religion, hat mit zu sorgen, daß die Religion, dieses kostbarste Gut der Menschen, nicht im Elend gefährdet, sondern nach Kräften gefördert wird. Wie soll da anders wirksam geholfen werden als durch konfessionelle Charitas!

Bei Übung dieser konfessionellen Charitas muß aber selbstverständlich alles vermieden werden, wodurch andersgläubigen Notleidenden das, was ihnen heilig ist, mit Recht angegriffen oder gefährdet erscheint. Konfessionelle Charitas soll nicht engherzig sich bloß auf die Angehörigen der eigenen Konfession erstrecken, sondern, wenn auch nach der Lehre der Apostel vor allem bei den „Hausgenossen“[1], soll sie doch, soweit sie kann, helfen, wo immer menschliches Elend sich zeigt. Endlich wird es oft ratsam sein, daß die konfessionelle Charitas in Verbindung bleibe mit den andern interkonfessionellen Anstalten, um so wirksamer arbeiten zu können.

---

[1] 1 Tim 5, 8.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, wie verhält sich zu der schon an der Wiege des Menschengeschlechtes entstandenen, auf alle Menschen sich erstreckenden Charitas die christliche, die katholische Charitas.

Nach christlicher, katholischer Lehre hat Christus gerade jene drei Grundstützen der Charitas nicht nur erneuert und befestigt, sondern auch erweitert. Er hat zunächst die Zusammengehörigkeit der Menschen nicht bloß stets betont, sondern auch vervollkommnet. Alle Menschen sind ja berufen, mit ihm, dem Gottmenschen, als Bruder verbunden zu sein, Gott als den gemeinsamen Vater anzurufen, an einem gemeinsamen Tische die himmlische Nahrung des heiligen Sakramentes zu nehmen, als Glieder eines mystischen Leibes, als Kinder einer wahren Gottesfamilie, dessen Haupt Christus ist, einander zu lieben. Christus lehrt uns im Vaterunser für das Wohl aller beten.

In diesem von Christus wiederhergestellten und vollendeten Gottesreiche gab er der Armut und den Armen sogar eine bevorzugte Stellung. Denn nicht bloß lehrte der Heiland die richtige Wertschätzung der irdischen Güter, so daß wir von Über- und Unterschätzung derselben bewahrt bleiben, sondern er adelte die Armut und verschaffte ihr eine geachtete Stellung im Erlösungswerke. Das geschah schon durch das Beispiel Christi, der ganz arm in diese Welt eintritt, von armen Eltern auferzogen, das Leben eines Armen in Nazareth führte, in seinem apostolischen Leben, beim öffentlichen Auftreten nicht so viel hatte, um die Tempelsteuer zu bezahlen. Von Almosen und von der Unterstützung mildtätiger Menschen lebend, konnte er den Schriftgelehrten sagen: „Die Vögel haben ihre Nester, die Füchse ihre Höhlen, der Menschensohn aber hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ Ganz arm hat er endlich diese Welt am Kreuze wieder verlassen. Wie eindringlich empfiehlt dann Christus die Liebe zur Armut! Losschälung vom Irdischen macht er zum Grundsatz des Christentums. Auch von seinen Aposteln fordert er solche Armut. Ist durch alles dieses die Armut nicht geehrt, geadelt worden? Diese Ehrung der Armut durch Christi Lehre und Beispiel hat ungemein die Übung der christlichen Liebestätigkeit gefördert. Sie hat bewirkt, daß unzählige Reiche und Fürsten die freiwillige Armut wählten, nachdem sie alle ihre Habe den Armen geschenkt, sie hat den Gegensatz zwischen reich und arm beseitigt, unzähligen Armen Trost und Hilfe gebracht.

Das göttliche Ebenbild sollte im Menschen durch die heiligmachende Gnade Christi so vollendet werden, daß wir, wie der Apostel

sagt, „Gott ähnlich werden, Kinder Gottes heißen und sind“; eine Verwandtschaft und Ähnlichkeit mit Christus soll bewirkt werden, so daß der Gottmensch dereinst als Richter das, was für die Ärmsten, Verlassensten, Hilfsbedürftigsten geschieht, als ihm bewiesene Liebe betrachten wird. „Was ihr immer einem der geringsten getan, das habt ihr mir getan.“ Die Jüngerschaft, ja die Liebe Christi soll an dieser gegenseitigen Liebe erkannt werden. Wie sehr mußte dadurch dort, wo Liebe zu Christus brennt, auch Liebe zu den Armen und Notleidenden entzündet werden, in denen ja der Gottmensch selbst geehrt und geliebt werden soll!

Die Lehre der Unsterblichkeit erhielt ihre Vollendung dadurch, daß jene, die „im Herrn sterben“, mögen sie auch hier auf Erden dem armen Lazarus geglichen haben, ewig an Seele und Leib glücklich im himmlischen Reiche Christi, nicht bloß leben, sondern „herrschen“ sollen als verherrlichte Glieder des glorreichen Leibes Christi, als verklärte Brüder Christi. Wie erhaben erscheint durch alles das jeder, auch der ärmste der Menschen! Ja welche Würde besitzt jeder Mensch! Denn entweder ist er schon im Besitz dieser Würde oder er ist für sie bestimmt. Sei er reich oder arm, Fürst oder Arbeiter, Europäer oder Asiate, Kameruner oder Kongoneger, lebe er als Sklave oder frei oder im Kerker, sei er achtbar oder ein Missetäter, sei er mein Freund oder Verfolger und Feind, sei er äußerlich mit der Kirche verbunden oder nicht, Christ oder Heide, solange er auf Erden weilt, ist er berufen, hier ein Kind Gottes, dort oben mit mir ewig glücklich zu sein. Deswegen kann und soll jeder Mensch, auch der allerunglücklichste, Gegenstand der werktätigen, mitleidsvollen Liebe, Gegenstand der Charitas sein. Das sagt die Lehre des Gottmenschen. Weil diese göttliche Lehre Christi jene ersten Wahrheiten des Paradieses erweiterte, weil zudem diese vielfach auch beim israelitischen Volke in Vergessenheit geraten waren oder nicht befolgt wurden, so konnte Christus mit Recht sagen, ein neues Gebot der Liebe gebe er den Menschen. Neu war das Gebot, weil vervollkommnet in seinem Ziele, in seinem Beweggrunde, in seiner Ausdehnung. Aber neu war es auch wegen des Vorbildes, das Christus gab, weil wir den Nächsten lieben sollten, wie er selbst ihn geliebt hat.

Wir Menschen haben neben der Lehre gern Vorbilder und Ideale. Der Gottmensch selbst wurde für uns ein solches Ideal der Charitas. Als Vorbild der Charitas war er schon verheißen im Paradiese. Gleich nachdem das Menschengeschlecht durch den Sündenfall der übernatürlichen

Güter beraubt wurde, da erbarmte sich Gott dieser unglücklich gewordenen Menschen, übte Charitas, ja der Gottmensch sollte selbst persönlich an ihnen in ihrem Elende Charitas üben, sie retten. Als Vorbild der Charitas trat er in diese Welt ein, leidend, sich opfernd unsertwegen. Allgemeine, sich hingebende Liebe bezeigte er den Allerärmsten. Für die verlassensten Sünder erklärte er sich bestimmt. Er ging umher, Wohltaten spendend, heilend alle Gebrechen, alle Krankheiten — transiit benefaciendo, sanans omnem languorem et omnem infirmitatem[1]. Lazarus, Jerusalem zeigen, wie seine Tränen wegen des zeitlichen oder ewigen Unglückes der Menschen fließen. Für alles Elend, für das heute die Charitas arbeitet, sehen wir auch den Heiland tätig: er ist der Kinderfreund, er speist die Hungrigen, tröstet die Traurigen, heilt selbst seine Feinde, verteidigt die Verfolgten, ist die Zuflucht der Verachteten. Die Jünger des Johannes, die ihn fragen, ob er der verheißene Messias sei, weist er hin auf die Werke der Charitas, die er übt: Gehet hin und verkündet dem Johannes, was ihr gesehen: „Blinde sehen, Lahme wandeln, Aussätzige werden rein, den Armen wird die frohe Botschaft verkündet."[2]

Durch die Einsetzung der Sakramente wirkt er charitativ in allen geistigen Notständen der leidenden Menschheit. Für alle ohne Ausnahme, auch für seine Verfolger, gibt er sich in den schmerzlichsten Tod, noch am Kreuze übt er Charitas an dem von allen verworfenen Schächer. Und das Kind der katholischen Kirche ist überzeugt, daß dieses herrliche Ideal der Charitas noch fortwährend auf den Altären weilt, um dort die Charitas zu üben, um Traurige, Verlassene zu trösten, geistig Hungernde zu nähren, um Sterbenden als Wegzehrung zu dienen, d. h. um ihnen, Charitas übend, Begleiter auf dem Wege aus diesem Leben zu sein. Ist dieses mitleidsvolle, liebende Herz des Erlösers nicht für alle Gläubigen ein großartiges, aufmunterndes Bild der Charitas? So zeigte der Heiland zugleich die Tätigkeit aller drei göttlichen Personen für die Menschen hier im Leben und dort oben, und zwar für alle, auch für die elendesten. Weil also der Tabernakel und das Kreuz mit dem Gekreuzigten uns besonders nachdrücklich an diese Tätigkeit der drei göttlichen Personen erinnert, so wird, wo immer ein Tabernakel steht, wo das Kreuz aufgerichtet ist, sich aufopfernde Charitas blühen.

Noch ein zweites Ideal verpflichtet den Katholiken zur Übung der Charitas. Ohne Zweifel ist das weibliche Geschlecht besonders berufen

---

[1] Apg 10, 38. Mt 4, 23. [2] Mt 11, 5.

und bestimmt, dem armen Menschen in seinem vielfachen Elend als Charitasengel zur Seite zu stehen. Wie Gottes Vorsehung in der ganzen Natur zur Erfüllung großer, das Menschengeschlecht schützender Pflichten einen gewissen Drang, eine natürliche Freude der Natur des Menschen eingeflößt, wie er allen Menschen, die nicht entartet sind, einen Trieb zur Übung der Charitas verliehen hat, so hat er in das weibliche Herz ein ganz eigenes liebevolles, zärtliches und dauerndes Mitgefühl mit dem Elend des Menschen gelegt, wie es durchschnittlich bei Männern, auch bei den besten, nicht leicht gefunden wird. Das weibliche Geschlecht hat einen besondern Beruf zur Übung der Charitas. Es fühlt sich ganz heimisch, fast glücklich, wenn es im Unglück, im Leiden trösten, helfen kann.

Dem weiblichen Geschlechte hat deshalb Gott von Anfang an noch ein besonderes Vorbild und Ideal gegeben, das ist die Mutter Christi. Auch für Andersgläubige behält dies seine Bedeutung, denn nicht um die Verehrung Mariens handelt es sich hier. Gewiß steht Maria an Würde, an Vollkommenheit und Macht unendlich tief unter dem Erlöser; das weiß jedes katholische Kind. Aber als besonderes Ideal der Charitas kann sie nicht weggestritten werden. Schon im Paradiese wurde hingewiesen auf sie, das Weib, die den Erlöser gebären und mit dem Hauptgegner des Menschengeschlechtes Feindschaft haben werde. Sie sollte also Charitas üben für das Menschengeschlecht. Und welch herrliche Aufgabe zur Übung der Charitas wurde ihr in diesem Leben! Denn, was sie für ihren Sohn tat, tat sie, diesen nachahmend, zugleich mit für das im Elend schmachtende Menschengeschlecht. Übte sie nicht Charitas, als sie zustimmte, die Schmerzensmutter des Heilandes zu werden; sie wußte ja, daß ihr Sohn der Mann der Schmerzen sei? Übte sie nicht Charitas, als sie ihr Kind hegte im Stalle von Bethlehem in der größten Armut und Not, als sie mit ihm vor dem Verfolger Herodes nach Ägypten floh, als sie im armen Häuschen von Nazareth in Armut und Entbehrung für dasselbe sorgte? Auf dem Weg zum Kalvarienberg folgt sie ihrem Sohn, während die Jünger ihn verlassen; sie hält bei ihm aus unter dem Kreuze, steht an seinem Sterbebette; sie nimmt noch den verwundeten Leichnam ihres Sohnes auf den Schoß. Hat sie nicht alle charitativen Werke an ihm, dem Heiland der Welt, und dadurch an uns ausgeübt? Wenn sie die schmerzensreiche Mutter genannt wird, so heißt das mit andern Worten: Maria ist ein herrliches Ideal der Charitas für das ganze weibliche Geschlecht, ja für uns alle.

Das sind unsere Beweggründe, unsere Ideale der christlichen, der katholischen Charitas; sie haben im Laufe der Jahrhunderte heilige, herrliche Nachahmer gefunden. Ihre Frucht ist echte Charitas, d. h. eine werktätige Liebe, die, soweit möglich, alle Menschen, jede Not, jedes Elend liebend umfaßt, die sich betätigt auch unter den schwersten Opfern, selbst bis zur Hingabe des Lebens.

Was ist es doch Wunderbares um diese Charitas, die sich über alle Zeiten, über alle Länder erstreckt, alle Menschen untereinander und mit Gott vereinen will! Denn auf dem Boden der Charitas könnten und sollten wir alle mehr miteinander verbunden werden. Auf so manchen Gebieten gehen die Interessen und gehen die Geister weit auseinander, und kaum ist es möglich, die Menschen da zu einen. Aber die Charitas verbindet die Herzen. Teilnahme im Glück fesselt uns nicht so aneinander, wie Teilnahme und Hilfe im Unglück. Kriegskameraden, Leidensgefährten halten treuer zusammen als Genossen der Freude. Deshalb könnten auf dem Felde der Charitas die Menschen sich nähern, um so dann auch in der Wahrheit zu größerer Einheit zu gelangen. Gleich der Sonne sollte die Charitas über die Welt dahinziehen, alles erleuchtend, erfreuend, tröstend, belebend, einigend. Die Werke der Charitas sind wohlriechenden Blumen gleich, die das Krankenlager der Menschheit erfreuen. Vielleicht hat Gott so viele Tränen mancherlei Elendes fließen lassen, damit dadurch der Boden befruchtet werde, auf dem Rosen der barmherzigen Liebe erblühen. Doch nicht bloß Blüten trägt die Charitas, sondern die kostbarsten Früchte, mit denen sie die Jahrhunderte hindurch die Menschen erquickt hat. Ihre Wurzeln stehen im Himmel selbst; denn die Charitas ist ein Funke, eine Nachahmung der göttlichen Liebe. Wie die Charitas vom Paradiese ausgeht, so führt sie auch wieder zum Paradiese. Die Werke der Charitas verschaffen ja die Güter, das Leben des Paradieses. Zu denen, die im rechten Geiste die Werke der Barmherzigkeit geübt haben, wird Christus dereinst sprechen: „Kommet, ihr Gesegnete des Vaters, besitzet das Reich, das euch bereitet ist.“ So wird der letzte Tag auch der Tag der Verherrlichung, des Triumphes, der Krönung der Charitas sein.

Möchte darum der herrliche Baum der Charitas immer schönere Blüten und Früchte bringen zum Wohl und Heil aller, möchte er immer mehr Menschen beglücken auf der weiten Welt zur Ehre und zum Ruhme Christi, des Königs der Charitas, zur Ehre und zum Ruhme des unendlich mitleidsvollen, unendlich barmherzigen, unendlich liebenden dreieinigen Gottes.

Hermann Nix S. J.

Gehirn und Seele.

Im Hintergrunde aller Erforschungen über Anatomie und Physiologie des Zentralnervensystems taucht immer wieder die alte, große Frage von Gehirn und Seele auf. Seit Jahrhunderten hat sie die Welt beschäftigt und hat auch heute nichts von ihrem Reiz für den denkenden Mann verloren. Zudem schlummert in dem Verhältnis der Bewußtseinstätigkeit zum Gehirn das große Problem des Zusammenhanges zwischen Leib und Seele. „Und in der Tat: kaum stieß man an dieses Rühr-mich-nicht-an, so wurde die sonst so nüchterne, kaltblütige, nur im Erkenntnisdrang feurige Wissenschaft einfach toll. Karl Vogt verglich die Gedanken mit dem Urin, der ebenso aus den Nieren käme, wie jene aus dem Gehirn. Haeckel griff zum alten Hylozoismus (oder Panpsychismus) zurück, nach dem alles, jedes Atom schon, eine einfachste Beseelung habe, und deren hohe Ausbildung beim Menschen sich nur aus dem komplizierten Bau des Gehirns erkläre. Pflüger erfand — denn ‚entdeckte‘ kann man wohl nicht gut sagen — die ‚Rückenmarksseele‘. Der ganze Materialismus feierte das Denken als eine Bewegung der Gehirnatome. Und um die Verwirrung zu vollenden, rief Dubois-Reymond mit anerkennenswertem Mute, aber ausgehend von einer ganz unhaltbaren Fragestellung, sein Ignorabimus in den Lärm hinein und verkündete die Unlösbarkeit von sieben Welträtseln.

„Im Laufe von vier Jahrzehnten haben die Gemüter sich etwas abgekühlt, aber die Nebel sind so dicht gelagert wie ehedem. . . . Kurz gesagt: über die Frage des Verhältnisses zwischen Psychologie und Gehirnanatomie herrscht ein völliges Chaos.“ So schildert in etwas drastischen Worten W. Hellpach [1] den Stand der Frage in der neueren und neuesten Zeit. Wundt aber mußte bereits im Jahre 1896 konstatieren, daß ein großer Teil der modernen Psychologen die Psychologie in ihrer endgültigen Aufgabe zu einem bloßen Anwendungsgebiet der Physiologie mache [2].

[1] Grenzwissenschaften der Psychologie, Leipzig 1902, 24 ff. Natürlich hätte Hellpach die katholische Philosophie ausnehmen müssen, wenn er sie gekannt hätte. Allein: catholica sunt, non leguntur. Verständnis für die Lehre und die Geschichte der katholischen Kirche dürfen wir bei Hellpach nicht erwarten. Was er gelegentlich sagt (S. 470 490), läßt vermuten, daß ihm die Quellen, aus denen allein man katholisches Denken und Leben würdigen lernt, fremd geblieben sind.

[2] Philosophische Studien XII 1 ff, über die Definition der Psychologie.

So führt uns denn die Frage nach den Ergebnissen der Anatomie und Physiologie des Zentralnervensystems für die Seelenlehre mitten in den Kampf um die Seele. Nirgends bietet sich eine so günstige Gelegenheit, die bedeutendsten modernen Lehren über die Seele kennen zu lernen, wie hier.

I.

Betrachten wir zunächst die Tatsachen, die auf eine innige Beziehung zwischen physiologischem und psychischem Geschehen, zwischen Gehirn- und Seelenleben hinweisen.

Es ist auffällig, wie oft bei Schwachsinnigen und Idioten sich Schädelanomalien[1] finden. Bald ist der Kopf unproportioniert groß, sitzt auf einem kleinen, gedrungenen, oft noch kindlichen Leibe, wie bei den Kretinen mancher Alpentäler. Bei andern ist er im Wachstum zurückgeblieben. Der sonst gut proportionierte Kopf ist schmal und niedrig oder kurz; die Nase spitzig, das Auge beweglich, so daß sie stark an die Vogelphysiognomie erinnern (Aztekentypus). Auch die mannigfachsten Schädelverbiegungen und Verbildungen sind beobachtet. Die Mikrokephalen des Aztekentypus „sind äußerst lebhafte Geschöpfe, die sich vogelleicht bewegen und deren Bewegungen wohl koordiniert sind. Sie sind heitern, leicht erregbaren Gemütes, neugierig, aber sehr launenhaft, fast aller Aufmerksamkeit bar und sehr schwachen Geistes, wenn auch manche derselben ordentlich sprechen können"[2]. Bei den Kretinen hat dagegen das psychische Leben einen trägen apathischen Charakter. Es kann fast auf Null reduziert sein. Natürlich ist der wahre Grund der psychischen Verkümmerung weder hier noch dort in den Schädelanomalien als solchen zu suchen, sondern im Gehirn, dessen Ausbildung durch den Schädel gehemmt oder einseitig beeinflußt wurde.

Figur 1 zeigt „das Gehirn einer 40 Jahre alten Idiotin, deren Vater geisteskrank in der Irrenanstalt starb. Die Idiotin war von kleiner Statur, mit kleinem Schädel und kindlichem Gesichtsausdruck. Vollkommen sprachlos, grinste und gestikulierte sie nach Affenart. Hie und da stieß sie einen grunzenden Laut aus, und sie schlug sich mit der Flachhand täglich unzähligemal in raschem Tempo ins Gesicht. Was sie erwischen konnte, steckte sie in den Mund. Sie war außer stande, selber zu essen oder überhaupt eine zweckmäßige Bewegung mit den Händen auszuführen; dagegen konnte sie trotz sehr mißbildeter Füße, wenn auch mühsam, gehen. Sie war beständig unreinlich. Dann und wann

[1] Vgl. Krafft-Ebing, Lehrbuch der Psychiatrie[7] (1903) 629 ff.

[2] Ebd. 630.

traten allgemeine Muskelkrämpfe auf". Das Gehirn ist abnorm klein. Sein Gewicht betrug bloß 850 g. Im rechten Hinterhauptlappen sind die Windungen abnorm zahlreich, aber zu schmal. Sie fühlen sich lederhart an [1].

Mehr Aufschluß als vom Studium der Schädelbildung werden wir von der Gehirnanatomie direkt zu erwarten haben. Die Entwicklung des Gehirns geht nicht immer der des Schädels parallel; es kann seine eigenen Entwicklungshemmungen haben. Abnorme Kleinheit wie abnorme

Fig. 1. Großhirn (und ein Teil des Kleinhirns) einer Schwachsinnigen, von oben gesehen. Nach Dr A. Ulrich, Der Schwachsinn der Kinder, in Verhandlungen der IV. schweizerischen Konferenz für das Idiotenwesen, Glarus 1903, 34.

Größe können einzelne Lappen, bestimmte innere Partien oder das ganze Gehirn treffen, und all diese Fälle sind aus der Idiotie bekannt. Weder die Größe einzelner Hirnpartien noch größeres Volumen und Gewicht des ganzen Gehirns bieten eine Garantie gegen Schwachsinn. Beim „Aztekentypus" sind verlängertes Mark und Kleinhirn sehr ausgebildet. Infolge von „Gehirnwassersucht" (Hydrokephalus) kann bei Idioten das Gehirn

[1] Vgl. Dr A. Ulrich, Der Schwachsinn der Kinder a. a. O. 34 ff.

größer erscheinen. Solch abnorme Größe kann sich zurückführen auf Erweiterung der Hirnhöhlen wie auf Bindesubstanzwucherungen. Merkwürdig ist, daß Lücken im Gehirn (Porenkephalie) nicht immer jene tiefgehenden Störungen bedingen, die man beim Anblick der zuweilen gewaltigen Defekte vermuten würde [1]. Von besonderer Wichtigkeit erscheint die Ausbildung der Rindensubstanz in den Windungen besonders der Stirnlappen. Bedeutende Herabsetzung der Furchung ist mit geistiger Schwäche verbunden, so beim Aztekentypus. Unter besonderer Übung einiger psychischer Funktionen scheint sich die Furchung zu vermehren. So soll bei Gambetta, der sich als Redner auszeichnete, die Brocasche Stelle besonders reiche Furchen gezeigt haben. — Eine bei Idioten, wenn auch vereinzelt vorkommende Erscheinung, die schwer zu erklären sein dürfte, ist auffallender Reichtum von grauer Substanz, die unter Umständen selbst da auftritt, wo sich normal keine solche findet: im Marklager der Hemisphären [2].

Auf eine innige Beziehung zwischen Gehirn- und Seelenleben weist auch die Entwicklung des Individuums hin. Je weiter die Gehirnorganisation im Verlauf des embryonalen Stadiums und der ersten Jahre sich ausgestaltet, desto mehr entfaltet sich auch das Seelenleben des Kindes. Daher lassen sich nicht selten bei Idiotie Bildungshemmungen, ein „Stehenbleiben" des Gehirns nachweisen, die auf Verletzungen oder Erkrankungen zurückdatieren, welche in den ersten Kindesjahren, wenn nicht schon bei der Geburt oder gar im embryonalen Leben, einsetzten.

Figur 2 zeigt das Gehirn eines schwachsinnigen 15jährigen Mädchens. Der Schädel war im ganzen gut gebildet; aber die Hirnhäute waren verdickt. Die rechte Hemisphäre ist bedeutend kleiner, ihre Windungen geschrumpft und lederhart. Im Alter von 2½ Jahren war das Kind an einer Hirnhautentzündung erkrankt und dann geistig zurückgeblieben.... Es zeigte stets eine Schwäche im linken Arm. Gesicht und Gehör waren normal, der Gang nachlässig mit vornübergebeugtem Körper. Die Hände wurden ungeschickt gebraucht.... Die Sprache bestand aus unverständlichen, stoßweise hervorgebrachten Lauten. Dann und wann wurde ein artikuliertes Wort wie „Mama" undeutlich ausgesprochen [3].

Einen bedeutenden Einblick gewährt uns die Pathologie des Gehirns [4]. „Die meisten Gehirnkrankheiten, auch wenn sie anfangs gar nicht

---

[1] Vgl. Ulrich, Der Schwachsinn der Kinder a. a. O. 36.

[2] Krafft-Ebing, Lehrbuch der Psychiatrie 629.

[3] Vgl. Ulrich a. a. O. 38.

[4] Vgl. Griesinger, Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten [3] 180 ff.

den Charakter von Geisteskrankheiten tragen, können im weiteren Verlauf **zu** solchen werden. Es zeigen sich immer Störungen des psychischen Lebens; **sie** treten aber oft erst später so in den Vordergrund, daß sie das gesamte **Krankheitsbild** beherrschen.“ Erkrankungen der Gehirnhäute, apoplektische

Fig. 2. Großhirn einer Schwachsinnigen, von oben gesehen.
(Geschrumpfte Windungen und Asymmetrie beider Halbkugeln.)
Nach Dr A. Ulrich, Der Schwachsinn der Kinder a. a. O. 37.

Herde (Schlaganfall), sind oft Ursache eigentlicher psychischer Krankheit. **Ebenso** wichtig sind anerkanntermaßen schwere Kopfverletzungen. Die **Wirksamkeit** aller dieser verschiedenen Erkrankungen und Verletzungen des **Gehirns** erklärt sich leicht durch die schädigenden Einflüsse, die sie, auch

ohne direkt die Hirnrinde zu ergreifen, doch auf diese auszuüben vermögen[1]. Psychische Störungen treten auch zu Tage bei Vergiftung des Gehirns, sei es durch Bakteriengifte, toxische Substanzen oder Stoffwechselgifte. Hierhin gehören die Fieberdelirien, der Alkoholismus und Morphinismus. Das Fieberdelirium ist allen bekannt. Leider sind auch das Zitterdelirium und der alkoholische Verfolgungs- und Eifersuchtswahn heute nur zu oft vorkommende Erscheinungen. Schon in der akuten Alkohol- und Opiumvergiftung — die vorübergehen und sich leicht ausgleichen —, dem Rausch, treten übrigens klare und deutliche psychische Störungen zu Tage. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die degenerativen Prozesse am Gehirn, die späterhin eintreten, auf einer chronischen Vergiftung beruhen[2]. Auf einer Durchseuchung des Gehirns durch Syphilisgifte beruhen auch die Geisteskrankheiten, welche unter dem Namen lues cerebralis bekannt sind[3].

Es wäre ein Irrtum, immer grobe anatomische Störungen oder gar Zerstörungen im Grunde der psychischen Erkrankung zu suchen. Bloße Reizzustände im Gehirn, die von andern Teilen des zentralen oder peripherischen Nervensystems ihren Ausgang nehmen, übermäßig erhöhte oder verminderte Blutzufuhr, welche die Tätigkeit der Hirnrinde beeinflussen, vermögen psychische Störungen hervorzurufen. Daher läßt es sich leicht erklären, wie Systemerkrankungen im Rückenmark, herdartige Erkrankungen im verlängerten Mark, periphere Nervenverletzungen, Krankheiten in den verschiedensten Organen auf kürzerem oder längerem Umweg zu psychischen Krankheiten führen oder wenigstens für solche disponieren können. Sie können eben „das Gehirn angreifen". Sehr wichtig aber ist, was Hellpach[4] sagt: „Die geistigen Vorgänge im engeren Sinne haben sich als einen höchst empfindlichen Gradmesser aller Zellveränderungen erwiesen; sie beginnen lange vor den Symptomen der Sensibilität und Motilität, und ihnen gehen wohl eine Reihe von Wandlungen in der Hirnzelle vorher, die vom degenerativen und atrophischen Typus noch weit entfernt sind."

---

[1] So auch Krafft-Ebing, Lehrbuch der Psychiatrie 165 ff.

[2] Vgl. Hellpach, Grenzwissenschaften 347 ff.

[3] Krafft-Ebing a. a. O. 609.

[4] A. a. O. 348. Geistig im engeren Sinne sind nach Hellpachs Ausdrucksweise alle psychischen Vorgänge mit Ausschluß der bloßen Sensibilität und Motilität.

Auch die Psychopathologie liefert eine Reihe wichtiger Daten[1]. „Beim paralytischen Blödsinn bietet die Mehrzahl der Fälle als die häufigsten Veränderungen starkes Ödem der Meningen [Anschwellung der Hirnhäute], Verwachsung der Pia [zarte Hirnhaut] mit der Hirnoberfläche, graurote Erweichung der Entfärbung und teilweise namentlich oberflächliche Induration der Rindenschicht mit Wucherung der Bindesubstanz und Zerfall der nervösen Elemente. Die Atrophie des ganzen Gehirns und überwiegend der Windungen ist dabei ganz gewöhnlich." Beim „Greisenirrsinn" liefert die anatomische Untersuchung „Atrophie der Hirnhemisphären mit gleichzeitiger Atherose der Hirnarterien. Immer ist diese Atrophie am deutlichsten an den Windungen des Frontalhirns entwickelt[2]. Beim akuten Irresein, frischen Fällen in der Form der Melancholie zeigen sich oft palpable Störungen, die in Blutarmut, häufiger aber in Blutüberfüllung der zarten Hirnhäute und der grauen Rinde bestehen". Bei melancholia attonita s. cum stupore sind nach Krafft-Ebing die anatomischen Befunde: „Anämie, venöse Stauung und Ödem der Pia. In protrahierten in Blödsinn übergehenden Fällen findet sich auch Rindenatrophie."[3] Bei den übrigens nicht seltenen Fällen der Melancholie und Manie, welche keinerlei palpable Störungen des Gehirns aufweisen, glaubt Griesinger dennoch Störungen des Gehirns, wenn auch bloß funktionelle, d. h. nicht nachweisbare, annehmen zu müssen. Daß in Anbetracht der überaus feinen Organisation der grauen Rinde Veränderungen in den Nervenzellen möglich seien, die unsern Hilfsmitteln entgehen, muß wohl zugegeben werden. Solche funktionelle Störungen der Hirnrindenprozesse haben ihr Analogon in gewissen Rückenmarks- und peripherischen Nervenaffektionen, bei denen auch keine anatomische Verletzung des Nervengewebes sich zeigt[4].

Endlich lehrt sowohl die Psychopathologie wie die Alltagserfahrung, daß psychische Vorgänge, besonders auf dem Gebiete des Gefühls- und Trieblebens, Störungen in der Hirnrinde hervorrufen und selbst zu augen-

---

[1] Vgl. Griesinger, Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten 441 ff, sowie Krafft-Ebing, Lehrbuch der Psychiatrie 579 ff, über den Obduktionsbefund bei Dementia paralytica.

[2] Krafft-Ebing a. a. O. 619. [3] Ebd.

[4] Ebbinghaus (Grundzüge der Psychologie I, Leipzig 1902) macht mit Recht darauf aufmerksam, daß nur das tote Gehirn bzw. Gehirnteile mikroskopisch untersucht werden können. „Daß aber alle Funktionsstörungen mit Veränderungen der materiellen Struktur verbunden sein müßten, die nach dem Tode noch erkennbar wären, ist offenbar nicht nötig" (S. 23).

blicklichen Verletzungen derselben führen können. Gemütsbewegungen, überhaupt vorausgegangene psychische Ereignisse, vermögen unmittelbar zum Ausgangspunkt einer Geisteskrankheit zu werden, indem sie einen intensiven Irritationszustand des Gehirns setzen, der nun andauert [1]. Daß angestrengte Aufmerksamkeit, übermäßige psychische Arbeit, allerdings meistens nur da, wo sie mit depressiven Affekten gepaart erscheint, schädigend auf das Gehirn einwirken, ist genügend bekannt. Den hauptsächlichsten Einfluß des psychischen auf das physische Leben erweisen tagtäglich die spontanen und die willkürlichen Bewegungen besonders die Sprachbewegungen; bei letzteren findet durch den Willen ein Einfluß auf die Bewegungszentren der Hirnrinde statt. Es gilt nun, an der Hand der erörterten Tatsachen die verschiedenen Theorien vom Verhältnis der psychischen und nervösen Prozesse zu prüfen. Am einfachsten natürlich gestaltet sich die Lösung, wenn man entweder die psychischen Geschehnisse auf rein physiologische Vorgänge zurückführt, oder die physiologischen Prozesse rein als Erscheinungsformen des psychischen betrachtet. Beide Wege sind schon eingeschlagen worden. Den ersten wählte der mechanische und der physiologische Materialismus, den zweiten der Idealismus oder — wie man heute diese Erklärungsweise zu nennen pflegt — der Spiritualismus.

II.

Beginnen wir mit dem letzteren. Im Jahre 1902 erschien eine Broschüre — als Wiedergabe eines Vortrags — des berühmten Physiologen Professor Ziehen in Utrecht, betitelt: „Über die allgemeinen Beziehungen zwischen Gehirn und Seelenleben." Ein Hervorgehen des Materiellen aus dem Geistigen nimmt Ziehen nicht an und verwirft somit den Idealismus im Sinne Fichtes und Hegels. Dagegen behauptet er mit Berkeley: durch die Erfahrung sei uns nur Psychisches gegeben, und wir kämen aus dem Banne des Psychischen überhaupt nicht hinaus. Diese Lösung des Problems ist freilich eine radikale; der gordische Knoten ist zerhauen. Den Idealismus zu widerlegen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Sein Schwerpunkt liegt ja ganz auf erkenntnistheoretischem Gebiete. Er mißkennt das objektive Element in der sinnlichen Erfahrung, besonders in den Organempfindungen. Daß der Idealismus eine unhaltbare Lehre ist, zeigen seine Konsequenzen für jedes wissenschaftliche Forschen, vorzüglich auf dem

[1] Vgl. Krafft-Ebing, Lehrbuch der Psychiatrie 163 343 ff: Stupidität durch psychischen Shock.

Gebiete der Natur. In 99 % seiner Arbeiten sieht sich der Naturforscher auf das Zeugnis und die Untersuchungen anderer angewiesen. Und doch als Idealist hätte er keine Garantie, daß die Untersuchungen wirklich gemacht wurden, ja daß überhaupt Kollegen existieren. Wird der Idealismus wenigstens die Realität des eigenen Ich festhalten, wird er beim Solipsismus stehen bleiben? Wenn er seinen Prinzipien treu ist, nicht. Er kann die Substanzialität des eigenen Ich nicht dartun. Gegeben sind für ihn ja nur psychische Phänomene, und zwar immer nur die des gegenwärtigen Augenblicks. Dann sinkt aber dem Idealisten der Boden unter den eigenen Füßen. In drastischer Weise hat Eduard v. Hartmann die folgerichtige Weiterentwicklung des Idealismus gekennzeichnet: Der Nachweis der Unhaltbarkeit eines Objektes außer dem Bewußtsein verwandelt die Wirklichkeit der Welt in den Traum eines Träumenden. Der Nachweis der Unhaltbarkeit eines Subjekts, das die Erscheinungen trägt, verwandelt den Traum des Träumenden in einen Traum, der zwar von keinem geträumt wird, der aber doch Traum ist, der also, wenn man so sagen darf, sich selber träumt und unter seinen andern Traumgestalten auch die Fiktion eines vermeintlichen Träumers träumt. Endlich wird der Idealist noch den Nachweis antreten, daß auch die Funktion des Träumens oder Vorstellens wegen ihrer Form der Zeitlichkeit nur Erscheinung oder Schein ist. Nun existiert der Traum nicht einmal mehr als Akt des Träumens, nun besteht der Traum ohne Träumer nicht mehr wirklich, nun träumt er bloß noch sein eigenes Dasein, nun wird es zum Traum, daß ein Traum sich fortspinne. Der Schein scheint nicht mehr in Wahrheit, er scheint bloß noch zu scheinen. Die absolute Realität, mit welcher das Gegebensein des Scheins uns imponieren wollte, ist zerstreut; wir begreifen, daß es eine letzte, unzerstörbare Illusion ist, an diese absolute Realität des Scheins zu glauben; wir sehen ein, es sei illusorisch zu nennen, der Schein scheine, da er doch nur zu scheinen scheint; wir entdecken endlich den Begriff des absoluten Scheins, welcher nicht einmal eine Wirklichkeit seiner Funktion des Scheinens zuläßt[1].

Immerhin hat der Idealismus in der Geschichte der Philosophie eine providentielle Aufgabe zu erfüllen. Er macht warnend aufmerksam, daß die Leugnung des psychischen Elementes, die Geringschätzung der eigenen

[1] Kritische Grundlegung 47; vgl. Drews, Hartmanns System im Grundriß 108 f. Vgl. auch die trefflichen Bemerkungen von Reinke, Die Welt als Tat[3], Berlin 1903, 24 ff.

inneren Erfahrung jede Erkenntnis, auch der körperlichen Dinge untergräbt. Es ist gut, daß selbst in den Reihen der Naturwissenschaft Männer mit dem Wissen eines Ziehen auftreten und diese Wahrheit betonen. Aber warum ins Extrem gehen? Die ganze Größe und Bedeutung der Seele und ihrer Tätigkeit wird dem Materialismus gegenüber nur dann gewahrt, wenn man mit den Tatsachen rechnet, welche die Anatomie des Gehirns und die Physiologie der Nervenprozesse nun einmal erwiesen haben.

III.

Den umgekehrten Weg schlug der Materialismus ein. Er suchte das Psychische zurückzuführen auf das Physische und die psychischen Vorgänge hinzustellen als ein bloßes Produkt des Gehirns. Die grobe Auffassung eines Vogt u. a. hat indessen ihre Anziehungskraft verloren. Auch der Materialismus erscheint heute in feinerer Form.

Auf dreifache Art sucht er seine Auffassung der Dinge zu erhärten.

Viele begnügen sich mit Cabanis u. a., die Wechselbeziehung des physischen und psychischen Lebens hervorzuheben. Von ihnen sagt Wundt[1]: „Es wird von den naturphilosophischen Schriftstellern dieser Richtung besonders die Subjektivität und Relativität der Empfindungen betont, und es beschränkt sich in der Regel der materialistische Grundgedanke einerseits auf die Hervorhebung der durchgängigen Abhängigkeit des psychischen Lebens von den Sinnes- und Gehirnfunktionen, anderseits auf die allgemeine Forderung, daß im Hinblick auf diese Abhängigkeit die psychischen Vorgänge aus den Gehirnfunktionen abzuleiten seien."

Diese Forderung der Materialisten muß als unberechtigt zurückgewiesen werden. Denn sie geht viel zu weit. Denn was verlangen die Tatsachen?

Da im allgemeinen das psychische Leben durch Ermüdung, Störung, Erkrankung des Gehirns und seiner Funktionen zu leiden scheint, ist eine gewisse Abhängigkeit aller psychischen Funktionen des Menschen von den nervösen Prozessen in der Hirnrinde freilich nicht zu verkennen. Welcher Art aber jene Abhängigkeit ist, ob überall eine unmittelbare oder bei einzelnen psychischen Geschehnissen ein bloß indirekte, ob sie eine wesenhafte, durch das innere Sein des psychischen Aktes begründete oder bloß eine äußerliche sei, welche durch andere Verhältnisse bedingt ist, darüber sagen uns die bloßen Ermüdungs-, Störungs- und Krankheitserscheinungen nichts. Wir müssen andere Kriterien haben. Vielleicht könnte man die

[1] Einleitung in die Philosophie, Leipzig 1901, 366.

Lokalisation als ein solches ansprechen. Wo es gelungen ist, von einzelnen psychischen Erscheinungen mit einiger Sicherheit nachzuweisen, daß sie an einen bestimmten Hirnrindenbezirk gebunden sind, darf man wohl eine direkte Abhängigkeit jener Erscheinungen von Gehirnfunktionen einräumen. Dies ist nun der Fall von den Empfindungen des Sehens, Hörens, Tastens, Riechens. Beim Geschmack scheint der Nachweis noch problematisch.

Fig. 3. Motorische Rindenfelder auf der Großhirnhemisphäre des Menschen nach v. Monakow. (Aus Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie I[5] 203.)

1. Rumpf.	8. Handgelenk.	15. Gesichtsmuskeln { a obere, b untere.
2. Oberschenkel.	9. Finger.	
3. Unterschenkel.	10. Finger.	16. Mund.
4. Fuß.	11. Daumen.	17. Larynx.
5. Zehen.	12. Kopf.	18. Kauen.
6. Schulter.	13. Augen.	19. Platysma.
7. Ellenbogen.	14. Zunge.	

Die Sinnenfelder des Sehens Sf, des Hörens Hf, des Tastens Tf ($\alpha\ \beta\ \gamma\ \delta$), sowie das motorische Sprachzentrum (Brocasche Stelle) B St sind nach Flechsig und Adamkiewicz in vorstehende Figur eingetragen. Nach Wundt (I[5] 308) läge das optische Sprachzentrum wahrscheinlich im Gebiete des Gyrus angularis (ang.).

Figur 3 zeigt die bis jetzt bekannten Rindenfelder. Am besten gesichert ist die Kenntnis der Zentren der spontanen und willkürlichen Bewegung. Das Geruchsfeld liegt an der Hirnbasis und im Innern und ist daher auf der Figur nicht sichtbar.

Vorstellungen, denen nur homogene Empfindungselemente entsprechen, Gesichtsvorstellungen, Gehörsvorstellungen, Bewegungsvorstellungen der eigenen Organe, erscheinen nach der Pathologie dort lokalisiert, wo die

entsprechende Empfindungssphäre ist. Von ihnen wird also das gleiche gelten, was von den Empfindungen gesagt wurde. Vorstellungen mit heterogenen Empfindungselementen können nicht eng lokalisiert werden. Bei ihnen werden die verschiedenen Rindenpartien, welche den Einzelempfindungen entsprechen, zusammenwirken müssen. Was auf ein inneres ursächliches Eingreifen der Hirnrindenelemente in den Werdegang der Vorstellungen hinweist, sind die Halluzinationen. Bei ihnen entspricht die Stärke und Lebhaftigkeit dem größeren oder geringeren Reizzustande der Rindenpartien. Die sinnlichen Gefühle zu lokalisieren, gelang bis jetzt nicht; doch weist alles auf eine innere Abhängigkeit von zentralen Elementen hin. Intellektuelle und Willenstätigkeit zeigen zwar auch eine gewisse Abhängigkeit von den Hirnrindenprozessen, wie die Pathologie erweist. Aber nichts bekundet eine direkte Abhängigkeit. Von Lokalisation ist keine Rede. Die spekulative Durchdringung der Begriffs-, Urteils- und Schlußbildung wie des eigentlichen Willensaktes zeigt dagegen positiv, daß die Abhängigkeit keine innere und wesenhafte sein kann. Auf diesen letzten Punkt kommen wir seiner Wichtigkeit wegen im Verlauf dieser Arbeit zurück.

Den Grundsatz aufzustellen, alles Psychische müsse aus dem Physischen abgeleitet, als dessen Funktion erklärt werden, dazu fehlt nach dem Gesagten den Materialisten jegliche Berechtigung. Und dieses um so mehr, als nicht einmal die elementarste Form psychischen Geschehens, die Empfindung, aus den Gehirnfunktionen allein abgeleitet werden kann; „denn aus der Wirksamkeit der Materie ergeben sich immer nur wieder materielle Vorgänge, aber nie und nimmer das, was wir Seelisches nennen, als etwas diametral Entgegengesetztes“. Dieses durchschlagende Argument der Dualisten[1] hat der physiologische Materialismus bis jetzt nicht zu entkräften vermocht, und heute gerade so wie vor dreißig Jahren gilt das Wort Griesingers: „Wüßten wir auch alles, was im Gehirn bei seiner Tätigkeit vorgeht, könnten wir alle chemischen, elektrischen &c. Prozesse bis in ihr letztes Detail durchschauen — was nützte es? Alle Schwingungen und Vibrationen, alles Elektrische und Mechanische ist doch immer noch kein Seelenzustand, kein Vorstellen.“[2] Am klarsten freilich tritt die Unmöglichkeit einer materialistischen Erklärung des Seelenlebens hervor im intellektuellen Geschehen und in den freien Willensakten. Die Ergebnisse der

---

[1] Vgl. Überweg, Geschichte der neueren Philosophie II 227.
[2] Pathologie und Therapie 6.

Pathologie und der Anatomie des Gehirns haben an diesem Tatbestand nichts geändert. Sie haben den Zusammenhang zwischen Psychischem und Physischem in einigen Punkten mehr detailliert, aber die Möglichkeit einer Erklärung auch nur der elementarsten psychischen Erscheinung, der Empfindung, aus bloßen physischen und chemischen Kräften haben sie durchaus nicht dargetan. Das Pochen auf die Errungenschaften des Wissens usw. hilft dem Materialismus wenig.

In ein neues Stadium trat der Materialismus durch Darwins Evolutionstheorie. Die psychischen Erscheinungen wurden nun rückwärts verfolgt bis zu den Protozoen. Jede höhere Stufe deutete man als natürliche Weiterentwicklung der voraufgehenden. In diesem Sinne arbeitete Romanes[1] und die ganze Schule Darwins. Trotz aller willkürlichen Aufstellungen war wenig gewonnen. Denn nun hieß es die psychischen Regungen jener niedrigsten Lebewesen zu erklären. Haeckel hielt es für das beste, die Überzeugung zu hegen, „daß auch schon den Atomen die einfachste Form der Empfindung und des Willens innewohnt“[2]. So entfloh er mit einem salto mortale den lästigen Fragern. Einen Beweisversuch machte Richet, ein französischer Physiologe[3]. Sein Argument lautet:

Alle psychischen Akte lassen sich aus der Reizbarkeit und dem Reflex erklären. Reizbarkeit und Reflex gehören aber in den Rahmen rein physischer und chemischer Kräfte. Also läßt sich das psychische Leben aus rein stofflichen Kräften erklären. Auf die Reizbarkeit sollen nach Richet zurückweisen: das Bewußtsein, die Empfindung mit dem Gefühl, das Gedächtnis, die Ideen, Urteile und Schlüsse. Aus dem einfachen Reflex entstehen der komplizierte Reflex, der psychische Reflex, der Instinkt, während der Wille auf eine Kombination der Wirkungen der Reizbarkeit wie des Reflexes bzw. ihrer Modifikationen zurückzuführen wäre. Beweise für den Obersatz haben wir bei Richet nirgends gefunden. Der Autor begnügt sich, mit Umstürzung fast aller Begriffe ein Schema der Entwicklungsstufen aufzustellen, die natürliche Grenze zwischen denselben zu leugnen und die wirkliche Entwicklung der Irritabilität und Bewegungsäußerung der ersten Zelle durch verschiedene Stufen bis zum intelligenten Akt des Menschen als Tatsache vorauszusetzen.

Ein solches Verfahren mag Kreisen, welche durchaus eine mechanische Weltauffassung wollen, annehmbar erscheinen, wissenschaftlich ist es keineswegs. Was Richets Theorie zunächst sehr verdächtig macht, ist die Definition des Reflexes als mouvement de réponse à l'irritation extérieure.

---

[1] Mental evolution of Man, London 1888.

[2] Welträtsel, Bonn 1899, 259.

[3] Psychologie générale, Paris 1891, 9 10 26 usw.

Eine so weite Definition des Reflexes ist freilich geeignet, die rein mechanische Bewegung, die einfachste Reaktion, aber auch die komplizierteste, von einem äußeren Einfluß veranlaßte intelligente Handlung zu umfassen. Allein so faßt kein Physiologe den Reflex[1]. Reflex anerkennt er bloß bei Tieren, die sensorische und motorische Nerven haben und ein Zentralorgan, das der Überleitung der Erregung vom sensorischen auf den motorischen Nerv dienen kann. Tritt zwischen die Erregung im sensorischen Nerven und die Auslösung der Bewegung ein psychischer Vorgang ein, so daß dieser erst die Bewegung auslöst, so ist von eigentlichem Reflex keine Rede mehr. Einen psychischen Reflex gibt es demnach nicht, mag Richet auch noch so oft davon reden; er ist gerade ersonnen, um den Materialismus zu stützen und setzt ihn bereits voraus. Die gleiche Umstürzung der Begriffe begeht Richet bei der Reizbarkeit im strengen Sinne des Wortes. Eine solche existiert bloß bei Lebewesen; sie darf weder mit der Kontraktilität des Protoplasmas als solcher, noch mit der Beweglichkeit elastischer Substanzen verwechselt werden. Reizbarkeit ist erst vorhanden, wo der Organismus auf äußere Reize selbsttätig und zweckmäßig reagieren kann. Damit ist ja nicht geleugnet, daß der Reflex die Reizbarkeit des Protoplasmas und diese die leichte Beweglichkeit höchst komplizierter organischer Stoffe voraussetzt. Eine Ableitung der Reizbarkeit aus der bloßen Beweglichkeit ist aus dem einfachen Grunde unmöglich, daß das Höhere im Niedrigeren nicht seinen adäquaten Entstehungsgrund haben kann[2].

Nehmen wir nun den Reflex als Eigentümlichkeit jener Organismen, die mit Nerven ausgestattet sind, der Tiere und Menschen, und fragen wir uns: Lassen sich aus der bloßen Reizbarkeit und dem Reflex alle psychischen Erscheinungen ableiten? Wir antworten: Nicht eine einzige; nicht einmal eine Empfindung oder eine spontane Bewegung. Reizbarkeit sagt viel weniger als Empfindung, kann also nie und nimmer deren adäquate Ursache sein; Reflex besagt viel weniger als eine Bewegung, welche nach dem Zeugnis unseres eigensten Bewußtseins von unserem sinnlichen oder geistigen Begehren ausgeht. Also kann der Reflex nicht adäquate Ursache solcher Bewegung sein. Das Bewußtsein selbst, die Empfindung, die Vor-

---

[1] Vgl. Herzen, Grundlinien einer allgemeinen Psychophysiologie, Leipzig 1889, 10; und doch steht Herzen auf demselben materialistischen Standpunkt.

[2] Ostwald sieht sich genötigt, eine eigenartige Nervenenergie anzunehmen, weil „kein quantitatives Umwandlungsverhältnis wie bei den gewöhnlichen Energiewandlungen" sich finden läßt. Vorlesungen über Naturphilosophie[2] (1902) 381.

stellung, wie sollten sie aus dem bloßen Reiz entstehen? Richet weist für seine psychischen Reflexe auf die Tätigkeit der höheren Zentren, auf die graue Hirnrinde, hin. Gewiß gibt es auch Reflexe, die in der grauen Rinde des Großhirns ausgelöst werden — wahrscheinlich gehören gewisse Konvulsionen epileptoider Natur hierhin[1]. Das sind aber reine Reflexe; Psychisches zeigt sich nichts. Wo aber Psychisches vorkommt, läßt es sich allein aus der Tätigkeit der grauen Substanz der Rinde erklären? Nie und nimmer. Hier gelten wieder die früher angeführten Worte Griesingers. Ihnen gegenüber sagt Richet: C'est là une sorte d'axiome qu'on répète à satiété, comme si à force de répéter on pouvait le démontrer. Allein der Beweis liegt eben darin, daß man nicht zugeben kann, daß aus bloß Materiellem, ohne Zuhilfenahme einer andern Kraft, das Psychische entstehen könne, das von jenem in allen seinen Eigenschaften grundverschieden ist. Die Demonstration beruht also auf dem Gesetz des hinreichenden Grundes. Richet behauptet zwar, er habe mehr Gründe für den Satz: La conscience ne peut être que le résultat d'une force matérielle; aber er führt keine an. Wir wären sehr gespannt, auch nur einen Versuch zu sehen, den Begriff „Substanz" aus den physischen und chemischen Tätigkeiten der grauen Rinde abzuleiten. Die Materialisten haben dabei volle Freiheit, die graue Rinde aller Lappen und Windungen in Anspruch zu nehmen. Man wird zwar mit Richet darauf hinweisen, daß das Bewußtsein so leicht schwindet, wenn Störungen in der Hirnrinde sich einstellen. Damit ist aber doch bloß dargetan, daß das direkte sinnliche Bewußtsein von den Funktionen der Hirnrinde abhängt, keineswegs, daß die Gehirnfunktionen, nach ihren chemischen und physischen Kräften in sich betrachtet, die adäquate Ursache des Bewußtseins seien. P. Wasmann S. J. hat in seinem Werk „Über die psychischen Fähigkeiten der Ameisen"[2] schlagend nachgewiesen, daß sie nicht durch bloße Reflexe erklärt werden. Will man dann im Ernste aufrecht halten, daß es beim Menschen gelinge? Die Vertreter des physiologischen Materialismus muten uns doch zu viel Verstandesopfer zu.

Viel gründlicher als Richets Schemen und Behauptungen sind die Beweisversuche, die Professor Herzen (Lausanne)[3] zu Gunsten eines mecha-

[1] Edinger, Nervöse Zentralorgane[5], Leipzig 1896, 228.

[2] Stuttgart 1899.

[3] Grundlinien einer allgemeinen Psychophysiologie. Diese Broschüre bildet eine Verteidigung des Monismus. Sie enthält überaus viel Verkehrtes. Gründlich

nischen Monismus unternimmt. Er stützt sich bei denselben auf die Experimente des berühmten Physiologen Moritz Schiff (Florenz).

Die Beweise lauten wie folgt: 1. „Die psychische Kraft besteht in einer derartigen wechselseitigen Beziehung zu der Molekularbewegung der Nervenmasse, daß sie ihre Existenz einer aufhörenden Bewegung verdankt und selber aufhört, indem sie eine andere Bewegung hervorbringt. Also ist es klar, daß diese Kraft selbst nichts anderes sein kann als eine Bewegung." [1] 2. „Überall dort, wo zwischen der Ursache und Wirkung eine zeitliche Pause sich einschiebt, ist das Substrat der Erscheinung ausgedehnt und zusammengesetzt; [wie die Reaktionsversuche zeigen,] vergeht in der geistigen Sphäre, wenn auch sämtliche bekannten inneren und äußeren Bedingungen vereint sind, eine gewisse Zeit, ehe die Wirkung, d. h. der geistige Akt, sich äußert. . . . Also dürfen wir mit dem ganzen Rechte, das uns die wissenschaftliche Analyse verleiht, schließen, daß das Substrat des Geistes ein ausgedehntes und zusammengesetztes Wesen ist." [2] 3. Die psychische Aktivität erzeugt Wärme. Wärme ist umgesetzte Bewegung [3].

Was den ersten Beweis betrifft, so bezieht er sich zunächst auf die spontanen, d. h. vom sinnlichen Begehren und auf die intellektuellen, vom eigentlichen Willen ausgelösten Bewegungen. Von diesen können wir zugeben, daß letztlich ihr Ursprung hinaufdatiert zu einer äußeren Bewegung, die den ersten Sinnesreiz auslöste. Aber jene Bewegung war in keiner Weise die genügende Ursache weder der Empfindung noch des Begehrens noch des Wollens. Der Satz vom hinreichenden Grunde verlangt noch eine psychische Ursache. Demnach fällt das Argument Herzens bezw. Schiffs in sich zusammen. Auf die übrigen innerpsychischen Erscheinungen, Empfindungen, Gefühle, Gedanken, Urteile, Schlüsse, Wünsche und Willensakte, die keine Bewegungen auslösen, kann das Argument schon gar keine Anwendung finden. Es umfaßt also nur einen kleinen Teil des psychischen Geschehens.

Nicht besser steht es um das Argument aus den Reaktionsversuchen. Diese bestehen darin, daß die Versuchsperson einen Sinneseindruck [in den von Herzen angeführten Experimenten durch elektrischen Strom] erhält und durch ein willkürlich gewähltes Zeichen auf die Erkenntnis desselben reagieren muß. Die Reaktionszeit, die zwischen dem Reiz und der Reaktion verfloß, wurde länger, wenn die Versuchsperson nicht zuvor

---

behandelt Gutberlet (Der mechanische Monismus 156—171 178—187) eine Reihe von Aufstellungen Herzens, die hier nicht zur Prüfung kommen können. Zugleich finden sich dort die Experimente Schiffs skizziert.

[1] Ebd. 31. [2] Ebd. 47. [3] Ebd. 65; vgl. 50 ff.

wußte, durch welchen Fuß der Strom gehen würde, und nicht ein bestimmtes Zeichen verabredet war, sondern ihr freigelassen wurde, das Zeichen beliebig zu wählen. Die Verlängerung betrug im Durchschnitt $^1/_{10}$ Sekunde. Man glaubte, diese Zeit den psychischen Vorgängen der Unterscheidung und der Wahl zuschreiben zu dürfen. — Zum Werte solcher Experimente wäre sehr viel zu bemerken[1]. Indessen wollen wir einräumen, daß alle Bedingungen zu den Akten der Unterscheidung und der Wahl gegeben waren und dennoch eine gewisse Zeit verging, ehe die Auslösung der Bewegung stattfand. Allein diese Verzögerung braucht nicht von einem ausgedehnten Substrat herzurühren. Sie erklärt sich vollständig aus den drei geistigen Akten der Unterscheidung, der Wahl, des Willensbefehls, die durchaus nicht zusammenzufallen brauchen, die selbst voneinander durch Zeitmomente getrennt sein können und von denen jeder eine gewisse Zeit dauern kann. Dagegen behauptet allerdings Herzen: Jeder Vorgang, der eine bestimmte Zeitdauer bedürfe, sei eine Bewegung (natürlich mechanischer oder chemischer Natur). Den Beweis dafür hat er aber nicht erbracht. Zu allem Überfluß können wir noch folgendes bemerken: Die psychischen Akte der Unterscheidung, der Wahl, des Willensbefehles kamen nicht zu stande ohne zahlreiche Reproduktionen von Empfindungen und Vorstellungen. Diesen liegt freilich ein ausgedehntes Substrat, die Gehirnrinde, zu Grunde, nicht aber den geistigen Akten der Unterscheidung und Wahl, wie Schiff und Herzen behaupten.

Das dritte Argument beweist nur, daß Wärmeentwicklung und somit materielle Bewegung mit psychischen Akten verbunden war, keineswegs aber die Identität jener Bewegungen mit dem psychischen Moment als solchem. Und welche Akte kamen in Frage? Sinnliche Empfindungen, Gefühle, Schrecken, Furcht. Diese, und diese allein. Denn es handelte sich um Tierversuche. Die sinnlichen Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle und Strebungen sind Funktionen des Gehirns — freilich des beseelten, von der Psyche belebten Gehirns. Also müssen dabei Veränderungen in der Hirnrinde vorgehen. Und diese erzeugen die Wärme. Wenn beim Denken der Kopf warm wird, wenn er bei energischem Willen glüht, so muß das voll und ganz auf Rechnung der begleitenden Vorstellungen und Regungen des sinnlichen Gefühls geschrieben werden. Herzen hat also seinen mechanischen Materialismus nicht bewiesen.

[1] Vgl. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie II 385 f.

In neuester Zeit haben wieder zwei bedeutende Naturforscher es versucht, das gesamte psychische Leben auf Nervenenergie oder auf „latente“ Energie des Organismus zurückzuführen.

Ostwald[1] nimmt dabei eine besondere, im gesamten nervösen Apparat tätige Energieform an. Er nennt sie Nervenenergie. Ob sie sich je auf irgend eine bekannte Energie oder eine Kombination solcher zurückführen lasse, mag nach ihm dahingestellt bleiben (S. 381). Nervenenergie kann entstehen durch Zutritt äußerer Energie zu den Sinnesapparaten. Diese Nervenenergie wird dann dem Nervenfaden entlang geleitet und übt an dessen anderem Ende ihre Wirkung aus. Diese Wirkung besteht in einer Umwandlung in andere Nervenenergie, welche dann entweder zur Auslösung einer Handlung [mechanische, aber auch andere Energieleistungen] dient oder aber jene Erscheinungen bedingt, welche mit Bewußtsein verbunden sind: Empfinden, Denken (S. 382). Das Bewußtsein selbst ist als eine besondere Art der Nervenenergie aufzufassen, nämlich der, welche im Zentralorgan (Gehirn) betätigt wird (S. 393). Die Gründe für eine solche Erklärungsweise lauten: Die Betätigungen der Nervenleitung lassen sich ohne Widerspruch auf energetische Vorgänge zurückführen; die mit Bewußtsein verbundenen Nervenvorgänge schließen sich den unbewußten stetig an; eine Absurdität oder Undenkbarkeit läßt sich in der Annahme, daß bestimmte Energiearten Bewußtsein bedingen, nicht finden. Die Bewußtseinserscheinungen sind wirklich energetisch bedingt und „es macht mir nicht mehr Schwierigkeiten, zu denken, daß kinetische Energie Bewegung bedinge, wie daß Energie des zentralen Nervensystems Bewußtsein bedingt“ (sic! S. 396).

Beweise sind die angeführten Aussprüche keine. Wohl aber zeigen sie eine vollkommene Verkennung der Eigenart des psychischen Lebens, des Bewußtseins, der Empfindung, der Vorstellung, des Denkens und Wollens. Ostwald scheint auch zu vergessen, daß Betätigung der Nervenleitung noch lang kein Empfinden und kein Bewußtsein ist. Widerlegung braucht es da nicht. Alle Versuche Ostwalds scheitern am einfachen Prinzip des hinreichenden Grundes. Am gleichen Prinzip bricht sich auch die Theorie Bechterews[2], der zwar die Inkommensurabilität psychischer und physischer Energie anerkennt, aber für beide eine gemeinsame Ursache, die „latente Energie“, aufstellt.

IV.

Nicht selten macht sich der Materialismus in einer weniger schroffen Form geltend. Er umgeht dann die Frage nach dem Woher der Empfin-

[1] Vorlesungen über Naturphilosophie², Leipzig 1902.

[2] W. v. Bechterew, Die Energie des lebenden Organismus und ihre psychobiologische Bedeutung. Wiesbaden 1902. Vgl. Philosophisches Jahrbuch, 16. Jahrg. (1903), 4. Hft, S. 467.

dung, sucht aber alle andern psychischen Erscheinungen aus diesem ersten Element zu erklären. Dieselben sind ihm bloße Summationsphänomene oder, wenn wir wollen, Kombinationen. Die letzteren werden ermöglicht und bestimmt durch den reichen Zusammenhang physiologischer Prozesse im Gehirn. Wundt nennt diese Lehre mit gutem Grund den psychophysischen Materialismus[1]. Er sagt, ihre Berechtigung sei von zwei Fragen abhängig: „1. Sind die zusammengesetzten geistigen Vorgänge wirklich als bloße Summe von Empfindungen zu begreifen? 2. Bieten die physiologischen Gehirnvorgänge jetzt oder voraussichtlich in der Zukunft ausreichende Hilfsmittel für die Interpretation des Zusammenhanges geistiger Vorgänge? Von diesen beiden Fragen wird aber die erste durch die Psychologie, die zweite durch die Physiologie mit Nein beantwortet." Es tauchen zwar immer von Zeit zu Zeit neue Versuche auf, besonders Schlaf und Traum, Hypnotismus und Somnambulismus rein physiologisch zu erklären, allein Wundt bemerkt mit Recht in seinem Schriftchen „Über Hypnose und Suggestion": Es sei noch keine Erklärung psychologischer Tatsachen, wenn man zu den psychischen Phänomenen, die man deuten soll, physiologische Hypothesen konstruiert.

Wichtiger für unsern Zweck ist die Frage: Lassen sich aus Empfindungen, Vorstellungen und Gefühlen auch die Begriffe, Urteil, Schluß und Willensakt erklären? Die bejahende Antwort ist ein altes Erbstück, das die moderne Psychologie vom Sensualismus überkommen hat.

Man hat versucht, die Begriffe als abgeblaßte, „schwankende Vorstellungen zu erklären, denen die satte Farbe der ursprünglichen Einzelvorstellung mangelt"[2]. Dieser Erklärungsversuch übersieht, daß eine Vorstellung, mag sie noch so blaß und schwankend werden, niemals geeignet ist, ein Allgemeinbegriff zu werden. Immer haftet ihr ein Stück Individualität an, bestimmte Größe, Form, Farbe, Ton. Sie vermag nie als Leitstern in der Wissenschaft und im sittlichen Leben zu dienen. Offenbar verwechselt man unsere Allgemeinbegriffe mit jenen Phantasievorstellungen, die erfahrungsgemäß spontan, und wäre es noch so schemenhaft, vielleicht gar bloß in der Gestalt eines Wortes, unsere Begriffe begleiten. Eine ähnliche Verwechslung liegt vor, wenn man das Urteil, den Schluß auf eine Vorstellungsassoziation zurückführen will. Eine Gesamtvorstellung von

---

[1] Einleitung in die Philosophie 369.

[2] So Hellpach, Grenzwissenschaften 15.

Subjekt und Prädikat mag unserem Urteil vorausgehen oder dasselbe geleiten, sie ist aber nicht das Urteil selber. Sie kann nie jene Notwendigkeit begründen, die unsern Denkgesetzen und sittlichen Normen innewohnen muß. Wundt weist die Möglichkeit einer bloß mechanischen Ableitung der Begriffe, Urteile und Schlüsse aus den Vorstellungen ab. Da er aber keine wesentliche Grenze zieht zwischen Phantasiebildern (Gesamtvorstellungen) und Begriffen, so bleibt er schließlich doch fern von der Wahrheit.

Ebensowenig wie es bis jetzt glücken wollte, das ganze Erkenntnisleben des Menschen, auch das intellektuelle, aus Empfindungen und sinnlichen Vorstellungen zu erklären, ebensowenig gelang es, den Willen auf Gefühle und sinnliche Strebungen zurückzuführen. Gerade der Umstand, daß der Wille allen sinnlichen Strebungen und Gefühlen sich entgegenstellen kann, mußte solche Versuche zu schanden machen. Denn da hilft alles Summieren, Multiplizieren und Potenzieren nichts mehr.

Fragen wir nach dem inneren Grunde, um dessentwillen sich die Akte des Intellektes und des Willens nicht aus den sinnlichen Vorstellungen und Gefühlen erklären lassen, so tritt uns die eigentümliche Erhebung über das Materielle und Sinnenfällige entgegen, die allen Akten des Intellektes und Willens eigen ist. Die Begriffe tragen eine Allgemeinheit zur Schau, die ihre Charaktereigenschaft gegenüber den sinnlichen Vorstellungen ausmacht. Alles Individuelle ist abgestreift und der ganze Begriff so eingerichtet, daß er eine Vielheit, ja eine Gesamtheit von Dingen bezeichnet. Dies gilt schon von den Allgemeinbegriffen aus der uns umgebenden Körperwelt wie Mensch, Tier, Pflanze usw. Eine andere Gruppe geht in ihrer Abstraktion vom Sinnenfälligen noch weiter. Bei ihnen ist von der Materie selber keine Rede mehr: Substanz und Sein, Einheit und Vielheit, ein Ding und ein Etwas. Es sind die Kategorien des Seins und die allgemeinsten metaphysischen Begriffe. Wir haben Begriffe, die nur Psychisches repräsentieren, wie Tugend und Laster; wir haben endlich Begriffe, in denen wir das Materielle direkt und vollkommen verneinen, wie die Begriffe Geist, Engel und Gott. Beim Urteil und Schluß begegnet uns die Erkenntnis der Identität und Verschiedenheit der Vorstellungen und Begriffe, die Erkenntnis ursächlicher Beziehungen, Wechselverhältnisse und Abhängigkeitsbeziehungen. Sie sind nicht schon in der Sinneswahrnehmung gegeben, sie werden erst in unserem Geiste formell aufgedeckt. Dies hatte schon Lotze richtig hervor-

gehoben[1]. Daneben zeigen manche unserer Urteile und Schlüsse, diejenigen nämlich, die wir aus den Begriffen selber abgeleitet, eine absolute Notwendigkeit und Sicherheit, die allein ein wissenschaftliches Erkennen ermöglichen. Allgemeinheit und Notwendigkeit sind zwei Charaktereigentümlichkeiten des höheren Erkennens, welche dasselbe über das Individuelle und Kontingente der körperlichen Erfahrungswelt erheben. Beim Willen endlich begegnen wir Motiven, die durchaus nicht materieller Natur sind; überall steht im Hintergrunde ein intellektuelles Motiv, das Motiv der Gutheit des zu erstrebenden Dinges. Die Erhebung aber über alles Materielle tritt uns entgegen in den erkannten und gewollten Opfern sinnlicher Güter, ja selbst des Lebens. So zeigt das intellektuelle Erkennen und Streben eine Loslösung von der Materie, die mit keiner sinnlichen Vorstellung, keinem sinnlichen Streben vereinbar ist.

Diese Erhebung über den Stoff, wie sie dem intellektuellen Erkennen und Streben eigen ist, beweist nun naturnotwendig die innere Unabhängigkeit von stofflichen Prozessen. Demnach ist es völlig ausgeschlossen, daß irgend ein Nervenprozeß — möchte es auch der feinste physiologische Vorgang in der Gehirnrinde sein — je eine Teilursache geistigen Erkennens und Wollens sein könne. Diese innere Unabhängigkeit nennen wir Geistigkeit. Sie feiert ihren höchsten Triumph in der freien Selbstbestimmung und im Opfer für das geistig Gute, für die heiligsten Interessen, für das Wohl der Mitmenschen, für die Ehre des Schöpfers.

So erscheint denn der Materialismus in all seinen Teilen gerichtet. Wir können ihm höchstens ein Verdienst zuschreiben: daß er die Menschen abhält von verfehlten Spekulationen und sie rechnen heißt mit der Wirklichkeit des Alltagslebens.

V.

Es gilt nun kurz die Resultate zu sammeln und zu gruppieren.

Mit vollem Recht betont der Idealismus das Bestehen psychischer Erscheinungen und Erfahrungen, die in ihrer Eigenart so wichtig sind, daß ihre Leugnung zum Ruine aller Wissenschaft wird. Aber ebensowenig lassen sich die physischen Erscheinungen, und speziell jene, welche eine besondere Beziehung zum psychischen Leben aufweisen, die Nervenprozesse der Hirnrinde in ihrer Eigenart leugnen. Der mechanische und physiologische

[1] Mikrokosmos, 2. Buch.

Materialismus sind dagegen vollkommen im Unrecht, wenn sie meinen, die psychischen Erscheinungen — ja auch nur irgend eine einzige — lassen sich aus den bloßen chemischen und physischen Vorgängen der Nervenprozesse erklären. Ihre Erklärungsversuche sind mißlungen, ihre Beweise nichtig. Sie müssen scheitern an dem Gesetze vom zureichenden Grunde. Psychischer wie physischer Faktor sind irreduzierbare Daten. Bei näherer Prüfung stellt sich heraus, daß eine große Anzahl psychischer Vorgänge direkt und wesentlich von den Nervenprozessen unabhängig sind. Dieses intellektuelle Erkennen und Wollen zeigt sich also als rein geistig. Wir müssen absolut einen geistigen Faktor im Menschenleben anerkennen. Eine andere Gruppe zeigt dagegen, daß an ihrer Hervorbringung ein psychischer wie ein körperlicher Faktor beteiligt waren. Damit stoßen wir auf ein Gebiet psychophysischer Akte im strengen Sinne: das sinnliche Erkennen und Streben.

Die Nervenprozesse des psychischen Lebens haben einen substanziellen Träger, das Gehirn. Dieses kann aber weder der Träger aller, noch der adäquate Träger irgend eines der psychischen Prozesse sein. Wir werden also auch für die psychischen Erscheinungen eine bleibende Ursache und einen dauernden substanziellen Träger anerkennen müssen. Es ist die Seele. Gehirn und geistige Seele, das sind die beiden Ursachen des psychischen Lebens. Ohne das Gehirn gäbe es kein sinnliches, ohne die Seele aber weder geistiges noch sinnliches Erkennen und Streben.

Was wir hier über Gehirn und Seele gefunden, wird noch mehr vertieft werden, bei einer objektiven Kritik des Lieblingssystems der modernen Philosophie, des psychophysischen Parallelismus.

Julius Beßmer S. J.

Der Anglikanismus auf dem Wege nach Rom?

(Schluß.)

3. Der Hauptfaktor bei der Bekehrung ist natürlich Gott. Wie niemand zum Vater und zu seinem gebenedeiten Sohne kommen kann, es sei denn die Gnade ziehe ihn, so auch niemand zum Glauben außer durch dieselbe Gnade. „Es mag solche geben", schreibt Kardinal H. Vaughan in der Einleitung zu dem Werke Roads do Rome, „die in diesen Berichten den Glauben zu finden hofften. Sie werden sich enttäuscht sehen. Die Gabe des Glaubens ist in keinem Buche zu finden, nicht einmal in den Evangelien. Der göttliche Glaube ist eine übernatürliche Gabe und kommt direkt von Gott wie die Menschenseele selbst." ... „Er wird gewöhnlich erst gegeben, wenn der Mensch bestimmte Bedingungen erfüllt hat, und diese sind meistens: Mitwirken mit der göttlichen Erleuchtung und Einladung, Gebet, Demut, Selbstverleugnung." Alle Konvertiten anerkennen dankbarst, daß ihre Rückkehr zur Kirche ein Werk der göttlichen Gnade sei. Aber wie verschieden ist doch das Wirken ein und derselben Gnade! Bald wirkt Gott unmittelbar auf die Seele ein, indem er sie erleuchtet und zum Guten anregt; bald benutzt er hiezu die Mitwirkung geschaffener Ursachen; bald kommt es ihr vor, als erscheine ihr eine übernatürliche Wahrheit in ganz neuem, früher nicht gekanntem Lichte, bald fühlt sie sich mächtig gehoben und gestärkt zur Überwindung großer Schwierigkeiten und zur Übernahme hervorragender Werke der Gottseligkeit; bald ist die Erleuchtung so stark und die Anregung so gewaltig, daß sie in einem Augenblick einen Saulus zum Weltapostel umgestaltet; bald wiederum ist die Gnade so schwach und unaufdringlich, daß sie, kaum von der natürlichen Erkenntnis und der natürlich guten Willensrichtung unterscheidbar, sie nur sehr allmählich auf dem Wege des Heiles voranleitet. Und wie weiß doch Gott alle äußeren und inneren Lebensverhältnisse zu unserem übernatürlichen Besten nutzbar zu machen! Jetzt ist es ein hingeworfenes Wort, ein gutes Buch, eine Anfeindung der Kirche, das gute Beispiel der Umgebung, eine Verlegenheit, ein Kreuz, kurz alles weiß Gott in den Dienst seiner liebevollen Vorsehung zu stellen; dann hinwiederum ist es, als ob Gott ein ganzes Menschenleben mit all seinen inneren Veranlagungen und all seinen äußeren Umständen, mit all den tausend und tausend verschiedenen Verwicklungen und Gestaltungen, mit all

den Irrungen, in die es verfiel, und all den Belehrungen, die ihm wurden, ganz besonders in seine erbarmungsreiche, väterliche Hand genommen hätte, um ein einzelnes Menschenkind für die Kirche und den Himmel zu erziehen. Selbst Männer von der hohen geistigen Begabung und der tiefen Herzenskenntnis eines Lord Brampton, des langjährigen Richters an der Queen's-Bench, erklären sich unvermögend, die Einflüsse, Gedanken, Anregungen, Schlußfolgerungen, welche zur schließlichen Bekehrung mitwirkten, zu zerlegen und zu sagen: Dies oder jenes hat meine Konversion herbeigeführt. „Ich habe", schreibt der edle Lord am 9. Mai 1901, „die Sache ganz für mich durchdacht, sorgfältig und ernst, unbeeinflußt von irgend einem menschlichen Wesen, und bin über die getroffene Entscheidung unwandelbar zufrieden, und das Gewissen sagt mir, daß die Entscheidung die rechte ist." Beispiele für die verschiedenen Arten des liebevollen Wirkens der Gnade bietet die Geschichte der Konversionen in reichster Fülle. Nur das eine oder andere kann hier Platz finden.

Robert Bracey, jetzt ein Sohn des hl. Dominikus, schreibt: „Der Glaube kam über mich wie über den hl. Paulus, durch eine plötzliche Erleuchtung, ohne Kampf und ohne Bemühung von meiner Seite." Die früheste Jugend hatte er in einer Atmosphäre verlebt, wo alles den Geist des breitesten Staatskirchentums hauchte. Papsttum und Ritualismus waren ihm gleichmäßig verhaßt. Der bloße Anblick eines Priesters oder eines Kruzifixes erfüllte ihn mit Schauder und Verachtung. Von der katholischen Kirche hatte er nur gehört und gelesen, was zu ihren Ungunsten sprach, und die Katholiken hielt er für Toren oder für Schufte. Dagegen war er ein rühriges Mitglied seiner Kirche, gab gern sein Taschengeld zur Unterstützung der Church Association, las mit Freuden die Zeitung The Rock, ging fleißig in die Kirche, glaubte aber eigentlich nichts. Er sah in seiner Kirche nur die Partei, erinnerte sich nicht, dort je gebetet zu haben, und das Gefühl der Verantwortlichkeit einem höheren Wesen gegenüber war ihm völlig abhanden gekommen. Selbst der Glaube an einen persönlichen Gott war ihm, wie es scheint, entschwunden.

Eines Sonntags — er stand damals in seinem 16. Jahre — ging er nach Edgbaston ins Hochamt. Schon vorher war er ein- oder zweimal dahin gegangen, hauptsächlich um Newman zu sehen. Besondere Eindrücke hatte er aber nicht empfangen. „Ich erinnere mich sehr genau", erzählt er, „daß auch bei dieser Gelegenheit mich alles, was ich sah, mit Verachtung erfüllte. Die Predigt war zudem zufällig sehr armselig. Und gerade während dieser Predigt bekam ich den Glauben. Plötzlich fand ich — wie, weiß ich nicht — daß ich an jene Religion glaube, von der ich so wenig wußte, und daß ich ein Katholik sei. Ich verließ die Kirche, das Gehirn in hellster Aufregung; aber ich war von der Wahrheit der katholischen Religion so überzeugt, wie ich es heute bin, und zugleich völlig bereit, für sie jegliches Opfer zu bringen. An jenem Abend

verrichtete ich zum erstenmal wieder seit meinem 8. Jahre mein Abendgebet, und am folgenden Morgen kaufte ich mir Bücher und machte mich mit großem Ernst an das Studium." Je länger er las, desto mehr fühlte er sich zufriedengestellt. Er fand nun auch die Gründe für seine Überzeugung; diese aber war da vor der Lektüre. Nicht voreilig trat er mit derselben hervor; erst nach 18 Monaten fleißigen Lernens, ernster Überlegung und langen Gebetes wurde er in die Kirche aufgenommen [1].

Beda Camm, B. A., hatte seine Studien im Keble College in Oxford 1887 vollendet, war dann in die praktische Seelsorge getreten und hat sich nach seiner Bekehrung dem Orden des hl. Benedikt angeschlossen. Den Grund seiner Bekehrung findet er in den Worten des Psalmisten ausgesprochen: Factus est Dominus protector meus et eduxit me in latitudinem; salvum me fecit, quoniam voluit me. „Der Herr ist mein Heil, er hat alles getan, ich nichts; er hat mich aus dem engen Gefängnis der Häresie herausgeführt an ‚einen weiten, freien Ort', in die Freiheit der Kinder Gottes. Warum? Das ist sein Geheimnis: Salvum me fecit, quoniam voluit me. Er hat mich erlöst, weil er mich haben wollte. Und warum wollte er einen so nutzlosen, wertlosen Menschen haben? — Das ist ein Geheimnis seiner vorherbestimmenden Liebe, die ich nur bewundern und anbeten kann."

Camm war in der Staatskirche aufgewachsen, der er mit ganzer Liebe zugetan war. Kein Zweifel hatte bis dahin sein Seelenleben getrübt; selbst die Jahre in Oxford blieben noch wolkenlos. Erst als er die 39 Artikel lesen und Kirchengeschichte studieren mußte, setzten Zweifel ein und ließen ihn nicht mehr los. Die Verhältnisse in London waren nicht danach angetan, dieselben zu zerstreuen. Die Kirche, die sich brüstete, ein Zweig der Kirche Gottes zu sein, war über drei Jahrhunderte im Besitze aller Macht und allen Reichtums, die sie sich nur wünschen konnte. Und was hatte sie geleistet? Das Volk lebte wie Heiden; jedes Bewußtsein von Schuld und Sünde war mit der praktischen Abschaffung des Bußsakramentes geschwunden; die wenigsten verstanden es, einen Akt vollkommener Reue zu erwecken; die gewöhnlichsten Christenpflichten waren unbekannt. In nächster Nähe von St Agnes, wo Camm angestellt war, befand sich eine Kirche freiester Richtung. Hier wurde Sonntag für Sonntag alles, was in der nahen ritualistischen St Agnes-Kirche geschah und gepredigt wurde, einer rücksichtslosen, unbarmherzigen Kritik unterzogen. Selbst unter den Kollegen an St Agnes, die doch alle der Hochkirche angehörten, war keine Übereinstimmung der Lehre, nicht über die Transsubstantiation, nicht über die Notwendigkeit der Beicht, nicht über die Ewigkeit der Höllenstrafen. Wer sollte da Hilfe schaffen? Die Bischöfe selbst waren nach ritualistischer Auffassung, abgesehen davon, daß sie kein Recht hatten, andern ihre Meinung aufzunötigen, alle samt und sonders in dem einen oder andern Punkte Häretiker. Dabei war das Gefühl für die Sünde der Häresie und des Schismas völlig abhanden gekommen. Die englische Staatskirche stellte sich also Camm als ein großartiges Fiasko dar. Anderseits

[1] Roads 10 ff.

wagte er nicht, einen Schritt zu tun, von dem er nicht wußte, wohin er führe. Die Seelenqual, die er damals durchzumachen hatte, machte sich wie eine leibliche Krankheit fühlbar. Er las Newmans „Entwicklung“, Mannings „Zeitliche Sendung des Heiligen Geistes“, Fabers „Leben und Briefe“, Allnatts Cathedra Petri und anderes. Das Resultat war die hochwichtige Einsicht, daß in alten Zeiten die Zugehörigkeit zu dem Stuhle Petri das Erkennungszeichen für die Orthodoxie war, das Signum stantis et cadentis ecclesiae. Und warum sollte das nicht mehr der Fall sein? Die Worte des hl. Augustinus wollten ihm nicht mehr aus dem Sinn: „Außerhalb der Kirche kann er alles haben, ausgenommen das Heil. Er kann Ehre haben, kann das Sakrament haben, kann Alleluja singen, kann Amen antworten, kann das Evangelium halten, kann im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes den Glauben sowohl haben als predigen, aber nirgends außer in der katholischen Kirche wird er das Heil finden können.“ [1] Wie ganz anders stellte sich aber dem suchenden Auge die Kirche von Rom dar! Wie stark und unbesiegbar, wie bestimmt in ihrer Lehre und unnachgiebig gegen den Irrtum, wie sicher in Handhabung ihrer Rechte! Auf sie allein passen die Worte des hl. Augustinus: „Sie ist die heilige Kirche, die eine Kirche, die katholische Kirche; gegen alle Häresien streitend kann sie zwar kämpfen, niedergekämpft werden kann sie aber nicht. Die Häresien sind alle von ihr ausgegangen wie nutzlose Reiser, die vom Weinstock abgeschnitten werden; sie aber bleibt in ihrer Wurzel, in ihrem Weinstock, in ihrer Liebe.“ [2] Zu einer Entscheidung kam es für einstweilen noch nicht. Die Angst und Seelenpein dauerte also fort. Erst später, als Camm einmal, fern von der Heimat, in einer Klosterkirche kniete und betete, während der Chor der Mönche im Credo die Worte sang: Et unam sanctam catholicam et apostolicam Ecclesiam: da war es ihm, als ob die Wolke, die seinen Geist umhüllt hatte, schwinde und das milde Licht des Glaubens in seine Seele falle. „Ich sah aber auf eine Weise, die ich nicht beschreiben kann: ich kann nur mit dem Blinden im Evangelium sagen: ‚Eines weiß ich, daß ich nämlich blind war und jetzt sehe.‘ Ich sah, daß ich bis jetzt nicht an die eine Kirche geglaubt hatte. Ich sah, was die Einheit der Kirche in Wirklichkeit sei, und sehend geworden war ich froh und dankte Gott. — Eine Bekehrung ist demnach und

[1] Extra ecclesiam catholicam totum potest praeter salutem. Potest habere honorem, potest habere sacramentum, potest cantare Alleluia, potest respondere Amen, potest Evangelium tenere, potest in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti fidem et habere et praedicare, sed nusquam nisi in ecclesia catholica salutem poterit invenire. (Serm. ad Caes. eccl. plebem n. 6; Migne, Patr. lat. XLIII 695.)

[2] Ipsa est ecclesia sancta, Ecclesia una, Ecclesia catholica, contra omnes haereses pugnans pugnare potest, expugnari tamen non potest. Haereses omnes de illa exierunt, tamquam sermenta inutilia de vite praecisa; ipsa autem manet in radice sua, in vite sua, in caritate sua. (De symbolo Serm. ad Catech.)

muß immer sein das Werk Gottes. Keine Lektüre und keine Kontroverse kann der Seele das göttliche Licht des Glaubens geben. Sie bleibt in Dunkel und Nacht, bis Gott sie erleuchtet. Aber der Seele, die demütig sucht und inbrünstig betet, wird Gott seine Gnade nicht versagen." [1]

Das Gebet und besonders die kindliche Andacht zur Mutter Gottes wird auch M. Culley die Pforte der Kirche geöffnet haben.

Matthew Culley wurde geboren 1860 auf Schloß Coupland in Northumberland. Sein Vater, der Schloßherr, hatte wohl hochkirchliche Propensionen, aber ein eigentlicher Hochkirchler war er nicht. Dagegen war die Mutter, die er schon mit zwölf Jahren verlor, dieser Richtung mit Herz und Seele zugetan. Sie hatte in seinem Schlafzimmer ein Muttergottesbild aufhängen lassen. Oft kniete der Knabe nach dem frühen Tode der Mutter vor diesem Bilde, ja er hatte sich sogar einen Rosenkranz gefertigt und betete ihn, wie er es aus einem katholischen, in der Hausbibliothek aufgefundenen Gebetbuche erlernt hatte. Da seine Pfarrkirche, an der Grenze Schottlands gelegen, sehr protestantisch und presbyterianisch war, ging er, so oft sich Gelegenheit bot, nach London und verrichtete in der dortigen St Cyprianskirche (Dorset Square) ganz aus eigenem Antriebe seine Beicht. In Oxford behielt er seine frommen Übungen bei, besuchte aber nicht nur regelmäßig den hochkirchlichen Gottesdienst, sondern ab und zu auch die dortige Jesuitenkirche. Die Halbheit des Ritualismus, der im Grunde weder katholisch noch protestantisch ist, konnte ihn auf die Dauer nicht befriedigen. Die letzte Schwierigkeit, die er gegen den Katholizismus hatte, den Primat und die Unfehlbarkeit des Papstes betreffend, wurde durch eine Reihe von vorzüglichen Predigten, die gerade damals über diesen Gegenstand in der St Aloysiuskirche gehalten wurden, zu seiner vollen Zufriedenheit gelöst. Mit 18 Jahren wurde er vom Generalvikar von Clifton in die Kirche aufgenommen. Vorher hatte er nie mit einem Priester, nicht einmal mit einem katholischen Laien gesprochen [2].

Das gute Beispiel seiner katholischen Umgebung gab Baron H. Bellingham den ersten Anstoß zur Bekehrung. Durch Geburt dem extremsten Nieder- oder Low-Kirchentum angehörig, war er in seiner irischen Heimat von einer zwar armen, aber gut katholischen Bevölkerung umgeben, deren einfach kindlichen Glauben und tiefe Frömmigkeit er nur bewundern konnte. Aber auch bei besser situierten, hochgebildeten Katholiken, mit denen er in späteren Jahren in Irland und auf dem Kontinent vielfach zu verkehren Gelegenheit hatte, traf er dieselbe Frömmigkeit und Glaubensinnigkeit wie bei den Armen Irlands. Wie hoch standen selbst letztere über jenen nichtkatholischen Kreisen, in denen er sich gewöhnlich zu bewegen hatte, und deren Glaubensbekenntnis fast ausschließlich in „Romhaß" bestand! Die vielen Bekehrungen in England und namentlich unter seinen Bekannten in Oxford gaben ihm weitere Anregungen, den Anglikanismus in seiner insularen Abgeschlossenheit und Vereinsamung mit dem Katholizismus, der nicht nur in

[1] Roads 29 f. [2] Ebd. 62.

seiner Wortbedeutung, sondern in Wirklichkeit Allgemeinheit besagt, zu vergleichen, ein Vergleich, der nur zu Gunsten des letzteren ausfallen konnte. Am meisten aber, bekennt er, verdanke er dem Verkehr und dem Beispiel des P. R. Clarke S. J., der eine glänzende Laufbahn als anglikanischer Prediger und Fellow von St John's College in Oxford opferte, um seiner Überzeugung zu folgen und sich den Söhnen des hl. Ignatius beizugesellen [1].

Claude Paget, R. N., lag als erster Leutnant des Wachtschiffes Flora in der Simonsbay, Kap der Guten Hoffnung, als er eines Tages einen Freund fragte, warum er katholisch geworden sei. Die Antwort lautete sehr einfach: „Weil die katholische Religion die einzige ist, in der man sicher sterben kann" (The Catholic is the only save religion to die in). Diese Antwort war für den künftigen Admiral das Wort der Gnade, das ihn bald in die katholische Kirche führte [2].

Für andere war die Gnade mit einer Lektüre verbunden.

Niemand dürfte durch seine Schriften in den letzten Jahrzehnten mehr zu Konversionen beigetragen haben als Kardinal Newman. John Henry Newman wird als Literat mit Recht Tennyson, Browning, Ruskin und Carlyle an die Seite gestellt. Was aber seinen Schriften einen viel höheren als literarischen Wert verleiht, ist ihr geistiger und vergeistigender, ihr edler und veredelnder, ihr christlicher und christianisierender Gehalt, ihr eminent apostolischer Charakter. Newman ist Hunderten und Tausenden ein Führer und Lehrer, für das gesamte Geistesleben seiner Nation eine Macht geworden, deren Einfluß auf unzählige Seelen sich in dieser Zeitlichkeit wohl nie wird völlig überschauen lassen. Unter den vielen englisch redenden, gebildeten Konvertiten befindet sich wohl kaum einer, der nicht aus den Werken des großen Kirchenfürsten vielfache Erleuchtung, Ermutigung und Stärkung geschöpft hätte. Bischof Wilkinson von Hexham und Newcastle erklärt, er verdanke Newman einfach alles; O. R. Vasall, C. SS R., meint: „Ich habe immer das Gefühl, als schulde ich Kardinal Newman sogar meine Seele"; und C. Kegan Paul, einer der hervorragendsten Konvertiten der letzten Jahre, schreibt: „Wie Thomas a Kempis, so senkte sich Newman, Tag für Tag gelesen, in meine Seele und wandelte sie um." — C. Kegan Paul, M. A., Exeter College, Oxford, erklärte am 12. August 1890 in der Servitenkirche in Fulham, London, seine Unterwerfung. In seinen „Memoiren", in welchen er seine Erfahrungen als anglikanischer Geistlicher und Erzieher, als Gelehrter und Verleger, als Agnostiker und Positivist erzählt, schreibt er:

[1] Roads 7. [2] Ebd. 178.

Der Tag des Rücktrittes „war der Tag nach Kardinal Newmans Tod, und der einzige bittere Tropfen im überschäumenden Becher der Freude war, daß er nicht mehr erfahren konnte, was er für mich getan, — daß seine Hand es war, die mich hereinzog, als ich die Arche auf den sturmbewegten Wassern der Welt herumtreiben sah. Als ich aber einige Tage darauf in Edgbaston an seinem Sarge kniete und der Seelenmesse, welche für ihn gesungen wurde, beiwohnte, da wurde ich es innerlich gewahr, daß er es doch wisse und sich jetzt in jenem Lande befinde, wo man keine Botschaft mehr zu empfangen braucht, da er alles im Herzen Gottes sieht." Auf den Werken des Kardinals Newman ruht der Segen Gottes wohl als Belohnung für sein eigenes, aufrichtig demütiges Ringen um die Wahrheit, für die heroischen Opfer die er gebracht, für sein Gebet- und Tugendleben wodurch er sich ausgezeichnet. Am Feste Mariä Verkündigung, den 25. März 1904, wurde in Birmingham der Grundstein für die Newman-Gedächtniskirche gelegt, welche die dankbaren Katholiken englischer Zunge dem Andenken des großen Kardinals zu erbauen beschlossen haben.

Für W. O. Sutcliffe, M. A., der eben im St John's College, Cambridge, promoviert hatte, war der erste Anlaß zur Bekehrung eine kleine Schrift über „Die Stellung des hl. Petrus im Neuen Testament" von P. Gallwey S. J. [1]

D. Williams sah im Hause eines Bekannten die kleinen „Leben der Heiligen", kaufte sich ein Heftchen und lieh sich die andern. Eindruck machte auf ihn die Wahrnehmung, wieviel die Heiligen und Märtyrer für ihren Glauben gelitten hatten. Er wagte seinem Ortsgeistlichen, der ein freundlicher Mann war, einige Fragen vorzulegen. Am Sonntag darauf hielt dieser eine Tirade gegen die Transsubstantiation und nannte die Katholiken schlechthin „Götzendiener". Von Transsubstantiation hatte der erst 18jährige Williams noch nie etwas gehört und erkundigte sich darüber, freilich schüchtern und verschämt, bei einem katholischen Bekannten. „Ich erinnere mich noch", erzählt er, „seines freundlichen Lächelns über meine Einfalt. Er war nicht beleidigt, nicht erstaunt, nicht belustigt; es gefiel ihm, als ich meine Frage wiederholte, und er sah, daß es mir ernst sei." Der Freund gab ihm nun Powers zweibändigen Katechismus, den er las und wieder las, bis er ihn fast auswendig wußte, namentlich die Abschnitte über die heilige Eucharistie. Nach seinem baldigen Übertritte erklärte er: „Meinem protestantischen Prediger bin ich für seine Tirade gegen die Wesensverwandlung zu großem Danke verpflichtet." [2]

Denselben Dank schuldet Dr Bertram C. A. Windle, Professor der Anatomie und Dekan der medizinischen Fakultät, University College, Birmingham, einem kleinen Buche. Er hatte bereits mehrere Kontroversschriften gelesen

[1] Roads 254. [2] Ebd. 318.

und war so weit gekommen, daß sich die Möglichkeit eines Übertrittes nicht mehr einfach abweisen ließ. Da schickte ihm ein Freund Littledales „Klare Gründe gegen den Anschluß an die Kirche von Rom" (Plain reasons against joining the Church of Rome), eine bekannte Streitschrift. Wenn es damit seine Richtigkeit hat, dachte der Professor nach Durchlesung derselben, kann von einem Übertritt nicht mehr die Rede sein. In dieser Geistesverfassung ging er die Straße hinab, sah im Schaufenster einer Buchhandlung Dr Ryders Catholic Controversy, eine Antwort auf Littledales Streitschrift, kaufte sie, studierte beide Schriften, verglich sie Punkt für Punkt und prüfte sie nach den Quellen. Sehr bald ergab sich, auf welcher Seite die Wahrheit sei. „Der Würfel war gefallen, und ich wurde", sagt er, „in die Kirche aufgenommen. Und jetzt möchte ich gern wissen, welches der beiden Bücher aus mir einen Katholiken machte. Denn wahrscheinlich hätte ich die Catholic Controversy nie angeschaut, wenn ich nicht vorher Littledale gelesen hätte. Es bleibt eine interessante Frage für mich, und ich kann sie nicht lösen." [1]

Neben der kriechenden Unterwürfigkeit des anglikanischen Klerus unter den Staat, neben der Unfähigkeit, ein bestimmtes Glaubensbekenntnis aufzustellen, und neben der Nachäfferei katholischer Gebräuche durch den Ritualismus, war es die Verlogenheit der anglikanischen Kontroverse gegen die römische Kirche, welche auch James Crawford Bredin, jetzt Professor der Naturwissenschaften in Oscott, zuerst empörte und ihm dann der Anlaß zur Bekehrung wurde. Littledales Buch sei gespickt mit Fälschungen und Unwahrheiten, sagt er, und obgleich dieselben unzähligemal aufgedeckt und widerlegt worden, werde es doch noch von Geistlichen massenhaft unter das Volk geworfen und als sehr „nützliches" Buch angepriesen [2].

W. R. Brownlow D.D., M. A., der spätere katholische Bischof von Clifton, hinwiederum glaubte den ersten Anstoß zur Bekehrung dem Studium der Geschichte verdanken zu müssen. „Und von den christlichen Schriftstellern beeinflußten mich", schreibt er noch am 6. März 1900, „St Irenäus und St Vinzenz von Lerin mehr als alle andern. Die Geschichte der englischen Reformation — der gewaltsame Bruch mit der Vergangenheit unter Elisabeth usw. usw.; die völlige Unfähigkeit der anglikanischen Bischöfe, irgend eine katholische Lehre festzuhalten: Taufe, Eucharistie, Absolution, Inspiration der Heiligen Schrift und die Ewigkeit des Himmels und der Hölle, und zwar weil sie die Schlüssel des Himmelreiches an die Krone ausgeliefert hatten: all das steht in einem grellen Gegensatz zur Haltung und Handlungsweise des Papsttums auf jeder Seite seiner mehr als achtzehnhundertjährigen Geschichte. Sünden, Ärgernisse, Mißbrauch der Gewalt und dergleichen machten auf mich nicht den geringsten Eindruck; im Gegenteil, sie zeigten vielmehr, daß eine Institution, die Derartiges zu überstehen vermochte, göttlich sein müsse." [3]

Thomas W. Wilkinson, DD., B. A., seit 1888 katholischer Bischof von Herham und Newcastle, konvertierte schon ein Jahr nach Kardinal Newman

[1] Weekely Register, March 9th 1900. Roads 327 f.
[2] Ebd. 14. [3] Ebd. 27.

(1846). Die theologischen Studien machte er dann unter dem späteren Kardinal Wiseman in Ushaw bei Durham, woselbst er 1848 zum Priester geweiht wurde. „Nach 52 Jahren Priestertum", schreibt er am 11. November 1900, „kann ich nur sagen, daß ich mir die große Barmherzigkeit Gottes kaum als wirklich vorstellen kann, die er mir dadurch erwies, daß er mich aus der Finsternis des Puseyitischen Protestantismus in das glänzende Licht des einen wahren Glaubens führte und mich zu einem getreuen und liebenden Untertan meines Herrn des Papstes machte." [1]

„Zweifelsohne", erklärt J. L. Patterson, jetzt Titularbischof von Emaus, der bereits in der Charwoche 1850 in Jerusalem den katholischen Glauben annahm, „bedient sich Gott geschaffener Ursachen, um seine liebe- und erbarmungsvollen Absichten mit der Menschenseele zu erreichen; das Ganze aber ist ein Werk der Gnade, und die es an sich erfahren haben, können es nur mit den Worten des Blinden ausdrücken: ‚Eines weiß ich: ich war blind und nun bin ich sehend.'" [2]

Viel verwickelter gestaltete sich der Bekehrungsprozeß bei P. Aug. Daniels, O. S. B. Als er in Cambridge seine Universitätsstudien begann, dachte er wohl daran, einmal Geistlicher seiner Kirche zu werden. Nach und nach stellten sich aber große Zweifel gegen die Wahrhaftigkeit der Evangelien ein. Der Boden des positiven Christentums entschwand unter seinen Füßen, und er verfiel dem Spinozismus. Als er 1885 doktorierte, war er in religiöser Hinsicht bereits ein Agnostiker, in ethischer war ein flacher Humanitarismus sein Ideal. Er wollte der Wissenschaft und näherhin der Lösung sozialer Probleme leben. Da bezog er die Universität Heidelberg, und hier war es, wo sich in kurzem ein völliger Umschwung seines ganzen Geistes- und Seelenlebens vollzog. Er kam nämlich zur Einsicht, daß die Grundlagen seines Unglaubens auf Trugschlüssen beruhten, und daß insonderheit der Darwinismus nicht ausreiche, die Mahnungen des Gewissens zu erklären. Die Stimme des Gewissens wies über die Natur hinaus und auf Gott hin. Er war wieder Theist geworden, brauchte aber mehr. Wer sollte sein Gewissen befreien von dem drückenden Bewußtsein von Sünde und Schuld? Er begann zu beten und hörte als Antwort eine innere Stimme, die ihm sagte: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid ... und ihr werdet Ruhe finden für euere Seelen." Um dieser Einladung folgen zu können, wünschte er zu glauben und studierte die Zeugnisse für die Göttlichkeit des Christentums.

Die Wirklichkeit der Auferstehung des Herrn war das erste, was seine Aufmerksamkeit fesselte. Unter seinen Freunden zählte er eine ganze Anzahl rationalistischer Theologen, die mit ihm die Tatsache anerkennen mußten, daß die Apostel bei ihrer Predigt auf die Wirklichkeit der Auferstehung mehr als auf alles andere Gewicht legten. Was liegt da näher, als auf diese Berichte hin die Tatsächlichkeit auch anzunehmen? Was man von rationalistischer Seite dagegen vorbrachte, war wenig sagend und reichte namentlich nicht aus, die

---

[1] Roads 316. [2] Ebd. 195.

Wirkungen der apostolischen Predigt auch nur im entferntesten zu erklären. Die Existenz des Christentums und das Wachstum der christlichen Kirche sind zu gewaltige Tatsachen, als daß sie sich auf Halluzinationen und Phantastereien von ein paar Fischern zurückführen ließen.

Weitere Untersuchungen ergaben, daß die Authentizität des ganzen Neuen Testamentes anzunehmen sei, und daß das, was man dagegen vorbringe, auf einer philosophisch völlig unhaltbaren Grundlage, auf der Unmöglichkeit des Wunders nämlich, beruhe.

Allein auch im Neuen Testament finden sich Dinge, „die schwer zu verstehen sind“ und an sich gar verschiedene, sogar widersprechende Erklärungen zuzulassen scheinen. Wer konnte die allein richtige Erklärung geben? Oder mit andern Worten: Wo war der Heilige Geist, der uns in alle Wahrheit einführen soll? Etwa bei den Katholiken? Der Katholizismus war ihm zwar immer sympathisch gewesen; seine wundervolle Einheit im Glauben, die unvergleichliche Schönheit seiner Liturgie, die glorreichen Traditionen seiner Vergangenheit mußten gefallen. Aber es bangte ihm vor dem entscheidenden Schritte; die Folgen, die sich daraus ergeben würden, schreckten ihn. Allein da war ja die englische Kirche, die sich auch der apostolischen Succession rühmte und dabei einig, heilig und katholisch sein wollte. Bei näherem Zusehen aber erwies sich all das als trügerisch. Seine Frage: Was muß ich glauben, um mein Seelenheil zu wirken? konnte ihm die Staatskirche nicht beantworten. Da gab ihm ein Theologe, den er im übrigen als einen gewissenhaften und ernst denkenden Mann achten mußte, den Rat, mit dem Übertritt zu warten, bis die Wiedervereinigung der gesamten Christenheit zu stande komme, oder doch bis zum nächsten allgemeinen Konzil. Allein so lange durfte er nicht warten; denn er hatte jetzt seine Seele zu retten, und zudem mußte Christus in seiner Kirche ein Lehramt eingesetzt haben, das ihm jetzt und immer die bestimmte Antwort auf seine Frage geben konnte.

Nun erst studierte er die sog. „römischen Ansprüche“, wobei ihm P. Wilmers' Lehrbuch der Religion die wesentlichsten Dienste leistete. Er hörte täglich die heilige Messe, betete überhaupt viel, Gottes Gnade erleuchtete ihn. In der Charwoche 1893 wurde er in Beuron in die katholische Kirche aufgenommen [1].

Nicht ohne Rührung liest man, wie manche jahrelang sich abmühen, einerseits die Wahrheit zu erforschen und der erkannten Wahrheit entsprechend das Leben einzurichten, anderseits aber wieder der Gnade, welche sie zum Eintritt in die katholische Kirche ruft, Widerstand zu leisten. Allem Anscheine nach haben sie die Gnade, gut und fromm zu leben, haben aber oft recht lange nicht die Kraft in sich, ihren unhaltbaren Standpunkt aufzugeben und sich auf den Felsen Petri zu stellen.

John Chapman, B. A., jetzt ebenfalls dem Orden des hl. Benediktus angehörend, hatte bis zu seiner Promotion in Oxford kaum je ernstlich daran

[1] Roads 65 ff.

gedacht, in den Dienst der Kirche zu treten, obgleich in seinem Vaterhause Bischöfe und andere hohe kirchliche Würdenträger fast täglich ein- und ausgingen. Von dem kirchlichen Amte hatte er keine sehr hohe Idee; er dachte es sich etwa wie ein anderes Gewerbe, einen andern Beruf des täglichen Lebens. Es traf sich nun, daß manche seiner Studiengenossen sich „der Kirche" zuwandten und es mit ihrem Beruf sehr ernst nahmen; ging doch der eine oder andere sogar regelmäßig zur Beicht, und so ließ er sich leicht bereden, dasselbe zu tun und ab und zu den hochritualistischen Abendgottesdienst in St Barnabas zu besuchen. Bei der Lesung aus der „Nachfolge Christi" begann er darüber nachzusinnen, ob den Ausführungen über die Liebe Gottes wohl irgendwo in diesem Leben eine Wirklichkeit entspräche. War das nicht der erste, freilich noch recht undeutliche Ruf zu einem Leben der Vollkommenheit?

In Cuddesdon, dem von Bischof Wilberforce errichteten theologischen Seminar, warf er sich vor allem auf die Pflege des geistlichen Lebens. Allein er machte sehr bald die Wahrnehmung, daß die Staatskirche hierfür kein Verständnis habe und es nur auf rein äußerlichen Schliff und Ehrbarkeit absehe, während der Pietismus konsequent zur Heilsarmee führen müsse. Dagegen eröffneten ihm die großen katholischen Aszeten, die er zur Hand nahm, eine ganz neue, bisher ungeahnte Welt. Von jetzt an betete er auch einen Teil des Breviers, aber englisch.

Eine ganz ähnliche Erfahrung wie in der aszetischen Literatur machte er auf dem Gebiete der spekulativen Theologie. Das Studium der Lehre und Geschichte seiner Kirche führte ihn sehr bald zu der Erkenntnis, daß die Reformation all dem, was er eben zu lieben und hochzuschätzen begonnen hatte, den Boden entziehe. Um sich über einige Punkte in den 39 Artikeln Klarheit zu verschaffen, griff er zu den großen scholastischen Autoren; er konsultierte in der Bodleiana Scotus und Alensis, Vasquez und Soto, Stapylton u. a.; die aristotelische Schulung, die er genossen, machte ihm das Verständnis des Aquinaten leicht und er rühmt sich, noch jetzt im Besitze eines damals gefertigten Exzerptes von 100 Seiten aus Suarez zu sein. Das Resultat seiner Studien war nach der negativen Seite nicht belanglos. Wie er vor kurzem gelernt hatte, daß der Anglikanismus keine Aszetik kenne, so war es ihm nun klar geworden, daß er auch keine Theologie im eigentlichen Sinne des Wortes besitze. Trotzdem hatte er in Cuddesdon nie mit der „Versuchung" zu kämpfen, aus der anglikanischen Kirche auszutreten.

Die erste eigentliche Schwierigkeit stellte sich erst in der Pastoration ein. „Ich hatte zu lehren. Ich fragte mich: auf wessen Autorität? Nicht die des Bischofs; nicht die der Artikel, die ich haßte; nicht die des Prayer-Book, das uns allen nur ein Gegenstand des Spottes war; nicht die der jetzigen katholischen Kirche, denn Ost und West sahen in mir nur einen Häretiker. Aber das Altertum? Wenn ich mich auf die Kirche des 4. oder des 5. Jahrhunderts berufe, warum denn nicht auf die des 16. oder 19.? Wenn ich aber mit dem 1. Jahrhundert Halt mache, soll ich mich dann auf die Seite Lightfoots stellen und die Religion, wie

ich sie bisher verstanden, verlieren, oder auf Seite Harnacks, und das Christentum daran geben? Das Christentum muß doch, meinte ich, kontinuierlich sein und die Kirche unfehlbar. Wenn aber Rom im Recht ist, dann bin ich im Unrecht. Meine Freunde sagten mir, ich sei zu logisch veranlagt."

Diese Unsicherheit brachte es mit sich, daß ihm die Wirksamkeit in der Seelsorge wenig zusagte, ja positiv zuwider war. Bisweilen schrieb er an einen Freund, der eine Kuratie in London versah und im übrigen seine Schwierigkeiten teilte. Wie oft betete Chapman, sein Freund möchte doch zuerst den Schritt tun!

Im folgenden Jahre ging er für einige Tage zur Benutzung der Bibliotheken nach Oxford. Gore und Bright, zwei wissenschaftliche Zelebritäten, nahmen ihn zwar freundlich auf, meinten aber, die Geschichte mache es unmöglich, Romanist zu werden [1]. Er las und las — unter anderem sämtliche Akten des Konzils von Chalcedon nach Mansi, mit Hefeles Konziliengeschichte in der Hand, alle Briefe des hl. Basilius u. a. — und schrieb dann an seinen Freund, er könne in der Geschichte keine Schwierigkeiten finden, die den Übertritt zur Kirche Roms unmöglich machten, fügte aber bei: „In der englischen Kirche scheint doch Gnade zu sein; ich kann noch nicht voran — ich muß abwarten."

Die beiden Freunde machten dann die Novene zum Heiligen Geist, welche am Feste Christi Himmelfahrt begann und am Pfingstsonntag schloß. Am Pfingstfest predigte Chapman zum letztenmale in einer anglikanischen Kirche, und sein Freund hielt den letzten anglikanischen Gottesdienst. Letzterer konvertierte am Fronleichnamsfeste in Belgien, und Chapman fing an, an der Giltigkeit seiner Weihen zu zweifeln, infolge dessen er seine Stellung aufgab. Aber zu einem weiteren Entschluß brachte er es nicht. Woche um Woche, Monat um Monat saß er zu Hause, las und las, suchte in alten und neuen Büchern nach Schwierigkeiten gegen die katholische Kirche. Schließlich fand er eine, die letzte: „Die Wahrheit des Katholizismus stand so absolut klar vor meinem Geiste, daß es mir unbegreiflich vorkam, wie gute, gescheidte und gelehrte Männer sie nicht sehen sollten." Dann zog er sich für einige Tage — es war gegen Ende November — in ein einsames, an der See gelegenes Häuschen zurück, um noch einmal alles zu prüfen und zu beten. Endlich, nach mehr als zweijährigem Zögern, erschien er eines Tages an der Pforte des Brompton Oratoriums in London und fragte

[1] In einer 1877 geschriebenen Fußnote zur zweiten Auflage der Via media sagt Newman: „Es ist bemerkenswert, daß am Anfang der Oxfordbewegung im Jahre 1833 die Lehre des tridentinischen Konzils von den Hochkirchlern als das unübersteigliche Hindernis einer Vereinigung mit Rom empfunden wurde. Im Jahre 1865 hatten sie dasselbe offenbar überwunden, und jetzt, im Jahre 1877, bilden die vatikanischen Beschlüsse das Hindernis; werden sie es nach weiteren 40 Jahren auch noch bilden?" Schon heute kann man die Frage getrost verneinen. Für viele ist das Vatikanum kein Hindernis mehr zur Wiedervereinigung mit Rom. Vgl. Spencer Jones, England und der Heilige Stuhl, Deutsche Übersetzung, 215 ff.

nach einem Pater. „Ich bin gekommen“, sprach er zögernd und zitternd zu dem eintretenden Oratorianer, „weil ich seit einiger Zeit betreffs der Ansprüche der Kirche Roms beunruhigt werde. Wollen Sie mir Ihren Rat geben?“ „Gut!“ lachte der Pater. „Wenn Sie meinen Rat hören wollen, so rate ich Ihnen natürlich, sich der Kirche anzuschließen.“ Nun lachten beide. Am Feste des hl. Nikolaus wurde Chapman mit der Kirche ausgesöhnt, und am folgenden Tage empfing er die erste heilige Kommunion. „Das Glück, das mich überflutete, war unaussprechlich. Viel Unangenehmes ist seitdem über mich gekommen, aber ein Zweifel gegen den Glauben nie.“ Endlich hatte die Gnade gesiegt, und ihr Sieg war vollständig [1].

Unverkennbar ist Gottes Gnade in unzähligen Seelen mächtig an der Arbeit, sei es, daß sie noch der Staatskirche angehören, oder daß sie bereits den Weg zur alten Mutterkirche wieder gefunden haben. Einzelbilder sind es freilich nur, die hier vorgeführt wurden, Episoden, wenn man will, der großen katholisierenden Bewegung, die immer weitere Kreise ergreift und endlich an dem Felsen Petri, auf dem die Gotteskirche steht, ihren Abschluß findet. Diese Episoden ermöglichen aber einen hinreichend tiefen Einblick in die Gedankenströmungen innerhalb der Staatskirche, um die Frage berechtigt erscheinen zu lassen: „Ist der Anglikanismus auf dem Wege nach Rom?“

Gottes Gnade ist mächtig an der Arbeit und hat ihre Auserwählten in allen Ständen und Berufsarten. Unter den Konvertiten finden sich edle Lords und einfache Kaufleute, Männer und Frauen, Gelehrte und Ungelehrte, Reiche und Arme, Geistliche und Weltliche, nur sind bezeichnender Weise gerade die Geistlichen in unverhältnismäßig großer Zahl vertreten, und fast alle, die ihre Bekehrungsgeschichte niedergeschrieben haben, sind Männer, die an den ersten Hochschulen des Landes sich die akademischen Grade erworben hatten. Gerade diese wissenschaftlich gebildeten, denkfähigen Geister vermochte die Wahrheitsarmut des Anglikanismus nicht mehr zu befriedigen. Deshalb suchten und fanden sie die volle Wahrheit in jener Kirche, die sich rühmen kann, alle geoffenbarte Wahrheit zu besitzen.

Gottes Gnade ist mächtig an der Arbeit. Denn ihr Licht ist es, das einerseits die ganze, dem Irrtum eigene, innere Hohlheit und Inkonsequenz der Staatsreligion erhellt und anderseits die volle Schönheit und Erhabenheit, die ganze Glaubenssicherheit und Tugendkraft der katholischen Wahrheit zur Geltung bringt. Gottes Gnade ist es, welche die

[1] Roads 51 ff.

Kraft verleiht, die tausend und tausend Bande, welche an das Staatsidol knüpfen, zu sprengen und sich aus der Sklaverei der Freiheit in die Freiheit der von Gott gewollten Unterwürfigkeit zu flüchten. Gottes Gnade ist es endlich, welche dem Suchenden wahre Seelenruhe und Herzensfrieden, das zwar stille, aber unendlich beseligende Bewußtsein, sich in der wahren Kirche Christi zu wissen, zu geben vermag.

J. H. Filmer, der nun nach seiner Konversion in Rom Theologie studiert, fand allerdings die katholische Kirche nicht so, wie sie seine früheren Glaubensgenossen schilderten, nämlich „als eine Glaubensgenossenschaft mit einem ungebildeten Klerus und einem unbotmäßigen, abergläubischen, von Priestern geknechteten Laienstand, das Ganze im letzten Stadium der Unzufriedenheit und des Zerfalles, sondern als eine lebende und gedeihende Kirche, bestehend aus erleuchteten und opferwilligen Seelen, mit viel Heiligkeit unter Klerus und Volk, in einer Atmosphäre religiöser Freiheit lebend, von der sich Anglikaner, Protestanten, Katholisierende keinen Begriff machen können." — „Das Gebet erlangte mir schließlich", sagt Grisell, „das unschätzbare Glück, mich der Kirche zu unterwerfen und dadurch die volle Gewißheit zu erlangen, im Besitze unzweifelhaft giltiger Sakramente zu sein und den Herzensfrieden zu haben, den nur der wahre, alte Glaube geben kann." — „Nach einem sorgfältigen Unterricht", schreibt H. F. Hall, „habe ich das Glück, katholisch zu werden. Ich brauche die intensive Glückseligkeit und Jugendfrische der Neophytentage nicht weiter zu schildern. Das Überwallende, die Leichtherzigkeit, die Christenfreude werden, glaube ich, allen Konvertiten gemeinsam sein. Es ist aber eine Zeit, auf die man nur mit innigem Danke gegen Gott zurückblicken kann, und die eine ständig fließende Quelle der Kraft und des Vertrauens für die Zukunft bleiben sollte." — E. D. Hanson, der am Feste der Verklärung Christi in die Kirche aufgenommen wurde, schließt seinen Bericht mit den Worten: „Inbrünstig betete ich mit dem hl. Petrus: ‚Herr, hier ist gut sein.'" — Ein anderer hinwiederum bekennt: „Der Übertritt war für mich die Entgegennahme des Kreuzes im wahrsten Sinne des Wortes. Aber was will das sagen? Was ich gefunden habe, ist ein tieferer Frieden und eine größere, alles durchdringende Glückseligkeit, sind kräftigere Beweggründe und mächtigere Hilfsmittel, um rein zu leben und edel zu denken. Ich habe größeren Trost im Leid empfangen und ganz gewiß ein lebendigeres Bewußtsein von der Nähe Gottes, als je in meinem früheren Leben. Reichlicheres Licht fiel für mich auf all die verwickelten Probleme des Menschenlebens, und ein Schlüssel ist in meine Hand gegeben . . . zu des Königs Schatzkammer, aus der mir Juwelen kommen selten und reich. Ich habe ausgetauscht Sophisterei gegen wahre Philosophie, das Chaos gegen die Ordnung, die Ungewißheit gegen die Gewißheit. Die Kirche hat das tiefste Sehnen und Verlangen meiner Natur befriedigt." — Kaum anders beschreibt C. Kegan Paul noch kurz vor seinem Tode das Glück, das er im wahren Glauben gefunden: „Die Segnungen (der Kirche) sind größer, als wir hofften. Ich für meine Person kann nur sagen, daß

die Freudentränen im Beichtstuhle und die Liebesglut bei der ersten heiligen Kommunion nichts waren im Vergleich mit dem, was ich jetzt fühle. Tag für Tag kommt mir das Geheimnis des Altares größer vor, die unsichtbare Welt näher, Gott mehr als Vater, Unsere Liebe Frau zärtlicher, die große Gesellschaft der Heiligen freundlicher, mein heiliger Schutzengel, wenn ich so sagen darf, enger an meiner Seite. Alle menschlichen Beziehungen werden heiliger, alle menschlichen Freunde teurer, weil sie verklärt und geheiligt sind durch ihre Beziehungen zum andern Leben. Leid kam über mich in Hülle und Fülle, seit Gott mir die Gnade verlieh, in seine Kirche eintreten zu dürfen. Aber ich kann es besser tragen als früher, und die mir geschenkte Gnade überwiegt alles. Möge er mir verzeihen, daß ich ihm so lange widerstanden habe, und diejenigen, die ich liebe, in das Zauberland führen, wo er mir den Aufenthalt angewiesen hat!"

Das Wirken der Gnade ist offenbar.

Ist aber die englische Staatskirche auf dem Wege nach Rom? Die Frage läßt sich in ihrem jetzigen Stadium weder bejahen noch verneinen. Es sind Anzeichen da, die zu schönen Hoffnungen berechtigen, aber auch Erscheinungen, die uns mit tiefer Wehmut erfüllen müssen.

In den letzten sieben bis acht Jahrzehnten hat sich in England zweifellos ein Stück Kirchengeschichte abgespielt wie kaum jemals oder irgendwo sonst. Es dürfte wohl das glorreichste Blatt dieser Geschichte sein, welches die Rückkehr Tausender aus den besten Ständen einer großen Nation in den Schoß der alten, vielgeschmähten, hart verfolgten Kirche von Rom erzählt. Die Staatskirche selbst steht, wenn nicht alles täuscht, an einem ihrer gefahrvollsten Wendepunkte. Zwei gewaltige, aber diametral entgegengesetzte Strömungen, welche die ganze Nation auseinander zu reißen drohen, machen sich in ihr geltend. Auf der einen Seite sehen wir eine bedenkliche Annäherung an das Dissidententum, das Auftauchen immer neuer Sekten, ein verhängnisvolles Zunehmen des Rationalismus und Materialismus bei hoch und niedrig, viel religiöse Apathie und noch mehr zähe Anhänglichkeit an dem Althergebrachten — auf der andern Seite aber auch viel religiösen Sinn, ein redliches Suchen nach der geoffenbarten Wahrheit, ein großes Bedürfnis nach der göttlichen Gnade, ein weitverbreitetes Verlangen nach einer unfehlbar sicheren Lehrautorität und viel guten Willen zur Wiedervereinigung mit der Kirche von Rom. Tausende aus der anglikanischen Geistlichkeit sehnen sich danach, Hunderttausende aus der Laienwelt beten darum. Lord Halifax, der an der Spitze des englischen Kirchenbundes steht, schrieb erst kürzlich:

„Laßt uns daher stets die schließliche Wiedervereinigung der ganzen Christenheit vor Augen haben; laßt uns um dieselbe beten und für sie arbeiten! Insbesondere aber und in erster Linie laßt uns erstreben jene Wiedervereinigung der Kirche Englands mit dem Apostolischen Stuhle, die für die Aufrechthaltung des Glaubens, für den Schutz der kirchlichen Autorität, für die Wohlfahrt der Religion Christi und für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden so notwendig ist!“ [1]

Trotzdem wagen nur die wenigsten auf Massenübertritte zu hoffen. Wohl scheint die Gnadensonne den vielen, aber fast nur einzelne sind es bis jetzt, die in ihrem Lichte wandeln und den Weg zur Stadt, die auf dem Berge liegt, zu finden wissen. Der alte Staatsmann Gladstone meinte, die Hoffnung auf Wiedervereinigung der Christenheit sei, menschlich gesprochen, ganz und gar aussichtslos, fügte aber bei, desungeachtet müsse man sie herbeiwünschen; denn Gottes Weisheit und Macht sei nicht durch den Horizont menschlichen Hoffens begrenzt und eingeengt [2]. „Unschätzbar kostbar“, sagt er ein anderes Mal, „wäre die kirchliche Einheit, aber in unermeßliche Ferne gerückt.“ [3] Daß die gegenwärtigen Zustände in der anglikanischen Kirche auf die Dauer nicht haltbar seien, fühlte auch er: der historische Anglikanismus, wie er durch die wechselnden, nun für immer entschwundenen Zeitumstände geworden sei, müsse etwas Besserem Platz machen; darum bezeichnet er es als heilige Aufgabe, ihn zu reinigen, zu erweitern, positiven Wahrheitsgehalt in die Kirche von England zu bringen, schon um der Wahrheit willen; dann aber würde dadurch eine feste Grundlage für eine künftige Wiedervereinigung der Christenheit geschaffen werden [4].

Anderseits ist es eine erfreuliche Tatsache, daß auch die Nation als solche der katholischen Wahrheit um ein gutes Stück näher gekommen ist. Wer hätte, von allem andern abgesehen, noch am Anfang des 19. Jahrhunderts Sätze wie die folgenden, die jetzt in vieler Munde sind, auszusprechen gewagt? „Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß keine andere Regierungsform und kein anderes Regierungsprinzip jemals eine ähnliche Kraft zu entwickeln vermochte wie der Heilige Stuhl, der so viele Tausende von Christen durch ein lebendiges Band der Gemeinschaft dauernd zusammenhält.“

---

[1] Spencer Jones, England und der Heilige Stuhl 28* f.

[2] Morley, Life of Mr Gladstone I 174.

[3] Ebd. 383. [4] Ebd. 382.

„Die römische Kirchengemeinschaft nimmt schon nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift (Röm 1, 8) eine ausgezeichnete Stellung ein und steht auch in der ganzen folgenden Geschichte der Kirche da als eine hervorragende einzigartige Erscheinung“ [1].

„Der Stuhl von Rom ist der Apostolische Stuhl, und er ist bestimmt, der sichtbare Mittelpunkt der Christenheit zu werden.“

„Rom ist in der Tat die Mutter der englischen Christenheit.“

„Wenn man daher in der englischen Kirche von Wiedervereinigung redet, so bedeutet dies die Wiedervereinigung mit dem Heiligen Stuhle.“

„England kann, wenn es nicht unfehlbar ist, formell nicht so bleiben, wie es ist. Rom kann, da es die Unfehlbarkeit beansprucht, nicht aufhören, das zu sein, was es ist.“

So spricht nicht ein Papst, sondern ein anglikanischer Geistlicher in Amt und Würde [2]. Der Heilige Stuhl aber führt immer dieselbe Sprache. Wie Leo XIII. zur englischen Nation geredet, so stellte schon „der Apostel Englands“, Gregor der Große, den Grundsatz auf: „Sollte, was Gottes Allmacht fernhalten möge, über eine Glaubenssache ein Streit entstehen, oder sonst ein sehr ernster Fall sich ergeben, der um seiner Tragweite willen etwa ein Urteil des Apostolischen Stuhles notwendig macht, so soll er ... uns zur Kenntnis gebracht werden, damit er von uns durch das richtige, jeden Zweifel ausschließende Urteil endgültig entschieden werden könne.“ [3]

---

[1] „Sie wagen es noch, ... ein Schiff zu besteigen und dem Stuhle Petri und der Hauptkirche Briefe zu überbringen, ... ohne zu bedenken, daß dies die Römer sind, deren Glaube vom Apostel gerühmt und gelobt wird, zu denen Glaubensfälschung keinen Zutritt haben kann“ (Cypr., Ep. 59, 14).

[2] Spencer Jones, England und der Heilige Stuhl 1 f.

[3] Epp. 5, 54.

Joseph Blötzer S. J.

Die Sternenfahrt des Gilgamesch.
Kosmologische Würdigung des babylonischen Nationalepos.

Die geräuschvolle Aufrollung der Babel-Bibelfrage hat manch grundlosen Zweifel wachgerufen und unnötigerweise zwei Jahre hindurch die Gemüter erhitzt. Gleichwohl hat sie auch reichen und — wir hoffen es wenigstens — dauernden Segen gebracht. Der brausende Sturm, den sie entfesselt, hat die sorglos Schlummernden geweckt, die Luft einigermaßen geklärt, die unerschütterliche Festigkeit der Offenbarung aufs neue erprobt. Doch das nicht allein. Die von Delitzsch hervorgerufene Bewegung hat auch nicht bloß die Theologen, sondern auch weite gebildete Laienkreise nachdrücklichst auf jene geheimnisvollen Trümmerhügel des fernen Ostens hingewiesen, die eine Geschichte von mehreren Jahrtausenden umschließen, eine Geschichte, deren letzte Ausläufer nach rückwärts einmal zur Wiege des Menschengeschlechts hinaufführen dürften. Die zahllosen Schrifttafeln (und Denkmäler) der Babylonier und ihrer nichtsemitischen Vorgänger auf südeuphratischem Boden, der Sumerer, bilden nächst den heiligen Schriften wohl den kostbarsten Schatz, den die antike Weltliteratur aufzuweisen hat. Wir finden da alles, was ein Volk im großen und im kleinen kennzeichnet; das religiöse, das politische und selbst bürgerliche Leben wird hier allmählich bis in seine letzten Fasern enthüllt. Da schauen wir das grandiose Bild einer längst entschwundenen tausendjährigen Macht und Herrlichkeit: das bunte Geschiebe von sich drängenden Völkern und das stolze Getriebe ihrer unumschränkten Gebieter, die Aufrichtung eines großen, ganz Vorderasien beherrschenden Reiches mit wahrhaft imponierenden Rechtsinstitutionen, mit Bildungsstätten und blühendem Verkehr, Ackerbau und Handel, vor allem aber mit einer alles durchsetzenden und beherrschenden Staatsreligion, in deren Dienst nicht bloß die schmückenden Künste und die Poesie, sondern auch die Erforschung des gestirnten Himmels schon früh eine hohe Stufe erreichten. Gerade diese religiösen Verhältnisse sind es, deren Studium einen seltenen Reiz gewährt, indem sie uns einerseits mit lebhafter Teilnahme gegenüber der moralischen Ohnmacht und den geistigen Verirrungen der Vorzeit, anderseits aber auch mit freudiger Dankbarkeit gegen die uns insbesondere durch Christus gewordene Offenbarung erfüllen. Ja, diese dahingegangenen Völker haben ein Recht auf unsere Teilnahme; denn

durchaus nicht alles, was ihre religiöse Literatur uns bietet, ist Aberglaube und sittliche Verkommenheit. Im Gegenteil: je mehr man sich in dieselbe versenkt, um so mehr entdeckt man unter den Schlacken das echte Gold einer höheren sittlich-religiösen Weltanschauung — wohl das gerettete Erbe einer glücklicheren Zeit. Da finden wir den Glauben an einen Schöpfer der Welt und eine Vorsehung, ein natürliches Sittengesetz, ein Bewußtsein der Verantwortlichkeit und der drückenden eigenen Schuld, die Hoffnung auf einen göttlichen Befreier von dämonischer Gewalt und die Überzeugung von einem Fortleben nach dem Tode — alles freilich mehr oder minder verzerrt und von falschen, polytheistischen und pantheistischen Vorstellungen überwuchert, aber nichtsdestoweniger im Grunde wahr und nicht selten in ergreifend schöner Einkleidung.

Es ist jedoch hier nicht geplant, einen Gesamtüberblick dieser religiös-poetischen Literaturschätze zu bieten. Ein Meisterwerk nur soll aus denselben herausgegriffen werden: das Gilgameš[1]-Epos, das große nationale Heldengedicht der Babylonier.

Kulturhistorische Bedeutung der Dichtung.

Das keilinschriftliche Werk umfaßt zwölf Tafeln, die uns in einer assyrischen Kopie aus Assurbanipals Bibliothek, leider aber nur unvollständig, vorliegen. Das Original ist babylonisch, und nach einem neuerdings aufgefundenen Fragment[2] ist es ziemlich sicher, daß unser Epos, allerdings in anderer Form, schon gegen Ende des dritten Jahrtausends existiert hat. Schon daraus erkennt man seine bevorzugte Stellung in der Weltliteratur. Diese Bedeutung wird aber noch wesentlich durch den Umstand erhöht, daß gerade in ihm die sittlich-religiösen Grundanschauungen der Babylonier besonders deutlich zu Tage treten. Doch nicht genug. Man geht sogar noch weiter, indem man in der alten Keilschriftpoesie das Urbild einer ganzen Reihe der alttestamentlichen „Patriarchen-, Propheten- und Befreiersagen“, der Ilias und Odyssee des Homer, ja selbst der Hauptzüge des

[1] So von jetzt ab immer statt „Gilgamesch“. Der Name des Helden ist bislang noch in Dunkel gehüllt (Näheres in KAT[3] 567). Das Epos führt ihn als „göttlichen“ Herrscher von Uruk-Erech (einer Stadt am südlichen Euphrat) ein. Die früheren Lesungen des Namens Gištubar oder Izdubar bringen bloß die ideographische Schreibung (GIŠ · ṬU · BAR) zum Ausdruck, während der Name in Wirklichkeit Gilgameš lautet (Pinches, Babyl. and Orient. Record IV [1890]).

[2] Meißner, Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft 1902, 1—15.

Lebens Jesu zu erkennen glaubt. Dies alles wirkt zusammen, um dem Gilgameš-Epos die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt zuzuwenden.

Eine treffliche, durchaus kritische Bearbeitung der Dichtung (Transkription und Übersetzung) liegt bereits aus der Feder des Marburger Assyriologen P. Jensen vor[1]. Was die eingehende Würdigung des poetischen Gehalts betrifft, so dürfte dieselbe erst dann angezeigt erscheinen, wenn das Dunkel, das noch über dem Sinn von zahlreichen Stellen schwebt, sich gelichtet haben wird[2]. Die Aufgabe dieser Zeilen liegt auf einem andern Gebiete: auf dem astronomischen und zugleich auf dem religiösen. Wie schon früher in dieser Zeitschrift[3] weitläufiger auseinandergesetzt wurde, ist die Religion der Babylonier (und Sumerer) wesentlich eine Sternreligion. Die Phänomene des gestirnten Himmels waren ihnen Kundgebungen und Auswirkungen der Gottheit. Sonne, Mond und Planeten und auch die Fixsterne wurden entweder selbst personifiziert oder doch mit den Bewohnern des Himmels einzeln, sei es als ihre Träger oder ihre Verkünder oder Boten, in innige Beziehungen gebracht. Auf einer solchen mythischen Auffassung beruht auch die Einführung jener „Sternbilder“ (Widder, Stier, Zwillinge usw.), die wir auf unsern Sternkarten sehen und die vom fernen Babel durch die Griechen und Araber auf uns gekommen sind.

Gerade in unserem Epos kommt diese Doppelnatur der religiösen Vorstellungen der Babylonier entschieden zum Ausdruck, die astrologische und die ethische. Ohne ein genaues Studium beider wird ein Ver-

[1] Assyrisch-babylonische Mythen und Epen, Berlin 1901, 117—265. Dazu Anmerkungen S. 421—531. Ihre Grundlage bilden die von P. Haupt 1884 und 1891 sowie in „Beiträge zur Assyriologie“ I 49 publizierten Originaltexte. Durch diese Leistung Jensens ist die frühere, gewiß sehr dankenswerte Monographie A. Jeremias' (Pfarrers an der Lutherkirche in Leipzig) „Izdubar-Nimrod“ (1891) in vielen Stücken überholt.

[2] Ein zwar kurzes, aber vielsagendes und feinsinniges Urteil fällt bereits Alex. Baumgartner S. J., Geschichte der Weltliteratur I 86: „Bloß als Dichtung betrachtet besitzt das Gilgamesch-Epos allerdings eine gewisse urwüchsige Kraft, ergreifende Anklänge an die großen Probleme des menschlichen Lebens, Leidens, Todes und Fortdauerns im Jenseits, dramatische Lebendigkeit der Darstellung und Sprache, eine Charakteristik und Naturschilderung, die mit wenigen Zügen starke Effekte hervorruft. Alle Elemente mythologischer Epik kommen hier schon zu lebensvoller Entwicklung, und aus den kümmerlich erhaltenen Tonfragmenten spricht eine gewaltige sinnliche Phantasie.“ Vgl. übrigens auch die treffenden Bemerkungen bei A. Jeremias, Izdubar-Nimrod 72 f.

[3] Vgl. LXIV 505 ff.

ständnis der großen Dichtung selbst mit aller philologischen Kritik nicht zu erreichen sein. Diese Doppelaufgabe ist es, die nach mancher Seite hin noch immer der Lösung harrt, und von denen die erstere bis jetzt nicht einmal ernsthaft gestellt worden ist. Selbst der scharfsinnige Jensen sucht den Schauplatz des Epos an einem Ort, an den unser Dichter ganz gewiß nie gedacht hat. Die Lösung des ersten Problems, den Nachweis eines bestimmten astralen Hintergrundes, soll die vorliegende Untersuchung bieten; die ethische Würdigung des Epos hingegen wird erst Gegenstand einer späteren Arbeit sein[1].

Eine wenigstens **kurze Darlegung des Verlaufes unseres Epos** muß naturgemäß der eigentlichen Untersuchung vorausgehen. Sie wird bei den späteren Erörterungen als Leitfaden willkommen sein.

Taf. I weist hin auf die Herrlichkeit der Erscheinung des Helden Gilgameš, seine Weisheit, Gottähnlichkeit („Zwei Drittel von ihm ist Gott"), seine Verdienste um Erechs Befestigung und besonders seine mühsame Wanderung in die Ferne. Hierauf folgt (nach einer Unterbrechung von ca 35 Zeilen) seine Herrschertätigkeit, die durch auferlegte Fronarbeiten beim Mauerbau vom Volke als hartes Joch empfunden wird. Auf das Gebet der Bedrückten hin schafft die Göttin Ururu einen zweiten Helden, der bestimmt wird, der Gewalttätigkeit Gilgameš' eine günstigere Richtung zu geben. Es ist Ea-bani, ein Wesen voll gewaltiger Kraft und üppigster Sinnlichkeit. Er lebt fern von den Menschen bei den Gazellen des Feldes, frißt Kraut wie sie und geht mit ihnen zur Tränke. Wie kommt er nun zu Gilgameš? Ein Jäger, der von dem Wildmenschen stets belästigt wird, führt ihm auf den Rat seines Vaters und des Königs Gilgameš eine lüsterne Dirne zu. Ihre Verführungskunst entfremdet ihn

---

[1] Aus dem Grunde, der mich abhält, eine unmittelbare Folge des zweiten Teiles zu versprechen, mache ich durchaus kein Hehl. Als meine Untersuchung des Epos schon im wesentlichen abgeschlossen war, wurde ich durch einen Freund auf die folgende Ankündigung des Trübnerschen Verlags (Straßburg) aufmerksam gemacht: „In Vorbereitung: Das Nationalepos der Babylonier und seine Absenker, vor allem in der israelitischen, der christlichen und der griechischen Sage (Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur), von P. Jensen. (8°) Mit synoptischen Tabellen in Folio.... 3. Nachweis, daß die Systeme fast aller alttestamentlichen Patriarchen-, Propheten- und Befreiersagen, dazu auch das der Tobit-Tobiassage, Absenker einer Ursage sind, und daß diese im wesentlichen das nun bekannte Gilgamesch-Epos ist.... 5. Nachweis, daß der ganze Rahmen des Lebens Jesu ein ‚israelitisches Gilgamesch-Epos' ist...."

Obwohl meine Arbeit über die religionsgeschichtliche Bedeutung des Epos auch zu diesen Fragen Stellung nimmt, insofern nämlich dieselben schon bei Zimmern (KAT[3] 582) aufgeworfen und in einem den obigen Thesen verwandten, aber milderen Sinne beantwortet wurden, so scheint es doch entsprechender, vorerst Jensen zu Wort kommen zu lassen.

der Wildnis und führt ihn hinein „in das strahlende Haus der Wohnung Anus und Ištars“, wo Gilgameš herrscht. Dieser schaut den Kommenden in einem Traume, den Gilgamešs Mutter (Rīma Bêlit) als Anzeichen künftiger inniger Freundschaft der beiden Helden zu deuten weiß.

Der Anfang der Taf. II mit etwa 50 Zeilen ist zerstört... Die erhaltenen Reste geben Kunde von der schmerzlichen Sehnsucht Ea-banis nach dem Leben der Wildnis. Er verflucht den Glanz und das Wohlleben des Hofes und verwünscht das Weib, das ihm dies alles beschert hat. Gilgameš sieht den Freund dahinsiechen und weint laut über ihn. Šamaš, der Sonnengott, verweist dem Unzufriedenen seinen Fluch als Undankbarkeit. Düstere Träume umnachten die Seele des Unglücklichen; es sind wohl Ahnungen des baldigen Todes und der Schrecken der Unterwelt, des Landes, von dem niemand mehr zurückkehrt. Erst die Aufforderung Gilgamešs zu einem gemeinsamen Zug gegen Ḫumbaba, den Wächter des Zedernwaldes der Göttin Irnina-Ištar rütteln den Träumer auf.

In der nur dürftig erhaltenen Taf. III bittet Gilgameš seine priesterliche Mutter um ihre Fürbitte beim Sonnengott (Šamaš), auf daß dieser das gewagte Unternehmen segne; darauf folgt das Opfer und Gebet der Mutter. An ihrem Geist ziehen bereits alle Gefahren, denen ihr Sohn entgegengeht, einzeln vorüber. Die ebenfalls sehr spärlichen Fragmente von Taf. IV deuten auf eine Volksansammlung beim Palaste Gilgamešs hin; dann folgen wiederholt Schilderungen von zunehmender Zaghaftigkeit und Schwäche Ea-banis im Hinblick auf das furchtbare Ungeheuer Ḫumbaba, dessen Stimme gleich dem Geheul eines Sturmes ist. Doch die freundliche Ermutigung seitens Gilgamešs verfehlt nicht ihre Wirkung. „Vergiß den Tod und fürchte dich nicht!“ ruft er ihm zu, und so kommen beide zum „grünen Berge“.

Taf. V zeigt uns die Helden am „Zedernwald“, wie sie dastehen in Staunen über die Größe und Pracht einer auserlesenen „Zeder“, die vor dem „Zedernberg, dem Wohnsitz der Götter, dem Allerheiligsten der Irnini“, ihre „üppige Fülle“ erhebt. Abermals versinkt Ea-bani in einen Traum, den Gilgameš im Sinne einer siegreichen Überwindung des Ungeheuers deutet. Sie gehen jetzt zum Walde hinab. Die Schlußzeilen scheinen auf die Erlegung Ḫumbabas hinzuweisen.

Fast vollständig erhalten ist Taf. VI. Hier tritt die Göttin Ištar (Göttin des Venussternes) dem daherziehenden Sieger entgegen und wirbt mit den verlockendsten Versprechungen um seine Hand. Doch der Held weist sie stolz zurück, indem er ihr in ungeschminkter Weise all ihre Buhlkünste vorwirft, mit denen sie ihre zahlreichen Geliebten, vor allem Tamūz, den Buhlen ihrer Jugend, unglücklich gemacht habe. Voll Ingrimm steigt die verschmähte Göttin zum Himmel empor und bittet ihren Vater Anu, einen gewaltigen Himmelsstier zu schaffen, den sie gegen Gilgameš loslassen wolle. Anu trägt Bedenken, ihren Wunsch zu erfüllen, da sieben unfruchtbare Jahre die notwendige Folge wären. Als aber Ištar erwidert, sie habe auf sieben Jahre hinaus vorgesorgt, so gibt der

Vater nach. Das neugeschaffene Ungeheuer dringt auf die Helden ein und wirft mit seinem Hauch 200 Männer auf einmal nieder; aber es wird trotzdem überwunden, und Ea-bani schleudert das rechte Stück des Erlegten vor die fluchende Istar hin. Darob erhebt diese mit ihrer Dirnenschar ein großes Wehklagen, während Gilgames die Hörner des Stieres seinem Gott Lugalbanda weiht. Lauter Jubel empfängt die nach Erech zurückkehrenden Sieger; dann folgt ein Freudenfest im Palaste Gilgamess. In der Nacht sieht Ea-bani abermals Traumbilder, die Gilgames deutet.

Taf. VII bietet wenig Sicheres. Es scheint sich hier um einen zweiten Zug nach dem Zedernwald zu handeln. Der Schluß der Tafel deutet (falls das Fragment richtig eingereiht ist) auf eine schwere Krankheit Ea-banis.

In Taf. VIII ist abermals hievon die Rede; Ea-bani stirbt. (Kurz vorher muß ein siegreicher Kampf mit dem Löwen stattgefunden haben; dies war die letzte große Tat der vereinten Helden.)

Taf. IX handelt zunächst von der Trauer Gilgamess über den Freund und von seinem Entschluß, den zu göttlichem Leben entrückten Ahn Ut-napistim (den babylonischen Noah) aufzusuchen. Der mit einem Gebet zu Sin und Istar und einem angstvollen Traum eingeleitete Zug führt durch die Steppe zum düstern Berge Mâsu, an dem furchtbare Skorpionmenschen Wache halten. Erst schrecken sie ihn, dann aber lassen sie ihn des Weges („den Pfad der Sonne") ziehen. Zwölf Doppelstunden währt der traurige Gang, an dessen Ende der Anblick eines wunderbaren Götterparks mit Edelsteinfrüchten die Mühe des Wanderers lohnt. Der Park selbst liegt am Meere.

Taf. X. Mit Staunen sieht die Göttin Siduri-Sabîtu, die „mit einer Hülle umhüllt" über dem Meere thront, den fremden, verstörten Ankömmling. Sie verriegelt vor ihm ihr Tor; aber seine Drohungen, ihre Türe zu zerschmettern, erzwingen ihm Zugang und Gehör. Gilgames erzählt sein Herzeleid, gedenkt des Todes des Freundes und der gemeinsamen Taten, auch bittet er um Aufschluß über den Weg zu Ut-napistim. Die Göttin rät ihm von der gefährlichen Meerfahrt ab, doch weist sie schließlich den Bittenden an Urnimin, den Schiffer Ut-napistims. Mit ihm besteigt er das Schiff und kommt nach langer Fahrt durch die „Wasser des Todes" zum ersehnten Gestade an der „Mündung der Ströme". Die gegen Schluß zwischen Gilgames und seinem Ahn sich entspinnenden Gespräche haben für die Erforschung der babylonischen Vorstellungen von Seele und Jenseits hohe Bedeutung.

Die fast unversehrte Taf. XI gibt Aufschluß über die Art, wie Ut-napistim und seine Frau an den Ort der Seligen gekommen sind. Der babylonische Noah schildert selbst den Hergang der großen Flut, der in mancher Beziehung dem biblischen Berichte ähnelt, aber ganz von unwürdigen polytheistischen Vorstellungen durchsetzt ist. Nach dem Verlassen des Schiffes ward Ut-napistim an die „Mündung der Ströme" zu einem göttergleichen Leben entrückt. Doch Gilgames täuschte sich, wenn er ein gleiches erhoffte. Kaum läßt er sich nieder, da befällt ihn ein todesähnlicher Schlaf, aus dem ihn Ut-napistim erst auf die

Bitten seiner Gemahlin hin zu erwecken sich bemüht. Allerlei Zaubermittel müssen dazu dienen, und schließlich gelingt es. Gilgameš wird zum Waschort geschickt, muß seine alten Felle dem Meer übergeben, erhält ein neues, reines Gewand und wird zur Heimfahrt entlassen. Aber das Schiff Ur-nimins wird stets wieder zurückgetrieben. Da rät Ut-napištim dem Helden, auf den Grund des Meeres hinabzutauchen und ein geheimnisvolles Dornkraut heraufzuholen. Gilgameš befolgt die Weisung und freut sich der Pflanze, durch deren Genuß „der Mensch als Greis wieder jung wird". (Allem Anschein nach war der Zweck des Krautes nicht — wie Jensen ME 516 annimmt — die Beruhigung des Meeres, sondern Verjüngung bzw. Stärkung der Körperkraft. Hierüber später.) Doch schon bald, als Gilgameš einmal auf der Fahrt ans Land geht, schnappt eine Schlange das duftende Kraut weg. Zorn und Traurigkeit erfassen darob Gilgameš, aber er sieht darin zuletzt ein Zeichen, daß er mit Ur-nimin auf dem Landwege nach Uruk-Erech aufbrechen soll. Dahin gelangen sie aller Wahrscheinlichkeit nach in verhältnismäßig kurzer Zeit.

Die Fragmente der Taf. XII enthalten höchst interessante Ansichten der Babylonier über das Jenseits. Dramatisch eingekleidet werden dieselben durch die Beschwörung des Totengeistes Ea-banis, der dem Freunde das „Gesetz der Erde" verkündet. — Die Einzelheiten dieses Vorstellungskreises gehören in den II. Teil dieser Untersuchung.

Der kosmische Hintergrund des Epos[1].

Schon der hochverdiente und geniale Rawlinson vermutete, daß unser Epos der Hauptsache nach ein Sonnenmythus sei, dem der Jahreslauf der Sonne zu Grunde liege, wobei aber nicht ausgeschlossen sei, daß mit dem ursprünglichen Himmelsmythus einzelne historische Tatsachen und Gestalten in Verbindung gebracht worden seien. So auch nach Zimmern (KAT³ 580). Aber Stichhaltiges hat man für diese Ansicht — wie schon A. Jeremias[2] bemerkt — kaum vorgebracht. Man hat sich darauf beschränkt, hinzuweisen auf die Zwölfzahl der Tafeln, die wohl eine Anspielung auf die Zwölfzahl der Ekliptiksternbilder enthalte, auf das Freundschaftsverhältnis von Gilgameš und Ea-bani, das an das Sternbild der Zwillinge erinnere, auf den „Skorpionmenschen" und den Sintflutbericht, welche wohl zu den Ekliptiksternbildern Skorpion und Wassermann in Verbindung stehen könnten. Das alles aber hat höchstens den Wert von Vermutungen, die eventuell zu einer wissenschaftlichen Untersuchung Anlaß geben können. Aber weit entfernt, eine solche in Angriff zu nehmen, hat man dem als „Sonnenheros" angesprochenen Gilgameš

[1] Die Hinweise auf ME beziehen sich auf Jensens „Mythen und Epen".
[2] Jeremias, Izdubar-Nimrod 66.

einen durchaus irdischen Schauplatz seiner Wirksamkeit angewiesen. Demgegenüber lassen sich folgende Sätze aufstellen:

1. Das babylonische Gilgameš-Epos vollzieht sich nicht auf der Erde, sondern am **gestirnten Himmel**. Die gemeinsamen Züge der beiden Helden sowohl wie die Reise Gilgamešs nach der „Insel der Seligen" sind nicht nach Westen, sondern nach **Osten** gerichtet und schließen sich vorzugsweise an den Jahreslauf der Sonne und den dadurch bedingten Wechsel der Jahreszeiten an. Kleine Abstecher und Pausen sind leicht begreifliche dichterische Freiheiten. Es versteht sich auch von selbst, wenn der babylonische Verfasser zur Belebung der Schilderung irdische Verhältnisse und Szenen auf den gestirnten Himmel überträgt, doch so, daß dieser als eigentlicher Schauplatz unverkennbar bleibt.

2. Hiernach ist die von Jensen (Mythen und Epen [KB VI 1] 575 f) gegebene Erklärung (der auch Zimmern KAT[3] 580 beipflichtet), wonach die Reise westwärts über die syrische oder arabische Wüste durch den Antilibanon und Hermon sowie einen Paß des Libanon zum Meere und von hier über Cypern durch die Straße von Gibraltar nach irgend einer westlich oder südwestlich gelegenen Insel oder Küste gerichtet sein soll, so geistreich sie sich gibt und so manches sie für sich haben mag, gleichwohl ebensowenig annehmbar wie seine früher (Kosmologie 212 ff) dargelegte ganz entgegengesetzte Ansicht, wonach die „Insel der Seligen" (das Land Ut-napištims) in der Richtung des Persischen Meerbusens zu suchen wäre.

3. Das Epos ist höchst wahrscheinlich auf die Zeit gestimmt, zu welcher der Frühlingspunkt der Sonne im Sternbild des Stieres lag. Jedenfalls verraten die kosmographischen Verhältnisse des Epos ein Alter desselben von wenigstens 4000 Jahren.

4. Die Ergebnisse der astronomisch-assyriologischen Untersuchung ändern und bereichern unsere bisherigen Anschauungen über die Kosmologie bzw. Kosmogonie der Babylonier in den wesentlichsten Punkten.

Zum Verständnis der unten folgenden Einzeldeutungen ist zu beachten, daß die Babylonier auch am Himmel eine Festland- und eine Wasserregion unterschieden. Jensen bemerkt in seiner Kosmologie S. 499: „Von allergrößter Wichtigkeit ist, daß die Sternbilder Skorpion, Ziegenfisch, Fisch und Widder aus der Tiâmat-Legende stammen, daß sie in die ‚Wassergegend' des

Himmels versetzt wurden, weil ein Skorpionmensch, ein Ziegenfisch, ein Fischmensch und ein Widder zu den Helfershelfern der Tiâmat, des personifizierten Meeres, gehörten. Der Skorpion und der Widder wurden an die Grenze der Wassergegend des Himmels (Wintergegend der Sonne) gesetzt, weil sie sonst Tiere des trocknen Elements sind." [1] Es steht also zunächst der Annahme einer himmlischen Wanderung des Helden über Festland und Meer nichts im Wege. Diese wird aber schon wahrscheinlich durch die mythenhafte Erscheinung Gilgameš, des „Zweidrittel-Gottes" (ME 205), der da „wohnt im strahlenden (heiligen) leuchtenden Hause, der Wohnung Anus und Ištars" (d. i. des obersten Himmelsgottes und der Göttin des Venussterns) (ME 129), der den „Zedernberg, den Wohnsitz der Götter, das Allerheiligste der Irnini" [2] (ME 161) ersteigt und einen Zug wagt, der vor ihm nur dem Sonnengott Šamaš gelang: „Über das Meer ist gegangen Šamaš, der Gewaltige; außer Šamaš wer geht hinüber?" (ME 217).

Geradezu gefordert wird aber die himmlische Reise, und zwar teilweise auf dem „Pfade der Sonne" (d. i. von Westen nach Osten durch die Ekliptik) durch eine Reihe von Angaben, die entweder direkt auf den Sternenhimmel hinweisen oder doch nur aus kosmischen Konfigurationen heraus erklärt werden können. Gilgameš erschlägt mit seinem Genossen den Himmelsstier [3] (oder Stier des Himmelsherren), erlegt dann den Löwen und kommt zum Skorpion, von dessen schreckenerregendem Glanze (milammu, ein Ausdruck, der vornehmlich vom Glanze der Gestirne gebraucht wird) die Rede ist (ME 205). Wir haben da drei Ekliptiksternbilder und zwar in der Reihenfolge, wie sie von der Sonne in ihrem Jahreslauf passiert werden. Dazu kommt der wundervolle Park, auf dessen Bäumen leuchtende Edelsteine wachsen, und eine Meeresgöttin, die durch eine Wolke verhüllt ist — Erscheinungen, die nur am Himmel gedeutet werden können. Endlich verlangt eine ungezwungene Erklärung des Schlusses der Taf. XI, daß das Ziel der Reise nicht sehr weit von der Heimat des Helden entfernt sei. Gilgameš mußte sich also ungefähr im Kreislauf bewegt haben. Das deutet wiederum ganz bestimmt auf die Bahn am Himmel, während Jensens Erklärung auch hier versagt [4]. Weitere Anhaltspunkte liefern die folgenden Einzeldeutungen. Bei diesen

[1] Vgl. hierzu auch L. W. King, The seven tablets of creation, London 1902, Appendix III, besonders 208 211 214. Hiernach wäre Tiâmat selbst als eine Sternkonstellation in der Nähe der Ekliptik anzunehmen. Da die Tafeln aus der Arsacidenzeit sind, so folgt daraus allerdings für die altbabylonischen Anschauungen nichts Sicheres.

[2] Hierbei ist zu beachten, daß die Zeder der heilige Baum des Gottes Ninib, der Personifikation der Morgensonne, und Irnina eine Erscheinungsform der Göttin Ištar ist (vgl. Jensen, ME 441).

[3] Vgl. hierzu Jensen, Kosmologie 62 82 310 495.

[4] Die Fahrt über das Mittelländische Meer, die Jensen neuerdings als eine „vollkommen einwandfreie" Erklärung ansieht, hat er selbst früher in seiner „Kosmologie" (214) von vornherein als unzulässig abgewiesen, da das Land des seligen Ut-napištim nicht im Westen, in der Gegend des Dunkels, gesucht werden dürfe. Das ist allerdings ganz richtig. Aber durch die Verlegung des Reiseziels in

kommt es vorerst nicht darauf an, den orientalischen Phantasien des Babyloniers überallhin zu folgen; es kann sich nur darum handeln, an mehreren bemerkenswerten Erscheinungen des Epos die Richtigkeit der aufgestellten These darzutun. Eine einzige gründliche Erörterung nützt ja gewiß mehr als ein paar Dutzend schillernder, aber mangelhaft begründeter Vermutungen. Freilich muß sich dabei der Leser mit mehr als einer phantastischen Vorstellung bekannt machen; aber diese sind Eigentum des babylonischen Volksgeistes, während es unsere Aufgabe ist, durch sprachliche, historische und naturwissenschaftliche Würdigung des keilschriftlichen Materials in eben jenen Geist einzudringen.

Da sich unserer Untersuchung in Tafel IX der sicherste Stützpunkt bietet, so beginnen wir mit ihr.

A. Der Zug Gilgameš zum Gestade der Seligen.

Gilgameš durcheilt die Steppe und kommt zu dem düstern Berg Māšu, an dem zwei Skorpione (Skorpionmenschen) Wache halten. Sie werden (nach Jensen ME 203 f) also geschildert:

Col. II 3. Die da täglich Hinausgehen(den) [und Hineingehen(den)] bewachen
4. über ihnen . . . . [. . . .] die „Aufschüttung" des Himmels,
5. unten erreicht ihre Brust die Unterwelt —
6. bewachen Skorpionmenschen sein Tor,
7. deren Schrecklichkeit furchtbar und (d)eren Anblick(en) Tod (ist);
8. ihr fürchterlicher „Schreckensglanz" wirft Berge hin;
9. beim Hinausgehen der Sonne und Hineingehen[1] der Sonne bewachen sie die Sonne.
10. Als sie Gilgameš sah, Schrecklichkeit
11. und Furchtbarkeit, ward sein Antlitz düster,
12. stand sein Denken still, und er . . . . te vor ihnen.
13. Der Skorpionmensch ruft seinem Weibchen zu:
14. „Der da zu uns kommt, Fleisch der Götter ist sein Leib."

---

den Persischen Meerbusen fiel die ganze weitere Erklärung des Epos gleichfalls ins Wasser. Das war wohl auch der Grund, warum Jensen zehn Jahre später (1901) die früher verworfene Idee wieder aufgriff. Es ist aber kaum verständlich, warum sowohl Jensen als Zimmern (welch letzterer sich hierin ganz an die publizierten Ansichten und Privatmitteilungen Jensens [vgl. KAT³ 580] anschließt), obgleich sie das Epos als einen „Sonnenmythus" ansprechen, der den „Jahreslauf der Sonne" zum Hintergrund habe, sich von der wahren Erklärung so weit entfernt haben. Der Jahreslauf der Sonne war doch wohl auch nach der Ansicht der alten Babylonier von Westen nach Osten gerichtet, und so konnte der Dichter seinen Sonnenhelden gewiß nicht von Osten nach Westen ziehen lassen.

[1] aṣū und erēbu bedeutet hier nicht „aufgehen" und „untergehen" (wie Jensen für möglich hält). Die Sonne tritt — wie aus der folgenden Erklärung erhellt — bloß ein und aus.

Zunächst nun die Deutung des einzelnen; dann deren Begründung. a) Die Skorpione sind die personifizierten Sternbilder des Skorpions und des Schützen. b) Die „Aufschüttung des Himmels" (šupuk šamē) ist die Milchstraße. c) Das düstere Mâšugebirge, das Gilgameš durchschreiten will, ist die von der Milchstraße eingeschlossene, durch den Gegensatz zu deren Lichtschimmer dunkel erscheinende Partie des Himmels nördlich und südlich von der Ekliptik, zwischen Skorpion und Schützen. d) Die Milchstraße bildet dort gleichsam ein Tor zu diesem „Berg". e) Dieses Tor wird von der Sonne in ihrem Jahreslauf von Westen nach Osten durchschritten. Beginnen wir mit den Wächtern am Bergtor, dem Skorpionenpaar.

Daß der Skorpion (akrabu, ideographisch GIR·TAB) der babylonischen Astrologen an der gleichen Stelle steht, wo sich in unserer bzw. der alten griechischen Sternkarte ein Gestirn gleichen Namens findet, hat bereits P. Jos. Epping S. J. 1889 mit Sicherheit nachgewiesen[1]. Nun ist aber oben von zwei Skorpionen die Rede. Ist hier vielleicht das „Skorpionweib" — wie auch sonst die mythischen Gestalten (Götter und Dämonen) der Babylonier ein weibliches Komplement zu erhalten pflegten — zur Belebung der Handlung ohne eigentliche Verknüpfung mit einer bestimmten Sterngruppe hinzugedacht? Keineswegs; beide sind wirklich lokalisiert, und zwar auf verschiedenen Seiten des Mâšugebirges. Sie bewachen ja dessen Eingang und Ausgang. Die Ein- und Ausgehenden sind — wenn wir uns auf die sichtbaren Erscheinungen beschränken — der Sonnengott Šamaš, die Planetengötter und eventuell auch der Mondgott Sin. Sie alle ziehen von Westen nach Osten, indem sie am Skorpion vorbei die lichte Milchstraße und ihren dunkeln Kern durchreitend zum Schützen gelangen. Da höchstens die Planeten (ein Stück weit) rückwärts gehen können, so kann die Eingangsstelle nicht auch als Ausgangsstelle gedacht sein. Also sind zwei Wächter anzunehmen, der eine im Westen, der andere im Osten. Nun steht hier der Schütze, den bereits Aratus (ca 270 v. Chr.) kennt. Der babylonische Ursprung dieses Sternbildes kann, nachdem der Nachweis erbracht, daß eine Reihe von griechischen Sternbildern auf die babylonische Astrologie zurückgeht, kaum bezweifelt werden[2]. Dann müßte aber der Schütze zugleich Skorpion sein.

[1] Astronomisches aus Babylon, Freiburg 1889, 149.

[2] Das babylonische Ekliptiksternbild, das nach P. Eppings meisterhaften Untersuchungen mit unserem Schützen zusammenfällt (a. a. O. 149, vgl. 171), hat das

In der Tat haben die Babylonier eine solche Ideenverbindung hergestellt. Das große Inschriftenwerk des Altmeisters der Assyriologie, Rawlinson, bietet (V R 63) nebeneinander einen Skorpion und einen Skorpionmann, der im Begriffe ist, einen Pfeil abzuschießen[1]. Ihr nachstehendes Bild bedarf wohl keiner weiteren Erklärung.

Der „fürchterliche Schreckensglanz" der beiden Wächter paßt ganz zu dem astralen Bild. Der „Skorpion" zeigt eine Fülle von hellen Sternen, darunter drei Sterne 1.—2. Größe; besonders auffallend ist der feurigrote Antares[2]. Auch der „Schütze" zählt eine Reihe bedeutender Sterne, so einen von 1.—2. Größe, zwei von 2.—3. und sechs von 3. Größe. Hierbei ist nicht zu vergessen, daß unter dem klaren südeuphratischen Himmel und der geringen Polhöhe (geographischen Breite) Babyloniens (30—33° nördlich) viele dieser Sterne sichtbar sind, die uns entgehen, und in ganz anderem Glanze erstrahlen als selbst in Rom (42°) oder Madrid (40½°). Ebensowenig ist außer acht zu lassen, daß um 2000 v. Chr. Skorpion und Schütze außerordentlich hoch über dem Horizont standen. Der Kopf des Skorpion reichte sogar bis an den Himmelsäquator — für Babylon etwa 58° über dem Horizont — heran, und der tiefste Schwanzstern stieg bis zu etwa 30° über dem Horizont. Die beiden Nachbargestirne erstrahlten also in voller Pracht, und diese mußte um so mehr auffallen, als der

Zeichen [Keilschriftzeichen] (PA), was meines Erachtens wohl als Ideogramm zu nehmen ist und vielleicht das rohe Bild eines Bogens mit Pfeil darstellt ([Zeichen]).

[1] Schon A. Jeremias, Izdubar-Nimrod (Gilgameš) 66, vermutet richtig, daß der Bogen des Schützen von den Fangarmen des Skorpions hergenommen ist.

[2] Die feurigrote Farbe ist überhaupt bei den Skorpionsternen besonders stark vertreten. Rot ist aber die eindrucksvollste Farbe der ganzen Natur, wie schon das Verhalten mancher Tiere verrät; für den Menschen ist sie aber noch besonders bedeutend als die Farbe des Schreckens (der Lohe eines brennenden Hauses, des Blutes und des zornglühenden Angesichts).

darauffolgende Steinbock mit nur drei Sternen 3. Größe ganz dagegen zurücktritt; selbst die westliche Nachbarschaft ist — abgesehen von der hellen Ähre der Jungfrau — relativ lichtarm. Dazu kommt, daß der unterste Teil der beiden Sternbilder (ganz wie der babylonische Text für die beiden Skorpione angibt) in die Unterwelt hinabreicht. Diese Unterwelt (im Epos aralū genannt) ist aber hier kaum unter dem Horizont zu denken, sondern noch über demselben, nämlich an der tiefsten (südlichsten) Region des Himmels. Allerdings reichen Skorpion und Schütze eine Zeitlang unter den Horizont hinab, aber das ist bei allen Gestirnen (die Zirkumpolarsterne ausgenommen) der Fall, konnte also nicht als besondere Eigentümlichkeit aufgeführt werden. Damit stimmt die in einem von Epping und Straßmaier publizierten Arsacidentext (ZA VI 241) zu Grunde gelegte Anschauung überein, wonach der Unterweltsgott Nergal in der Wintergegend der Sonne lokalisiert war[1]. Man begreift nun leicht, daß die in Rede stehenden Wesen, die wie aus der Unterwelt heraufkommend erscheinen, für die babylonische Phantasie schreckenerregend waren.

Im Anschluß hieran müssen wir aber noch eine andere, anscheinend ganz nebensächliche, aber für die kosmologischen und religiösen Anschauungen der Babylonier und Sumerer überaus wichtige Frage beantworten: Was ist die „Aufschüttung des Himmels" (šupuk šamē), die über den Skorpionen sein soll? Jensen hat über diese in mehreren Keiltexten vorkommende Erscheinung Untersuchungen angestellt (Kosmologie 37 ff 254; Epen und Mythen 468 577 ff), gelangte aber zu keiner sichern Entscheidung. Nach seiner früheren Darlegung ist šupuk šamē unser „Dunstkreis", aufgefaßt als ein (Ring-) Damm des Himmels über dem Horizont, der den išid šamē (nach Jensen „das Fundament des Himmels") vor den Wassern des apsū (des Ozeans) schützen sollte. Später erschien ihm das rätselhafte Gebilde „als Ringwall oder Ringgebirge, auf dem man sich den Himmel errichtet dachte". Zuletzt (Epen und Mythen 577 ff) vermutete er, šupuk šamē sei wohl die höchste Erhebung des Māšugebirges (das nach ihm in der Nähe des Mittelländischen Meeres liegt) und die Skorpione vielleicht die Personifikationen der Spitzen. Dabei hält er es jedoch für „möglich, daß in die Vorstellung

[1] Zeile 52 ff heißt es nämlich: „Vom 18. Dūzu bis zum 28. Kislimu sind es 160 Tage. Am 18. Dūzu steigt Nergal in die Unterwelt (KI · tim = irṣitim) hinab, am 28. Kislimu kommt er (wieder) herauf. Šamaš (der Sonnengott) und Nergal sind eins."

von šupuk šamē das westliche Zodiakallicht hineinspielt". Hieraus mag der Leser entnehmen, mit welchen Schwierigkeiten die richtige Deutung eines einzigen Ausdrucks verbunden sein kann. Meiner Ansicht nach ist šupuk šamē (die „Aufschüttung des Himmels") jenes Gebilde, das besonders am klaren Himmel des Orients auffallen muß: die Milchstraße, welche sich als lichter Gürtel um den Himmel zieht. Diese Auffassung ergibt sich meines Erachtens mit Notwendigkeit aus der oben zitierten Stelle des Epos:

e-lu-šu-nu šu-pu-uk šamē(-e) TAB [.......]
„über ihnen ... [liegt?] die ‚Aufschüttung' des Himmels".

Jedenfalls ist hier der šupuk šamē über dem Skorpion und Skorpion-Schützen gedacht. Nun ist aber an jener Stelle außer der Milchstraße und ihrem dunkeln Kern kein anderes kosmisches Gebilde zu entdecken[1].

Wie verhalten sich aber zu dieser Auffassung die übrigen Textstellen, in welchen šupuk šamē auftritt?

In IV R 5, 4—5 heißt es, die bösen Sieben (Dämonen) „wurden im šupuk šamē gezeugt und geboren", und in IV R 15, 22—24a wird gesagt: „die sieben wurden im Berge des Westens geboren und wurden im Berge des Ostens groß". Also sind diese Berge mit dem šupuk šamē identisch oder sie liegen wenigstens unmittelbar beieinander; ferner sind wirklich zwei verschiedene Berge gemeint (der eine im Westen, der andere im Osten), oder derselbe Berg, der jetzt im Westen erscheint, tritt später im Osten auf. Gerade das letztere trifft zu. Es ist nämlich niemals von zwei verschiedenen šupuk šamē die Rede, und so kann es auch nur ein Berg sein, der mit ihm in Verbindung gebracht wird. Das weist aber deutlich darauf hin, daß dieser Berg am Himmel zu suchen ist, denn dadurch allein wird es verständlich, daß er (im Laufe des Jahres) einmal im Westen und das anderemal im Osten sichtbar ist. Ich habe gezeigt, daß der šupuk šamē des Gilgameš-Epos nur die Milchstraße sein kann, und darauf hingewiesen, daß der von ihr eingeschlossene dunkle Himmelsstrich als düsteres Gebirge aufgefaßt wird. Untersuchen wir, wo diese kosmischen Erscheinungen am babylonischen Himmel etwa für die Zeit 2000 v. Chr. sichtbar waren, so ergibt sich folgendes Resultat. Zur Zeit des Sommersolstitiums waren sie nur im Westen, zur Zeit des Herbstäquinoktiums ebenfalls im Westen, doch nur teilweise sichtbar; dagegen

[1] Dr Hugo Winckler hält allerdings unsern Šupuk šamē für den Tierkreis, den er als Damm auffaßt, auf dem die Planeten nach babylonischer Anschauung auf und ab ziehen (Geschichte Israels II 279). Diese Vorstellung wäre ja absolut möglich; aber wo findet sich dafür eine keilinschriftliche Unterlage? Der von Winckler angezogene Text IV R 5a 60f bietet jedenfalls eine solche nicht. Übrigens wird diese Ansicht indirekt durch die vorliegende Untersuchung widerlegt.

traten sie gegen die Wintersonnenwende nach Mitternacht im Osten hervor, und zur Zeit der Frühlings-Tagundnachtgleiche zeigten sie sich schon bei anbrechendem Dunkel abermals im Osten. Nun sagt der babylonische Text, die sieben Dämonen seien im Berge des Westens geboren und im Berge des Ostens groß geworden, was kaum etwas anderes bedeuten kann als: dort waren sie noch schwach und ungefährlich, hier aber stark und verderbenbringend. Also müßten die genannten Dämonen etwa vom beginnenden Winter bis zum Frühling ihr Unwesen treiben, während sie sonst nur wenig sich bemerklich machen. Das stimmt ja sehr gut zu den klimatischen Verhältnissen und dem Charakter der „bösen Sieben" als Sturm- und Wetterdämonen. Der bekannte Beschwörungstext IV R 5 bietet uns ein anschauliches Bild ihres wütenden Gebarens. Col. I 15 f heißt es:

„Ein Orkan, welcher am Himmel zornig dahinbraust, sind sie;
Ein dichtes Gewölk, das am Himmel Finsternis bewirkt, sind sie;
Ein hervorbrechender Sturmwind, der am Himmel Finsternis erzeugt, sind sie;
Die Überschwemmung Adads, gewaltige Zerstörer sind sie;
Am Fundament des Himmels wie ein Blitz sie zucken;
Zerstörung zu vollbringen, ziehen sie voraus."

Im gleichen Text ist auch vom šupuk šamê die Rede (Z. 60 ff). Dem Gott Bēl wird das böse Treiben der Sieben gemeldet. Er berät sich deshalb mit Ea (dem Gott der Wassertiefe) über die Gefahr und bestellt den Sin (Mondgott), Šamaš (Sonnengott) und Ištar (Venusgöttin) als Wächter am šupuk šamê. Doch umsonst; die „sieben bösen Götter" ziehen auf dem šupuk šamê einher und dringen ungestüm auf Sin ein[1]. Da nun die Unholde nach Z. 4—5 desselben Textes im šupuk šamê selbst ihre Geburtsstätte haben, so muß man annehmen, daß dieser aus der Tiefe (Unterwelt)[2] zum Himmel (speziell zur Mondbahn) hinaufführt.

Eine Bestätigung liefert die Stelle eines Hymnus (Reisner, Hymnen 130, Z. 35), wonach niemand auf den šupuk šamê hinauf oder niemand zum Himmel emporsteigt, weil Bēl den šupuk šamê gemacht hat[3]. Das hat

[1] Zimmern, KAT[3] 384 f bringt diese Bedrängnis des Mondes und dessen mehrtägige Unsichtbarkeit — man höre und staune — mit dem Leiden Christi, seinem dreitägigen Verweilen im Grabe sowie dem descendit ad inferos in Verbindung. Es kann hier natürlich auf diese phantastischen Einfälle eines sonst gründlichen Gelehrten nicht näher eingegangen werden; doch wird sich bald Gelegenheit bieten, diese und ähnliche Verirrungen in angemessener Weise zu beleuchten.

[2] Die bösen Sieben gelten als Boten Namtars und Diener Ereškigals; diese aber ist die Gattin des Unterweltsgottes Nergal, jener sein „Krieger" (Jensen, ME 75—79).

[3] Wenn Ovid (Metam. I 168) die himmlische Bahn mit den Worten preist:

Est via sublimis caelo manifesta sereno
(Lactea nomen habet), candore notabilis ipso
Hac iter est superis ad magni regna tonantis
Regalemque domum,

doch nur einen Sinn, wenn der šupuk šamē die Erde mit dem Himmel verbindet. Man kann dagegen nicht einwenden, die Milchstraße habe ja im Laufe der Nacht und das Jahr hindurch alle möglichen Lagen. Ihre eigentümliche Neigung zum Himmelsäquator (besonders um 2000 v. Chr.) bewirkt eine vorherrschend aufsteigende Richtung, und das genügt.

Merkwürdigerweise läuft mit der oben zitierten Stelle bei Meißner parallel: „Vater Bēl, den ‚riksu des Himmels' hast du gemacht, und eine Hand untergräbt (?) ihn nicht." Jensen, dessen ME 468 ich diesen Hinweis entnehme, erblickt in diesem rikis šamē, dem riksu des Himmels, „etwas wie dessen Fundament". Mir scheint damit etwas anderes gemeint: die Fuge oder das Band des Himmelsgewölbes. Gewiß dachten sich auch die Babylonier den Himmel hohlkugelförmig, gleichviel ob sie — wie Thales und die ionische Schule — sich diesen wie eine umgestülpte Glocke auf dem Ozean schwimmend vorstellten [1] oder — wie Anaximander (610—546 v. Chr.) — als eine die Erde frei umschwebende Sphäre. Wie aber die irdischen Bauleute oder Metallkünstler kugelförmige Gebilde nur durch Aneinanderfügung von Halbkugeln oder Quadranten herstellen können, so setzte man wohl auch bei dem Schöpfer des Weltalls (Bēl) das gleiche Verfahren voraus. Da nun riksu (von rakāsu, binden, fest zusammenfügen) speziell von der Fuge eines Baues gebraucht wird, so ist meine Deutung berechtigt. Was ist aber die Fuge (oder das Band) des Himmels? Auch sie ist kaum wo anders als in dem Gürtel der Milchstraße (wohl ihrem mittleren Teil) zu suchen. Denn hier mit mathematischen Linien (etwa dem Äquator oder der Ekliptik) operieren wollen, wäre vielleicht modern und wissenschaftlich, aber nicht altbabylonisch und volkstümlich. Jetzt versteht man auch den obigen Parallelismus zwischen šupuk šamē und rikis samē [2].

Noch eines bleibt uns übrig: die Deutung der Ideogramme für šupuk šamē. Nach II R 48, 44—45 c ist:

GIR (bzw. TAB) = šu-puk AN · me = šupuk šamē und

GIR (bzw. TAB) · KAN · A = šu-puk bu-ru-me = šupuk burūme.

Da mit Jensen (Kosmologie 6 f) burūmu als Bezeichnung des „Nachthimmels" anzunehmen ist, so wäre das erste Ideogramm nur die Abkürzung des zweiten, indem die Bezeichnung für den dunklen Nachthimmel (KAN = adāru dunkel sein) weggelassen ist. Ein drittes Ideogramm bietet IV R 5, 59a, nämlich UL · KAN · A. Es sind nun

---

und selbst Manilius in seinem Lehrgedicht Astronomicon I 758 die Seelen der Helden auf dieser Lichtstraße zum Lande der Seligen ziehen läßt, so können wir eine ähnliche Vorstellung auch den phantasiereicheren Orientalen zutrauen.

[1] So nimmt Jensen in seiner „Kosmologie" 10 f an. Seine Gründe sind sehr der Beachtung wert; aber für ihre Diskussion ist hier kein Raum.

[2] Die Auffassung der Milchstraße als Reifen, womit die Hemisphären zusammengeschmiedet seien, findet sich bei Theophrast (371—286 v. Chr.).

noch GIR (bzw. TAB) und UL zu erklären. Für GIR kommt hier nur in Betracht die Bedeutung padānu, Weg; für das (hier, weil unentschieden) gleichberechtigte TAB dagegen: hamātu, leuchten (vom Mond), endlich für UL: asāmu, prachtvoll sein; usāmu, Pracht, Schmuck (besonders vom Himmel gebraucht, Delitzsch, Handwörterbuch 234 f). Alles dies paßt auf die im Orient so wunderbar schön leuchtende Milchstraße. TAB·KAN und UL·KAN kommen also in ihrer Bedeutung „Schmuck, Glanz des Nachthimmels" überein, und so scheint TAB statt GIR angenommen werden zu sollen; das letztere — somit die Bedeutung „Weg des Himmels" — ist damit jedoch noch nicht ausgeschlossen. Vielleicht bringen neue Texte darüber endgültige Aufklärung.

Der düstere Māšu-Berg. Folgen wir nun dem Lauf des Gilgameš. Er geht durch das von der Milchstraße gebildete Tor hinein in das dunkle Innere, das dem Dichter als ein Gebirge erscheint. Was ist zunächst das „Tor", welches die Skorpione bewachen? Gewiß ist damit nicht die auffallende breite Öffnung des Hauptarmes der Milchstraße unmittelbar unter dem heutigen Himmelsäquator gemeint; dieselbe ist ja zu weit vom Skorpion entfernt. Nun führt freilich zu jener nördlichen Öffnung eine Art von Torweg, der durch ein schmales, nach Süden sich erstreckendes Band der Milchstraße hervorgerufen wird, und dessen Eingang liegt beim Skorpion. Aber da der Sonnengott und mit ihm Gilgameš nicht diesen nach Norden gehenden Torweg einschlugen, sondern die Milchstraße durchquerten, so muß wohl ein Teil der letzteren selbst als Tor gelten. Mit Rücksicht auf die Lage des „Götterparks" ist es auch wahrscheinlich, daß der Verfasser des Epos die Durchgangsstelle etwas zu weit nach Norden annahm (wie in der im nächsten Hefte folgenden Kartenbeilage II durch gestrichelte Parallelen angedeutet ist). Doch ist hiervon die weitere Erklärung keineswegs wesentlich abhängig. Wenn wir nun ferner den dunklen Innenraum der Milchstraße mit dem Māšugebirge identifizieren, so mag das gewagt erscheinen. Aber es ergibt sich zunächst mit Notwendigkeit aus unserer Deutung der Skorpione und des Himmelsdammes, ist auch nicht einmal sehr befremdlich. Eine Phantasie, welche den gestirnten Himmel mit Helden und Ungeheuern anfüllte, konnte sich auch leicht das dunkle, langgestreckte und unregelmäßig gestaltete Innere der Milchstraße (des Himmelsdammes) als ein düsteres Gebirge vorstellen [1].

---

[1] Nur darf man den Kontrast zwischen Milchstraße und ihrem Kern nicht an unserem nördlichen Himmel prüfen; auch wird es nützlich sein, sich daran zu

Das ist also das Gebirge, zu dem der als Hügelkette gedachte Himmelsdamm gleichsam die Terrasse (šupku) bildet. Hier muß auch der Sonnengott Šamaš hindurch, wie ausdrücklich in Col. II 9 und Col. IV 46 (ME 205 f) hervorgehoben wird. Das ist astronomisch vollkommen richtig. In Col. V wird die düstere Einförmigkeit durch die monotone Klage: „Düster ist die Finsternis, und nicht entsteht Licht", episch dargestellt. Erst nach zwölf Doppelstunden wird es hell, und vor dem Wanderer breitet sich ein herrlicher Götterpark aus. In den zwölf Doppelstunden kann man eine Anspielung auf den Tageslauf der Sonne erblicken; aber höchst wahrscheinlich ist damit nur in epischer Breite die totale Dunkelheit ausgedrückt, die selbst die Sonne zu keiner Stunde des Tages aufzuhellen vermochte. Der Durchgang durch das düstere Innere der Milchstraße dauert wenigstens für die Sonne länger als einen Tag.

---

erinnern, daß die etwas südlicher gelegenen Hohlräume der Milchstraße wegen ihres tiefen Dunkels nicht von den Babyloniern, sondern von unsern Astronomen mit dem bezeichnenden Namen „Kohlensäcke" belegt wurden.

(Schluß folgt.)

F. X. Kugler S. J.

Rezensionen.

Handbuch der priesterlichen Liturgie nach dem römischen Ritus. Von **Christian Kunz**, Präfekt am bischöfl. Klerikalseminar zu Regensburg. 4. Buch: Die liturgischen Verrichtungen des Celebranten. Mit oberhirtlicher Genehmigung. gr. 8⁰ (VIII u. 356) Regensburg ꝛc. 1904, Pustet. *M* 2.70; geb. *M* 3.50

Von der hohen Bedeutung der liturgischen Feier durchdrungen, hat die Kirche stets mit der größten Sorgfalt darüber gewacht, die bis ins kleinste gehenden Vorschriften aufzustellen, von deren Einhaltung die würdevolle und andächtige Ausübung der liturgischen Handlungen bedingt ist. Wohl sind die den gewöhnlichen Priester in dieser Hinsicht berührenden Vorschriften im Missale, Rituale und Brevier niedergelegt. Doch reicht der knappe Ausdruck der dort aufgestellten Normen nicht aus, um immer bis ins einzelnste hinein Klarheit zu verschaffen; das zeigen schon die freilich nicht selten grundlos gestellten, doch aber vielfach auch auf guten Grund hin auftauchenden Anfragen an die Ritenkongregation und deren Entscheidungen, die selbst nach der vor kurzem vorgenommenen Sichtung noch 4—5 Bände in klein Folio umfassen.

Der Verfasser des angezeigten Werkes hat unter Berücksichtigung all dieser Entscheidungen und Antworten für die einzelnen priesterlichen Verrichtungen den Ritus so dargestellt, daß er dem fungierenden Priester fast für jeden Schritt und jede Bewegung den Weg zeichnet, den er entweder vorschriftsmäßig gehen soll oder doch angemessenerweise gehen kann, um in bester Harmonie mit den kirchlichen Gesetzen zu bleiben. In der Regel jedoch hält er kirchliche Vorschrift und Empfehlung der Rubrizisten auseinander, bemerkt deshalb unzähligemal nach Aufstellung einer bestimmten Vollzugsweise dieser oder jener liturgischen Verrichtung, daß eine „Vorschrift" nicht bestehe, daß die nähere Art und Weise ins Belieben des Zelebranten gestellt, ihm „frei" gegeben sei. Dadurch soll, wie der Verfasser im Vorwort hervorhebt, „einerseits die liturgische Duldsamkeit gefördert anderseits der rubrizistischen Nachlässigkeit entgegengearbeitet werden." Daß er hierin in der Tat durchgehends das Richtige getroffen hat, wird man dem Verfasser zugestehen müssen, wenn auch hie und da eine abweichende Auffassung noch berechtigt sein mag.

Über den Inhalt des vorliegenden Bandes wird der Leser dieser Zeitschrift unterrichtet sein, wenn ihm die Hauptteile des Werkes vorgelegt werden.

Nach kurzen „allgemeinen Regeln“ für den Zelebranten zerlegt der Verfasser den Gesamtgegenstand in vier Teile: 1. Meßopfer (hier kommt die stille heilige Messe, das feierliche Hochamt, die einfach gesungene Messe zur Sprache); 2. Liturgischer Gottesdienst (unter diesem Namen wird zunächst das feierliche und das weniger feierliche Stundengebet besprochen, alsdann die rubrikenmäßige Abhaltung der Prozessionen, der theophorischen und der nicht theophorischen und der kirchlichen Andachten, sei mit oder ohne Aussetzung des Hochwürdigsten Gutes); 3. Sakramente und Sakramentalien (außer der Spendung der heiligen Sakramente enthält dieser Teil die verschiedenen Segnungen und Aussegnungen und den Begräbnisritus); 4. Das Kirchenjahr (unter diesem Titel werden diejenigen speziellen kirchlichen Funktionen behandelt, welche zu besondern Zeiten des Kirchenjahres wiederkehren, zumal die der Karwoche und ähnliche).

Der jetzige Band ist nur ein Teil des ganzen Werkes, wenn auch zweifelsohne der wichtigste. Voraus gingen ihm im gleichen Verlage: Zweites Buch: Die liturgischen Verrichtungen der Ministranten [370] (*M* 2.80) und drittes Buch: Die liturgischen Verrichtungen der Leviten und Assistenten [320] (*M* 2.40). Es steht noch aus erstes Buch: Die Funktionen des Mesners.

Was über den oben genannten vierten Band gesagt ist, darf auch von den andern Bänden behauptet werden (s. diese Zeitschrift LXIII 113). Der Priester findet ein höchst brauchbares Werk, welches ihm zum Lesen und Nachschlagen dient bei den verschiedenen liturgischen Handlungen, die ihm vorkommen können. Er liest es mühelos bei der klaren und durchsichtigen, eher zu ausführlichen als zu gedrängten Darstellungsweise; er unterrichtet sich rasch über alles, was von ihm und seinen Gehilfen im heiligen Dienste zu tun ist; zu einem eingehenden Studium bei größerer Mußezeit dienen ihm die zahlreichen Anmerkungen, welche fast die Hälfte des ganzen Umfanges ausmachen.

Korrigiert müßte jetzt werden, was S. 15 A. 6 steht: „Ebenso fällt die Inklination (im Kanon) aus, wenn die Kommemoration des betreffenden Heiligen während seiner Oktav infolge der Okkurrenz eines festum dupl. I. oder II. cl. ausfällt.“ Die heilige Ritenkongregation hat in der richtigen Erwägung, daß die ganze Oktav als Festtag des Heiligen gilt, auf eine diesbezügliche Anfrage am 19. Juni 1903 dahin entschieden, daß die Inklination zu machen sei (vgl. Ephem. liturg. XVII 455).

Dieser Band und das ganze Werk kann für die beteiligten Kreise nur bestens empfohlen werden. Auch die hübsche Ausstattung und der sehr leserliche Druck sind anzuerkennen; sie machen der Verlagshandlung alle Ehre.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Ästhetik der Baukunst. Von **Gerhard Gietmann** S. J. Mit 26 Tafeln und 100 Abbildungen im Text nebst einem Sach- und Namenregister zu allen fünf Bänden der Kunstlehre. 8° (X u. 390) Freiburg 1903, Herder. *M* 6.—; geb. *M* 8.—

Nie sind Menschen desselben Landes und derselben Zeit in ihren ästhetischen Urteilen so uneins gewesen wie heute. Wir haben die Kunstwerke aller Länder

kennen gelernt, die Geschichte der Kunst geschrieben, eine Kunstwissenschaft begründet und ausgebaut. Durch die auf Reisen gesammelten Kenntnisse und durch treffliche Abbildungen, besonders durch Photographien, ist die Phantasie reich an Vorstellungen. Aber in vielen Köpfen ist ein Chaos entstanden, eine Art Labyrinth. Um Ordnung zu schaffen in der unübersehbaren Menge der Denkmäler, begnügen die einen sich mit Kleinarbeit. Sie suchen mit Aufwand der fleißigsten Forschung, der sorgfältigsten Vergleiche und scharfsinnigsten Zergliederung nicht nur Schulen zu finden, sondern in den Schulen den Werdegang und die Individualität der einzelnen Meister klar darzulegen. Dadurch aber wird alles immer mehr vereinzelt und zersplittert, der Gesichtskreis verengt. Die Begeisterung erstickt. Andere wollen in der geschichtlichen Folge der Kunstwerke nur eine naturnotwendige Entwicklung finden, die sich wie in Pflanzen, Tieren und Menschen so auch in deren Erzeugnissen und Werken fast mechanisch weiterspinnt. Kein Verständiger wird einerseits die Notwendigkeit der Kleinarbeit, anderseits die Vorteile der rein sachlichen Darstellung des tatsächlich Gewordenen leugnen. Die Erfahrung zeigt jedoch, daß wie auf allen übrigen Gebieten, so auch bei der Behandlung der Kunst die Vernachlässigung der großen, zusammenfassenden Grundsätze der Philosophie sich rächt. Nur da ist eine gründliche Beurteilung der edelsten Werke der hervorragendsten Menschen möglich, wo man ausgeht vom Innern der Meister, welche die Kunstwerke schufen, und ihrer Zeitgenossen, denen sie dieselben schenkten. Eine auf den Grundlagen der christlichen Philosophie aufgebaute Lehre über die Kunst, ihre Meister und Werke, ihre Freunde und Beurteiler ist darum heute nötiger als je. Darum ist die Kunstlehre von Gietmann und Sörensen, welche in dem hier angezeigten fünften Bande ihren Abschluß findet, mit Freuden zu begrüßen. Sie zeichnet sich vor andern Werken dieser Art aus, weil sie sich einerseits nicht auf allerlei neue Probleme, sondern auf altbewährte philosophische Grundlagen aufbaut, anderseits weit mehr, als dies bei früheren Handbüchern der Ästhetik der Fall war, die wertvollen Ergebnisse der modernen Kunstforschung berücksichtigt und benutzt. Die bisher erschienenen Bände sind in dieser Zeitschrift LXI 432 und LXII 217 besprochen worden. Dieser letzte, der Baukunst gewidmete Band behandelt im ersten und dritten Teile den ästhetischen Inhalt der Baukunst, ihre geometrischen und statischen Elemente, ihre Baustoffe, ihre konstruktiven Formen und Proportionen, sowie den Eindruck der Bauten auf unsere Augen und unsern Geist. Der zweite, vierte und fünfte Teil erläutert drei Entwicklungsstufen der Architektur. Zur ersten Stufe werden die Werke der ältesten Völker gerechnet, sowie die noch unentwickelten Bauten späterer Zeiten in halbkultivierten Ländern, zur zweiten die Meisterwerke der Griechen und Römer, zur dritten die christlichen Baustile mit Einschluß der Renaissance. Die Urteile des Verfassers über den Wert der einzelnen Stile sind gut begründet und maßvoll, weit entfernt von jener einseitigen Bevorzugung eines Stiles auf Kosten der übrigen. Er hält trotzdem an der Ansicht fest, für katholische Kirchen seien im allgemeinen für uns die Werke des Mittelalters mustergültig, doch sei der Renaissancestil an sich gewiß nicht unkirchlich. Sehr lesenswert sind seine im „Rückblick und Ausblick" dargelegten Gedanken über die

Forderungen der Gegenwart und das Suchen nach einem neuen Stil. Man kann das ganze Buch als einen Beweis ansehen für die Richtigkeit des als Naturgesetz hingestellten Satzes: „Auch die idealsten Formen sind wegen der Anlage des menschlichen Geistes dem Verwelken ausgesetzt.“ Wo der Geist nichts Neues zu lernen vermag, wo die Sinne keine ungewohnten Reize mehr finden, da hört die Freude auf, da stellt sich das Bedürfnis des Wechsels ein. Die oft verwendeten Formen eines Stiles veralten beim Kenner früher als beim Laien, zuerst aber beim Künstler, der voraneilt. Er sucht dann etwas anderes, macht Schule und schafft eine neue Art, bereitet einen neuen Stil vor oder verhilft ihm zum Siege. Durch Abwechslung muß die in und mit der Zeit lebende Kunst dem Überdruß zu entgehen suchen. Das Gute wird entwickelt bis zur letzten Möglichkeit, dann aber erregt der überschwengliche Formenschatz Ermüdung, und die Seele sucht im Einfachen wieder zur Ruhe zu kommen und aus dessen Keimen etwas Neues hervorwachsen zu lassen. Das Buch schließt mit dem vielsagenden Satze: „Nichts beweist, daß nur ein Stil der schlechthin beste sei, und es ist auch gar nicht nötig, daß in Zukunft nur ein Stil Alleinherrscher auf dem Felde der Baukunst werde.“ Gewiß! Aber jeder Stil ist eben ein Stil, eine in sich abgeschlossene Einheit vieler Einzelheiten. Werden mehrere Einheiten dieser Art lebenskräftig nebeneinander bestehen und blühen können? Möchten manche sich in diese Kunstlehre gründlich hineinlesen, durch dieselbe die inneren Gesetze kennen lernen, welche in Literatur und Musik, Malerei, Bildnerei und Baukunst ein Werk stilvoll und schön machen. Sie werden für ihren so gebildeten Geschmack im Genusse wahrer Kunstwerke Freude und Lohn finden. An Kunststätten, an Museen, die mit Kunstwerken gefüllt sind, ist kein Mangel. Was uns fehlt, das sind in ernster Art vorgebildete Besucher und Beurteiler.

Stephan Beissel S. J.

Die katholische Kirche in Armenien. Ihre Begründung und Entwicklung vor der Trennung. Ein Beitrag zur christlichen Kirchen- und Kulturgeschichte von **Simon Weber**, Doktor der Theologie, a. o. Professor der Apologetik zu Freiburg i. B. 8° (XX u. 532) Freiburg 1903, Herder. M 9.—

Armenien hat seinen Platz in der Geschichte der ältesten menschlichen Kultur. Im Umkreis der Tigrisquellen und des Wan-Sees trifft der Reisende noch heute auf die Spuren einer längst verschollenen, ins graueste Altertum zurückreichenden Zivilisation. Ein Kanal von 70 km Länge, von den Urbewohnern quer über einen Fluß, über Schluchten und durch felsigen Boden geführt, um der einstigen Hauptstadt am salzigen Wan-See trinkbares Wasser zuzuführen, ist bis heute im Gebrauch und stellt den mathematischen Kenntnissen seiner Erbauer ein glänzendes Zeugnis aus. Auf den Bergen sieht man in unterirdischen Felsenkammern und Treppen noch die Reste einstiger Königsburgen und Befestigungen; die Ausgrabungen an diesen Stätten bringen vor allem tüchtige Metallarbeiten zu Tage; befinden wir uns ja in der Gegend, in der wohl zuerst auf Erden das Eisen Bearbeitung fand. Wer waren diese Urbewohner? Inschriften, in assy-

rischen Keilzeichen geschrieben, mögen manches darüber sagen. Sie sind durch den Fleiß der deutschen Gelehrten Ed. Schultz seit 1829, W. Belck und C. F. Lehmann seit 1891 gesammelt, aber leider in einer unbekannten Sprache abgefaßt. Glücklicherweise treten die in assyrischer Sprache verfaßten Keilschriften ergänzend ein. Wie wir aus ihnen erfahren, haben wir es mit einem Reiche zu tun, das auch in der Heiligen Schrift (Is 37, 38. Jr 51, 27. 4 Kg 19, 37) einigemal unter dem Namen Land von Ararat genannt ist. Im Mund der Assyrier heißt es Urartu; die Urartäer selbst nennen ihr Land Biaina, sich selbst die Chalder. Zahlreiche Königsnamen sind bekannt — so ist z. B. der Erbauer des erwähnten Kanals König Menua, der von ca 805 bis 750 v. Chr. regierte —, und auch aus der Geschichte der Chalder wissen wir bereits einiges. Mit Glück haben sie eine Zeitlang mit Assyrien um „die Welt", d. h. um die Herrschaft in einem Stück von Vorderasien gerungen, bis das Vordringen zweier fremder Volksstämme, der Zimmerier von Westen, der Szythen von Osten, die Chalder zunächst zum Frieden und Bündnis mit Assyrien zwang und der Fall von Ninive Urartu erst in Abhängigkeit von den Medern, dann von den Persern brachte. Die Chalder verschwinden nunmehr aus der Geschichte. In der berühmten dreisprachigen Inschrift des Darius ist der Name Urastu im babylonischen Text durch Armnina und Armanija in der persischen Redaktion wiedergegeben, — statt mit Chaldern haben wir es im alten Reich von Urartu nunmehr mit Armeniern zu tun.

In welchem Verhältnis die Armenier zu den Chaldern standen, ist eine Frage, die man in vorliegendem Buch sorgfältig erwogen findet, auf welche aber zur Zeit nur durch das Eingeständnis unseres Nichtwissens geantwortet werden kann. Genug, daß der Prophet Jeremias so ziemlich der letzte ist, der vom Reiche Ararat redet und mit dieser Nennung die Vorgeschichte von Armenien ihren Endpunkt erreicht hat.

Wie Dr Weber der Heiligen Schrift zuliebe ausführlich bei Urartu verweilt hat, so erzählt er uns zum näheren Verständnis der kirchlichen Verhältnisse auch so ziemlich die ganze politische Geschichte Armeniens. Im Guten wie im weniger Guten erinnert sie an die Geschichte Polens im Mittelalter. Die Ähnlichkeit ist nicht nur eine äußere, insofern beide Länder die Ostmarken der Christenheit und die Verteidiger der christlichen Kultur gegen die Heidenschaft sind, auch der ganze Zug und Geist der Entwicklung bietet in beiden Ländern manche Berührungspunkte. Die große Masse des Volkes sind hörige Bauern, ein abgehärteter und kräftiger Menschenschlag, durch das rauhe Klima zur harten Arbeit gezwungen, gewöhnt an die eisige Kälte der schneebedeckten Berge wie an die Hitze der Sommermonate, tapfer im Krieg und genügsam im Frieden. Über ihnen steht der Adel. Er ist voll von Stolz auf seine Abkunft, die er womöglich von den Patriarchen des Alten Bundes herleitet, voll von heldenhaftem Kriegsmut und auch dem König gegenüber von einem mehr als starken Gefühl der Freiheit und Selbständigkeit durchdrungen. Jeder von diesen Bagratuniern oder Amatuniern hält sich berechtigt, auf eigene Faust seine Politik zu treiben und verschlagen und schlau die Verhältnisse, seien es auch die Bedrängnisse des eigenen Vaterlandes, zum Nutzen des eigenen Hauses auszubeuten.

Aus diesen Verhältnissen ergibt sich schon die Rolle, welche Armenien in der Weltgeschichte zu spielen berufen war. Weltpolitik haben seine Könige seit der Zeit der Chalder nicht mehr getrieben, dazu fehlte in dem ohnehin durch hohe Bergketten zerschnittenen Land das Gefühl politischer Einigkeit, so sehr auch das Stammesbewußtsein entwickelt war. In den großen Welthändeln war Armenien allezeit mehr Amboß als Hammer. Aus der Gewalt der Meder und Perser geht das Land über in die Hand Alexanders des Großen, der Seleuziden, der Römer. Unter Antonius und Kleopatra wird ein armenischer König als Gefangener in Ägypten enthauptet; ein anderer überreicht dem Kaiser Trajan kniefällig seine Krone und muß es erleben, daß Trajan sie annimmt, aber nicht mehr zurückgibt; unter Antoninus Pius vermag ein bloßes kaiserliches Schreiben einen Krieg zwischen Armenien und Parthien zu stillen. Doch die furchtbarste Fremdherrschaft ersteht für das Land, als 226 n. Chr. in unmittelbarer Nähe eine neue Großmacht, das neupersische Reich der Sassaniden, sich erhebt und alsbald seine Waffen gegen den Nachbar kehrt. Den ersten Ansturm übersteht das Land mit römischer Hilfe, nach dem zweiten regiert alsbald wieder Armeniens Konstantin und berühmtester Fürst, König Trdat, als unabhängiger König. Aber bereits im Jahre 385 erliegt das alte Reich von Ararat dem Geschicke Polens, der Teilung zwischen Persien und Byzanz.

Politisch war also Armenien von untergeordneter Bedeutung. Allein es hat eine Rolle, wie in der Geschichte der ältesten menschlichen, so der ältesten christlichen Kultur gespielt und eben dadurch Anspruch auf Beachtung und Interesse sich errungen.

Armenien ist das erste Land, welches die Religion Christi zur Staatsreligion erhob. Zwar gab es schon längst vor Trdat, spätestens um die Mitte des 3. Jahrhunderts, Christen im Lande, und Dr Weber sucht mit beachtenswerten Gründen zu verteidigen, daß schon in apostolischer Zeit Glaubensboten hier tätig waren. Aber erst Trdat hat, noch vor Konstantin und in höherem Grade als Konstantin, die Hilfsmittel der staatlichen Gewalt in den Dienst der Glaubensverbreitung gestellt. Gregor der Erleuchter, der Apostel Armeniens, ward in Cäsarea zum Bischof geweiht, Glaubensboten wurden ins Land gezogen, Kirchen errichtet und mit großem Besitz ausgestattet; die Zahl der alsbald Bekehrten gibt die Legende auf 4 Millionen an.

Einmal bekehrt, wird Armenien sofort der Grenzwächter der christlichen Gesittung gegen den Ansturm des mächtigen Sassanidenreiches. Immer von neuem erheben sich diese Kämpfe. Kein König, der nicht gegen Persien das Schwert ziehen muß, kein Jahrzehnt, das nicht durch Schlachten und Heldentaten ausgezeichnet ist. Dadurch hat Armenien sich ein großes Verdienst um das Abendland erworben; durch sein Kämpfen und Bluten hat es den Angriff der heidnischen Großmacht von Europa ferngehalten und ein ruhiges Entfalten und Entwickeln der christlichen Gesittung dort ermöglicht. Als ein Kampf für das Christentum wurden auch in Armenien diese Kriege aufgefaßt. Werthanes, Gregors des Erleuchters Sohn und zweiter Nachfolger, ordnete geradezu an, daß die gefallenen Helden als Märtyrer kirchlich verehrt werden sollten, denn „sie haben sich

geopfert mit einmütiger Treue für die Wahrheit des Herrn, für die Kirche, für die Märtyrer, für das heilige Gesetz und den Glauben, für den Klerus, für die unzähligen Neophyten, die im Namen Christi getauft sind" (S. 277). An der Seite des Heerführers Mushegh zieht der Oberbischof Nerses mit in den Kampf, um gleich einem zweiten Moses während desselben mit ausgespannten Armen für den Erfolg der Schlacht zu beten, im Wardanischen Freiheitskrieg empfängt am Morgen das Heer die heilige Kommunion, ehe es in die Schlacht sich hineinstürzt.

Die Kirche hat dem Land diese Dienste treu vergolten. Wenn eine armenische Nation heute noch existiert, wenn sie unter den Kulturvölkern einen Platz hat, wenn man sich um sie kümmert und sich mit ihr beschäftigt, so ist das fast einzig das Verdienst des Christentums.

Der hl. Athanasius betrachtet es als Beweis für die Kraft des Christentums, daß es sogar eine Nation wie die Armenier besiegen konnte, und so wird man denn freilich nicht erwarten, daß die christliche Gesittung sehr rasch in Armenien Wurzel gefaßt habe. In der Tat trat von Trdats Nachfolgern nur sein Sohn Chosrov in die Fußstapfen des armenischen Konstantin. Schon unter dem folgenden König Tiran (339—349) drang allgemeine Sittenlosigkeit bis in die Schichten des Volkes. Patriarch Hussik, der es wagte, dem König deshalb den Eintritt in die Kirche zu wehren, wurde dafür geschlagen, daß er starb; sein erkorener Nachfolger, der greise Daniel, aus ähnlichem Grund sofort erdrosselt. Tirans Nachfolger Arshak geriet in die Schlingen des Unglücksweibes Pharandzem, der armenischen Helena, die nach dreifachem Bruder- und Gattenmord endlich in dritter Ehe die Krone Armeniens auf ihrem Haupte sah. Die Kirche hatte wiederum für die Frevel der gekrönten Sünder zu büßen, der Oberbischof Nerses mußte neun Jahre lang in die Verbannung ziehen. Noch schlimmer wurde die Lage unter Pharandzems würdigem Sohne, König Pap, von dem man sich erzählte, daß Dämonen in Schlangengestalt ihn überall begleiteten. Er begann den stillen Kulturkampf, indem er die Kirche beraubte und ihr die Mittel ihrer Wohltätigkeit und ihres Einflusses nahm. Wieder wagte der zurückgerufene Nerses Vorstellungen, und wiederum mußte ein Patriarch seine Kühnheit mit dem Tode büßen; er soll bei einem Gastmahl von Pap vergiftet worden sein. Wie die Fürsten, so die Untertanen. Von Gliedern des hohen Adels wird ein Landesverrat nach dem andern erzählt, und beim niedern Volk trieb man im Dunkel der Nacht wiederum die alten schändlichen Götzendienste.

Trotzdem aber eroberte sich das Christentum in verhältnismäßig kurzer Zeit die Herrschaft auch über die Herzen des Volkes. Als nach der Teilung Armeniens der Perserkönig zur Verleugnung des Glaubens zwingen wollte, fand er derartigen Widerstand, daß er das Unternehmen aufgab. Unter den Bischöfen, deren Wirken diese Umwandlung zuzuschreiben ist, ragen vor allem zwei hervor, der eben erwähnte Nerses, † ca 372, und Sahak der Große, Oberbischof seit 390. Nerses, ein Urenkel Gregors des Erleuchters, in Cäsarea gebildet und anfangs Offizier, errichtete Schulen, begünstigte das Ordensleben, baute Zufluchtsstätten für die Kranken, Aussätzigen, Lahmen. Sein Haus stand allen offen, Witwen und Waisen fanden an ihm ihren Vater, mit eigener Hand wusch und pflegte

er Notleidende. „Niemals besaß das armenische Land einen ähnlichen Hirten.“ Seines Sohnes, Sahaks des Großen, Leben fällt in die Zeit nach der Teilung Armeniens. Da alles, was griechisch war, auch die bisher benutzten griechischen Bücher, mit Mißtrauen von den persischen Herren des Landes betrachtet ward, so wurde Sahak im Verein mit Mesrop der Schöpfer der armenischen Schrift, Literatur und nationalen Liturgie. Für das armenische Volk war das eine Tat von weittragendster Bedeutung. Wenn trotz des Druckes der Fremdherrschaft, trotz der Zerstreuung unter die verschiedensten Völker dennoch die Armenier nicht von den fremden Nationen aufgesogen wurden, so liegt der Grund hauptsächlich im Besitz einer nationalen Literatur und Liturgie. Darin bestand, nachdem die staatliche Einheit zertrümmert war, das einigende Band, das die Nation zusammenhielt. So verdankt Armenien es seinen Bischöfen, daß es noch eine armenische Nation gibt.

Schon diese flüchtige Inhaltsangabe zeigt, ein wie reiches Material Dr Weber zum Teil aus entlegenen Quellen mit großer Gelehrsamkeit zusammengetragen und verarbeitet hat. Und doch haben wir bisher eine ganze Reihe von Kapiteln gänzlich außer acht gelassen. So enthält der Abschnitt über die Vorgeschichte Armeniens eine Darlegung der altarmenischen Götterlehre, — nicht alles darin ist so unschuldig wie die mythische Erklärung der Milchstraße oder vielmehr nach armenischen Begriffen der Strohstraße. Ihr Gott Wahagn hat nämlich einst Stroh gestohlen; den Weg, den er gegangen ist, sieht man noch jetzt am Himmel mit der herausgefallenen Spreu bezeichnet. In der späteren armenischen Geschichte ist sehr oft die Chronologie unsicher oder müssen die zuverlässigen Nachrichten aus Sagen und Legenden herausgeschält werden. Infolgedessen ist das Buch durchflochten mit einer Unmasse von gelehrten chronologischen und kritischen Untersuchungen.

Eine dankenswerte Unterbrechung der Erzählung bilden die dogmengeschichtlichen Abschnitte §§ 9 15 19, in welchen wir über Glauben und Glaubensleben der armenischen Kirche belehrt werden. Auch von den sonstigen Exkursen sind viele inhaltlich notwendig. So z. B. die Erörterung der Frage, ob die armenische Kirche von Anfang an autozephal und vom Verband der übrigen Kirche getrennt gewesen sei, wie das z. B. Döllinger behauptete, ebenso die Frage, ob die armenische Kirche den Zölibat gekannt habe usw.

Ein ohne Zuziehung des Kodex Theodosianus unenträtselbarer Druckfehler ist S. 190 stehen geblieben, aus „315?“ bei Hänel ist 3 S 15 geworden. Viktor Publius (S. 192) ist als Quelle für die Topographie Roms unbrauchbar. S. 147 hätte der Verfasser Klöster aus dem 3. Jahrhundert namhaft machen müssen, die Stelle aus de Rossi bezieht sich auf das 4. Jahrhundert. Etwas störend wirkt es, daß derselbe Name in verschiedener Schreibung vorkommt, so Bahram, Behram, Warahram für dieselbe Person (S. 108 385 428). Die Sprachkenntnis des Verfassers erlaubt es ihm auch, armenisch geschriebene, zum Teil in Alexandria, Moskau oder gar Walarshapat gedruckte Bücher zu benutzen. Aber manchem Leser wäre es trotzdem wohl lieber gewesen, wenn statt eines Hinweises auf Sarkisean, Murabean, Mechitareanz die Quellen wären angegeben worden, auf welche diese Herren sich stützen.

Herrn Dr Weber haben wir unsern Dank abzustatten für sein mühevolles und gelehrtes Buch. Dem Kirchenhistoriker ist damit ein entschiedener Dienst erwiesen.

C. A. Kneller S. J.

1. **Die Vollendung der Revolution. Napoleon** I. Von **Karl Ritter von Landmann.** Mit 119 Abbildungen. (116).

2. **Die Gesamtkunst des** XIX. **Jahrhunderts. Richard Wagner.** Von **Wilhelm Kienzl.** Mit einer Beilage und 91 Abbildungen. (144).

[Weltgeschichte in Charakterbildern. Herausgegeben von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn. Fünfte Abteilung. Die neueste Zeit.] gr. 8° München 1903 u. 1904, Kirchheim. In Leinwand geb. per Band *M* 4.—

1. Was über Laufbahn und Kriegstaten Napoleons im Gemeinbesitz der Gebildeten sich befindet, wird in großen Umrissen nochmals erzählt, und durch das enge Zusammendrängen der mannigfaltigsten Dinge bei schlichter, markiger Darstellung gewinnt das Bekannte neuen Reiz. Der Schlußabschnitt über die „Umgestaltung des Kriegswesens" erweckt ein größeres Interesse; in Verbindung mit sonst eingestreuten Bemerkungen verwandter Art bildet er den eigentlichen Wert der Arbeit. Nur hätte dabei die Verpflegung der Verwundeten und Kranken nicht ganz vergessen werden sollen, mit der es wenig glänzend bestellt war. Da der Verfasser nicht Historiker ist und bei dem engen Rahmen seiner Darstellung für die Schilderung der Begleitereignisse auf summarische Hinweise sich beschränken mußte, so bedarf es einiger Vorsicht. Wer z. B. die Wiederherstellung der Bourbonen genauer studiert, wird ein von dem seinigen sehr verschiedenes Bild gewinnen, und ähnliches gilt von der am Herzog von Enghien vollbrachten Gewalttat, vom Verhältnis Jominis zu Ney und von manchem andern. Was vom Verhalten Napoleons gegenüber dem Oberhaupte der katholischen Kirche gesagt wird, steht in so schreiendem Gegensatz zur historischen Wahrheit, daß es genügt, auf ein beliebiges Lehrbuch der Kirchengeschichte zur Richtigstellung hinzuweisen. Auch das „Seufzen des römischen Volkes unter schlechter Verwaltung und geistiger Knechtschaft" ist mehr liberale Phrase als Frucht eingehender Orientierung. Die vielen hübsch ausgeführten Abbildungen machen öfters den Eindruck des Spielenden und werden mitten in dem ernsten Texte leicht zur Störung. Das exzentrische Phantasiestück „Napoleons Begrüßung im Jenseits" wäre unter jeder Rücksicht besser fortgeblieben.

2. „Eine nach allen Ausdrucksrichtungen hin expansive künstlerische Natur", der „Gesamtkünstler" einfachhin und „der Künstler in allem, was er tat und schrieb", wird Wagner im Tone des höchsten und ununterbrochenen Enthusiasmus dem Leser vorgeführt. Die Idee des „Gesamtkunstwerkes", wie sie in seinem Geiste allmählich ausreifte und zur Tat wurde, tritt dabei klar faßlich in den Vordergrund. Aber „nicht rein systematisch oder spekulativ war des Künstlers Schaffen, sondern schlechtweg seherhaft". Das Verhältnis des Komponisten Wagner zu den vorausgehenden großen Musikern, das seiner Werke zur Oper

und seines Wort-Ton-Dramas zum Schauspiel wird gut erläutert, der „Genie-Schritt vom komponierten Vers zur Wort-Ton-Sprache“, der „Sprachgesang“ aus dem Geist des Wortes und Satzes heraus, die „musikalisch gesteigerte Rhetorik“, der reich gegliederte, durch Gegensätze belebte „Tonredefluß“ werden zum Verständnis gebracht. Es wird Nachdruck darauf gelegt, in den Werken aus Wagners Meisterzeit der Musik die richtige Stellung anzuweisen, aber auch die Wagnersche Musik an sich, mit ihren Eigentümlichkeiten, findet Würdigung und Veranschaulichung. Die verschiedenen Stellen über das Wagnersche Leitmotiv, über das Kolorit der Naturschilderungen, über das Melisma des Doppelschlages, den Kontrapunkt der Klangfarbe, über die Bereicherungen des Orchesters usw. sind recht belehrend und lesen sich gut. Im zweiten Abschnitt sind die Lebensschicksale des Meisters in gedrängter Übersicht erzählt, und der Zusammenhang seiner Werke und seines Schaffens mit dem Selbsterlebten tritt genügend hervor. Nicht weniger als 14 Porträts aus verschiedenen Zeiten geben des Künstlers geistvolle Züge wieder, und mehrere Faksimiles seiner Handschrift, Briefe und Musiknoten sind beigegeben. Der letzte Abschnitt handelt über „die Kunst von Bayreuth“ und die Bayreuther Festspiele 2c., zwar enthusiastisch, aber immerhin aufklärend.

Hätte der Verfasser sich hiermit begnügt, so hätte nur noch eines gefehlt, um ein schönes, lehrreiches Buch zu schaffen, das auch gläubige Christen ihm hätten danken können. Er hätte bei dem bewunderten Meister nachweisen müssen den vielfach hervortretenden Drang zum Idealen hin, ein schmerzliches Bedürfnisgefühl nach religiöser Befriedigung und oft überraschende Ahnungen der christlichen Wahrheit neben viel Irrtum und Verschwommenheit und neben der beklagenswerten Verworrenheit der sittlichen Begriffe. Wäre der Verfasser, so vertraut mit Wagners Schriften und Lebenswerk, auch hierin zum klarschauenden und sichern Führer geworden, viele Schwächen seiner Darstellung, selbst den Hang zur hohlen Phrase und die widerlichen Wiederholungen nichtssagender Modeschlagwörter würde man ihm gerne verziehen haben.

Leider hat er es vorgezogen, in Wagners Werken die in Musik übertragene Metaphysik Schopenhauers zu feiern. Wagner und Schopenhauer sind ihm „die beiden Großen, in denen sich die Menschheit unserer Zeit gleichsam auf ihre verlorene Würde besinnt“. Wagner ist dem Verfasser nicht nur der geniale Künstler, sondern auch Wahrheitsprophet und berufener Religionsphilosoph, das Orakel für Religion und Sittlichkeit. In Wagner „ist dem Volke der Denker einer seiner hervorragendsten und ernstesten L e h r e r erstanden, mit dessen Schriften sich mindestens der gebildete D e u t s c h e, wenn irgend er dem Streben und der geistigen Entwicklung seines Volkes nicht völlig gleichgültig gegenübersteht, eingehender befassen sollte“ (S. 83).

Damit aber liegt in dieser Schrift nicht mehr ein schlichtes Charakterbild aus der Weltgeschichte vor oder eine musikgeschichtliche Studie, sondern eine unverhüllte Leugnung des christlichen Sittengesetzes und eine Verlästerung der gesamten christlichen Offenbarung. Dem zur Seite geht freilich ein ständiges Phrasengeklingel von reiner Sittlichkeit, sittlicher Höhe, ethischem Gehalt, Regeneration der Menschheit durch Religion und Kunst, Gegensatz von Religiosität

und Kirche u. dgl. Wohl stehen ein paar wegwerfende Worte Wagners gegen „armselige Freidenkerei“, die doch „schließlich nichts wie Renommage ist“, in einer Anmerkung begraben, und selbst in der Klage über den „theologisch entstellten und unkenntlich gewordenen Erlöser“ könnte man bei dem unstät in der Welt umhergeworfenen Protestanten noch einen religiösen Grundton entdecken. Aber dem stehen Aussprüche Wagners gegenüber wie der, daß das Christentum „die Kultur tief geschädigt“ habe, und daß „um eine echt ideale Kunst wiederzugewinnen, das freie Hellenentum in einer unter uns möglichen Form neuerdings Eingang finden müsse“. Ja an mehr als einer Stelle belassen die Ausführungen kaum eine Täuschung darüber, daß in einigen der Hauptschöpfungen des Meisters die Auflehnung gegen Gott und Gottes Gesetz ihre Verklärung erhalten soll. „Die ihrem Vater unbedingt ergebene Walküre wird mit der ersten gegen sein Verbot vollzogenen eigenmächtigen Handlung sozusagen erst zur Individualität, also persönlich frei, wie später Siegfried.“ Auch in diesem Siegfried, dem „Urbild des germanischen Helden- und Menschentums“, hat Wagner „sichtlich seine revolutionären Ideale verkörpert. Ein freier Held ist Siegfried geworden als Sproß Siegmunds, der eine außer den göttlichen Gesetzen liegende freie Tat wirkte“. Von den Frauengestalten in Wagners Werken im allgemeinen wird gerühmt, daß sie „ihrem kräftigen Empfinden mit größter Unmittelbarkeit Ausdruck geben und der Moral freier Selbstbestimmung folgen“. Noch mehr ist Siegfried „der Mann der unmittelbaren Tat, der freieste Held, der durchaus naiv, ohne Wissen und ethisches Bewußtsein, nur nach seinen egoistischen Instinkten handelt“, er ist „die Gegenwartsnatur, die in ihrem naiven Egoismus ohne Schuldbewußtsein handelt“. Ein Gewissen, ein in das Menschenherz gegrabenes Naturgesetz gibt es natürlich nicht, ebensowenig wie Wagner von der Erbsünde etwas wissen will. Der Mensch war „nach Wagners Überzeugung“ ursprünglich rein und gut; er „kann daher wieder in den früheren Zustand zurückgebracht werden, wenn ernstlich danach gestrebt wird, den Verfall der menschlichen Kultur mit allen Mitteln aufzuhalten“. Dies aber geschieht „einzig und allein durch eine hohe und edle Kunst, die höchste gemeinschaftliche Lebensäußerung des Menschen“, und dafür steht „der künstlerische Dichter der Welt-Tragik“ als vermittelnder Freund der Menschheit zur Seite.

Ein Muster dieser die Menschheit regenerierenden Kunst ist Wagners Tristan und Isolde, das „idealste Wort-Ton-Drama“, für das der Verfasser ausgesprochene Vorliebe bekundet, das aber tatsächlich nichts anderes ist als die Apotheose des Ehebruchs, ein Krönungsmarsch zur Feier der Allherrschaft des Fleischestriebes. Tristan und Isolde „fühlen sich angesichts des sichern Todes (sie vermeinen tödliches Gift genommen zu haben) frei vom Gesetze der Lebenden.... So begeben sie sich aus dem Banne der menschlichen Gesellschaft und ihrer Sitte in den eines höheren Gesetzes, desjenigen, das sie von je füreinander bestimmte“. „Alles ist tief innerlich“, schreibt hierzu der Verfasser, „alles ist groß, erhaben, das Maß des Gewohnten weit hinter sich lassend.“ „Wagner hat den Stoff völlig freigestaltet und zu ungeahnter ethischer Höhe erhoben.“

Dazu wird vom Verfasser betont, daß es sich hier um „Selbsterlebtes“ handle, um „ein autobiographisches Moment von höchster Bedeutung“, d. h. um

eine leidenschaftliche Neigung des längst verheirateten Meisters zur Gattin eines Freundes und Wohltäters. Dementsprechend wird auch in einer etwas späteren Periode von Wagners bewegtem Künstlerleben sein öffentliches Zusammenwohnen mit der Gemahlin eines andern Freundes nicht nur gerechtfertigt, sondern glorifiziert und die „Hochherzigkeit" dieses Freundes gepriesen.

Nur nebenbei sei erwähnt, daß die Hereinziehung der christlichen Glaubensgeheimnisse, wie der heiligen Dreifaltigkeit, des Erlösungstodes, der Person des Weltheilandes usw. in der Art und an der Stelle, wie es geschieht, den gläubigen Christen peinvoll berührt, nicht minder wie der Unverstand, mit welchem z. B. S. 125 von „grundsätzlicher Keuschheit im Sinne des Zölibats", oder S. 59 vom „indisch-christlichen Gedanken der Weltüberwindung ... durch das entsagungsvolle Aufgehen in der Allgemeinheit" so nebelhaft geredet wird.

Auch nach der rein historischen Seite hin bietet die Darstellung Raum zu mancher Einsprache. Der König von Sachsen war Wagner gegenüber nicht der lieblose Verfolger, sondern hatte wohl Ursache, die Gerechtigkeit walten zu lassen; die Besorgnisse aber, welche auch die Bestgesinnten in Bayern hegten zur Zeit, da Wagner als Günstling des jugendlichen Königs in München weilte, waren doch zu ernster und wohlbegründeter Natur, als daß mit Schimpfreden auf das „bierdunstgeschwängerte Spießbürgertum" der Münchener der historischen Wahrheit gedient wäre.

Bis zur Unleidlichkeit geht der Mißbrauch, der getrieben wird mit dem dutzendweise wiederkehrenden „Reinmenschlichen", „Urmenschlichen", „Ewigmenschlichen", „Ewignatürlichen", was alles im Grunde doch nichts anderes bezeichnen soll als das Herrschaftsrecht des fleischlichen Triebes im Menschen. Das „Ewigweibliche" fehlt natürlich daneben auch nicht. Da ist dann „kein gedankenhaftes Wollen der Liebe mehr, sondern leibhaftig lebt sie da, schwellt jede Ader und regt jede Muskel des heitern Menschen zur entzückenden Betätigung ihres Wesens auf".

Dieses „Urmenschliche" wird nun restlos zur Geltung gebracht in dem Wagnerschen Gesamtkunstwerk, vorab in seiner Musik, welche, wie der Meister selbst unübertrefflich wahr von der Tannhäuser-Rolle gesagt hat, ganz bestimmt ist, „das D ä m o n i s c h e in Wonne und Schmerz überzeugend zum Ausdruck zu bringen". Freilich erkennt der Verfasser dem Wagnerschen Wort-Ton-Drama an und für sich schon einen „gar nicht hoch genug anzuschlagenden läuternden, allgemein sittlichen Wert" zu, schon deshalb, weil es „durch die Mitwirkung der reinsten aller Künste, der Musik, geadelt werde". „Keine Kunst", behauptet er, „liegt dem Gemeinen ferner als die der Töne, die ja schon durch ihre bloße Berührung alles veredelt, so wie Midas' Hände, unter denen alles zu Gold wurde." Dann aber ist S. 120 der Bewunderung kein Ende, wie durch die Musik im ersten Akte der Walküre „das Erotische in allen Abstufungen" erschöpfend zum Ausdruck komme. Und „die neue Venusberg-Musik im Tannhäuser mit ihrer unvergleichlich glutvollen Erotik und dem wunderbaren Zauber ihrer Auflösung in das Reich der Grazien und die ihr folgende große Szene mit der ihr eigenen, die ganze Empfindungsskala durchmessenden eindringlichen Rhetorik gehört zu

dem wertvollsten und bewunderungswürdigsten, was uns Wagner geschenkt". Auch der Meister selbst wußte gar wohl, was er sagte, als er über sein „Rheingold" 1854 an Liszt schrieb: „Meine Musik ist furchtbar; es ist ein Pfuhl von Schrecknissen und Hoheiten."

In der Tat ist es in Worten kaum zu erklären, wie ein musikalisch veranlagter, des Lebens kundiger Mann gleich dem Verfasser sich darüber zu täuschen vermöchte, daß die Musik auch die gemeinsten, wildesten und tierischsten Instinkte im Menschen wachzurufen und bis zur Glühhitze zu erregen vermag. Spricht doch auch Kienzl von der Musik zum zweiten Akte des Tristan als dem „vulkanischen Ausbruch des überschwenglichen Künstlerherzens". „Schon das Melos des Vorspiels ist vom Lavastrom der glühenden Tristanseele durchflutet. . . . Nie ist die Sehnsucht in ihrer Stufenleiter vom äußersten Wonneverlangen bis zur allerentschiedensten Todessehnsucht überwältigender in Tönen ausgedrückt worden."

Und durch den berauschenden Genuß dieser Musik, unterstützt von allen Reizmitteln des Bühnenflitters und der szenischen Darstellung, soll die Bühne zur „Verkünderin höchster Sittlichkeit" gemacht werden, zu einem „Tempel der Erbauung und Selbstschau".

Nach dem Gesagten bedarf es eines eingehenderen Nachweises nicht, daß in vorliegender Schrift neben manchem Brauchbaren viel Trügerisches und Irreleitendes enthalten ist. Bereitwillig mag angenommen werden, daß jeder Gedanke an Verletzung fremder Empfindung dem Verfasser fern lag, und daß sein Attentat auf die christliche Religion und Sitte ihm selbst nicht klar zum Bewußtsein kam. Von seinem „möglichst subjektiven Standpunkt aus wollte er seiner persönlichen künstlerischen Anschauung Ausdruck verleihen". Der große Mißgriff lag jedoch darin, daß er sich nicht bescheiden konnte, nur als Künstler über den Künstler zu schreiben. Wie das Werk jetzt vorliegt, entspricht es nicht mehr dem „Standpunkt des positiven Christentums", sondern gibt Anlaß zu den ernstesten Bedenken und Vorbehalten. „Verfänglich" wäre für diese Schrift zu wenig gesagt, sie ist unchristlich.

Otto Pfülf S. J.

1. **Bezirkshauptmann von Lerchberg.** Roman von **E. Scapinelli.** 8° (340) München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

2. **Taubenflug.** Roman von **Lucy von Hebentanz-Kaempfer.** 8° (426) München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

1. Ein ehrgeiziger Beamter, der herrschen will, wird in kurzer Zeit Bezirkshauptmann in einer österreichischen Provinzialstadt. Durch sein schneidiges Vorgehen gerät er bald mit der Gemeindevertretung in Streit und wird sogar seiner nächsten Umgebung entfremdet; trotz anfänglicher Erfolge scheitert er wegen eigener Unklugheiten und unglücklicher Verwicklungen. Allerlei Mißgeschick bricht nun über ihn herein, aber zu seinem Heile; denn er wird von seinem Beamtendünkel geheilt, so daß er nicht mehr der Beherrscher, sondern der Bruder seiner Mitmenschen sein will. So geläutert, gelangt er wieder zu einer gebietenden

Stellung. — Obwohl der Eingang ungezwungen die Erzählung einführt und sogleich unsere Teilnahme weckt, erweisen sich doch die hier eingesenkten Keime nicht fruchtbar genug; denn immer wieder müssen neue Personen auftreten, um die Entwicklung herbeizuführen: Frau Huber, Frau v. Haidhofen und Erna. Warum die erste keine bedeutendere Rolle spielt, erklärt sich wohl aus dem aristokratischen Zug, der das Ganze durchweht. Sonst schreitet die Handlung ohne eigentlich störende Einflechtungen zielbewußt voran. Die politischen und sozialen Kämpfe geben dem nüchternen Beamtenleben den erforderlichen Reiz. Die Verwicklung wird unter Benutzung aller Umstände herbeigeführt; allerdings fehlt es dabei keineswegs an Unwahrscheinlichkeiten. Gegen Ende fällt die Handlung stark ab, erhebt sich jedoch im letzten Kapitel zu einem wirkungsvollen Abschluß. Im ganzen ist die Zeichnung der Personen nicht übel. Der Charakter des Helden wirkt freilich nicht besonders anziehend, scheint auch nicht einmal recht glaublich; trotz der zum Überdruß gepriesenen „Energie und Tatkraft" fehlt es ihm an Selbständigkeit und nachhaltiger Willensstärke. Die Urteilslosigkeit der Menge ist treu geschildert; dagegen wurden die Widersacher des Bezirkshauptmanns doch wohl mit allzu fühlbarer Absichtlichkeit überladen. Besonders gefallen die vernünftige Frau v. Haidhofen und die unglückliche Paula Swoboda; auch die doppelte Heilung des träumerischen Edgar ist vorzüglich. Der Verfasser weiß uns packende Auftritte und liebliche Bilder vorzuführen, seinen Betrachtungen jedoch mangeln durchgehends Frische und Eigenart. Die Schilderungen des Seelenlebens weisen viele matte und frostige Gemeinplätze auf. Der Darstellung fehlt es vor allem an Gewandtheit und Zierlichkeit; die Ausdrucksweise ist häufig breit und gespreizt, viele häßliche Verbindungen und Redensarten erinnern an den Aktenstil. Daneben finden sich manche platte Wendungen, vor allem stößt das beständige „Bummeln". Die falschen Formen und zahlreichen Verstöße gegen Grammatik und Stilistik, die wiederholte Verwechslung verwandter Wörter und ähnlicher Fügungen zeigen, daß dem Verfasser das feine Gefühl für die deutsche Sprache abgeht. Bei einer neuen Auflage ist das Buch einer sorgfältigen Durchsicht zu unterziehen.

2. Der Salonroman „Taubenflug" spielt sich auf einem internationalen Schauplatze ab; in buntem Wechsel versetzt er uns an die verschiedensten Orte der gebildeten Welt diesseits und jenseits der Meere. International ist dementsprechend der Gesellschaftskreis, in dessen reich bewegtem Leben uns eine ansehnliche Menge eigenartiger Gestalten entgegentritt. International ist leider auch das Gewand; zum äußeren Aufputz unseres geliebten Deutsch müssen nämlich indogermanische und semitische Sprachen ihre nicht immer tadellosen Beiträge liefern. Die Verbindung zweier durch eifriges Ränkespiel geförderter Handlungen verschlingt die Fäden der Erzählung zu einem vielmaschigen Netz abenteuerlicher Begebnisse; durch die geheimnisvolle Vorgeschichte und deren allmähliche Aufhellung entsteht die starke, wenn auch nicht immer künstlerische Spannung des Kriminalromans. Eine kräftige, straffe Handlung besitzt das Werk nicht, es gibt sich mehr als ein Gesellschaftsbild denn als eine Erzählung. Ob aber das Bild wahr ist? Ob es nicht zu dunkel gehalten ist? Die meisten Gestalten sind gut

gezeichnet, aber nur wenige sind wirklich anziehend. Die Hauptperson ist wohl am wenigsten gelungen. Zwar weiß die Verfasserin in deren Schilderung nicht genug zu tun: sie charakterisiert sie nicht bloß durch anschauliche Handlungen und bezeichnende Reden, sondern sucht sie auch durch eigenes und fremdes Lob, durch Vergleichung mit andern ins rechte Licht zu stellen. Aber Hildegards Charakter ist eher dramatisch als episch, er ist nicht mehr im Werden begriffen, sondern fertig und abgeschlossen, wie er ist, gestaltet er nur die Lebenslage aus. Trotz mancher Vorzüge leidet der Roman an einem Fehler, der seinen Erfolg in Frage stellt; die Vorgeschichte ist zu breit und zu verwickelt, der Ausgangspunkt zu spät gewählt; daher muß beständig auf die Vergangenheit zurückgegriffen und manches Ereignis berichtet werden, das der Leser lieber miterlebte. Der erste Griff ist eben nicht gelungen. Sonst bekundet die Verfasserin eine große Gewandtheit in der Technik und Darstellung. Allerdings scheinen einzelne Zwiegespräche mehr des Lesers als der zuhörenden Personen wegen dazustehen; denn sie erörtern irgend eine Frage, anstatt nach psychologischen Gesetzen den Fortschritt der Handlung herbeizuführen. — Ob der Satz: „Nur die Ehe, die ein katholischer Priester einsegnet, ist unlöslich" (S. 57) die Ansicht der Verfasserin wiedergibt, ist nicht klar ersichtlich; jedenfalls ist er in seiner Allgemeinheit unrichtig und höchst unklug.

H. Wiesmann S. J.

1. **Gottestal.** Von **Anton Schott.** Mit Buchschmuck von Philipp Schumacher. Preisgekrönter Roman. Herausgegeben von der Deutschen Literatur-Gesellschaft. 12° (396) München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Brosch. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

2. **Der Zauberknoten.** Roman von **W. Barry.** Übersetzt von **Johanna Szelinska.** Mit Bildern von A. Bawórowski. 12° (464) München 1904, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Brosch. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

1. Schott zählt gewiß zu unsern fruchtbarsten und talentvollsten Erzählern. Daß endlich einer seiner Romane „preisgekrönt" wurde, hat er wohl verdient, und wir wünschen ihm Glück zu dieser Auszeichnung. Aber ob gerade der vorliegende den Kranz verdiente? Offen gestanden, wir können „Gottestal" nicht zu seinen besseren Leistungen zählen.

Das schwierige Problem der Arbeiterfrage, das Schott sich hier zum Vorwurf macht, bedarf eines ganz andern Studiums als der „Lenhart", ein aus dem Priesterseminar entlassener Bursche, zu dessen Lösung mit sich bringt. In einer langen Rede entwickelt er bei dem Sonnenwendfeuer sein Programm (S. 307—309). Schreiben wir einige Sätze heraus: „Zum ersten müssen wir uns an die Lehre Christi halten und nachher können wir verlangen, daß sich auch die andern daran halten und in christlicher Weis' mit uns umgehen." Das ist ein vortrefflicher Eingang; aber der Redner empfiehlt sofort die Umschaffung des bestehenden Staates (Österreichs) in nationale Staaten, zählt dann eine Reihe grundstürzender Verfassungsänderungen auf und gelangt endlich zu dem Schluß: „Und zum letzten — wie schon gesagt — nationale Staaten mit Wahlkönigtum,

wenn es nicht anders geht. Das Volk ist der Staat, und das Volk kann nicht verpflichtet sein und nicht verpflichtet werden, jedermann als seinen Herrscher und Lenker seiner Geschicke anzusehen, der sich ihm hierzu aufdrängt oder den veraltete, von den Herrschergeschlechtern und dem ihnen aus guten Gründen immer zur Seite und zur Hilfe bereitstehenden Adel vor Zeiten aufgestellte Verfügungen als solchen bestimmen. Gerade der Fürst, der an der Spitze des Volkes stehen soll, muß durch Tugend und Gesinnungsadel — auf den andern Adel pfeift heutzutage jeder Spatz — hervorragen und die Gewähr für alles weitere bieten. Er muß auch jederzeit absetzbar sein, wenn er nicht mehr das Vertrauen des Volkes besitzt."

So der Held des Schottschen Romans! Ein „jederzeit absetzbarer Wahlkönig"! Das heißt doch mit andern Worten: Umsturz alles Bestehenden! Da müssen wir dem „Einäugel" Recht geben, der am Schlusse von Lenharts Rede ausruft: „Der reinste Revoluzer!" Schott aber läßt den „Flußsieder" den Auftritt mit dem Worte schließen: „Wie ein neuer Prophet kommt mir der Bub vor, nicht anders." Leider scheint damit der Verfasser die Tendenz der Erzählung ausgesprochen zu haben. Schott hätte sonst ein Wort gegen die Abschaffung der Erbmonarchie und die übrigen höchst gefährlichen Vorschläge seines Helden sagen oder wenigstens durch den Mißerfolg warnen müssen. Statt dessen soll das Schlußkapitel gewissermaßen die Probe zu Gunsten des jugendlichen Sozialpolitikers machen, indem durch die von ihm empfohlene Teilung des Reingewinns zwischen dem Arbeitgeber und den Arbeitern usw. das „Teufelstal" zu einem wahren „Gottestale" wird. Auch in diesem Punkte ist die Lösung eine sehr oberflächliche. Die Sozialwissenschaft hat längst nachgewiesen, daß die Teilung des Reingewinns nur in Ausnahmefällen durchführbar ist. Das läßt sich nicht so übers Knie brechen, wie es S. 387 von dem jungen Reformer geschieht. Viel allseitiger und gründlicher, feiner und künstlerischer abgerundet ist die überaus schwierige Arbeiterfrage in LXV 465 dieser Zeitschrift besprochenen Romane „Ein Sklave der Freiheit" von W. v. Hillern behandelt.

Aber auch abgesehen von der verfehlten Tendenz haben wir ernste ästhetische Bedenken. Dieser Hüttenbesitzer Pölzer ist denn doch mit gar zu derben Strichen gezeichnet; auch kann man sich nicht leicht denken, daß ein Geizhals und ein Geschäftsmann, wie er, in reifen Jahren sich eine blutarme Kellnerin zur Frau nimmt, ohne wenigstens über deren Vorleben die allernötigsten Erkundigungen einzuziehen. Daß „Lore", ein gefallenes Mädchen, dem reichen Freier von ihrer Schande nichts sagt, ist begreiflich; daß sie aber dieselbe ihrem Geliebten, dem Lenhart, verrät, um ihn so von seiner Leidenschaft zu heilen, ist ebenso unwahrscheinlich als unzart. Die zudringliche Weise, in welcher sie dann später als Witwe um die Hand des Studenten wirbt, muß abstoßend wirken. Sonst ist diese „Lore" eine prächtige Figur; ergreifend ist die Szene am Grabe ihrer Mutter, wo sie die Tote unter heißen Tränen um Verzeihung ihres Fehltritts anfleht, und ihr Benehmen als „Hüttenfrau", dem hartherzigen Manne gegenüber, am Bette der Pockenkranken und endlich der erschütternde Auftritt, da sie die Kinder des Mörders ihres Gatten als ihre eigenen annimmt — das alles

ist herrlich und herzergreifend geschildert. Auch die Schott ganz eigenen Bauern, hier die Moosauer, sind wieder vorzüglich gelungen, und manche Naturschilderungen zeigen den echten Dichter und verdienen hohes Lob.

Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich. Der Buchschmuck ist mit feinem Verständnis von Künstlerhand besorgt, der Preis mäßig. Es tut uns wirklich leid, daß wir das Buch seiner Tendenz wegen nicht uneingeschränkt empfehlen können.

2. Schlimme Leidenschaften schlingen und schürzen diesen Zauberknoten! Die Herrin des Schlosses Renmore ist ihrem Gatten mit einem Galan entflohen. Nachdem der Verführer durch Selbstmord endete, kehrt die Ehebrecherin zurück, aber keineswegs reumütig. Ihr Mann ist längst begraben, ihr Sohn erwachsen, hat aber just an dem Tage, da die entehrte Mutter zurückkehrt, bei einem Jagdrennen einen gefährlichen Sturz getan. Wir wollen zu seinen Gunsten annehmen, daß die Folgen desselben seine Zurechnungsfähigkeit stark verminderten; denn er spielt eine traurige Rolle. Zunächst sperrt er die Sünderin in den Schloßturm ein, und dann schwankt er lange unentschlossen, ob er nicht verpflichtet sei, die Ehre des verstorbenen Vaters durch den Tod der Mutter zu rächen. Während seiner Krankheit verliebt er sich in die schöne Johanna, die Tochter des Schullehrers, der ihn durch einen „Zaubertrank" rettet, und verführt die Jungfrau. Inzwischen findet die eingekerkerte Ehebrecherin Gelegenheit, ein neues Verhältnis mit einem gewissen Hapgood anzubändeln, und das führt zu einem Duell zwischen dem jungen Baron und dem neuen Manne seiner Mutter, wobei der Sohn den Stiefvater förmlich zwingt, ihn niederzuschießen. Vor seinem Tode ehelicht er die verführte Johanna; die Mutter aber stirbt zur selben Zeit an Opium — ob durch Selbstmord oder Zufall, bleibt unentschieden! Und so wird der Hauptzauberknoten glücklich gelöst. — Daneben laufen noch andere „Verschlingungen" von Liebe und Haß; z. B. ist auch des Schullehrers Frau mit einem andern Manne durchgegangen, wird aber durch die Liebe ihrer Tochter zurückgebracht und stirbt versöhnt. Eine dritte Liebschaft findet ihren naturgemäßen Abschluß in einem Ehebunde.

Wie man sieht, ist der Inhalt des Romans in hohem Grade peinlich, ja stellenweise geradezu abstoßend. Wir können nun einmal an derartigen Konflikten keine Freude finden. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß der Erzähler ein bedeutendes Talent hat, die glühenden Leidenschaften der Kelten zu schildern. Es finden sich Szenen von großer Schönheit, namentlich stimmungsvolle Naturschilderungen. Erschütternd wird die Kartoffelpest und die große Hungersnot gezeichnet; ergreifend ist der Auftritt, da der greise Lehrer in strömendem Regen vor der Schwelle seiner Hütte kniet, welche von dem Agenten des herzlosen Landeigentümers zerstört wurde. Und so freut man sich mancher Züge, welche wahres Talent verraten. Aber es müßte sich zu beherrschen wissen: die Farben sind durchweg zu grell aufgetragen. Auch hat W. Barry es unterlassen, in den Schilderungen seiner Landsleute den tiefreligiösen Sinn der katholischen Irländer zum Ausdruck zu bringen; man hört mehr von altem heidnischen Aberglauben als von Christentum, und in diesem Punkte ist sein Bild unwahr und ungerecht. Welch ganz anderes Verständnis seines Volkes legt da Sheehan an den Tag!

Die Tendenz des Buches spricht der Verfasser in der Einleitung „an seinen unbekannten Übersetzer“ aus: „Die Sünde, wie es das Schicksal der Baronin Liscaroll zeigt, frißt wie ein schleichendes Gift am Leben aller, die sie berührt. Ich habe stets diese Erfahrung gemacht. Sie ist eine weit um sich greifende Pest.“ Vortrefflich! Das zeigt in der Tat das „keltische Märchen“, und insofern können wir dem Verfasser Lob spenden: er hat seine Aufgabe gelöst. Allein rätselhaft sind seine folgenden Worte: „Ich kann und will aber niemals zugeben, daß Unschuldige, die durch die Sünde zeitlichen Untergang erleiden, auch für alle Ewigkeit verloren seien. . . . Das Böse kann Selbstmord begehen, das Gute kann nur ein Martyrium erleiden und entfliehen in das Land der Ideale, das in Wahrheit die erhabenste Wirklichkeit ist.“ Lassen wir zunächst den letzten Satzteil unberücksichtigt, der zum mindesten gesagt, eine sonderbare Umschreibung für den Himmel von uns Christen ist. Daß „Unschuldige“, wirklich Unschuldige, ewig verloren gehen, behauptet kein Mensch und braucht deshalb nicht mit solcher Emphase betont zu werden: „Ich kann und will aber niemals zugeben usw.“ Der Satz kann im Zusammenhang mit dem traurigen Ende der Baronin Liscaroll hier nur den Sinn haben: Menschen, die nicht durch Bosheit, sondern durch Schwäche gefallen sind, können keinen Selbstmord begehen, sondern nur ein Martyrium erleiden und so in den Himmel gelangen! — Das klingt sehr „fortschrittlich“, aber im Munde eines Priesters höchst befremdlich! Und das beigefügte Zitat aus „Faust“ macht die Sache leider nicht besser!

Von den Illustrationen gereichen viele dem Buche keineswegs zur Zierde.

J. Spillmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Praelectiones dogmaticae, quas in Collegio Ditton-Hall habebat Christianus Pesch S. J. Tomus I: Institutiones propaedeuticae ad sacram theologiam (I. De Christo legato divino. II. De ecclesia Christi. III. De locis theologicis). Editio tertia. gr. 8° (XXVI u. 416) Friburgi Brisgoviae 1903, Herder. *M* 5.80; geb. *M* 7.40.

Zuverlässigkeit der Lehre, klare Darstellung in leichtverständlichem Latein, Berücksichtigung der neueren Irrtümer, verhältnismäßiger Reichtum an gut gesichteten Vätertexten haben den Vorlesungen von Pesch in kurzer Zeit viele Freunde erworben, wie die rasch aufeinander folgenden Auflagen beweisen. Der vorliegende Band hat infolge der Berücksichtigung neuerer Literatur und neuerer Zeiterscheinungen eine Erweiterung von etwa einem Dutzend Seiten erfahren. Eine dankenswerte Zugabe sind in der Einleitung die Verzeichnisse der Konzilien, Päpste,

Schriftsteller, Häretiker mit den nötigsten Angaben zu deren Charakteristik. Zu S. 208, wo von dem berühmten διαδοχὴν ἐποιησάμην des Hegesipp gehandelt wird, möchten wir bemerken, daß auch noch an einer andern Stelle des Eusebius διαδοχαί die Bedeutung von schriftlichen Verzeichnissen hat, nämlich Hist. eccl. 5, 12.

Einige Kernfragen christlicher Welt- und Lebensanschauung. Von Dr Joseph Mausbach, Professor an der Universität Münster. Apologetische Tagesfragen. 1. Heft. 8° (100) M.-Gladbach 1903, Zentralstelle des Volksvereins für das kath. Deutschland. Brosch. *M* 1.50

Eine Schrift, welche der wärmsten Empfehlung wert ist. Es sind wirkliche Kernfragen, die in ihr in ebenso klarer und verständlicher, wie vornehmer und fesselnder Weise besprochen werden. Die erste Abhandlung nennt sich „Gedanken über Glauben und Wissen" und beschäftigt sich mit der Harmonie zwischen Glauben und Wissen, dem Zweifel, der Beweisbarkeit Gottes, den Geheimnissen des Glaubens und ähnlichen, heutzutage so viel erörterten und angefeindeten Punkten. Die zweite, „Autorität und Freiheit" betitelt, wurde von dem Verfasser 1900 als Rede auf der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Bonn gehalten. Sie verdiente es in der Tat, daß sie hier wieder zum Abdruck gekommen ist. Die beiden letzten, „Weltflucht und Weltarbeit" und „Das alte Christentum und die kirchliche Hierarchie", geben Vorträge wieder, welche 1900 und 1901 zu Münster bzw. M.-Gladbach gehalten wurden. Der Verfasser hat wohl daran getan, sie in der vorliegenden Schrift einem weiteren Leserkreis, den sie zweifelsohne verdienen, zugänglich gemacht zu haben. Die erste dieser beiden Abhandlungen enthält eine warme, packende Apologie des Ordensstandes. Das erste Heft der „Apologetischen Tagesfragen" darf als guter Beginn bezeichnet werden.

Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung. Prinzipielle Auseinandersetzung mit A. Harnack und R. Seeberg. Von P. Heinrich Denifle O. P. gr. 8° (92) Mainz 1904, Kirchheim. *M* 1.20

Denifles Lutherbuch hat in so außerordentlicher Weise die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, zur Dämpfung des Eindruckes, den es hervorzubringen geeignet wäre, sind so krampfhafte Anstrengungen gemacht und so heftige Anklagen erhoben worden, daß die Antwort mit Spannung zu erwarten war. Aus den Scharen der Ankläger hat der Angegriffene nur zwei ausgewählt; in ihnen stellen die beiden Hauptrichtungen des heutigen Protestantismus sich dar, und sie sind wohl auch von allen die bemerkenswertesten, der eine wegen seines wissenschaftlichen Rufes, der andere wegen der triumphierenden Reklame, die mit seiner „zerschmetternden Kritik" (Reichsbote vom 18. Febr. Nr 41) getrieben wurde. Das Vergnügen der glücklichen Abwehr und der schlagenden Antwort wird von S. 34 an dem denkenden Leser reichlich zu teil; aber die Schrift bietet mehr. Von Anfang erhebt sich Denifle zu den entscheidenden Prinzipienfragen, und das fügt zum Anreiz der Neugierde den des Gehaltes. Es ist die auf kurze Sätze zurückgeführte Abrechnung des katholischen Prinzips mit den beiden in Betracht kommenden Strömungen des heutigen Protestantismus. Für den gläubigen Protestanten kann es nur eine innere Genugtuung sein, so schlagend den Rationalismus gerichtet und des Abfalls vom Christentum wie des Widerspruchs mit Luther überwiesen zu sehen, dem Rationalisten hinwieder muß es ein grausames Vergnügen sein, wenn der gläubige Protestantismus in der ganzen Jammergestalt seiner Selbstwidersprüche und seiner

Haltlosigkeit entblößt wird. Für den Katholiken, auch den von aller Polemik völlig abgekehrten, hat die Schrift vielleicht noch höhere Bedeutung; sie deutet die Zeichen der Zeit. Die ehernen Worte, die S. 88 alle katholischen Geister zum Nachdenken und zur Selbstprüfung aufrufen, haben in der ganzen Schrift ihre tiefere Begründung gefunden und wachsen als Endresultat aus derselben heraus. Mögen sie verstanden und beherzigt werden!

Wiederherstellung des katholischen Bekenntnisses in Deutschland. Von Hermann Sickenberger. [Geschichtliche Jugend- und Volksbibliothek. I. Band.] 8° (VIII u. 148) Regensburg 1904, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Anstatt des auf Stimmungsmache berechneten Wortes „Gegenreformation", das aus gegnerischer Münzwerkstätte stammt und eine total verfälschte Geschichtsanschauung zur Voraussetzung hat, setzt vorliegende Schrift herzhaft schon auf ihr Titelblatt das haarscharf Richtige, und der Inhalt des Bändchens erbringt für die Richtigkeit den Beweis. Die wirkliche Lage der Dinge im deutschen Süden zu Ausgang des 16. Jahrhunderts wird licht und schlicht erklärt und durch Beispiele im einzelnen beleuchtet. Die Durchsichtigkeit der leicht fließenden Darstellung macht die Lesung angenehm, und wohltuend berührt der warm katholische Ton, wie er so unverfälscht in heutigen Erzeugnissen des Büchermarktes nicht allzu häufig angetroffen wird. Solcher Schriften zur Belehrung des Volkes kann man noch viele brauchen, und wie ein ausgegebenes Programm zu versprechen scheint, darf man sie von der mit diesem Bändchen eröffneten „Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek" tatsächlich erhoffen.

Hirtenbriefe von Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz. Herausgegeben von Dr Joh. Michael Raich, Domdekan. 8° (XII u. 944) Mainz 1904, Druckerei Lehrlingshaus. *M* 5.—; geb. *M* 7.50

Die unverkürzte Ausgabe von Kettelers gesammelten Hirtenschreiben hat zunächst die Bedeutung eines historischen Monumentes, wohlberechtigt im Hinblick auf einen Bischof, der durch die Kraft und Salbung seines seelsorglichen Wirkens auf die Zeitgenossen überwältigenden Eindruck geübt und in der Kirchengeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert ein unsterbliches Andenken hinterlassen hat. Bei ihrem Gehalt, ihrer durchaus praktischen Richtung und der Klarheit ihrer Form können diese Ausschreiben auch jetzt noch als Fundgrube für den Seelsorger dienen, wie schon das Sachregister, wenngleich nur auf die hervorspringendsten Punkte sich beschränkend, genugsam zu erkennen gibt. Nicht minder empfehlen sich diese Kundgebungen als Lesung zur Selbstbelehrung über die eingreifendsten Fragen des kirchlichen Lebens, wie über die Enzyklika vom 8. Dezember 1864, wo die wichtigsten Sätze des Syllabus ihre Erklärung erhalten, über das Recht der Kirche auf die Schule, die kirchliche Strafgewalt usw. Die kirchlichen Andachten, Vereine, Gebetsveranstaltungen und charitativen Stiftungen finden an Ketteler einen beredten Fürsprecher; der sozialen Seite des Hirtenamtes schenkt er verständnisvolle Aufmerksamkeit, dies zeigen die Ausführungen über die christliche Ehe, die Arbeit, die Sonntagsheiligung, den Zusammenhang zwischen Volkswohlfahrt und Religion u. dgl. Vorab aber atmet man in dieser Lesung wieder einmal kräftigen, unverfälschten katholischen Geist und sieht sich in eine gesundere Atmosphäre zurückversetzt, die

leider infolge mancherlei zersetzender oder vergiftender Einflüsse uns Jetztlebenden immer mehr abhanden zu kommen droht. Mit Rücksicht auf Raumersparnis hat sich die Ausgabe meist jeder erläuternden Bemerkung enthalten und nur die knappste Inhaltsangabe den einzelnen Stücken vorangestellt. Ein Druckversehen am Schluß erledigt sich durch die Bemerkung, daß das Schutzfest des hl. Joseph 1877 der 25. April war und der Bischof am 13. Juli gestorben ist.

Nomenclator literarius theologiae catholicae, theologos exhibens aetate, natione, disciplinis distinctos. Tomus I. Edidit et commentariis auxit H. Hurter S. J., s. theolog. et philos. doctor, eiusdem s. theolog. in C. R. universitate Oenipontana professor p. o. Editio tertia emendata et aucta. 8° (XVI S., 1100 Sp. u. LXX S.) Oeniponte 1903, Libraria academica Wagneriana. M 12.—

Die erste Auflage des Nomenklators beschränkte sich auf die nachtridentinischen Theologen, die zweite bezog die Zeit seit dem Tode des hl. Anselm († 1109) in die Behandlung ein, die dritte greift nunmehr bis auf die Anfänge der Kirche zurück, so daß die ganze unabsehbare Schar der Vertreter der heiligen Wissenschaft vom Verfasser behandelt ist. Eine wahre Riesenarbeit ist damit geleistet; es galt eben mehrere Tausende von Gelehrten dem Leser vorzustellen, und daß der Verfasser seine Aufgabe nicht leicht genommen hat, zeigt der erste Blick auf irgend eine Seite der vier stattlichen Bände. Der Reichtum der benutzten Literatur, der Fleiß, mit dem gesammelt wurde, was zum Zweck des Nomenklators förderlich war, ist geradezu erstaunlich. Eine Empfehlung bedarf das vielgebrauchte Werk nicht mehr; wir wünschen dem greisen Verfasser Glück zu seinem Erfolg und die Kraft, es in gleichem Stil wie den vorliegenden Band zu glücklichem Ende führen zu können.

Weltgeschichte von Professor Dr Joh. Bapt. v. Weiß. V. Band: Die Zeit der Kreuzzüge. VI. Band: Von Rudolf von Habsburg bis Sigismund. Vierte und fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr Ferd. Vockenhuber. 8° (XII u. 896; VIII u. 872) Graz und Leipzig 1903/04, „Styria". V. Bd M 7.—; geb. M 8.70. VI. Bd M 7.—; geb. M 8.70.

Wer die freudige Begeisterung miterlebt und mitgefühlt hat, mit welcher beim erstmaligen Erscheinen des Weißschen Werkes jeder einzelne Band in katholischen Kreisen begrüßt wurde, kann nicht ohne innere Genugtuung wahrnehmen, daß die allgemeine Liebe und Achtung demselben treu geblieben ist und daß es, auch nachdem der Verfasser heimgegangen, noch immer auf der Höhe erhalten wird. Hofrat v. Weiß und sein Werk haben solches verdient. Band V, anhebend mit St Bernhard und abschließend mit der hl. Elisabeth, erzählt von den Zeiten eines Innozenz III. und Ludwig des Heiligen, von den Taten eines Cid und Barbarossa, von Kreuzzügen, Rittertum und Troubadours. Die neue Bearbeitung, um 60 Seiten Text und 16 Seiten Register stärker als die vorige Auflage, zeugt von sorgfältiger Durchsicht und bietet mancherlei willkommene Zusätze (z. B. zu Bulgarien, Florenz, Steiermark, Ungarn usw.). In den Bereich von Band VI fällt die Blütezeit der mittelalterlichen Universität wie der nationalen Dichtung, aber freilich auch die Wirren des abendländischen Schismas, die Irrlehren der Wiclif und Hus. Dank bedeutender Zusätze zur Darstellung der böhmischen, polnischen, ungarischen Ge-

schichte usw. ist dieser Band um volle 100 Seiten gewachsen. Eine vollständige Literaturangabe zu allen verschiedenen Gebieten zu erwarten, wäre unbillig, aber da, wo durch neue Forschungsresultate der Stand einer Frage völlig verändert ist, wäre eine entsprechende Rücksichtnahme allerdings erwünscht. Ratzingers Forschungen über Albert von Behaim, Scheffer-Boichorsts und Pflugk-Harttungs Resultate hinsichtlich der die Schenkung Irlands betreffenden Papstbriefe hätten z. B. nicht unbeachtet bleiben dürfen, ebenso das abschließende Werk von Noel Valois über das große Schisma oder Finke über Bonifaz VIII. Sehr zu bedauern ist die Umgestaltung des Textes V 578 gegen 3. Aufl. 537. Dr Weiß hatte einfach festgestellt, daß das ganze gläubige Mittelalter „in der Kirche die höchste Sittenrichterin gesehen"; der Herausgeber macht daraus, etwas doppelsinnig, „die höchste irdische Autorität", um damit „solche Gegensätze in den Anschauungen" zu konstruieren, wie er sie leider schon in seinem Vorwort S. VI verkündigen zu sollen geglaubt hat, als sei die „Idee einer päpstlichen „Universalherrschaft" negierend und feindlich gegenübergestanden der „Idee einer von Gott unmittelbar gesetzten weltlichen Herrschaft"! Darin bestand tatsächlich der Gegensatz der Anschauungen nicht, und es war nicht gut, in ein Werk wie die Weltgeschichte von Weiß solche Dinge hineinzutragen. Ähnliches bringt leider auch die Vorrede von Band VI, wo von Bonifaz VIII. „in der verhängnisvollen Bulle Unam sanctam das Papsttum als die einzige Quelle aller irdischen Autorität überhaupt" erklärt wird. Es vermag wenig Vertrauen zu erwecken, wenn der Verfasser schon im voraus dahin sich äußert: „Seit Klemens V. war der Träger der Tiara . . . französischer Hofkaplan, stationiert in Avignon" rc. Es wäre ernst zu beklagen, wenn durch weitere Aufpfropfungen ähnlicher Art der „alte Weiß" aufhören würde, für die Katholiken das zu sein, was er bis jetzt gewesen ist, und was er leicht auch ferner bleiben könnte.

1. **Allerlei aus alten Tagen.** Herausgegeben von Dr iur. F. Hauptmann. 8° (136) Bonn (o. J.), Hauptmann. *M* 1.20

2. **Bilder aus der Geschichte von Bonn und seiner Umgebung.** [I. Die kurfürstliche Universität (30 *Pf.*); II. St. Adelheidis-Pützchen (40 *Pf.*); III. Die Überrumpelung Bonns 1587 (60 *Pf.*); IV. Die Junggesellen-Sodalität (60 *Pf.*); V. Die Bonner Rheinfähre (60 *Pf.*); VI. Die Zerstörung Bonns 1689 (70 *Pf.*); VII. Das Fränkische Bonn (50 *Pf.*); VIII. Der Bonner Bannbegang (50 *Pf.*); IX. Geschichte der Kevelaerer Bruderschaft (70 *Pf.*); X. Geschichte der Kreuzbergskirche (50 *Pf.*); XI. Die Schutzpatrone von Bonn (60 *Pf.*); XII. Das Innere des Bonner Schlosses (*M* 1.50).] Bonn (o. J.), Hauptmann.

Die Kunst, lokalgeschichtliche Forschungen wirklich volkstümlich zu machen und volkserziehlich auszugestalten, kann man von diesen beiden Sammlungen lernen. Nr 1 umfaßt vier Aufsätze, Nr 2 zwölf kleine Hefte von je 30 bis 100 Oktavseitchen unter fünf verschiedenen Verfassernamen. Zwei derselben sind als fleißige Lokalforscher bekannt, Dr Arens, der mit zwei, Dr F. Hauptmann, der mit elf Arbeiten hier vertreten ist. Die Themata, an Hauptangelpunkte des Volksinteresses geschickt anknüpfend, sind kurz und bündig ausgeführt, in niedlich ausgestatteten wohlfeilen Heftchen, zuweilen mit hübschen Bildern, dazu äußerlich nur geringer oder gar kein wissenschaftlicher Apparat bei solid wissenschaftlichem Gehalt. Oft ist die Darstellung allerliebst; die Überrumpelung 1587 z. B. oder die Zerstörung

1689 sind mit wahrer Künstlerhand geschildert. Namentlich weiß Dr F. Hauptmann reiche kulturhistorische Momente überall seiner Darstellung ungezwungen einzuflechten und durch manchen gutmütig humoristischen Zug ihr Kolorit noch zu beleben. Von 16 Abhandlungen sind 7 religiösen oder kirchlichen Erscheinungen, wie Klöstern, Bruderschaften, Wallfahrten und Stadtpatronen, gewidmet. Das lokalhistorische Interesse im engeren Sinne, die Geschichte der einzelnen Straßen, Häuser, Familien usw. findet gebührend Berücksichtigung, aber doch so, daß das allgemein Anziehende und Belehrende zu Gunsten des Ortsfremden stets noch überwiegt.

Études historiques et archéologiques sur le Luxembourg. Par Vict. Eberhard, publiées par l'abbé Ed. Schneider et Aug. Thorn. Première Partie. Période Celtique. Depuis les temps historiques jusqu'à la conquête par Jules César (an 51 av. J. Ch.). 8° (VI u. 168) Luxembourg 1904, Imprimerie de la Société St Paul.

Die recht tief eindringende wissenschaftliche Arbeit, das Lebenswerk eines begeisterten Lokalforschers, ist von fremden Händen zum Druck bereitet und der Öffentlichkeit übergeben worden, aber mit so viel Sorgfalt und Geschick, daß sie durchaus wie aus einem Gusse sich darstellt. Nach Eberhard war das heutige Luxemburg, abgesehen von der spärlichen Urbevölkerung, von welcher die Steinwaffen und Geräte bis auf uns gekommen sind, bewohnt von den Trevirern, einer Verschmelzung von Kelten und Belgiern. Die Luxemburger sind also ursprünglich Gallier; die wenigen Spuren germanischer Verwandtschaft sind aus bloßen Nachbarverhältnissen zu erklären. Die von Cäsar erwähnten Völkerschaften der Eburonen, Condrusier, Paemanen und Caeresier, welche als stammverwandte Schutzvölker unter den Trevirern lebten, hatten Teile des heutigen Luxemburg inne, und ihre Landstriche können noch mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit nachgewiesen werden. Zahlreiche Denkmale der Sprache, des Kunstfleißes und der Religion dieser Völker haben aus vorrömischer Zeit sich erhalten, reichere Spuren noch hat die Römerherrschaft zurückgelassen. Der noch ausstehende zweite Teil des Werkes wird die Zustände und Schicksale des Landes bis zum 10. Jahrhundert weiter entrollen.

Die seligste Jungfrau, nach Bischof Laurent. Neuer Monat Mariä von Th. Hartmann, Pfarrer. Mit kirchlicher Genehmigung. 12° (338) Luxemburg 1903, St Paulus-Gesellschaft. Geb. 80 *Pf.*

Der 1884 dahingeschiebene ehemalige Apostolische Vikar von Luxemburg, Bischof Laurent, hat neben anderem auch drei Bände Marienpredigten hinterlassen. Ein Priester des Landes ist auf den glücklichen Gedanken gekommen, das Schönste und Fruchtbarste aus diesem Werke herauszuheben und es weiteren Kreisen zugänglich zu machen in 31 Mai-Betrachtungen, deren jede mit einer „Anwendung“ und einem „Gebete“ schließt. Auch wer schon vieles über Maria gehört und gelesen, kann aus dem Büchlein manches Neue lernen. Tiefe Ergründung der Mariengeheimnisse, geistvolle Verknüpfung derselben untereinander und mit andern Heilswahrheiten, eine Auffassung, die hoch und kühn über den Alltagsgedanken hinschwebt, darin ist Laurent Meister gewesen. Die Sprache ist nicht immer leicht, aber allzeit edel und erreicht nicht selten dichterischen Schwung. Nicht bloß Betrachter, auch Prediger können hier Perlen und Edelgestein finden.

Der fromme Pilger zur Mutter Jesu, der „Trösterin der Betrübten“. Ein Gebetbuch, gezogen aus den Andachtsschriften des P. Aloysius Amherd. Siebente, gänzlich neu bearbeitete Auflage von Martin Blum, Pfarrer der Diözese Luxemburg. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. 16° (160) Saarlouis 1903, Stein Nachf. (Hansen & Co.) Geb. 50 *Pf.*

Das Büchlein macht uns näher bekannt mit dem berühmten Gnadenbilde der „Mutter Jesu, der Trösterin der Betrübten“, das auf dem Hochaltare des Domes von Luxemburg steht und jährlich von ungefähr 100 000 Pilgern besucht wird. Die so anziehende und wechselvolle Geschichte der Wallfahrt ist hier zum erstenmal bis an das Jahr 1903 geführt.

Der lutherische Pastor Theodor Schmidt und die sel. Kreszentia von Kaufbeuren. Randglossen von Ansgar Pöllmann O. S. B. 8° (112) Regensburg 1903, vorm. G. J. Manz. *M* 1.20

Eine dreiste Schmähschrift, die als „geschichtliche Studie“ hatte auftreten wollen, wird in ihrer Erbärmlichkeit entlarvt und vieles, auch Urkundliches, wird zur Geschichte der Seligen und ihrer Seligsprechung beigebracht. Die große Lebhaftigkeit der Entgegnung mag aus mehr lokalen Verhältnissen und Stimmungen sich erklären, wirkt aber auf Fernerstehende nicht glücklich. Auch verrät das Ungleichartige im Tone, vom Hochpoetischen bis an die Grenze des Trivialen, daß der Verfasser zu edleren Aufgaben berufen ist und im Kampf gegen bornierten Haß sich nicht in seinem Elemente fühlt. Die Schrift bietet aber genug an sachlichem Gehalt, um sie trotzdem als brauchbar und dankenswert zu bezeichnen.

Mémoire sur ma détention au Temple 1797—1799. Par P.-Fr. de Rémusat. Publié pour la Société d'Histoire Contemporaine avec introduction, notes et documents inédits par Victor Pierre. 8° (XLII u. 192) Paris 1903, Picard. *Fr.* 8.—

Der Sproß einer angesehenen Marseiller Kaufmannsfamilie, der zwar drei Monate im Conseil des Anciens seine Heimat vertrat, aber nie eine politische Rolle gespielt hatte, ein Vetter des bekannten Comte de Rémusat der Kaiserzeit, mußte nach zehn Schreckenstagen im Gefängnis des Bureau Central auf falsche Anklage hin zwei Jahre lang als Gefangener im Temple täglich des Todes gewärtig sein. Als der einzige von allen, die aus dem Temple vor die Commission militaire de Paris gebracht wurden, kam er mit dem Leben davon. Die Erinnerungen aus dieser Zeit legte er sofort nach der Freilassung schriftlich nieder in Aufzeichnungen, die durch Zuverlässigkeit der Angaben wie durch Ruhe des Urteils ausgezeichnet sind, und die den einzigen Bericht bilden, welcher über die Vorgänge und Zustände des Temple aus dieser Periode bekannt ist. Wiewohl die meiste Zeit in unmittelbarer Lebensgefahr und einmal ausdrücklich von ernster Vorbereitung zum Tode sprechend, umgeben von mitgefangenen Priestern und Prälaten, vermeidet Rémusat jedes Wort, das auf Gott, Religion und Seele hinzielen könnte. Etwa dreimal nennt er die „Vorsehung“ und braucht einmal den Ausruf grâce au ciel! Die Memoiren waren 1817 mit einer Sammlung von Dichtungen bereits gedruckt, aber völlig vergessen und schwer zugänglich. Der Herausgeber, eine anerkannte Autorität auf dem Gebiet der Revolutionsgeschichte, hat sie durch ergänzende oder erläuternde Zutaten um vieles wertvoller gemacht. Die Gerichts- und Untersuchungsakten gegen

Rémusat hat er als Anhang beigegeben. In der Liste der Mitgefangenen, welche Rémusat selbst beigegeben und der Herausgeber näher erläutert hat, finden sich auch manche Deutsche, unter ihnen der ehemalige Offizier, Abenteurer und Swedenborgianer Freiherr Wilhelm v. Bülow, der nach kurzer Haft mit Ausweisung aus ganz Frankreich davonkam.

1. **Wanderungen.** Von Em. Huch. Mit Illustrationen von Gustav Olms. 8° (192) Frankenstein (Schlesien) 1903, Kathol. Verlagsgesellschaft. 60 *Pf.*

2. **Bis an die Enden der Erde.** (II.) Von Em. Huch. Mit Illustrationen von Gustav Olms. 8° (124 u. IV u. 314) Frankenstein (Schlesien) 1903, Kathol. Verlagsgesellschaft. 40 *Pf.* u. *M* 1.—

1. Es sind nur schlichte Reiseplaudereien, die von merkwürdigen Stätten und guten Menschen, von Lebenden und von Toten allerlei zu erzählen wissen und heilsame Gedanken daran anspinnen. Nürnberg und Stuttgart, Beuron und St Ottilien, vor allem aber die Häuser der Steyler Missionsgenossenschaft werden besucht; des Dichters Helle, des in China gemordeten Missionärs Henle, der Schriftstellerin E. v. Arand wird eingehender gedacht usw. Es sind lose Blätter, mit hübschen Illustrationen freundlich zu einem Bändchen vereinigt, reich an Gehalt und überhaucht von wohltuender katholischer Wärme. Man wird sie nicht lesen ohne manche gute Anregung.

2. Aus derselben fleißigen Feder war schon vorher eine kleine Flugschrift hervorgegangen (Fata Morgana, 1903), welche durch die Wärme, mit der sie zu tätiger Unterstützung des Missionswerkes der Kirche aufrief, recht geeignet schien, Eindruck zu machen. Es war eine anziehend geschriebene religiöse Betrachtung, um Liebe zur katholischen Mission zu wecken. Ähnlich bietet nun der erste Teil der vorliegenden neuen Schrift eine Reihe solcher religiösen Betrachtungen, durch mancherlei Beispiele und Erzählungen anmutig belebt. Mit vieler Frucht, auch für das sonstige christliche Leben, können sie gelesen werden. Der zweite Teil gibt einen Überblick über Bestand und Werk der elf katholischen Missionsgesellschaften, die gegenwärtig teils in Deutschland ihren Sitz haben, teils auf deutschem Kolonialgebiete arbeiten. Anderer Genossenschaften von universalerer Bestimmung wie der eigentlichen Orden, die hier gleichfalls in Betracht kommen könnten, wird nebenbei wohlwollend gedacht. Die einzelnen Berichte, von den Genossenschaften selbst herstammend, bieten insofern authentisches Material; zahlreiche Abbildungen erhöhen das Interesse. Eine Reihe praktischer Winke für die tatsächliche Unterstützung des großen Werkes der Kirche sind sehr dankenswert und bekunden den heiligen Ernst, welcher die ganze Schrift beseelt.

Die Herrlichkeiten Mariens. Vom heiligen Kirchenlehrer Alfons Maria von Liguori. Neu aus dem Italienischen übersetzt und herausgegeben von P. Jos. Alois Krebs aus dem Redemptoristen-Orden. 8° (592) Regensburg 1903, Pustet. *M* 3.—

Diese Ausgabe des trefflichen Buches ist sehr willkommen, weil sie nicht nur aus dem Italienischen neu übersetzt, sondern auch durch den Druck viel übersichtlicher gestaltet und mit einem alphabetischen Inhaltsverzeichnis versehen worden ist. Manche für deutsche Verhältnisse unserer Zeit weniger angepaßte Beispiele sind durch bessere ersetzt. Da zahlreiche Aussprüche, welche verschiedenen heiligen Vätern in den Mund gelegt werden, nicht von ihnen, sondern von ihren Schülern

stammen, wird es doch nötig sein, den Text und die Anmerkungen in einer späteren Ausgabe dementsprechend zu ändern. Seine Eminenz Kardinalerzbischof Fischer von Köln spricht in einer Empfehlung den Wunsch aus, viele möchten in diesem Buch fleißig lesen, um aus ihm zu lernen, mit kindlichem Vertrauen, mit demütigem Sinn und unbedingter Ergebenheit unsere himmlische Mutter inniger zu lieben in Nachahmung des großen Heiligen, der es geschrieben habe.

Leben, Wirken und Leiden der siebenundsiebzig seligen Märtyrer von Anam und China. Bearbeitet von P. Hilarius Walter O. S. B. aus der Beuroner Kongregation. 8° (XII u. 322) Freiburg 1903, Herder. *M* 2.80; geb. *M* 3.60

Das Büchlein will vor allem der Erbauung dienen und wird in dem warmen Ton, in dem es geschrieben ist, diesen Zweck vollauf erfüllen und namentlich auch Katecheten trefflichen Erzählungsstoff liefern. Die Martyrien sind gut erzählt; weniger befriedigen die geschichtlichen Einleitungen. Der Verfasser nennt (S. 5 A. 2) als „eigentlichen Begründer" des Pariser Missionsseminars den Karmeliten P. Bernhard von der hl. Theresia. Davon weiß der Historiograph des Seminars A. Launay (Hist. de la Société des Missions Etrangères III, Paris 1894) nichts. Die Darstellung des chinesischen Ritenstreites (besonders S. 212 A. 2) ist irreführend. Die ersten Priester des Pariser Seminars kamen nach China 1683, nicht 1658, die ersten Lazaristen 1784, nicht 1695 u. a.

Missionskarte von Afrika. Nach der neuesten Ausgabe der Missiones catholicae und andern authentischen Quellen bearbeitet von P. Hubert Hansen S. V. D. Steyl, postlagernd Kaldenkirchen (Rhld.) 1903, Missionsdruckerei. Maßstab 1 : 14,500,000. Größe 61 : 76 cm ohne Rand. *M* 1.— = *Kr.* 1.20

Bei dem Interesse, das sich heute den afrikanischen Missionen zuwendet, und dem längst empfundenen Mangel einer guten katholischen Missionskarte dürfte vorliegende fleißige Arbeit des Erfolges sicher sein. Das geographische Bild Afrikas ist sorgfältig gezeichnet und die Abgrenzung der Missionsgebiete deutlich und übersichtlich kenntlich gemacht. Für eine eventuelle Neubearbeitung seien folgende Wünsche geltend gemacht. Es scheinen uns zu viele, die Mission nicht berührende Ortsbezeichnungen aufgenommen. Sie wirken verwirrend und verdunkelnd und lassen die Missionsstationen selbst vielfach nicht klar genug hervortreten. Ferner hätten in der Karte oder in der Legende auch jene Missionsgesellschaften genannt werden müssen, die z. B. in den einfach mit L. W. (Lateinischer Weltklerus) und K. W. (Koptischer Weltklerus) bezeichneten Gebieten wirken. So erfährt man in keiner Weise, daß in Algier, Karthago, Tunis die Weißen Väter, in Oberägypten und im Ostkap die Jesuiten, in Natal, Ostafrika, Belgisch Kongo die Trappisten, in Ägypten, Algier, Madagaskar und andern Orten die christlichen Schulbrüder eine umfassende Missionstätigkeit ausüben. Natürlich konnten auf dem engen Raume nicht stets alle Missionsposten aufgeführt werden. Man sieht aber nicht, nach welchem Prinzip hier verfahren wurde. Jedenfalls wirkt es irreführend, wenn z. B. bei Nord- und Süd-Madagaskar die Stationen vollzählig, bei Zentral-Madagaskar (Jesuiten) von den ca 1300 Stationen oder Posten bloß 9 angegeben sind. Hier hätte in der Legende in etwa nachgeholfen werden müssen. Durch Weglassung der protestantischen Missionen, die unseres Erachtens nicht hergehören, wäre der nötige

Raum gewonnen worden. Durch ein Versehen ist bei LXVIII (Apostol. Präfektur der Stanley Fälle) das Zeichen O. E. (Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis) statt O. H. (Oratorium der Priester vom heiligen Herzen) gesetzt. Bei der Sambesi-Mission ist die Teilung in zwei ganz getrennte und unabhängig voneinander verwaltete Gebiete nicht kenntlich gemacht. Wir übergehen einige weitere Ausstellungen. Alles in allem sind wir froh, auf den ersten Wurf eine Karte erhalten zu haben, welche die ungenügenden französischen Arbeiten weit übertrifft.

Der Dom zu Aachen und seine Entstellung. Ein kunstwissenschaftlicher Protest. Von Jos. Strzygowski. Mit 2 Lichtdrucktafeln und 44 Textabbildungen. 8° (100) Leipzig 1904, Hinrichs. *M* 1.—

Der unermüdliche, stets für die von ihm eben vertretene Sache begeisterte Verfasser geht von dem Grundsatze aus: „Es hat gar niemand das Recht, an der Individualität eines historischen Denkmals zu rühren." Das Aachener Oktogon ist karolingisch, niemand hat ein Recht, etwas Unkarolingisches hineinzubringen. „Man entferne mit den reichen vorhandenen Mitteln vor allem den Turm vor der Fassade und beginne dann mit der Freilegung der alten Teile und des Atriums. Erst wenn die Ruine an der Westseite so dasteht, wie sie ist, frage man bei der Wissenschaft an, was nun zu geschehen habe." Die von Strzygowski angegriffenen Leiter der Restauration des Münsters sagten dagegen: „Nachdem man nun einmal die im Beginn des 18. Jahrhunderts angebrachte Dekoration heruntergeschlagen hat, sieht das Innere so aus, daß es nicht paßt zur Feier des Gottesdienstes. Zieren wir es also so gut aus, als wir können, und zwar im Geiste der karolingischen Zeit, ohne jedoch den Geschmack unserer Zeitgenossen zu beleidigen. Unter den durch die Umstände geschaffenen Verhältnissen werden wir dieses am füglichsten erreichen, wenn wir zustimmen, daß dem Herrn Schaper die Anfertigung der Kartons übertragen wird." Die Beurteilung des Protestes hängt also besonders davon ab, ob man die Aachener Palastkapelle wie die Schloßruine zu Heidelberg ausschließlich als Kunstdenkmal ansieht oder auch als die vorzüglichste der zum katholischen Gottesdienste der Stadt bestimmten Kirchen. Ob die vollendeten Teile der Restaurationsarbeit auch dann, wenn man auf letzterem Standpunkte steht, in ihren Einzelheiten Lob verdienen und ob die für die Weiterführung der Mosaizierung vorgeschlagenen Pläne Billigung verdienen, das sind Fragen, zu deren Lösung dieser Protest eine wirksame Anregung bieten kann, wenn man die Sache ohne Leidenschaft und unter Berücksichtigung der obwaltenden Verhältnisse behandelt.

Die Heimat. Roman aus den schlesischen Bergen von Paul Keller. Mit Buchschmuck von Philipp Schumacher. 8° (338) Brosch. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Paul Keller, dessen „Waldwinter" wir letztes Jahr loben konnten, erfreut uns wiederum durch ein ganz vorzügliches Buch. Es ist eine einfache Bauerngeschichte in der Art Anton Schotts, aber fein durchgeführt. Diese Buchenhofleute und ihr Nachbar, der habsüchtige und meineidige Wirt und dessen so ungleiche Kinder, dann der vortreffliche Lumpenhändler, der infame Barbier und die übrigen Dorfbewohner, die in die Handlung verwickelt werden, sind echte Naturstudien. Die Motive der Erzählung kann man zwar nicht neu nennen — wo gäbe es noch etwas Unverwertetes? —, aber sie werden geschickt ausgebeutet. Nur der Schluß wollte uns nicht ganz befriedigen. Da der arme Sünder sterbend seinen Meineid

eingesteht und, von seiner schuldlosen Tochter unterstützt, in bitterster Reue und Todesangst den Sohn der schwer Geschädigten um Verzeihung fleht, mußte derselbe, Heinrich Raschdorf, sich durch ein edleres menschliches und christliches Motiv zum Verzeihen bewegen lassen als durch das Grauen und die maßlose Angst vor der „zuckenden, stöhnenden, sterbenden Masse“, die schwer auf die Diele ihm zu Füßen stürzt. — Die Zeichnungen Philipp Schumachers sind eine willkommene künstlerische Beigabe.

Philipp, der kleine Sänger. Sein erstes und sein letztes Auftreten. Weihnachtserzählung von P. Franz J. Finn S. J. Autorisierte Übersetzung von P. Karl Kälin S. J. 8° (198) Einsiedeln 1902, Benziger & Co. Geb. in Leinw. *M* 3.60

Das reich illustrierte Buch ist eine willkommene Gabe des amerikanischen Jugendschriftstellers P. Finn S. J., dessen Name auch diesseits des Ozeans einen guten Klang hat. Er erzählt uns diesmal die Schicksale von vier Waisenkindern; die sterbende Mutter gab ihnen die Weisung, nach Milwaukee zu gehen, konnte ihnen aber nicht mehr die Adresse ihrer Großeltern nennen. Gehorsam gehen die Kinder in die von der Mutter genannte Stadt, geraten aber daselbst in die größte Not. Da weiß es der stark exzentrische deutsche Musiklehrer, der sich in die schöne Stimme des kleinen Philipp verliebt hat, durch List und Gewalt zu erzwingen, daß derselbe bei einem Weihnachtskonzert ein Lied singt, bei welcher Gelegenheit der Knabe von seinen reichen Verwandten erkannt wird. Mit Freuden nehmen dieselben die Waisenkinder auf, und so hat all ihre Not ein Ende und wird, dank der Treue, mit der sie der sterbenden Mutter gehorchten, glänzend belohnt. Ganz besonders gelungen ist der Charakter Isabellas, der ältesten Schwester. An Philipp wie überhaupt an die Knabengestalten P. Finns müssen wir schon den amerikanischen Maßstab anlegen. Diese Art Naivität findet sich bei unsern deutschen Kindern doch kaum. Die Übersetzung sowie die Ausstattung des Buches verdienen volles Lob.

Miszellen.

Eine Broschüren-Apologetik im großen Stil. Die Hilflosigkeit, mit welcher gegenwärtig die Reste der treuen Katholiken Frankreichs der Drangsalierung ihrer Kirche gegenüberstehen, bewirkt, daß die ihnen noch immer innewohnenden geistigen und moralischen Kräfte verkannt oder unterschätzt werden. Vom katholischen Frankreich sind während der letzten hundert Jahre zahlreiche und mächtige Impulse ausgegangen, fruchtbar und zündend für die ganze christliche Welt, und das hat auf literarischem, wissenschaftlichem und charitativem Gebiete auch heute noch nicht aufgehört. Historische Forschung und Geschichtschreibung stehen unter den Katholiken Frankreichs auch gegenwärtig in hoher Blüte; auf

dem Felde der Apologetik wird fortwährend viel, und zum Teil trefflich gearbeitet. Auch mehr volkstümliche und auf die Massen berechnete schriftstellerische Unternehmungen werden vielfach mit einem Geschick und einem Erfolg geleitet, daß man in andern Ländern versucht sein könnte, auf solch glückliche Betriebsamkeit mit Neid hinüberzublicken. Ein Unternehmen dieser Art ist der umfassende Broschüren-Zyklus, der seit 1899 im Verlage von Bloud & Co. in Paris zu erscheinen begonnen hat, unter dem Titel: Science et Religion. Études pour le temps présent.

Man kennt ja Flugschriftensammlungen verwandter Art, wie die volkstümlichen Broschüren, welche die katholische Truth-Society in England seit Jahren unter den Massen zu verbreiten sucht, oder die wackern „Flugschriften zu Lehr und Wehr" mit ihrem laubfroschgrünen Umschlag, wie sie im Verlag der Berliner Germania erschienen sind und einen weiten Leserkreis gefunden haben. Die Hefte der Science et Religion nehmen eine etwas höhere Stufe ein, sie wenden sich an die eigentlich gebildeten Klassen, setzen gereifte und denkende Leser voraus und wollen, wenigstens zum großen Teil, auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügen. Am nächsten kommen sie in ihrer Art wohl der Idee unserer „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren". Bei freundlich-schlichter Ausstattung, die alles Marktschreierische und Reklamenhafte fernhält, in kleinem, bequemem Oktav-Format, umfassen die meisten Hefte etwa 64 Seiten, manche gehen bis zu 72 oder 80; viele suchen durch reichlich angewandten Kleindruck den gebotenen Raum nach Möglichkeit auszunützen. Wo es der Gegenstand erheischt, wie bei den Katakomben oder bei der Lehre vom Gehirn oder dem Nervensystem, wird mit zweckdienlichen Illustrationen nicht gekargt. Der Preis beläuft sich für das einzelne Heft auf 60 Centimes, bei uns etwa 50 *Pf*. Während nun die grünen Heftchen der Germania, trotz ihres weit minimaleren Preises und trotz ihres unbestreitbaren Erfolges, innerhalb mehr denn 10 Jahren nicht ihre 160. Nummer erreicht haben und die „Frankfurter Broschüren" über eine Zwölfzahl im Jahre sich nicht hinauswagen, liegen bei der Science et Religion in der Zeit von drei Jahren nicht weniger als 294 Hefte im Buchhandel vor — so viele sind bis Januar 1904 der Redaktion dieser Zeitschrift zugegangen — aus welchen, abgesehen von den jüngst erschienenen (1903 und 1904), nur ganz wenige eine zweite Auflage noch nicht erreicht haben. Über 70 liegen in dritter Auflage vor, 50 haben dieselbe überschritten, 5 es bis zur sechsten Auflage gebracht.

Name und Persönlichkeit der Verfasser mag zum Erfolge etwas beigetragen haben. Wenigstens hat man einige Werke des Auslandes in Übersetzungen herangezogen, gewiß nicht ohne die Nebenabsicht, durch zugkräftige Namen den Erfolg des Ganzen zu fördern. Zwei Nummern, jetzt in vierter Auflage, geben ein Werkchen des Kardinals Manning wieder: Les raisons de ma croyance. Eine Schrift des Bischofs Spalding von Peoria über Frauenerziehung hat der Übersetzer der Isak-Hecker-Biographie, Abbé Felix Klein, ins Französische übertragen. Durch einen Benediktiner von Maredsous wurde die Darstellung des bekannten norwegischen Konvertiten Dr Krogh-Tonning von den „Zuständen im heutigen Protestantismus" für die Sammlung bearbeitet. Mag sonst vielleicht der

eine oder andere belgische Name zu entdecken sein, im ganzen darf man sagen: die Verfasser sind Franzosen, der Mehrzahl nach bekannte Persönlichkeiten, weitaus die meisten gereifte Männer in fester Lebensstellung. Ein einziger Verfasser hat sich Anonymität gewahrt, wohl um bei seinem der feindseligen Mißdeutung ausgesetzten Gegenstand (Du mensonge proprement dit, ou du droit à la vérité) die Sache allein zur Geltung kommen zu lassen. Doch bezeichnet er sich als „Doktor in der Theologie". Auch ein einziger Frauenname findet sich: die Comtesse de Villermont hat der Frauenbewegung 2 Hefte gewidmet.

Ob sonst unter der einfachen Angabe des Familiennamens hier oder dort eine schriftstellernde Frau sich verstecken mag, jedenfalls sind weibliche Autoren völlig verschwindend. Viele der Verfasser sind wohlverdiente, weithin bekannte Schriftsteller, welche in diesen kleinen Heften oft die Frucht jahrelanger Studien oder den Kern dickleibiger Werke zusammengedrängt haben. Es bedarf nicht großer Vertrautheit mit der französischen Literatur der Gegenwart, um Verfassernamen schätzen zu können, wie Ferdinand Brunetière, Mitglied der Akademie, oder Georges Goyau, Georges Fonsegrive, Henri Lasserre usw. Zwei tragen den Titel eines membre de l'Institut: der bekannte Geologe A. de Lapparent (mit 3 Heften vertreten) und A. Leroy Beaulieu. Der Kenner der sozialen Wissenschaften weiß von Abbé Naudet, dem Redakteur der Iustice Sociale, der Literat von den Studien eines Marius Sepet über die Geschichte des Schauspiels. Kein Historiker ignoriert einen Paul Allard oder einen Abbé Vacandard. Unter den Autoren finden sich 5 Juristen in öffentlicher Stellung, 4 Physiologen oder Mediziner, die an Hochschulen gelehrt haben, 2 Archivistes-Paléographes. C. de Kirwan und der Marquis de Nadaillac, beide mit vielen Nummern an der Sammlung beteiligt, sind über die Grenzen Frankreichs hinaus als Männer der Wissenschaft bekannt und Mitglieder oder Korrespondenten zahlreicher gelehrter Gesellschaften. Die Aristokratie ist auch sonst nicht unrühmlich vertreten; es genügt Emanuel de Broglie zu nennen. In dem Grafen Domet de Vorges hat ein ehemaliges Mitglied der hohen Diplomatie als „ministre plénipotentiaire", seine Feder der guten Sache geweiht.

Zum Erfolge der Sammlung hat es gewiß auch nicht wenig beigetragen, daß die allerverschiedensten Kreise des katholischen Frankreich nicht nur aus allen gelehrten Ständen, sondern auch aller Provinzen, Schulen und Richtungen so einmütig zu dem gemeinsamen Zwecke zusammengearbeitet haben. Abgesehen von Saint-Sulpice selbst, sind nicht weniger als 12 Grands-Séminaires aus den verschiedensten Provinzen teils durch Professoren teils durch Direktoren beteiligt; ebenso die Lyzeen von Rouen und Bourges und das Kolleg von Juilly, das Institut Catholique zu Paris und die freien katholischen Universitäten von Lille und Toulouse. Außerdem haben die Universitäten von Clermont, Rennes und Bordeaux Hilfskräfte gestellt, wie auch die auswärtigen Universitäten von Löwen und Freiburg i. d. Schw. Doktoren der Theologie, Philosophie, des kanonischen Rechtes und der Staatswissenschaften sind natürlich zahlreich auf den Titeln verzeichnet, erfreulicherweise aber auch verhältnismäßig viele docteurs des lettres und eine bunte Reihe anderer akademischer oder literarischer Ehrenprädikate. Einer

der fleißigsten und ernstesten Apologeten, Pierre Courbet, deutet fast eine Lebensgeschichte an mit dem einfachen Beisatze ancien élève de l'école polytechnique. Zwei Generalvikare französischer Diözesen, zwei curé-doyen und ein archiprêtre, einige einfache Pfarrer und eine Anzahl von Kanonikern haben Arbeiten beigesteuert. Zwei Hefte haben einen Kapuziner zum Verfasser, je eines einen Eudisten, Assumptionisten, Maristen und Regulierten Chorherrn. Zu den fruchtbarsten und in volkstümlicher Darstellung glücklichsten Mitarbeitern zählt ein Oblate, Laureat des Institut Catholique in Paris, Th. Ortolan, der mit Vorliebe das Gebiet der Naturwissenschaften, besonders Mathematik und Astronomie, bebaut hat, aber auch vor philosophischen und apologetischen Fragen nicht zurückschreckt; von ihm allein kommen 11 Nummern. Fleißig haben Benediktiner, Dominikaner und Oratorianer Beisteuer geleistet. Von Jesuiten haben 10 als solche sich unterzeichnet, unter ihnen die PP. de la Barre, Méchineau, Le Bachelet und besonders der fleißige P. de Tournebize; eine Reihe anderer schriftstellerisch bekannter Mitglieder des Ordens haben sich auf dem Titelblatt nur mit dem Familiennamen bezeichnet.

Das glückliche Zusammenfinden vertrauenerweckender Mitarbeiter hat bei diesem Broschürenwerke nicht nur den Vorteil einer äußeren Empfehlung, sondern auch einer wirksamen Förderung der Sache selbst. Die da zusammenwirken, sind im allgemeinen ernste, geschulte, durch die Erfahrungen des Lebens gereifte Geister, tief erfaßt von der Not der Zeit. Man liest es fast aus jedem Titel, man fühlt es aus vielen Seiten heraus, diese Männer wollen nicht blenden mit Phrasen, sie wollen auch nicht streiten noch andere herabsetzen, sie wollen belehren, Zweifel lösen, Gefahren begegnen, kurz retten, wo noch zu retten ist. Dabei ergänzt man sich gegenseitig. Die verschiedensten Gebiete werden im Auge behalten, den verschiedensten geistigen Bedürfnissen wird Rechnung getragen. In Bezug auf ein und dieselbe Grundfrage sind oft Ton und Art der Behandlung mannigfaltig. Wiewohl in zwangloser Folge erscheinend und offenbar nicht einem vorgezeichneten Schema folgend, gibt die Sammlung schon jetzt einen ziemlich abgerundeten Überblick und auf mehreren der Einzelgebiete bereits etwas Ganzes. Bietet doch z. B. Abbé L. Garriguet in 7 Heften einen vollständigen Kurs der Soziologie, und werden die verschiedenen Seiten des sozialen Lebens in einer Reihe von Einzeldarstellungen, oft durch zwei oder drei im Zusammenhang stehende Heftchen noch besonders abgehandelt. Der Hauptvorzug der Sammlung aber bleibt die Zeitgemäßheit. Diese kleinen, grauen Heftchen bringen Antwort auf gerade brennende Fragen, gehen ein auf augenblicklich bestehende Zweifel und Unklarheiten, begegnen Einwänden, mit welchen die Unerfahrenheit unserer „Jungen" geschreckt wird. Innerhalb der ersten hundert Nummern waren daher auch die direkt apologetischen und philosophischen Stoffe vorherrschend. Die Existenz eines persönlichen Gottes, die Zweckstrebigkeit in der Schöpfung, die Unhaltbarkeit des Materialismus, die Menschenseele, das Leben, die Willensfreiheit, die Notwendigkeit der Religion, Möglichkeit und Erkennbarkeit der Offenbarung, Verhältnis von Glaube und Vernunft, Wissenschaft und Religion usw. nehmen einen bedeutenden Teil dieser ersten 100 Hefte in Anspruch. Mit Rücksicht auf das praktische Be-

dürfnis werden aber auch andere Gebiete gleich anfangs abgestreift. Spiritismus, Hypnotismus, Okkultismus usw. sind schon im ersten Hundert mit 10 Nummern vertreten. Der Buddhismus, der Islam, die russische und die englische Staatskirche wurden aus dem Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaft schon vorweg genommen; aus dem Bereich der Geschichte nur die Inquisition und die Bartholomäusnacht.

Den Koryphäen der Apostasie im modernen Frankreich (de Lamennais, Ernst Renan, Th. Jouffroy), deren Andenken heute mehr denn je berückend auf viele Geister wirkt, wurde gleich von zwei verschiedenen Seiten her die Untersuchung zugewendet. Die biblischen Fragen traten zwar im Durchschnitt erst mit dem zweiten Hundert mehr hervor, doch mußte die Authentizität und Inspiration der heiligen Bücher wie die Entstehung und wesentliche Übereinstimmung der evangelischen Berichte gleich zu Anfang behandelt werden. Die Bearbeitung historischer Fragen erlangte erst im dritten Hundert eine beträchtlichere Ausdehnung. Im allgemeinen geht es zwar nicht leicht an, die Masse der 294 Nummern nach den verschiedenen Wissensgebieten, denen sie mehr oder minder angehören, mit haarscharfer Linie abzugrenzen, zumal sie alle im Grunde apologetisch gehalten sind und gleichsam zu einer großen apologetischen Enzyklopädie zusammenstreben. Auf Grund genauerer Durchsicht ließe sich aber etwa die folgende Gruppierung der verschiedenen Beiträge rechtfertigen:

Verteidigung des Glaubens	37	Hefte.	Naturwissenschaften	18	Hefte.
Vergleich. Religionswissensch.	28	„	Philosophie (Gesch. der Phil.)	17	„
Geschichte	28	„	Christliche Archäologie	12	„
Biblische Fragen	27	„	Kunst und Literatur	10	„
Soziale und Staatswissensch.	26	„	Pädagogik, Schule	7	„
Grenzgebiet der Psychologie	24	„	Franz. Zustände der Gegenw.	6	„
Fragen der Sittenlehre	23	„	Frauenfrage	5	„
Glaubenslehre im engeren Sinn	21	„	Judentum	5	„

Merkwürdig ist es zu beobachten, welche dieser verschiedenen Gebiete am meisten Zugkraft bewährt haben. Daß Brunetières Raisons actuelles de croire die sechste Auflage erreichte, und die von ihm ein Jahr später veröffentlichten Motifs d'espérer bereits die fünfte, begreift sich vielleicht schon aus dem Namen des gefeierten Akademikers und seiner stets glänzenden und geistreichen Darstellung. Daß die drei Hefte des P. Th. Ortolan über „die Bewohnbarkeit der Gestirne mit Rücksicht auf das Geheimnis der Menschwerdung“ bis in die fünfte und sechste Auflage Verbreitung fanden, mag zum Teil die Neugierde erklären. Im allgemeinen kann man sich aber der Tatsache nicht verschließen, daß es gerade die ernstesten und streng religiösen Themata sind, welche am meisten Anziehungskraft bewiesen haben, fast ganz unabhängig von den mehr oder weniger angesehenen Namen der Verfasser. Von allen dem Gebiete der Philosophie angehörenden Nummern hat nur *eine* die dritte Auflage überschritten: J. Guibert, L'âme de l'homme, das in der fünften Auflage steht; von allen, die dem Bereich der Sittenlehre beizuzählen sind, gleichfalls nur *eine*, und zwar gleichfalls in der fünften Auflage, die durchaus religiös gehaltene Schrift des Oratorianers Badet

über „das Problem des menschlichen Leidens". Von den biblischen Heften ist nur eines bis zur vierten Auflage aufgestiegen: Calmes, Über die Entstehung der evangelischen Berichte. Apologetische Schriftchen wie Faut-il une religion? oder Les Causes de l'incrédulité oder Nécessité métaphysique de l'existence de Dieu liegen in fünfter Auflage vor. Aus dem Gebiet der Glaubenslehre hat das Heft über die Gottheit Christi und das über das jenseitige Leben die sechste Auflage erreicht, das über die Hölle und das über das Weltende die fünfte. Vier Auflagen hat die Schrift des P. de Tournebize über die „Leiden im Jenseits" und ebenso die beiden Nummern des P. Le Bachelet über die Erbsünde. Eine dogmatische Darlegung des Geheimnisses der Eucharistie liegt in fünfter Auflage vor. Durchschnittlich haben überhaupt die Arbeiten aus dem Gebiet der Glaubenslehre (Dogmatik und Apologetik) weitaus (man könnte fast sagen unverhältnismäßig) die beste Verbreitung gefunden.

Es wäre indes verfehlt, deshalb in dem gesamten Block von Broschüren nur eine Art katechetischer Summe erblicken zu wollen, bei welcher es sich um die Einprägung der elementaren Glaubenswahrheiten handle. Im Gegenteil sind auch ganz verschiedene und entlegene Gebiete des Wissens oft trefflich und meistens fachmännisch behandelt, mit richtigem Blick für das, was augenblicklich not tut. Sowohl für die geschickte Wahl des Gegenstandes und der Fragestellung als für die Art der Behandlung seien beispielshalber einige Schriftchen aus dem Gebiete der Literatur und Kunst hervorgehoben. Erzpriester Gaborit in Nantes, der über „das Schöne in der Natur" früher schon ein größeres, reich illustriertes Werk veröffentlicht hatte, gibt hier unter dem Titel La Connaissance du beau einen recht hübschen Auszug, eine volkstümliche, auf das Leben eingehende Ästhetik. Noch praktischer wird er in einem zweiten Heftchen, wo er „das Schöne in der Literatur" behandelt. Er weist dasselbe nach bei den Klassikern des Altertums und bei den Klassikern seiner Nation im 17. Jahrhundert, um dann in der zweiten Hälfte der Schrift mit dem modernen Literatentum und seinen Helden Viktor Hugo, George Sand, A. Dumas, Zola usw. lediglich vom Standpunkte des Ästhetikers Abrechnung zu halten. Mit der Schrift A. Renuccis über den „Einfluß der Religion auf die Kunst" mag vielleicht der Kirchenmusiker nicht ganz zufrieden sein, aber dieselbe enthält viel des Belehrenden und orientiert recht gut über die Stellung, welche die Kirche zur Pflege der Kunst wie zum Schutze derselben eingenommen hat.

Mehr einer brennenden Frage der Gegenwart kommt eine Schrift von Gabriel d'Azambuja entgegen, voll Erfahrung, Weisheit und Maßhaltung: „Warum ist der heutige Mode-Roman unmoralisch, und warum ist der moralische Roman heute nicht in der Mode?" Von den 18 kurzen Abschnitten gelten die ersten sieben ausschließlich dem unmoralischen Roman, seiner Verbreitung, seiner Macht, dem Schauplatz seiner Triumphe, den inneren und äußeren Hilfsmitteln seiner Erfolge (Sinnenreiz, Kritik, Reklame, Kunst des Von-sich-reden-machens). Unvergleichlich ungünstiger ist natürlich derjenige Roman gestellt, welcher die durch das Sittengesetz und die Rücksichten des Seelenheiles gesteckten Schranken in Achtung hält. Er hat gegen sich nicht nur von vornherein alle der Religion entfremdeten oder kirchlich

gleichgültigen Kreise, sondern auch die eigentlich Frommen, die überhaupt alle Romanlektüre von sich weisen, die streng Traditionellen, die an der von alters überlieferten Auswahl der Lektüre festhalten, endlich jene zahlreichen, noch kirchlich treu sein wollenden Familien, welche in allem, was nicht als strikt religiöse Frage sich darbietet, so gern von den Urteilen und Modeliebhabereien der ungläubigen Welt sich imponieren lassen. Der heranwachsenden Jugend gelüstet ohnehin nach der verbotenen Frucht, und sobald die Schranken einer fürsorglichen Erziehung fallen, reiht sie sich nur zu begierig dem breiten Anhange des unmoralischen oder doch wenigstens des sinnenreizenden Romans an. Aber auch talentvolle Romanschriftsteller selbst widerstehen nur schwer der Versuchung, mehr und mehr einer Richtung nachzugeben, welche nun einmal die herrschende ist, und von der allein sie sich Erfolg versprechen können. Es lockt, sich von Schranken loszuwinden, die außer dem Lohne Gottes und des Gewissens wenig Dank, wenig Ehre und selbst wenig verständnisvolles Mitempfinden in Aussicht stellen. Das gibt dann im 13. und 14. Abschnitte Veranlassung, zu untersuchen, ob nicht aus der Beschaffenheit vieler der sittlichen Probe wohl genügender Romane der Niedergang der Chancen für den moralisch gehaltenen Roman überhaupt zum Teil zu erklären sei. Die Überschriften: romans trop enfantins und romans moralisateurs sagen alles. Aber es ist zu beachten, daß diese Ausführungen mit Ruhe und Maß, mit Billigkeit und Wohlwollen gemacht werden. Der schweren Stellung, welche heute dem sittenfesten Romanschreiber, sowohl gegenüber der Frivolität der fashionabeln Welt wie der Willkürherrschaft der zunftmäßigen „Kritik", nun leider einmal beschieden ist, wird ausreichend Rechnung getragen; ein Schluß-Abschnitt stellt zuletzt Heilmittel und Ratschläge zusammen.

Nicht minder verdienstlich und zeitgemäß ist das Heft des Dominikaners P. Sertillanges über „Kunst und Moral". Im ersten Teile werden die allgemeinen Grundsätze entwickelt. Anfangs wiegt das Philosophische vor, bald aber durch Anwendungen mehr und mehr belebt. Alles trifft zuletzt in dem Satze zusammen: „Jedes wahrhaft Schöne birgt das moralisch Schöne in seinem Grunde." Der zweite Teil beschäftigt sich mit den im eigentlichen Sinne „unsittlichen" Schöpfungen der Künstler und rechtfertigt vor jedem denkenden Leser ein unbedingt verdammendes Urteil. Der umfangreichere dritte Teil wendet sich zu den sittlich „gefährlichen" Darstellungen der Malerei und Plastik; in der Hauptsache ist er eine ruhige, verständige Auseinandersetzung über die Darstellung des Nackten. Mit sittlichem Ernst, aber auch mit reicher Kenntnis des Lebens und weitherziger Rücksichtnahme auf alle Verhältnisse werden diese schwierigen Fragen erörtert, sowohl vom Standpunkte des Künstlers wie von dem des Publikums aus. Mancher junge Künstler, in dem das sittliche Gefühl noch nicht ganz erstorben ist, dürfte für solche klare und sichere Belehrung dankbar sein. Für das christliche Publikum aber, das durch die Voreingenommenheit, die Anschauungen und Urteile der heutigen großen Welt nur zu sehr den Blick sich trüben läßt, sind solche Belehrungen vom höchsten Werte.

Die hier angeführten Beispiele sind nun gerade aus einem derjenigen Gebiete herausgegriffen, welche am wenigsten reichlich in der Sammlung vertreten

sind. Bei den unvergleichlich zahlreicheren und mannigfaltigeren Beiträgen aus dem Bereiche der Theologie oder Philosophie, der Religions- oder der Naturwissenschaft, der Bibel- oder der Geschichtsforschung macht ganz dasselbe praktische Eingehen auf die Bedürfnisse der Gegenwart sich bemerkbar. Unter den Schriften, welche dem engeren Umkreis der Glaubenslehre angehören, handelt z. B. die eine über „die Natur des Gebetes", eine andere über „das Böse", eine über „Fortentwicklung und Unveränderlichkeit der Glaubenslehre", eine andere über „die Auserwählten in und außerhalb der Kirche" usw. Bei der Apologetik fesselt neben vielen andern geschickt angelegten Abhandlungen ein Schriftchen des Abbé Canet über den „Unterschied zwischen Freiheit des Denkens und Freigeisterei" oder der originelle Beweis für das Dasein Gottes, welchen P. Th. Ortolan aus der Natur der bekanntesten Musikinstrumente herleitet unter der Aufschrift Matérialistes et Musiciens. Unter den Heften, welche der vergleichenden Religionswissenschaft zugerechnet worden sind, finden sich nicht nur solche, wie etwa über den Fakirismus oder den Brahmanismus u. dgl., sondern auch solche über das katholische Leben in Irland, Spanien, England. Je ein besonderes Heft behandelt die Fortschritte der Kirche in Schweden und Norwegen und die in Dänemark und Island. Besonders ernst, praktisch und wichtig sind die Beiträge aus dem Gebiete der Sittenlehre. „Der Zweifel am Glauben", „Gewissenspflicht gegen ein ungerechtes Gesetz", „Unabhängige Moral und Evangelische Moral", die „Theorie vom Glück", die „christliche Abtötung", die „Sonntagsheiligung", die „Unterlassung der religiösen Pflichten", „Christlicher Geist und äußeres Wirken": dies und ähnliches sind gewiß Themata, die eine halbstündige Lesung zu lohnen versprechen. Andere ernste Winke enthält die Nummer über die „zunehmende Entvölkerung Frankreichs". Auch das Heft über „das Vaterland", über „die Steuern und die Theologen", über „Toleranz", über „Gewissensfreiheit" bietet vielfältige nützliche Belehrung.

Natürlich ist bei so sehr großer Zahl und Mannigfaltigkeit der Mitarbeiter nicht nur die wissenschaftliche Rüstung, sondern auch die Richtung verschieden. Hat doch einer der Mitarbeiter, Abbé Charles Denis, erst vor kurzem den Schmerz erlebt, zwei seiner anderweitigen größeren Werke durch die Kongregation des Index verboten zu sehen. Soviel scheint aber doch aus der Sammlung in allen ihren Teilen hervorzugehen, daß die, welche hier mitarbeiten, es mit der Verteidigung der Kirche und der Liebe zur katholischen Wahrheit redlich meinen. Im allgemeinen muß anerkannt werden, daß diese große Broschürensammlung der Verheißung ihres Haupttitels entspricht, daß sie „Wissenschaft und Religion" würdig vertritt, und zwar gerade so, wie es Bedürfnis ist „für die gegenwärtige Zeit".

Das Rundschreiben Pius' X. zur Zentenarfeier Gregors des Großen.

Durch sein herrliches Rundschreiben Iucunda sane vom 12. März d. J. hat der glorreich regierende Papst Pius X. die Jubelfeierlichkeiten, welche die katholische Welt zu Ehren Gregors des Großen zu begehen im Begriffe stand, auf die würdigste Weise eingeleitet.

Der Papst als Stellvertreter Christi auf Erden ist der von Gott beauftragte Träger göttlicher Vollmachten und der oberste Verwalter der Gnadenschätze seines irdischen Reiches. Wenn nun aber das Himmelreich einer Perle von so unschätzbarem Werte vergleichbar ist, daß man um ihretwillen alles hingeben muß, und zugleich jenem wunderbaren Sauerteige, der durch seine Wirksamkeit das ganze öffentliche und private Leben durchdringen, umgestalten, vergöttlichen soll, so wird auch das Papsttum nicht nur in seiner inneren Würde und Vorzüglichkeit, sondern auch als zivilisatorische Macht einzig in der Weltgeschichte dastehen.

Allein nicht alle Träger der Tiara haben auf gleiche Weise und in gleichem Maße in die Geschicke der Menschheit eingegriffen — die persönlichen Veranlagungen und die Zeitumstände waren zu verschieden —; das Papsttum aber als Ganzes genommen ward der Welt eine unversiegbare Quelle himmlischen Segens.

Keiner in der langen Reihe der Nachfolger des hl. Petrus hat das Ideal des christlichen Hohenpriesters vollkommener verwirklicht, keiner der Mit- und Nachwelt reichlichere Wohltaten gespendet, keiner durch persönliche Heiligkeit und Größe der dreifachen Krone einen helleren Glanz verliehen als Gregor d. Gr. Es ist daher nur natürlich, wenn gerade die Edelsten seiner Amtsnachfolger mit liebender Verehrung auf ihn hinschauen. Hadrian I. nennt ihn „den ausgezeichneten Lehrer, den tiefsinnigen Erforscher des Wortes Gottes, den ehrwürdigen Vater"; Nikolaus I. „den süßesten Vater und unsern Papst"; Innocenz III. „den Ordner des Testamentes des

Herrn". In die Fußstapfen solcher Päpste tritt nun Pius X., indem er am Anfange seines Pontifikates voll Bewunderung und freudiger Zuversicht zur Lichtgestalt seines „unvergleichlichen" Vorgängers emporblickt und gleichsam das Steuerruder des Schiffleins Petri in dessen ebenso weise wie starke Hand legt.

Kaum war das Rundschreiben Pius' X. zur Zentenarfeier Gregors d. Gr. erschienen, da schrieb eines der größten liberalen Tagesblätter Deutschlands: „In der Form ruhig und maßvoll, atmet die Encyklika der Sache nach in jedem Satze die unversöhnliche Feindschaft des römischen Stuhles gegen die moderne Wissenschaft. Auch Pius X. läßt die wissenschaftliche Kritik nur gelten, ,wenn sie richtig angewendet wird'.... Daß Gregor sich den Weg mit politischen Erwägungen bereitet habe, stellt Pius X. ausdrücklich in Abrede. Bei aller Wertschätzung Gregors d. Gr. wird der geschichtlich gebildete Leser dem gegenwärtigen Papste hierin um so weniger beistimmen, je mehr politische Einsicht als die Erbweisheit des römischen Stuhles gelten muß."

Alle interessiert somit die Frage: Welches waren die Ziele, die Gregor I. anstrebte, und welches die Mittel, deren er sich bediente?

Ein geschichtlich getreues Bild seines Schaffens und Denkens, wenn auch nur in den äußersten Umrissen gezeichnet, wird die gewünschte Antwort geben. Niemand wird dem „unvergleichlichen Mann", welcher vor nun dreizehn Jahrhunderten sein segensreiches Leben abschloß, seine Hochachtung und Bewunderung versagen; der katholischen Welt aber gereicht es zu unendlichem Troste und unsagbarer Freude, daß Pius X. gerade Gregor d. Gr. zum Vorbild sich erkoren hat.

Gregors langjähriger Sekretär und Vertrauter, Petrus Diaconus, will zu wiederholten Malen (saepenumero) gesehen haben, wie der Heilige Geist in Gestalt einer weißen Taube über dem Haupte des großen Lehrers schwebte und ihm himmlische Gedanken und Entschlüsse eingab. Die göttliche Taube ist das Symbol seines Pontifikates geworden: sie hat augenscheinlich seinem Wirken das Siegel der Göttlichkeit aufgedrückt.

1. Wenn er an jenem ewig denkwürdigen Tage seiner Krönung in St Peter, 3. Sept. 590, sein Adlerauge hinschweifen ließ über Rom, das Reich, die Welt, bot sich ihm nirgends ein erfreuliches, nirgends ein trostreiches Bild. Auf den breiten Stufen des St Andreasklosters auf dem Mons Coelius, wo einst der Palast seiner Ahnen gestanden, steht der Hohepriester, die hohe, von Krankheit und Bußwerken abgemergelte

Gestalt. Vor ihm liegt sein Rom. Unsägliche Wehmut erfüllt sein Römerherz. Dort drüben auf dem Palatin ist noch der unermeßliche Bau des Cäsarenpalastes, in der Hauptmasse unzerstört, ein Labyrinth von wüsten Sälen, eine geisterhaft ausgestorbene Burg, nur zum kleinsten Teile bewohnt vom griechischen Dux mit seinem Schreiber- und Beamtenvolk oder von einem halbasiatischen General oder von allerlei lichtscheuem Gesindel. Rechts davon scheint das Kolosseum noch Jahrhunderten trotzen zu wollen; in nicht weiter Ferne erzählen die Triumphbogen eines Titus und eines Konstantin von Roms einstiger Macht und Herrlichkeit und erhöhen den Schmerz über die Gegenwart. Die diokletianischen Thermen, von keiner Wasserleitung mehr gespeist, haben schon längst aufgehört, das Herz römischen Lebens und römischen Vergnügens zu sein; ein Wald von zersplitterten Säulen und ein wüster Trümmerhaufen sind als alleinige Zeugen ihrer einstigen Pracht übrig geblieben. Die Tempel sind verfallen, die Paläste der Beherrscher der Welt sind Ruinen; auf den Straßen wächst das Gras, und die Fora sind Stein- und Ruinenfelder. Durch die Verwüstung schleicht die Armut, die Seuche, der Tod. Die Fluten des wild über seine Ufer tretenden Tiber, die germanischen Horden, Vandalen, Goten, Langobarden, die Schrecken der Hungersnot und Pest haben um die Wette an Roms Untergang gearbeitet. Markerschütternd sind die Klagen des großen Römers über das Unglück seiner Vaterstadt. „Wir sehen die Mauern der Stadt gespalten, die Wohnungen zerstört, die Kirchen vom Himmelsfeuer getroffen, die Gebäude zusammenfallen, gleichsam als ließe das Alter sie ihre Last nicht mehr tragen.“ Ein andermal ruft er aus: „Roma selbst, einst die Herrin der Welt, was ist aus ihr geworden? Namenloses Elend, das Unglück ihrer Bewohner, die Einfälle der Feinde, das Zusammenstürzen der Gebäude haben sie allerwärts betroffen: erfüllt ist an ihr die Weissagung von Samaria. Die Macht ist ihr genommen, die Völker sind von ihr abgefallen, ihre Bürger sind hingeschwunden. Wo ist der Senat? wo ist das Volk? Ihre Gebeine sind zu Staub zerfallen, ihr Fleisch ist verrottet, aller Glanz weltlicher Würden ist erblichen. Und doch werden wir, die wenigen Übriggebliebenen, täglich noch bedrängt durch das Schwert und zahllose Nöten. Denn da der Senat aufgelöst ist, das Volk vernichtet, Schmerz und Wehgeschrei aber bei den kläglichen Resten der Bevölkerung nicht verstummen, so verzehrt sich jetzt die leere Stadt. Was soll aus den Menschen werden, wenn die Bauwerke nicht aufhören, in sich selbst zu versinken? Wo sind die geblieben, die sich einst am Glanze

dieser Stadt erfreuten? Wo ist ihre Pracht, wo ihr Stolz, wo ihre Lust? Einst sammelten sich aus der ganzen Welt hier alle, die emporsteigen wollten: nun herrscht Einsamkeit, Verwüstung, Trauer, und keiner naht der Weltlichgesinnten." Es war die Leichenrede, welche der Bischof am Grabe der alten Roma sprach, und derjenige, der seinem Schmerze so beredten Ausdruck gab, war ihr edelster Sohn.

Ähnlich wie in Rom standen die Dinge im übrigen Italien. Von den Zinnen der alterschwachen Mauern Aurelians aus konnte der Papst es mit eigenen Augen sehen, wie der Langobardenkönig Agilulf die Stadt immer enger umschloß, wie Flecken und Dörfer in weiter Runde in Flammen standen, wie Römer, Hunden gleich zusammengekoppelt, fortgeführt wurden, um nach Gallien in die Sklaverei verkauft zu werden. In Wirklichkeit waren die wilden, halb heidnischen, halb arianischen Langobarden die Herren der Halbinsel; nur Ravenna mit der Pentapolis, Rom mit seinem Dukat und einige Striche im westlichen und südlichen Italien waren noch im Besitze des Kaisers. Furchtbar hausten die Langobarden. „Entvölkert sind die Städte, zerstört die festen Plätze, in Asche liegen die Kirchen, verwüstet sind die Klöster, vereinsamt die Landgüter. Kein Kolone bebaut sie, das Land ist zur Einöde geworden, und wilde Tiere hausen da, wo einst volkreiche Städte und Ortschaften standen." Eine fast ebenso schreckliche Geißel wie die Langobarden war für Italien das byzantinische Beamtentum. Zu ohnmächtig, dem Feinde ernsten Widerstand entgegenzusetzen, lastete es durch seine Plackereien, Maßregelungen, Erpressungen, wie ein schwerer Alp auf dem armen Lande. „Ich will es kurz sagen", schreibt Gregor an den Kaiser über den Exarchen Romanus von Ravenna, „daß seine Bosheit gegen uns die Schwerter der Langobarden übertrifft, so zwar, daß die Feinde, die uns töten, uns gnädiger vorkommen als die höchsten Beamten des römischen Staates, die durch ihre Bosheit, Habsucht, Verlogenheit uns zu Grunde richten."

Gregor klagte nicht bloß; er half. Als „Hausvater der Familie des Herrn", wie ihn sein alter Biograph so bezeichnend nennt, hatte er für alles und alle zu sorgen. Er tat es in großartigstem Maßstabe. Weltberühmt ist seine Wohltätigkeit gegen alle. Hatte er schon als Abt des Andreasklosters auf dem Mons Coelius täglich zwölf Arme mit eigener Hand bewirtet, so behielt er als Papst nicht nur diese schöne Gepflogenheit bei, sondern wurde jetzt einfach der Nährvater Roms. Pilger, Ortsarme, Flüchtlinge zu Hunderten, zu Tausenden erhielten von ihm Unterstützung und Lebensunterhalt. Die Stadt war angefüllt mit Mönchen und Nonnen, die, aus ihren Klöstern vertrieben, in Rom Hilfe

suchten. Die Zahl der Nonnen allein belief sich auf 3000. „Ihren Gebeten, Tränen und Fasten", schreibt Gregor an die Schwester des Kaisers Mauritius, „verdankt Rom die Errettung von dem Schwerte der Langobarden." Täglich durchzogen seine Almosenverteiler mit Karren die Straßen der Stadt, um Nahrung und Arznei in die Wohnungen zu bringen, wo immer man ihrer bedurfte. Am Anfang eines jeden Monats ließ er Getreide, Öl, Wein und andere Lebensmittel verteilen. Als er eines Tages hörte, daß ein Bettler vor Elend auf der Straße gestorben sei, schloß er sich für mehrere Tage in seine Gemächer ein und versagte sich selbst den Trost, die heilige Messe zu lesen. Es war ihm ernst um die Fürsorge für die Armen, und arm war damals ganz Rom.

Nur die Kornkammer der Kirche schien unerschöpflich zu sein. Daß sie es war, ist vor allem der liebevollen Sorgfalt und dem Verwaltungstalente des großen Papstes zu danken. Die Güter der Kirche, welche nach und nach durch milde Schenkungen an den hl. Petrus zu ansehnlichen Länderkomplexen herangewachsen waren, lagen in der Campagna, in Süditalien, Gallien, Dalmatien, auf Sizilien, Sardinien und Korsika usw. zerstreut. Es waren Musterwirtschaften. Von den „Rektoren", die er über dieselben setzte, und von den Kolonen, die sie bebauten, forderte er die genaueste Rechenschaft, aber seine Gerechtigkeit und Billigkeit wußte es auch dahin zu bringen, daß „der Säckel der Kirche nicht mit schändlichem Gewinne besudelt wurde" und die Pächter sich besser standen als je zuvor. Um alles, um Großes und Kleines, kümmerte er sich: von dem Ertrage dieser Ländereien hing ja das Leben von Tausenden, der Bestand Roms, des Reiches, der Kirche in Italien ab.

Damit war aber seine segensreiche soziale Tätigkeit noch keineswegs erschöpft. Er selbst klagt, er sei oft so sehr mit weltlichen Sorgen belastet, daß es manchmal schwer sei zu sagen, ob er das Amt eines Seelenhirten oder eines Staatsbeamten zu versehen habe. Die Bischöfe werden angewiesen, sich nicht nur mit dem regimen ecclesiae, sondern auch mit der custodia civitatis zu befassen. Der Bischof von Misenum erhält Geld zur Befestigung der Stadt; bei der Wahl eines Bischofs von Neapel soll man nicht nur auf die kirchliche Befähigung, sondern auch darauf sehen, ob er im stande sei, die Stadt gegen die anstürmenden Feinde zu verteidigen; der Bischof von Caralis auf Sardinien wird beauftragt, die Städte und Ortschaften der Insel stärker zu befestigen und mit Proviant reichlich zu versehen; der Kaiser Mauritius stellt sogar das Ansinnen, der erkrankte Metropolit von Prima Justina möge alsbald einen Nachfolger erhalten, damit die Stadt nicht in Ermanglung eines Bischofs in die Hände der Feinde falle. Noch mehr! Gregor zahlt zur Erhaltung der Stadt aus dem Vermögen der Kirche ungeheure Summen an die Langobarden; die Befehlshaber kaiserlicher Truppen verkehren mit ihm wie mit ihrem Kriegsherrn, sie erhalten von ihm Geld und Mannschaften, sie nehmen sogar Weisungen und Befehle entgegen, welche die Kriegsführung betreffen. Er hinwiederum schließt mit dem Feinde Frieden und Verträge, und die Langobarden glauben erst dann die sichere Garantie für die Festigkeit der getroffenen Abmachungen in der Hand zu haben, wenn der Name des Papstes auf der Urkunde steht. Die Not der Zeit hat den

Papst zum Sachwalter der respublica, des Römertums in Italien, gemacht. Der Bischof von Rom war nicht nur der reichste Grundbesitzer und der mächtigste Mann des Abendlandes, sondern auch der Hort des Rechtes, der Schutz der Ordnung geworden. Wünschen auswärtige Fürsten, wie die Könige der Franken und der Westgotenkönig Reccared in Spanien, durch ihn mit dem Kaiserhofe von Byzanz in Verbindung zu treten, so erflehen anderseits die höchsten römischen Beamten seinen Schutz und seine Fürsprache bei dem Kaiser. Geistliche wie Laien, Stadtgemeinden wie ganze Provinzen erbitten seine Hilfe gegen grausame Bedrückungen kaiserlicher Statthalter. Die Klagen Sardiniens, Korsikas, Siziliens dringen an sein Ohr, und da keine Vorstellungen zum Ziele führen, schreibt er sie an die Kaiserin Constantina, um durch ihre Vermittlung die Dazwischenkunft des Herrschers zu veranlassen. Von der Bevölkerung Korsikas werden so unerschwingliche Steuern erpreßt, daß Eltern ihre Kinder verkaufen müssen, um den Säckel der Habgier zu füllen, und auf Sizilien werden Privatbesitzungen ohne weiteres als Staatseigentum erklärt. An solchem Gelde, solchem Besitze klebt die Sünde, die das Unheil der Barbaren über das Reich bringt, meinte Gregor. Anderseits aber wollte er auch nicht, daß selbst schuldige Beamte auf eine unmenschliche, entwürdigende Weise bestraft würden. Der Exkonsul Leontius hatte den Präfekten Libertinus nicht nur schimpflich abgesetzt, sondern auch mit Ruten streichen lassen. In edler Entrüstung über eine derartige Behandlung eines Römers ruft der große Bischof, der zugleich der erste Römer war, aus: „Das ist der Unterschied zwischen den Königen der Barbaren und dem römischen Kaiser, daß jene die Herren der Sklaven, diese von freien Männern sind." Wie er durch Wort und Beispiel die Völker zu einem freien, menschenwürdigen Gehorsam gegen jede legitime Obrigkeit anleitete, so hat er anderseits auch die Fürsten regieren gelehrt. Goldene Worte sind es, die er an Kaiser und Könige richtete, zu einer Zeit, wo nordische Barbarei und griechischer Despotismus alle Freiheit zu erdrücken drohte. Gerechtigkeit, Maßhalten im Gebrauch der Macht, Selbstbeherrschung, Billigkeit müssen nach Gregor die ewig unveränderlichen Regierungsmaximen christlicher Fürsten bleiben. „Dann ist die Regierung gut", schreibt er an König Reccared, „wenn ihr euch nicht blind regieren lasset durch die Lust am Regieren. Glaubet ja nicht, daß ihr alles tun dürfet, was zu tun in eurer Macht liegt." — Doch wozu noch weitere Belege für die wahrhaft großartige, weltumfassende soziale und zivilisatorische Wirksamkeit anführen? Seine uns noch erhaltenen Briefe, die fast die Zahl 900 erreichen, verkünden es den spätesten Geschlechtern, daß Herrscher und Untertanen, Herren und Sklaven, Römer und Barbaren, Heiden und Juden, der Pächter, der Wechsler, die Witwe, alle ohne Ausnahme, beim Bischof von Rom einen unerschrockenen Verteidiger ihres Rechtes sowie ein mitfühlendes, stets hilfsbereites Vaterherz fanden.

Hierin lag das Geheimnis seiner Macht. Treffend hat man dieselbe dahin charakterisiert: „Der Kaiser hieß Herr von Rom, der Papst war es." Ein anderer Geschichtschreiber der Stadt Rom führt denselben Ge-

danken weiter aus: „Durch Krieg, Hunger und Pest zusammengeschmolzen, mit Byzanz nur durch einige Beamte in Verbindung, von Ravenna durch die Langobarden abgeschnitten, vom Exarchen kaum beaufsichtigt und militärisch fast gar nicht geschützt, fand Rom in Papst Gregor ein nationales und selbstgewähltes Oberhaupt." Am schönsten und ehrenvollsten ist aber immer noch der Titel, den schon früh die dankbare Nachwelt dem großen Papste beilegte, indem sie ihn den „Hausvater der Familie des Herrn" nannte. Denn er war Vater der Stadt Rom, die er mit Getreide und Wasser versorgte, Vater der Armen, die er nährte, Vater der Gefangenen, die er loskaufte, Vater der Unterdrückten, besonders der Witwen und Waisen, denen er Unterstützung gewährte, Vater aller, da niemand in Not und Unglück sich umsonst an sein Vaterherz wandte.

Die eigentlichste Aufgabe seines hohenpriesterlichen, apostolischen Amtes aber war die Ausbreitung, Einigung, Heiligung des Reiches Gottes.

Welch eine Riesenarbeit!

Noch als einfacher Mönch des Andreasklosters auf dem Coelius hatte er sich mit einigen Ordensbrüdern auf den Weg gemacht, um das noch heidnische Volk der Angelsachsen für Christus zu gewinnen. Auf dem Sklavenmarkte in Rom hatte er einige Knaben gesehen, deren schöne schlanke Gestalt, offenes Antlitz, helles, reiches Haar seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Allein nicht er, sondern seine Ordensbrüder sollten das Volk, dem jene Knaben angehörten, bekehren. Die Zuneigung der Römer und der Befehl des Papstes zwangen ihn zur Umkehr. Papst geworden, war er es, der Augustinus mit 40 Gefährten nach dem fernen Inselreiche entsandte, der sie in allen Schwierigkeiten und Mühen aufrichtete, der sich über die glänzenden Erfolge ihrer Missionsarbeit freute, als wären es die eigenen, der die weisesten Vorschriften zur Christianisierung der ganzen Nation erließ, der die Bischofssitze gründete und die ersten Oberhirten einsetzte. Er wurde mit einem Worte der Begründer jener herrlichen Kirche, welche in wenig Jahren stark genug sein wird, ihre Glaubensboten nach Gallien, an den Rhein, in die Wälder Germaniens zu entsenden. Ob er wohl schon die ersten Strahlen jener Morgenröte geschaut hat, welche der Sonne christlicher Zivilisation im nördlichen Europa vorausgingen? Wir Spätere wissen es: die Mönche, welche Gregor nach England entsandte, waren die Lehrer und geistlichen Väter jener, welche das Licht des Evangeliums nach Deutschland brachten. — Ein anderer deutscher Stamm, die Westgoten, beherrschte Spanien. Nachdem der Königssohn Hermenegild für den wahren Glauben sein königliches Blut vergossen, war es 589 dem Freunde Gregors, dem großen Erzbischof von Sevilla, Leander, gelungen, den König Reccared und seine Gemahlin Baddia für die Kirche zu gewinnen. Dem Königspaare folgten die Großen des Reiches, und das ganze

Volk schwor den Arianismus ab. Der Papst kann nicht Worte genug finden, der Freude seines apostolischen Herzens Ausdruck zu geben. Ein Wunder nennt er die Bekehrung einer ganzen Nation, und er kann nur mit dem Propheten ausrufen: „Diese Veränderung ist das Werk des Allerhöchsten." — Nicht so erfreulich sah es dagegen im Frankenreiche aus. Wohl waren die Franken seit Chlodewigs Taufe katholisch, ja sie waren der einzige katholische Stamm, der das Christentum zuerst in seiner orthodoxen Form angenommen und demselben immer treu geblieben ist. Allein unter der Landbevölkerung herrschten noch allerlei heidnische Gebräuche; die fast ständigen Bürgerkriege zur Zeit der Merowinger hatten eine bedauerliche Verwilderung und Verrohung der Sitten unter Geistlich und Weltlich zur Folge; vermittelst der weitverbreiteten Simonie konnten selbst Laien zu hohen kirchlichen Ämtern gelangen. Gregor verstand es, viele der Übelstände abzustellen. — Eine langwierige Arbeit war die Beilegung des fast 300 Jahre alten donatistischen Schismas in der afrikanischen Kirche sowie des nord-italischen Schismas, das, aus dem Dreikapitelstreit entstanden, seine Zweige bis nach Südgallien im Westen, nach Dalmatien und Istrien im Osten hineingetrieben hatte. — Ungleich schwieriger aber war die Bekehrung der Langobarden. Das Unternehmen mußte, menschlich gesprochen, aussichtslos erscheinen. Denn was konnte wohl dies halbwilde, siegberauschte Volk, dem alle edleren Impulse zu fehlen schienen, vermögen, die Religion der Römer anzunehmen, jener Römer, deren offizielle Vertreter sie wegen ihrer Ohnmacht, Unfähigkeit und Falschheit nur verachten konnten? Mit Hilfe der katholischen Königin Theodolinde, mit der Gregor im regsten brieflichen Verkehre stand, und der Mitarbeit orthodoxer Bischöfe, die er unablässig zur Ausdauer ermunterte, gelang ihm auch dies Werk. Er erlebte noch die Freude, daß der Sohn Agilulfs und Theodolindens, Adalwald, die katholische Taufe empfing und der erste katholische König der Langobarden wurde. „Gregors Seele", sagt der langobardische Historiker des 8. Jahrhunderts, „war verzehrt von dem Feuer seiner beständigen Sorge für das Heil der Söhne dies heiligen Landes." — Und wie stand es mit der Kirche des Reiches? Es ist schwer zu sagen, wo sich Gregor am größten zeigte, ob in dem demütigen Gehorsam gegen den Kaiser in dem, was des Kaisers ist, oder in der Wahrung der Rechte Gottes und der Kirche in dem, was Gottes ist. Nicht nur, daß er seine eigene Wahl in Konstantinopel bestätigen ließ, bediente er sich dem Hofe gegenüber manchmal einer Sprache, die uns, die wir an die Hofsprache jener Zeit nicht gewohnt sind, fast zu devot klingt; er ging sogar so weit, daß er kaiserliche Erlasse, die er laut mißbilligte, doch promulgierte. Anderseits wußte er aber für die Rechte der Kirche und des apostolischen Stuhles mit einer Energie einzutreten, die selbst in Byzanz Eindruck machen mußte. Es war ihm heiliger Ernst, wenn er einmal an seinen Apokrisiar Sabinianus schrieb: „Was ich unter diesen Vorgängen leide, weißt du; ich bin bereit, eher in den Tod zu gehen, als die Autorität des hl. Petrus in meinen Tagen verkümmern zu lassen; lange weiß ich zu dulden; habe ich mich aber einmal entschlossen zu handeln, dann biete ich freudigen Herzens allen Gefahren die Stirne." Das zeigte sich, als er einem kaiserlichen Reskripte

gegenüber auch für Militärpersonen und Kurialen das Recht wahrte, das Leben im Ordensstande Gott zu widmen; das zeigte sich in jenem denkwürdigen Streite um den Titel „Weltpatriarch“, den sich Johannes der Faster von Konstantinopel widerrechtlich angemaßt hatte, eine Anmaßung, die im Keime das spätere morgenländische Schisma in sich barg; das zeigte sich in jenen lichtvollen Ausführungen über das richtige Verhältnis zwischen der kaiserlichen und kirchlichen Gewalt, in jenen großartigen Orientierungen, welche damals schon durch die häufigen Übergriffe der Staatsomnipotenz in religiöses Gebiet ebensosehr wie durch die Servilität vieler kirchlicher Würdenträger dringend notwendig waren; das zeigte sich endlich, um nur noch ein Beispiel anzuführen, in jener unerschütterlichen Festigkeit, womit er die unkanonische Wahl des Erzbischofs Maximus von Salona in Dalmatien verwarf, obgleich alle kaiserlichen Beamten und der Präfekt an ihrer Spitze dieselbe wünschten und betrieben, obgleich die Bischöfe der ganzen Kirchenprovinz sich der Staatsgewalt fügten, obgleich ein mehrjähriges Schisma erfolgte. Als aber der Verirrte, 5 Jahre später, in Ravenna öffentlich Buße tat, war Gregor der erste, der ihn mit offenen Armen aufnahm und ihm sogar das Pallium verlieh. Der kirchlichen Ordnung war ja Genüge getan.

Nicht weniger als die Reinheit des Glaubens lag ihm die Reinheit der Sitten am Herzen. „Denn wer Übelstände abstellen kann“, schrieb er an die Königin Brunhilde, „und es nicht tut, macht sich zweifelsohne zum Mitschuldigen am Verbrechen.“ Christus hat der Kirche überreiche Offenbarung gebracht und sein Blut geschenkt zu ihrer Heiligung; der Kranz der heiligen Väter und Lehrer hat die Predigt und Heiligungskraft der Kirche weiter ans Licht gestellt; im Himmelreich findet der Gottesbau seinen Abschluß. Wie aber die Kirche ihr Heiligungswerk nur mittels eines sittenreinen, heiligen Klerus vollbringen kann, so sind schlechte Priester der Ruin des christlichen Volkes — causa sunt ruinae populi sacerdotes mali.

Im Lichte dieser Wahrheiten, die er zu verschiedenen Zeiten vortrug, wird die Großartigkeit der Reformarbeit des unermüdlichen Seelenhirten erst verständlich. Kein Metropolit, kein Bischof, kein Ordensvorsteher soll gewählt und konsekriert werden, es sei denn, daß seine Würdigkeit und Tüchtigkeit vorher aufs sorgfältigste erprobt wäre. Nie ermangelt der Papst selbst, dem Neugewählten die Pflichten seines hohen Amtes vorzuhalten. Sittenreinheit, Gerechtigkeit, Milde mit Strenge gepaart, Wachsamkeit und Unerschrockenheit, Barmherzigkeit und Gastfreundlichkeit sind die Tugenden, durch die er seine Bischöfe ausgezeichnet wissen will. Alle Gewalt sei ihnen nur deshalb übertragen, damit sie Diener Christi seien zum Heile derer, welche das ewige Leben erben sollen. Damit nicht zufrieden, blieb er ihnen auch während ihrer späteren Amtstätigkeit immer ein wachsamer, väterlicher Freund, der mahnte, aneiferte, belehrte, rügte, strafte, je nachdem die Umstände es erheischten. Er verordnete, daß regelmäßig Synoden

abgehalten werden, auf denen die kirchlichen Satzungen zur Kenntnis gebracht und zur genauen Beobachtung eingeschärft würden. Dabei galt sein unermüdlicher Kampf den drei Hauptfeinden der priesterlichen Heiligkeit: der Verletzung des Cölibates, der Häresie der Simonie und jenen zentrifugalen Kräften, welche vom Mittelpunkt der kirchlichen Einheit, vom Papst und Bischof, wegtreiben. Wie Gregor für die Bischöfe und Metropoliten von deren Untergebenen den kanonischen Gehorsam strengstens forderte und selbst mit fast ängstlicher Gewissenhaftigkeit deren Rechte respektierte, so war er auch entschlossen, von den Rechten des hl. Petrus nichts verloren gehen zu lassen: allen Gläubigen solle stets, so wollte er es, das Recht der Appellation an den apostolischen Stuhl offen stehen; alle, Priester und Laien, sollten versichert sein, daß sie dort ihr Recht und die Liebe eines Vaters erwarten dürften; alle, Bischöfe und Patriarchen, sollten aber auch überzeugt bleiben, daß sie unter dem hl. Petrus stehen. „Ich möchte wissen", fragt er einmal, „welcher Bischof ihm nicht untertan wäre." „Und wer sollte zweifeln", meint er ein andermal, „daß auch die Kirche von Konstantinopel dem Apostolischen Stuhle unterworfen sei?"

Und während er so von der Hochwarte der heiligen und allgemeinen Kirche aus die ganze Welt, Morgen- und Abendland, Afrika und Britannien, die Reiche der Franken und Westgoten, Italien und die entferntesten Inseln ständig im Auge behielt, alles mit seinem apostolischen Worte erleuchtend und zur Übung christlicher Tugend entflammend, sehen wir ihn in Rom selbst von Kirche zu Kirche pilgern, bald an der Spitze großartiger Bußprozessionen die Barmherzigkeit Gottes auf die Stadt herabflehen und bald das Jahresgedächtnis heiliger Märtyrer feiern, bald die Bischöfe seiner engeren Kirchenprovinz im Lateran um sich versammeln und bald wieder in den Katakomben oder den Cömeterialkirchen die Volksscharen zur Buße und Lebensbesserung auffordern. Jedes Wort von seinen Lippen ward von der lautlos lauschenden Menge wie das Wort eines Gottgesandten entgegengenommen. Rom in seinem damaligen Verfall war ja die ergreifendste, die ernstmilde Gestalt des Hohenpriesters die eindringlichste Predigt. Welchen Eindruck mußte es machen, wenn er, über der Ruhestätte der heiligen Märtyrer Achilleus und Nereus stehend, ausrief: „In unsern Tagen dorrt die Welt zusammen, ihr sehet es, und dennoch hegen wir sie in unsern Herzen, als stände sie in Blüte. Überall um uns her der Tod, überall Trauer, überall Verwüstung! Von allen Seiten werden wir geschlagen, rings her strömen die Bitterkeiten auf uns ein. Und dennoch lieben wir blinden Geistes diese Bitterkeiten, von der Gewalt der Begierlichkeit bezwungen; wir laufen der Welt nach, während sie flieht: wir klammern uns an sie, während sie uns entgleitet." „Welch furchtbares

Schwert des Gerichtes über der Welt schwebt“, spricht er zu den Bischöfen, die ihn demütig lauschend umringen, „und mit wie schweren Schlägen es die Völker zu Boden schlägt, das seht ihr täglich mit eigenen Augen. Und wer anders ist schuld daran, als wir selber mit unsern Sünden? Wehe, die Städte sind entvölkert, die Befestigungen geschleift, die Kirchen verfallen, die Klöster zerstört, die Ländereien in Wüsten verwandelt!“ Die Pflicht der Priester und Bischöfe ist es, durch Werke der Buße den Zorn Gottes zu sühnen und vor allem durch ein Leben der Tugend das christliche Volk zu belehren.

„Es ist in der Tat bewundernswert“, sagt Pius X., „was Gregor in der kurzen Zeit der 13 Jahre seiner Regierung erreichte: Er reformierte das ganze christliche Leben, weckte die Frömmigkeit der Gläubigen, stellte die Disziplin der Mönche und des Klerus wieder her und schärfte den Bischöfen die Sorge für die ihnen anvertraute Herde wieder ein.“ Nach einer ebenso knappen wie glänzenden Schilderung der Großtaten des hl. Gregor fährt sein Nachfolger auf dem Stuhle Petri fort: „Überhaupt war seine Wirksamkeit so heilsam, daß die Erinnerung an seine Taten sich tief den kommenden Geschlechtern einprägte, namentlich während des Mittelalters, das nach seinem Geist lebte, sich von seinen Worten nährte, nach seinem Beispiel das ganze Leben einrichtete, wodurch die christlich soziale Gesellschaftsordnung sich einbürgerte im Gegensatz zur römischen der früheren Jahrhunderte.“

2. Der Einfluß Gregors d. Gr. auf die Nachwelt ist in der Tat tiefgehender als der irgend einer andern gewaltigen Persönlichkeit der Weltgeschichte. Er ist bleibend. Die Geschichte bietet uns zwar keinen Anhalt zu der Annahme, er habe eine Ahnung davon gehabt, wie sehr er durch sein Wirken die glorreiche Zeit des christlichen Mittelalters mit seiner einzig großartigen Kulturentwicklung vorbereite und anbahne; im Gegenteil, er scheint sich das Weltende als unmittelbar bevorstehend gedacht zu haben; aber er wußte doch, wie eben die Heiligen dies wissen, daß sein Wirken bleibenden Wert habe. Jedes Gebet einer heiligen Seele und jedes gute Werk, für Gott und die Kirche ausgeführt, ist ein lebendiger Baustein für die Gottesstadt der Kirche, für jenes himmlische Jerusalem, das für Ewigkeiten gebaut ist. Menschenwerk vergeht, Gotteswerk besteht.

„Reiche sind zu Grunde gegangen, blühende Völker sind verschwunden, Nationen sind wie durch das Gewicht ihrer Jahre zerronnen; aber die Kirche, unzerstörbar in ihrem Wesen, unauflöslich vereinigt mit dem

Heiligen Geist, erfreut sich ewiger Jugend. Mächtige erhoben sich gegen die Kirche; sie verschwanden, aber die Kirche blieb. Es kamen unzählige philosophische Systeme, man rühmte sich, endlich die Lehre der Kirche besiegt und ihre Dogmen widerlegt zu haben. Aber diese Systeme werden der Reihe nach preisgegeben, sind vergessen und begraben, während der Felsen Petri strahlt vom Glanze des Lichtes und der Wahrheit, wie an jenem Tag, da Jesus bei seinem Erscheinen dasselbe entzündet hat mit der Verheißung: ‚Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.'"

So spricht Pius X. von der Kirche und ihrer Lehre; so konnte Gregor sprechen von seinem apostolischen Wirken. Es war ein lebendiges Samenkorn, von Gott selbst in die Furchen dieses Erdenlebens eingesenkt, das aufging und nun schon 13 Jahrhunderte lang mehr denn tausendfältige Frucht trug. Seine Homilien über die Evangelien und Propheten sind in das offizielle Gebetbuch des Priesters aufgenommen und werden jahraus jahrein gelesen, gesungen, gepredigt. Die Entscheidungen in seinen Briefen, wodurch er die verschiedenartigsten kirchlichen Angelegenheiten ordnete, sind vielfach in das Gesetzbuch der Kirche übergegangen und blieben maßgebend bis auf diesen Tag. Das Sakramentar, wie es Gregor aus dem Geiste und Herzen der Kirche geschöpft hat, bildet, einige wenige Zusätze abgerechnet, noch heute die Grundlage und Norm jener wundervollen Liturgie, welche den kirchlichen Gottesdienst so würde- und weihevoll, so anziehend und lieblich macht. Der Gesang, welcher der gregorianische heißt, und den der große Papst noch von seinem Krankenlager aus persönlich lehrte, ist von einer solch erhabenen Einfachheit, Schönheit und Würde, daß er es auf besondere Weise verdient, die höchsten Geheimnisse unserer Religion zu verherrlichen. „Und wunderbar genug! Neben den höchsten Resultaten, welche von den begabtesten Geistern in jahrhundertelanger Arbeit auf diesem Gebiete gewonnen worden sind, steht die gregorianische Melodie in ihrer einfachsten Urgestalt nicht als rohe erste Kunststufe, sondern als ein Gleichberechtigtes da; nach dem hinreißenden seraphischen Stimmengewebe eines Kyrie von Palestrina ergreift das ganz einfache Gloria in excelsis Deo aus des Priesters Munde mit dem Tone majestätischer Größe und zugleich eines jubelnden Aufschwunges, wert, den Ruhm des Allerhöchsten zu verkünden." — Ganz allgemein bekannt dürfte sein, in welcher Achtung die „Erklärung des Buches Job", die „Dialoge" und „die Pastoralregel" während des ganzen Mittelalters standen. Das letztere Werk namentlich, in welchem der heilige Lehrer das Ideal eines Seelenhirten schildert, ward nicht bloß von vielen Synoden allen Priestern in den eindringlichsten Worten immer wieder empfohlen, sondern sogar den Bischöfen bei ihrer Konsekration aufs Haupt gelegt.

Die Hand, die sich einstens am Portale von St Andreas auf dem Clivus Scauri über Augustinus und seinen 40 Gefährten aus dem Orden

des hl. Benedikt segnend erhob, sie blieb segenspendend ausgestreckt über allen Missionären, welche in der Folgezeit den noch wilden nordischen Völkerschaften mit dem Evangelium die Güter der Zivilisation und Bildung brachten. Hat er durch das Mönchtum die Schätze der griechischen und römischen Kultur aus dem allgemeinen Zusammenbruch dem Abendland gerettet, so hat er den Bildungsformen des Altertums neuen Lebensodem eingehaucht, indem er sie mit christlichem Gehalte erfüllte und auf einen jungen, lebensfrischen Stamm aufpfropfte. Indem er sodann die allgemeine Befreiung des Menschengeschlechtes durch Christus verkündete, alle Menschen für von der Natur frei erklärte, die Freilassungen, wo er nur konnte, begünstigte, das von Römern und Barbaren zertretene Landvolk aufzurichten, seine Lasten zu erleichtern, seinen Besitz zu befestigen und zu sichern suchte, hat er zugleich der Kirche den Weg vorgezeichnet, den sie nicht mehr verlassen hat, und die Vorbedingung geschaffen zu dem freien Bürgertum, das immer den Stolz der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung ausmachen wird. Indem er endlich, geleitet nicht durch die schlaue Berechnung des Diplomaten, sondern durch die hehren Instinkte des Gottesmannes, die germanischen Völkerschaften zunächst mit dem Bande des gemeinsamen Glaubens umschlang und sie dann in die aus demselben sich ergebenden Rechte christlicher Völker einführte, sie praktisch als mit den Römern gleichberechtigt behandelte und in mancher Beziehung für ihnen überlegen ansah, hat er den Grund gelegt zu jener großen christlichen Völkerfamilie des Mittelalters, deren geistliches Haupt der Papst, deren weltliches der römische Kaiser deutscher Nation war.

Als völlig souveräne weltliche Macht hat Gregor das Papsttum seinen Nachfolgern nicht hinterlassen. Seine Idee vom päpstlichen Primat wird aber immer das Ideal des christlichen Hohenpriestertums bleiben. Dasselbe ist zwar ausgestattet mit der höchsten, unumschränkten, geistlichen Autorität, vor der sich Hirten und Herde, Könige und Bettler, römische Exarchen und germanische Herzoge in demütigem Gehorsam zu beugen haben, soll aber anderseits ausgeübt werden im Geiste christlicher Demut und Liebe, wie es der von Gregor gewählte Titel „Knecht der Knechte Gottes" so wunderbar großartig ausspricht. Weil er aber unter vollster Zustimmung der höchsten Reichsgewalt, gedrängt durch die Not der Zeit, aus Mitleid mit seinem unglücklichen Volk Weltliches und Geistliches in den Kreis seiner Tätigkeit ziehen mußte, hat er in Wirklichkeit auch für die spätere unabhängige Herrschaft der Päpste den festen Grund

gelegt. Hätte er die Früchte seines Pontifikates, wie sie etwa im 13. Jahrhunderten am Baume der Kirche prangten, hätte er die Tage Karls d. Gr. oder Innocenz' III. gesehen, er hätte sicher ausgerufen: „Diese Veränderung ist das Werk des Allerhöchsten!"

3. Mit welchen Mitteln hat Gregor d. Gr. jene außerordentlichen Erfolge, welche alle Stürme von 13 Jahrhunderten überdauerten, erzielt? Das päpstliche Rundschreiben antwortet: „Gregor war fest davon überzeugt, daß die Hand Gottes so große Dinge wirke." „Uns aber ist bekannt seine Klugheit, Wachsamkeit und ununterbrochene Sorgfalt. Wie aber ebenso feststeht, ist er nicht wie die Fürsten dieser Welt mit Macht und Gewalt vorgegangen, sondern wollte der ‚Knecht der Knechte Gottes' genannt werden; auch bereitete er sich den Weg nicht durch profane Wissenschaft, nicht mit ‚politischen Erwägungen', ebensowenig mit Systemen der sozialen Umgestaltung, noch endlich, was am meisten zu bewundern ist, indem er ein großes Aktionsprogramm aufstellte, das er Punkt für Punkt ausführte. Vielmehr war er erfüllt von den Gedanken des nahen Weltendes und daher der Kürze der Zeit, die zu großen Taten übrig blieb."

Wahrheitsgetreuer und schöner, als es in diesen wenigen Worten geschieht, konnte das tiefste Wesen jener wunderbaren Wirksamkeit des „unvergleichlichen Mannes" sowie das Ideal des Stellvertreters Christi auf Erden gar nicht geschildert werden. Das Geheimnis seiner weltumgestaltenden Tätigkeit liegt, um es mit einem Worte zu sagen, in der Übernatürlichkeit seines ganzen Denkens und Schaffens, oder vielleicht noch genauer, in jener apostolischen Heiligkeit und Geistesgröße, die Natürliches und Übernatürliches in den Dienst der Sache Christi stellt, durch persönliches Eingehen auf die Gedanken Gottes die Gaben der Natur und der Gnade verbindet und zur Verwirklichung der allweisen und allgütigen Absichten der Vorsehung fruchtbar macht.

Gregor stand am Wendepunkt zweier Welten. Noch ganz in den Auffassungen der altrömischen Kultur und Weltherrschaft stehend, war er es, der den Samen für eine neue Zeit in den aufgehäuften Schutt der zusammenbrechenden alten Welt säte. Gregor steht zwischen zwei Welten noch in einem andern Sinne: er steht zwischen Himmel und Erde, zwischen Natur und Gnade. Alles, was ihm auf dem Weg zum Himmel hinderlich ist, wirft er großmütig von sich, alles, was ihm zur Erreichung des übernatürlichen Zieles für sich oder andere dienlich erscheint, nutzt er nach Kräften aus. Hierin besteht die ganze Klugheit, die ganze „Politik" des Gottesmannes.

Aus vornehmem, senatorischem Geschlecht geboren, der Sohn des hl. Gordian und der hl. Sylvia, der Erbe eines sehr ansehnlichen Vermögens, das er gar bald zur Gründung von Klöstern, zur Errichtung von Gotteshäusern, zur Unterstützung von Armen und Notdürftigen verwendete, mit einem Herzen voll Reinheit und Liebe zur Tugend, mit dem klaren, praktischen Verstande eines römischen Gesetzgebers, gebildet in den Schulen, welchen Theodorich und Cassiodor noch einmal eine kurze Blüte gegeben, besaß er alles, was ihm eine glänzende Laufbahn in sichere Aussicht stellte. Bereits in einem Alter von noch nicht 30 Jahren bekleidete er das höchste Amt der Hauptstadt der damaligen Welt. Allein sein Herz stand nicht nach irdischen Ehren und Freuden: er legte Ämter und Würden nieder und wurde in dem zum Kloster umgebauten Palaste seiner Ahnen Mönch. Ruhe, Frieden, Beschauung war es, was er suchte.

Ruhe, Beschauung, Selbstheiligung wollte auch die Vorsehung, aber sie hatte noch weitere Pläne. Der Papst weihte ihn zu seinem Diakon, offenbar weil er sein nicht gewöhnliches Verwaltungstalent in den Dienst der Kirche ziehen wollte. Nicht lange nachher ernannte er ihn zu seinem Apokrisiar, d. i. Botschafter und Stellvertreter am Hofe von Byzanz. Gregor bekleidete somit ein Amt, das man bereits als letzte Vorstufe zum apostolischen Throne anzusehen sich gewöhnt hatte. Aber auch im Kaiserpalast lebte er mit seinen Ordensbrüdern als Mönch, schrieb auf Veranlassung des hl. Leander von Sevilla und anderer Freunde die mehr aszetisch als exegetisch gehaltene Erkärung des Buches Job und bekämpfte siegreich die Irrungen des dortigen Patriarchen Eutychius über die Auferstehung.

Nach seiner Rückkehr in sein teures Kloster auf dem Mons Coelius war es ihm nicht lange vergönnt, daselbst der süßen Ruhe des Gebetes und den Werken der Buße und Nächstenliebe zu leben. Nachdem Pelagius II. der Pest zum Opfer gefallen war, forderte ganz Rom den Abt des Andreasklosters zu seinem Bischof. Als römischer Patrizier, als einstiger Prätor der Hauptstadt, als Mann, der Ost- und Westrom kannte, der mit Kaisern und Königen wie mit seinesgleichen verkehrte, der alle Zeitgenossen an Welterfahrung, Weite des Blickes, idealer Weltauffassung, Charaktergröße übertraf, schien er für das höchste Amt der Christenheit in unsagbar schwieriger Zeit wie geschaffen. Wäre er es aber gewesen, wenn nicht Jahre der Verborgenheit und Zurückgezogenheit, Jahre des Gebetes und vertrautesten Umganges mit Gott, Jahre der Begründung in

der apostolischen Demut und Weltverachtung, kurz Jahre der Selbstheiligung vorausgegangen wären? Kann man sich wohl Gregor den Großen vorstellen, ohne Gregor den Heiligen zu denken? Als Heiliger bestieg er den Stuhl des hl. Petrus.

Lange und ernste Selbstheiligung muß immer dem Eintritt ins Allerheiligste vorausgehen. Darum mahnt Pius X.: „Wie lange und ernst, ehrwürdige Brüder, muß der Bischof mit sich vor Gott zu Rate gehen, bevor er den jungen Leviten die Hände auflegt! ‚Wir ermahnen euch deshalb', sind die Worte Gregors an den Gesamtepiskopat von Hellas, ‚daß niemand es fürderhin wage, sei es aus menschlicher Rücksicht oder auf irgend welche Bitten hin, jemand die heiligen Weihen zu erteilen, dessen Würdigkeit nicht durch das bisherige Leben erwiesen ist.' Mit welcher Überlegung muß er vorangehen, bevor er das Amt des Apostolates den Neugeweihten anvertraut! Wenn sie nicht unter der Leitung erfahrener Priester hinreichend erprobt sind, wenn sie nicht überreiche Garantie bieten für einen sittenreinen Lebenswandel, für besondere Zuneigung zu geistlichen Dingen, für pünktlichen Gehorsam in allem, was in der Kirche durch lange Gewohnheit und Praxis geheiligt, oder von denen, welche ‚der Heilige Geist gesetzt hat, als Bischöfe die Kirche Gottes zu regieren', vorgeschrieben ist, werden sie das priesterliche Amt ausüben nicht zum Heile, sondern zum Verderben des christlichen Volkes. Denn sie werden Zwietracht säen, mehr oder weniger offen Auflehnung predigen und so der Welt das Schauspiel bieten, als seien wir untereinander uneins, während in Wirklichkeit nur Hochmut und Unbotmäßigkeit Einzelner vorliegen. O, möchten doch alle, welche Uneinigkeit säen, von jeglichem kirchlichen Amte fern gehalten werden! Solcher Apostel bedarf die Kirche nicht; sie sind nicht Apostel Jesu Christi, sondern ihre eigenen."

Die Gesinnung, in welcher Gregor sein hohepriesterliches Amt antrat, behielt er sein Leben lang bei. Sein Pontifikat war eine ununterbrochene Kette der herrlichsten Tugendübungen. Die Encyklika Iucunda sane sagt darüber: „Dem Leibe nach schwach und leidend, da lange und schmerzliche Krankheiten ihn manchmal bis an den Rand des Grabes brachten, war er von einer unglaublichen Energie, die aus dem lebendigen Glauben an die unfehlbaren Worte Jesu Christi und seine göttlichen Verheißungen immer neue Nahrung empfing. Sodann zählte er mit einem unbegrenztem Vertrauen auf die übernatürliche Kraft, welche Gott seiner Kirche zur Vollbringung ihrer göttlichen Mission auf Erden

verliehen hat. Das Ziel, das er, wie wir aus all seinen Worten und Handlungen ersehen, anstrebte, war demnach, in sich diesen lebendigen Glauben und diese Zuversicht zu erhalten und in andern zu erwecken, indem er das im Augenblick erreichbare Gute tat in ständiger Erwartung des hereinbrechenden Gerichtes. Daher war es denn der feste Entschluß dieses Gottesmannes, die ganze Fülle übernatürlicher Mittel, welche der Herr seiner Kirche verliehen, als da sind: die absolute Wahrheit der geoffenbarten Lehre, die Predigt derselben auf der ganzen Welt, die Sakramente als Quelle übernatürlichen Lebens der Seele und endlich das Unterpfand göttlicher Hilfe, die Gnade des Gebetes im Namen Christi, zum Heile der Menschheit anzuwenden."

Ein Lebensprogramm hatte also Gregor insofern als er zeitlebens entschlossen war, jede leibliche und geistliche Not nach Kräften zu lindern, das Reich Gottes auszubreiten und den göttlichen Plänen gemäß zu gestalten. Je größer der Mann, desto kürzer sein Programm. Wahrhaft große Männer haben keine Zeit zu langen Programmreden und Programmschriften: sie leben einer hohen Idee und sehen mit einer Art göttlicher Intuition immer, wie dieselbe nach Zeit und Gelegenheit ins Werk umzusetzen ist. Nach dieser Intuition handeln sie. So war es auch bei Gregor.

Unter dieser Idee stand seine Politik, falls man es Politik nennen will, wenn er von den Verhältnissen gezwungen und als „kluger Hausvater der Familie Christi" Weltliches und Geistliches besorgen mußte; wenn er Rom und das Reich gegen die von allen Seiten heranstürmenden Feinde zu stützen und zu erhalten unternahm; wenn er endlich mit Kaisern und Königen, mit Heerführern und Fürstinnen in brieflichen Verkehr trat und denselben aufrecht erhielt, selbst wenn er sehr unangenehm wurde. Gregors Idee, die all sein Denken und Handeln beseelte und beherrschte, war Christus und das Heil der Seelen. Hieraus entsprang jener glühende und zugleich vom Glauben geregelte Eifer für die Einheit, Freiheit und Schönheit der Kirche als der auf dem Felsen Petri stehenden Heilsanstalt für das ganze Menschengeschlecht. Außer ihr ist kein Heil; wer sich von ihr abwendet, der verläßt die rechten Pfade und gerät auf Irrwege; die Vereinigung mit ihr „eint Getrenntes, ordnet Verwirrtes, gleicht Ungleiches aus, vollendet Unvollkommenes". Das gilt für die einzelnen, das gilt für die Staaten; Gottes Wille ist es daher, daß zwischen der kirchlichen und staatlichen Gewalt die vollkommenste Eintracht herrsche. „Dazu

ist nämlich die Gewalt über alle Menschen vom Himmel gegeben, auf daß diejenigen, welche das Gute anstreben, gefördert werden, auf daß der Weg zum Himmel sich weiter öffne, auf daß das irdische dem himmlischen Reiche hilfreiche Hand leiste". Diese Grundsätze, die ihm die göttliche Offenbarung an die Hand gab, bilden seine Lebensauffassung; für sie lebte und arbeitete er, für sie war er zu sterben bereit. „Wenn es sich um die Rechte der allgemeinen Kirche handelt, müssen wir selbst zu sterben entschlossen sein und damit zeigen, daß wir unser spezielles Interesse dem der Kirche nachzusetzen wissen." Was wollte also Gregor? Welches war seine Politik? Seine ganze, ungeheure Korrespondenz gibt uns nur eine Antwort: Er wollte Gutes tun. Wenn ihm die alte Grabschrift in St Peter den ruhmvollsten Titel beilegte, den das Römertum geben konnte, und ihn Konsul nannte, so war er dessen würdiger als je einer, aber er war ein Konsul Gottes, der immer nur die Interessen Gottes und seines Reiches im Auge hatte und vertrat.

Es wäre demnach schon eine Entweihung seines makellosen Andenkens, wollte man einen Charakter von so tadelloser Lauterkeit und Selbstlosigkeit, wie er Gregor I. eignete, gegen den Vorwurf „politischer Erwägungen" im Ernst auch nur in Schutz nehmen. Oder durfte er, der Vater der Familie Christi, die Armen Roms auf der Straße vor Hunger verschmachten lassen? Mußte er, der römische Bischof, nicht alles, was in seinen Kräften lag, tun, um das Reich gegen äußere und innere Feinde zu verteidigen? Hat nicht auch der Bischof Pflichten der Vaterlandsliebe und Pietät? Und wenn er als Oberhirte der ganzen Herde Christi das Reich Gottes ausbreiten und die Satzungen der Religion überall zur Geltung bringen wollte, wie es seine Pflicht war, so mußte dies unter Menschen und durch Menschen geschehen. Deshalb aber, weil ein Papst auch natürliche Mittel in den Dienst der Sache Christi stellt und mit den gegebenen Verhältnissen rechnet, wird er noch kein „politischer" Papst, gerade so wenig wie Gott ein „politischer" Gott wird, wenn er seine Rechte zu wahren und alles zur Erreichung seiner allweisen und allheiligen Absichten zu verwerten weiß.

Ebensowenig wie der Politik verdankte Gregor seine Erfolge „profaner Wissenschaft". Er hat in den etwas mehr als 13 Jahren seines Pontifikates trotz der Unruhe der Zeitläufte, trotz der Mannigfaltigkeit seiner Beschäftigungen, trotz den fast ununterbrochenen Kränklichkeiten und Schmerzen, die ihn zeitweilig ganze Jahre lang ans Krankenbett fesselten, mehr geschrieben als irgend ein anderer Papst vor oder nach ihm. Aber nicht deswegen hat ihn die Kirche ihren größten Lehrern beigesellt. Er hat auch nicht den Geistesflug eines Augustinus, nicht die

Weite des Wissens eines Hieronymus, nicht die Reinheit und Kraft der Sprache, welche einem Ambrosius eigen ist: seine Zeit hatte überhaupt den Sinn für hohe theologische Spekulationen, für wissenschaftliche Forschungen, für die einfache Schönheit klassischer Darstellung verloren. Was sich etwa von all dem noch erhalten hatte, besaß Gregor eher als irgend einer seiner Zeitgenossen. Was aber seinen Schriften eine ganz ungewöhnliche Beliebtheit verschaffte und bis auf den heutigen Tag erhielt, ist ihre Glaubensinnigkeit und ihre immer aufs unmittelbar Praktische gehende Eigenart. Die kirchliche Lehre, wie er sie aus der Heiligen Schrift, aus den Werken der großen Lehrer der Vorzeit, aus dem Glauben der Gegenwart schöpft, ist es, die er in einfacher, würdiger, allen verständlicher Weise vorträgt. In Bezug auf den Glaubensinhalt verschmäht er mit vollstem Rechte jegliche Originalität. Er will die von Christus seiner Kirche anvertraute Glaubenshinterlage ganz, rein und unverfälscht überliefern und weiter nichts. Der Glaube und die Praxis der Kirche sind für ihn ausschließlich maßgebend. Wie er aber das menschliche Herz in seiner ganzen Hilfsbedürftigkeit kennt und es aufzurichten, zu trösten, zu heilen versteht wie kein anderer, so hat man beim Lesen seiner Schriften unwillkürlich das Gefühl, er habe die Glaubenswahrheiten und das Sittlichkeitsideal des Evangeliums nicht so sehr studiert, als vor Gott betrachtet, er habe sie ganz und gar in sein eigenes Seelen- und Tugendleben aufgenommen und zugleich in unaufhörlichem Gebete den Geist Gottes über seine Arbeiten herabgefleht. Alles atmet da zarte Frömmigkeit, Innigkeit des Glaubens, Glut des Seeleneifers, Tiefe der Demut, die unermüdliche Wachsamkeit des Hirten und die sich hingebende Liebe des Vaters. So kann nur einer sprechen, der des Geistes Gottes voll ist. Es ist daher begreiflich, daß Geisteslehrer und Theologen wie Bernard von Clairvaux und Thomas von Aquin sich mit Vorliebe an Gregor d. Gr. gebildet, und daß eine hl. Theresia von Jesus erklärte, sie verdanke ihm nach Gott alles.

Es ist somit ein betrübendes Zeichen der Zeit, daß man es als *unversöhnliche Feindschaft des Apostolischen Stuhles gegen die moderne Wissenschaft auslegt*, wenn Pius X., fußend auf den unerschütterlichen Grundlagen des Glaubens, vor den Abgründen des Irrtums warnt und auf die Grundsätze Gregors als auf hellstrahlende Leitsterne in dem Gedankengewoge der Gegenwart hinweist. Oder sollte man die Kritik auch dann gelten lassen, wenn sie *nicht* richtig angewendet wird? Welche Bedeutung Gregor für die wahre Wissenschaft hat, wurde erst jüngstens auf dem gregorianischen Kongreß in Rom von Msgr L. Duchesne gezeigt. Seine Worte sind kein leerer Lobes-

hymnus; die Geschichte der europäischen Zivilisation seit 13 Jahrhunderten bürgt dafür. „Wie ist Gregor so bewunderungswürdig! Folgen wir seinem Beispiele und lernen wir von ihm jene wahre Wissenschaft, die zu Jesus Christus führt", sind die denkwürdigen Worte, welche Pius X. am 12. April an die Kongreß-mitglieder richtete.

Am 12. März 604 wurde Gregors sterbliche Hülle in St Peter beigesetzt. Die Grabschrift sagt, der Konsul Gottes sei zur Glorie des himmlischen Triumphes eingezogen.

Vor dieser leuchtenden Gestalt kniet betend Pius X., der jetzige „Vater der Familie Christi". In bewegliche Worte kleidet er seinen Herzenswunsch, sein Herzensgebet: Möchte doch die ganze Welt sich bilden an der Lehre und dem Tugendglanze jenes unvergleichlichen Lehrers der Christenheit! Es kann ihr aber nur Heil werden, wenn sie sich von dem alles Übernatürliche wegleugnenden oder anzweifelnden Naturalismus abwendet und zum kindlichen Glauben an Christus zurückkehrt. „‚Denn kein anderer Name ist den Menschen unter dem Himmel gegeben, in dem sie selig werden könnten'. Zu Jesus also müssen wir zurückkehren, zu seinen Füßen uns niederlassen, aus seinem Munde Worte des ewigen Lebens vernehmen; er allein kann uns den Weg des Heiles weisen, er allein die Wahrheit lehren, er allein uns zum Leben zurückrufen, er, der von sich gesagt hat: ‚Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.'"

Mehr aber als alles andere liegt dem ehrwürdigen Hohenpriester auf Petri Thron am Herzen, daß wir Priester uns an Gregor d. Gr., den Gott allen Zeiten zum Lehrer und hellstrahlenden Vorbilde gegeben hat, bilden; daß wir beseelt werden von jenem alle umfassenden Seeleneifer, der keinen Unterschied kennt zwischen dem armen Arbeiter und den Mächtigen der Erde; daß wir unser Vertrauen setzen auf die übernatürlichen Mittel, welche die Kirche uns an die Hand gibt, vor allem auf die Kraft der Sakramente und des Gebetes, des privaten sowohl als des öffentlichen; daß wir uns entflammen lassen von jener Liebe, die jeden Betrübten tröstet, jede Träne trocknet, jede Not lindert; daß wir unermüdlich arbeiten am Heile des Nächsten und uns auch auszeichnen in der wahren kirchlichen Wissenschaft, nicht jener, die den Geist aufbläht und das Herz verblendet, nicht jener, welche angekränkelt ist von Unglauben und Zweifelsucht, sobald es sich um übernatürliche Dinge handelt, nicht jener, welche aus Feigheit vor dem Zeitgeist die volle Bedeutung und Tragweite der Geheimnisse und Lehren unserer heiligen Religion herabmindert, verdeckt, nach dem „modernen

Denken" zuschneidet. Von einer solchen Wissenschaft und fleischlichen Klugheit wollte Gregor nichts wissen; er trat vielmehr in die Fußstapfen der Apostel, welche da vor aller Welt erklärten: ‚Wir verkünden Christus, den Gekreuzigten.' Das Geheimnis des Kreuzes aber war den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit. Allein selbst die Mittel der Kirche werden viel von ihrer heiligenden Kraft verlieren, wenn sie von solchen gehandhabt werden, „die nicht ein inneres Leben mit Christus führen, die nicht von einer wahren und männlichen Frömmigkeit durchdrungen sind, die nicht entflammt sind vom Eifer für die Ehre Gottes und glühenden Verlangen, das Reich Gottes auszubreiten". Demselben Gedanken hatte schon Gregor I. in einem Briefe an Leander von Sevilla Ausdruck gegeben: „Niemand entzündet das heilige Feuer in andern, wenn es nicht zuvor in ihm selber brennt."

Joseph Blötzer S. J.

Verbrechen oder Wahnsinn?

Keine Strafe ohne Schuld. Mit andern Worten: nur auf Grund einer Schuld darf eine Strafe verhängt werden. Das ist ein unumstößlicher Grundsatz.

Bekanntlich ging die Bewegung gegen die Todesstrafe von der Verurteilung eines Unschuldigen aus. Ein gewisser Jean Calas war im Jahre 1762 zu Toulouse zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Später stellte sich die Unschuld des Hingerichteten heraus. Darob brach ein allgemeiner Sturm der Entrüstung los. Ein Unschuldiger war zur schwersten, nicht wieder gut zu machenden Strafe verurteilt worden. Ein himmelschreiendes Unrecht! Ist die allgemeine Entrüstung, die sich bei dieser Gelegenheit äußerte und bei jeder ähnlichen Gelegenheit zu äußern pflegt, nicht ein klarer Beweis, daß jedermann die Strafe nur dann als gerecht ansieht, wenn sie den Schuldigen trifft? Selbst ein Kind empört sich dagegen, daß man es unschuldig straft; sein natürliches Rechtsgefühl bäumt sich dagegen auf.

Soviel wir sehen, wird denn auch diese Wahrheit von niemand bestritten. „Allerseits anerkannt ist“, schreibt v. Hippel, „daß die strafrechtliche Verantwortlichkeit in zivilisierten Kulturverhältnissen ein Verschulden voraussetzt.“[1] Auch v. Bülow behauptet, wir heutigen Menschen könnten von einer Strafe in wahrhaftem Sinn nur unter Voraussetzung einer Schuld sprechen[2]. Allerdings meint er, unsere Vorfahren hätten in dieser Beziehung anders gedacht, und auch heute noch werde in einzelnen „auf atavistischen Anschauungen beruhenden Fällen“ Strafe verhängt trotz des Mangels eines subjektiven Verschuldens.

Es dürfte dem gelehrten Juristen wohl schwer fallen zu beweisen, daß unsere Vorfahren in Bezug auf die Strafe anders gedacht haben als wir. Auch heute straft der Staat in manchen Fällen, ohne erst nach der subjektiven Verschuldung zu fragen. Aber in allen diesen Fällen liegt wenigstens eine juridische Schuld, d. h. eine objektive Übertretung eines Gesetzes oder einer Verordnung vor. Dieser juridischen Schuld gegenüber kann sich nun der Staat in verschiedener Weise verhalten.

In manchen Fällen setzt er die subjektive Schuld bis zum Beweis des Gegenteils voraus, präsumiert sie. In andern Fällen läßt er überhaupt die Einrede der subjektiven Schuldlosigkeit nicht zu, weil sonst das Gesetz seine Wirksamkeit einbüßte, indem der Fahrlässigkeit Tür und Tor geöffnet würde. Manche Maßregeln scheinen auch bloß pönalen Charakter zu haben. Das gilt besonders von verschiedenen Polizeivorschriften, z. B. von dem Verbot, an bestimmten Orten zu baden u. dgl. Tatsächlich legt das Volk diesen Vorschriften vielfach nur den Charakter bloßer Strafandrohungen bei. Der Übertretende glaubt keine Gewissenspflicht zu verletzen, sondern übernimmt nur die Pflicht, die Strafe über sich ergehen zu lassen, wenn er auf der Übertretung betroffen wird. Der allgemeine Grundsatz, daß die Strafe eine Schuld voraussetzt, wird dadurch nicht umgestoßen.

Wie stellt sich nun die kriminal-soziologische Schule zum Schuldbegriff, der die Grundlage des ganzen Strafrechts bildet? Wir behaupten: sie muß, wenn sie konsequent bleiben will, jede wahre Schuld leugnen und die Scheidewand zwischen Verbrechen und Wahnsinn niederreißen.

---

[1] Willensfreiheit und Strafrecht 22.

[2] Deutsche Juristenzeitung 1902, 408.

Die Richtigkeit dieser Behauptung ergibt sich schon aus dem, was wir über die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit ausgeführt haben[1]. Nach dem eigenen Geständnis des Führers der kriminal-soziologischen Schule ist die große Masse der Verbrecher unzurechnungsfähig, weil ihnen die „normale Determinierbarkeit" fehlt. Die Verbrecher sind geistig anormal, sie leiden an „antisozialer Gesinnung". Folglich sind sie auch keiner Schuld fähig. Ihr Tun ist nicht anders zu beurteilen als das der Geisteskranken; sie müssen nicht gestraft, sondern einem Heilverfahren unterworfen werden, wenn sie noch heilbar sind, sonst für immer hinter Schloß und Riegel verschwinden.

Aber auch abgesehen hiervon ist es vom deterministischen Standpunkt wahrlich schwer zu begreifen, mit welchem Rechte man noch eine wesentliche Unterscheidung zwischen der Tat eines Verbrechers und eines Wahnsinnigen macht. Beide mußten so handeln, wie sie gehandelt haben, und zwar mit unbedingter Notwendigkeit, sie konnten gar nicht anders handeln. Warum also sollten wir uns über den vom Verbrecher begangenen Mord entrüsten und nicht über den des Wahnsinnigen? Warum fordern wir, daß der eine gestraft werde, der andere nicht?

Ja, antwortet der Determinist, der eine war geistig normal, der andere nicht. Aber wir entrüsten uns doch nicht über die Normalität des Verbrechers, sondern über seine böse Tat! Warum also entrüsten wir uns nicht über die Tat des Wahnsinnigen, wohl aber über die des Verbrechers? Darauf vermag der Determinist keine irgendwie befriedigende Antwort zu geben. Der gesunde Menschenverstand hat aber vom Standpunkt der Willensfreiheit die befriedigendste Antwort schon längst gefunden. Wir entrüsten uns über den Mörder, weil wir wissen, daß er seine Tat im zurechnungsfähigen Zustand beging, daß er mithin die Herrschaft über sein Tun und Lassen hatte, daß es in seiner Macht lag, seine blinden Triebe zu beherrschen und sie der Vernunft zu unterwerfen, kurz, daß er anders handeln konnte und sollte, als er getan hat.

Früher hat übrigens Prof. v. Liszt ganz unumwunden zugegeben, daß von seinem deterministischen Standpunkt, der überlieferte Schuldbegriff nicht mehr festzuhalten sei. Im Jahre 1893 gestand er: „Für die deterministische Auffassung entfällt freilich dem Zurechnungsfähigen wie dem Nichtzurechnungsfähigen

[1] Vgl. diese Zeitschrift oben S. 360 ff.

gegenüber der von der klassischen Schule überlieferte, von der Willensfreiheit untrennbare Schuldbegriff und mit ihm der Begriff der Vergeltung. Dieser Verlust mag manchem von uns so schmerzlich erscheinen, daß er alles versucht, um ihn zu vermeiden und die auf die Verschuldung gebaute Vergeltung zu retten. . . . Die deterministische Auffassung führt also allerdings zur Beseitigung des Schuldbegriffs und damit zu einer völlig veränderten wissenschaftlichen (!) Auffassung des Verbrechens." [1]

Im selben Jahre schrieb er in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft" [2]: Eins muß vom deterministischen Standpunkt fallen: „die pharisäische Überhebung über den Verbrecher. Es ist nicht unser ‚Verdienst', daß wir nicht schon längst vor den Strafrichter gekommen sind, und es ist nicht seine ‚Schuld', daß ihn die Verhältnisse auf die Bahn des Verbrechens getrieben haben." „Der Determinist hat dem Verbrecher gegenüber keine andere Empfindung als dem Aussätzigen gegenüber."

Niemand beschuldigt, tadelt oder straft den Aussätzigen; so verhält sich die neue Schule auch dem Verbrecher gegenüber. Dieser ist mit dem Aussatz antisozialer Gesinnung behaftet. Nicht Tadel verdient er, sondern Mitleid, und wir können ihn nicht strafen, sondern nur unschädlich machen oder heilen, wie man auch den Aussätzigen durch Absonderung unschädlich zu machen und zu heilen sucht.

„Der überlieferte Schuldbegriff ist unhaltbar; er schließt, wollen wir nicht mit der souveränen Willkür des Stubengelehrten alle Ausdrücke umdeuten, wie es für unsere Zwecke paßt, notwendig neben dem Werturteil das weitere Urteil in sich: du hättest anders handeln können." „Wird nicht jeder Mensch mit unbefangenen Sinnen zwischen Schlechtigkeit und künstlerischer Unfähigkeit einen unüberbrückbaren Unterschied finden: keiner ‚kann dafür', daß er kein großer Künstler, aber jeder ‚kann dafür', daß er schlecht ist? Wer das ‚**Dafür-Können**' streicht, der spielt mit Worten, wenn er dennoch von der ‚Schuld' des Schlechten spricht." [3]

---

[1] Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung IV 136.
[2] XIII 344.
[3] Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XIII 345.

„Ohne Wahlfreiheit weder Schuld noch Vergeltung. Für den folgerichtigen Determinismus bleibt einzig und allein die Zweckstrafe übrig. Das unverschuldete Unglück vergelten wollen — das ist nicht nur rohe Grausamkeit, sondern es ist abgeschmackt." [1]

Ähnlich drückte sich der Berliner Strafrechtslehrer auf dem Psychologenkongreß zu München (1896) aus: „Die Begriffe von ‚Schuld' und ‚Sühne' mögen in den Schöpfungen unserer Dichter weiterleben wie bisher; strenger Kritik der geläuterten wissenschaftlichen Erkenntnis (!) vermögen sie nicht standzuhalten. . . . Die begriffliche Scheidewand zwischen Verbrechen und Wahnsinn weicht und fällt und mit ihr die starre Herrschaft des Begriffes . . . der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit." [2]

Deutlicher, als es hier geschieht, kann man nicht bekennen, daß der Determinismus jede wahre Schuld leugnen muß und damit das ganze bisherige Strafrecht untergräbt. In den Augen aller Vorurteilslosen ist damit die neue kriminalistische Schule genügend gerichtet, und wir begreifen den Schmerz und das Unbehagen mancher Juristen, die sich vor die Wahl gestellt sehen: entweder auf die althergebrachten Grundbegriffe des Strafrechts einfach zu verzichten oder aber von der „strengen Kritik der geläuterten wissenschaftlichen Erkenntnis" mit souveräner Verachtung behandelt zu werden.

Man sollte nun erwarten, der Fahnenträger der neuen Richtung werde endlich gründlich im Strafrecht mit den Begriffen von Schuld und Strafe aufräumen. Aber weit gefehlt. Auch er scheint einzusehen, daß ein Strafrecht ohne Schuld und Strafe ein hölzernes Eisen, ein Mensch ohne Leib und Seele ist. Er sucht deshalb einen ganz neuen Schuldbegriff in das Strafrecht einzuschmuggeln. Sowohl in seinem „Lehrbuch" als in seinen sonstigen Schriften behält er die überlieferten Ausdrücke: „Schuld" und „Strafe" sorgfältig bei, deutet sie aber in einer Weise um, daß sie nahezu inhaltslos oder nichtssagend werden und Oberflächliche leicht in die Irre geführt werden können. Prüfen wir heute den von ihm aufgestellten Schuldbegriff.

„Schuld ist die Verantwortlichkeit für die begangene rechtswidrige Tat." [3]

---

[1] Ebd. 346. [2] Ebd. XVII 84.

[3] Lehrbuch des deutschen Strafrechts § 36, S. 158. Vgl. Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XIII 346.

Eine richtige Begriffsbestimmung soll uns das Wesen einer Sache enthüllen. Die vorliegende Begriffsbestimmung verschweigt aber gerade das, was das Wesen der Schuld ausmacht. Die Verantwortlichkeit ist nicht die Schuld selbst, sondern eine Wirkung oder Folge der Schuld; wegen der begangenen Schuld ist der Täter verantwortlich, sie ist der Gegenstand der Verantwortlichkeit. Man kann auch nicht sagen, die Schuld sei „die rechtswidrige Tat". Denn sobald der Täter die Rechtswidrigkeit seines Tuns nicht kennt oder dasselbe gar nicht von seinem Willen abhängt, liegt keine Schuld vor.

Von der „schuldhaften Tat" gesteht v. Liszt selbst: „Nicht nur objektiv muß der Erfolg auf die Willensbetätigung des Täters zurückgeführt werden, auch subjektiv muß die Verknüpfung gegeben sein in dem Verschulden des Täters."[1] Worin besteht nun diese subjektive Verknüpfung der Tat mit dem Willen, die eben das Verschulden ausmacht? Darüber sagt uns die angeführte Definition gar nichts.

Wie nichtssagend die erwähnte Begriffsbestimmung ist, werden wir noch besser einsehen, wenn wir in positiver Weise darlegen, was sich jeder vorurteilsfreie Mensch unter Schuld denkt.

Jedermann weiß klar, was Schuld ist. „Unschuldig bin ich hier in die Grube gekommen", klagte schon vor vier Jahrtausenden der ägyptische Joseph[2]. Der Prophet Daniel sprach zu einem der Verleumder der Susanna: Du alter Bösewicht, du unterdrücktest die Unschuldigen und sprachest los die Schuldigen[3]. Pilatus wollte keine Schuld haben am Blute des Gerechten[4]. Ein uraltes griechisches Sprichwort lautete: „Erst spät sieht Zeus der Menschenschuld Register ein."[5] Auch der Ungebildetste weiß, was es bedeutet, wenn man ihn fragt: Bekennen Sie sich schuldig?

Was also denkt sich jeder Unbefangene, wenn er von Schuld redet? Die Philosophen und Theologen der Vergangenheit haben diesen Begriff schon sehr genau analysiert und bestimmt[6].

Schuld ist jede freiwillige Pflichtverletzung oder jede freiwillige Übertretung eines Gesetzes bzw. Gebotes oder, was auf dasselbe hinauskommt, jedes freie rechtswidrige Tun. Zur Schuld gehören hiernach drei Stücke: 1. eine Pflichtverletzung oder eine Gesetzesübertretung;

---

[1] Lehrbuch a. a. O. 158.
[2] Gn 40, 15. [3] Dn 13, 53. [4] Mt 27, 24.
[5] L. Schmidt, Die Ethik der Griechen I 69.
[6] Man vgl. das oben S. 358 Gesagte.

2. das Bewußtsein der Pflichtwidrigkeit bei Begehung der Tat, und endlich 3. die freie Selbstbestimmung bei Ausführung derselben.

Einige Erwägungen werden genügen, um uns von der Richtigkeit dieser Begriffsbestimmung zu überzeugen.

Vor allem gehört zur Schuld eine Pflichtverletzung. Wenn jemand keine Pflicht verletzt oder kein Gebot übertreten hat, geben wir ihm keine Schuld. Daher wird bei allen Gerichten zuerst der Tatbestand festgestellt, d. h. es wird untersucht, ob der Angeklagte wirklich die rechtswidrige Tat, deren er beschuldigt wird, begangen habe.

Damit die rechtswidrige Tat schuldbar sei, muß sie ferner mit dem Bewußtsein der Rechtswidrigkeit (Gesetzwidrigkeit) vollzogen werden. Hat jemand keine Ahnung von der Rechtswidrigkeit seines Tuns, so legen wir ihm keine Schuld bei; höchstens untersuchen wir, ob die Unkenntnis und Unwissenheit selbst schuldbar gewesen sei. Noe ward schuldlos betrunken, weil er die berauschende Kraft des Weines nicht kannte. Vor einiger Zeit ging durch die Blätter die Nachricht, ein Vater habe auf der Jagd aus Versehen seinen eigenen Sohn getötet. Er war schuldlos, weil er im Augenblicke der Tat infolge eines Irrtums das Rechtswidrige seines Tuns nicht erkannte und folglich auch nicht wollte.

Das bloße Wissen genügt aber zur Schuld noch nicht. Die Schuld besteht ebensowenig im Wissen als die Unschuld in der Unwissenheit. Zur Schuld wird vielmehr drittens erfordert, daß die rechtswidrige Tat aus dem freien Willen hervorgehe oder frei gewollt sei, d. h. der Täter mußte im stande gewesen sein, die Tat zu unterlassen. Sobald feststeht, er habe es nicht in seiner Gewalt gehabt, die Tat zu unterlassen, wird ihm keine Schuld beigelegt. Wenn ein Eisenbahnzug entgleist oder mit einem andern zusammenstößt und infolge davon Menschen umkommen, wird untersucht, ob die Beamten sich eine Fahrlässigkeit haben zu Schulden kommen lassen. Stellt sich heraus, daß das nicht der Fall ist, daß sie den Unfall gar nicht verhüten konnten, werden sie freigesprochen. Diese Untersuchung setzt offenbar voraus, der Mensch habe im normalen Zustande die Herrschaft über sein Tun und Lassen, er könne seine Pflicht erfüllen, sie aber auch unterlassen.

Da die menschlichen Gebote und Gesetze ihre verpflichtende Kraft in letzter Linie vom natürlichen Sittengesetze herleiten und nicht übertreten werden können, ohne daß man sich gegen die von Gott gesetzte Ordnung

auflehne, so ist jede Schuld eine Sünde, eine Beleidigung Gottes. Gerade hierin liegt der eigentlichste Grund der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Pflicht und der Grund der Größe des Übels, das in der Schuld liegt. Malo mori quam foedari, so sprachen von jeher alle Helden der Pflicht.

Bei der Übertretung der menschlichen Gesetze lehnt man sich aber nicht bloß gegen die Autorität Gottes auf, sondern auch gegen die menschliche Autorität, von der sie ausgehen. Sie enthalten also nicht bloß eine Schuld gegen Gott, sondern auch gegen die betreffende Autorität und das von ihr vertretene Gemeinwesen (Staat, Kirche usw.). Für unsere folgenden Untersuchungen über das staatliche Strafrecht kommt hier nur die Schuld gegen den Staat in Betracht.

Das bisher von der Schuld Gesagte gilt von der aktuellen Schuld oder der schuldhaften Handlung, die „Verbrechen" genannt wird, wenn sie für die öffentliche Ordnung in höherem Grade gefährlich oder schädlich ist. Nach begangener schuldhafter Tat bleibt die habituelle Schuld. Die schuldige Tat dauert sozusagen moralisch in der Schätzung der Menschen fort, bis sie gesühnt und getilgt ist. Die Schuld des Mörders hört mit der Tat nicht auf; der Mörder bleibt des Mordes schuldig, bis entweder durch entsprechende Sühne oder Nachlassung von seiten des Verletzten die Schuld gehoben wird. Wenn jemand einen andern beleidigt hat, so dauert nach allgemeinem Urteil die Beleidigung moralisch fort, bis der Beleidiger entweder Genugtuung geleistet oder der Beleidigte freiwillig die Beleidigung verzeiht.

Ähnliches gilt vom Verbrecher in seinem Verhältnis zum Staat. Infolge seiner verbrecherischen Tat haftet ihm ein moralischer Makel an; bewußt und frei hat er störend in die öffentliche Rechtsordnung eingegriffen und dadurch der Gesamtheit das Recht verliehen, ihn als Verächter der öffentlichen Sicherheit und Ordnung anzusehen und zu behandeln, solange das Vergehen nicht gesühnt ist oder sie nicht freiwillig durch einen Gnadenakt auf dieses Recht verzichtet hat.

Aus dem Gesagten geht klar hervor, daß die Liszt'sche Definition der Schuld: „Verantwortlichkeit für die begangene rechtswidrige Tat" das Wesen der Schuld gar nicht trifft, also ganz verfehlt ist. Wenn er trotzdem wiederholt für seine Ansicht den Ruhm in Anspruch nimmt, eine tiefere wissenschaftliche Erfassung des Verbrechens zu begründen, so mag sich der Leser selbst das Nötige dazu denken.

Übrigens hat v. Liszt selbst seine Definition als ungenügend charakterisiert. Nicht bloß objektiv, sondern auch subjektiv muß nach ihm die Verknüpfung der rechtswidrigen Tat mit der Willensbetätigung des Handelnden gegeben sein, damit eine Verschuldung vorliege. Warum das? Von seinem Standpunkt dürfte es ihm schwer fallen, einen stichhaltigen Grund dafür anzugeben. Der Wille ist ja nach den Deterministen in der Menschenmaschine nur ein Rädchen, wie jedes andere. Alles wickelt sich im Menschen unter den gegebenen Umständen mit unerbittlicher Notwendigkeit ab. Unter Voraussetzung der genügenden Erkenntnis gerät der Wille notwendig nach einer bestimmten Richtung in Bewegung, und der Wille seinerseits bewegt wieder notwendig die übrigen Fähigkeiten. Müßte man also von diesem Standpunkt nicht eher der Erkenntnis, dem Verstand als dem Willen die Schuld auf Rechnung setzen? Warum führen trotzdem alle die Schuld auf den Willen zurück? Weil der Wille allein unter Voraussetzung der genügenden Erkenntnis die Herrschaft über sein Wollen und dadurch über alle menschlichen Handlungen hat, und wenn er sich frei zur bösen Tat entschließt, auch die Verantwortung dafür auf sich nimmt.

Der Wille ist der eigentliche Beweger und Beherrscher aller menschlichen Fähigkeiten, und nur soweit das Handeln vom freien Willen ausgeht, kann es dem Menschen als Menschen zugeschrieben und auf Rechnung gesetzt werden, das gilt sowohl im Guten als im Bösen. Wer etwas Gutes tut, ohne es gewollt zu haben, verdient kein Lob, und wer etwas Böses tut, ohne es gewollt zu haben, verdient keinen Tadel. Erst dadurch ladet der Mensch eine Schuld auf sich, daß sein Wille frei das erkannte Böse umfaßt und so gewissermaßen zu seinem Eigentum macht. Die äußeren Handlungen können dem Menschen nur insoweit zum Verdienst und zur Schuld angerechnet werden, als sie aus dem freien Willen hervorgehen. Die Pharisäer warfen reiche Gaben in den Opferkasten, und doch war ihr Tun sichtlich wertlos, ja verwerflich, weil es aus verkehrtem Willen, aus bloßer Ehrsucht hervorging, während die geringe Gabe der armen Witwe wegen des guten Willens in den Augen Gottes kostbar war.

Wie Prof. v. Liszt, so will auch sein Kollege v. Hippel den Schuldbegriff vom deterministischen Standpunkt „bestätigen". Er gibt zu, daß das Schuldurteil den Vorwurf eines schlechten oder unbesonnenen Verhaltens enthalte, und dieser Vorwurf lasse sich nur erheben bei vorsätzlichen

und fahrlässigen Handlungen zurechnungsfähiger Menschen. Dann wendet er sich ein: „das Strafrecht fordert zur Fahrlässigkeit pflichtwidrige Unaufmerksamkeit in dem Sinne, daß der Täter den herbeigeführten Erfolg hätte vermeiden sollen oder können. Ist dieses ‚Können' nicht indeterministisch? Näheres Zusehen führt zur Verneinung der Frage. Das Können bedeutet lediglich: der Verstand der Täters muß soweit entwickelt gewesen sein, daß er bei derjenigen Anspannung seiner Willenskraft, welche der Verkehr fordert, das Resultat hätte vermeiden können. Aber nicht: er konnte unter gleichen Verhältnissen so und anders handeln." [1]

Die Fahrlässigkeit besteht also nicht darin, daß der Täter etwas unterließ, was er tun konnte und sollte, sondern darin, daß er unter Voraussetzung der nötigen Verstandesentwicklung die Anspannung der Willenskraft nicht hatte und nicht haben konnte, welche der Verkehr erforderte, und bei welcher das Unglück vermieden worden wäre. Um das Ungereimte dieser Erklärung handgreiflich zu machen, wollen wir uns in einen Gerichtssaal versetzen, in dem ein Eisenbahnbeamter angeklagt ist, durch seine Fahrlässigkeit ein schweres Eisenbahnunglück verursacht zu haben.

Richter (Determinist): Sie waren sich bewußt, daß durch Ihre Unterlassung ein schweres Unglück herbeigeführt werden konnte?

Angeklagter: Jawohl.

Richter: Warum haben Sie denn nicht die nötigen Vorsichtsmaßmaßregeln ergriffen?

Angeklagter: Ich konnte einfach nicht.

Richter: Warum denn nicht?

Angeklagter: Sie wissen doch, Herr Richter, daß die Freiheit eine Illusion. Ich konnte nicht anders handeln, als ich gehandelt habe.

Richter: Das ist richtig, Sie konnten nicht anders handeln als Sie gehandelt haben. Das steht „wissenschaftlich" fest. Aber ich muß Sie trotzdem wegen Fahrlässigkeit verurteilen, weil Sie bei größerer Anspannung der Willenskraft, die der Verkehr erforderte, die Ihnen allerdings unmöglich war, das Unglück hätten verhindern können.

Wir glauben, jeder Unbefangene fühlt das Ungereimte solcher Erklärungen, zu denen der Determinist seine Zuflucht nehmen muß, um überhaupt noch von Schuld reden zu können. Wir haben die feste Über-

[1] V. Hippel, Willensfreiheit und Strafrecht 123 A. 2.

zeugung, in Wirklichkeit würde kein vernünftiger Richter es wagen, einen Angeklagten wegen Fahrlässigkeit zu verurteilen, sobald feststeht, daß er gar nicht anders handeln konnte, daß er alles getan, was in seiner Macht stand. Zu Unmöglichem ist niemand verpflichtet, es gibt also keine Pflicht, die über unser Können hinausreicht.

Es frage sich nur jeder selbst. Sobald er sich ehrlich und redlich sagen kann: ich habe alles getan, was in meiner Macht lag, ich konnte gar nicht anders, so macht er sich keine Vorwürfe mehr, er hat das klare Bewußtsein, daß er unschuldig ist. Warum leugnen die Deterministen diese ganz offenkundige Tatsache? Ist es etwa die überzeugende Macht der Wahrheit, die sie zu dieser Leugnung drängt? Keineswegs, sondern bloß ihre vorgefaßte deterministische Theorie, die mit ihrer gesamten Weltanschauung zusammenhängt, und der zuliebe sie einen beständigen Kampf gegen den gesunden Menschenverstand führen müssen.

Zu bedauern ist nur, daß es diesen blinden Vorwärtsstürmern gelingt, mit ihrem lauten und anmaßlichen Pochen auf ihre „Wissenschaft" manche Juristen förmlich einzuschüchtern.

Obwohl die eigentliche Quelle und der eigentliche Herd der Schuld der Wille ist, so ist es doch nicht Aufgabe des staatlichen Richters, den Menschen wegen seiner rein inneren Gesinnung zur Rechenschaft zu ziehen. Gott, der Herzen und Nieren durchforscht, wird einst einem jeden entsprechend seiner inneren Gesinnung auf der untrüglichen Wagschale seiner ewigen Gerechtigkeit Lohn und Strafe zumessen. Den irdischen Richter geht die rein innere Gesinnung nichts an. De internis non iudicat praetor. Nur soweit die innere Gesinnung, das Denken und Wollen, sich in äußere Taten umsetzt, hat er das Recht, den Täter zur Rechenschaft zu ziehen. Es ist also eine völlige Verschiebung der Stellung des Richters, wenn ihm die kriminal-soziologische Schule als wesentliche Aufgabe die Beurteilung der ganzen inneren Gesinnung des Verbrechers zuweist.

„Man kann es", sagt v. Liszt, „als den tiefsten Gegensatz zwischen der alten und der neuen Auffassung bezeichnen, daß jene den äußeren Erfolg der Tat, diese die innere Gesinnung des Täters als das in erster Linie ausschlaggebende Moment betrachtet. . . . Nach der heute herrschenden Ansicht hat der Richter nur die einzelne, den Gegenstand der Anklage bildende Tat zu beurteilen, die Tat herausgerissen aus dem Leben des Täters, die auf den Isolierschemel der logisch-juristischen Ob-

struktion gestellte Tat; der Richter soll nicht zurückgreifen auf das, was vor der Tat gelegen ist, er darf nicht die Befürchtungen und Hoffnungen in Betracht ziehen, die der Täter für die Zukunft weckt. Für die zur Aburteilung stehende Tat soll der Täter büßen; und ist das geschehen, so betrachtet man die Tat verbüßt: ne bis in idem. — Für unsere Forderung dagegen soll die durch die Tat bewiesene Gesinnung des Täters den Ausschlag geben. Seine Stellung zur Rechtsordnung, seine ganze Vergangenheit und was sie für die Zukunft erwarten läßt, soll bestimmend sein für Art und Maß der Strafe. Ob der Angeklagte das erste Mal vor Gericht steht oder ob er zu den getreuen, ortskundigen Stammgästen unserer Anstalten gehört, soll entscheidend ins Gewicht fallen."[1]

Wenn hier angedeutet wird, nach der heutigen Auffassung werde bloß die äußere Tat des Verbrechers beurteilt ohne Rücksicht auf die innere Gesinnung, so ist das unrichtig. Auch heute wird auf die Gesinnung Rücksicht genommen, aber freilich nur insofern sie sich durch die Tat bekundet. Die Grundlage für das Urteil des Richters bildet zunächst — unter Voraussetzung der Zurechnungsfähigkeit — die äußere Tat. Wenn auch die Schuld vom Willen abhängt, so ist doch unzweifelhaft, daß in normalen Umständen der Mensch die Verwerflichkeit seines Tuns richtig beurteilt, daß also im Durchschnitt die äußere Tat als Gegenstand des Willens die Schuld bestimmt. Doch darf sich der Richter damit nicht begnügen. Er soll soviel möglich aus den Umständen die Gesinnung des Täters bei Begehung der Tat beurteilen und so die Größe der Schuld feststellen. Tatsächlich handelt auch jeder vernünftige Richter nach diesem Grundsatz. Ergibt sich aus den Umständen, daß der Verbrecher aus böser, niederträchtiger Gesinnung gehandelt, so wird das Strafmaß erhöht; stellt sich aber heraus, daß der Täter aus edeln Beweggründen gehandelt, oder liegen sonstige Milderungsgründe vor, so wird das Strafmaß gemindert. Selbstverständlich kommt auch der Rückfall als erschwerender Umstand in Betracht.

Damit ist aber die kriminal-soziologische Schule noch nicht zufrieden. Das Urteil des Richters soll nach ihr an erster Stelle auf die ganze innere Gesinnung fallen, auf die „ganze psychologische Persön-

---

[1] Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung IV 138 bis 139; Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XIII 35.

lichkeit", mit allen Hoffnungen und Befürchtungen, die sie für die Zukunft weckt. Das ist eine unzulässige Verschiebung der Aufgabe des Richters. Die rein innere Gesinnung geht ihn gar nichts an. Diese untersteht allein dem Urteile Gottes, der in die Tiefen des Herzens schaut. Der menschliche Richter kann sich auch gar nicht auf dieses Gebiet der ganzen inneren Gesinnung wagen, ohne sich den allergrößten Mißgriffen auszusetzen. Wie sollte er es fertig bringen, in den wenigen Augenblicken oder Stunden, während deren der Angeklagte vor ihm steht, sich ein zuverlässiges Urteil zu bilden über die ganze psychologische Persönlichkeit, die ganze innere Gesinnung mit allen Befürchtungen und Hoffnungen, die sie weckt? Wäre wirklich die ganze innere Gesinnung der eigentliche Gegenstand des Urteils, so täte man jedenfalls besser daran, die Richter zu verabschieden und durch Psychiater und Psychologen zu ersetzen, die in diesem Punkte viel bewanderter sind.

Prof. v. Liszt widerspricht sich auch. Zur Schuld und zum Verbrechen gehört nach ihm wesentlich eine „rechtswidrige Handlung" oder ein „Tatbestand, an den die Rechtsordnung die Strafe als Rechtsfolge knüpft". Wo in aller Welt gibt es nun ein Staatsgesetz, das gewisse rein innere Gesinnungen, Gedanken oder Entschlüsse verböte? Solche Gesetze zu erlassen fällt keinem vernünftigen Gesetzgeber ein. Also kann auch die bloße innere Gesinnung in Bezug auf den Staat nicht rechtswidrig sein. Rechtswidrig schuldbar ist bloß die äußere Verletzung der Rechtsordnung, sofern sie eine aus dem freien Willen hervorgehende menschliche Handlung ist.

Bisher haben wir die Schuld oder das Verbrechen im allgemeinen betrachtet. Wir wollen noch die wichtigsten Einteilungen der schuldhaften Handlungen kurz besprechen, weil sie uns Gelegenheit bieten, einige deterministische Begriffsbestimmungen auf ihren Wert zu prüfen.

Man unterscheidet vor allem schuldhafte Handlungen und schuldhafte Unterlassungen. Da der Wille frei ist, d. h. es in seiner Gewalt hat, zu handeln oder nicht zu handeln, so oder anders zu handeln, so ist nicht bloß das freiwillige Begehen einer verbotenen, sondern auch die freiwillige Unterlassung einer gebotenen Handlung eine Schuld. In beiden Fällen liegt eine freiwillige Pflichtverletzung vor. Handelt es sich um eine positive unerlaubte Tat, so werden dem Täter auch alle übeln Folgen zur Schuld angerechnet, die sich voraussichtlich aus seinem Tun ergeben. Daher das alte Rechtssprichwort: versanti in illicito omnia imputantur quae sequentur ex delicto. Die Folgen einer

Unterlassung können uns nur dann zur Schuld angerechnet werden, wenn wir verpflichtet waren, sie zu verhindern. Ein Bahnwärter, der nicht rechtzeitig den Übergang über die Eisenbahn absperrt, wird verantwortlich für die voraussichtlichen Folgen seiner Unterlassung.

Von besonderer Wichtigkeit im Strafrecht ist die Unterscheidung zwischen vorsätzlicher Schuld (dolus) und Fahrlässigkeit; doch bezieht sich diese Unterscheidung nicht sowohl auf die unerlaubte Handlung selbst, als auf die übeln Folgen, um derentwillen die Handlung verboten ist. Sind diese übeln Folgen in sich gewollt, beabsichtigt, sei es nun als Mittel oder als Zweck, so liegt vorsätzliche Schuld vor; treten dagegen die Folgen bloß ein wegen pflichtwidriger Unaufmerksamkeit oder Nachlässigkeit, ohne vom Täter beabsichtigt zu sein, so liegt Fahrlässigkeit vor.

Stirbt einem Chirurgen bei einer gefährlichen Operation der Kranke, weil jener es an der erforderlichen Aufmerksamkeit und Sorgfalt fehlen ließ, so ist er der fahrlässigen Tötung schuldig. Mord und Totschlag dagegen sind vorsätzliche Tötungen. Mord und Totschlag kommen darin überein, daß der Tod des Nebenmenschen in sich als Wirkung der Handlung gewollt oder beabsichtigt war; sie unterscheiden sich aber dadurch, daß der Totschlag in plötzlicher und heftiger leidenschaftlicher Aufwallung verübt wird, während der Mord mit voller Überlegung geschieht. Beim Totschlag fallen moralisch genommen der Entschluß und die Ausführung immer zusammen, was beim Mord nur in höchst seltenen Fällen der Fall sein kann. Der Totschlag ist ein geringeres Verbrechen als der Mord, weil infolge der heftigen leidenschaftlichen Aufregung die Zurechnungsfähigkeit vermindert ist[1].

Genauer würde man unseres Erachtens unterscheiden zwischen beabsichtigter und nicht beabsichtigter (fahrlässiger) Tötung. Der Vorsatz geht immer nur auf unser eigenes Handeln, die Absicht aber auch auf die Wirkung selbst als nächstes Ziel unserer Handlung. Bei einer Tötung geht der Vorsatz auf das Abschießen des Gewehrs, die Absicht auf den Tod des Nebenmenschen. Der Vorsatz geht auf den Gebrauch der Mittel,

---

[1] Nicht glücklich ist die Fassung des § 212 des deutschen St.G.B.: „Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung nicht mit Überlegung ausgeführt hat, wegen Totschlags mit Zuchthaus nicht unter 5 Jahren bestraft." Ohne Überlegung ist überhaupt keine strafbare Handlung möglich. Es wäre also näher zu bestimmen, welche Überlegung gemeint ist.

die Absicht auch auf das Ziel, insofern es durch Mittel erstrebt wird. Es ist aber zur absichtlichen Tötung nicht nötig, daß der Tod das letzte Ziel unserer Handlung sei, ja meistens ist das gar nicht der Fall. Der Mörder beabsichtigt als eigentliches Endziel seiner Handlung vielleicht die Befriedigung seiner Habsucht oder Rachsucht, trotzdem ist der Tod des Nebenmenschen als nächstes Ziel seiner Handlung gewollt und beabsichtigt.

Gegenstand der Absicht können auch fremde Verbrechen sein, Gegenstand des Vorsatzes aber immer nur unsere eigenen Handlungen, sofern sie von unserem Willen abhangen. Sowohl der Vorsatz als die Absicht sind Betätigungen des Willens.

Ganz verfehlt ist deshalb die sog. „Vorstellungstheorie“, nach welcher der Vorsatz „die die Willensbetätigung begleitende Vorstellung des Erfolges“ ist[1]. Mit Recht bemerkt Professor Lammasch (Grundriß des Strafrechts[2] 1902, 23), man könne das Wesen des Vorsatzes nicht ärger verkennen, als es in dieser Theorie geschehe. Sich etwas vorzusetzen oder vorzunehmen, ist nicht Sache des Verstandes, sondern des Willens. Wenn jemand den Vorsatz faßt, sich zu bessern und ein neues Leben zu führen, so stellt er sich nicht bloß etwas vor, sondern faßt den Willensentschluß, sein Leben zu ändern. In ähnlicher Weise faßt derjenige, der sich ein Verbrechen vorsetzt, den Entschluß, dasselbe zu begehen. Nach der v. Lisztschen Definition müßte man Gott alle Verbrechen seit Anfang der Welt als vorsätzlich zuschreiben. Denn sein Wille, die Welt zu erschaffen, war von der klarsten Vorstellung aller kommenden Verbrechen begleitet. Der General, der die Beschießung einer Stadt befiehlt, hat die Vorstellung, daß auch viele Kinder und Frauen getötet werden! Übrigens vermag v. Liszt selbst nicht seine Begriffsbestimmung durchzuführen. Bei der näheren Erklärung derselben sagt er: „Vorsatz liegt demnach vor, wenn der Erfolg beabsichtigt, d. h. die Voraussicht des Erfolges der Beweggrund des Handelns war; wenn der Täter um der durch die Handlung zu bewirkenden Veränderung in der Außenwelt willen die Handlung vornimmt: wenn jene Veränderung das Ziel, ihre Herbeiführung den Zweck des Handelns bildet; wenn der Erfolg bezweckt, begehrt, erstrebt war. Dabei ist es gleichgültig, ob der Täter mit größerer oder geringerer Bestimmtheit

[1] So v. Liszt, Lehrbuch des deutschen Strafrechts § 39 S. 171, der diese Theorie die heute herrschende Meinung nennt.

auf den Eintritt des Erfolges gerechnet, diesen als notwendig oder möglich vorausgesehen hat."[1]

Worauf es also nach v. Liszt selbst beim Vorsatz an erster Stelle ankommt, ist, daß der rechtswidrige Erfolg der Handlung bezweckt, begehrt und erstrebt werde; Bezwecken, Begehren und Erstreben sind aber Betätigungen des Willens, nicht des Verstandes. Und v. Liszt behauptet ja auch selbst, daß zum Verschulden die subjektive Verknüpfung der rechtswidrigen Tat mit dem Willen des Täters erforderlich ist. Also muß die wichtigste Art der Verschuldung, die vorsätzliche Schuld im Willen ihren eigentlichen Sitz haben. Nicht im Erkennen liegt die Schuld, sondern im Wollen.

Wie den Vorsatz definiert v. Liszt auch die Fahrlässigkeit ganz unrichtig. „Fahrlässigkeit ist Nichtvoraussicht des voraussehbaren Erfolges bei Vornahme der Willensbetätigung."[2] Die Fahrlässigkeit ist doch eine Schuld, ohne irgend welche Voraussicht ist es aber unmöglich, daß man uns die Folgen unserer Handlungen zur Schuld anrechne. Wir können nur für das verantwortlich gemacht werden, was wir irgendwie, wenigstens dunkel oder im allgemeinen vorausgesehen haben, nicht für das, was voraussehbar war, aber tatsächlich in keiner Weise vorausgesehen wurde. Der Weichensteller weiß, daß, wenn er es aus Trägheit oder Leichtsinn an der erforderlichen Aufmerksamkeit und Sorgfalt in seinem Amte fehlen läßt, leicht schweres Unglück eintreten könne, ja sogar wahrscheinlich eintreten werde; deshalb erkennt er seine Pflicht, es an der pflichtschuldigen Aufmerksamkeit nicht fehlen zu lassen, um die Gefahr eines Unglückes fernzuhalten. Unterläßt er diese Aufmerksamkeit dennoch, so wird er für die Unglücksfälle verantwortlich. Er sah wenigstens die Gefahr dieser Unglücksfälle voraus und kannte seine Pflicht, diese Gefahr fernzuhalten. In dieser freiwilligen Unterlassung der erforderlichen Aufmerksamkeit bestand seine Fahrlässigkeit. Nicht der Verstand, sondern der Wille ist der eigentliche Sitz der Fahrlässigkeit.

v. Liszt widerspricht sich auch mit seiner Definition. Fahrlässigkeit ist „Nichtvoraussicht des voraussehbaren Erfolges bei Vornahme der Willensbetätigung". Wem war der Erfolg voraussehbar? Offenbar dem Täter. Also konnte derselbe eine andere Voraussicht haben, als er gehabt hat, mit andern Worten: er konnte anders handeln, als er gehandelt hat. Das

---

[1] Lehrbuch des Strafrechts 172. [2] Ebd. 184.

ist aber nach dem Determinismus falsch, demzufolge der Mensch in den konkreten Umständen nie anders handeln kann, als er tatsächlich handelt. Ist das nicht ein offener Widerspruch?

Der vielgefeierte Strafrechtslehrer spricht mit Geringschätzung von seinen Gegnern. Noch unlängst schrieb er in der „Woche“[1] bei Gelegenheit der Besprechung der Schrift von Hans Leuß: „Aus dem Zuchthaus“: „Von den Anhängern der vergeltenden Gerechtigkeit wird der Verfasser keinen einzigen überzeugen. Und das ist entscheidend; denn sie herrschen noch auf den Lehrstühlen wie auf der Richterbank, in den Ministerien wie in den Volksvertretungen. Überzeugen kann man nur den, der seine Ansicht auf Gründe stützt; wer von Postulaten ausgeht und bei Schlagworten endigt, steht außerhalb der wissenschaftlichen Diskussion.“

Das ist ein hübsches Muster von der vornehmen Art, wie der Vorkämpfer der neuen kriminalistischen Schulen mit seinen Gegnern umzugehen beliebt. Niemand macht sich mehr der Fehler schuldig, die er hier seinen Gegnern vorwirft, als er selbst und seine Anhänger. Von wissenschaftlichen Gründen haben wir in ihren Ausführungen wenig gefunden, dafür um so mehr apodiktische Behauptungen, die mit souveräner Zuversicht vorgetragen werden, und die Grundlage von allem bildet das auf ihrer ganzen Weltanschauung ruhende Postulat des Determinismus, dem zuliebe man alle hergebrachten Begriffe umwertet, umbiegt und verflacht und sich auch vor Widersprüchen nicht scheut. **Viktor Cathrein** S. J.

Gehirn und Seele.

(Schluß.)

Während der Idealismus nur wenige Anhänger zählt und der reine Materialismus unter den Psychologen ebenfalls keinen großen Anklang findet, ist es einer Theorie, die in ihren ersten Anfängen teils bis auf Spinoza, teils bis auf Leibniz zurückdatiert, gelungen, die Koryphäen der modernen Psychologie für sich zu gewinnen. Paulsen und Wundt,

[1] Jahrgang 1903, Nr 43, S. 1911.

Ebbinghaus und Höffding, Jodl und Münsterberg zählen zu ihren Verteidigern. Es ist der psychophysische Parallelismus.

Drei Behauptungen bilden nach Ebbinghaus[1] die Grundzüge des partikulären oder empirischen Parallelismus: 1. Die Lehre von der Zuordnung physiologischer (Nervenprozesse) zu den psychischen Vorgängen. (Parallelismus im engeren Sinne.) 2. Die Lehre von der eigentlichen Identität psychischer und physiologischer Prozesse. (Identitätshypothese.) 3. Die Leugnung einer Seelensubstanz als Träger des psychischen Geschehens. (Aktualitätstheorie.)

I.

Wir beginnen die Prüfung dieser einzelnen Punkte mit der Darlegung und Würdigung des letzten: der Aktualitätstheorie.

„Am einfachsten", so versichert uns Hellpach[2], „gestaltet sich das Problem der Seele. Die wissenschaftliche Betrachtung hat kein besonderes Wesen aufgefunden, das Träger der geistigen Vorgänge wäre. Sie lehrt uns nur den Zusammenhang der geistigen Vorgänge, die Regeln, nach denen sie sich vollziehen, und sie braucht zu alledem nicht nur kein besonderes Seelenwesen, sondern sie hat es erst beseitigen müssen, nachdem es der Entwicklung der Psychologie zur Wissenschaft den Weg jahrhundertelang versperrt hatte. Seele, Psyche im psychologischen Sinne, bedeutet weiter nichts als die Gesamtheit der in uns sich abspielenden psychischen Ereignisse. Wir bekennen uns damit zur Aktualitätslehre. Das Geistige ist uns keine Substanz, kein unkörperliches Ding, sondern ein Vorgang, ein actus. Für eine wissenschaftliche Psychologie ist dieses Prinzip heute eine unbedingte Voraussetzung; denn als Vorgang ist uns alles Psychische gegeben, und nur ans Gegebene hat eine Wissenschaft anzuknüpfen. Ob nun von der Aktualitätslehre ausgehend und sie für die wissenschaftliche Betrachtung festhaltend als letzte philosophische oder religiöse Lösung doch noch eine Substanzlehre, der Glaube an ein Seelenwesen möglich ist, darauf hat die Psychologie nicht mehr zu antworten."

Daß „wissenschaftliche Betrachtung ohne Seelensubstanz" in eine peinliche Lage kommt, erhellt schon daraus, daß sie stetsfort mit dem Ausdruck „Seele" operieren muß und anderseits gezwungen ist, dem Begriffe eines substantiellen Wesens den Begriff eines Komplexes von Erscheinungen zu substituieren. Ebenso benötigt sie überall den Begriff eines Subjekts,

[1] Grundzüge der Psychologie.

[2] Grenzwissenschaften der Psychologie 17. Als bester Kommentar zu dieser kühnen Behauptung dient die Zerfahrenheit, die in der Psychologie heimisch geworden, nachdem man die Seele verworfen.

von dem wir ja alle aussagen, daß ihm jene Erscheinungen zukommen, und kann doch einen solchen Begriff nicht folgerichtig aufrecht erhalten. Wer ist das „Ich", dem die Gedanken und Wünsche zukommen, dem sie sich kund tun? Ist es der Komplex der Gedanken, Wünsche, Gefühle? Wem inhäriert dann der erste Gedanke, der erste Wunsch? Mag man die Frage hinausschieben in den Bereich der Metaphysik; entgehen kann man ihr nicht. Immer fragt die Vernunft gebieterisch wieder: „Welches ist der Träger psychischer Geschehnisse? Ebbinghaus glaubt, die lästige Frage entkräften zu können.

„Wie es sein kann, daß etwas nicht für sich und selbständig in der Welt existiert, sondern an einem Träger haftet, ohne daß doch zugleich dieser Träger als ein besonderes Wesen im metaphysischen Sinne außerhalb des Getragenen und neben ihm vorhanden ist, lehre ein einfaches Beispiel.

Man sehe die Pflanze. Sie hat Wurzeln, Zweige, Blätter, Zellen, trägt Blüten, Früchte, eine Krone usw. Ganz wie die seelischen Gebilde existiert auch das, was die Pflanze an sich hat, nicht isoliert und selbständig in der Welt, sondern nur verbunden untereinander und namentlich getragen von einem Substrat oder Subjekt, an dem es haftet. Losgelöst voneinander und von ihrem Träger sind Blätter und Blüten ihrem wahren Wesen nach nicht mehr vorhanden, nur den Namen behalten sie noch eine Weile und das oberflächliche Aussehen. Aber wer ist hier der Träger alles dessen, was bloß als Getragenes vorhanden ist? Wer das Subjekt, das, welches alle die einzelnen unselbständigen Gebilde hat und ihnen Grundlage und Zusammenhang gibt? Ein besonderes einfaches Wesen, unabhängig und unterscheidbar in seiner Existenz von dem, was es hat oder trägt? Eine Realität außer oder hinter den bloßen Teilrealitäten, die eben genannt wurden? Doch schlechterdings nicht. Sondern das, was die Blätter hat, ist der aus Wurzeln, Stamm, Rinde, Zweigen usw. bestehende Komplex, und wiederum das, was die Wurzeln hat, ist größtenteils derselbe Komplex, nämlich Stamm, Rinde, Zweige, Blätter."

Ebbinghaus hat durch das angeführte Beispiel wirklich bewiesen, daß nicht jedes „Subjekt", nicht jeder „Träger" adäquat von dem verschieden zu sein braucht, dessen Träger er genannt wird. Er vergißt aber beizufügen, daß bei seinem Beispiel die Teilrealitäten Blätter, Blüten, Wurzeln substantielle Gebilde sind, wenngleich sie als lebende Blätter, lebende Blüten, lebende Wurzeln eine gewisse Unselbständigkeit zeigen. Aus dem Beispiel geht hervor, daß man nicht aus jedem „Haben", jedem „Trägersein" der Seele schließen darf, diese sei verschieden von dem Gehabten, Getragenen. Die Seele „hat" ein psychisches Sein, sie ist doch nicht von diesem Sein reell verschieden. Das werden auch die Verteidiger der Sub-

stantialitätstheorie Herrn Ebbinghaus einräumen. Kann sein Beispiel Anwendung finden? Ist die nötige Gleichheit der Umstände vorhanden? Darum handelt es sich.

Ebbinghaus fährt fort:

„. . . So und nicht anders, sage ich nun, verhält es sich auch mit dem Träger des Seelischen, mit dem ‚Ich'. Träger und Getragenes sind auch hier nichts Wesensverschiedenes und voneinander Unabhängiges. Sondern das nach Aussage der unmittelbaren Erfahrung freilich Vorhandene, das jetzt diesen Gedanken hat, jetzt einen andern, augenblicklich den blauen Himmel erblickt, wo es kurz vorher noch Wolken sah, ist nichts anderes als die reiche Gesamtheit aller der Empfindungen, Gedanken, Wünsche usw., die mit jenen erstgenannten in unmittelbaren Wechselwirkungen, Beziehungen, Verbindungen stehen. Und daß ich diese als das Habende und Zugrundeliegende auffasse, jene als das Gehabte und vorübergehende Äußerungen, ist lediglich Sache der jeweiligen Betrachtung. Vorstellungen einer gewissen Vergangenheit, Pläne einer gewissen Zukunft sind etwas, was mein ‚Ich' als etwas von ihnen Gesondertes hat und erwägt, wenn gerade sie im Vordergrunde des Seelenlebens stehen, dagegen etwas, was zu dem ‚Ich' selbst gehört und sein Wesen ausmachen hilft, wenn etwas anderes jenen Vordergrund einnimmt. Namentlich aber gilt hier wieder ganz besonders das als eigentlicher Träger und Kern des Seelenlebens, was sich aus der ganzen Fülle seiner Teilrealitäten als besonders beständig oder als besonders wichtig erweist. Vorstellungen einer gewissen Jugendzeit, eines gewissen Lebensalters, eines gewissen Aussehens, gewisser Beziehung zu andern Personen, ferner gewisse Ideale, Sympathie-Bestrebungen usw. gehören hierzu. Wenn ich eindringlich frage, wer ich denn eigentlich bin, der jetzt diese Zeilen liest, nachdem er vorhin von einem Ausgang zurückgekehrt ist, so tritt zunächst jener Komplex hervor, und wenn ich die Frage zu andern Zeiten wiederhole, so ist es immer wieder dieser Komplex in annäherndem Bestande, der die Antwort gibt."

Wahrscheinlich würden die wenigsten Philosophiestudierenden — solange sie nicht in die Gedanken Humes sich ganz hineinvergessen — auf die Frage: Wer bist du, der dieses da denkt, liest, fühlt? je die Antwort geben: es sei der Komplex von früheren Gedanken, Wünschen. Ein ganz anderes Bild tritt bei dem „Ich" vor ihren Geist. Es ist das wenn auch unbestimmte Bild des ganzen Menschen mit Leib und Seele. Ebbinghaus wird nicht verlangen, daß seine Ansicht, die sehr ungewohnt lautet und mit einem Jahrtausend alten allgemeinen Sprachgebrauch so ganz und gar nicht harmonieren will, ohne Beweis als maßgebend betrachtet werde. Ein Beweis aber ward nicht geliefert. Das Beispiel kann keineswegs als Beweis gelten; denn Gedanken, Wünsche, Gefühle sind nicht wie

Blätter, Wurzeln, Blüten substantielle Teilgebilde, sondern Erscheinungen, Vorgänge, wie Ebbinghaus selbst immer und immer wiederholt. Nie aber kann es Erscheinungen geben ohne etwas, das erscheint, nie Vorgänge ohne ein Subjekt, an dem sie vorgehen. Substantielle Gebilde vermögen, wenn auch unvollkommen, zu bestehen, obgleich sie nicht getragen werden. Erscheinungen und Vorgänge vermögen dies nie und nimmer. Vermag es das Einzelglied nicht, weil es seiner Natur widerspricht, dann vermag es auch der Komplex nicht. Wie sollten ferner die früheren Vorstellungen, Gefühle, Wünsche aktuell vorhanden sein und Träger des aktuellen psychischen Geschehens sein können? Sie sind ja längst entschwunden gerade so gut, wie die Nervenprozesse, die ihnen zugeordnet waren. So bricht denn die Aktualitätstheorie in sich zusammen. Zwei Gedanken mögen die Verteidiger der Aktualitätstheorie irregeleitet haben: die Herbartsche Auffassung der Vorstellungen als für sich bestehender Realitäten; noch mehr aber die einseitige Auffassung des „Ichbegriffs". In doppelter Weise spricht man vom „Ich". Die eine Auffassung ist der substantiellen durchs Leben sich gleichbleibenden Grundlage des physischen wie psychischen Geschehens und Leidens. Ebbinghaus selber hat sie gar nicht übel charakterisiert[1]. Ganz anders verhält sich die Sache, wenn man unter dem „Ich" die Gesamtvorstellung versteht, wie sie sich aus den physischen wie psychischen Eigentümlichkeiten, aus den Charaktereigenschaften, der Eigenart des Denkens, Wollens, Handelns ergibt. Diese kann sich ändern, wechseln; „ich erkenne mich selbst nicht wieder". Hier greifen natürlich die psychischen Ereignisse der Vergangenheit tief ein in das „Ich", und doch wird auch hier das „Ich" nicht konstituiert aus den Vorstellungen, Gefühlen ꝛc., sondern aus den mehr oder minder bleibenden Charaktereigentümlichkeiten, die jenen zu Grunde liegen oder aus ihnen resultieren. Auch diese aber bedürfen eines substantiellen Trägers; sie können nicht in der Luft schweben. So unhaltbar die Aktualitätstheorie auch ist, sie gilt im modernen Parallelismus als „Rührmichnichtan".

II.

Die Grundgedanken, welche die zweite Hauptlehre — Parallelismus ohne Wechselwirkung — bilden, charakterisiert Wundt folgendermaßen:

[1] Grundzüge der Psychologie, 9—11.

„Die Naturvorgänge bilden nach den Voraussetzungen, zu denen die Naturlehre durch zwingende Gründe geführt wird, einen streng in sich abgeschlossenen Kreis von Bewegungen unveränderlicher Elemente, der durch die allgemeinen Gesetze der Mechanik beherrscht wird. Niemals kann aber aus einer Bewegung etwas anderes abgeleitet werden als eine Bewegung. . . .“

„Daraus ergab sich uns die Forderung, daß auch die psychischen Vorgänge nur aus einander, die verwickelteren aus den einfacheren abgeleitet werden können... und auf dem Wege, den wir zurückgelegt, hat sich nun diese allgemeine Forderung im einzelnen bestätigt. . . .“

„Dennoch stellte es sich uns als ein nicht minder allgemeines Ergebnis dar, daß psychische Vorgänge mit bestimmten physischen Prozessen in unserem Körper, namentlich im Gehirn in einem Zusammenhang stehen, durch welche beide einander regelmäßig zugeordnet erscheinen. Ein solcher Zusammenhang kann nicht anders denn als ein Parallelgehen zweier nebeneinander bestehender, aber vermöge der Unvergleichbarkeit ihrer Glieder niemals direkt ineinander übergreifender Kausalreihen angesehen werden.“ [1]

Kurz gefaßt heißen die Punkte: Zuordnung psychischer und nervöser Prozesse, Geschlossenheit der psychischen wie der physischen Kausalreihe in sich, Leugnung jeder Wechselwirkung.

1. Fassen wir zunächst den Parallelismus oder die Zuordnung psychischer und nervöser Prozesse ins Auge. Man glaubt in dem Wort Parallelismus den „empirischen Ausdruck des Zusammenhangs erblicken zu dürfen, den wir tatsächlich zwischen den körperlichen und seelischen Lebensvorgängen finden“. Glücklich möchten wir freilich die Bezeichnung nicht nennen. Zunächst erhebt sich die Frage, in wie weitem Umfang ist ein Parallelismus zwischen Psychischem und Physischem anzunehmen. Wir stellen uns dabei auf den Boden der gegebenen Tatsachen, nicht aprioristischer Möglichkeiten und Theorien.

Fragen wir uns vorerst, entspricht beim Menschen jedem physiologischen, speziell jedem nervösen Prozeß — denn dieser allein kann in Betracht kommen — auch ein psychischer Prozeß? Darauf ist zu antworten, daß von einer Zuordnung psychischer Prozesse zu nervösen Prozessen bloß bei den Funktionen der Gehirnrinde die Rede sein kann. Denn weder die Reflexzentren des Rückenmarks, der Oblongata, des Vier- und Sehhügels noch die Koordinationszentren des Kleinhirns haben nach dem jetzigen Stand des Wissens zum psychischen Leben eine direkte Beziehung. Ebensowenig kommen die Markmassen des Großhirns in Frage, weil sie

[1] Vorlesungen über Menschen- und Tierseele, Leipzig 1892, 480 f.

bloß der Leitung und dem Zusammenwirken nervöser Vorgänge dienen. Nach Abzug der subkortikalen Zentren bleibt noch die **Gehirnrinde** übrig (vgl. Fig. 4). Allein auch hier scheint eine Einschränkung geboten. Da die Gehirnrinde als ein lebendes Organ nie in stagnierender Ruhe

Fig. 4. Horizontalschnitt durch das Großhirn. (Nach Edinger a. a. O., aber schematisiert.) Die Hemisphären sind hinten auseinandergezogen. Der punktierte Rand der Figur stellt die graue Hirnrinde dar.
ML = Marklager. SV = Seitenventrikel. UH = Unterhorn desselben. NC = Schwanzkern (Nucleus caudatus) des Streifenhügels. Th = Sehhügel (Thalamus). VH = Vierhügel. Z = Zirkel.

sich befindet, sind stetsfort physiologische Prozesse in derselben vorhanden; beständig schreiten Assimilation der durch das Blut zugeführten Nährstoffe und Ausscheidung abgenutzter Stoffe voran, mögen periphere Sinnesreize kommen oder nicht. All diesen physiologischen Prozessen psychische Prozesse zugeordnet zu denken, liegt kein Grund vor.

Gehen wir bei Beantwortung der Frage vom Psychischen aus, so treten uns neue Einschränkungen entgegen. Es erscheint durch nichts erwiesen, daß jeder physischen Erscheinung im Menschen direkt ein nervöser Prozeß der Gehirnrinde zugeordnet sei. Die eingangs berührten Tatsachen zeigen zwar klar und deutlich, daß auch die intellektuellen und die inneren Willensakte in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis von dem Verlauf der Hirnrindenprozesse stehen. Es rührt dies davon her, daß die Ideenbildung und somit auch die Möglichkeit von Willensakten sinnliche Vorstellungen zur Voraussetzung haben. Ebenso zeigt uns die Erfahrung, daß alle unsere intellektuellen Akte, auch Urteile und Schlüsse, von Phantasietätigkeiten begleitet werden, und daß den Willensakten Regungen des sinnlichen Strebevermögens sich zugesellen. Da wir es im praktischen Leben nicht bloß mit universellen Begriffen, sondern auch mit den singulären Erscheinungen der Alltagswelt zu tun haben, ist auch die sinnliche Erinnerung unerläßlich.

Sinnliche Erinnerung, Tätigkeit der Phantasie, sinnliches Begehren sind aber an Nervenprozesse der Hirnrinde gebunden. Demnach läßt sich leicht erklären, wie es den Anschein haben kann, als ob auch den geistigen Akten Nervenprozesse entsprächen, während in Wirklichkeit nur den sinnlichen Akten solche physiologische Vorgänge zugeordnet sind.

Daß eine solche Erklärung den Tatsachen absolut genüge, ist einleuchtend. Eine direkte Zuordnung von Hirnrindenprozessen zu intellektuellen und inneren Willensakten ist nicht erwiesen. Ja sie ist unmöglich. Denn eine solche direkte Zuordnung hätte eine innere und wesenhafte Abhängigkeit der geistigen Erkenntnis- und Strebeakte vom Organismus zur Voraussetzung; eine solche innere und wesenhafte Abhängigkeit von körperlichen Organen, widerspricht aber, wie wir bei Beurteilung des gemäßigten Materialismus sahen, der innersten Eigenart der intellektuellen Tätigkeit und des Wollens. Es ist also absolut notwendig, den eigentlichen Parallelismus auch in Betrachtung der psychischen Phänomene auf das sinnliche Gebiet einzuschränken.

Freilich, wenn man die Ausführungen Ziehens liest[1], möchte man eine direkte Zuordnung von Hirnrindenprozessen auch zu den höheren psychischen Tätigkeiten vermuten. Denn der große Physiologe sagt, die Allgemeinvorstellungen (er meint Allgemeinbegriffe) schwinden in der sogenannten Gehirnerweichung

[1] Über die allgemeinen Beziehungen zwischen Gehirn- und Seelenleben, Leipzig 1902.

(dementia paralytica), so daß man ihren Rückgang Monat für Monat in der klarsten Weise verfolgen könne, und Verluste derselben ohne Zerstörungen in der Hirnrinde kommen nicht vor. Ebenso gehen in der paralytischen Verblödung die höchsten ästhetischen und ethischen Gefühle, und zwar vor den niedrigen, zu Grunde. Die Urteilskraft verliere sich mit dem Untergehen der Assoziationsfasern und die Willensakte mit der Zerstörung bestimmter Hirnrindenpartien (Fig. 5)[1]. Allein Ziehens Darstellungen leiden an philosophischen Ungenauigkeiten. Er stellt die Allgemeinvorstellungen (schematisierte Phantasiebilder) den Allgemeinbegriffen, Vorstellungsassoziationen dem eigentlichen Urteil, äußere vom Willen befohlene Handlungen den inneren Willensakten gleich. Nun liegen aber den sinnlichen Vorstellungen, ihren Assoziationen, ihrer Reproduktion wie auch den äußeren,

Fig. 5. Schema des Verlaufs der kürzeren Assoziationsfasern und der längeren Assoziationsbahnen der Rinde. (Nach Edinger a. a. O.[2] 228 f.)

vom Willen befohlenen Bewegungen Nervenprozesse zu Grunde. Zugleich ist zu beachten, daß die Tätigkeit des sinnlichen Gedächtnisses und der Phantasie eine Vorbedingung für die Begriffsbildung, für das Urteil und die inneren Willensakte bildet. So läßt sich der Irrtum des großen Physiologen erklären[2].

Wir können das bisher über die Zuordnung von psychischen Geschehnissen zu den Nervenprozessen Gesagte durch ein Beispiel erläutern. Zwei

[1] Vgl. Fig. 2 und 3 (S. 397 403) dazu den Artikel „Zentralnervensystem und Sinnesleben" in dieser Zeitschrift 1903, LXV 552 f.

[2] Vgl. Fig. 5. Auf einem ähnlichen Mangel an Unterscheidung scheint die Annahme Flechsigs zu beruhen, daß die Assoziationszentren Denkorgane seien. Vgl. darüber diese Zeitschrift a. a. O. 553.

Schachspieler sind in ihr Spiel vertieft. Jeder verfolgt die Bewegungen und Blicke des andern, überlegt, kombiniert, wägt das Für und Wider ab, entschließt sich und macht seinen Zug. Hier haben wir eine Reihe von Nervenprozessen, in der Retina, in der Optikusbahn, in bestimmten Teilen der Okzipitalrinde, in andern Partien desselben zentralen Sehfeldes, in der Tastsphäre, in den psychomotorischen Rindenfeldern, in den Pyramidenbahnen, den Vorderhornzellen des Rückenmarks, den peripherischen motorischen Fasern, die sich bis in die Muskeln erstrecken. Wir können auch eine Reihe von psychischen Prozessen erkennen: Empfindungen, Erinnerungen früherer Kunstgriffe des Gegners, Assoziationen von optischen und Bewegungsvorstellungen, Überlegungen, Entschluß, Willensimpuls. Vergleichen wir diese Reihen, soweit sie überhaupt aufeinander bezogen werden können, so bemerken wir, daß die psychische Reihe später einsetzt und früher aufhört als die physiologische Reihe. Denn sie beginnt frühestens mit den Vorgängen im zentralen Sehfeld und endet spätestens mit den Vorgängen in den psychomotorischen Rindenfeldern. Einer ganzen Reihe von Nervenprozessen entsprechen also keine psychischen Vorgänge, und anderseits finden wir für die geistigen Akte der Überlegungen des Entschlusses und Willensbefehls kein Korrelat unter den Hirnrindenprozessen.

Die zweite Frage betrifft das *Geschlossensein und die Lückenlosigkeit der beiden Kausalreihen.* Um die Idee, welche hier der Parallelismustheorie zu Grunde liegt, recht zu verstehen, nehmen wir ein Beispiel, wie es Ebbinghaus andeutet[1]. Es ertönt ein Schuß, man vermutet Gefahr, überlegt und flieht. Hier haben wir nach Ebbinghaus zunächst „eine lückenlose Reihe materieller Umsetzungen durch das Nervensystem hindurch, von den ersten Erschütterungen infolge der äußeren Reize an bis zu den Innervationen, die der Muskeltätigkeit vorangehen". Zugleich haben wir eine „Reihe ganz anders gearteter Umsetzungen, von Gehörswahrnehmungen in Gedanken, Gefühle, Vermutungen von diesen in Entschlüsse und Willensäußerungen. . . . Die Glieder der einen Reihe rufen die der andern nicht hervor, noch greifen sie irgendwie ineinander ein". Demnach bildet jede dieser Reihen ein in sich abgeschlossenes, und da ein Glied das andere hervorbringt, lückenloses Ganzes.

Es erhebt sich nun die Frage, wie steht es mit dieser Geschlossenheit und Lückenlosigkeit der zwei Reihen?

---

[1] Grundzüge der Psychologie I 42 f.

Die Antwort muß lauten — und wir werden sie positiv nachweisen — daß zwei abgeschlossene und lückenlose Reihen, von denen die eine rein psychisch, die andere rein physiologisch sei, sich nicht verteidigen lassen.

Die Empfindungen (Sehen, Hören rc.) schließen sowohl physiologische als psychische Momente in sich. Sie gehören also nicht allein der psychischen Reihe, sondern auch der Reihe der Nervenprozesse an. Es ist nicht angängig, die Empfindungen als ein Konglomerat von zwei Akten aufzufassen, einem Hirnrindenprozeß und einem nebenherlaufenden psychischen Prozeß. Die Empfindung wird auch von den Philosophen der verschiedensten Richtungen als ein letztes, nicht mehr reduzierbares Element aufgefaßt. Es ist ihr wesentlich, Funktion eines körperlichen Organs und zugleich Funktion eines psychischen Faktors zu sein. Dabei ist der eigentlich bildende, entscheidende und ausschlaggebende Faktor offenbar der psychische. So repräsentiert im sinnlichen Akte selbst das psychische Element den formgebenden, das physiologische den stofflichen Teil. Will man nicht die innere Abhängigkeit sämtlicher psychischen Erscheinungen, auch der sinnlichen, vom Organismus speziell von der Hirnrinde — aller Erfahrung zum Trotz — leugnen, so kommt man an der Annahme nicht vorüber, daß die Empfindung ein Akt sei, der sowohl in die physiologische, wie in die psychische Kausalreihe hineingehöre. Das gleiche gilt von den sinnlichen Vorstellungen, Gefühlen und Trieben. Eine strenge Sonderung einer psychischen und physiologischen Reihe läßt sich demnach nicht aufrecht halten; von einem Geschlossensein beider Reihen kann keine Rede sein.

Wie steht es mit der Lückenlosigkeit beider Reihen? Die Annahme, daß die Nervenprozesse sich lückenlos aneinanderreihen, ist sehr wahrscheinlich und unterliegt keinen besondern Bedenken. Nur darf man nicht vergessen, daß es sich dabei nicht bloß um Hirnrindenprozesse handelt, und vor allem nicht bloß um solche Vorgänge in der Hirnrinde, die mit psychischen Erscheinungen verbunden sind. Denn eine lückenlose Aufeinanderfolge solcher nervöser Prozesse, denen psychische Erscheinungen entsprechen, ist durch nichts erwiesen und durch nichts gefordert. Daß dagegen sich ein psychischer Vorgang immer lückenlos an den andern anschließen müsse, läßt sich nicht aufrecht halten. Das Bewußtsein mit seinen Lücken spricht entschieden dagegen. Es gibt tiefe Ohnmachten und absolute Bewußtlosigkeit. Wenn man entgegnet, jede Unterbrechung der psychischen Reihe würde das Entstehen eines neuen Gedankens, Willensentschlusses unmöglich machen, so antworten wir: dies wäre nur dann

der Fall, wenn es kein Seelenwesen gäbe[1]. Es gibt aber ein solches und muß eines geben.

2. Wir kommen nun zur Frage nach der Möglichkeit einer Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem. Die zu Beginn unserer Arbeit erwähnten Tatsachen sprechen so klar und deutlich für eine Wechselwirkung, daß man staunt, diese von vielen Verteidigern der Parallelismustheorie in Abrede gestellt zu sehen. Wenn wir im folgenden die Konsequenzen einer solchen Leugnung darstellen, sehen wir von einer ganz eigenartigen Deutung des Parallelismus — Identitätshypothese — ab und betrachten den Parallelismus als solchen.

Werden einmal zwei Reihen unterschieden, eine physische und eine psychische, so müssen offenbar die äußeren Werke menschlicher Tätigkeit als letztes Glied der physischen Reihe [also der Nerventätigkeit usw.] aufgefaßt werden.

Ist nun jedes Glied der physischen Reihe nur von einem Gliede der physischen, nicht aber der psychischen Reihe verursacht, so folgt, daß die Odyssee keineswegs ein Produkt des griechischen „Geistes" ist, daß wir den „Moses" in S. Pietro dei Vincoli nicht der geistigen Schaffenskraft Michelangelos verdanken. Psychische Faktoren hatten ja absolut keinen Einfluß. Dann ist der Ausgang der Schlacht bei Austerlitz nicht mehr dem Feldherrngenie Napoleons zuzuschreiben. Die erschütternde Wirkung, welche die Nachricht vom Tode des einzigen Sohnes und Erben auf den Vater hervorbringt, hätte mit dem Inhalt des Telegramms nichts zu schaffen. Sie würde sich einzig auf den optischen Reiz zurückführen lassen, welchen die Schriftzeichen des Telegramms auf die Retina des Vaters hervorbringen[2]. Es braucht mehr als guten Willen, um mit Paulsen solche Folgerungen der Parallelismustheorie zulieb in den Kauf zu nehmen[3]. Wer sich zu solchen Zugeständnissen nicht bereit erklären kann, muß einen wechselseitigen Einfluß von Physischem und Psychischem zugestehen.

Wo liegen aber die Schwierigkeiten, die so tüchtige Forscher, wie Wundt und Ebbinghaus von der Annahme einer Wechsel-

---

[1] Vgl. die gründliche Kritik der Parallelismustheorie mit Rücksicht auf die Kontinuität des Psychischen bei Geyser, Grundlegung der empirischen Psychologie 117 ff.

[2] Vgl. die treffende Kritik, die Ludwig Busse in der Zeitschrift für Philosophie und Kritik (Neue Folge CXIV 12 ff) liefert. [3] Ebd. CXV.

wirkung abhalten? Ersterer erklärt[1], „darin kann nicht der geringste Zweifel sein, daß Psychisches nur aus Psychischem wahrhaft erklärt werden kann, ebenso wie man eine Bewegung nur aus einer andern Bewegung, nimmermehr aber aus einem psychischen Vorgang herzuleiten vermag". Daß in den ersten Worten ein Kern von Wahrheit liegt, läßt sich nicht verkennen. Die psychischen Erscheinungen des Erkennens und Begehrens als bloße Wirkung von Nervenfunktionen selbst der feinsten und kompliziertesten Hirnrindenprozesse ohne Zuhilfenahme eines psychischen Faktors erklären zu wollen, verstößt gegen das Prinzip vom hinreichenden Grunde. Ein psychischer Faktor ist unerläßlich. Aber auch der psychische Faktor reicht keineswegs aus, um für sich allein die Empfindungen, sinnlichen Vorstellungen, Gefühle und Triebe zu erklären. Im Gegensatz zu Wundt halten wir die Annahme eines physischen Faktors zur Erklärung der genannten psychischen Erscheinungen für absolut notwendig. Der zweite Teil der angeführten Worte Wundts, daß eine Bewegung nur aus einer Bewegung abgeleitet werden könne, ist philosophisch unhaltbar.

Ebbinghaus findet ganz besondere Schwierigkeiten gegen die Einwirkung des Psychischen auf das Physische im Energiegesetz. Besonders glaubt er, gegen die Annahme einer freien Willenseinwirkung Widerspruch erheben zu müssen. Die freigewollte Bewegung, meint Ebbinghaus, müßte vom Willen hervorgebracht werden. Dieser würde also in den Bewegungszentren Energie erzeugen. Das ist aber unmöglich, weil es dem Gesetze von der Konstanz der Energie widerspricht[2].

Untersuchen wir die Sache etwas näher. Bringt der freie Willensakt physische Energie hervor? Man darf wirklich zweifeln. Denn wir sind auch in den freien Handlungen nach außen von der vorhandenen Körperkraft abhängig. Ist das Maß verfügbarer Körperkraft überschritten, so kann ich lang befehlen, mein Arm gehorcht nicht; er muß versagen. Demnach muß die Seele stets bei der willkürlichen Bewegung die in den Nervenzentren und Muskeln vorhandenen Kräfte in Anspruch nehmen. Dabei ist zu bedenken, daß das Nervensystem sich nicht wie ein unbeseelter Stoff in träger Ruhe befindet und so erst einen Anstoß erhalten muß, vielmehr handelt es sich darum, schon vorhandene und wirkende Energie einfach in einer bestimmten Richtung zu betätigen. Die Seele ist ebenfalls

---

[1] Menschen- und Tierseele 481.

[2] Grundzüge der Psychologie I 29 ff.

nicht aufzufassen als etwas, was dem Körper bzw. dem Gehirn fremd gegenüberstände. Sie ist im Gehirn, beseelt dasselbe. Die Kräfte, die ihn ihm tätig sind, sind im wahren Sinne ihre Kräfte. Daß aber unter diesen Umständen das Hervorrufen einer bestimmten Bewegung noch Kraftzufuhr erfordere, folgt also nicht aus dem Energiegesetz.

Ebbinghaus sagt: „Könnte die Seele nervöse Vorgänge, die an sich (d. h. ohne Abänderung durch einen Akt der Willkür) sie zu einer gewissen Handlung veranlassen würden, unwirksam machen, indem sie sich ihnen entzieht oder sie nicht beachtet, so würde Energie verloren gehen, nämlich der Arbeitswert eben des von der Seele unterlassenen Bewegungsanstoßes. Könnte sie umgekehrt eine nervöse Bewegung hervorrufen, zu der in der unmittelbar vorangegangenen Konfiguration ihrer eigenen und der materiellen Zustände nicht die nötigen Prämissen enthalten wären, so würde Energie neugeschaffen werden.“ [1]

Zu diesen Worten sei noch folgendes bemerkt: Unterläßt die Seele eine Handlung oder hindert sie dieselbe, so wird die Nervenenergie anderswie Verwendung finden. Übrigens ist im Menschen alles so eingerichtet, daß gerade die Verwendung der Energie des Körpers an dieser oder jener Stelle, in dieser oder jener Richtung zum Teile wenigstens der Seele untersteht. Das Gegenteil zu halten, ist nur auf dem Boden einer rein *mechanischen* Naturauffassung möglich [2].

Die zur Auslösung einer willkürlichen Bewegung nötigen Bedingungen sind von seiten der Seele der Willensantrieb, von seiten des Körpers das Vorhandensein der nötigen Energiemenge und die rechte Verfassung der nervösen Bewegungszentren in den Zentralwindungen (s. Fig. 3, S. 403), der Pyramidenbahn und der Bewegungsorgane.

Aus dem Gesagten scheint zur Genüge hervorzugehen, daß die von Wundt und Ebbinghaus erhobenen Bedenken nicht geeignet sind, die Annahme einer Wechselwirkung unmöglich zu machen. Manche Bedenken gegen die letztere würden schwinden, wenn man ihr jene Deutung gäbe, welche das aristotelische System ihr gibt.

---

[1] Grundzüge der Psychologie I 31.

[2] Fechner, der Begründer der Psychophysik, schrieb: „Durch den ausdrücklichen Hinweis, daß die allgemeinen Gesetze der lebendigen Kraft die freie Verfügung über dieselbe eben auch nur aus sehr allgemeinen Gesichtspunkten beschränken, ist der Freiheit jedes Recht zugestanden, was ihr die Wirklichkeit zugesteht. Weder kann das Gesetz vorschreiben, ob und wie wir potentielle Kraft in lebendige umsetzen, noch ob und in welcher Richtung solche übertragen werden soll. In dieser Hinsicht bleibt der Wille völlig frei, soweit es sich um die Schranken, die dieses Gesetz zieht, handelt.“ Elemente der Psychophysik, Leipzig 1860, 45.

Wundt selber hat einen Satz geschrieben, der vielleicht früher oder später eine Verständigung in dieser Richtung ermöglicht. Er sagt[1]: „Psychische und physische Kausalreihen greifen vermöge der Unvergleichbarkeit ihrer Glieder niemals direkt ineinander über." Sodann gestattet er die Freiheit, „daß doch vielleicht noch irgend eine metaphysische Brücke vom Physischen zum Psychischen oder von diesem zu jenem hinüberführe". Gerade eine indirekte Beeinflussung des Psychischen durch das Physische statuiert nun die Lehre des Stagiriten, und die metaphysische Brücke, über welche dieser Wechselverkehr sich vollzieht, ist das psychophysische Gebiet im strengen Sinne des Wortes — das Gebiet des sinnlichen Erkennens und Begehrens. Auf dieses Gebiet vermögen sowohl rein psychische (geistige) als rein physische (materielle) Vorgänge Einfluß zu gewinnen. Eine indirekte Beeinflussung des rein Psychischen durch materielle Vorgänge und umgekehrt ist dadurch gesichert.

Den besten Beweis für die Richtigkeit einer solchen Auffassung bieten gerade die psychischen Erkrankungen. Verletzungen des Gehirns oder Störungen der Hirnrindenprozesse durch Blutkongestionen oder Blutarmut, durch Stoffwechsel oder Bakteriengifte bewirken zunächst Störungen im Vorstellungs- und Gefühlsleben, die ja wesentlich an den Organismus gebunden sind. Damit sind die Störungen im rein psychischen (geistigen) Erkennen und Begehren vorbereitet. Umgekehrt greifen auch der Kampf ums Dasein, der Blick auf gestörte Pläne, zerrüttetes Familienglück zunächst das Gefühls- und Vorstellungsleben an. Damit sind dann Störungen in den Funktionen der Gehirnrinde und den vasomotorischen Funktionen im Körper überhaupt gegeben, die dann allmählich tiefgreifende Störungen in Blutzirkulation und Ernährung und schließlich schwere Erkrankung bedingen können.

III.

Nachdem man die Wechselwirkungen zwischen den Nervenprozessen des Gehirns und den psychischen Vorgängen über Bord geworfen, vermochte der rätselhafte Parallelismus nicht mehr zu befriedigen. Man suchte nach einer besseren Lösung und glaubte nun diese in der Identitätslehre zu finden.

„Geistige Vorgänge und Gehirnprozesse", so führt Ebbinghaus seine Gedanken aus, „das ist das Ergebnis der bisherigen Erörterungen, können in keiner Weise gedacht werden als getrennte Parteien, die wechselseitig aufeinander einwirken und sich dadurch zu Veränderungen bestimmen. Sind sie nun aber nicht zwei Parteien und stehen doch im engsten Zusammenhang miteinander, so bleibt

[1] Menschen- und Tierseele 481 f.

wohl nichts anderes übrig, als daß sie nur eine Partei bilden, daß sie im Grunde ein und dasselbe sind. In der Tat, ist Wechselwirkung die für uns nächstliegende und erste Formulierung des Verhältnisses von Gehirn und Seele, so ist die letzte und höchste, zu der die eingehendere Betrachtung des Problems durchweg geführt hat, bezeichnet durch Identität. Geistiges und Nervöses sind in Wahrheit eine einzige Art von Realität, die sich nur infolge besonderer Verwicklungen in diesen beiden Weisen manifestiert, das ist die letzte Meinung fast aller Philosophen." [1]

Es wird von großer Bedeutung sein, in dieser Argumentation den Wahrheitsgehalt von den beigemischten Irrtümern zu sondern. Wir räumen Ebbinghaus ein, psychische Vorgänge und Gehirnprozesse stehen miteinander in Verbindung, sie sind einander direkt zugeordnet. Allein dieses gilt bloß von einem Teil der psychischen Vorgänge und nur von einem Teil der Gehirnrindenprozesse. Wenn demnach Ebbinghaus weiter sagt, Geistiges (d. h. besser einfachhin Seelisches) und Hirnprozesse könnten nicht als getrennte Parteien betrachtet werden, so hat er insofern vollkommen recht, daß weder auf der ganzen Linie der Gehirnprozesse noch auf der ganzen Linie des psychischen Lebens uns stets zwei getrennte Parteien begegnen. Denn auf dem sinnlichen Gebiete bilden Psychisches und Physisches eine einzige Partei, eine Tätigkeit. Aber Ebbinghaus hätte ebenso entschieden unrecht, wollte er auf der ganzen Linie die Trennung in zwei Parteien leugnen. Die Gründe, die wir früher ausführten, beweisen entschieden einen wahren, wenn auch beschränkten Dualismus. Wenn also ein Schluß auf Identität des Nervösen und Psychischen auch richtig wäre, so würde er doch bloß für das Gebiet des sinnlichen Erkennens und Begehrens gelten. Allein der Schluß selbst ist ein Fehlschluß. Ebbinghaus konnte und wollte bloß auf Einheit des Nervösen und Psychischen im Gegensatz zum Getrenntsein schließen. Das geht auch aus dem Umstand hervor, daß Ebbinghaus sowohl den Materialismus als den Spiritualismus abweist und bloß eine Grundanschauung als richtig anerkennt: „Geistiges (d. h. Seelisches) und Nervöses (sind) nicht als disparate und gegeneinander gerichtete Realitäten, sondern als im Grunde Einiges aufzufassen." [2] Diesen wahren Grundgedanken, daß es sich um die Einigung von Psychischem und Physischem handle, nicht aber um das Aufgehen des einen im andern, mußte der Ausdruck Identität natürlich gefährden und schließlich verdrängen. Denn Identität besagt mehr als bloße Einheit, es besagt vollständige Gleichheit, Aufgehen des einen im andern.

[1] Grundzüge der Psychologie 37. [2] Ebd. 39.

Daß der Parallelismus dieser Gefahr nicht steuerte, sondern ihr vielmehr erlag, zeigt der berühmte Vergleich, nach welchem Psychisches und Nervöses sich betrachten lassen wie Konkavität und Konvexität ein und derselben krummen Linie. Ebbinghaus hat mit der ihm eigenen Originalität und feinen Darstellungsweise[1] die innige Vereinigung von Gehirnprozessen und psychischen Erscheinungen, Materiellem und Geistigem unter einem verwandten Bilde auszuführen gesucht. Es existiere, so führt er aus, eine Anzahl von Kugelschalen. Jede hat ihre Teile. Nehmen wir nun an, die Teile der einzelnen Kugelschale können einander erkennen, und jede Kugelschale könne auch ihre Schwestergebilde schauen. Was geschieht dann? Die Teile einer Kugelschale kommen einander nur als konkav vor. Die verschiedenen Schalen gewahren aneinander nur die Konvexität. Ändert sich die eine, so kommt das ihren Teilen als konkaves Geschehen vor, die andern Schalen aber sehen es als konvexes Geschehen. Nur wer außerhalb der Welt dieser Kugelschalen steht, der merkt, daß es sich um ein und dieselbe Realität handelt. „Als realer Vorgang ist das konkave Geschehen vollkommen identisch mit dem konvexen; nur kann sich dieses einzige Geschehen innerhalb der fingierten Vielheit jener Wesen nicht anders als auf jene zwei Weisen, die stets voneinander getrennt bleiben, manifestieren." [1] Nehmen wir nun statt der Kugelschalen Menschen. „Blickt einer in sich hinein, sehen seine einzelnen Teilrealitäten sich gegenseitig, so erblicken sie Gedanken, Wünsche, Gefühle.... Es ist die Seele des Menschen. Wird er von andern Menschen gesehen, getastet, befühlt, chemisch oder physisch untersucht, so finden sie statt des Komplexes von Gefühlen, Gedanken, Wünschen einen Komplex von Nervenzellen und Fasern angeordnet zu dem kunstvollen Bau des Gehirns. Wie das alles einem vorkommen mag, der nicht Mensch ist, sondern außer und über ihm steht, wissen wir nicht." Ebbinghaus schließt die Anwendung seines Vergleiches mit folgenden Worten: „Seele ist dieser reichhaltige Verband, wenn er sich darstellt für seine eigenen Glieder, für die ihm angehörigen Teilrealitäten, Gehirn ist derselbe Verband, so wie er sich andern analog gebauten Verbänden darstellt, wenn er von diesen, menschlich ausgedrückt, gesehen und getastet wird." [2]

Die Idee einer bloßen innigen Vereinigung vom Psychischen und Physischen, wie sie sich aus Ebbinghaus' Beweisführung ergab, ist hier weit überholt. An ihre Stelle ist der Gedanke wahrer und wirklicher Identität getreten. Das zeigen uns die Worte, mit denen Ebbinghaus seinen Vergleich schließt, die Schlußworte in der Anwendung desselben auf den Menschen. Er versichert uns, daß

---

[1] Grundzüge der Psychologie 41 f.

[2] Es ist klar, daß hier die Aktualitätstheorie nicht mehr recht dem Rahmen sich einfügen will. Auf seiten des Materiellen haben wir ein Doppeltes: einerseits das Gehirn anderseits dessen Nervenprozesse. Auf seiten des Psychischen fanden wir nach den Vertretern der Aktualitätstheorie bloß eines: den Komplex der psychischen Erscheinungen. Diese werden wohl den Gehirn*prozessen* entsprechen. Und was entspricht denn auf seiten des Psychischen der Gehirn*substanz*? Am Ende doch eine Seelensubstanz? Das wäre freilich für den Aktualismus sehr mißlich.

es sich bloß um zwei Manifestationsweisen ein und derselben Realität handle, und daß die ganze Zweiheit „lediglich auf dem Reichtum des sonstigen Daseins in der Welt" beruht. Zum Überfluß weist uns der Vergleich selbst auf den gleichen Gedanken hin. Denn eine Kugelschale im mathematischen Sinne ist nicht etwa die innige Einheit zweier Teilrealitäten einer konkaven und einer konvexen, sondern einer einzigen Realität, die bloß in verschiedener Weise betrachtet wird.

Wo liegt nun der Beweis für eine solche Identität von Psychischem und Physischem? Im Vergleiche selber sicher nicht. Denn bei aller Anerkennung der ähnlichen Momente, die Ebbinghaus mit großem Geschick verwendet, wären doch so viel Gegenbemerkungen zu machen, daß der Rahmen dieser Arbeit sie nicht fassen könnte. Anderwärts fanden wir auch keinen Beweis. Dennoch liegt in der Identitätshypothese ein guter Kern Wahrheit geborgen. Wir lernten ein großes Gebiet kennen, auf welchem Psychisches und Physisches sich zu einem einzigen Akte aufs innigste verbinden. Es ist das Gebiet der sinnlichen Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle, Triebe und Bestrebungen. Der individuelle sinnliche Akt geht sowohl von der Psyche, als vom Organismus (Gehirnrinde) aus. Denn in den nervösen Prozessen, die ihnen zu Grund liegen, eine bloße Bedingung zu sehen, geht nicht an. Entstehen, Intensität, Dauer der sinnlichen Akte hängen zu direkt von nervösen Vorgängen und bei den Empfindungen mit zu großer Gesetzmäßigkeit von den äußeren Reizen ab. Demnach fallen auf sinnlichem Gebiete Psychisches und Physisches so zusammen, daß sie sich nicht in Wirklichkeit, sondern nur im Geiste trennen lassen. Dieser richtige Kerngedanke mag wohl manchem Vertreter der Parallelismustheorie dunkel vorschweben, kommt aber im Wort „Identität" zum vollständig verfehlten Ausdruck. Dieser Ausdruck ist nicht bloß unrichtig, wenn er auf das Gesamtgebiet des Psychischen wie Physischen angewendet wird; er darf nicht einmal von den sinnlichen Akten gebraucht werden. Hier fallen zwar Psychisches und Physisches in einem Akt zusammen. Dennoch ist das Wort „Identität" nicht am Platze, denn es besagt nicht bloß materielles Zusammenfallen, sondern formelle Gleichheit. Diese aber fehlt. Denn ohne das Zusammenwirken eines doppelten Faktors kommt der bestimmte individuelle Akt gar nicht zu stande — wir hätten entweder kein Erkennen und Begehren oder keinen Nervenprozeß. Demzufolge kann man auch den psychischen und physischen Faktor, welche als Wirkursache den sinnlichen Akten zu Grunde liegen, nicht identifizieren. Wer den psychischen Faktor mit den mechanischen und chemischen Kräften

des Gehirns identifiziert, verfällt unrettbar dem physiologischen Materialismus. Denn als letzte und einzige Ursache aller psychischen Erscheinungen statuiert er die materiellen Kräfte.

Ebbinghaus führt bei Bekämpfung des Materialismus und Idealismus[1] einen Gedanken an, der weiter verfolgt, ihm die Unhaltbarkeit der Identitätshypothese hätte zeigen müssen. Er bemerkt, daß die beiden Systeme entweder die wahre Realität des Geistigen oder die wahre Realität des Materiellen leugnen, und schreibt dann später: „Die eine jener beiden Manifestationsweisen des Realen für unwahrer und minderwertiger zu erklären als die andere, wie Materialismus und Spiritualismus wollen, dazu haben wir nicht das mindeste Recht."[2] Wenn keine der Manifestationsweisen unwahrer ist, so haben beide Beobachtungen, die eigene wie die fremde, die innere und die äußere, eine wahre Begründung in der beobachteten Sache selber. Dann muß die Zweiheit nicht nur in der Manifestationsweise, sie muß in der Sache selber liegen. Damit fällt aber die aufgestellte Identität. In dem einen Realen müssen zwei reale Momente gefunden werden, die der doppelten Beobachtung und Manifestationsweise entsprechen, zwei Elemente, die sich verbinden aber nicht identifizieren lassen. Demnach ist es unrichtig, daß die freilich auch vorhandene Zweiheit lediglich auf dem Reichtum des sonstigen Daseins in der Welt beruhe. Sie beruht in der Sache selbst.

Blicken wir nun auf die Parallelismustheorie zurück, so muß sie als ein widerspruchsvolles Ganzes erscheinen. Denn Parallelismus gibt es nicht mehr, wo Identität ist, und wenn psychisches Geschehen und nervöse Prozesse identisch sind, hat auch die Aktualitätslehre keine Berechtigung mehr. Denn die nervösen Prozesse haben einen substantiellen Träger, von dem sie unterschieden sind. Und dieser substantielle Träger, das Zentralnervensystem und speziell das Gehirn, ist dann auch Ursprung und Träger der psychischen Prozesse, wenn überhaupt der Ausdruck „Identität nervöser und psychischer Prozesse" einen Sinn haben soll.

Fassen wir die gewonnenen Resultate kurz zusammen, so ergeben sie folgendes Bild von den allgemeinen Beziehungen zwischen Gehirn und Seele:

Nicht allen physiologischen Prozessen des menschlichen Gehirns, ja nicht einmal allen physiologischen Prozessen der Hirnrinde sind psychische Prozesse zugeordnet; ebensowenig entsprechen allen psychischen Geschehnissen direkt Nervenprozesse. Es lassen sich im Gehirn und Seelenleben drei Gebiete scheiden: das rein physiologische, das psychophysische und das rein psychische. Im psychophysischen Gebiet bilden der physiologische Nerven-

---

[1] Grundzüge der Psychologie I 37 ff. [2] Ebd. 43.

prozeß und das psychische Geschehen einen unteilbaren Akt, den Akt (sinnlichen) Erkennens, Fühlens, Strebens. So ist das psychophysische Gebiet zugleich die metaphysische und physische Brücke für die Wechselwirkung des rein Psychischen auf das rein Physiologische und umgekehrt.

Wie das physiologische Geschehen einen substantiellen Faktor zum Ursprung und Träger hat (das Nervensystem), so erfordert auch das psychische Geschehen ein substantielles Wesen zum Ursprung und Träger. Das ist die Seele. Die psychophysischen Akte fordern als Ursprung und Träger sowohl das Nervensystem (Gehirnrinde) als die Seele. Beide müssen ein Prinzip der Tätigkeit und einen Träger bilden: das beseelte, zum psychophysischen Akte befähigte Gehirn. Die Seele ihrerseits kann psychische Akte vollziehen, an denen weder das Gehirn noch überhaupt ein körperliches Organ inneren Anteil hat. Sie ist wahrhaft geistiger Natur.

Das sind aber gerade die Grundlehren der von der christlichen Philosophie vertretenen Anschauung, daß die Seele Wesensform des Menschen sei. Sie vereinigt in sich die wahren Kerngedanken, welche in andern Systemen nur zerstreut und mit viel Unhaltbarem gemischt sich finden.

Jul. Beßmer S. J.

Die Weltkarten Waldseemüllers [1].

Martin Waldseemüller ist einer der hervorragendsten Kartographen des beginnenden 16. Jahrhunderts. Freilich war sein Name mit seinen Werken schon ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode so gut wie verschollen. Selbst ein so eifriger Forscher wie Abr. Ortelius kannte 1570 kaum mehr als seinen Namen, ohne das gelehrte Pseudonym, das nach Humanistenart auch Waldseemüller angenommen hatte, mit Sicherheit auf ihn beziehen zu können. Der Folgezeit blieb er völlig unbekannt, bis Alexander v. Hum-

[1] Vgl. Jos. Fischer S. J. und Fr. R. v. Wieser, Die älteste Karte mit dem Namen Amerika aus dem Jahre 1507 und die Carta Marina aus dem Jahre 1516 des M. Waldseemüller (Ilacomilus). Herausgegeben mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Innsbruck 1903, Wagner. (Unaufgezogen in Mappe, Text brosch. *Kr.* 65.—; geb. in Leinwand *Kr.* 70.—;

boldt bei der Untersuchung über den Ursprung des Namens Amerika ein geographisches Werkchen Waldseemüllers, die Cosmographiae Introductio, wieder zu Ehren brachte: das einzige, was noch bis in die neueste Zeit von dem rührigen Kartographen bekannt war. Forscher wie Nordenskiöld glaubten daher, mit einer freilich etwas gewaltsamen Deutung der Zeugnisse über Waldseemüllers Tätigkeit, ihm jede selbständige Arbeit absprechen zu müssen, während anderseits die Spekulation sich jener Schrift des Ilacomilus bemächtigte und durch eine zum Teil künstliche Steigerung des Preises für die noch erhaltenen Exemplare derselben auch dem Namen Waldseemüller einen höheren Wert verlieh.

Doch auch die wissenschaftliche Forschung begann Waldseemüllers Bedeutung aus seinen Arbeiten näher zu prüfen und seinen Namen wieder zur Geltung zu bringen. Nach d'Avezac war es besonders Fr. v. Wieser, der die Ehrenrettung des verkannten Gelehrten unternahm. Er fand vor mehr als zehn Jahren Waldseemüllers verloren geglaubte Carta Itineraria Europae wieder und machte seinen Fund in einer leider nur in sehr beschränkter Zahl von Exemplaren gedruckten Schrift bekannt. Derselbe Gelehrte, dem die Geschichte der Kartographie für die Zeit des Humanismus so bedeutende Förderung verdankt, unternahm auch gegen Nordenskiöld die Verteidigung des deutschen Kartographen. Andere hervorragende Forscher, wie der verstorbene S. Ruge, L. Gallois u. a., schlossen sich an, und der Name Waldseemüllers fand bei einer späteren Nachwelt von neuem die verdiente Anerkennung [1].

Eigentlich entscheidende und geradezu grundlegende Bedeutung für Waldseemüllers Ansehen als Kartograph gewann indes der Fund, den der Schüler Wiesers, P. Jos. Fischer S. J., auf dem Schlosse des Fürsten von Waldburg-Wolfegg zu Wolfegg machte. Bei seinen Forschungen über die Entdeckungen der Normannen in Amerika [2] fand er daselbst zwei Karten

auf Leinwand aufgezogen, Text und Übersichtsblätter brosch. *Kr.* 83.—) Nach der technischen Seite verdient dieser Waldseemüller-Atlas das höchste Lob. Die Wiedergabe und Vervielfältigung auf mechanischem Wege ist von der Kunstanstalt O. Consée in München in mustergültiger Weise ausgeführt, die Ausstattung durch den Wagnerschen Verlag in Innsbruck ist reich und vornehm. Das Werk ist ein Faksimile im strengsten Sinne des Wortes.

[1] Auch in dieser Zeitschrift ist seiner Arbeiten und seiner Bedeutung bereits 1891 (XLI 386 ff) ausführlicher gedacht worden in der Abhandlung: Woher stammt der Name „Amerika"?

[2] Vgl. 81. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach": Fischer, Die Entdeckungen der Normannen 2c., Freiburg 1902, Herder.

des Martin Waldseemüller, deren eine bis dahin aus anderweitigen Nachrichten nur in der allerunvollkommensten Weise bekannt gewesen war, während man von dem Dasein der zweiten mit Bestimmtheit überhaupt nichts gewußt hatte. Diese beiden Karten sind es, die P. Fischer in Verbindung mit Fr. v. Wieser veröffentlicht hat, begleitet von Untersuchungen, die in ihrer Reichhaltigkeit und in der Fülle ihrer Ergebnisse dem Werke unter den wissenschaftlichen Veröffentlichungen der letzten Jahre einen Platz neben Nordenskiölds Faksimile-Atlas und Periplus sichern.

Die ältere der beiden Karten Waldseemüllers stammt aus dem Jahre 1507. In ihr haben wir jene Generalis Descriptio, zu der die oben erwähnte Cosmographiae Introductio die Begleitschrift bildete. Als den zugehörigen Globus haben die Herausgeber die Globusstreifen der Hauslab-Liechtenstein-Sammlung sicher nachgewiesen. Der Verfasser der Karte ist nicht genannt, mit einer Fülle von Gründen wird aber Waldseemüller als solcher im vorliegenden Werke unzweifelhaft dargetan. Was der Karte für weite Kreise einen besondern Reiz verleiht, ist der Umstand, daß sie gleichsam den Taufschein der Neuen Welt darstellt: sie ist die erste gedruckte Weltkarte, auf der der Name AMERICA eingetragen ist, wozu Waldseemüller in der Begleitschrift die Begründung gab.

Für das Verständnis der Arbeitsweise des Ilacomilus ist die Karte von der höchsten Bedeutung, zumal wir in dem von P. Fischer gefundenen Exemplare keinen Reindruck, sondern nur einen Probeabzug besitzen, auf dem wir den Kartographen sozusagen bei der Arbeit beobachten können. Die Karte beweist, daß Waldseemüller mit der größten Sorgfalt die Berichte von den neuen Entdeckungen verfolgte, sie aufs genaueste mit den hergebrachten Ansichten verglich und alte und neue Anschauungen in lang erwogenem Ausgleich miteinander zu verbinden suchte. Noch ganz im Banne der ptolemäischen Auffassung vom Weltbilde, verschloß er sich doch einer Erweiterung desselben durch die neuen Entdeckungen keineswegs, und unter Benutzung aller ihm zugänglichen gedruckten wie handschriftlichen Quellen in Wort und Karte, denen die Herausgeber mit vielem Fleiße und lohnendem Erfolge nachgegangen sind, schuf er ein neues Weltbild, dessen Darstellung in seiner Gesamtheit von überraschender Großartigkeit ist.

Eines der besten Beispiele für diese eigenartige Arbeitsweise Waldseemüllers bietet die Darstellung Afrikas. Soweit überhaupt dieser Weltteil auf den Karten des Ptolemäus erscheint, von denen Waldseemüller die

Ulmer Ausgabe von 1486 zu Grunde legte, ist er auch von ihm mit Namen und Legenden aufgenommen worden. Die Südhälfte des Erdteils aber, die der Ptolemäuskarte fremd ist, wird ergänzt aus der ihm durch Vermittelung des Herzogs René II. von Lothringen zugekommenen handschriftlichen Seekarte des Genuesen Nikolaus Canerio, die sich jetzt in den Archiven des Service hydrographique de la Marine zu Paris befindet. Den Schilderungen verschiedener Seefahrer entnimmt sodann Waldseemüller die Legenden, die das noch unerforschte Innere ausfüllen. Außerdem zeigt sich im Süden des Erdteiles eine Gruppe von Einträgen, die weder auf der Canerio-Karte noch in den übrigen schriftlichen und gedruckten Quellen Waldseemüllers wieder zu entdecken sind, die aber auf allen seinen späteren Karten wiederkehren. Der Vermutung P. Bruckers [1], es handle sich hier um die Verwertung einer Spezialkarte von Abessinien, die dieser Gelehrte schon vor Jahren gegen Wauters aus der Gesamtdarstellung und den eingetragenen Namen zu begründen suchte, schließen sich auch die Herausgeber an. Inzwischen hat diese Behauptung eine glänzende Rechtfertigung erfahren durch den wertvollen Fund zweier handschriftlichen Karten von Abessinien, den P. Fischer auf einer Forschungsreise nach Italien machte. Beide Karten haben eine Anzahl von Namen mit der Weltkarte von 1507 gemein, während jede einzelne wiederum mehrfache Abweichungen zeigt, die eine in diesem, die andere in jenem Punkte. Die Geländedarstellung ist bei beiden durchweg die nämliche, und wie ein genauerer Vergleich ergibt, ist durch sie, oder vielmehr durch eine ihnen nahestehende und auf dieselbe Grundlage zurückgehende Karte, Waldseemüller in seiner Zeichnung augenscheinlich beeinflußt sowohl in der Eintragung der bisher so rätselhaften Seen (Sachaf lacus u. a.) wie in der Führung der Flußläufe und der Einzeichnung von Gebirgen und Städten. Es ist dies Ergebnis der neuesten Forschungen P. Fischers von um so größerer Wichtigkeit, als gerade die Waldseemüllersche Darstellung Südafrikas die Kartographie dieses Weltteiles bis in das ausgehende 18. Jahrhundert hinein beeinflußt hat. Sein Grundirrtum war der, daß er die Angaben der ihm vorliegenden abessinischen Spezialkarte viel zu südlich ansetzte, ein Irrtum, der von keinem seiner Benutzer entdeckt und verbessert wurde, bei ihm selbst aber nur zu erklärlich ist. War

[1] L'Afrique Centrale des Cartes du XVIe Siècle in den Études Religieuses 1880 (24. an., 6. série, tome V) 559 ff.

es doch eben die Rücksicht auf die Darstellung des Ptolemäus, an dessen paludes Nili und montes lunae Waldseemüller gewissenhaft und fast ängstlich festhielt, die ihn zu diesem Fehlgriff veranlaßte. So ist die Bekanntschaft mit der Arbeitsweise des Lothringer Geographen für das Verständnis der Entwicklung der Kartographie überhaupt von Bedeutung.

Welchen Einfluß die Karte von 1507 in der geographischen Wissenschaft des 16. Jahrhunderts ausübte, weisen die Herausgeber in einer sorgfältigen, von weitschichtigen Vorarbeiten zeugenden Darlegung nach, in der sie freilich nur die Ergebnisse ihrer Forschungen vorführen. Abgesehen von den mehr oder minder sklavischen Kopien der Karte durch einen Glareau, Stobnicza, Apian, Fries, Schöner, Honterus, Stumpff, läßt sich ihr Fortwirken auch in den Arbeiten eines Münster, Mercator, Ortelius, Hondius, Wilhelm Nicolai u. a. auf das bestimmteste feststellen. Sowohl in der Ansetzung einiger Namen (Amerika), wie in der Zeichnung ganzer Länder oder einzelner Teile derselben ist diese erste Karte Waldseemüllers von maßgebender Bedeutung geworden. Daß einzelne ihrer Aufstellungen auch viel später noch festgehalten wurden, ist oben bereits angedeutet. Zur Begründung und Erklärung dieses ganz ungewöhnlich starken Einflusses verweisen die Herausgeber auf die starke Auflage, in der die Karte erschien (1000 Exemplare), auf ihren billigen Preis (etwa 5 fl.), ihre Bedeutung als erste gedruckte Welt- und Wandkarte großen Stils, die künstlerische Vollendung sowie den überraschend großartigen Eindruck, den die feste Geschlossenheit und Einheitlichkeit ihres erweiterten Weltbildes auf die Zeitgenossen machen mußte.

Die zweite Karte, die im Jahre 1516 erschien und Waldseemüllers Namen trägt, ist eine Seekarte nach dem Muster der portugiesisch-italienischen Portulankarten. An innerem Werte überragt sie die erste Karte bedeutend, wie auch ihre künstlerische Ausführung der der ersteren wenigstens gleichkommt. Glauben sich doch die Herausgeber mit Grund berechtigt, wenigstens einen (sicher bedeutenden) Schüler A. Dürers, wo nicht gar den Meister selbst, für die Ausführung des künstlerischen Schmuckes in Anspruch zu nehmen, eine Behauptung, die durch anderweitige Anhaltspunkte gestützt wird und nach der gütigen persönlichen Mitteilung eines erfahrenen Kenners wohlbegründet ist.

Die Karte verrät von seiten ihres Verfertigers eine entschieden freiere Auffassung als jene frühere. Waldseemüller hat sich vom Banne des

Ptolemäus losgemacht und sucht dessen Darstellung in durchaus selbständiger Arbeit mit den Berichten der neueren Seefahrer in Einklang zu bringen. Freilich, nur die nach seiner Meinung gesicherten Ergebnisse neuer und älterer Forschung sind es, die er berücksichtigt; wo sie ihn verlassen, ist er ratlos und gesteht offen seine Verlegenheit. Daher kommt es, daß er, bezüglich eines großen Teils der Erdoberfläche in völliger Unkenntnis, zu dem einzigen Auskunftsmittel greift, das ihm unter den Umständen überhaupt bleibt: fast ein Viertel der gesamten Erdoberfläche läßt er in seiner Zeichnung ganz unberücksichtigt. Auf der Karte von 1507 war Amerika als selbständiger Weltteil erschienen, und Asien, dem die Insel Zipangu vorgelagert war, bildete in Anlehnung an den Marco-Polo-Typus einen im Osten völlig geschlossenen Kontinent. Beim genaueren Studium der Seefahrerberichte indes sah Waldseemüller, daß nach der Auffassung des Kolumbus die neuentdeckte Welt nur ein Teil Asiens sei, terra de Cuba, Asiae partis, wie es auf der Karte heißt. Beide Auffassungen zu versöhnen, schien schlechterdings unmöglich. Man sieht, wie die scheinbare Willkür oder Nachlässigkeit des Gelehrten nur ein Ergebnis seiner sorgsamen Forschung, fast eine zwingende Notwendigkeit war.

In weit ausgedehnterem Maße sodann als auf der ersten Karte sind auf der Carta Marina die Berichte der Entdecker, der Kaufleute, der Missionäre herangezogen worden. Auf ihre Angaben stützt sich Waldseemüller in der Zeichnung der Gebirge und Flußläufe, ihren Schilderungen entnimmt er die Namen von Ländern und Städten, die Vermerke über die Bewohner und ihre Sitten, die Ausführungen über Bodenerzeugnisse und kulturelle Verhältnisse, mit denen er allenthalben seine Darstellung belebt. Die Herausgeber haben die Quellen der verschiedenen Entlehnungen zwar im allgemeinen angegeben, und man ersieht aus ihren Bemerkungen, wie weit und wie gründlich sie denselben nachgegangen sind; im einzelnen jedoch dieselben darzulegen, lag außerhalb der Grenzen ihrer Aufgabe. Es ist da noch viel zu tun, und es dürften die Waldseemüllerkarten den Stoff zu einer ganzen Reihe ergebnisreicher Einzeluntersuchungen bieten, die freilich eine volle Beherrschung des Gegenstandes zur Voraussetzung haben. Der Einfluß der Seekarte ist zwar kein so handgreiflicher wie bei der Weltkarte von 1507, doch wurde auch für sie ein langes Fortleben und Fortwirken festgestellt.

Sollen wir zum Schlusse nochmals kurz die Bedeutung der beiden Karten zusammenfassen, so geschehe es mit ausdrücklichem Hinweis auf den

letzten Abschnitt des Textes in dem Fischer-Wieserschen Kartenwerke, der die Bedeutung der Karten behandelt.

Die Karte von 1507 ist die älteste gedruckte Welt- und Wandkarte großen Stils, die bis heute bekannt ist; sie ist die erste gedruckte Weltkarte, auf der die neuen Entdeckungen verwertet sind; sie ist die erste und älteste Karte, die den Namen „Amerika“ enthält und diesem Namen in den weitesten Kreisen das Bürgerrecht verschafft hat; sie ist die erste gedruckte Weltkarte, auf der sich die Stadt Berlin verzeichnet findet; sie ist die erste gedruckte Weltkarte, auf der die Berichte Marco Polos in ausgedehntem Maße ausgenutzt sind; sie ist sowohl in der allgemeinen Anlage wie im Einzelentwurf und in ihrem Inhalte vom weittragendsten Einflusse gewesen.

Die Carta Marina vom Jahre 1516 ist, soweit gedruckte Karten in Betracht kommen, die erste selbständige Darstellung des Weltbildes, losgelöst vom beengenden Banne der ptolemäischen Anschauungen; auf ihr zuerst sind die neuen Entdeckungen, die Reiseberichte der Seefahrer und Missionäre, die Sonderdarstellungen einzelner Erdteile und Landesgebiete in umfassendster Weise herangezogen und verwertet worden; auch die Carta Marina hat einen bedeutsamen Einfluß gehabt auf die Arbeiten vieler späteren Kartographen, zumal scheint Mercator die Anregung zum Entwurfe seiner großen Seekarte eben diesem Vorbilde des Ilacomilus zu verdanken.

Dem lange verkannten Waldseemüller wird nach diesen Arbeiten keiner, der sich eingehend mit der Sache beschäftigt hat, die verdiente Anerkennung versagen können. Diese Arbeiten selbst aber stellen in Wirklichkeit einen Markstein in der Geschichte der Kartographie dar, und das Studium derselben wird für die Erforschung einer ganzen Reihe weiterer bedeutender kartographischer Denkmäler Grundlage und Ausgangspunkt bilden müssen. Die American Numismatic and Archaeological Society hat ihrer Anerkennung für Waldseemüllers Leistungen jüngst glänzenden Ausdruck verliehen, indem sie die erste ihrer Denkmünzen zur Geschichte Amerikas neben dem Bilde Amerigo Vespuccis mit Teilen der ersten Karte Waldseemüllers nebst dessen Namenszug schmückte. Das daselbst wiedergegebene Faksimile seiner eigenhändigen Unterschrift ist dem vorliegenden Werke entnommen worden.

W. M. Peitz S. J.

Die Sternenfahrt des Gilgamesch.
Kosmologische Würdigung des babylonischen Nationalepos.
(Schluß.)

Der Götterpark. Wir kommen nun zu höchst merkwürdigen Erscheinungen, die aber meine frühere Deutung bestätigen und erweitern.

Gilgameš sieht vor sich einen Park voll „Bäume der Götter“:

Col. V 48. Samtu-Stein trägt seine Frucht,
Läßt Reben hängen, ist gut zum Anschaun.
Lasurstein trägt ....
trägt Frucht und (die) ist begierig gesehen zu werden.

Aus den Resten der Col. VI läßt sich deutlich erkennen, daß von Zedern und verschiedenen kostbaren Steinen die Rede ist, die anscheinend dort so üppig wie Dornstrauch und Distel wachsen (Jensen), und die Erwähnung von tâmtu = Meer weist (wie auch die folgende Tafel X) außerdem darauf hin, daß der Wunderpark am Meere liegt (vgl. ME 209—211). Sehr richtig bemerkt Jensen (a. a. O. 469), daß hier nicht etwa nur ein Baum gemeint sei, der all die Edelsteine hervorbringe, sondern daß die Bäume selbst aus Edelsteinen bestehen. Die Veranlassung zu dieser phantastischen Vorstellung wird man leicht begreifen, wenn man die eigentümliche Formation der Milchstraße an jener Stelle mit Hilfe einer ordentlichen Sternkarte (vgl. Beilage II) [1] aufmerksam betrachtet. Da sieht man eine Reihe gesonderter kreisrunder oder elliptischer Sternnebel und ebensolcher Sternhaufen um einen intensiv hellen, etwas gekrümmten Zug der Milchstraße gruppiert. Dieses am Himmel einzigartige Bild hat gewiß nicht geringe Ähnlichkeit mit einer Parkanlage, wie sie sich von einem erhöhten Standpunkt aus darbietet, gleichviel ob man die rundlichen Gebilde für die Kronen von Baumgruppen oder von einzelnen Riesenbäumen ansieht. Die Zeder wird besonders genannt, und sie wird uns als heiliger Baum Bels abermals in der Milchstraße begegnen. Die funkelnden Sterne der Cumuli sind die leuchtenden Edelsteine, welche die himmlischen Fruchtbäume bedecken. Der Umstand, daß eine Reihe von verschiedenen Edelsteinen genannt werden, erklärt sich aus

---

[1] Das auf S. 448 erwähnte schmale östliche Band der Milchstraße ist bei Anfertigung der Karte durch ein Versehen ausgefallen.

der verschiedenen Farbe der Sterne, deren buntes Lichtspiel allerdings nicht so sehr bei uns als an Babyloniens klarem Himmel das Auge entzückt[1].

Aber noch eine andere Frage fordert ihre Lösung. Z. 48 und 50 der oben zitierten Stelle werden zwei Steine genannt, die auch in andern Tafeln als kostbare Mineralien aufgeführt werden: aban samtu und aban uḳnu, aus denen (unserem Epos, Jensen a. a. O. 142, zufolge) u. a. auch Näpfe hergestellt wurden. Der Uḳnu-Stein ist bereits erklärt; es ist der Lasurstein, aus dem auch wirklich kostbare Vasen verfertigt wurden und noch werden. Aber was ist der Samtu-Stein? Nach Jensen (a. a. O. 405) „scheint damit Malachit gemeint zu sein". Schon früher (ZA X 368 f) hat er eine etymologische Erklärung von samtu versucht, dieselbe jedoch neuerdings als unsicher bezeichnet. Seine Vermutung, es handle sich um Malachit, hat gleichwohl das Richtige getroffen[2]. Zunächst trenne ich (mit Haupt und Jensen) das Ideogramm des Samtu-Steins in ḪA (gewöhnl. „Fisch" bedeutend) und das Ideogramm für erū, Kupfer. Jensen selbst gelangte so zur Deutung „Kupfer-Fisch-Stein", ohne jedoch den Zusammenhang dieser Bezeichnung mit den Eigenschaften des vermuteten Malachits zu erklären. Ich werde versuchen, diese Aufgabe zu lösen. Dabei beschränke ich mich natürlich auf die Fälle, welche für den Mineralogen bezw. Geologen in Betracht kommen können. Hiernach kann es sich nur um ein Kupfergestein handeln, das entweder Fischreste (bezw. Fischabdrücke) aufweist oder in irgend einer auffälligen Weise einem Fisch ähnlich ist. Nun gibt es allerdings Kupfergesteine, welche zahlreiche Reste von Fischen enthalten, z. B. die Kupferschiefer des Rotliegenden im Harzgebirg. Aber solche Schiefer und ähnliches Gestein konnten doch gewiß nicht als einigermaßen ebenbürtig neben dem edeln Lapis lazuli erscheinen, wie dies in den babylonischen Texten der Fall ist; auch war das Material kaum geeignet, um daraus Vasen herzustellen. Somit kann nur eine Ähnlichkeit zwischen unserem Mineral und einem Fische in Frage kommen. Eine solche Ähnlichkeit liegt in unserem Falle nicht etwa in der Form (etwa wie bei den „Schwalbenschwanz"-Kristallen des Gipses), sondern in dem eigentümlichen Glanze und Farbenwechsel, die dem Malachit eigen sind. Die schalige Oberfläche der Aggregate schimmert wie feinste grüne Seide, und sein Schliff zeigt oft am gleichen Stück die prachtvollsten konzentrischen Farben-

---

[1] Man vergleiche damit die Erklärung Jensens (ME 469): „Gilgameš gelangt also auf seinem Wege nach Osten oder Südosten an einen Edelsteinpark am Meere. Vielleicht wachsen die funkelnden Edelsteine im Osten, weil dorther das Licht kommt. Vielleicht liegt der Vorstellung auch die Anschauung des im Sonnenschein glitzernden Meeres zu Grunde. Eine Erinnerung an diesen Edelsteinpark mag Ezechiel 28, 13 f gefunden werden." Auch glaubt Jensen, hier an die Edelsteine, welche die Königin von Saba dem Salomo geschenkt hat (3 Kg 10, 2), sowie an den Šoham-Stein in Ḫawilah (Gn 2, 11 ff) erinnern zu sollen.

[2] Weder Zimmern, Šurpu VIII 68 (Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Religion [1901] 45) noch Delitzsch, Lesestücke[4] (1900) 178 wagen eine bestimmte Deutung des aban GUG (= Samtu-Stein).

...der Sonne

...algames

...NS

Gez. v. Rud. Amberg S. J.

SCORPIUS

Gez. v. Rud. Amberg S. J.

abstufungen, wie der Schuppenpanzer vieler Fische. Haben auch die Babylonier das Fischzeichen ḪA direkt nachweisbar für etwas **Glänzendes** gebraucht? Diese Frage wird durch den Text II R 42, 43 a und b bejaht. Dort steht Ú ḪA / Ú nam-ru, d. h. die Pflanze (Ú = šammu, Pflanze, Kraut). ḪA besagt eine „helle, glänzende" Pflanze. ḪA das gewöhnliche Zeichen für „Fisch" bedeutet also auch „fischschuppenglänzend". Eine Bestätigung unserer These: aban samtu = Malachit, bietet in schönster Weise die obige ganz dunkel scheinende Stelle des Epos (ME 208), wonach es heißt:

> (abnu) samtu na-ša-at i-ni-ib-ša
> (isu) ḫu-un-na-tum ul-lu-la-at ana da-ga-la ṭâbat(-b[p]at)
> Samtu-Stein trägt eine Frucht,
> läßt Reben herabhängen, gut zum Anschauen.

Der Malachit bildet in der Tat **tropfsteinartige** Aggregate (sog. Stalaktiten), die einer knorrigen **Rebe** gleich **herabhängen**; die nieren- und **traubenförmigen** Knollen an derselben sind die der Malachit-„Früchte". Eine solch smaragdene, seidenglänzende „Rebe" ist auch wirklich „gut zum Anschaun".

So weisen alle Umstände auf jenen kostbaren Schmuckstein hin, um dessentwillen schon die Ägypter des „alten Reiches" (4. und 3. Jahrtausend v. Chr.) auf der westlichen Sinaihalbinsel großartige Bergwerke angelegt haben [1]. Es ist höchst interessant, daß wie die Ägypter den smaragdgrünen Malachit und den tiefblauen Lapis lazuli nebeneinander stellten und vorzüglich beide Farben in ihrer hoch entwickelten Glasschmelzkunst miteinander spielen ließen, so auch bei den Babyloniern beide Mineralien mehrfach nebeneinander genannt werden. Unser Epos selbst bietet, wie bereits erwähnt, zwei solcher Stellen. Man begreift allerdings leicht, daß der Dichter, der seinen Helden an den Himmel versetzt, ihn dort auch prächtigen Lasurstein finden läßt. Das Himmelsgewölbe dachten sich ja die Babylonier als eine mit Lapis lazuli ausgelegte Höhlung. So wird in einem Hymnus an Gilgameš (**Jensen**, Mythen und Epen 268 f) der Himmel als ein šigar ukni, d. h. eigentlich „Verschluß aus Lasurstein" bezeichnet. Man versteht es auch, wenn die lebhafte orientalische Phantasie in dem die Milchstraße oder die Wolken durchbrechenden Blau Lasursteinauswüchse sieht. Aber was soll dort der **grüne** Malachit? Der Himmel kann allerdings bei einer gewissen Beschaffenheit der Atmosphäre stellenweise grün erscheinen; aber mit dem Hinweis auf einen solchen Ausnahmezustand wäre nur eine sehr schwache Erklärung gegeben. Oder haben die Babylonier „Grün", und zwar speziell das Grün des Malachit, und „Blau" nicht voneinander durch besondere Bezeichnungen unterschieden? Das ist wohl möglich. So haben sie auch „Gelb" und „Grün" (gemeint ist das **Pflanzengrün**) mit derselben Bezeichnung arḳu bedacht [2]. Warum sollte da nicht auch das Grün des Malachits und eine bestimmte Nuance

---

[1] Vgl. **Erman**, Ägypten 620 ff.

[2] Auch das griechische *χλωρός* für „grün" bezeichnet eine gelbliche Nuance; es ist die Farbe des jungen Laubes.

des Blau mit ein und demselben Worte bezeichnet worden sein? Schon die Farbe des Meerwassers konnte dazu Veranlassung werden, da dieselbe die mannigfachsten Übergangsstufen von Blau zu Grün zeigt. Das konnten auch die Babylonier wissen, obwohl sie sich nicht wie die Phönizier weit in den Ozean hineinwagten. Es war auch gar nicht einmal so leicht, auf diesem Gebiet eine scharfe Scheidung vorzunehmen [1]. Einen ganz besondern Grund für die gleiche Benennung der genannten Farbennuancen erblicke ich außerdem in dem Vorkommen und in der Entstehungsweise des Malachits. In dem rohen Mineral sieht man vielfach dunkel- bis hellblaue Kriställchen von sog. Kupferlasur eingesprengt, einem Mineral, das schon in alter Zeit als blaue Malerfarbe benutzt wurde. Noch mehr: dieser blaue Stoff selbst nimmt allmählich eine grüne Farbe an, eine Tatsache, welche das Kuriosum erklärt, daß der Himmel auf manchen alten Freskogemälden grün erscheint. Wir wissen heute, daß hier eine innere Verwandlung vor sich geht, welche der Chemiker in die Gleichung kleidet:

$$\underbrace{2\,Cu\,(CO_3)_2\,(OH)_2}_{\text{Kupferlasur}} + \underbrace{H_2O}_{\text{Wasser}} = \underbrace{3\,Cu_2\,(CO_3)\,(OH)_2}_{\text{Malachit}} + \underbrace{CO_2}_{\text{Kohlendioxyd}}$$

Kupferlasur geht also unter Aufnahme von Wasser und Verlust eines Teiles seiner Kohlensäure tatsächlich in Malachit über.

Die Babylonier hatten freilich noch keine Ahnung von diesem chemischen Vorgang; aber das gleiche Verhalten der beiden Stoffe bei dem metallurgischen Prozeß der Kupfergewinnung (beide lieferten beim gleichen Verfahren nahezu gleich viel reines Kupfer) in Verbindung mit den erwähnten örtlichen und genetischen Beziehungen mochte sie auf den Gedanken führen, daß es sich hier um ein und denselben Stoff handle, der aber bald so bald so gefärbt sein konnte [2]. In ähnlicher Weise zeigt nun auch der Himmel verschiedene Farben. Das reine Blau des Taghimmels, das wir als Farbe des Lapis lazuli bezeichnen können, macht beim Wechsel der Atmosphäre verschiedene Wandlungen durch und geht in der Nacht in Grau-Blau bis Schwarz-Blau über. Diese Mischfarbe soll offenbar durch die Farbe des Samtu-Steins (des Malachits) mit ihren mannigfachen Übergängen ausgedrückt werden. So komme ich zu einer Etymologie, die Jensen als unsicher erschien (ZA. X 369), nämlich dem Zusammenhang der Wörter sâmu und sa(â)mtu. Letzteres bedeutet (wie oben bewiesen) Malachit; sâmu aber wird nach II R 47, 33 c d durch das Ideogramm DAR-DAR-nu dargestellt, das seinerseits aber auch burrumu („mischfarbig") bedeutet. Nun aber

---

[1] Der berühmte Physiker H. v. Helmholtz bemerkt in seinem „Handbuch der physiologischen Optik" [2] (1896) 348: „Die ältesten Farbenbezeichnungen waren sehr unbestimmt; ξανθός scheint von Goldgelb bis Blaugrün gereicht zu haben. Es war offenbar eine schwere Aufgabe, dieses fließende Gebiet in festen Stufen zu fixieren. Noch jetzt wird es selbst begabten Kindern schwer, die Farbennamen zu lernen. Man darf daraus nicht auf Farbenblindheit der alten Völker schließen wollen."

[2] Selbst Abbé Haüy, einer der geistvollsten Mineralogen, war noch der Ansicht, daß Malachit und Kupferlasur sich nur durch ihr Aussehen unterscheiden (A. Dufrénoy, Traité de Minéralogie III, Paris 1856, 367).

ist burumu (vom gleichen Stamm wie burrumu) = Himmel[1], und zwar, wie schon Jensen, Kosmol. 7, richtig annimmt, der Nachthimmel. Hiernach kann es kaum zweifelhaft erscheinen, daß sâmu und sa(â)mtu etymologisch zusammenhängen; letzteres ist nur Femininform des ersteren. So wird auch klar, warum in unserem Epos, das sich am Himmel abspielt, wiederholt sowohl von Uknu- als von Samtu-Stein die Rede ist. Beides sind Blausteine, ersterer rein und tief blau, letzterer (eigentlich grün-mischfarbigen Malachit bedeutend) hier grau- bis schwarzblau. Hätte der Dichter ein passenderes Analogon aus dem irdischen Mineralreich gekannt, so hätte er sich wohl nicht der Bezeichnung des Malachits bedient[2]; jedenfalls berechtigt die gleiche Bezeichnung der Farbe des Malachits und der des Nachthimmels durchaus nicht zu dem Schluß, die Babylonier hätten beide Farben auch nicht begrifflich voneinander unterschieden.

Kehren wir wieder zu unserem Helden Gilgameš zurück, so gibt uns dieser sofort ein neues Rätsel auf: die Meereskönigin Siduri Sabītu. Von dem reizenden Park kommt Gilgameš ans Meer (Taf. X; ME 210 ff), wo die göttliche Königin (Siduri) Sabītu ihren Thron aufgeschlagen hat. „Mit einer Hülle ist sie umhüllt"; sie wehrt Gilgameš den Zutritt, indem sie „ihr Tor verriegelt". Was ist das für eine Königin? In einem altbabylonischen Fragment[3] heißt sie nur Sabītu, wir haben uns daher an diesen Namen zu halten.

Nach Hommel (Altisraelitische Überlieferungen 35) und Jensen (a. a. O. 578) würde der Name „die vom Berge Sābu" bedeuten, welch letzterer in der babylonischen Mythologie eine Rolle spielt. Jensen versteht darunter die höchste Erhebung des Libanon, die wohl mit dem aus Tiglat-Pileser III Ann. bekannten und auch auf ägyptischen Inschriften vorkommenden Berg Saue (Saua) zu identifizieren sei; er sieht darin ferner eine Beziehung zu Astarte-Ištar von Byblos (a. a. O. 579) bezw. zur Nymphe Kalypso der Odyssee (ZA XVI 125 ff).

Was die mythische Personifikation der Erscheinung angeht, so wage ich vorerst kein Urteil, wohl aber hoffe ich, daß mir eine sichere Lokalisation derselben — und darauf kommt es vor allem an — gelingen werde. Jensen selbst soll mir dazu verhelfen. A. a. O. 470 bemerkt er: „Nach Bezold, Catalogue 1131 zu K 11020 sabītu Bezeichnung einer Wolke. Die Siduri Sabītu deren Personifikation? Sitzt sie auf dem Thron des Meeres, d. h. hoch über dem Meere? Und daher ihre

[1] Pognon, Inscriptions du Wadi Brissa 877.

[2] Man erinnere sich doch nur daran, daß wir ähnlich verfahren. Wir sprechen z. B. von Weißwein, obschon derselbe nur zur Zeit der Gärung eine weiße (bzw. graue) Farbe hat.

[3] Zimmern, Keilinschr. und Alt. Testam.[3] 574 567.

Hülle? Versperrt sie in Gestalt einer Wolke den Zugang zum Meere?" Auf fast alle diese zweifelnden Fragen antworte ich entschieden mit Ja. Die Wolke, deren Personifikation hier vorliegt, ist abermals am Himmel zu suchen. Es ist der auffallende, wolkenartig über das himmlische Meer hinausragende, geringeren Lichtschimmer zeigende Teil der Milchstraße beim Sternbild des Schützen. Diese „Wolke" schließt sich unmittelbar an den obenbeschriebenen Götterpark an und versperrt in der Tat dem Helden, der den Weg der Sonne daherzieht, den Zutritt. Wie unter der kosmischen Wolke sich eine Göttin wie hinter einem Schleier (der „Hülle") verbergen könne, wird jedermann leicht verstehen. Merkwürdigerweise ist obendrein diese Wolke (also das Kleid der Göttin) gegen die Mitte wie eingeschnürt. Das paßt wiederum zu Taf. X Col. I 3, wo es heißt:

„sie haben ihr eine (Kleid)schnur gebunden, haben ihr
[eine . .] gebunden [. . . . . . .][1]

Damit schließt meine Erklärung desjenigen Teiles des Epos ab, von dessen richtigem Verständnis die Deutung alles Vorausgehenden und Nachfolgenden abhängt.

Für die Fahrt durch die „Wasser des Todes" wird Gilgameš Taf. X Col. I von Sabītu an den Schiffer des Ut-napištim mit Namen Ur-nimin[2] gewiesen. Sie sagt ihm:

[er ist] neben d(em) „welche mit Steinen" sind, inmitten des Waldes pflückt er einen . . .

Die Stelle ist dunkel. Jensen vermutet (a. a. O. 473), es handle sich um Kisten oder Behälter mit Steinen (Ballaststeinen des Schiffes?). Das scheint mir zutreffend, zumal S. 220 Ur-nimin dem Ankömmling erklärt: „Deine Hände, Gilgameš, haben [die Überfahrt] verhindert", und als Grund hinzufügt: „Du hast ‚die mit Steinen' zerschmettert (taḫ-tap-pi šu-ut abnê)." Die Zerschmet-

---

[1] Wenn die verschleierte Göttin sich anfangs sträubt und ihr Tor bzw. ihre Türe verriegelt, Gilgameš aber auf sie eindringt und droht, ihre Türe zu zerschmettern, so ist das wohl kaum etwas anderes als ein Euphemismus. Der (durchscheinende) Schleier ist Symbol der Ištar, und er deutet gewiß nicht auf jungfräuliche Zucht, sondern auf raffinierte Bestrickungskunst (man vgl. hierzu Gn 38, 14 f). Bezüglich der Kleidschnur darf wohl an Bar 6, 42 f erinnert werden.

[2] Daß dieser Schiffer identisch sei mit dem „Wassermann", dem bekannten Sternbild der Ekliptik, ist nicht erweisbar. Wir wissen nur (auf Grund der Berechnungen P. Eppings, Astronomisches aus Babylon 174), daß der mit unserem Wassermann örtlich zusammenfallende babylonische GU Füße hat, und zwar wahrscheinlich zwei Füße, also ein Mann sein kann.

terung geschah entweder bei dem Angriff des Helden auf das verschlossene Tor der Meereskönigin Sabîtu oder auf den sich anfangs weigernden Schiffer (einzelne Bruchstücke, die Jensen S. 216 f bietet, lassen das letztere vermuten).

Merkwürdigerweise ist wiederholt von Wald die Rede. Dieser kann auch hier nur in dem dichten östlichen Teil der Milchstraße gesucht werden; wir befinden uns ja noch am Ufer des Meeres, das nach den obigen Darlegungen daselbst beginnt. Auf das Geheiß des Ur-nimin holt Gilgameš von dort 120 Schiffsstangen herbei, und nun geht es aufs Meer. Wie lange dauerte die Fahrt? Es ist nach Col. III 49 anscheinend ein „Weg von einem Monat und dem 15. Tag".

Jensen sieht darin eine Dauer von 45 Tagen. Aber dann dürfte es doch nicht ma-lak arḫi u ûmi 15 (KAN), sondern müßte ...... 15 ûmê, nicht „dem 15. Tag", sondern „15 Tagen" heißen. Deshalb ist meines Erachtens ein Weg von einem Monat und einem Tag gemeint, und dieser war der 15. So hätte denn die Abfahrt am Vollmondtage, also unter den günstigsten Lichtverhältnissen stattgefunden. Weiter heißt es: „Am dritten Tag schaute er (und) erreichte Ur-nim, die Wasser des Todes." Jeremias (Hölle und Paradies 24) ist der Ansicht, daß sie den Weg von 45 Tagen in 3 Tagen vollendeten. Mit Recht wendet hiergegen Jensen (a. a. O. 579) ein, daß es dann doch wohl ša(e)lâlti ûmê lauten müßte.

So bleibt kaum etwas anderes übrig als: einen Weg von etwa 31 Tagen (also etwa 31 Bogengrade) hatten sie am dritten Tag nach der Abfahrt hinter sich. So kommen sie zu den „Wassern des Todes"; das ist die Wintergegend der Sonne. Erst hier, in den Wassern des Todes, mahnt der Schiffer, eine Schiffsstange zu nehmen, dann eine zweite, eine dritte usf., und fügt begründend hinzu: „Die Wasser des Todes sollen deine Hand nicht berühren!" Bisher mußten ihm also wohl die Arme als Ruder gedient haben — oder es ging das Schiff von selbst[1]. Gerade als 120 Schiffsstangen verbraucht sind, da wird der zu den Göttern entrückte Ut-napištim der Ankömmlinge gewahr. In dem 120maligen Einsetzen sehe ich (wie auch Jensen a. a. O. 576 für möglich hält) eine 120tägige Ruderfahrt. Hiernach beträgt die ganze Länge der Fahrt 31 + 120 = 151 Tage. Nach Ablauf derselben finden wir Gilgameš an der „Mündung der Ströme", am Lande der Seligen, der Wohnung Ut-napištims.

---

[1] Segel waren ja wahrscheinlich aus Mangel an dem nötigen Ballast nicht zu gebrauchen (Jensen, ME 473).

Was für eine Mündung der Ströme ist dies? Kannten denn die Babylonier überhaupt einen Strom am Himmel? Daran ist wohl kaum zu zweifeln. Die Griechen wenigstens benannten so ein großes Sternbild; es ist ihr Eridanus (der ποταμός bei Aratus, Geminus und Ptolemäus, el nahr bei den Arabern). Der Strom kommt von Süden und hört am westlichen Fuße des Orion (Stern Rigel) auf; da ist also seine Mündung zu denken. Wir haben allen Grund, diesem Himmelsfluß babylonischen Ursprung zuzuschreiben, da so manche andere Sternbilder der Griechen auf die babylonische Astronomie führen und die gewundene Sternreihe an sich schon geeignet war, in der babylonischen Phantasie die Vorstellung eines Flusses zu erwecken. Auch war die mythische Geschichte dieses Flusses den Griechen selbst ein Rätsel, ein Beweis, daß sie auf dem Gebiete einer ausländischen Astralmythologie entstanden war. Und welch anderes Land als Babylonien, das Mutterland aller Astrologie, könnte dabei in Betracht kommen?

Das erscheint alles recht hübsch; aber stimmt es auch zur Länge der Seefahrt von 150 bis 151 Tagen? Da die Mündung des Eridanus bedeutend (ca 30°) südlich von der Ekliptik liegt, so muß das Schiff des Gilgameš schon bald nach der Ausfahrt von dem „Pfade der Sonne" abgewichen sein. Von dem Punkte nun, wo die Sonnenbahn aus dem dichten östlichen Teil der Milchstraße heraustritt, bis zu dem Stern Rigel an der Mündung des Eridanus, sind es nach meiner Berechnung nahezu 144 Bogengrade, welche mit normaler (Sonnen-)Geschwindigkeit in rund 146 Tagen zurückgelegt werden. Wir kommen also der obigen Annahme von 150 bis 151 Tagen schon ziemlich nahe; wir werden ihr alsbald noch näher kommen. So werden wir denn zu jenem glänzenden Sternbild des Orion geführt, das schon den Griechen als Bild eines gewaltigen Jägers erschien, weshalb ihm auch auf der Sternkarte die beiden Hunde (κύων und προκύων) folgen. Das paßt ganz zu den verschiedenen Jagdabenteuern des Gilgameš, von denen wir noch zu reden haben, sowie zu der Ausrüstung, mit der er im Epos erscheint (vgl. Jensen, ME 137, II Col. II 4 u. 5; S. 203, IX Col. I 15—17; S. 217, X Col. II 32—35; S. 221, X Col. III 44). Der Held, dessen Arm die Axt schwingt, und an dessen Gürtel das Schwert hängt, gleicht ganz unserem Orion. Noch mehr. Nördlich von der Mündung des Eridanus, beim Schwertgehänge des Orion befindet sich ein großer heller Lichtnebel, der um so mehr auffällt, als er von der Milchstraße ziem-

lich weit abliegt. Da wir nun schon oben sahen, daß dem babylonischen Dichter (und wohl ihm nicht allein) solch rundliche Lichtnebel als Baumgruppen, als ein Göttergarten erschienen, so wird wohl auch hier ein gleiches anzunehmen sein, und wir hätten an der „Mündung der Ströme" einen Platz gefunden, der ganz und gar dem glückseligen Zustand entsprach, in welchen Bel seine Lieblinge versetzte. Dieser Ort ist etwa durch den Stern ι Orionis markiert. Nun ergiebt meine Berechnung der Bogendistanz dieses Sternes ($\alpha = 5^h\ 49^m\ 48^s,5$, $\delta = -5^0\ 59'$) von dem als Ausgangspunkt angenommenen Orte ($\alpha = 275^0$, $\delta = 23^0\ 27'$) des Randes der Milchstraße $148^0\ 53'$, welche mit normaler, d. i. mit Sonnengeschwindigkeit in rund 151 Tagen zurückgelegt würden.

Übrigens lege ich auf eine absolute Übereinstimmung des Ergebnisses mit der oben gefundenen Dauer der Fahrt gar kein Gewicht. Eine Differenz von einigen wenigen Graden bezw. Tagen ändert an der Sache absolut nichts, zumal die ganze Gegend des unteren Teiles des Orion mit „Nebel" erfüllt ist. Ob die Babylonier schon den eigentlichen „Orionnebel" [1] (im Schwertgehänge) gekannt haben, möchte ich jedoch bezweifeln.

In Taf. X und XI erzählt Ut-napištim den Hergang der großen Flut. Man hat darin eine Beziehung zu dem Sternbild des Wassermanns zu finden geglaubt; ich sehe darin nur eine Antwort auf eine naheliegende Frage: Wie kam Ut-napištim zu der „Insel der Seligen"? und zugleich eine dem Dichter willkommene Gelegenheit, sein glänzendes Talent auf dem Gebiete epischer Schilderung zu entfalten.

Des Helden Heimkehr. Gilgameš besteigt mit seinem Gefährten wiederum das Schiff zur Heimfahrt; aber er wird immer wieder zurückgetrieben. Um das Wunderkraut, welches das Hindernis überwinden soll, wird er obendrein (schon bald!) von einer Schlange betrogen. Darin sieht er ein Zeichen, daß er die Heimreise zu Lande antreten soll. Er läßt das Schiff am Ufer zurück, und nach verhältnismäßig kurzer Zeit gelangt er mit seinem Gefährten nach Hürden-Erech hinein. Ich sage ausdrücklich: nach verhältnismäßig kurzer Zeit; denn niemand, der die darauffolgenden Zeilen aufmerksam liest, wird darin die Schilderung einer langen Reise sehen. Sie lauten:

---

[1] Im Abendlande zuerst von P. Cysat S. J. (aus Luzern) entdeckt (Mathematica astronomica de Cometa 1618/1619 [4°], Ingolstadii 1619, 75).

„Nach 20 Doppelstundenstrecken ließen sie (den Toten) einen Speiserest übrig,
nach 30 Doppelstundenstrecken machten sie eine Totenklage;
dann gelangten sie nach Hürden-Erech hinein.“ [1]

Der Dichter hält — und das ist ganz babylonisch — viel auf Maß und Zahl; wir können von ihm keinen Salto mortale erwarten, wie ihn etwa die Phantasie eines arabischen Märchendichters leisten würde.

Das ist der Zug des Helden von den Skorpionen zum Lande der Seligen und von da nach seiner Heimat, von der er ursprünglich mit seinem Genossen Eabani auszog. Erst jetzt (nach Erklärung der Taf. IX, X u. XI) können ihre gemeinsamen Jagdabenteuer verstanden werden.

B. Astronomischer Hintergrund der Gestalt Eabanis und der gemeinsamen Heldentaten der beiden Freunde. (Taf. I—VIII.)

Es kann nach dem Obigen nicht zweifelhaft sein, daß die Gestalt Eabanis nicht weit von der des Orion (Gilgameš) am Himmel gesucht werden darf. Wie diesem, kommt auch jenem das Gottesdeterminativ ilu zu; er ist gleich Gilgameš ein Mischwesen, das Menschliches und Göttliches in sich vereint. Er ist aus der Hand der Schöpfergöttin Aruru hervorgegangen; aber sein Name selbst drückt auch zu Ea, dem eigentlichen babylonischen Menschenschöpfer [2], die innigste Beziehung aus; denn der Name Ea-bani besagt: „Ea bildet“. Anderseits hat ihn aber Aruru auch als ein Ebenbild des Himmelgottes Anu [erschaffen] [3], und darin liegt meines Erachtens ein klarer Hinweis auf seinen wesentlich siderischen Charakter und zugleich ein neuer Beweis dafür, daß unser Epos sich am Himmel abspielt.

Eabani lebt anfangs wild auf dem Felde mit den Gazellen zusammen und ist dann der hoffähige Jagdgenosse des Königs Gilgameš. Sollte die Vermutung zu gewagt erscheinen, diese so kontrastierenden

---

[1] Die Bezeichnung Ut-napištims rûḳu, „der Ferne“, widerspricht dem nicht; denn rûḳu kann hier (so nach Tafel XI 1) nur den Sinn „entrückt, unnahbar“ haben. Außerdem genügte schon eine viel kürzere Strecke als etwa die von Algier bis Babylonien (vgl. die Erklärung Jensens), um die Bezeichnung „fern“ zu rechtfertigen.

[2] In den national gefärbten babylonischen Schöpfungsmythen ging diese Rolle auf den babylonischen Stadtgott Marduk über (vgl. King, The seven tablets of creation 86 ff).

[3] ME 120 (Taf. I, Z. 33): zik-ru ša(ilu) A-nim ib-ta-ni ina libbi-ša = „ein Ebenbild des (Gottes) Anu schuf sie in ihrem Herzen“ (zikru ist [mit Jensen, ME 401 f] wirklich = „Ebenbild“).

Lebensstellungen seien in einem Bilde der griechischen Sternkarte des Almagest[1], in dem des Fuhrmanns und seiner Capella (Ziege), vereint?

Gefährliche Jagden (auf Löwen) unternahmen bekanntlich die assyrisch-babylonischen Könige auf kleinen zweiräderigen Wagen, die nur Platz boten für diesen und den Rosselenker. Ein solcher Rosselenker ist der ἡνίοχος der Griechen, der aber durchaus nicht die Rolle eines untergeordneten Bedienten spielt, wie man deutlich aus dem Freundschaftsverhältnis zwischen Achilles und seinem ἡνίοχος Patroklus erkennt. Daß auch Gilgameš seinen Jagdzug zu Wagen (oder zu Pferde?) unternahm, ergibt sich aus der langen Klage von Gilgameš's Mutter: gi-ir-ru ša la i-du-u i-rak-kab = „Pfade, die er nicht kennt, wird er fahren (reiten?)". Merkwürdigerweise kehrt der Ausdruck rakābu (fahren, reiten) nach dem Tode des Genossen im Epos nicht mehr wieder. Gilgameš durcheilt zu Fuß die weite Steppe. Warum wohl? Sein Wagenlenker war tot. Das scheint mir die naturgemäßeste Lösung, und so nehme ich denn auch hier rakābu = fahren, nicht reiten.

Wenn wir einen Blick auf unsere Sternkarte werfen, so sehen wir, wie unser „Fuhrmann" zärtlich auf dem Arm eine „Ziege" trägt und niedliche Zicklein sich an ihn anschmiegen. Ob diese Vorstellung ganz genau die griechische war, kann ich nicht sagen. Jedenfalls waren bei Ptolemäus (Almagest a. a. O.) ἡνίοχος und αἴξ (Ziege) nebeneinander. Nun ist freilich die „Gazelle" des Eabani nicht identisch mit der Ziege; aber von der Gazelle, wie sie in Arabien vorkommt, wissen wir, daß sie einer Ziege recht ähnlich ist, und so würde es sich erklären, daß die Hellenen das heimische Tier für ein fremdländisches in dem ursprünglich babylonischen Sternbild substituiert haben.

Nun zu den gemeinsamen Unternehmungen der beiden Helden! Die Reihenfolge derselben bietet Taf. X (ME 224): 1. Ersteigung des Berges (von Bergen); 2. Erschlagung des Himmelsstiers; 3. Erlegung des Ḫumbaba am Zedernwald; 4. Tötung des Löwen. Diese Aufeinanderfolge ist entweder die chronologische oder doch wenigstens die topographische (in der Richtung von Westen nach Osten). Nehmen wir das erstere an, so haben wir uns den Verlauf folgendermaßen zu denken.

Das erste Ziel der Freunde war die Erlegung des Ungeheuers Ḫumbaba, das Bel als Wächter der Riesenzeder bestimmt (Taf. III Col. Ia, Taf. IV Col. V; ME 145 157). Auf dem Wege dahin stellte sich auf Anreizung Ištars hin der Himmelsstier entgegen. Erst nach seiner Überwindung wird der Kampf mit Ḫumbaba und später mit dem Löwen aufgenommen. Auch die epische Darstellung hat dann wohl ursprünglich diese Aufeinanderfolge eingehalten. Die uns vorliegende Version weicht allerdings davon ab. Nach Taf. V (ME 167)

[1] Édit. Halma II, Paris 1813—1816, 7.

war bereits der Zug nach dem Berge vollendet und der Kopf Ḫumbabas gefallen, als (Taf. VI) die Göttin Ištar und ihr Himmelsstier auftritt. Hier läge also ein Einschiebsel bezw. eine künstliche Gruppierung vor.

Für eine solch künstliche Anordnung ließen sich zwei Gründe angeben. Der erste läge in dem Umstand, daß einerseits das Epos gerade so viele Tafeln umfaßt, als das gewöhnliche assyrische Jahr Monate zählt, und anderseits gerade der sechste Monat der Göttin Ištar geweiht war, die denn auch deshalb in der VI. Tafel eine Hauptrolle spielt. Der zweite Grund würde in dem leicht begreiflichen Bedürfnis des Dichters zu suchen sein, ein so grandioses Intermezzo (Begegnung mit Ištar und Kampf mit ihrem Himmelsstier) in einem gesonderten Akte nach dem in Taf. V als vollendet angenommenen Kampf mit Ḫumbaba aufzuführen.

Trotzdem möchte ich der zweiten Ordnung, der topographischen, den Vorzug geben. Ich verstehe dieselbe so: Gilgameš erinnert sich zuerst des Aufbruchs nach dem Berge, dann kommt er im Geist an dem Orte vorüber, wo er den Stier erschlug, hierauf zu der Stelle, wo der Ḫumbaba gehaust hatte, endlich zu dem Platze, wo die beiden Helden den Löwen töteten. Diese Auffassung steht auch im Einklang mit der epischen Darstellung. Die gleiche Ordnung bietet für die drei eben genannten Unternehmungen Col. II (III?) der Taf. VIII (ME 197); doch ist wohl zu beachten, daß hier nicht (wie in Taf. X) an die vierte Heldentat, die Erlegung des Löwen, erinnert wird. Es ist diese gerade der Schlußakt im Leben Eabanis: Gilgameš findet den Freund leblos am Boden. Hieraus muß geschlossen werden, daß dieser im Kampfe mit eben dem Löwen endete[1]. Angesichts des eben erlegten Tieres brauchte natürlich nicht daran erinnert zu werden. Dazu war erst später der geeignete Platz.

Die Deutung des „Himmelsstiers" als Sternbild hat schon Jensen (Kosmologie 62 f) gegeben. Die Stelle des Epos (ME 199): a-la-a ta-na-ra ša ina šamí(-i) ur-du, welche Jensen mit „erschlugst den Himmelsstier, der vom Himmel herunterkam" übersetzt, gebe ich mit „der am Himmel herunterkam" (ein Ausdruck, wie er auch von der Sonne gebraucht wird, die am Himmel hinabsteigt). Der Stier bleibt also am Himmel, dem gemeinsamen Schauplatz aller Vorgänge. Der „Wald", der „Berg" und die große „Zeder" des Bel müssen in der Nähe des großen Stier-Sternbildes sein: in der Milchstraße (vgl. Tafelbeilage I). Das stimmt ganz mit unsern früheren Deutungen derselben überein. Der Umstand aber, daß wir beide Male, wo von Zedernwäldern die Rede

[1] Die Szene mit dem Löwen muß zwischen Col. I und III (ME 197) ihren Platz gehabt haben.

ist, bei Annahme des kosmischen Kreislaufs des Helden zum nämlichen Gebilde am Himmel geführt werden und Gilgameš nicht mehr als zwei solcher Wälder durchschreitet, wie auch bei jenem von uns angenommenen Kreislauf nur zweimal die Milchstraße passiert werden konnte — dieser Umstand allein schon muß jeden Zweifel an der Richtigkeit meiner Deutung ausschließen. Wir kommen vom Sternbild des Stiers zuerst an ein schmales Band der Milchstraße, das einen matt erleuchteten Hohlraum mit einem offenen Tor nach Norden einschließt. Vor diesem Tor erblicken wir einen ganz isolierten rundlichen Teil der Milchstraße. Wer einigermaßen aufmerksam meine Deutung der einzelnen Partien der Milchstraße bei den Skorpionen verfolgt hat, wird es jetzt auch verstehen, wenn ich dem Dichter die erste Partie als Wald, den Hohlraum als Berg und die einsame lichte Sternwolke als Krone der Riesenzeder des Bel (die „vor dem Berge ihre üppige Fülle erhebt") nachdeute. Das war das Hauptziel der Wanderung, und merkwürdigerweise finden wir dort das Sternbild der Zwillinge, dessen babylonischer Ursprung außer Zweifel ist[1]. Wir gehen kaum fehl mit der Annahme, diese seien vom Dichter als zweite Erscheinungsform der dort vereinten „Brüder" gedacht. Ob auch die Vorstellung des furchtbaren Ḫumbaba an ein dort befindliches Sternbild knüpft, möchte ich bezweifeln. Der Name ist elamitisch, und vielleicht liegt darin eine wenig schmeichelhafte Personifikation des Elamitertums[2]. Dagegen ist der Löwe, den beide — ihre letzte gemeinsame Heldentat — erlegen, nichts anderes als das babylonische Sternbild[3] gleichen Namens. Von jetzt ab zieht Gilgameš einsam über die (himmlische) Steppe[4], bis er zu den Skorpionen kommt, von denen unsere Untersuchung ihren Ausgangspunkt genommen.

Schlußwort.

Der Zug des Gilgameš offenbart uns diesen einerseits als Sonnenhelden, da er lange die Bahn der Sonne einhält, aber auch in aus-

[1] Vgl. Epping, Astronomisches aus Babylon 149; Jensen, Kosmologie 64 144. [2] Siehe übrigens Jensen, ME 437 unten.

[3] Vgl. Epping, Astronomisches aus Babylon; Jensen, Kosmol. a. a. O.

[4] Die himmlische Steppe ist das Gebiet, das die Sonne vom Löwen an nach Osten hin durchzieht; sie ist vom Sonnenbrand durchglüht und von Löwen, Schlangen und Skorpionen bevölkert. Diese Wüstenbestien werden sowohl in den Keilinschriften als im Alten Testament als solche aufgeführt, und merkwürdigerweise finden wir sie sowohl auf griechischen als auch auf altbabylonischen Sternkarten (IV R 43; III R 45) nicht weit voneinander in der genannten Region. Hierin liegt ein Hinweis, wie jene phantastischen Sternbilder am Himmel entstanden sind.

gesprochenem Maße als Heros der Unterwelt, in welche er viel tiefer hinabsteigt als Šamaš (der Sonnengott). Dadurch versteht man jetzt noch besser, wenn er in einem Beschwörungshymnus (Jensen, ME 266 f) als Richter der Unterwelt gefeiert wird, dessen Hand Šamaš Rechtsspruch und Urteil anvertraut hat. Eabani, sein Genosse, ist das Sinnbild üppiger vegetativer Lebensentfaltung, welcher im Hochsommer durch die Glut der Sonne ein rasches Hinsterben folgt. Dies trat um 2000 v. Chr. ein, als die Sonne im Löwen stand, im vierten babylonischen Monat, dem Dûzu oder Tamûz. So erklärt sich das Sterben und Hinabfahren Eabanis in die Unterwelt nach dem Kampf mit dem Löwen, und zugleich wird die innige Beziehung dieser Erscheinung zu dem Vegetationsgott Tamûz klar, der im Hochsommer stirbt und in die Unterwelt hinabfährt. Auch die Klagen Gilgamešs um den geschiedenen Freund können als Seitenstück zu dem Tamûz-Adoniskult gelten, der im „Beweinen" des hingeschiedenen Gottes bestand, ein abgöttischer Brauch, der selbst in Israel einriß und vom Propheten Ezechiel (8, 14) als Greuel gegeißelt ward.

Sehr nahe liegt nun die Frage, ob sich aus diesen Verhältnissen das Alter oder wenigstens das Mindestalter der dem Epos zu Grunde liegenden astrologischen Vorstellungen erschließen lasse. Maßgebend ist hierbei die oben dargelegte Ansicht, daß der Tod Ea-banis unmittelbar nach dem Löwenkampf erfolgte und zeitlich ungefähr mit dem Eintritt der Sonne in den Wendepunkt zusammenfiel (wie auch das Tamûz-Adonisfest um diese Zeit gefeiert wurde).

Wir müssen nun den Wendepunkt entweder gegen das Ende des Sternbildes des Löwen oder wenigstens mitten in dasselbe hinein, etwa in den Hauptstern Regulus verlegen. Geschieht das letztere, so kommen wir auf die Zeit 2190 bezw. 2200 v. Chr., während die erstere Annahme zu einem Alter von 5650 v. Chr. führen würde. Jedenfalls scheint die Zahl 2200 (trotz einer etwaigen ungenauen Bestimmung der Jahrespunkte durch die Babylonier) auch aus andern Gründen nicht zu hoch[1]. Doch möge man diesem Ergebnis einstweilen nur einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit beilegen.

---

[1] Eine so frühzeitige Beschäftigung mit der Erforschung des Himmels mag wundernehmen, aber die Aussage des Porphyrius bei Simplicius (Comment. in Arist. de caelo l. 2), wonach Kallisthenes seinem Lehrer Aristoteles astronomische Beobachtungen von einem Alter von 1903 Jahren vor Alexander geschickt haben soll, ließ von vornherein ein hohes Alter der babylonischen Astrologie erwarten.

Damit schließe für jetzt diese Untersuchung, wenngleich sie nach mancher Seite hin noch einer Ergänzung bedürfte. Manche Schlußfolgerungen liegen freilich auf der Hand, andere werden aber erst durch weitere Darlegung in das rechte Licht gerückt. Die Kosmologie der Babylonier gestaltet sich in mehr als einem Punkte anders als man nach den bisherigen Forschungen annehmen durfte. Eines nur greife ich heraus: das Himmelsgewölbe (mit seiner Berge umschließenden und bewaldeten Milchstraße!) steht nach Anschauung der alten Babylonier nicht fest, sondern dreht sich[1].

Nachtrag zur Deutung šupuk šamē = Milchstraße (S. 445 ff).

Die Stelle bei Delitzsch, Lesestücke[3] 136, Rev. 2, wo es von dem Venusstern heißt: ša ina šupuk šamē napḫat ..., d. i. „welche im šupku des Himmels aufleuchtet ...“, könnte leicht als eine entscheidende Bestätigung der Auffassung Wincklers: šupuk šamē = Tierkreis aufgefaßt werden (wie dies auch in dem soeben erschienenen, schönen und inhaltreichen Buche von A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients 8, geschieht[2]). Meines Erachtens folgt dies aber aus der angezogenen Stelle durchaus nicht. Es handelt sich ja daselbst nicht um eine astronomische Unterweisung, sondern um einen religiösen Hymnus an die Göttin Ištar. Nun haben aber die Babylonier ihre religiösen Deutungen nicht so sehr an die heliakischen Aufgänge der Planeten (und insbesondere der Venus) einfachhin geknüpft, sondern an das erstmalige Aufleuchten derselben an bestimmten Stellen des Himmels bzw. in bestimmten Konstellationen. Das mußte natürlich dann auch in einem Hymnus eigens betont werden. So liegt es denn sehr nahe, daß gerade das Aufleuchten der Venus in der Milchstraße besonders gefeiert wurde. Dort war ja der prachtvolle Lustgarten der Götter und die Zeit, wo die Mutter-Göttin dort wohnte, war auch für die Menschen eine Zeit des Segens (besonders zur Zeit des Frühlings und jungen Sommers).

Ebensowenig folgt aus dem Beschwörungstext IV R 5, daß Mond, Sonne und Venus das ganze Jahr hindurch im šupuk šamē standen. (Hierüber bald Eingehenderes.)

---

[1] Trotz der anscheinend triftigen Gegengründe Jensens (Kosmologie der Babylonier 10 f).

[2] Dessen Ausführungen ich allerdings in mehreren Punkten nicht zustimmen kann.

F. X. Kugler S. J.

Rezensionen.

Theologiae dogmaticae institutiones auctore *P. Mannens,* S. Theol. Doctore, eiusdem S. Theol. in Seminario Ruraemundensi Professore. 8° Ruraemundae, Romen.

Tom. I: Theologia fundamentalis. (488) 1901. *Fr.* 6.25; *M* 5.—

Tom. II: Theologiae specialis pars prior. (512) 1902. *Fr.* 6.25; *M* 5.—

Tom. III: Theologiae specialis pars altera. (780) 1903. *Fr.* 6.25; *M* 5.—

Der erste Band des jetzt vollständig vorliegenden Werkes umfaßt die Traktate über die wahre Religion, die Offenbarung und ihre Quellen, die Kirche Christi, den göttlichen Glauben; der zweite die Lehre von dem einen wahren Gott, von der heiligsten Dreifaltigkeit, von der Schöpfung und der Erhebung des Menschen zum übernatürlichen Ziel und Leben, von dem Geheimnis der Menschwerdung mit Einschluß der Mariologie und eines Anhangs über die Verehrung der Heiligen, ihrer Reliquien und Bilder. Der umfangreichste dritte Band enthält die Gnadenlehre, die Lehre von den Sakramenten und den Traktat über die letzten Dinge. Am Schluß des dritten Bandes findet sich ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis zu allen drei Bänden. Das ganze Werk empfiehlt sich sehr durch Korrektheit der Lehre, durchsichtige Darstellung, klare Beweisführung, sowie Lösung der hauptsächlichsten Schwierigkeiten. Der Verfasser steht auf dem festen Boden der scholastischen Theologie und befolgt ihre altbewährte Methode. Seine Fragestellung ist bestimmt, seine Begriffsbestimmungen sind klar, seine Beweise knapp und streng in der Form, seine Unterscheidungen leicht verständlich. Er scheut sich nicht, die alten klassischen dogmatischen Werke zu benutzen und warm zu empfehlen. Daß er für die dogmatischen Fragen einen offenen Blick hat, tritt klar hervor in der Darstellung der Schriftinspiration, der Aseität Gottes und des Sechstagewerkes.

Einige kleine Bemerkungen seien verstattet. Bei Fragen, welche Grenzgebiete der Dogmatik, vor allem Exegese und Geschichte, berühren, wäre eine reichere Bezugnahme auf einschlägige Werke der Fachliteratur sehr erwünscht. Hypnotismus und Spiritismus sollten in der Darstellung getrennt werden, da die Tatsachenfrage bei letzterem in Anbetracht der über alle Maßen unkritischen

Quellen viel notwendiger ist. Beim alttestamentlichen Beweise für die göttliche Sendung Jesu Christi mußte die Messianität der Stellen dargetan werden. Beim Beweis für den Primat des römischen Bischofs würde sich ein näheres Eingehen auf die Zeugnisse des hl. Ignatius und des hl. Irenäus lohnen.

Indes möchten wir hierauf nicht zuviel Gewicht legen. Denn es ist gerade ein besonderer Vorzug des Werkes, daß der Verfasser so glücklich und geschickt war in der Auswahl des Stoffes. In allen Traktaten hat er das Wichtigste gut herausgehoben, klar erläutert und gründlich bewiesen. Für weitere spekulative theologische Fragen und tiefere Erörterung des dargelegten Stoffes gibt er hinreichend Literatur an. Fragen, welche doch in der Moraltheologie oder dem Kirchenrecht eingehender behandelt werden müssen, verweist er in diese Fächer. Durch diese kluge und weise Auswahl ist es gelungen, den von allen Priestern gut zu beherrschenden Stoff in einem Umfang zu bieten, daß er sich in der gewöhnlich in Seminarien für Dogmatik gebotenen Zeit wirklich gut von Lehrer und Studierenden bewältigen läßt.

Sehr dankenswert ist es gewiß auch, daß bei den verschiedenen Lehrsätzen durchgehends klar und bestimmt angezeigt wird, welcher Grad theologischer Gewißheit ihnen zukommt, ob es eine Glaubenslehre, eine theologisch sichere und unbestreitbare Lehre, oder eine bestrittene Schulmeinung ist. Es ist das sowohl für das erste Studium wie für spätere gelegentliche Orientierung von Vorteil.

Nach dem Gesagten kann unser Schlußurteil über das Werk kein anderes sein, als daß es in jeder Beziehung ein vortreffliches Lehrbuch ist.

Julius Beßmer S. J.

Die Religion des mittleren Amerika. Von **Konrad Häbler.** [Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. XIV. Bd.] 8° (158) Münster i. W. 1899, Aschendorff. *M* 2.50

Vorliegender Band der wertvollen Sammlung ist uns erst nachträglich zugegangen; daher die verspätete Besprechung. Als langjähriger Referent für die Literatur des ehemals spanischen Amerika in den Jahresberichten für Geschichtswissenschaft mochte sich Häbler als Darsteller der zentralamerikanischen Religion empfehlen. Freilich reicht zu einem tieferen Urteil in so wichtigen und schwierigen Fragen, wie die religionsvergleichende Wissenschaft sie zu behandeln hat, historische und archäologische Literaturkenntnis allein nicht aus. Es gehört dazu auch ein gutes Maß philosophischer und selbst theologischer Bildung, die allein klare Begriffe über die Grundlage einer jeden Religion und damit auch einen sichern Maßstab zur Vergleichung vermittelt. Was Häbler im zweiten Teil seiner Schrift über den Kult, die Tempel und Götterbilder, das Priestertum, die Opfer, Feste und privaten Kulthandlungen der Maya und Nahua bietet, gibt ja eine ganz gute Übersicht, obgleich er nicht viel Neues bringt, und einiges, wie die Frage der mittelamerikanischen „Kreuze" und deren Erklärung, vermissen läßt.

Ungleich weniger befriedigt hat uns der erste wichtigere Teil über die Gottesidee dieser Völker, die doch den Kernpunkt solcher Untersuchungen bildet.

Wenn irgendwo ist hier Vorsicht und sorgfältige Abwechslung der Worte geboten. Häbler versichert frischweg: „Die mittelamerikanische Religion ist ausgesprochen polytheistisch.“ (S. 20.) Tatsächlich weisen alle Anzeichen darauf hin, daß die spätere polytheistische Zersplitterung den Verfall einer ursprünglich reineren monotheistischen Gottesidee darstellt. Aber die neueren Evolutionisten wissen das besser.

„Die Religion Mittelamerikas ist im wesentlichen aus der Verehrung der Naturerscheinungen hervorgegangen. Der Indianer der Urzeit (von dem wir absolut nichts wissen!) betrachtete die gesamte ihn umgebende Natur als von demselben Geiste beseelt, der in ihm lebte. Er sah in den Tieren des Feldes, in den Bäumen des Waldes lebende Wesen, wie er selbst eines war.“ Und wiederum: „Der alte Indianer war sich auf der niedersten Kulturstufe des prinzipiellen Unterschiedes zwischen Mensch und Tier nicht bewußt“ u. ä. m. Woher weiß Häbler dies alles? Aus den alten Quellen, aus den Denkmälern und Bilderinschriften? Die sagen nichts dergleichen. Es sind willkürliche Konstruktionen, und die darwinische Evolutionstheorie wird hier einfachhin auf die Entstehung der Religion übertragen. Ein solches Vorgehen kann die religionsvergleichende Wissenschaft nicht fördern. Was die sehr unbegründeten Ausfälle auf die „Berichte der spanischen Chronisten und Missionäre“ angeht, so täte Häbler gut, darüber nachzulesen, wie Dr Theodor Waitz, der diese Quellen wie kaum ein anderer deutscher Forscher kannte, sich darüber ausgesprochen. (Zur Geschichtschreibung des alten Mexiko in der Historischen Zeitschrift VI 75 ff.) Was er zu Gunsten der Wahrheitsliebe, Gelehrsamkeit und Zuverlässigkeit eines Sahagun, Torquemada u. a. geltend gemacht hat, bleibt heute noch vollauf bestehen. Übrigens widerspricht sich Häbler, indem er ja selbst gesteht, daß es in Bezug auf die Azteken „glänzend gelungen sei, die Übereinstimmung herzustellen zwischen dem, was uns die Quellen (die spanischen Chronisten) berichten, und dem, was uns in den aztekischen Bilderschriften entgegentritt“ (S. 19). Trotzdem will Häbler statt der „gefärbten Berichte“ der Konquistadoren und Missionäre, die gar nicht „im stande gewesen seien, in das eigentliche Wesen dieser Religionen einzudringen“, „reinere Quellen“ erschließen. Und welches sind diese „reineren Quellen“? „Es galt, die Altertümer und Handschriften der zentralamerikanischen Völker sprechen zu lassen.“ Als ob die alten Forscher dieselben nicht viel genauer und in einem ungleich besseren Zustand gekannt hätten, als sie uns heute erhalten sind. Überdies muß ja Häbler selbst gestehen, daß „dieser Zweig der Amerikanistik bekanntlich noch in den Kinderschuhen stecke“ (S. 6), daß die Lesung der Maya-Hieroglyphen, eines der Grundprobleme der ganzen Forschung, „leider noch immer nicht ermöglicht“, und daß abgesehen von dem kalendarischen Teil, dem Zahlensystem und den Zeichen einzelner Götter „die eigentlichen Texte noch immer für uns stumm sind“ (S. 11 f), „daß endlich an den Ruinenplätzen des mittelamerikanischen Festlandes noch keine so systematischen Ausgrabungen veranstaltet worden sind, daß wir uns von ihrer Entwicklung eine klare Vorstellung machen könnten“. (S. 15.) Zum Unglück sind zudem nach Häbler auf dem Gebiete der Mayaforschung die hervorragendsten Gelehrten noch über die wich-

tigsten Fragen uneins. (S. 19.) Das heißt doch klar genug eingestehen, daß wir auch heute noch ganz auf die alten Quellen angewiesen sind, und daß auch die Denkmäler und Handschriften nur in deren Lichte leuchten. Was bliebe von Häblers Schrift und andern neuen Werken über das alte Mexiko und Zentralamerika übrig, wenn wir ausschieden, was sie allein den alten Quellen verdanken? Die Verdächtigung der spanischen Chronisten, denen wir doch „unendliche Fülle unschätzbaren Materials" verdanken, ist daher schlecht angebracht. Daß man wirklich Unhaltbares und greifbare Irrtümer kritisch ausscheidet, wie es Waitz, Réville u. a. getan, ist recht, aber jenes willkürliche Eliminieren und Konstruieren gewisser neuerer Forscher, jenes gewaltsame Anpassenwollen der Tatsachen an die luftigen Hypothesen der modernen „Völkerpsychologie" hat mit dem wirklichen Streben nach Wahrheit nichts zu tun. Hätte sich Häbler von diesen Fehlern mehr frei gehalten und außerdem seine Aufstellungen auf ihre Quellen zurückgeführt (im ganzen Buch ist fast kein Quellenzitat), er hätte die „Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte" um eine brauchbare Nummer vermehrt. **A. Huonder** S. J.

Im Herzen von Asien. Zehntausend Kilometer auf unbekannten Pfaden. Von **Sven von Hedin.** Mit 407 Abbildungen, darunter 154 Separat- und Vollbilder, 8 bunte Tafeln und 5 Karten. 2 Bände. 8° (XIV, 559 u. X, 570) Leipzig 1903, Brockhaus. *M* 20.—

Brockhaus hat die deutsche Ausgabe der neuen Reise von Hedins zu einem wahren Prachtwerke gestaltet, und dem vornehmen Gewande entspricht der ebenso klar als fesselnd geschriebene Text. Die eigentlich wissenschaftlichen Ergebnisse seiner kühnen Fahrt durch das Tarimbecken und die ungeheure Bergeinöde Tibets gibt der berühmte Reisende mit Unterstützung der schwedischen Regierung für fachwissenschaftliche Kreise abgesondert heraus; hier bietet er uns das natürlich ergänzte und sorgfältig überarbeitete Tagebuch seiner zweiten großen Expedition in die Wüsten Hochasiens.

Schon einmal hatte er 1893—97 in einer dreijährigen Reise ihre Schrecken erlebt[1]; die ganze Karawane mit Ausnahme von nur zwei Dienern hatte er in den haushochaufgetürmten Dünen der Takla-makan durch den schrecklichen Tod des Verschmachtens verloren und wie durch ein Wunder das nackte Leben gerettet, und kaum in die Heimat zurückgekehrt, wagt der kühne Forscher die übermenschlichen Strapazen und Gefahren einer neuen Fahrt in dieselben Wüsten, um die begonnene Arbeit im Dienste der Wissenschaft zu vollenden. Man muß den Mut und die seltene Tatkraft des Mannes bewundern; er verdient neben den kühnsten Nordpolfahrern genannt zu werden. Unwillkürlich stellt man sich die Frage, ob die Ergänzungen und Verbesserungen unserer Karten so viele Menschenleben wert seien, wie sie allen derartigen Entdeckungsreisen zum Opfer gebracht werden.

---

[1] Durch Asiens Wüsten. Drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lob-nor, Tibet und China. Von Sven Hedin. Mit 256 Abbildungen, 4 Chromotafeln und 7 Karten. 2 Bde 8° (XIV, 512 u. XII, 496) Leipzig, Brockhaus.

Suchen wir über den Weg, den Hedin diesmal wandelte, und über seine Erlebnisse kurz zu berichten!

Im Vorwort dankt der mutige Entdecker besonders seinem König Oskar von Schweden und Norwegen und dem Kaiser von Rußland für ihre Unterstützung, ohne welche das Unternehmen unmöglich gewesen wäre. Der Zar gewährte ihm freie Fahrt und Fracht auf allen russischen Bahnen und ließ ihn überdies durch Turkestan und Tibet von einer Kosakeneskorte begleiten, über deren treue Dienste Hedin des Lobes voll ist. Politische und strategische Gründe mögen bei dieser außerordentlichen Liebenswürdigkeit des Beherrschers aller Reußen nicht ganz ausgeschlossen sein. Am 24. Juni 1899 verließ Hedin Stockholm; das Reisegepäck, 23 Kisten, die sich leicht paarweise Saumtieren aufladen ließen, wog nicht weniger als 1130 kg. Die Fahrt ging über St Petersburg nach Krasnowodsk am Kaspischen Meere, „einem der trübseligsten Orte, die man sich denken kann". Weiter ging die Reise mit der russischen Militärbahn nach Merw; als er aber von da die Festung Kuschk an der Grenze von Afghanistan besuchen wollte, wurde ihm ein Telegramm des Kriegsministeriums überreicht des Inhalts, daß „dieser Weg allen Reisenden verboten sei". In der Tat dürfen nur Militärpersonen diese Seitenbahn nach der afghanischen Grenze benutzen. „In meinem Herzen dachte ich", sagt Hedin, „daß das russische Kriegsministerium sehr klug handelt, wenn es einen Punkt, der in strategischer Hinsicht von großer Bedeutung ist, so scharf bewacht." Er setzte also seine Fahrt nach Samarkand fort; auf einer gewaltigen Holzbrücke, rollte der Zug 25 Minuten lang über den Amudarja; bei seiner Heimkehr 1902 war die Eisenbrücke fertig. Am 12. Juli erreichte er Andischan in Fergana, damals den Endpunkt der zentralasiatischen Bahn. In dem nahen Osch, einer Stadt von 35 000 Seelen und einer Garnison von 800 Russen, wurde die große Karawane zusammengesetzt, und schon am 31. Juli konnte die Fahrt über die Pamirpässe nach dem 450 km entfernten Kaschgar, der Hauptstadt von Turkestan, unternommen werden. Überall haben die Russen daselbst kunstvolle Bergstraßen angelegt, so daß sie nun selbst mit Artillerie das öde Gebiet von Pamir, „das Dach der Welt", durchkreuzen können. Über den 3617 m hohen Talldikpaß erreichte Hedin am 16. August ohne Unfall Kaschgar. Hier wurden 14 Kamele und 1 Dromedar gekauft, zudem der nötige Proviant und die Tauschwaren; auch mußte das Reisegeld (11 500 Rubel) in chinesisches Silber umgewechselt werden, wobei ihm der russische Konsul freundlich an die Hand ging. Die Karawane schickte Hedin nach Jangi-köll voraus — rund 11 geographische Längegrade weit; er selbst wollte zu Schiff den Tarim hinabfahren und dessen Lauf genau vermessen; denn die Erforschung dieses Wüstenflusses und der großen Salzseen des Lob-nor, in die er mündet, war die erste Aufgabe seiner Reise. Am 5. September verließ er Kaschgar und erreichte am 11. Lailik, das am Jarkent-darja liegt, wo der 30. Breitegrad den Fluß schneidet. Dort wurde ein Fährboot gezimmert, und schon am 17. September konnte die Flußfahrt beginnen. Rund 2000 km weit ging es die Wasserstraße hinab. Unsere Kenntnis des Tarim beruhte bisher auf verhältnismäßig flüchtigen Beobachtungen. „Als ich meine große Karte des Tarim fertig

hatte", sagt mit berechtigtem Stolze Hedin, „fand ich, wie unähnlich ihr das bisherige Bild des Flusses war. Es war eine geographische Eroberung, die der Monate, die ihr geopfert wurden, wohl wert war. Nie ist die Karte eines außereuropäischen Flusses so genau aufgenommen worden."

Die Flußfahrt bildet trotz mancher aufregender Zwischenfälle — denn mehr als einmal war man in Gefahr zu scheitern — den angenehmsten Teil der Reise. Die Ufer des Tarim sind durchaus nicht, wie man erwarten sollte, nur öde Sanddünen der Wüste. Weite Strecken begleiten ihn herrliche Waldungen. Geben wir, zugleich als Stilprobe, die Schilderung Hedins:

„Der Fluß verändert heute (28. Sept.) sein Aussehen nicht. Stattlich fließt er in dem majestätischen Schweigen des Waldes in unbedeutendem Gefälle dahin und hält sich meistens in einem einzigen Bette mit Tiefen, die bis zu sieben Meter betragen ... Schon vom vorigen Lagerplatze an sind die Ufer mit einem dichten, prachtvollen Walde von alten, ehrwürdigen, knorrigen Pappeln besetzt, deren grüne, verschlungene Kronen jetzt ins Rote und Gelbe zu spielen beginnen; es ist, als kleideten sie sich zu einem lustigen Herbstkarneval in bunte Gewänder. Die Leute von Lailik hatten nie einen solchen Wald gesehen und machten ihrem Erstaunen und Entzücken in lebhaften Ausrufen Luft. Sie nannten den Wald ‚Östäng-bag', den Baumgarten am Kanal, wie die bewässerten Parke und Haine der Oasen gewöhnlich genannt werden. Sie hatten recht, es war ein Genuß für das Auge, diesem farbenprächtigen Uferschmuck zu begegnen, und in dem lautlosen Schweigen, das den ganzen Tag herrschte, konnte man glauben, in einem Triumphwagen von unsichtbaren Nixen und Elfen auf einer Straße von Saphiren und Kristall durch einen verzauberten Wald gezogen zu werden. Es war so still, daß man kaum zu sprechen wagte, um nicht den Zauberbann zu brechen. Feierlich standen die Pappeln in zahlreichen Reihen, wie sie in vielen hundert Jahren die Ufer bekränzt; aufrecht standen sie da wie Könige und spiegelten ihre Kronen aus falbem Herbstgold in dem lebenspendenden Flusse, der Nährmutter der Wälder, der Herden und Hirsche und des Königstigers, dem größten Gegensatze des Wüstenmeeres. Da stehen sie in einer dunkeln Mauer, würdevoll und still, als lauschten sie einer Hymne, die zwischen den Ufern dem Lobe des Allmächtigen leise erklingt, einer Hymne, die auch Wanderer und Reisende vernehmen können, wenn nur ihr Gemüt für die Größe der Natur empfänglich ist."

An Wild waren die Ufer reich. Rehe, Hirsche, Wildschweine, Wildenten, Schneegänse, auch große und wohlschmeckende Fische wurden erbeutet. Anfangs Oktober kam man in die Gegend, wo Hedin im April 1895 seine Karawane durch Verschmachten verloren hatte.

Am 10. November stellte sich der Winter ein, und bald hatten die Schiffer Tag und Nacht mit den tanzenden Schollen des Treibeises zu kämpfen. Am 5. Dezember erreichte man Karaul, den nördlichsten Punkt des Tarim, wo der Fluß ganz nahe am 41. Breitegrad nach Südost und Süden umbiegt; mit Mühe arbeitet man sich durch die immer fester werdende Eisdecke bis zum Winterquartier am Jangi-köll (köll bedeutet See), das man am 8. Dezember noch eben glücklich fand. Damit war der erste Teil der Reise zu Ende. Um die großen Salzseen des Lob-nor aufzusuchen, mußte man die Eisschmelze abwarten.

Aber Hedin hatte für die Wintermonate sich Arbeit genug zurechtgelegt. Er unternahm eine Fahrt durch die Wüste Takla-makan nach Tschertschen und andere am Fuße der Berge Tibets gelegene Orte, erforschte dann das alte Flußbett des Tschertschen-Darja und kehrte dem Ettek-Tarim — einem ebenfalls verlassenen Stromlaufe folgend — Ende Februar 1900 in das Winterquartier zurück. Der Gefahr des Verdurstens in der Wüste hatte er dadurch vorgebeugt, daß er seine Kamele mit Säcken voll Eis beladen; beinahe wäre er aber den schrecklichen Wüstenstürmen zum Opfer gefallen.

Kaum gestattete es die Witterung, so brach Hedin am 5. März nord- und ostwärts auf, der Kette der Kurruk-tag folgend, bis zu der Oase des quellenreichen Altimischbulak, wo er vom 23. bis 27. März lagerte und dann seine erste Durchquerung dieses Teiles der Wüste nach dem Lob-nor vornahm. Der Weg führte ihn nahe an den Ruinen vorbei, die er bei seiner späteren Wüstenfahrt im März des folgenden Jahres entdeckte und erforschte. Die Gegend am Fuße des Kurrukgebirges nennt der Reisende „das gelobte Land des wilden Kamels“. In bedeutenden Herden traf man es und erlegte mehrere. Man traf eine Kamelstute mit einem frischgeworfenen Jungen; aber die Alte nahm das Junge zwischen Hals und Kinn und entfloh mit solcher Geschwindigkeit, daß man sie nicht einholte. Am Nordrande des Lob-nor durch See, Sumpf und Schilf des über 100 km langen Wasserbeckens, meist im „Faltboot“, einem in zwei Teile zerlegbaren Kahne aus wasserdichtem Stoffe, erreichte Hedin am 11. April bei Abdall den Haupteinfluß des Tarim. Dann eilte er stromaufwärts, meist dem Ilek, einem östlichen Arm des Tarim folgend und durch eine Reihe von Seen und Sümpfen zu seinem Winterquartier nach Jangi-köll zurück und dann auf seinem großen Fährboot den Hauptarm des Tarim, überall genaue Messungen vornehmend, wieder stromabwärts nach Abdall, das er am 21. Juni abermals erreichte. Dort rastete er 10 Tage und rüstete die Karawane für den ersten Zug nach Tibet. Dabei fand er Muße, eine Anzahl Volksgesänge niederzuschreiben, wie die Leute am Lob-nor sie singen; es sind meist melancholische Liebeslieder.

Am 30. Juni brach die Karawane auf südostwärts den Bergen zu. Es galt das Kwenlungebirge, das im Süden die Wüste des Tarimbeckens begrenzt, zu übersteigen. Zuerst ging es über die Kette des Astin-tag. In dem Hochtale von Tamirlik, unfern des Gas-nor, schon 2961 m hoch, traf man am 11. Juli ein; dann drang Hedin erst in die rechte Bergwüste ein. Über dem Tschimen-tag, den Ara-tag, den Kalta-alagan mit Paßhöhen von nahezu der Höhe des Montblanc stieg man zum Kum-köll (Sandsee) herab, der immer noch 3882 m über dem Meere liegt. Dann überwand die Karawane den Arka-tag, die höchste Kammhöhe unserer Erde mit 5180 m — die Gipfel steigen ja im Himalaja noch 3000 m höher — und befand sich nun auf einer Wegstrecke von mehr als 100 km beständig über Montblancshöhe. Furchtbare Hochgewitter mit Hagel und Schneestürmen entluden sich über den kühnen Reisenden; die Nachtlager mußten oft auf morastigem Boden genommen werden; die Strapazen in der dünnen Höhenluft brachten ernste Krankheiten; nur Hedin selbst konnte das

schreckliche Klima nichts anhaben. Abenteuer mit Wölfen, Bären, wilden Yaks, die in großen Herden das karge Bergmoos abweiden, und auf die man Jagd machte, brachten Wechsel in die ermüdende Bergfahrt; aber kein menschliches Wesen wurde seit dem Betreten Tibets getroffen. Ende August war man endlich bis zu den großen abflußlosen Salzseen unter dem 34. Breitegrad vorgedrungen, nicht fern von den Jangtsekiangquellen, und bei Vermessung eines derselben, der 4848 m über dem Meere liegt, hätte Svedin beinahe sein Leben eingebüßt.

„Ich trat die Fahrt (in dem zusammenlegbaren Faltboote) im herrlichsten Wetter bei günstigem östlichem Winde an", erzählt der kühne Reisende. „Der Wind wurde stärker, schlug nach einer Weile aber wieder um. Die gewöhnlichen Vorboten des Sturmes, schwarzes Gewölk, verdunkelten den Himmel im Westen. Sie teilten sich in zwei Abteilungen. Die eine zog über die Berge im Süden hin und ließ eine weiße Schneedecke hinter sich zurück; die andere eilte uns über den See entgegen. Wieder erhoben sich die rastlosen Wogen. Das Klügste wäre gewesen, mit dem Sturm zu treiben, aber dann hätten wir uns von den Unsern entfernt. Wir beschlossen, mit Aufbietung aller unserer Kräfte gegen Wind und Wellen anzurudern. Schon stampfte das Boot greulich, und ich, der vorn saß, erhielt das Spritzwasser jeder neuen Welle und war bald klatschnaß. Ein Gußregen tat das seine, um die Lage noch ungemütlicher zu machen. Wir arbeiteten, daß die Ruder knackten; aber die Wellen warfen uns immer wieder zurück. Das Boot schwebte auf einem Wellenkamm oft zur Hälfte über dem Wasser und plumpste dann in das Tal mit einem Knalle hinunter, der leicht ein Sprengen des schwachen Fahrzeugs verursachen konnte. Jetzt trat ein neuer unheilvoller Umschlag ein; der Wind sprang mit ungeheurer Geschwindigkeit nach Süden um, so daß ein neues Wogensystem, welches das bisherige kreuzte, entstand. An den Kreuzungspunkten bildeten sich Wogenpyramiden von doppelter Höhe. . . . Wir fragten uns unwillkürlich, ob diese oder die nächste Woge unser Boot umstürzen wird." Nach anderthalb Stunden Kampf mit den Wellen kam eine zweite Bö und trieb Hedin und seinem Gefährten Massen von Schnee und Hagel ins Gesicht. „Den ganzen Tag arbeiteten wir wie Galeerensklaven. . . . Erst nach achtstündiger Arbeit erreichten wir das Ufer. . . . Jetzt glänzte der Mond zwischen zerrissenen Wolken hervor, und sein Licht vermischte sich in phantastischer Weise mit den zuckenden Blitzen, die einander unaufhörlich ablösten."

Hedin durfte mit seiner erschöpften Karawane den schrecklichen Winter in dieser Bergeinöde 5000 m über dem Meere nicht abwarten; deshalb kehrte er am 2. September um und zog in einem großen Bogen über Westen wieder nordwärts. So hatte er die Gelegenheit eine ganz neue Partie des Kwenlun ungefähr in der Richtung des 88. östlichen Längegrades zu erforschen. Es war aber hohe Zeit, daß er mit seiner sterbenden Karawane am 18. Oktober wieder das Lager von Temirlik fand, das er am 11. Juli verlassen hatte. Doch auch jetzt gönnte sich der rastlose Mann keine Ruhe. Trotz des Winters überstieg er den Tschimen-tag abermals, um den großen Ajagkum-köll zu vermessen, und kehrte, immer andere Wege wählend, in einem großen Bogen über den Ghopurpaß anfangs Dezember in das Lager von Temirlik zurück. Eine Karawane von 75 mongolischen Lamas war unterdessen auf dem Wege zum Dalai Lama nach Lhasa, der heiligen Stadt, in Temirlik eingetroffen. Hedin war stark versucht, sich

derselben als Pilger verkleidet anzuschließen. Aber er entschloß sich, seinem Reiseplane treu zu bleiben. Einer der Lamas erzählte von einer Prophezeiung, die sich in einem alten heiligen Buche zu Lhasa finde. Nach derselben sollte dereinst der Tsagan-Chan (der „Weiße Zar") über die ganze Erde herrschen, Tibet erobern und Lhasa zerstören.

Nach einigen Rasttagen trat Hedin am 12. Dezember 1900 eine neue große Expedition an. Die Reise ging einem Tale des Astin-tag folgend nach Osten bis etwa zum 95. östlichen Längegrad, dann überstieg er in den ersten Tagen von 1901 das Gebirge und durchquerte, nordwärts ziehend die Wüste Kum-tag (Sandberg). Am 13. Februar erreichte er den nördlichsten Punkt nahe am 42.° nördl. Breite und 93.° östl. Länge. Schreckliche Durstnot trieb ihn nach Westen zu den nächsten ihm bekannten Quellen, und es glückte ihm, die „Oase der 60 Quellen" (Altimisch-bulak) am 24. Februar eben noch lebend zu erreichen. Einige Rasttage waren durchaus notwendig; aber schon am 2. März ging es wieder in die Wüste hinein. Die Ruinen von Lou-lan, am Gestade des alten ausgetrockneten Lob-nor, wurden nun aufgefunden und untersucht — in geschichtlicher Beziehung zweifelsohne die wichtigste Entdeckung der ganzen Reise. Interessante uralte Holzschnitzereien, Buddhafiguren und endlich — ein paar hundert beschriebene Papierstücke nebst 42 ebenfalls mit Schriftzeichen bedeckten Holzstäben wurden ausgegraben. „Dieser Fund war ein Triumph!" ruft Hedin aus. „Die Muselmänner hofften, wie gewöhnlich Gold zu finden; doch ich hätte die zerrissenen schmutzigen Brieffragmente nicht gegen große Summen vertauscht."

Der Sinologe Karl Himly, dem der Fund zur Entzifferung übergeben wurde, konnte gleich feststellen, daß die meisten Zeitangaben aus den Jahren 264 bis 270 n. Chr. sind. Sie erzählen von regelmäßiger Post durch die Wüste Gobi, und die Lehmtürme, die Hedin bei seiner früheren Reise fand, stehen mit der alten Poststraße und dieser untergegangenen Stadt in Verbindung. Über die Geschichte derselben ist ein ganzes hochinteressantes Kapitel Himlys aus Petermanns Mitteilungen (1902, XII) in die Reise eingeschoben.

Es folgte die genaue Nivellierung der Wüste bis an den Rand des jetzigen Lob-nor mit dem erstaunlichen Ergebnis, daß der Boden auf die ganze Strecke von 81½ km nur um 2⅓ m fällt. Nach abermaliger Untersuchung der nördlichen Ausbuchtungen des großen Salzsees eilte Sven Hedin über Abdall nach Tscharlik, wo er Anfang April 1901 eintraf und eine neue große Karawane zur Erforschung Tibets vorbereitete. Da der Dalai-Lama wahrscheinlich sich dem Besuche einer so großen Expedition widersetzen würde, faßte der Reisende den Plan, die heilige Stadt Lhasa als mongolischer Pilger verkleidet aufzusuchen, nur mit wenigen Dienern in der Begleitung eines mongolischen Lama, dessen Bekanntschaft er in Tscharlik machte. Die Karawane wollte er im Gebirge zurücklassen. Am 17. Mai wurde der Aufstieg über das nördliche Randgebirge unternommen, und bald befand man sich wieder mitten in den Schrecken der Bergwüste Tibets 4000—5000 m und noch mehr über dem Meere. Die Richtung lief der früheren so ziemlich parallel, hielt sich aber durchschnittlich etwa um

zwei Längegrade westlicher. Dieselben furchtbaren Strapazen in Schnee und Hagelstürmen, dieselben Jagdabenteuer auf Bären, Yaks, Antilopen, wilde Schafe und Esel wiederholen sich; in der Kälte und dünnen Höhenluft erkranken die Menschen, die Reit- und Lasttiere; nur Hedins Gesundheit scheint unverwüstlich. Unter unendlichen Mühsalen erreicht man den Punkt, wo der Reisende die Karawane zurücklassen und den Besuch Lhasas wagen wollte. Die Stelle liegt 5127 m hoch an einem Wasserlauf, ziemlich genau unter dem 89.° östl. Länge und 32,2.° nördl. Breite. Man war kurz vorher mit den ersten Bewohnern Tibets, armen Hirten, zusammengetroffen und mußte also fürchten, daß die Ankunft der Expedition in Lhasa bekannt wurde, wenn die große Karawane noch weiter nach Süden zöge. Hedin ließ sich also von dem Lama in einen mongolischen Pilger verwandeln, den Kopf glatt rasieren, den Schnurrbart abschneiden, sich mit Fett, Ruß und brauner Farbe einreiben, zog mongolische Kleidung an und behängte sich mit der buddhistischen Gebetschnur, Amuletten und Götzenbildern. Es ist merkwürdig, wie leicht es die Pioniere der Wissenschaft mit dem verpönten Satz nehmen: „Der Zweck heiligt die Mittel!“

Am 27. Juli verließ der kühne Schwede das Lager in Begleitung des Lama, eines der Kosaken und eines Dieners und zog südostwärts dem großen buddhistischen Heiligtum zu. Mit verschiedenen Abenteuern und meist unter strömendem Regen drang er bis in die Nähe des Bum-tso-Sees vor, nur mehr wenige Tagreisen von seinem Ziele. Da traten ihm am 5. August bewaffnete Scharen des Dalai-Lama mit einem gebietenden Halt entgegen. Groß war die Angst des Lama; wenn man ihn erkannte, so hatte er die schlimmste Strafe eines Lama, die heilige Stadt nie mehr betreten zu dürfen, wenn nicht gar Todesstrafe, zu gewärtigen.

„Er erzählte von einem mongolischen Lama, der durch irgend ein Vergehen sein Recht, die heilige Stadt zu besuchen, verwirkt hatte, und der, um sein Vergehen abzubüßen, von Urga nach Lhasa — in Gebetsstellung, d. h. auf den Knien gerutscht sei. Er habe sich mit den Händen auf die Erde gestützt, die Knie nachgezogen, die Hände weiter gesetzt und so die ganze lange Reise (in der Luftlinie etwa dreitausend Kilometer!) gemacht, zu der er sechs Jahre gebraucht habe! Und als er nun noch eine Tagereise vom Stadttor entfernt gewesen sei, habe ihm der Dalai-Lama das Betreten der Stadt untersagt und unverrichteter Dinge habe er wieder umkehren müssen. Der Lama sagte noch, daß der Mann seinen Bußgang auf den Knien, die schließlich hart und hornig wie die Liegeschwielen der Kamele geworden seien, noch zweimal wiederholt habe, aber das Herz des Dalai-Lama doch nicht erweicht worden sei.“

Es waren schon mehrmals europäische Reisende, die sich nicht einmal so nahe an Lhasa herangewagt, „verschwunden“, zuletzt noch Dutreuil de Rins und Rijnhard; Hedin mußte sich auf das Schlimmste gefaßt machen, war aber entschlossen, vorher seine letzte Patrone zu gebrauchen. Endlich kam Kamba Bombo, der Gouverneur der Provinz, mit einer großen Schar freilich schlecht bewaffneter Reiterei, und die Verhandlungen begannen. Das Schlußergebnis war die Drohung des Kamba Bombo: „Noch einen Schritt weiter — und es kostet euch den Kopf!“ wobei er mit seiner Hand wagrecht über die Kehle fuhr und so sein Wort un-

mißverständlich verdolmetschte. Er bestand darauf, daß die „verdächtigen Fremden“ sofort unter Bedeckung in ihr Lager zurückkehrten und Tibet verließen. Hedin muß dem Dalai-Lama das Zeugnis geben, daß er durch diese vollständige Absperrung seines Landes politisch klug handle. Wie er sich der englischen „Gesandtschaft“ entledigen will, die jetzt seinem Verbote zum Trotz unter Anwendung von Waffengewalt von Süden her sich Lhasa nähert, bleibt abzuwarten. Sonst benahm sich der Beamte den Fremden gegenüber sehr anständig.

„Im großen ganzen war er sehr freundlich und artig“, sagt Hedin, „und gar nicht ärgerlich darüber, daß er durch uns Arbeit und Mühe gehabt und selbst hatte herreiten müssen. Er war ein rechtlich denkender und handelnder Mensch und wußte genau, was er wollte. Wer ich war, ist ihm wohl nie völlig klar geworden; doch muß er wohl geglaubt haben, daß hinter meiner abgetragenen mongolischen Tracht etwas Außergewöhnliches verborgen sei, sonst wäre er schwerlich mit solchem Pomp und Hofstaat angezogen gekommen. Mit China stehen die Tibeter beständig in Berührung; ihr Land ist nominell ein Vasallenstaat jener Macht, die in Lhasa einen Vertreter und ein „Yamen“ hat, welches in der Nähe von Potala, dem Tempelpalaste des Dalai-Lama, liegt. Ohne Zweifel hatten die Behörden in Lhasa Kenntnis von allem, was kürzlich in China geschehen war, und wußten, wie schwer der Mord des deutschen Gesandten v. Ketteler in Peking bestraft worden war. Sie mochten sich daher sagen, daß es klüger sei, sich nicht an einem Europäer zu vergreifen. Während der Unterredung drängten sich die übrigen Tibeter um uns. . . . Sie trugen Säbel in reich mit Silber beschlagenen Scheiden, die mit Korallen und Türkisen besetzt waren, Gavo (Amulettenfutterale) von Silber, Armbänder, Gebetschnüre, bunte Schmucksachen in ihren langen Zöpfen und waren entschieden mit dem Feinsten, was sie anzuziehen hatten, ausstaffiert. Die Vornehmen trugen große, weiße Hüte mit Federn, andere Binden um den Kopf, die gemeinen Soldaten gingen barhäuptig. . . . Darauf sagte der Kamba Bombo artig lebewohl, schwang sich in seinen reichgeschmückten Sattel und ritt, von seinem großen Stab gefolgt, schnell davon. Die Dämmerung hatte sich schon auf die Gegend herabgesenkt, die Reiterschar entschwand bald unsern Blicken, und mit ihr meine Hoffnung, das Mekka des Lamaismus zu schauen!“

So mußte Hedin die Rückreise in das 270 km entfernte Lager antreten. Bis an den Satschu-Sangpo begleitete ihn eine tibetische Eskorte. Durch Regen und Schnee erreichte er die Karawane am 20. August, und nochmals wollte er es versuchen, in einer mehr westlichen Richtung nach Süden vorzudringen. Aber am Nordufer des großen Selling-tso-Sees, unter dem 32.° nördl. Breite, traten ihm abermals bewaffnete Scharen entgegen. Diese nötigten ihn, die Richtung nach Westen, nach Leh in Ladak (Kaschmir), anzutreten. Unter Erkrankungen und Todesfällen schleppte sich die Karawane etwas südlich vom 32. Breitegrad voran, bis zum 84.° östl. Länge, in der Nähe des Labkos-tso und des 7220 m hohen Kuhambo, wo sie eine mehr nordwestliche Richtung einschlug und am 28. November endlich den 80 km langen Tso-ugomba (Blauer See) erreichte. Es war die höchste Zeit. Von den 24 Kamelen waren 21 verendet, von den Pferden alle bis auf eines! Es war wirklich ein Schmerzensweg, diese Strecke von über 1000 km in einer Temperatur, die bis auf 30 Grad Kälte herabsank!

„Es ist eine recht ernste Sache“, klagt Hedin, „eine große Karawane in Tibet zu führen; es ist nicht ganz so leicht, wie man glaubt, in diesem Lande zu reisen, und ein Vergnügen ist es auch nicht. Man erkauft die Tage und Meilen mit dem Leben von Menschen, Pferden und Kamelen, und es hat eine symbolische Bedeutung, daß der zurückgelegte Weg auf der Karte rot punktiert ist: er hat Blut gekostet! Wie viel Tränen und Blutströme hat dieser karge Boden aufgesogen, und wie viele Seufzer und Jammerrufe waren von unserer Karawane ausgestoßen worden, ohne von diesen kalten, kahlen Felswänden ein Echo als Antwort zu erhalten! Ein rotes Kreuz an jedem Punkte, wo in unserer Karawane ein Leben erloschen war, würde zum Verfolgen unserer Reise durch Asien genügen.“

Hätten die Beamten des Dalai-Lama Hedin nicht mit Reit- und Lasttieren (zahmen Yaks) ausgeholfen, und wäre ihm von Indien aus nicht eine Hilfskarawane entgegengekommen, so hätte er den Boden Tibets wohl kaum verlassen. Aber mitten im Elende blieb er seiner Aufgabe treu. Trotz der Dezemberkälte vermaß er noch den 4250 m hoch gelegenen Pangong-tso-See, der schon jenseits der Grenze Tibets liegt, wobei für die Lotungen Löcher in die Eisdecke geschlagen werden mußten, dann erkletterte er mit seiner Karawane den 5386 m hohen Tschang-ja-Paß und stieg in das Tal des Indus hinab. Am 20. Dezember erreichte er Leh, die Hauptstadt von Ladak, und damit war seine Reise im Herzen Asiens beendet. Einer freundlichen Einladung Lord Curzons, des Vizekönigs von Indien, folgend, eilte er nach dessen Schloß Barrakpor bei Kalkutta und feierte dann eine Art Triumphzug durch verschiedene Hauptstädte und Fürstenhöfe Indiens. Welch ein Gegensatz zu dem öden und ungastlichen Tibet! Nach Leh zurückgekehrt, führte er seine Karawane über die gefährlichsten Pässe des östlichen Karakorumgebirges nach Jarkent und Kaschgar zurück, wo er am 14. Mai 1902 wieder eintraf. Die Heimreise folgte der früheren Straße nach Osch ans Kaspische Meer und durch Rußland in die schwedische Heimat. Die Ehrungen, die ihm daselbst seitens seines Königs und seiner Mitbürger aber auch weit über die Grenzen Schwedens hinaus zu teil wurden, hat er wohl verdient. Daß Sven von Hedin nicht nur als kühner Entdecker, sondern auch als fesselnder Reisebeschreiber einen hervorragenden Platz einnimmt, wird jeder Leser seiner Werke anerkennen.

Jos. Spillmann S. J.

Maria Magdalena. Freie epische Dichtung von **F. Feldigl.** 8° (232) Bruck 1903, Sighart. *M* 2.—; geb. *M* 2.50

Der Dichter hat kein eigentliches Epos im großen Stile schaffen wollen, sondern 20 nicht gerade lange, mit Lyrik stark vermischte Gesänge nach Art eines Romanzenkranzes aneinandergereiht. Überdies hat er für die verschiedenartigen Bestandteile verschiedene Vers- und Strophenarten gewählt; damit hat er zwar das einheitliche Gepräge der äußeren Form und des epischen Tones preisgegeben, ist aber dem heutigen Geschmack mehr entgegengekommen. Zugleich ist jedoch ganz unpassenderweise auch ein gut Teil Sentimentalität mit eingedrungen. Im ganzen begnügt er sich mit den Personen der Geschichte, bringt sie aber zum Teil in nähere Beziehung zueinander, spinnt ihre Lebensschicksale weiter aus

und erzielt dadurch eine fast romanhaft bewegte Handlung. Bezeichnend ist es, daß der gute Schächer als ein empfindsamer Germanenjüngling erscheint, der dem leichtsinnigen Mägdlein vergebens seine Ritterdienste anbietet. Die biblischen Nachrichten über Magdalena, die sich wahrscheinlich auf Lk 8, 2 und Jo 19, 25; 20, 1 f 11 ff beschränken, müssen natürlich nach allen Seiten erweitert werden. Daher hat der Verfasser zunächst die Sünderin bei Lk 7, 36 und Maria, die Schwester des Lazarus (Jo 11, 1—12, 10) mit seiner Heldin verschmolzen; das wird ihm niemand verübeln, zumal da selbst manche Schriftforscher dafür eintreten. Nur hätten diese Berichte auch gewissenhaft ausgenutzt werden sollen. Leider ist das nicht geschehen; denn Lk 10, 38 ff ist einfach übergangen, die großartigen Berichte über die Sünderin (Lk 7, 36 ff) aber und über die Auferweckung des Lazarus sind zu ganz schwindsüchtigen Auftritten verändert worden. Auch wenn keine wissenschaftliche Lebensbeschreibung, sondern eine freie Dichtung geliefert werden sollte, mußten diese bedeutungsvollsten Stellen wahrheitsgetreu beibehalten werden. Dadurch hätte die biblische Dichtung — eine solche müssen wir doch wohl erwarten und fordern — ein festeres Rückgrat und zugleich wahre Glanzpunkte erlangt. Viel glücklicher ist die Benutzung der christlichen Sage, die den Abschluß bildet, und zum Teile auch die freie Erfindung; so ist die willkürliche Einflechtung mehrerer Ereignisse aus dem Leben Jesu vom künstlerischen Standpunkt durchaus gerechtfertigt. Eine besondere Aufmerksamkeit wird der inneren Verknüpfung der Personen und Tatsachen gewidmet. Mag diese auch zuweilen, wie bei Lazarus' Tod, mißlungen sein, so ist dadurch doch größere Einheit und festerer Zusammenschluß, mehr Verwicklung und eine fast romanhafte Spannung in das Stück gekommen. Ein vortrefflicher Griff ist die Verbindung Magdalenas mit dem Hofe des Herodes. Sie erweitert und vertieft das Bild jener Zeit und bringt bedeutende Gestalten hinein. Allerdings werden bei der Schilderung des üppigen Hoflebens von Kallirhoe Szenen vorgeführt, die an Sinnlichkeit und Farbenglut an die gerügten Orgien in Quo vadis erinnern. Doch hat der Verfasser die Gewissenhaftigkeit, in seinen Vorbemerkungen zu betonen, daß er „das Buch nur in die Hände reiferer Leser gelegt wissen“ möchte. Der tiefe Fall Magdalenas in solcher Umgebung ist begreiflich. Doch scheint es uns wenig motiviert, daß ein zwar eitles und genußsüchtiges, aber bis dahin reines Mädchen, seine Liebe gerade dem Herodes mit dem „weintrunkverblödeten Antlitz“ zuwendet und sich so ohne allen Kampf der schmählichsten Leidenschaft überläßt. Das wird edler denkende Leser abstoßen. Aber noch viel entschiedener müssen wir gegen einen andern Punkt Einsprache erheben: gegen die sinnliche Liebe Magdalenas zum Gottmenschen. Eine so ungeheuerliche Verirrung ist nicht nur durchaus unwahrscheinlich, sondern auch des Heilandes ganz unwürdig und für das christliche Gefühl höchst verletzend. Der leidenschaftliche Ausbruch bei der Erscheinung des Auferstandenen zieht die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung in Zweifel und ist geradezu gotteslästerisch. Mit den Personen, die im Christentum ein bestimmtes Gepräge erhalten haben, besonders mit den Heiligen, kann der Dichter nicht nach Gutdünken verfahren, sondern er hat die Überlieferung zu achten und vor allem die Andichtung grober Makeln zu vermeiden. Noch weniger darf die Passions-

geschichte willkürlich geändert werden. Der Dichter erlaubt sich nach der Geißelung und Dornenkrönung unseres Herrn eine Nacht einzuschieben, um seinem „Germaner" Gelegenheit zu geben, den Kerker zu stürmen und dem Heilande Gelegenheit zur Flucht anzubieten. Das geht denn doch weit über die certi denique fines hinaus. Und es liegt ja gar keine Not zu einem solchen gewaltsamen Eingriff in die Erzählung des Evangeliums vor. Weshalb macht der Germane seinen Befreiungsversuch nicht zur Zeit, da der Heiland im Gefängnisse im Hause des Kaiphas lag? — Endlich müßten Sprache und Versbau viel besser besorgt sein. Die Sprache verirrt sich oft in die platteste Prosa; von einer richtigen Cäsur des Hexameters scheint der Dichter keine Kenntnis zu haben, auch werden Silben, die durchaus betont sein müssen, als unbetonte verwendet — und umgekehrt — gerade wie ihm die Worte in die Feder laufen. Alles in allem: wir können das Gedicht nicht als einen Erfolg betrachten, wenn auch manche einzelne Schönheiten von dichterischem Talente zeugen und uns später wohl eine reifere Frucht der Muse des Sängers von Maria Magdalena hoffen lassen.

Hermann Wiesmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Die Verfassung der Kirche von den ersten Jahrzehnten der apostolischen Wirksamkeit an bis zum Jahre 175 n. Chr. Von Heinrich Bruders S. J. 8° (XIV u. 406 nebst einer Karte.) Mainz 1903, Kirchheim & Ko. Geh. *M* 15.—

Obgleich die Literatur über die Verfassung der Urkirche bereits ins Unabsehbare angewachsen ist, wird doch niemand, der von den in Frage kommenden Problemen und Dunkelheiten eine Ahnung hat, neue Arbeiten über den Gegenstand von vornherein als überflüssig abweisen. Hier haben wir eine wirklich gute Leistung vor uns. Große Sachkenntnis und ein ruhig maßvolles Urteil charakterisieren sie. Der Verfasser hat gut daran getan, sich nicht mit den Hypothesen und Bearbeitungen anderer auseinanderzusetzen, dafür aber das Quellenmaterial selbst in seiner ganzen Vollständigkeit auf sich einwirken zu lassen. Dabei kommt er zu recht beachtenswerten Resultaten: 1. Für die apostolische Zeit und die ersten Jahrzehnte nach dem Tode der Apostel bis etwa zum Anfang des 2. Jahrhunderts ist die Terminologie für das kirchliche Amt und seine Abstufungen und Betätigungen noch recht schwankend, weil erst in der Bildung begriffen. In Anbetracht der Neuheit der Sache und der ganz eigenartigen Verhältnisse wäre es auffallend, wenn dem anders wäre. Dafür aber, daß 2. das kirchliche, von Christus eingesetzte Amt immer da war, haben wir das vollgültige Zeugnis des Klemens von Rom aus dem Jahre 96. Im Anschluß an den Klemensbrief, dem mit Recht die höchste Be-

deutung zuerkannt wird, findet der Verfasser 3. den charakteristischen Unterschied zwischen dem kirchlichen Amt und dem Charisma im engeren Sinne des Wortes in der autoritativen Sendung, die in der Satzreihe ihren Ausdruck findet: Gott sendet Christus, Christus sendet die Apostel, die Apostel senden die Erstlinge der Gläubigen, diese andere erprobte Männer usf.; immer aber ist es die Autorität Gottes, mit der die Gesandten ausgestattet sind, und der sich die Gemeinde in Ehrfurcht und Gehorsam unterwirft. Die Träger der Autorität können nun Wanderapostel sein oder ansässige Vorsteher, charismatisch begabt oder auch nicht, je nach der Zeit. Gegen dieses Hauptresultat der Forschung wird sich sachlich nicht viel von Belang erinnern lassen. — Viel wertvolles Material enthalten die sechs „Anhänge", die gut zwei Drittel des Buches ausmachen; namentlich verdient „Anhang 5", eine Art Lexikon der in Betracht kommenden Ausdrücke, besondere Beachtung. Die Frage, ob die „Anhänge" sich nicht besser in die eigentliche Abhandlung hätten hineinarbeiten lassen, mag, weil rein formeller Natur, auf sich beruhen.

Die Schöpfungsgeschichte der Menschheit in der „voraussetzungslosen" Völkerpsychologie. Eine kritische Skizze von Dr Joseph Froberger aus der Gesellschaft der Weißen Väter. 8° (48) Trier 1903, Paulinusdruckerei. 60 *Pf.*

Eine scharfe und gediegene Auseinandersetzung mit einigen modernen Völkerpsychologen, die Geist, Sittlichkeit, Ehe, Religion nach Darwinschen Grundsätzen als das Ergebnis einer allmählichen Entwicklung erklären und daher den Naturmenschen als erstes Stadium dieser Entwicklung möglichst tief herabdrücken. Froberger hat die Willkürlichkeit und Unwissenschaftlichkeit dieser Phantasien, die Dr Schneider mit Recht als „Schmarotzergewächse am Baume der Wissenschaft" bezeichnet, trefflich beleuchtet. Es wäre zu wünschen, daß aus Missionskreisen öfter und entschiedener gegen diese lügenhaften Berichte über die Naturvölker Front gemacht würde.

Die deutschen Dominikaner im Kampfe gegen Luther (1518—1563). Von Dr Nikolaus Paulus. [Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. IV. Band, 1. u. 2. Heft.] gr. 8° (XIV u. 336) Freiburg 1903, Herder. *M* 5.—

Aus einer einzigen Ordensfamilie auf deutschem Boden nicht weniger als 33 ansehnliche, öffentlich hervortretende Gegner der religiösen Neuerung innerhalb der nächsten 45 Jahre nach Luthers Auftreten: das gibt doch ein anderes Bild vom Stande der deutschen Männerklöster in jener unheilvollen Zeit! Die geradezu hervorragenden Theologen in ihrer Mitte, wie Köllin, Pelargus, Mensing usw., sind die rechte Antwort auf die auch bei Katholiken so heimischen Phrasen von der tiefen Versunkenheit „der späteren Scholastik". Eine Anzahl humanistisch hochgebildeter, in christlich-humanistischem Geschmack und Geist auf ihre Umgebung weiterwirkender Mönche zeigt, was es mit der auch heute wiederholten Anklage auf sich hat von einer systematischen Unterdrückung der schönen Wissenschaften durch die Theologen. Am lehrreichsten für die Gegenwart ist aber der erasmianisch gesinnte Joh. Faber, den so lange der Wahn befangen hielt, es ließen tiefgreifende Gegensätze der Prinzipien auf dem Glaubensgebiet durch Liebesphrasen und Friedensschalmeien sich aus der Welt schaffen. In der ganzen Sammlung trifft man überall

die bekannte Sachlichkeit und Umsicht des durch seine trefflichen Arbeiten in der gesamten Gelehrtenwelt hochgeschätzten Verfassers. Wohl der beste Kenner der theologischen Literatur in Deutschland während des Reformationszeitalters, weiß er schon durch seine reichen und kostbaren bibliographischen Angaben seine Schrift unentbehrlich zu machen. Ob nicht auch Cajetan und Silvester Prierias trotz ihrer fremden Nationalität in diesem Werke in irgend einer Weise ihre Stelle hätten finden sollen, darüber ist geteilte Auffassung möglich. Aber ein anderer Gedanke ist es, der die Freude über die Schrift ein wenig beeinträchtigt; durch dieselbe scheint die Hoffnung vereitelt zu werden, die gewiß viele schon lange gehegt haben, daß Dr Paulus seine weithin zerstreuten Arbeiten über die katholischen Apologeten und Polemiker des 16. Jahrhunderts zu einer einzigen großen Sammlung vereinigen würde, zu der ja nach beliebiger Frist neue Bände hätten folgen können. Möge nun wenigstens die freudige Aufnahme dieser ersten wertvollen Sammlung beitragen, daß noch viele ähnliche das Licht erblicken.

Neue Kulturstudien. Von Richard v. Kralik. 12° (VIII u. 372) Münster 1903, Alphonsus-Buchhandlung. *M* 3.—

Die „Neuen Kulturstudien" verfolgen denselben Zweck wie die „Kulturstudien" (vgl. diese Zeitschrift LXI 327): sie sollen einzelne in den größeren Werken berührte Fragen weiter ausführen. Obwohl sie daher die verschiedensten Stoffe behandeln, werden sie doch durch einen Grundgedanken zusammengehalten. Sie stellen das umfassende Wissen, den Gedankenreichtum und die Eigenart des Verfassers ins hellste Licht und enthalten viel Belehrendes und Anregendes.

„Les Saints." 8° Paris 1903, Lecoffre. Per Band *Fr.* 2.—

1. **Saint Victrice,** Evêque de Rouen (IV.—V. S). Par E. Vacandard.
2. **Sainte Hildegarde.** (1098—1179). Par l'abbé Paul Franche.
3. **La Bienheureuse Marie de l'Incarnation,** Madame Acarie (1566—1618). Par Emanuel de Broglie.

Bei wiederholter Anzeige von Heiligenleben der vorliegenden erfolgreichen Sammlung haben diese Blätter in vereinzelten Fällen von Vorbehalten nicht Abstand nehmen können. Insbesondere ist über den Geist, in welchem R. de Maulde La Clavière das Leben des hl. Cajetan von Tiene beschrieben hat, schon 1902 (LXIII 230) und abermals 1903 (LXIV 475) ernstes Bedauern ausgesprochen worden. Der Verleger der Sammlung, Herr Viktor Lecoffre, hat nun unter dem 21. März 1904 der Redaktion die Mitteilung zugehen lassen, daß vor etwa 1½ Jahren bereits dieses Werk völlig aus dem Buchhandel zurückgezogen worden sei. Gern wird dies, dem geäußerten Wunsche entsprechend, zur weiteren Kenntnis gebracht; es kann dem Katholiken nur zur Genugtuung gereichen. Um so unbedenklicher dürfen jetzt auch die neu eingesandten Lieferungen der Aufmerksamkeit der Leser vorgeführt werden.

1. Victricius (etwa 330—409), neben Hilarius und Martin von Tours eine der Koryphäen aus der Zeit der ersten schönen Vorblüte der gallischen Kirche, hat ein Gedenkblatt wie dieses, aus der Hand eines so bewährten Heiligen-Biographen, wohlverdient. Gleich Martin erst Heide und Soldat, hat der Heilige nach Ausweis der einzigen von ihm erhaltenen Schrift einen beachtenswerten Grad literarischer, philosophischer und theologischer Bildung sich angeeignet, und hat über die Grenzen der Normandie hinaus, vorübergehend selbst in Großbritannien, segensvoll gewirkt.

Aufzeichnungen über sein Leben sind nicht erhalten, aber infolge seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Martinus, Ambrosius und Paulin von Nola, wie durch seine Beziehungen zum Apostolischen Stuhl fehlt es nicht ganz an Anhaltspunkten und einzelnen sichern Nachrichten. Aus allem diesem hat der geschickte Biograph recht glücklich ein Ganzes gestaltet, das von der Persönlichkeit des Heiligen eine ehrfurchtgebietende Vorstellung weckt, zugleich auch in die kirchlichen Verhältnisse Galliens während der den arianischen und den pelagianischen Wirren inmittenliegenden Periode einen lehrreichen Einblick verstattet.

2. Der Verfasser ist nicht Historiker, wie manches minder genaue Wort erkennen läßt, auch nicht hagiographischer Forscher, der Neues beizubringen wüßte. Aber mit großer Liebe hat er sich in seinen Gegenstand hineingelebt und von einer der wunderbarsten Erscheinungen des deutschen Mittelalters ein lebhaft anmutendes Bild entworfen. Aus den grundlegenden Arbeiten von Pitra, Schmelzeis und den Bollandisten schöpfend, geht er nicht so sehr auf Erbauung aus als auf Bekanntmachung eines selbst bei uns Deutschen zu wenig beachteten Phänomens mittelalterlicher Mystik. Die leichte, wechselreiche Darstellung wird auch in Deutschland Freunde finden; nur sollten die zwei Irrtümer in Bezug auf Schwaben S. 191 u. 203 berichtigt werden.

3. Nach großen Bemühungen, in welche Heinrich IV. und Franz von Sales, Père Coton und Kardinal de Berulle eingreifen mußten, konnte am 15. Oktober 1604 durch den Einzug der ersten Töchter der heiligen Theresia in Paris der Grundstein zur blühenden Entfaltung des Karmel in Frankreich gelegt werden, dem freilich 300 Jahre später ein so überaus trübes Centenarium vorbehalten war. Die eigentliche Seele der Gründung war dieselbe hochbedeutende Frau, welcher auch die Oratorianer und die Ursulinen zum guten Teil ihren ersten Eintritt in Frankreich zu verdanken haben. Nachdem sie in der Hauptstadt Heinrichs IV. auch gesellschaftlich eine überragende Rolle gespielt, wurde die 48jährige Witwe zur Karmelitesse, um 4 Jahre später als Laienschwester zu sterben. Ganz Pariserin, durch Geburt und Tod, Familie und Wirksamkeit, erfuhr sie als die „Witwe von Paris" auch religiöse Verehrung in ihrer Vaterstadt, seitdem unter dem Siedepunkt der Revolution, in Gegenwart der emigrierten Schwestern des Königs, 1791 Pius VI. die Seligsprechung feierlich vollzogen hatte. Bei allen Außerordentlichkeiten eines gesteigerten inneren Lebens erwies sich die Selige als ausgezeichnete Erzieherin ihrer sechs Kinder, als Hausfrau und Vermögensverwalterin von seltener Einsicht und Tatkraft. Für den heilsamen Eindruck der Lebensbeschreibung wäre es nicht gerade notwendig gewesen, ihren wackern Ehegemahl im Lichte des Tölpels erscheinen zu lassen, noch auch, die ganze historische Bewegung der Ligue in Frankreich als wahnsinnige und fast verbrecherische Verirrung in Bausch und Bogen zu verdammen.

Sainte-Beuve avant les „Lundis". Essai sur la formation de son esprit et de sa méthode critique. Par C. Michaut. [Collectanea Friburgensia, Publications de l'Université de Fribourg (Suisse). Nouvelle série, fasc. V (14me de la collection).] 4° (VIII u. 736) Paris 1903, Fontemoing. *Fr.* 16.—

Sainte-Beuve ist so außerordentlich bedeutend gewesen als Literarhistoriker und so fruchtbar als Schriftsteller, daß man mit französischer Literatur irgend einer Periode sich kaum näher beschäftigen kann, ohne immer wieder seinem Namen zu

begegnen. Seinem geistigen Entwicklungsgang ist der imponierende Band gewidmet; derselbe führt Schritt für Schritt durch die zahlreichen Wandlungen, die der künftige Kritiker durchlaufen hat, durch all seine Schriften, Aufsätze, Meinungsäußerungen, von dem Augenblick an, da der junge Mediziner, seines Studiums überdrüssig, der Publizistik sich in die Arme warf (1818), bis zum Oktober 1849, da er begann, im Constitutionnel alle Montage seine berühmten Kritiken (les Lundis) erscheinen zu lassen. Mit dem letzteren Zeitpunkt war er in seine Meisterjahre eingetreten, im Urteil gereift, frei von hemmender Rücksicht nach außen und angesehen genug, seiner Stimme Gehör zu verschaffen. Die feinsinnige und fleißige literarische Untersuchung macht indes nicht nur mit Sainte-Beuve selbst vertraut, sondern mit allen bedeutenderen literarischen Kreisen und Kräften Frankreichs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, angefangen von jenem apostasierten Oratorianer Daunou, der sein erster Lehrer, und von dem abgefallenen Abbé de Lamennais, der für kurze Zeit sein Bekehrer war, bis zu George Sand, mit der er vertraute Beziehungen unterhielt. Am meisten sind Chateaubriand, Viktor Hugo und Lamartine in den Vordergrund gerückt. Mit der literarischen geht eine noch tiefere psychologische Studie Hand in Hand, die für manche vielleicht sogar das wertvollere und ergreifendere sein wird. Sainte-Beuve, fromm erzogen und von Jugend auf mit gläubigen Katholiken nahe befreundet, hat trotz seiner frühen Abirrung in den Voltairianismus den religiösen Zug in sich nicht leicht zu ersticken vermocht. Lange bewahrte er die ausgesprochene Vorliebe für den Katholizismus, und wiederholt trat die Gnade mächtig an ihn heran. Allein die groben Ausschweifungen, denen er sich von Jugend an zügellos hingegeben, ertöteten Kraft und Adel in seiner Seele. Vom freisinnigen Rationalismus zur Romantik, von hier zum philosophischen Eklektizismus, zum menschheitsbeglückenden Saint-Simonismus, zum sozialen Katholizismus de Lamennais', zum alten Jansenismus von Port-Royal, zum schweizerischen Calvinismus, gelangt er schließlich zum Skeptizismus der vollendeten Gleichgültigkeit und zum Haß gegen die Kirche, die er einst geliebt hatte. Zuletzt schätzt er als Religionsform nur noch den Gallikanismus, weil das annehmbarste für den, der von Religion nichts wissen will. Rein literarisch betrachtet, läßt sich von Sainte-Beuve vieles lernen; der ganze Wert einer gediegenen humanistischen Bildung tritt an ihm hervor. Für alles, was in irgend einer Literaturgattung wahrhaft schön, hatte er ein wunderbar feines Gefühl und für das bleibend Wertvolle einen sichern Blick. Er hat für den guten Geschmack wacker den Kampf gekämpft. In dem umfangreichen Appendix, Verzeichnis von Sainte-Beuves Schriften, werden auch wichtige Stücke aus seiner Korrespondenz mitgeteilt, zum Teil noch Ungedrucktes.

Aus der christlichen Altertumskunde. Acht Aufsätze von E. A. Stückelberg. Mit 24 Abbildungen und einer Farbentafel. 4° (100) Zürich 1904, Amberger.

Ergebnisse der Wissenschaft weiteren Kreisen mitzuteilen, ist immer lobenswert und verdienstlich, um so mehr, wenn es sich um Gegenstände handelt, welche gläubige Gesinnung und vaterländischen Geist stärken. Das sehr schön gedruckte und mit neuen, lehrreichen Abbildungen ausgestattete Buch behandelt in leichter und spannender Form Namen und Festtage der Heiligen, Reliquien und Reliquiare besonders der Schweiz. Es ist vorzüglich geeignet, nicht nur in das Verständnis der christlichen Altertumskunde einzuführen, sondern auch erfahrenen Kennern der Archäologie und

Hagiographie manche noch unbekannte Tatsache mitzuteilen. Ein kleines alphabetisches Register wäre eine dankenswerte Zugabe gewesen und würde deutlich gezeigt haben, wie viel wertvoller Gehalt hier in leichter Schale geboten wird.

Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Herausgegeben von Paul Clemen. Achter Band. II. Die Kunstdenkmäler der Kreise **Erkelenz** und **Geilenkirchen.** Im Auftrage des Provinzialverbandes der Rheinprovinz bearbeitet von Edmund Renard. Mit 12 Tafeln und 147 Abbildungen im Text. 4° (VI u. 224) Düsseldorf 1904, Schwann. M 4.50

Infolge ehemaliger starker Bewaldung und geringer Besiedelung der beiden Kreise sind Reste romanischer Zeit nur in Keyenberg, Koffern und Pallenberg erhalten. Das 15. Jahrhundert brachte infolge stärkerer Waldrodung und Besiedelung viele neue Kirchen, unter denen diejenigen zu Erkelenz mit ihrem stattlichen Turm und zu Gangelt die bedeutendsten, andere als Vorbilder einfacher Dorfkirchen mustergültig sind. Gute Altäre aus der Zeit um 1500 finden sich zu Elmpt, Kipshoven und Süggerath, wertvolle Stickereien zu Erkelenz und Gillrath. Reich sind beide Kreise an Burganlagen, die jedoch in späteren Jahrhunderten umgebaut wurden. Für die Fortführung des Unternehmens verdienen wiederum Geh. Justizrat Professor Loersch und Konservator Professor Clemen warmen Dank, für die Herstellung dieses Heftes gebührt Herrn E. Renard Anerkennung.

Zur Geschichte der Immaculata-Tradition in der Mainzer Kirche. Festgabe zur Konsekration und Inthronisation des hochwürdigsten Herrn Dr Georgius Heinrich Kirstein, Bischof von Mainz. Von Franz Falk. gr. 4° (24) Mainz 1904, Kirchheim.

Der Text behandelt das Gedicht Candor triplex Beatae Mariae Virginis in den Ausgaben von 1493 und 1494, welches der berühmte Wimpfeling dem Erzbischof Berthold von Henneberg widmete und worin er die unbefleckte Empfängnis Mariä in drei Teilen durch lateinische, von den Zeitgenossen bewunderte Verse preist. Ein Anhang unterrichtet über das zur Feier der unbefleckten Empfängnis von Sixtus IV. 1472 gehaltene Fest und über die Drucke der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Predigt, des von Sixtus approbierten Officium immaculatae conceptionis mit der Messe und der beiden von ihm 1476 sowie 1483 über die unbefleckte Empfängnis erlassenen Bullen. Der Verf. erweist sich auch hier als bewährter Kenner seltener Inkunabeln und gelehrter Geschichtschreiber der Marienverehrung seiner Diözese.

Die Verwendung des Bambus in Japan und Katalog der Spörryschen Bambus-Sammlung von Hans Spörry. Mit einer botanischen Einleitung von Dr C. Schröter. 8 lithographische Tafeln und 100 Textbilder. 8° (XII u. 198) Zürich 1903, Meier-Merhart. M 5.—

Eine sehr hübsche eingehende Monographie über den Bambus, dieses wunderbare Gottesgeschenk der Tropen, seine tausendfache Verwendung in Kunst und Leben und seine Rolle in Sprache und Dichtung. Was der Bambus den Malayen ist, hat bereis Jagor (Reisen in den Philippinen 35 ff) anschaulich gezeichnet. Ungleich reicher, man kann sagen erschöpfend ist die Arbeit Spörrys. Solche Einzeldarstellungen sind äußerst lehrreich und wertvoll. Die Schrift empfiehlt sich gut auch für Schuldemonstrationen im botanischen Unterricht.

Ein letztes Wort in der Abschiedsstunde. Zwölf Schulreden von Dr H. Bockeradt. kl. 8° (IV u. 108) Paderborn 1902, Schöningh. *M* 1.20

Ein allerliebstes Büchlein, an dem man seine helle Freude haben kann! Ein der Jugend lebender Schulmann spricht zum letztenmal zu seinen scheidenden Abiturienten. Was er ihnen im Unterricht so oft ans Herz gelegt hat, das faßt er nochmals kurz zusammen, um es ihnen als ein κτῆμα ἐς ἀεί mit auf den Lebensweg zu geben. Er zeigt seinen Zöglingen die Vergangenheit, um sie mit Freude über den erworbenen Bildungsschatz zu erfüllen, und die Zukunft, um sie vor den drohenden Gefahren zu warnen und zu eifriger Arbeit zu ermahnen. Sehr wohltuend berührt das entschiedene Eintreten für die Pflege der idealen Güter. Diese Ansprachen werden in abgerundeter und klassisch schöner Form geboten und sind in einem angemessenen Ton gehalten.

Arion. Ernste und heitere Lieder für Schüler höherer Lehranstalten. Zusammengestellt von A. Höller. Zweite Auflage. 16° (168) Bonn 1903, Hanstein. *M* 1.—

„Man kann nicht immerfort studieren, man muß zuweilen kommersieren, man muß zuweilen lustig sein" (S. 6). Das gilt auch mit Betonung des „Zuweilen" von dem „armen Pipennälerich". Ein deutscher Jüngling kann aber ohne Gesang nicht lustig sein. Da kommt ihm dieses hübsche Büchlein zu statten, das die in Schülerkreisen beliebten und verwendbaren Lieder samt ihren Melodien ziemlich vollständig enthält. Die Auswahl ist wirklich mit feinem Verständnis getroffen. Nr 13 stößt uns allerdings etwas wegen seiner inneren Unwahrheit, aber es ist wohl aufgenommen worden, weil es ein altes, gern gesungenes Studentenlied ist. Das Büchlein ist, nach den Heimatliedern zu urteilen, besonders für das westliche Norddeutschland bestimmt und wird sich da ohne Zweifel viele Freunde erwerben.

Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas und seiner volkstümlichen Ableger im sechzehnten Jahrhundert. (Gekrönte Preisschrift.) Von P. Expeditus Schmidt O. F. M., Dr phil. [Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr Franz Muncker, o. ö. Professor an der Universität München. XXIV.] 8° (X u. 194) Berlin 1903, Duncker. Einzeln *M* 5.—; auf Subskription *M* 4.20

Das seit Beginn des 16. Jahrhunderts emporkommende, vorwiegend deklamatorische Schuldrama der Neu-Humanisten ist für die Geschichte des höheren Schul- und Lehrwesens wichtig genug, um eine so ins einzelne gehende und auf so ausgedehnter wissenschaftlicher Grundlage beruhende Untersuchung zu rechtfertigen. Sachsen, als die rechte Heimat der Schulkomödie, wird vorzüglich berücksichtigt, nebstdem Preußen; im Süden sind es die protestantischen Städte Straßburg, Nürnberg, Ulm und Augsburg. Neben der weltlichen lateinischen Komödie wird auch dem geistlichen Schauspiel und der deutschen Bühnenaufführung Beachtung geschenkt und das Verhältnis des eigentlichen Schuldramas zu dem das entartete Fastnachtsspiel ersetzenden Volksschauspiel und zu den Ausläufern des Passions- oder Mysterienspiels recht gut veranschaulicht. Es steckt viele und sorgfältige Arbeit in der Schrift, und eine Fülle kulturhistorischen wie literarhistorischen Materials liegt in ihr aufgehäuft. Der humoristische Ton, der nicht selten zum Durchbruch kommt und gern der volkstümlichen Redewendungen des deutschen Südens sich bedient, verrät

wenigstens, daß es dem hochw. Verfasser trefflich gelungen ist, in seinen Gegenstand sich einzuleben. Wer mit der Vorgeschichte des deutschen Theaters sich zu befassen hat, kann die reichhaltige Schrift nicht unberücksichtigt lassen.

1. **Drei deutsche Psychedichtungen.** Von Dr Fr. Weidling. 8° (24) Jauer 1903, Hellmann. 50 *Pf.*

2. **Das Wesen des Genies.** Von Dr K. Aug. Gerhardi. 8° (52) Jauer 1903, Hellmann. 80 *Pf.*

1. Dr Weidling gibt in klassischer Sprache einen Aufriß von E. Schulzes „Psyche", Hamerlings „Amor und Psyche" und Hans Georg Meyers „Eros und Psyche", vergleicht die Dichtungen mit der Erzählung des Apulejus, sucht ihre Verschiedenartigkeit in der Behandlung des Stoffes zu begründen und hebt mit feinem Verständnis ihre Vorzüge und Schwächen hervor, um schließlich H. G. Meyer die Palme zu erteilen.

2. In vornehmem Tone und mit großer Sicherheit behandelt Gerhardi seinen Gegenstand. Er sieht das Wesen des Genies in der Verbindung hervorragend ausgebildeter Leidenschaft, Phantasie und Urteilskraft. Seine Aufstellung weiß er nicht bloß überzeugend zu begründen, sondern durch Heranziehung der verschiedensten Gebiete auch anziehend zu erläutern. Mit Recht dehnt er den Geniebegriff gegen Schopenhauer über den Künstler hinaus auf den Mann der Wissenschaft und der Tat aus.

Kinderfreude. Erzählungen für Kinder. 12° Freiburg, Herder. à Bdchn *M* 1.20

V. Bdchn: **Die Uferkolonisten.** Von J. A. Pflanz. (126)
VI. Bdchn: **Drei Monate unterm Schnee.** Von J. A. Pflanz. (116)
VII. Bdchn: **Vier Erzählungen.** Von Helene Hansen. (112)
VIII. Bdchn: **Die Zirkuskinder.** Von Elisabeth Müller. (122)

Diese allerliebsten Bändchen mit ihrem hübschen bunten Umschlag und den farbigen Bildern von Fritz Reiß werden gewiß überall gute Aufnahme finden. Pflanz, der das 5. und 6. Bändchen schrieb, gehört noch zur guten alten Schule der Jugendschriftsteller, die der Meinung waren, es müsse mit der Unterhaltung auch ein Körnchen Belehrung verbunden werden und die Veredlung der bildsamen Kinderherzen sei etwas Besseres als — „psychologische Vertiefung". „Die Uferkolonisten" erzählen die Schicksale einer armen fleißigen Familie, die an einem Alpensee fast das Leben Robinson Krusoës führt. Vielleicht noch besser und von tiefem sittlichem Gehalt ist die Geschichte des Großvaters und seines Enkels, die in einer Alphütte „drei Monate unter dem Schnee" zubringen. Auch die kleinen Erzählungen Helene Hansens sind recht hübsch. „Thereslis Preis" wirkt ergreifend. „Die Abenteuer der Schwarzen Schlange" werden allgemein gefallen. In „Lunz und die Miez" ist die kleine Lucie freilich etwas gar zu rührselig, aber geeignet, falsche Sentimentalität lächerlich zu machen. „Die kleinen Plänemacher", welche zuerst ein Spital für kranke Tiere einrichten, kommen glücklicherweise auf die gesundere Idee, das werktätige Mitleid, das sich in den Kinderherzen regt, einer armen kranken Frau zuzuwenden. Vortrefflich ist auch die Erzählung Elisabeth Müllers von den „Zirkuskindern". Ein geiziger Verwandter verkauft drei Waisenkinder an einen Zirkusbesitzer. Wie sie inmitten großer Gefahren ihr reines Herz bewahren und wie sie endlich in die Heimat zurückkehren, wo sich inzwischen der

alte Geizhals bekehrt hat, ist recht gut erzählt. Mit besonderem Geschick finden wir die Gestalt des kleinen Vali gezeichnet, der allerdings etwas Kunstreiterblut in seinen Adern hat. Alles in allem rechnen wir diese Bändchen der Kinderfreude, sowohl was Inhalt als Ausstattung angeht, zu den besseren Jugendschriften für Kinder der unteren Elementarschulen.

Garcia Moreno. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen des P. H. Tricard S. J. von B. Arens S. J. [Schul- und Vereinsbühne. 5. Bändchen.] 8° (VIII u. 118) Freiburg 1902, Herder. *M* 1.20

Garcia Moreno ist eine tragische Gestalt und für eine dramatische Bearbeitung ungemein geeignet. Auch das vorliegende Stück wird, obwohl es gegen Schluß etwas abfällt, leicht einen durchschlagenden Erfolg erzielen; denn es zeigt den Helden im besten Lichte, läßt aber auch eine tragische Schuld nicht vermissen. Einige Stellen der Bearbeitung sind etwas dunkel. Überhaupt dürfte der Stil besser besorgt sein. Statt der zahlreichen Anmerkungen wäre eine kurze Lebensbeschreibung Garcias wohl dienlicher gewesen.

Poesie fürs Haus. Eine Auswahl von Gedichten, besonders aus der neuern Zeit, von J. J. Liessem. Buchschmuck von Mayer-Cassel. 8° (518) Köln, J. P. Bachem. *M* 6.—

Ein schönes, umfangreiches, nach modernem Geschmack hübsch ausgestattetes Buch, ein reichhaltiger poetischer Hausschatz darf diese Blütenlese wohl genannt werden. Sie will „aus den viel bunten Steinchen, Kies und Sand, darunter echte Perlen", welche nach Rückert die Flut der Poesie an den Strand wirft, nur diese auswählen, und zwar mit Bevorzugung der Gedichte aus neuerer Zeit. Der „Liebe Lust und Leid" ist dabei natürlich stark vertreten, aber auch alle andern Stimmungen im Menschenleben, von der Wiege bis zum Grabe, finden ihren Ausdruck, weihevolle Andacht, erhebende Naturbetrachtungen, eine Anzahl unserer schönsten Balladen, Ernst und Scherz — letzterem ist der Raum vielleicht etwas zu karg bemessen. Wir fanden keines der aufgenommenen Gedichte, das wir in einer „Sammlung fürs Haus" beanstanden müßten, wohl aber manches, das durch Besseres aus den Dichtungen neuerer katholischer Sänger ersetzt werden könnte.

Nordische Zauberringe. Von Gräfin M. A.-Z. Illustriert von Gräfin H.-A. H. kl. 4° (64) Passau 1903, Waldbauer. *M* 2.—

Der Wert der „Zauberringe" liegt nicht in dem Stoff und dessen Behandlung, sondern vielmehr in der Form; diese schmiegt sich nämlich der Eigenart des Inhalts glücklich an. Die klangreiche, markige Sprache und die bündige Ausdrucksweise, die traumhaften Umrisse und die phantastischen, unheimlichen Vorgänge verleihen den Erzählungen den Ton und die Farbe der altnordischen Sage. Auch die Tatkraft, die rasche Entschlossenheit und die schroffen Äußerungen des Gefühlslebens spiegeln die nordische Sinnesart wider. Die beigegebenen Zeichnungen sind weder mannigfaltig noch stimmungsvoll. Die etwas „sezessionistische" Ausstattung des Büchleins bekundet seinen aristokratischen Ursprung.

Gedichte. Von C. Huberta Knur. 8° (222) Mainz 1903, Kirchheim. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

Dichterische Befähigung kann der Verfasserin nicht abgesprochen werden; denn schafft sie auch nichts Außerordentliches, so bietet sie doch Wahres und Ungekünsteltes.

Ihre Erzeugnisse legt sie uns in zeitlicher Reihenfolge vor; so läßt sie uns ihren künstlerischen Entwicklungsgang gleichsam miterleben, ihre Fortschritte in Sprache, Geschmack und Auffassung deutlich erkennen, und darum möchten wir auch die Gedichte der ersten Jahre trotz ihrer zahlreichen Mängel nicht missen. Ihre Empfindungen sind weniger reich und stark als ruhig und abgeklärt. Die meisten Stücke tragen persönliches Gepräge, ein gewisses Schwelgen im eigenen Leid läßt sich nicht verkennen; daneben gelingt aber auch manches Sinngedicht. Der Reim ist sehr gut besorgt, die Sprache durchgehends gewandt, die äußere Form könnte jedoch mannigfaltiger sein.

1. **Neue Tiroler Dorfgeschichten.** Von Everilda von Pütz. 8° (226) Brixen 1903, Preßverein. *M* 2.—; geb. *M* 3.20

2. **Lust und Leid.** Von B. May. 12° (200) Linz-Urfahr 1903, Kath. Preßverein. *M* 2.—; geb. *M* 2.50

1. Diese „Neuen Dorfgeschichten" schließen sich den früheren (vgl. diese Zeitschrift L 351) würdig an. Sie sind, wenn nicht wahr, so doch sehr wahrscheinlich; denn sie verlaufen ganz natürlich und ungezwungen und sind doch durchaus nicht kunstlos. Meistens gelangt das Gute, das Freudige zum Siege. Zuweilen finden sich gesuchte Beiwörter; die Austriazismen würden außerhalb des Gespräches besser vermieden. Sonst liest sich das Büchlein leicht und angenehm.

2. Ganz anders sind die „Erzählungen und Schilderungen" B. Mays. Sie zeigen uns vorwiegend das düstere Leid des Menschenlebens, bisweilen ohne versöhnenden Abschluß. Ihren reichen Inhalt bieten sie in gedrängter, wenn auch wohlgefeilter Form und stellen daher größere Anforderungen an den Leser. Ohne Zweifel sind sie auch eigenartiger als die „Dorfgeschichten"; doch will uns die Einkleidung des ersten Stückes nicht recht gefallen, sie ist nicht ganz natürlich und unterbricht zu häufig den Fluß der Erzählung. Übrigens steht der Schilderer höher als der Erzähler.

Für Liebhabertheater. Das stark entwickelte Vereinsleben unserer Zeit hat die Vorliebe für Bühnenaufführungen geweckt und damit das Bedürfnis nach geeigneten Stücken hervorgerufen. So sind manche Sammlungen von Schauspielen für Liebhabertheater entstanden. Vor uns liegen ihrer zwei. Die Bonifaziusdruckerei (Paderborn) hat bereits 73 Nummern zum Preise von 20 bis 75 *Pf.* herausgegeben, die Junfermannsche Buchhandlung (Paderborn) 16 Nummern zum Preise von 25 *Pf.* bis *M.* 1.— Die Stücke sind ungemein mannigfaltig und werden daher die verschiedensten Wünsche befriedigen. Schwänke, Possen und Lustspiele bilden natürlich die Mehrzahl, doch finden sich auch geschichtliche, geistliche und weltliche Schauspiele darunter. Manche sind auch in künstlerischer Beziehung gar nicht übel. Die meisten eignen sich vorzüglich zur Aufführung und stellen weder an die Spieler noch an die Ausstattung zu hohe Anforderungen. Sie enthalten teils bloß Männer- oder Frauenrollen teils gemischte Rollen für 3—30 Personen, passen daher für Vereine beiderlei Geschlechts, Knaben- und Mädchenanstalten und die verschiedensten geselligen Kreise. Mit zu den besten Nummern gehören die Stücke der Bonifaziusdruckerei 69—72 von P. Schupp S. J. — Für Aufführungen auf den Bühnen der Gesellenvereine und ähnlicher katholischer Gesellschaften eignen sich auch die Stücke von Dr Joseph Faust (Theaterbibliothek, Limburg a. d. Lahn, Limburger Vereinsdruckerei). Wir nennen davon „Elmar" (nach

Webers „Dreizehnlinden"), „Im Glauben standhaft" und „Die Verschwörung Babingtons" (beide nach Spillmanns „Wunderblume von Woxindon"), „Syra" (nach Wisemans „Fabiola"). Faust erhebt nicht den Anspruch, ein großer dramatischer Dichter zu sein, aber er versteht es, packende epische Stoffe recht praktisch für die Bühne herzurichten.

Miszellen.

Verlegenheit in der norwegischen Staatskirche. Vor einiger Zeit sollte ein neuer Professor der systematischen Theologie an der Universität in Christiania ernannt werden. Um die Stelle bewarben sich Dr Bugge und Pastor Ording. Zur Beurteilung waren noch ein schwedischer und ein dänischer Theolog hinzugezogen. Das Gutachten des Komitees lautete dahin, daß dem einen, Bugge, die notwendige Reife fehle, während der andere Lehren über die Taufe und das Abendmahl ausgesprochen habe, die nicht ganz lutherisch seien. Er leugnete die sündentilgende Wirkung der Taufe und erklärte die Gegenwart Christi im Abendmahl symbolisch. In der theologischen Fakultät und bei dem akademischen Kollegium, denen die Sache zur Entscheidung vorgelegt war, herrschte Uneinigkeit. Der Chef des Kirchendepartements sollte endgültig entscheiden, erklärte sich aber wegen seiner Verwandtschaft mit Ording für inhabil und überließ dem Ministerpräsidenten, der nicht Theolog, sondern Jurist ist, die Schlichtung des Streites. Die Tagesblätter, besonders die unkirchlichen, besprachen diese Angelegenheit ausführlich in ihren Spalten. Unter den einschlägigen Artikeln dürfte besonders einer, der im Bergener Abendblatt erschien, von allgemeinem Interesse sein. Es heißt darin:

„Es kann keinem aufmerksamen Beobachter unbekannt sein, daß sich die lutherische Kirche bei uns in einer gedrückten Lage befindet. Gewiß könnte die Bestimmung des Grundgesetzes, die evangelisch-lutherische Religion solle die öffentliche Religion des Staates bleiben, jemand auf den Gedanken bringen, daß sie eine besonders bevorzugte und privilegierte Stellung einnehme, aber eine genauere Betrachtung zeigt, daß das Gegenteil der Fall ist, daß keine christliche Religionsgesellschaft in unserem Lande so ungünstig gestellt ist als gerade die lutherische Kirche.

„Während alle andern Kirchengemeinschaften ihre inneren Angelegenheiten nach ihrem Glauben und ihrer Überzeugung ordnen können, besitzt die lutherische Kirche in dieser Hinsicht keine Macht. Sie erhält ihre Gesetze von einer weltlichen Versammlung, dem Storthing, die so wenig mit Kirche und kirchlichen Sachen zu tun hat, daß die Mitglieder alle ohne Ausnahme Freidenker und Anders-

gläubige sein könnten. Im übrigen erhält sie ihre Verordnungen und ihre Beamten vom Könige und von der Regierung, gleichfalls weltlichen Autoritäten, deren kirchlichen Charakter sie sich nicht sichern kann und für deren kirchlichen Charakter unter den gegenwärtigen Verhältnissen wohl niemand die Bürgschaft übernehmen möchte. Wir wissen ja alle, daß gegenwärtig politische und parlamentarische Rücksichten die Regierung zusammensetzen, und wir wissen alle, wie diese Rücksichten unser Staatsleben derart beherrschen, daß es dem reinen Zufall anheimgegeben ist, wie weit in den regierenden Kreisen ein kirchlicher Gedanke Gehör findet. Und die Kirche hat nicht einmal einen Mund, der ihre Wünsche aussprechen und ihre Forderungen stellen kann. Gebunden und geknebelt liegt sie da, außer stande, ihre teuersten Lebensinteressen zu verteidigen, der Willkür ihrer weltlichen Herren übergeben. Mehr als einmal hat sie in den verflossenen Jahren erfahren, daß sie eine Sklavin ist. Mehr als einmal ist ihr ein Los angeboten, das eine freie Kirche als unwürdig und als ihren wohlverstandenen Interessen schädlich abweisen würde.

„Aber im allgemeinen ist bisher kein direkter Schlag gegen ihre innersten Lebensinteressen geführt worden, oder wenn es geschehen ist, so ist es vielleicht kein Fall gewesen, dessen Bedeutung die volle Aufmerksamkeit aller auf sich gelenkt hat; darum haben sich die Kirchenmitglieder als Ganzes ruhig in den Zustand gefunden und die Wächter auf den Mauern Sions haben zu tief geschlafen und ihre Stimme nicht erhoben, um das Volk zum Kampfe zu rufen. Die jetzt gestellte Frage jedoch hat nichts weniger zu bedeuten, als ‚Soll die norwegisch-lutherische Kirche nicht länger mehr in diesem Lande geduldet werden?‘ Die erste Bedingung zur Existenz einer Kirchengemeinschaft, die auf ein bestimmtes Bekenntnis gegründet ist, ist selbstverständlich das Recht, sich eine Verkündigung zu sichern, die mit diesem Bekenntnisse übereinstimmt. ... Ist das nicht möglich, ... so zerfällt die Gemeinschaft und löst sich in Atome auf, wenn es auch gelingen sollte, durch verschiedene äußere Veranstaltungen eine Verbindung nach außen hin zu bewahren und die verschiedenen Gemeinden durch Zwang, Gewalt oder Lockung fernerhin unter einer Leitung zusammenzuhalten. Die kirchliche Gemeinschaft selbst mit innerer geistiger Einheit und geistiger Verbindung existiert nicht mehr.

„Nehmen wir die Frage, wie sie aktuell vorliegt, so kann doch ein jeder verstehen, daß, wenn in der einen Gemeinde der Prediger lehrt, die Taufe sei nur ein äußeres unwirksames Zeichen und das Abendmahl nur ein Bild, während der Prediger in einer andern Gemeinde behauptet, die Taufe sei ein Bad der Wiedergeburt, und das Abendmahl erteile den Leib und das Blut Christi unter Brot und Wein, und wenn die Gemeinde der Lehre beistimmt, wie sie in ihrer Mitte verkündigt wird, daß diese beiden Gemeinden unmöglich noch länger zusammen eine evangelisch-lutherische Kirchengemeinschaft bilden können. Oder wenn in der einen Gemeinde gepredigt wird, Christus sei Gott, in der andern, er sei das vornehmste Geschöpf Gottes, würdig des Namens Gottes Sohn, in der dritten, er sei bloßer Mensch wie wir, — in der einen, er habe unsere Sünde getragen und unsere Schuld gesühnt, in der andern, seine Bedeutung liege darin,

daß er uns die Vaterliebe Gottes zu allen seinen Geschöpfen geoffenbart habe, in der dritten, er habe als der vollkommene oder vollkommenste Mensch uns den Weg der Tugend gelehrt und uns ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben, wo ist dann die kirchliche Einheit bei drei solchen Gemeinden?... Diese Verwirrung kann dadurch noch vermehrt werden, daß in derselben Gemeinde ein Prediger mit einer Lehre von einem andern mit der ganz entgegengesetzten, dieser wieder von einem dritten mit einer neuen Auffassung abgelöst wird usw., und alle lehren die Gemeinde, erziehen und konfirmieren die Jugend, spenden vielleicht die Sakramente jeder nach seiner Art, und die Gemeinde nimmt das alles mit Wohlgefallen oder mit stillem Mißbehagen entgegen....

„Soll die evangelisch-lutherische Kirche bestehen, so ist demnach die erste und notwendigste Bedingung, daß sie es in ihrer Gewalt habe, sich Prediger zu sichern, die ihrem Bekenntnisse treu sind und danach lehren. Und darum ist es eine unerläßliche Forderung, daß die zum Unterricht der angehenden Prediger angestellten Männer, die Professoren der Theologie, auch Männer seien, welche die Überzeugung der Kirche haben und es als ihre Pflicht ansehen, ihr Bekenntnis zu schützen.

„Man sollte meinen, es sei das so selbstverständlich, daß es nicht gesagt zu werden brauche, und das um so mehr, als es sich um diesen selben theologischen Lehrstuhl handelt, der die Tauglichkeit der jungen Kandidaten fürs Predigtamt zu prüfen hat; das Zeugnis, das er diesen beim theologischen Examen gegeben hat, bahnt ihnen den Weg zu den kirchlichen Ämtern. Wer würde wohl einen Baptisten oder Methodisten oder Katholiken damit beauftragen, die Tauglichkeit der lutherischen Kandidaten zu einem Amte zu prüfen und zu beurteilen? Aber wird die Sache um ein Haar besser, wenn der betreffende Professor sich zwar weder Baptist oder Methodist nennt, jedoch offen eine Lehre verkündet, die ebenso oder sogar noch mehr als eine der genannten vom lutherischen Bekenntnisse abweicht? Es ist traurig, an solche einfache, selbstverständliche Dinge erinnern zu müssen. Man könnte wohl mit Recht voraussetzen, daß ein ganz allgemeines Anstandsgefühl, um nicht zu sagen Gewissenhaftigkeit, einen Mann von der Bewerbung um eine Professorenstelle an unserer norwegisch-lutherischen Fakultät abhalten würde, wenn er wüßte, daß er sich im Widerspruche befände mit dem lutherischen Bekenntnisse und zwar in verschiedenen Punkten.

„Stipendiat Johannes Ording hat dieses Gefühl nicht gehabt; er hat sich für die Stelle gemeldet und hat — für die Offenheit muß man ihm alle Anerkennung zollen — seine von der lutherischen Lehre ganz abweichende Auffassung von der Taufe und vom Abendmahl offen ausgesprochen. Nach diesem seinem offenen Geständnis hätte von seiner Anstellung als Professor nicht mehr die Rede sein dürfen. Diese wäre ja seitens der anstellenden Obrigkeit gleichbedeutend mit dem Beschlusse, die norwegisch-lutherische Kirche im Lande aufzulösen und abzuschaffen, ganz gegen das Grundgesetz, und zwar nicht offen und ehrlich durch eine Veränderung des Grundgesetzes, die den § 2 desselben aufhöbe, sondern indirekt und verdeckt dadurch, daß man den Glauben und das Bekenntnis der Kirche

durch Besetzung von Stellen untergräbt. Ein solches Verfahren seitens der Behörden sollte doch undenkbar sein. Allein trotz dieser Sachlage sind die theologische Fakultät mit Ausnahme eines Mannes, des Professors Odland, und das akademische Kollegium mit Ausnahme eines Mannes, des Professors Yngvar Nielsen, der Meinung, es sei nichts einzuwenden gegen die Anstellung des Stipendiaten Ording als Lehrer und Examinator der angehenden norwegisch-lutherischen Prediger. . . .

„Versteht unser Volk nicht den Ernst dieser Lage? Wir wollen nicht von der Haltung des akademischen Kollegiums reden. Wir wissen nicht, wie die Männer, aus denen es gegenwärtig besteht, sich zur religiösen Frage stellen. Es kann sein, daß die Mehrzahl derselben Freidenker sind, und wir erwarten von ihm keine Garantie für kirchliche Anschauung. Aber die theologische Fakultät, die in erster Linie die Pflicht und Aufgabe hat, den Glauben und die Lehre unserer Kirche zu schützen, erklärt fast einstimmig, es stehe nichts im Wege, einen Mann anzustellen, der im bestimmten Widerspruch mit der Lehre der Kirche steht. Welches ist danach die Stellung unserer Kirche? Ist fernerhin auch noch eine Spur von Garantie vorhanden, daß der Unterricht, den unsere angehenden Prediger an der Universität erhalten, sie anleite, treue Diener der lutherischen Kirche werden zu können? Wir nehmen selbstredend den einen Mann, Professor Odland, aus, der den Kampf für die Sache der Kirche aufgenommen hat.

„Jetzt ist also die Frage betreffs Anstellung des Stipendiaten Ording als Professor zur Entscheidung der Regierung vorgelegt. Was wird die Regierung tun? Wird sie der Mehrheit des Beurteilungskomitees (Professor Madsen-Kopenhagen, Professor Danell-Upsala, Professor Odland und Stiftspropst Gustav Jensen) folgen oder wird sie sich der Weisung der theologischen Fakultät und dem Vorschlage der Mehrzahl des akademischen Kollegiums anschließen?

[Die Sache ist dahin entschieden, daß der Posten einstweilen unbesetzt bleibt.]

„Ein Telegramm meldet, daß Staatsrat Hauge, welcher der Onkel der Frau des Stipendiaten Ording ist, wegen dieser Verwandtschaft sich für inhabil erklären wird und den Staatsminister Hagerup die Sache entscheiden lassen will. [Der Kirchenstaatsrat hat an der obenangeführten Entscheidung der Regierung teilgenommen.] Wir würden es sehr beklagen, wenn die Nachricht Wahrheit berichtete. Soll das irgend eine Bedeutung haben, daß man einen Mann der Kirche an der Spitze des Kirchendepartements hat, so müßte man doch von einem solchen erwarten können, daß er Herz für das Weh und Wohl der Kirche hätte und Verständnis für ihr Bedürfnis, und daß er sich besonders zur Verteidigung der Kirche verpflichtet fühlte, falls ihrer Sache Gefahr drohe. Bei solchen Fragen sollte doch nicht Rede sein von einer Inhabilitätserklärung, ob es auch die nächsten Angehörigen wären, die Anlaß zu der gefährlichen Stellung geben.

„Aber wer auch immer die Entscheidung geben wird, wir können hoffen, daß sich bei ihm und bei der Regierung so viel Verständnis findet für das Recht der Kirche, ihre eigene Existenz zu schützen, und für die Pflicht der Be-

hörden, die lutherische Kirche in unserem Lande zu erhalten.... Schützt die Regierung das Recht der Kirche nicht, so bürdet sie sich eine Verantwortung für die kommende Entwicklung auf, die größer ist, als sie ahnt, und ihre Entscheidung wird vielleicht Folgen nach sich ziehen, denen sie machtlos gegenüberstehen wird und die nicht verhindert zu haben, da sie durch billige Rücksichtnahme auf die rechtmäßigen Forderungen der Kirche es vermochte, sie bitter beklagen wird. Die Mitglieder der norwegischen Kirche haben durch die gegenwärtige Verwicklung eine ernstliche Warnung erhalten, wie immer auch der Ausgang sein mag. Das ist ein lehrreiches Zeichen der Zeit. Werden sie sich jetzt nicht bereit halten, als kirchliche Gemeinschaft ihre innersten Lebensinteressen zu verteidigen, so dürfte es um das Leben unserer Kirche als einer evangelisch-lutherischen bald geschehen sein. Es ist Sein oder Nichtsein der lutherischen Kirche, worum die Frage in diesen Tagen sich dreht."

Die Kirche in unsern Gärten. Wer einmal die Kataloge der großen Handelsgärtner überfliegt, wie sie mit jedem Jahr in immer prächtigerem Gewande ihren Rundgang antreten, wird betroffen von den deutlichen Spuren, welche Politik, Tagesgrößen und Tagesereignisse an solch friedlicher Stelle zu hinterlassen pflegen. Thronwechsel, Allianzverträge, Fürstenbesuche, Glieder souveräner Häuser, militärische oder wissenschaftliche Berühmtheiten der einzelnen Nationen schreiben ihre Züge ein in diese neutralen Blätter und leben im Andenken fort durch Namen von Blumen und Früchten. Da findet man Nansen und Virchow, Zola und Dreyfus, Voltaire und Pascal, Goethe und Wagner friedlich neben Bismarck und Waldersee, Hohenlohe und Bülow, und auch der Gothasche Kalender hat an die Gemüse- und Blumenhändler fast die Hälfte seiner glänzendsten Namen abgetreten. So sehr die Benennung neu gezüchteter Arten dem Belieben des einzelnen Gärtners und damit dem bunten Spiel des Zufalls überlassen scheint, spiegeln sich doch in diesen langen trockenen Aufzählungen, durch die Maschen persönlicher Freundschaft, Galanterie und Schmeichelei hindurch, wie in einem Gesamtbilde die Wallungen des Patriotismus, des Parteigetriebes und des literarischen Modegeschmackes. Da legt von selbst die Frage sich nahe, ob nicht auch zuweilen religiöse Gesinnung und kirchliche Vorliebe Kraft genug besitzen, auf diesem Felde sich zu verewigen. Es hat wohl nichts zu bedeuten, wenn ein paar neue Fuchsiaarten nach einigen unbekannten Abbés benannt sind, oder ein schönes reinweißes Chrysanthemum nach der Soeur Mélanie oder eine köstliche Erdbeere nach einem Bischof (Msgr Fournier). Aber es dient doch als Beleg, daß aus unsern Gärtnerkatalogen ultramontane Namen keineswegs ausgeschlossen oder auch nur allzuselten da zu finden sind. Zuweilen freilich hängt eine kirchlich lautende Benennung mehr mit der äußeren Erscheinung der betreffenden Pflanze zusammen. So findet sich bei allen möglichen Nutz- und Zierpflanzen ein „Kardinal"; die Kürbisse haben unter sich eine „Bischofsmütze" und die Melonen eine „Karmelitermelone". Viel öfter noch begegnet man dem „Kapuziner". Bald ist es eine Kapuzinerrose, bald die Kapuzinerkresse, bald der große, bald der Zwergkapuziner. Eine Art der wilden

Cichorie heißt vollends „Kapuzinerbart", und ein Pariser Katalog belehrt dabei, daß sich aus dieser Varietät, wenn entsprechend behandelt, der bekannte Salat Barbe de Capucin bereiten lasse. Bei der wohlriechenden Wicke (Lathyrus odoratus) erscheint dann noch ein Gray Friar (Franziskanerminorit) und unter den neuen Arten von Kaktus-Dahlien ein weiterer Mönch, der sich phantasievoll den Purple Friar benennt. Niemand wird bei dem Johannistagweißkraut oder Johannistagwirsing und selbst dem Johannislauch an religiöse Anspielungen denken. Wenn eine Winterkneiselerbse nach St Martin benannt ist, so bringt man das wie bei der „Weihnachtsrose" (Hellébore, Rose de Noël) füglich mit der zeitlichen Entfaltung der Pflanze in Verbindung. Doch weckt es schon mehr kirchliche Gedanken, wenn eine Geraniumart nach dem Sonntag Quasiomodo, oder eine Chrysanthemum nach dem Allerheiligenfest seinen Namen trägt.

Vor einigen Jahren erst sandte ein Jesuiten-Laienbruder aus der Mission am Kongo eine neue Musaart an eine Pariser Firma, und verschaffte ihr dadurch Heimatrecht in den europäischen Gärten. Es ist eine majestätische Sorte mit sehr großen zähen Blättern. Sie erhielt den Namen Musa religiosa. Ein Erfurter Katalog (1904) beschreibt sie als eine „großartige Blattpflanze" mit ungemein dauerhaften Blättern; „so daß auch bei starken Stürmen dieselben nicht zerreißen." Man könnte sie betrachten wie ein Symbol. In der Tat hat die „religiöse Muse", trotz aller Stürme der Zeiten, ihren Platz in unsern Gärten dauernd sich erhalten, der innige, sinnige Geist der christlichen Religion ist in der Welt unserer Blumen bis heute noch segnend umgegangen, nicht nur durch die alten in der Volkssprache heimischen Namen, sondern ebenso durch neue Benennungen neuer Arten, welche in der persönlichen Frömmigkeit einzelner erfolgreicher Kunstgärtner ihren Ursprung haben. Freilich könnte man zuweilen einer frommklingenden Benennung ganz verschiedene Deutung geben. Der Gärtner, der die lebhaft rosenrote viscaria elegans das „Himmelsröschen" getauft und eine dunkelpurpurrote Schlingrose als „Himmelsauge" bezeichnet hat, war dabei schwerlich von geistlichen Beweggründen geleitet, nicht mehr als jener, welcher eine kräftige Pfefferart celestial d. h. der „himmlische" benannte. Aber nichts hindert doch, bei der „Himmelsblume" (nemophila insignis) oder bei der blauen Sommerlevkoie, die man gleichfalls „Himmelsauge" zubenannt, frommen Gedanken sich hinzugeben. Findet sich doch auch ein schwarzgrünes Pelargonium, das die „Hölle" heißt, und bei Tropaeolum Lobbian. hybr. ein regelrechter „Luzifer". Unter den dankbarsten Sorten der Frühbohnen findet sich gar eine „vom Heiligen Geist". Indes mahnt schon die Libanonzeder mit ihrer fremdartigen Gestalt, den religiösen Rundgang durch unsere Gärten mit dem Alten Testamente zu beginnen. Gleich bei den Getreidesamen treffen wir da den Noe-Sommerweizen, dem der Japhet-Weizen an der Seite steht. Ein Riese Goliath ist fast bei allen Gattungen von Gartenpflanzen vertreten, und bei den roten Begonien trifft man auch den Gedeon. Unter den Ampelgewächsen erblickt man einen „Judenbart"; eine reichblühende Teerose, welche ihr dunkles lachsrosafarbenes Herz mit weißlichen Blättern zu verhüllen strebt, heißt der „Phari-

säer". Die Glanzpunkte des Alten Testamentes bilden aber ohne Zweifel: die „Hiobsträne" (ein Ziergras) und als Frühlingsblume das „Salomonssiegel". Eine neue Geraniumart (Étoile des Mages) führt endlich herüber ins Neue Testament, wo die Palma Christi (ein Rizinus) billig den Mittelpunkt bildet. Das „Kreuz von Jerusalem" ist bei den Lichtnelken in verschiedenen Farben vertreten; an die Geschichte des bittern Leidens erinnert neben dem Judasbaum, die in den verschiedensten Arten und Gattungen auftauchende Veronika. Bilder aus der Kirchengeschichte wachen auf beim Namen der Fabiola, welchen eine liebliche Lantanaart sich erwählt hat, oder beim Anblick der violettgeränderten, hellbraunen Schwertlilie, welche den Namen Bossuets trägt. Die Bezeichnung monnaie du Pape für eine Art der Mondviole mag älteren Ursprungs sein; aber wenn eine prächtige neue Canna von 1904 mit ihren dunkelgrünen Blättern und glutroten Blüten den Trutznamen „Gruß an Rom" erhielt, so versteht sich dies nicht anders, als wie wenn eine prächtige Päonie (Gichtrose) nach Pius IX., eine köstliche Erdbeerenart nach Leo XIII. zubeheißen wurde. Eine neue Phloxart von 1903 aber nennt sich bedeutsam „Rom in Trauer" (Deuil de Saint-Pierre). Die Heiligen der Kirche sind bei Benennung der Gartenpflanzen mannigfach bedacht worden, und schwerlich findet sich ein Katalog, in dem die Saint-Fiacre, Saint-Jacques, Saint-Laud, Saint-Laurent, Santa Lucia, Saint-Martin usw. nicht gut vertreten wären. Zu der dunkelblauen Saintpaulia jonantha gesellt sich alsbald freundlich das „Timotheusgras" und auch der hl. Philemon macht sich irgendwo im Garten bemerklich. Kein der Kirche ehrwürdiger Name erscheint aber auch nur annähernd so häufig wie der der Jeanne d'Arc. Ähnlich wie der des Goliath im Alten Testament bezeichnet er das kraftvollste in fast allen Gattungen bei Blumen wie bei Früchten. Der Mutter Gottes ist ein Platz gesichert schon durch den carduus Marianus, die alte „Mariendistel". Dagegen wäre es gewagt, bei den vielen „Maiköniginnen" unter Kartoffeln und Erbsen, Fuchsien und Schwertlilien, oder der prächtigen Tritoma Saundersi eine fromme Absicht der Benennung voraussetzen zu wollen. Näher liegt ein solcher Gedanke, wenn einer hellroten, leuchtend nuancierten Teerose die Bezeichnung beigelegt ist: à Marie Immaculata, und jeder Zweifel muß schwinden bei jener schneeweißen prachtvollen Herbststraußblume (Phlox decussata hybr.), deren Name Virgo Maria heißt. Ein besonders frommer Gärtner aber muß es sein, der sich im Laufe des letzten Jahrzehntes um die Erdbeerenzucht so hoch verdient gemacht hat. In allen Katalogen findet sich als vorzüglich empfohlener Artikel die Sankt Josephserdbeere. Pfitzer in Stuttgart (1904) beschreibt sie als eine „reichtragende, mittelgroßfrüchtige, den ganzen Sommer mit Blüten und Früchten bedeckte Sorte; die Frucht leuchtend, dunkelzinnoberrot ... zuckerreich und von vorzüglichem Geschmack." Stenger und Rotter in Erfurt aber rühmen: „Diese prächtige Sorte wurde als erste wirklich mehrmals im Sommer tragende Sorte schon vor einigen Jahren eingeführt und hat sich vorzüglich bewährt, trägt als früheste Sorte schon von Ende Mai, und blüht und bringt Früchte ununterbrochen, bis der Frost zerstörend wirkt." Nachdem diese Sankt Josephserdbeere bald „zu großer Beliebtheit gelangt" war, verstand es der Züchter, durch

Kreuzung derselben mit einer andern Art der Ananaserdbeere (Royal Sovereign) eine neue „geradezu hervorragende“ Sorte zu erzielen, mit sehr großer lebhaft roter Frucht, „festfleischig und von delikatem Geschmack.“ Er benannnte sie nach dem hl. Antonius von Padua. Aber auch diese Sorte wurde noch überboten durch die großfrüchtige, dunkelrote Jeanne d'Arc, und erreichte wohl erst ihren Höhepunkt in der Sorte „Leo XIII“. Ein Pariser Katalog charakterisiert sie nicht ohne Emphase mit: fruit énorme, rouge vif, de saveur fine; der Erfurter aber nennt sie „überaus reich, von regelmäßiger Form und herrlich roter Farbe, Geschmack weinartig pikant“, im ganzen: „eine wirklich prächtige Sorte!“

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Siebenundsechzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1904.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des siebenundsechzigsten Bandes.

Miszellen.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Zum Jubeljahr der Unbefleckten.

Wir Katholiken sind ein glückliches, festfreudiges Volk. Fest wechselt um Fest, ein Jubeljahr drängt das andere, als sollte die Erde uns schon den Himmel gebären.

So war es ja prophezeit von unserer Kirche, es sollte sich bei ihr wohnen wie in einer Stadt der Fröhlichen (Ps 86, 7). Und mit Recht. Die irdische Kirche ist die Schwester der himmlischen Kirche, der Stadt des ewigen Friedens und der unvergänglichen Freude. Von ihren hellstrahlenden Zinnen fallen unentwegt Freudenlichter herab in diese dunkle Erde, wo ihre Schwester durch den Druck und Drang der Erdzeit zum ewigen Ziele vorschreitet, und diese Licht- und Freudengrüße sollen ihr das Unterpfand des einstigen Sieges und der Trostsold der irdischen Pilgerfahrt sein. Von der Erde hat sie wahrlich wenig Trost zu erwarten. Die Erde hat wohl auch ihre Feste. Aber was bieten sie dem besseren Menschen? Es gibt selbst traurige Feste, Erinnerungstage an Geschehnisse, welche die Schmach und das Unglück der Menschheit sind und besser in ewiger Vergessenheit begraben blieben. Nicht so die Feste unserer heiligen Kirche. Sie sind Erinnerungen an die Großtaten der Barmherzigkeit und Liebe Gottes zu unserem Heil, es sind mächtige Weckstimmen der Wahrheit und Quellen der Reinheit, der Heiligkeit und des Trostes, wirklich Wasserquellen, die aufsprudeln zum ewigen Leben (Jo 4, 14). Diese Feste des Herrn und namentlich auch die häufigen Feste Unserer Lieben Frau, der wahren „Stadt der Fröhlichen“ und „der Ursache unserer Freude“, sind es, welche mit ihren volkstümlichen, frommen Kundgebungen jenen wohltuenden Zauber von Freude und Fröhlichkeit aushauchen, welchen sinnige Beobachter der katholischen Länder und Völker abgelauscht haben wollen.

So stehen wir jetzt wieder mitten in einem Jubeljahr Unserer Lieben Frau. Es sind eben 50 Jahre, seitdem Pius IX., der Gute, am 8. De-

zember 1854 die alte christliche Überzeugung von der Unbeflecktheit der Empfängnis der Gottesmutter zum Glaubenssatz erhob. Von allen Bischöfen, welche damals dieser großen Feier anwohnten, lebte im vorigen Jahre nur noch sein Nachfolger Leo XIII. und der letzte Herzenswunsch des ehrwürdigen Papstgreises war es, das Jubeljahr der Unbefleckten mit besonderer Feier begehen zu können. Er hatte zu dem Ende noch am 26. Mai 1903, wenige Monate vor seinem Hinscheiden, einen Ausschuß von Kardinälen ernannt, welche die Maßregeln der Ausführung beraten und feststellen sollten, als ihn mitten im eigenen Jubeljahr seiner Thronbesteigung der Tod dieser Erde entriß. Sein Nachfolger, der glorreich regierende Pius X., übernahm als heiliges, teures Vermächtnis den Wunsch des Verklärten, bestätigte schon am 8. September desselben Jahres die getroffenen Maßregeln und hat kein sehnlicheres Verlangen, als daß das Jubelfest in der ganzen Kirche mit möglichster Feier und Herrlichkeit begangen werde.

Folgende Gedanken entstammen nun dem Wunsch, der Weisung unseres obersten Seelenhirten zu entsprechen und etwas beizutragen zu dem Ehrenfeste Unserer Lieben Frau. Wer Zeuge der Glaubenserklärung vor 50 Jahren war, hat nur einen Herzenswunsch, der damalige Weltjubel möchte sich dieses Jahr erneuern.

Wir wollen deshalb, nachdem wir das Wesen des Geheimnisses kurz gestreift, dessen Herrlichkeit einigermaßen zu erfassen suchen und dann sehen, wie wir die Feier würdig begehen können.

I.

Mit dem Geheimnis der unbefleckten Empfängnis glauben und bekennen wir, daß Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängnis durch ein besonderes Gnadenprivilegium und in Voraussehung und Kraft des Erlösers Jesu Christi vor dem Makel der Erbsünde bewahrt blieb. Mit diesen Worten ungefähr drückt die Bulle Pius' IX. Ineffabilis Deus, durch welche die unbefleckte Empfängnis der Gottesmutter zum Glaubensartikel erhoben wurde, das Wesen des Geheimnisses aus.

Einige Bemerkungen mögen die Glaubenswahrheit näher beleuchten. Der Träger (das Subjekt) des Geheimnisses ist also Maria, ihre Person im ersten Augenblick der Vereinigung ihrer Seele mit dem Leibe, im ersten Augenblick ihres Lebens und ihres irdischen Daseins. — Der Inhalt und Umfang des Geheimnisses aber umfaßt ein doppeltes, negativ den Aus-

schluß der Erbsünde und Schuld, positiv den Einschluß und Besitz der heiligmachenden Gnade. Der Zustand der schweren Sünde nämlich ist nichts anderes als der schuldvolle Mangel der heiligmachenden Gnade. Sie setzt also eine Schuld und eine schwere Übertretung des göttlichen Gebotes voraus und wird auf keine andere Weise gehoben als durch Wiedererwerbung der heiligmachenden Gnade. In der Erbsünde nun, die nach dem Konzil von Trient eine wahre Sünde ist (Sess. 5 c. 5), übertrat Adam, nicht als Einzelmensch, sondern als stellvertretendes Haupt und als Vater der ganzen Menschheit, das Gebot Gottes und ging für sich und alle seine Nachkommen, die auf dem gewöhnlichen Wege von ihm abstammen, der heiligmachenden Gnade verlustig, so daß nun alle Menschen der heiligmachenden Gnade beraubt und im Zustande der Ungnade Gottes ins Leben treten. Bei Adam ist die Sünde eine persönliche, bei uns die Sünde der Natur. Darin besteht also das Wesen des Geheimnisses, daß, während wir andern alle mit der Erbsünde behaftet in das Leben kommen und erst später durch die heilige Taufe, durch Mitteilung der Gnade von derselben befreit werden, Maria im ersten Augenblicke ihres Daseins vor der Erbsünde bewahrt blieb und sich des Besitzes der heiligmachenden Gnade erfreute, so daß es in ihrem Leben keinen Augenblick gab, in dem sie der Sünde unterlag und der Gnade Gottes entbehrte. — Der Grund dieses Geheimnisses ist die Voraussehung und die Kraft der Erlösungsverdienste Jesu Christi, die sich hier nicht reinigend und befreiend, sondern behütend und bewahrend erwiesen. — Der ganze Charakter und die Eigentümlichkeit des Geheimnisses endlich ist ein Privilegium, oder eine huldvolle, gnadenreiche Ausnahme von dem Gesetz, die einzig und ohnegleichen dasteht.

So viel über das Wesen des Geheimnisses. Das Geheimnis selbst zu beweisen, scheint uns hier weniger der Ort. Das hat mehr als ausreichend geleistet die endgültige Entscheidung des päpstlichen Stuhles, die Überlieferung aller christlichen Jahrhunderte und namentlich das Bemühen der katholischen Hochschulen. Die berühmte Streitfrage um genaue Bestimmung, Erhärtung und Festlegung des Geheimnisses war ein jahrhundertelanges, glorreiches Ringrennen und Lanzenstechen der gelehrten Schulen und großen Meister zu Ehren der Unbefleckten. Wir glauben die Ergebnisse dieser Forschungen besser und nützlicher verwerten zu können, wenn wir aus denselben eine würdige Anschauung der Bedeutung, Größe und Herrlichkeit des Geheimnisses zu gewinnen suchen. Die scharfen

Waffen, die dem Streite dienten, sollen als friedliches, glorreiches Siegeszeichen am Bild der unbefleckten Gottesmutter hangen und unser Herz erfreuen.

II.

Die Glaubenswahrheiten unserer heiligen Religion tragen ein eigentümliches Gepräge der Göttlichkeit an sich. Sie sind einzelne Hau- und Bausteine des ganzen Religionsgefüges und jede stellt in sich wieder ein verkleinertes Bild des Ganzen dar; sie werden getragen und tragen; sie empfangen von andern Licht, Stellung und Ordnung und verklären hinwieder die andern mit wohltuendem Glanz. Es ist dieses das Zeichen und die Wirkung einer großen, göttlichen Gedankeneinheit und das Siegel der göttlichen Werke. So ist es auch mit dem Geheimnis der unbefleckten Empfängnis. Es steht in der innigsten, lebendigsten Verbindung mit den großen Glaubensgeheimnissen, es erhält Licht und Bewahrheitung von denselben und strömt selbst wieder nach allen Seiten, auf Gott, auf Maria selbst und auf die Kirche und Welt Glanz und Gnade aus.

1. Vor allem ist das Geheimnis wirklich der Verherrlichung Gottes voll. Schon als Geheimnis der Heiligung ist es ein Lobpreis der Heiligkeit Gottes, die nichts anderes ist als die wesenhafte Liebe zum Guten und der Abscheu vor allem Sündhaften; als Werk der unverdienten Güte ist es eine Verherrlichung der Barmherzigkeit Gottes, als eine Begnadigung endlich ein geschaffenes Abbild der Geistigkeit und Schönheit der göttlichen Natur. Das Geheimnis geht aber noch tiefer in das Wesen und Leben der Gottheit. Es trifft mit eigentümlich schönen Streiflichtern auch die drei göttlichen Personen selbst, welche einhellig und gleichmäßig die eine göttliche Natur besitzen.

Der Vater stellt in der Gottheit wie das erschaffende, so das anordnende und bestimmende Prinzip dar; er ist der Ausdruck unendlicher Hoheit, Macht, unumschränkter Autorität und Herrschergewalt im Erlassen von Gesetz und Strafe, aber auch in Aufhebung derselben durch Bewilligung von Ausnahme und Gunstbezeigung, wenn die Weisheit es für angemessen findet. Beides, Strafen und Begnadigen, gehört zum Vollmaß der unumschränkten Macht. Beides nun tritt so schlagend und wunderbar hervor in dem Geheimnis der unbefleckten Empfängnis. Das allgemeine, unerbittliche Gesetz der Strafe und des Todes traf auf den Fall des Stammvaters das ganze menschliche Geschlecht nach den Aussprüchen der Schrift (Röm 5, 12 14 18) mit solcher Ausnahmslosigkeit

und Unerbittlichkeit, daß die Gegner dieses Geheimnisses, auf die Schriftworte gestützt, die Ausnahme selbst Maria vorenthalten zu müssen glaubten. Aber sollte die unumschränkte Macht des Vaters in seinen eigenen zeitlichen Gesetzen gefangen sein? Nein, an einer ist das Gesetz nicht in Anwendung gekommen, an einer ließ er Ausnahme walten und statt der Strafe Begnadigung ergehen. Es war dieses Maria und sie allein. Es erfüllte sich hier das vorbildliche Wort des Königs Assuerus zu Esther, welche in dieser wie in anderer Beziehung ein Vorbild Marias ist: „Fürchte dich nicht, Esther; du sollst nicht sterben, denn nicht für dich, sonst aber für alle ist das Gesetz erlassen" (Est 15, 12 13). Er legte das Zepter auf ihren Nacken, und unter seinem schützenden Schatten blieb sie geborgen vor dem Verderben, das dem ganzen Volke bereitet war. Das ist ein treffendes und schönes Bild der Begnadigung der Allerseligsten, umsomehr, als diese ausnahmsweise Begünstigung doch ganz mit der Gerechtigkeit und Weisheit Gottes stimmte. Die Gerechtigkeit wurde durch diesen Gnadenerlaß ebensowenig beeinträchtigt als durch die Verhängung der Strafe, weil der Gnadenzustand, zu dem Gott den ersten Menschen erhoben, ein ganz freiwilliges und ganz unverdienbares Geschenk über alles Bedürfnis und Ahnen der Natur ist, so daß Gott es geben und vorenthalten kann, wie er will. Die Ausnahme von dem Gesetz war auch einzig und einem Wesen verliehen, das ebenso unter allen andern Wesen einzig, außerordentlich und wunderbar dasteht in seiner Bestimmung und in der Ausstattung und Gestaltung des Lebens. In der Tat ist das Leben Marias eine Reihe von unerhörten Ausnahmen. Oder sind die jungfräuliche Empfängnis und Geburt des Herrn, ein Erdenwandel ohne den leichtesten Schatten von Begierlichkeit und Sünde, ein leidloser Tod und die leibliche Aufnahme in den Himmel nicht Gnadenwunder, die das Außerordentliche bei ihr zur Regel zu machen scheinen? Wäre nun ein Lebensbeginn mit Sünde und Befleckung, wie er allen zu teil wird, nicht eine Ausnahme von dieser erhabenen Regel bei Maria? Die glorreiche Ausnahme der unbefleckten Empfängnis paßt also wunderbar in den Rahmen dieses außerordentlichen Lebens und bestätigt hier wirklich die Regel. Die Gnadenbegünstigung entsprach den Worten des Herrn selbst, daß dem, der hat, noch mehr gegeben wird (Mt 13, 12), und deshalb versagte sie der himmlische Vater seiner erstgebornen Tochter nicht. — Es ist somit das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis eine ganz eigentümliche, erhabene und liebliche Offenbarung und Verherrlichung der göttlichen Vaterschaft.

Sie enthüllt uns dieselbe in dem ganzen Vollmaß und in der Unumschränktheit der Macht im Erlassen von Gesetz und Ausnahme, in Verhängung und Zurücknahme der Strafe, sie enthüllt uns die Vaterschaft Gottes zugleich in ihrer weisen Angemessenheit und Beschränkung, sie zeigt uns dieselbe endlich in der liebenswürdigen und herzgewinnenden Verwaltung des Gnadenamtes. Der himmlische Vater ist hier wirklich „der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes“ (2 Kor 1, 3) gegen uns alle. Mit dem Gnadenkuß, den er seiner geliebten Tochter in ihrer unbefleckten Empfängnis gab, ist die Ungnade und der Fluch von dem Menschengeschlecht gewendet, in Maria hat er uns allen Barmherzigkeit erwiesen und uns zu Gnaden wieder aufgenommen.

Ebenso glorreich ist das Geheimnis für die zweite göttliche Person in der Dreifaltigkeit. Sie ist ihrem Ursprung nach der Sohn und die Weisheit des Vaters und ihrer ewigen Bestimmung nach Menschensohn, Gottmensch, Sohn einer bestimmten irdischen Mutter und Erlöser der Menschheit. Es läßt sich nun der Sohn nicht mehr denken ohne das Erlöseramt. Das war der Grund seines Kommens, um als Sohn und Weisheit des Vaters die Ordnung, die durch die Sünde zerstört war, herzustellen und die Menschheit als Gnadenkind in den Schoß des Vaters zurückzuführen. Dieses Erlösungswerk hat er in der Zeit vollbracht durch seinen Tod am Kreuze. Deshalb hat ihn Gott zum großen, allgemeinen Sühnopfer hingestellt (Röm 3, 25; 1 Jo 4, 10), damit alles im Himmel und auf Erden versöhnt werde durch das Blut seines Kreuzes (Kol 1, 20). Der Erlösungspreis des Blutes Christi lag also von Ewigkeit vor Gott bereit und er wurde flüssig in allen Gnaden, die schon vor der Ankunft Christi in dieser Welt erteilt wurden. Er ist der Erlöser aller, und niemand kann gerettet werden ohne ihn, Maria nicht ausgenommen. Sie auch ist durch Jesus erlöst worden. Das ist der Sinn der Bulle Pius' IX., wenn sie sagt, Maria sei in Voraussehung und Kraft der Verdienste Jesu der Erbsünde entgangen. Wie Christus von Urbeginn als Erlöser vorhergesehen und bestimmt war, so Maria als Mutter dieses Erlösers und als solche hatte sie mit Recht einen ganz besondern, ehrenvollen Anteil an der Wirkung des Erlöserblutes, das der Gottmensch aus ihr annahm. Maria wurde nicht wie alle andern, sondern auf eine besondere Art erlöst. Bei uns wäscht das Blut Jesu die Erbsünde ab, aber erst spät in der heiligen Taufe, bei Maria setzte das Erlösungswerk im ersten Augenblick ihres Daseins ein, und zwar nicht heilend, reinigend, herstellend und befreiend,

sondern behütend, schützend und bewahrend vor dem Sündenmakel. In diesem Sinne sagt die Definitionsbulle schön und ausdrucksvoll, Maria sei erlöst worden, aber in einer viel höheren und erhabeneren Bedeutung. Es war dies der geistreiche Gedanke des großen Skotus, zwischen einer gewöhnlichen und einer erhabeneren, zwischen einer folgenden und zuvorkommenden Art der Erlösung zu unterscheiden. Mit diesem Meistergriff gab er dem langen Streit um die Wirklichkeit und Wahrheit der unbefleckten Empfängnis Marias eine ganz neue Wendung und entriß den Gegnern den Einwurf, Maria sei erlöst, also auch in Sünden empfangen worden. — In diesem Lichte gefaßt, ist das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis der größte, herrlichste und glorreichste Sieg des Erlösers, welcher den alten Erbfeind von Posten zu Posten verfolgt und ihn aus dem tiefsten Verließ seiner Macht, aus der Zwingburg der Erbschuld wirft, es ist die höchste Anstrengung des Erlösungsquells und der Wasser des Heils, die vom Kalvarienfels aus der geöffneten Seite des Herrn herabstürzend alle Lagen und Taten unseres Lebens reinigend und segnend berühren, aber nur in Maria heiligend bis zum ersten Lebensaugenblick aufspringen; die Empfängnis Marias ist die schönste, feinste und duftigste Blüte, die aus dem Erlösungsblute sproßte. Und konnte sie einer würdigeren gebracht und geweiht werden als der leibeigenen Mutter des Erlösers? Das bedeutet es, wenn fromme, sinnige Kunst das Gotteskind der Mutter eine geheimnisvolle Blume von wunderbarer Klarheit liebinnig darreichen läßt. Maria in ihrer unbefleckten Empfängnis ist wirklich das duftvollste Aufsteigen der Weihrauchwolke aus dem Opferblut Christi (Hl 3, 6) und das Ausgehen des Lichtduftes aus dem Munde des Allerhöchsten (Sir 24, 5). Aber wer sieht darin nicht eine ganz eigentümliche Verherrlichung der zweiten Person in der Gottheit?

Nicht weniger liegt in dem Geheimnis auch eine Verherrlichung des Heiligen Geistes. Die Eigentümlichkeit der Person des Heiligen Geistes besteht darin, daß er die Person der Liebe und Heiligkeit in der Gottheit darstellt und der Urheber aller Liebe und Heiligkeit außer Gott ist. Außer der Heiligung Christi, die deshalb dem Heiligen Geist auf besondere Weise zugeschrieben wird (Lk 1, 35), hat er kein größeres und herrlicheres Werk der Heiligung vollführt, als in Maria, allein schon durch ihre unbefleckte Empfängnis. Es zeichnet dieses Geheimnis ganz wunderbar den Heiligen Geist in seinen persönlichen Eigenschaften, in seiner Liebe und Güte, in seinem Wohlwollen und seiner Freigebigkeit in Mitteilung seiner heiligenden Gaben

und seiner selbst. Vor allem zögerte er bei Maria mit seinem Heiligungswerk nicht, wie bei allen andern Menschenseelen bis nach dem Eintritt der Sünde. An der Schwelle, beim ersten Aufquellen des Lebens umfaßte er mit seiner Liebe die Seele Marias. Ferner war diese Mitteilung seiner selbst und seiner Gaben so groß, so außerordentlich und so wunderbar, daß nach dem Dafürhalten der Väter und Gottesgelehrten der Reichtum und die Fülle der Gnaden bei Maria die Heiligkeit jedes einzelnen Engels und jedes Heiligen selbst bei seiner Vollendung durch die Glorie übertraf und eine Ähnlichkeit und ein Übermaß bloß in der Heiligkeit des Gottmenschen fand[1]. In diesem Augenblicke ergoß er in ungemessener Fülle und Herrlichkeit die heiligmachende Gnade in ihre Seele und mit der Gnade alle übernatürlichen Tugendkräfte und Gaben des Heiligen Geistes, namentlich die Tugenden der Reinheit, Demut und Güte, welche uns Maria so liebenswürdig machen und ihr besondere Züge der Ähnlichkeit mit dem Heiligen Geiste geben. In diesem Augenblicke weihte er die Seele und den Leib der Jungfrau zu einem lebendigen Tempel und Heiligtum, in welchem er jetzt schon selbst wohnte und in dem er einst das größte Werk seiner Heiligkeit und Liebe, die Menschwerdung Gottes, wirken sollte. — Das führt uns nun auf den Grund dieses außerordentlichen Maßes der Heiligkeit und Begnadigung, welche der Heilige Geist im ersten Augenblick des Lebens Maria erteilte. Der Grund ist eigentlich kein anderer, als die Liebe Gottes. Sie ist das Maß aller Gaben, die Gott einem Geschöpfe verleiht. Dieses Maß aber richtet sich zunächst nach der Bestimmung des Geschöpfes. Diese war aber bei Maria die höchste und erhabenste nach der des Gottmenschen, ja mit dieser selbst in der innigsten Verbindung. Sie sollte Gottesmutter sein und das Werkzeug des Heiligen Geistes zur Hervorbringung des Gottmenschen, in ihr sollte Gott selbst Fleisch annehmen und leibhaft wohnen. Es ist dies eine Würde und eine Vereinigung mit Gott, die selbst die Würde der Kindschaft Gottes und die Vereinigung mit Gott durch die Glorie im Himmel übertrifft, weil sie einer ganz andern und höheren Ordnung angehört. Alle andern glorreichen Bestimmungen und Aufgaben, die Vermittlerin aller Gnaden und Königin aller Heiligen zu sein, sind nur Folgen und Wirkungen dieser zentralen und ganz eigentümlichen Würde der Muttergottesschaft. So begreift sich auch der Grundsatz, nach dem die Gottes-

[1] Suarez, De Myst. vitae Chr. disp. 4, sect. 1.

gelehrten das Gnadenmaß ihrer ersten Heiligung bemessen, daß nämlich alle Gaben der Heiligkeit, die irgend einem Geschöpfe und einem Heiligen beschieden sind, sich in einem weit höheren Grade bei Maria zusammenfanden. So grüßte sie der Engel als die einfach und schlechthin Begnadete und Gnadenvolle (Lk 1, 28) und von der Gnade in Besitz Genommene, wie kein anderes Wesen. In diesem Sinne wendet die Kirche den geheimnisvollen herrlichen Psalm 86, in welchem die Baupracht und die Volksmächtigkeit Jerusalems geschildert werden, geistlicherweise auf Maria, die geistige und geistliche Stadt Gottes, an. Ihre Grundlagen liegen auf den heiligen Bergen; es liebt der Herr die Tore Sions vor allen Wohnungen Jakobs; Glorreiches ist gesagt von dir, Gottesstadt. Sion wird sagen: ein Mensch (der Gottmensch) ist in ihr geboren (so nach Ambr. und Aug. Christus, der allein mehr zählt als alle andern in ihr Gebornen); der Allerhöchste hat sie gegründet (Ps 86). Der Heilige Geist, heilig, vielteilig, lieblich, menschenfreundlich, gütig ... der durch die Geschlechtsfolgen sich heiligen Seelen mitteilt und Freunde Gottes macht (Weish 7, 22 23 27), der ist der Werkmeister dieser neuen Gottesstadt. In der unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter hat er eine ganz neue Ordnung von Gottbegnadeten geschaffen. Wir haben nun Wesen, welche er nach der Geburt, andere, die er vor der Geburt und eine und nur eine, die er im ersten Augenblick des Lebens heiligt. Und die verherrlicht der Heilige Geist wie kein anderes rein menschliches Wesen.

Man kann nicht in Abrede stellen, das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis ist ein großes, göttliches Werk, eine ganz eigentümliche Offenbarung und Verherrlichung des dreieinigen Gottes. Die alten Verteidiger dieses Ehrenvorzugs der Gottesmutter faßten kurz und kräftig die Gründe ihrer Aufstellung in die drei Worte zusammen: Potuit, decuit, ergo fecit; Gott konnte es, schicklicherweise mußte er es, also hat er es getan. Der Vater konnte es in Kraft seiner unbeschränkten Macht über Leben und Tod, der Sohn mußte es schicklicherweise der Ehre seiner Erlösung und seiner Mutter wegen, und der Heilige Geist hat es getan in dem Übermaß seiner Liebe. So sehen alle göttlichen Personen die Eigentümlichkeit ihres Wesens aus dem schönen Geheimnis wiederleuchten. Es ist also ein wahrer Spiegel und ein Kleinod Gottes.

2. Es ist aber das Geheimnis an zweiter Stelle ein Kleinod und ein Schatz der Verherrlichung für Maria, weil es die Vorbedingung und das Fundament ihrer ganzen Größe ist. Die Größe und Herrlichkeit

Marias bildet erstens ihre Heiligkeit, dann die Gesamtheit ihrer Privilegien oder Ehrenvorzüge, drittens die göttliche Mutterschaft und endlich ihre Macht, uns zu helfen und beizuspringen.

Die vollkommene, vollendete Heiligkeit besteht vor allem in der Reinheit und Freiheit von der Sünde und von allem, was mit der Sünde zusammenhängt, was von ihr kommt und zu ihr führt, von der Begierlichkeit und Unordnung der Leidenschaften, dann besteht die Heiligkeit im Besitz der heiligmachenden Gnade und aller übernatürlichen Tugendkraft und der Gaben des Heiligen Geistes; ferner in der Verwertung derselben (natürlich unter dem Einfluß der wirklichen Gnade) zu Heilswerken, namentlich zur lebendigen wirklichen Vereinigung mit Gott, zur Betätigung und zum Wachstum der Liebe und endlich in der unerschütterlichen Festigkeit des Gnadenzustandes vermittelst der Gnade der Beharrlichkeit, die unser Leben in der Gnade Gottes beschließt und uns zur seligen Anschauung Gottes im Himmel fördert. Dieses Idealbild der Heiligkeit sehen wir in Maria verwirklicht in einem Grade der Vollkommenheit, wie es nur Gott bekannt sein kann. Aber dieses herrliche Gebäude der Heiligkeit hatte zum Fundament die unbefleckte Empfängnis, die der glänzende Beginn dieses wunderbaren Lebens war. Was die negative Seite der Heiligkeit, das Freisein von Sünde betrifft, war es eben die unbefleckte Empfängnis, welche sie wie keinen andern Menschen vor der Erbsünde bewahrte und ihr zugleich die Freiheit von jeder ungeordneten Begierlichkeit brachte, was dann wieder die gänzliche Sündenlosigkeit zur Folge hatte. Wer sieht nun nicht, welch ein Vorteil schon allein diese Sündenfreiheit für die Heiligkeit war? Das Positive an der Heiligkeit aber, der Schatz der heiligmachenden Gnade und der Tugenden, wurde ihr, wie wir schon gesehen haben, bei der Empfängnis in solch reichem Maße zugemessen, daß er alles geschaffene, den Gnadenreichtum Jesu ausgenommen, übertraf. Diesem erstaunlichen Maß der heiligmachenden Gnade entsprach dann auch die Angemessenheit außerordentlicher wirklicher Gnade und so begreifen wir, wie Maria, durch die Gabe der Beharrlichkeit in der Gnade befestigt und durch ganz außerordentliche Gnadenleitung geführt, es zu einer Heiligkeit brachte, die wenn auch nicht ohne Begrenzung in sich, doch für unsere Schätzung unerreichbar ist. Das Großkapital der Gnade nun, mit welchem Maria ohne irgend eine Einbuße durch eine Sünde, ohne Rückgang und Stillstand ihr ganzes Leben hindurch so glücklich wucherte, kam ihr schon durch ihre unbefleckte Empfängnis, und sie ist somit wirklich das Fundament ihrer ganzen Heiligkeit.

Groß und außerordentlich sind die Privilegien und Gnadenvorzüge Marias. Scheint doch ihr Leben eine ganze Verkettung staunenswerter Ausnahmen zu sein. Aber alle diese Ausnahmen haben ihre Wurzel in ihrer Empfängnis ohne Erbsünde. Wenn wir näher zusehen, gehörten fast alle diese Privilegien in der Tat zur Ausstattung der ursprünglichen Gerechtigkeit, und Adam besaß sie wirklich bis zum Sündenfall — ein Zeichen, daß die heiligmachende Gnade die Unterlage all dieser Gnadenherrlichkeit war. Weil nun Maria von der Erbsünde nicht berührt wurde, trat sie mit diesen Privilegien gleichsam den Besitzstand der ursprünglichen Gerechtigkeit wieder an. Das gilt selbst von der jungfräulichen Empfängnis des Herrn, wenigstens insofern, als die leibliche Jungfräulichkeit der Mutterschaft die Jungfräulichkeit der Seele mit einschließt und mit sich bringt. Jedenfalls ist für die Ehre Christi die Jungfräulichkeit der Seele bei seiner Mutter ebenso wichtig wie die Jungfräulichkeit des Leibes. Deshalb sagen die Väter, Maria habe, bevor sie Christus mit dem Leibe empfing, ihn schon empfangen im Geiste.

Sind also diese Privilegien eine wahre Krone der Ehren und ein Diadem der Freude, dann ist die unbefleckte Empfängnis der goldene Reif, der die herrlichen Perlen und Diamantenblüten trägt und aus dem sie natürlicherweise heraussprossen.

Das Wichtigste, ja das Maßgebende an Maria ist aber ihre göttliche Mutterschaft. Sie ist einfach Ursache, Grund, Regel und Maß aller Gnaden, Vorzüge und Lebensumstände dieses ausnahmsweisen und wunderbaren Wesens. Unter den hohen Gaben, welche Maria mit Rücksicht auf diese Mutterschaft zugedacht waren, besteht aber offenbar eine Rangordnung der Wichtigkeit und Vorzüglichkeit, so daß einige dieser Gaben ebenso notwendige Vorbedingung wie Wirkung der Mutterschaft Gottes sind. Zu dieser Art von Gaben gehört vor allem die Empfängnis ohne alle Sünde. Wir können uns die Gottesmutter schlechthin nicht denken als Sklavin der Sünde, mag sie wie immer, selbst bloß Erbsünde sein. Je näher ein Geschöpf dem Schöpfer tritt und ihn berührt, um so weiter muß es von der Sünde entfernt sein und um so mehr muß es teilhaben an der göttlichen Reinheit und Unversehrtheit und Heiligkeit. Der Täufer sollte Herold und Vorläufer des Herrn sein und wurde vor seiner Geburt schon im Mutterleibe von der Erbsünde befreit; die Engel waren auserſehen als Gottes nächster Hofstaat und die ersten Eltern als Häupter des Menschengeschlechtes, und beide wurden sie mit Rücksicht

auf ihre hohe Bestimmung im ersten Augenblick ihres Daseins mit der heiligmachenden Gnade ausgestattet. Und die leibeigene Mutter Gottes durfte von der Sünde berührt werden? Gewiß, Maria war die Tochter des ersten Adam, aber sie war auch und noch eher die Tochter des zweiten Adam, insofern er Gott war. Er konnte als solcher seine Mutter schaffen und gestalten, und wird nun seine Macht und seine Liebe den Fluch des ersten Adam nicht zu überwinden vermögen? Wird der erste Adam mächtiger sein mit der Sünde anzuflecken, als der zweite, vor der Sünde zu bewahren? Sollte der Schoß der irdischen Mutter, aus welchem er als Mensch hervorging, weniger sündenrein sein, als der Schoß des himmlischen Vaters, der ihn als Gott gebar? Sollte der Gottmensch, der hinieden nichts zu eigen hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte, auch kein reines, von der Sünde unberührtes Herz finden, das ihm stets angehört hätte? Überall die Sünde, die unreine und entehrende Spur Satans, seines Feindes? Eine fand er, die ganz und immer sein und von der Sünde unbefleckt war, seine heilige, stets jungfräuliche Mutter und deshalb ruht er als Kind so vertraulich und zärtlich an ihrer Brust, an dem Herzen der einfach und schlechthin Gesegneten und Begnadeten (Lk 1, 28). Wenn er als der blühende Apfelbaum unter den unfruchtbaren Bäumen des Waldes dasteht (Hl 2, 3), dann ist sie die Lilie unter den Dornen (Hl 2, 2), wenn er die Sonne, dann sie die leuchtende Morgenröte (Hl 6, 9), wenn er die Rose Sarons (Hl 2, 1), dann ist sie das geistliche Paradies, der verschlossene Garten, die versiegelte Quelle, wo sie erblühte und sich so herrlich entfaltete (Hl 4, 12). Das alles wäre aber Maria dem Gottmenschen nicht, ohne den Vorzug unbefleckt empfangen zu sein.

Das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis ist endlich das Fundament der Macht Marias. Diese Macht erschöpft sie zu unsern Gunsten in doppelter Weise, in der Zuwendung ihrer Fürbitte für uns bei Gott und in der Zuwendung ihres Schutzes gegen unsere Feinde. Die unbefleckte Empfängnis ist ein Geheimnis der Reinheit und Heiligkeit. In Kraft dieser Bewahrung von jeglicher Sünde, die eine Folge der makellosen Empfängnis ist und in Kraft der außerordentlichen, alles überbietenden Gnadenausstattung ist Maria wirklich die ganz Reine und Makellose (Hl 4, 7), die über und über Begnadete, ein lebendiges Abbild und ein Spiegel der übernatürlichen Schönheit und Gutheit (Weish 7, 26). Nun ist aber Gott die wesenhafte Reinheit, Heiligkeit und Schönheit.

Das ist es, was ihn von allem unterscheidet und auszeichnet und weshalb er sich selbst mit unendlicher Liebe und Glückseligkeit umfaßt. Wo er aber außer sich einen Strahl dieser Reinheit, Schönheit und Heiligkeit erblickt, da neigt er sich gnädig und huldvoll herab und liebt und umfaßt er sie, wie seine eigene Schönheit. Die großen Gnaden- und Ehrenvorzüge, die er der Jungfräulichkeit erzeigt, bestätigen dies vollkommen. Wie, wenn nun dieses bevorzugte Wesen sich ans Bitten gibt? Wird dann die Bitte nicht ein mächtiger Ruf in dem Herzen Gottes sein? Auch hierin ist Esther das liebliche Vorbild Marias. „Was willst du Esther, Königin? Welches ist deine Bitte? Auch wenn du die Hälfte des Reiches verlangst, so wird sie dir gegeben" (Est 5, 3). Wie Christus der unschuldige, unbefleckte Mittler der Menschheit ist (Hebr 7, 26), so Maria makellose Mittlerin mit Christus und durch Christus. Ist diese Segensmittlerschaft mit Christus auf Grund der Reinheit und Gnadenfülle nicht angedeutet mit den schönen Worten, mit denen der Engel die Menschwerdung einleitete: „Gegrüßt sei, du Gnadenvolle, der Herr ist mit dir, gesegnet bist du unter den Weibern" (Lk 1, 28)? Und ist dieser Gruß selbst nicht gleichsam ein Widerhall der Worte des Urevangeliums, in denen Maria mit Christus als die Verteidigerin der Menschheit gegen den Erbfeind angekündigt wurde: „Feindschaft will ich setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem und ihrem Samen, und sie wird dir den Kopf zertreten" (Gn 3, 15), was die zweite Betätigung ihrer Macht ist? — Nach den Vätern und der Erblehre sind mit diesen Worten Christus und Maria in ihrer beiderseitigen, gemeinschaftlichen und siegreichen Befeindung der alten Schlange ausgesprochen. Auf dieselbe Weise wie der Menschheit die Niederlage beigebracht wurde, gemeinschaftlich durch Adam und Eva und so, daß die Sünde in Eva anfing und in dem Manne vollendet ward, ebenso sollte der Sieg errungen werden gemeinschaftlich durch den zweiten Adam und die zweite Eva. In Maria hob der Sieg an durch ihre unbefleckte Empfängnis und vollendet wurde er durch den Tod des Erlösers am Kreuz. Seit diesem Ursieg in der Empfängnis hat Maria nie aufgehört, den Feind zu verfolgen, sich in unsern Kampf zu mischen und glorreich zum Sieg zu führen, wie dies die Geschichte aller christlichen Zeiten beweist. Maria ist die Anführerin im Kampf, und die Hölle hat keine furchtbarere Widersacherin. Sie ist einfach die Verzweiflung und die ewige Schande Satans, weil er in die Hand gegeben ist eines Weibes (Jdt 16, 7), in dessen Ahne er die Menschheit überwältigt hatte.

So ist die unbefleckte Empfängnis wirklich ein höchst ehrenvolles, glorreiches und höchst bedeutsames Geheimnis für Maria. Ihre Heiligkeit, ihre herrlichen Privilegien, ihre Macht, ihre Größe als Gottesmutter, alles geht auf dieses Geheimnis zurück. Es ist das glorreiche Fundament ihrer Herrlichkeit. Alle Geschlechter und alle Zeiten, Völker, hohe Meister der Gelehrsamkeit, Oberhirten, Päpste, Kirchenversammlungen haben sich in Streit und Widerstreit um dasselbe bewegt, es war wirklich der Angelpunkt und die große Frage der Jahrhunderte, negotium saeculorum. Es war das Losungswort des Anbeginns und der Jubelruf der letzten Zeit. Maria selbst schätzt das Kleinod ihres unbefleckten Beginnes in gewisser Beziehung höher als alle andern Vorzüge. Ja, wenn die Muttergotteswürde nicht zu paaren wäre mit völliger Sündlosigkeit, sie gäbe freudig und ohne Zaudern die Krone der Gottesmutter hin für die Perle der Sündlosigkeit. Lieber nie Gottesmutter, als einen Augenblick Feindin Gottes und Sklavin Satans. Deshalb ist die Kirche in den Tagzeiten dieses Festes immer und immer wieder bemüht, der Seelenfreude der Unbefleckten an diesem glorreichen Vorzug vor allen Menschen Ausdruck zu geben. „Wünschet mir Glück alle; als ich klein war, habe ich dem Allerhöchsten gefallen." „Mit Kraft hast du mich umgürtet und makellos hast du bestellt meine Wege" (Ps 17, 33). „Hocherfreut bin ich im Herrn, und meine Seele frohlockt in Gott: er kleidete mich mit dem Gewand des Heiles und mit dem Mantel der Gerechtigkeit umhüllte er mich wie eine Braut, geziert mit Geschmeid" (Is 61, 10).

3. An dritter Stelle ist das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis auch ein Schatz für die Kirche und für die ganze Welt und dieses auf doppelte Weise.

Schon die Geschichte des Geheimnisses, seine Entwicklung und endgültige Feststellung als Glaubenssatz brachte der Kirche kostbare Vorteile. Vor allem offenbart sich der stete Fortschritt der Kirche in ihren innersten Lebensbedingungen. Freilich ist es nicht ein Fortschritt nach modernen Ideen, der nur die irdische Welt kennt, die übernatürliche bekämpft und leugnet. Das Geheimnis ist eine Fortentwicklung im Glauben. Wenn man den ganzen Verlauf des Streites, der Jahrhunderte erfüllte, verfolgt und die Unklarheit und teilweise Unrichtigkeit der Begriffsbestimmung des Geheimnisses, dessen teilweise abenteuerliche Begründung durch eine Heiligung, sei es der Seele, sei es des Leibes vor deren Vereinigung miteinander, die unvollkommene Auffassung von der Erlösungskraft des Blutes Christi

vergleicht mit der Klarheit und geistreichen Begründung von Skotus an und die allseitige Bestärkung der Lehre durch Ausbeutung der heiligen Väter namentlich des Morgenlandes in den neuesten Zeiten, wenn man selbst die ersten Aussprüche der Päpste und Kirchenversammlungen zusammenhält mit der endgültigen Entscheidung durch Pius IX., so kann man unmöglich in Abrede stellen, daß in der Entwicklung dieses Geheimnisses ein ebenso großer Fortschritt obwaltet, wie in der Lehre von der Dreifaltigkeit, der Erbsünde und der Gnade. Jetzt weiß jedes katholische Kind und glaubt fest, was große Gelehrte, Heilige, Universitäten und ganze Orden ehemals abzulehnen sich berechtigt und verpflichtet fühlten. Jetzt kann man die unbefleckte Empfängnis der Gottesmutter nicht leugnen, ohne auf die Gemeinschaft mit der Kirche verzichten zu müssen. Ist das nicht ein Fortschritt ohne sich aufzugeben, eine Entwicklung ohne sich zu verleugnen, ein Ausbau ohne Gefährdung des Fundaments? Die Glaubenslehre ist dieselbe geblieben, nur hat sie sich bekräftigt und verklärt nach innen. Ist das nicht ein kostbarer Gewinn und ein Beweis des göttlichen Lebens der Kirche? Und wem anders verdankt sie diesen Vorteil als Maria, dieser großen und wunderbaren Welt, deren Herrlichkeit keine Entdeckungen des Menschengeistes je zu erschöpfen vermögen.

Diese Glaubensfeststellung durch Papst Pius brachte der Kirche und der ganzen Welt auch das glänzende Schauspiel und den schlagenden Beweis der Einheit und Unwandelbarkeit des Glaubens, welcher die ganze Kirche in ihrer großen Ausdehnung nach Zeit und Raum umfaßt. Bevor Pius das Wort der Entscheidung sprach, rief er die Stimmen aller Völker in ihren geistlichen Häuptern und die Stimmen aller Jahrhunderte vor seinen Thron, um Zeugnis zu geben von dem heutigen und ehemaligen Glauben bezüglich der Empfängnis Marias. Die Wasserbäche der Erblehre flossen von allen Bergen, aus den Enden der ältesten Jahrhunderte und gestalteten sich vor dem Auge des Oberhauptes zu einem großen, klaren Wasserspiegel, in dem keine Welle getrübt war und aus dem das Bild der Unbefleckten klar, groß und herrlich hervorstrahlte. Es war dies das einhellige Urteil der Ecclesia dispersa, und Pius zögerte nicht, diese Überzeugung durch sein höchstes und unfehlbares Zeugnis zu bestätigen. Das war in diesen Zeiten der Geistesverwirrung und der Spaltung und Veränderlichkeit aller Glaubensüberzeugung ein glorreiches Zeugnis der Glaubenseinheit und Unveränderlichkeit und Katholizität unserer heiligen Kirche, veranlaßt und geoffenbart durch ein Geheimnis von anscheinend geringer Bedeutung.

Aber eben diese Bestätigung der Überzeugung der Kirche durch den päpstlichen Ausspruch hat der Kirche einen dritten Vorteil gebracht. Der Papst fällte diesmal sein Urteil ohne Beisein und Mitwirken einer allgemeinen Kirchenversammlung. Die 300 Bischöfe waren nicht zum Konzil gerufen, sie wohnten dem großen Schauspiel nicht als beisitzende Richter, sondern bloß als Zeugen der Feierlichkeit bei. Der Papst tat den Spruch aus der eigenen persönlichen Machtvollkommenheit, als Oberhaupt der ganzen Kirche und wie er in der Bulle sagt: „Im Namen und in der Kraft Jesu Christi und der Apostel Petrus und Paulus." Die Entscheidung war also nichts weniger als die Betätigung und die Ausübung der persönlichen päpstlichen Unfehlbarkeit, wie sofort einer der anwesenden Bischöfe staunend bemerkte: „Das ist ja die päpstliche Unfehlbarkeit." Das war es und nicht weniger, ja es war die Vorbereitung und Vorausnahme der Unfehlbarkeit des Papstes unabhängig von einem Konzil, wie sie nach kaum zwei Jahrzehnten in derselben Peterskirche als Glaubenssatz ausgesprochen wurde. In der einen wie in der andern Glaubenserklärung ist Pius der Mann und das Werkzeug der erbarmenden Vorsehung Gottes. Die sofortige Antwort der gekrönten Revolution auf die Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes war die Eroberung und Besetzung Roms bis an die Tore des Vatikans. Der Papst war und blieb ein Gefangener. Da mußte ein neues geistiges Band der Einheit geschlungen werden zwischen der Kirche und ihrem Oberhaupt. Es war die päpstliche Unfehlbarkeit, der letzte Ausbau der Verfassung der Kirche und der neue und unzersprengbare Ring der Einheit und Festigkeit, der den Papst und die Gläubigen umschlingt. Das unsichtbare Haupt der Kirche hatte einst das Bekenntnis seiner Gottheit durch Petrus mit dem Primate belohnt; jetzt erwiderte der Herr die feierliche Anerkennung der unbefleckten Empfängnis seiner Mutter durch den Nachfolger Petri mit der ebenso feierlichen Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit. „Durch deine Verdienste ist deine gebenedeite Mutter in ihrer Empfängnis unbefleckt geblieben!" hatte Pius feierlich vor aller Welt erklärt, und Christus erwiderte durch den Mund des allgemeinen Konzils: „Kraft meiner Vollmacht bist du der unfehlbare Lehrer und Hirte meiner Kirche bis an das Ende der Zeiten!"

Abgesehen von den Vorteilen, welche die Verkündigung des Glaubenssatzes der unbefleckten Empfängnis Marias der Kirche brachte, liegt in dem Geheimnis selbst ein Schatz des Segens, welcher aller Welt zu teil

wird. Unter den 500 Bischöfen, welche Zeugnis ablegten von dem Glauben der Kirche an die Wahrheit der unbefleckten Empfängnis, waren bloß 30, die dafür hielten, die Verkündigung und Festsetzung dieser Wahrheit als Glaubenssatz aber möchte in Ansehung der Weltlage weniger zeitgemäß sein. Der Papst folgte indessen der Mehrzahl der Andersgesinnten. Und er hatte recht. Dem Berufe der Kirche, die Wahrheiten zu verkündigen, durch welche die Völker gesund werden sollen (Weish 1, 14), konnte nichts entsprechender sein als diese Erklärung. Es sind nicht weniger als vier Grundwahrheiten des Glaubens, welche dem Geheimnis der unbefleckten Empfängnis zu Grunde liegen und durch dasselbe der Welt verkündet werden: nämlich die Wahrheit des Daseins der übernatürlichen Ordnung, welche Gott für alle Menschen zum Heil verpflichtend macht, dann die Wahrheit des Sündenfalls und dessen Fortwirken in der Menschheit durch die Erbsünde, ferner die Wahrheit von der Notwendigkeit und Wirklichkeit der Erlösung durch Christus, und endlich die Wahrheit von der Einheit und Gemeinschaft aller Menschen durch denselben Ursprung aus Adam. Alle diese Wahrheiten nehmen Gestalt an in unserem Geheimnis und treten der Menschheit lebendig vor Augen. Und gerade diese Wahrheiten sind es, deren Verkündigung und Einschärfung der heutigen Welt so not tut. Oder was ist denn der Geist der sog. modernen Ideen, des modernen Fortschritts und der modernen Kultur als Naturalismus, Rationalismus und Materialismus und eine Eigensucht bis zum Hasse alles andern, ein Geist, der alle übernatürliche Wahrheit leugnet, ein Geist, viel schlimmer als jede einzelne Ketzerei, weil er die Ausbündigkeit alles gottabgewandten und gottfeindlichen Sinnes ist. Was weiß die moderne Welt von Sünde, von Erlösung, von Gnade und Himmel? Ihr Heiland ist das Geld, ihr Gott der Übermut und ihr Himmel das Schwelgen in Sinneslust. Da ist nun das Bild der Unbefleckten, das Bild der vollendetsten Reinheit und Sündenlosigkeit, der tiefsten und erhabensten Gottinnigkeit und des lieblichsten Friedens, und kann es eine eindringlichere und herzgewinnendere Verkündigung der göttlichen Wahrheit und des makellosen Gesetzes geben? Für unsere Tage scheint aber die vierte Wahrheit, die diesem Geheimnis zu Grunde liegt, eine besondere Wichtigkeit zu haben. Die Wahrheit des gemeinsamen Ursprunges aller Menschen (Weish 10, 1. Apg 17, 26) aus einem Menschenpaar sollte ja eine sichere Bürgschaft für die allgemeine Eintracht und Liebe unter den Menschen, ja ein Beweggrund zum edeln Wetteifer sein allen,

namentlich den Schwachen und Unterdrückten zu helfen. Nun sehen wir aber gerade in unsern Tagen die traurige Saat erschreckender Selbstsucht, des Neides und Hasses, ja des grundsätzlichen und organisierten und verbündeten Klassen- und Rassenhasses um uns wie nie in einer andern Zeit aufsprießen. Wer kennt nicht den Nationalismus und Sozialismus, diese neueste Ausgeburt des Menschenmörders von Anbeginn (Jo 8, 44), das unheimliche Schreckenszeichen unserer Tage? Es könnte scheinen, als ob Pius, der Papst der unbefleckten Empfängnis, einen Seherblick in die Zukunft getan und als ob Gott seine Bestimmung so geleitet, daß das Jubeljahr seiner Glaubenserklärung gerade in die Zeit fallen sollte, wo jenes Zwillingspaar des antichristlichen Geistes sich stolz und siegestrunken zum entscheidenden Schlag erhebt! Deshalb hoffen wir und hoffen zuversichtlich! Mächtig ist unsere Schutzfrau und jedem Feind gewachsen. Sie hat der Schlange den Kopf zertreten und „alle Ketzereien in der Welt ausgetilgt".

Das ist, in einigen schwachen Zügen entworfen, die Größe und Herrlichkeit des Geheimnisses der unbefleckten Empfängnis. Nach allen Seiten ist es bedeutsam, groß und wichtig. Pius IX. hat, als er, sich anschickend die Glaubenserklärung auszusprechen und feierlich zu verkünden, die Worte gesprochen: „Zur Ehre der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit, zum Lob und zur Zier der jungfräulichen Gottesmutter, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und der christlichen Religion" erkläre und bestimme er in der Vollmacht Jesu Christi und der Apostel Petrus und Paulus und in seiner eigenen Vollmacht, die Lehre von der unbefleckten Empfängnis . . . sei von Gott geoffenbart und deshalb von allen Gläubigen anzunehmen und festzuhalten. Es ist dies der wahre, kurze und unzweifelhafte Ausdruck dessen, was hier in vorliegenden Zeilen und Ausführungen gesagt worden ist. Das Geheimnis berührt ergänzend und erklärend alle Hauptgeheimnisse der christlichen Religion und ist wirklich schon in sich ein Glaubensbekenntnis. Alles sonnt sich in seinen Strahlen, die Erde, die Welt, die Kirche, der Himmel; selbst den Thron der heiligsten Dreifaltigkeit und die göttlichen Personen umsäumt es mit glorreichem Lichtglanz. Alle großen Fragen der Welt- und Menschengeschichte finden in ihm ihre Lösung. Selbst auf unsere letzten Tage wirft es milden Trost und Hoffnungsschimmer, wie es die Uranfänge der Menschheit getröstet. Das Geheimnis ist ein Werk Gottes und deshalb das Kleinod des Segens für die Kirche und der Ehre für Gott.

III.

Es ist deshalb die Aufforderung wohl berechtigt, dem Wunsche des Heiligen Vaters zu entsprechen und das Jubeljahr der unbefleckten Empfängnis mit würdiger Feierlichkeit zu begehen.

Begehen wir es also vor allem mit Freude und Dank gegen Gott. Das Geheimnis ist eine Großtat Gottes, die Morgenröte unseres Erlösungstages und der Trost der Welt. Jede Person der heiligsten Dreifaltigkeit hat besondern Anteil an unserem Dank, jede hat sich auf besondere Weise in diesem Werk geoffenbart und verherrlicht. Unser Glückwunsch gebührt aber auch Maria, der Hochbegnadeten und Mutter der Christenheit. Einmal hat, wie wir lesen, Maria frohlockt und ihre Freude und ihren Dank in einem begeisterten Lobgesang vor Gott ergossen. Es ist das herrliche Magnifikat (Lk 1, 46). Es ist der Preisgesang der Erlösung von den Lippen der Ersterlösten. Sie frohlockt in „ihrem Heiland" (ebd. 1, 47), der „Großes an ihr getan" (ebd. 1, 49) und uns alle in ihr in Gnaden angenommen. Dieses prophetische Lied, allen Kindern Mariens vornehmlich teuer, soll dieses Jahr der tägliche Ausdruck unserer Freude und unseres Dankes sein. Wir können Gott und Maria nicht durch würdigere Worte loben. Möge dieses Jahr ein Jubeljahr für die Gottesmutter werden, wie es das Jahr 1854 gewesen. Bloß die Welt draußen blieb damals stumm und gleichgültig und fand kaum Anlaß zu Haß und Lästerung für diesen „mystischen Fall". Sie hat ja kein Verständnis für die überirdische Welt. Sonst aber bebte vor Freude und Wonne der katholische Erdkreis. Da „hüpften die Berge wie Widder und die Hügel wie Lämmer, und der Jordan staute sich an der Bundeslade des Herrn" (Ps 113, 4 5). Es gab keinen noch so weltfernen Weiler, der kein Zeichen der Freude aufsteckte. Man glaubte, die glorreichen Tage von Ephesus wiedergekommen zu sehen. Welch eine Wonne und welch ein Stolz war es, in diesen Tagen der katholischen Kirche anzugehören!

Begehen wir ferner das Jubeljahr mit Hoffnung und Vertrauen. Das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis war stets das Zeichen der Hoffnung, der erste liebliche Stern, der nach dem traurigen Fall (Gn 3, 15) alle Geschlechter auf dem Erdengang begleitet als Unterpfand des Friedens und einer besseren Zeit. Unsere Väter im Glauben haben in diesem Zeichen gehofft und sind nicht zu Schanden geworden. Dieses Zeichen erschien auch Pius IX., als er, von der Revolution vertrieben, auf dem einsamen Fels von Gaëta die große Verheerung und die Gefahr

der Weltlage übersah und nach einem Retter ausschaute. Dort wurden in der Stille die Vorbereitungen zum Geschehnis getroffen, das der 8. Dezember des Jahres 1854 glänzend offenbarte und der Erfolg nicht weniger glänzend bewährt hat. Es folgte nicht lange nach diesem glorreichen Tag der Syllabus, das Vatikanische Konzil, die Glaubenserklärung der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes, und trotz der Gefangenschaft des Papstes ein stetes Aufsteigen und Zunehmen der Achtung und Liebe gegen das Papsttum, das durch den folgenden Kulturkampf nicht nur nicht gehemmt wurde, sondern noch tiefere Wurzeln schlug im Volke und in der gesamten Geistlichkeit. Sicher ist, daß das 19. Jahrhundert ungleich besser und heiliger geendet, als es begonnen. Sind das alles nicht Segnungen der Unbefleckten, mit denen sie die Ehren des 8. Dezember erwidert hat? Und haben wir noch Erwartungen und Forderungen — und wir haben sie, und nicht wenige und unwichtige —, vertrauen wir! Die Unbefleckte zieht wieder im Triumph durch die Welt. Sie wird auch für uns einen Segen haben. Kann überhaupt ein Volk zu Grunde gehen, das solche Ideale der Reinheit und Heiligkeit hat und hochhält?

Endlich begehen wir das Jubeljahr der Unbefleckten durch Einkehr in uns, durch ernstes Eingehen auf die Bedeutung des erhabenen Geheimnisses, dem die Ehren dieses Jahres gelten. Das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis ist ein Geheimnis der Reinheit. In aller Lieblichkeit und Tröstlichkeit ist das Geheimnis in seinem Wesen doch ein ernstes Gericht über die Sünde. Oder ist es nicht eine Verurteilung und ein Verdikt gegen die Sünde, wenn der Herr alle Erdenübel und Mängel an sich und an seiner Mutter duldet, nur nicht die Sünde, nicht die kleinste Sünde, ja nicht einmal den Schatten der Sünde? Die unbefleckte Empfängnis ist auch ein Geheimnis der Gnade und Heiligkeit. Die heiligmachende Gnade ist die innere, wahre Zier und die himmlische Waffenrüstung, in welcher der Herr sein Volk sehen will. Mit der Gnade im Herzen ist der Schild blank und tadellos, dann hat die Waffe des Glaubens Wucht und scharfen Klang. Was nutzen auch sonst die „viel schönen Reden“ und die glänzende Heerschau? Der brennende Dornbusch ist ein schönes Sinnbild der unbefleckten Empfängnis. Aber Moses nahte sich dem Wunder aus Ehrfurcht nur barfuß. Der Heiligen naht man würdig nur mit reiner Hand und reinem Herzen.

Möchte uns das Jahr 1854 auch hierin ein Vorbild sein, wie wir seine fünfzigjährige Erinnerung feiern sollen. Vernehmen wir eine Stimme,

die uns berichtet, was die Erklärung der unbefleckten Empfängnis als Glaubenssatz damals im katholischen Volke bewirkt. „Diese Marienfeier", heißt es, „war gleichsam der Prüfstein des alten Glaubens und siehe da, der Glaube unseres Volkes hat die Probe in ungeahnter Kraft bestanden. Was kalt und tot seit Menschenaltern daniederlag, erwärmte sich oft urplötzlich wieder und erstarkte zum Leben. Ein himmlischer Tau strömte gleichsam vom Himmel und offenbarte sich in einer wunderbaren Fülle religiöser Kundgebungen. Landgemeinden, in denen seit fünfzig und mehr Jahren keine öffentliche Andacht, keine Prozession, kein Rosenkranzgebet mehr bekannt waren, wo das heilige Meßopfer kaum mehr gefeiert worden war, erhoben sich heute wie ein Mann, um die Herrliche zu verherrlichen nach ihrem eigenen prophetischen Worte. Es schmückten sich die Kirchen mit freiwilligen Gaben der Armut; die Häuser, die Straßen wurden mit Freudigkeit und auf das sinnigste verziert; und zu den Füßen des Allerheiligsten sank ein bittendes und dankbares Volk anbetend nieder, das manchmal jüngst noch und seit lange sich der Gewohnheit des Gebetes entschlagen hatte. Wir sahen Protestanten von dieser Feier der katholischen Nachbargemeinden zurückkehren mit dem Schmerz im Herzen und im Munde, solche Freude, solche Feste nicht mitfeiern zu können, nicht vereint zu sein mit ihren katholischen Brüdern. Diese Dogmenfeier ist ein Denkstein in dem Leben der Kirche; die Wirkungen werden noch fühlbarer werden, wenn neues Leiden ein noch dringenderes Bedürfnis nach tröstender Hoffnung hervorruft. . . . Das Volk begreift, daß die Fürbitte der Gottesmutter ihm mehr als je not tut, und das genügte ihm, um in den Gedanken des Heiligen Vaters mit wahrer Begeisterung einzugehen, um die Herrliche neuerdings zu verherrlichen, um mit allen Geschlechtern selig zu preisen die Seligste." [1] Das ist wie für uns geschrieben zum Vorbild und zur Aufmunterung. Es ist derselbe Gedanke, der Pius IX. beseelte, die Glaubenserklärung vorzunehmen und auch Leo XIII. und Pius X. anregte, das Jubeljahr dieser Erklärung mit möglichster Feier zu begehen, die innige Verehrung und Liebe zur Gottesmutter und das Verlangen, in diesen bedrohten Zeiten der Kirche und der Welt, da alle irdischen Mittel versagen, die Hilfe des Himmels zu sichern. Fiat, fiat!

So gehen wir denn dem künftigen 8. Dezember mit Freude und mit Vertrauen entgegen! Es soll ein wahrer, heiliger Freuden- und Festtag

---

[1] Historisch-politische Blätter XXXVI 163 f.

für diese trübe Erde sein. Möge er dem dreieinigen Gott die Ehre und Verherrlichung bringen, die ihm gebührt, und den Dank dafür, daß er aus seinen Veranstaltungen der Barmherzigkeit von alters her stets neue Quellen des Segens und des Heils springen läßt! Möge der Tag auch Maria, der Edelblüte unseres Geschlechtes, unserer lieben Herrin und Mutter, das Reich der Verehrung und Liebe mehren, die sie so sehr verdient als die Erstgeborne der Gnade und des Aufgangs unseres Heils! Möge er der Welt, der armen und irrenden, die Wahrheit und den Frieden heraufführen und die Geister des Abgrundes, welche die Völker verführen und zerfleischen, bannen und an ihren Triumphwagen fesseln, die Geister der Lüge, der Zwietracht und der Verzweiflung an den ewigen Gütern. Möge der schöne Tag den Glaubensmut, die Reinheit und die Hoffnung der Kirche und aller Gläubigen erhöhen und stärken! Möge er das Papsttum, den Urheber dieses Festsegens, den Bannerherrn des Reiches Christi und die Stellvertretung des lebendigen Gottes hienieden, schützen und erhöhen. Ein Pius ordnet den Inhalt des Festes unter die verpflichtenden Glaubenssätze ein; ein anderer Pius feiert nach fünf Jahrzehnten das glorreiche Andenken an diese Segenstat. Möge die Sonne des künftigen 8. Dezember auch die stille Gruft des guten Pius im Campo Verano mit Strahlen der Festfreude verklären und zur Mehrung seiner Himmelsfreude in die selige Ewigkeit hinüberspielen, wo sich Feste viel herrlicher feiern als hier; ja möge sie die Himmelsseligkeit aller erhöhen, die sich vor einem Halbjahrhundert an der Ehre der Gottesmutter erfreut, ja aller, die ehedem und zu allen Zeiten ihre Kräfte aufgeboten haben, Maria die Krone einer unbefleckten Königin zu sichern. Möge der Tag dem neuen Pius, dem Erben des Thrones und der Tugenden des neunten Pius, wie er seinen glorreichen Regierungsantritt verklärt, so auch die Folge seiner Herrscherzeit mit der Fülle des Segens, des Schutzes, des Sieges und der Freude begleiten immerfort! Sic feliciter!

M. Meschler S. J.

Begriff und Zweck der Strafe.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld", so dachte bisher und so denkt auch heute noch jeder Unbefangene. Keineswegs, antworteten die positivistischen Strafrechtslehrer der Gegenwart, die Schuld ist nicht wesentlich von andern krankhaften Unfällen im Leben der Menschheit verschieden, das Verbrechen ist nur eine „sozial-pathologische Erscheinung", die unvermeidliche Resultante aus der Eigenart des Verbrechers und der ihn umgebenden Verhältnisse, also das „notwendige Produkt des einen individuellen Faktors und der ungezählten gesellschaftlichen Faktoren" [1]. Dieser Grundsatz bildet „den Grund- und Eckstein meiner ganzen kriminalpolitischen Auffassung" [2].

Der Verbrecher verdient deshalb auch nicht Vorwürfe, Tadel oder Abscheu, sondern Mitleid [3].

Es liegt auf der Hand, daß mit dieser Auffassung der Schuld, die vom deterministischen Standpunkt ganz folgerichtig ist, auch das bisherige Strafrecht völlig umgestoßen, oder wie die Kriminalpolitiker sich euphemistisch ausdrücken, „auf neue Grundlagen gestellt wird". Es handelt sich in Wirklichkeit um Sein und Nichtsein des heutigen Strafrechts.

Daß der Staat das Recht hat, die Übertretungen seiner Gesetze zu strafen, wird von niemand in Abrede gestellt, abgesehen von einigen anarchistischen Ideologen und unverbesserlichen Optimisten, welche die ganze Gesellschaftsordnung bloß mit Gemeinsinn und Menschenliebe zusammenkitten wollen. Ebenso wird von niemand bestritten, daß der unmittelbare Grund des staatlichen Strafrechts in der Notwendigkeit desselben zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung liegt.

Sind wir mit diesem Ergebnis schon am Ende der Untersuchung über die Grundlage des Strafrechts? v. Liszt behauptet es und lehnt rundweg jede weitere Begründung ab. „Es ist völlig verfehlt, den Rechtsgrund, sei es des Staates sei es der Strafe, in einer jenseits des wissenschaftlichen Erkennens gelegenen Grundlage zu suchen. Metaphysische

[1] Fr. v. Liszt, Das Verbrechen als sozial-pathologische Erscheinung, Dresden 1899, 9.

[2] Ebd. 8.

[3] Vgl. diese Zeitschrift LXVI 508.

Spekulation vermag eine wissenschaftliche Lösung des Problems der Strafe nicht zu geben."[1]

Sollte das bloß bedeuten, für den Strafrechtslehrer sei jede weitere Begründung unnötig, so wären wir ganz einverstanden. Die tieferen Grundlagen des Staates und der Staatsgewalt zu untersuchen, ist nicht seine Aufgabe. Aber das ist offenbar nicht der Sinn der angeführten Worte, dieselben lehnen vielmehr jede weitergehende metaphysische Begründung des Strafrechts als unmöglich und unwissenschaftlich ab. Alles, was über die bloße Erfahrung hinausgeht, soll jenseits unseres geordneten, wissenschaftlichen Erkennens liegen und dem Gebiete des Glaubens angehören[2]. Selbst ob das Kausalitätsprinzip objektive und allgemeine Gültigkeit habe, können wir nicht wissen. Es ist nur „eine Form unseres Erkennens". „Nur für unser Erkennen gibt es keine Wirkung ohne Ursache.... Über das, was jenseits unseres Erkennens liegt, soll damit nichts ausgesagt sein."[3]

Das ist der Kantische Subjektivismus, der jede Metaphysik und damit jede wahre Wissenschaft unmöglich macht. Mit bloßen Erfahrungstatsachen ohne allgemeingültige und notwendige Grundsätze läßt sich nun einmal keine Wissenschaft begründen, und wer dem Kausalitätsprinzip, dieser Grundlage aller Naturwissenschaften, die Objektivität und Allgemeingültigkeit abstreitet, muß dasselbe in Bezug auf alle notwendigen Denkprinzipien tun.

Warum also leugnet man die objektive Allgemeingültigkeit des Kausalitätsprinzips? v. Liszt hat uns den tiefsten Grund dieser Leugnung leise angedeutet: „Die Wissenschaft ... weiß nichts von einer ersten Ursache." Würde nicht in der Ferne die „erste Ursache" unheimlich auftauchen, so hätten wohl die wenigsten etwas gegen die objektive Allgemeingültigkeit des Kausalitätsgesetzes einzuwenden. Merkwürdig ist gewiß, daß die Allgemeingültigkeit des Kausalgesetzes, die man als Waffe gegen die Willensfreiheit ins Feld führt, sofort ins Wanken gerät, wenn sie zur „ersten Ursache" zu führen droht.

In der Anmerkung fügt der Berliner Gelehrte hinzu: abzulehnen daher „die Zurückführung der Strafe auf göttlichen Befehl"[4]. Prot-

[1] Lehrbuch des deutschen Strafrechts[13] § 16, S. 82.
[2] Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung IV 134.
[3] Ebd.
[4] Lehrbuch des deutschen Strafrechts 83.

agoras, Jarcke und Stahl werden als Vertreter dieser Ansicht angeführt. Als ob bloß einige weniger bekannte Juristen und Philosophen und nicht jede gesunde Philosophie mit dem Christentum das staatliche Strafrecht auf Gottes Willen zurückführte! Freilich ist diese Zurückführung nicht so zu verstehen, als ob jede einzelne Strafverfügung auf einem ausdrücklichen göttlichen Befehl beruhte, sondern bloß in dem Sinne, daß Gott der Staatsgewalt das Recht zu strafen verliehen hat.

Der Mensch ist seiner Natur nach ein auf den Staat hingeordnetes Wesen, ein *ζῶον φύσει πολιτικόν*, wie ihn Aristoteles genannt hat. Nur im Staate kann er sich seiner Natur entsprechend erhalten, entwickeln und vervollkommnen. Daraus schließen wir mit Recht, daß Gott, der Urheber der Natur, den Staat will und daß er mithin auch alles will, was dem Staat zu seiner Erhaltung und zur Erreichung seines Zweckes notwendig ist, insbesondere die Gewalt, Gesetze zu erlassen und dieselben soweit notwendig mit Zwang (Strafe) durchzusetzen. Diesem Recht des Staates bzw. der Obrigkeit entspricht die Pflicht der Untergebenen, um des Gewissens willen Gehorsam zu leisten.

Deshalb sagt der hl. Paulus: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt, denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott geordnet. . . . Wenn du aber Böses tust, so fürchte dich, denn nicht umsonst trägt sie das Schwert; denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse tut. Darum ist es eure Pflicht, untertan zu sein, nicht nur um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen.“ [1]

Die obrigkeitliche Gewalt hat in ähnlicher Weise ihre Grundlage in Gottes Willen, wie die Gewalt der Eltern über ihre Kinder.

Der Staat hat also das ihm von Gott verliehene Recht, die Schuldigen zu strafen. Was ist die Strafe?

Die Idee der Strafe ist allen Menschen wohlbekannt und durchzieht die ganze Menschengeschichte. Zur Strafe für ihre Schuld werden die Stammeltern aus dem Paradiese verstoßen, kommt die Sündflut über die Menschheit, werden Sodoma und Gomorrha vom Erdboden vertilgt. Ähnliche Anschauungen begegnen uns bei allen Völkern. Aus den vom Dominikaner P. Scheil entdeckten „Gesetzen Hammurabis“ wissen wir jetzt, welch geregeltes und tiefeinschneidendes Strafrecht die Babylonier

[1] Röm 13, 1 4 5.

schon vor mehr als vier Jahrtausenden besaßen. Von den Griechen schreibt L. Schmidt: „Zu den festesten Voraussetzungen, von denen der Glaube der Griechen nicht lassen mochte, gehörte, daß in den Schicksalen der Menschen eine strenge Gerechtigkeit waltet, welche das Gute belohnt und das Böse bestraft. . . . Die Troer sind der Strafe der Götter verfallen, weil einer von ihnen freventlich das Gastrecht verletzt hat . . .; noch deutlicher zeigt die Odyssee, wie das Laster seiner Sühne nicht entgeht." Selbst die rohesten Naturvölker haben ein von den Häuptlingen oft drakonisch gehandhabtes Strafrecht.

Was denkt sich nun jeder unter Strafe? Ein Übel, das jemand wegen einer Schuld zugefügt wird. Zum Wesen der Strafe gehört also, daß sie ein physisches Übel sei und zwar nicht bloß absolut in sich, sondern auch relativ für den Sträfling. Was einem in keiner Weise schmerzlich und zuwider, ja gar erwünscht ist, sieht man nicht als Strafe an. Ferner gehört zur Strafe wesentlich, daß das Übel wegen einer Schuld zugefügt werde[1]. Selbst die deterministischen Strafrechtslehrer müssen das anerkennen. v. Liszt definiert die Strafe als „das vom Strafrichter gegen den Verbrecher wegen des Verbrechens erkannte Übel"[2]. Diese Begriffsbestimmung ist richtig in Bezug auf die öffentliche, staatliche oder kirchliche Strafe. Man darf aber nicht vergessen, daß auch die Eltern und Erzieher strafen, ja jede irgendwie selbständige Gesellschaft kann strafen, wenigstens durch Ausschluß aus ihrer Mitte. Die staatliche Strafe ist ein von der Staatsgewalt wegen der Verletzung der öffentlichen Rechtsordnung verhängtes Übel.

Da die Strafe ein Übel und das Übel nie um seiner selbst willen begehrenswert ist, so kann sie nie Selbstzweck sein, sondern nie Mittel zur Erreichung eines Zweckes. Deshalb sind die sogenannten absoluten Strafrechtstheorien, die von einem Zweck der Strafe nichts wissen wollen, unhaltbar. Nach Kant darf die Strafe niemals bloß als Mittel zu einem Gute über den Verbrecher verhängt werden, sondern bloß deshalb, weil er verbrochen hat. Aber das Übel kann doch nie um seiner selbst willen begehrenswert sein, sondern nur insofern es Mittel und Durchgangspunkt zur Erreichung eines Gutes ist.

---

[1] Deshalb sagt treffend der hl. Thomas (S. theol. 1, 2, q. 46, a. 6 ad 2): Est de ratione poenae quod sit contraria voluntati et quod sit afflictiva, et quod pro aliqua culpa inferatur.

[2] Lehrbuch des deutschen Strafrechts § 58, S. 249.

Welches ist der Zweck der staatlichen Strafe? Auch unter denen, welche anerkennen, daß die Strafe notwendig einem Zweck dient, herrscht die größte Meinungsverschiedenheit. Die einen bezeichnen die Besserung des Sträflings, die andern die Unschädlichmachung desselben als Zweck der Strafe, wieder andere die Abschreckung oder die Verteidigung der Gesellschaft. Wir wollen den Leser nicht mit einer Aufzählung und Kritik dieser Ansichten behelligen, die zwar alle einen Kern von Wahrheit enthalten, aber meist durch einseitige Betonung eines einzelnen Zweckes fehlen[1]. Wir ziehen es vor, die richtige Ansicht im Anschluß an die großen Lehrer der Vergangenheit positiv darzulegen und damit die entgegenstehende kriminalpolitische Meinung zu vergleichen.

Zum Ausgangspunkt unserer Darlegungen nehmen wir den unumstößlichen Grundsatz, daß das staatliche Strafrecht, wie die Staatsgewalt überhaupt, den Grund seines Daseins einzig und allein in seiner Notwendigkeit für das öffentliche Wohl hat. „Die Wahrung des öffentlichen Wohles", sagt Papst Leo XIII., „ist nicht nur das oberste Gesetz, sondern auch der ganze Daseinsgrund der Staatsgewalt."[2] Die Staatsgewalt hat alle jene, aber auch nur jene Rechte, die ihr zum Zweck des öffentlichen Wohles notwendig sind. Das gilt auch von der staatlichen Strafgewalt. Sie hat das Recht die Gesetzesübertretungen zu strafen, und zwar so weit, aber auch nur so weit, als es dieser Zweck erheischt, nicht mehr und nicht weniger. Die Notwendigkeit für das öffentliche Wohl ist Grund, Norm und Maß des staatlichen Strafrechts.

Diesen Grundsatz vorausgesetzt fragt sich nun, unter welcher Rücksicht das öffentliche Wohl die Strafe erheische oder in welcher Beziehung das öffentliche Wohl durch die Strafe erreicht werden solle.

Um Klarheit in diese Frage zu bringen, muß man vor allem die Strafandrohung und den Strafvollzug unterscheiden.

Der Zweck der Strafandrohung kann kein anderer sein, als die Beobachtung der Gesetze möglichst zu sichern oder, was dasselbe ist, von ihrer Übertretung abzuschrecken. Der Gesetzgeber fügt dem Gesetze gleich eine Strafandrohung für dessen Verletzung bei, um den Versuchungen zur Übertretung ein wirksames Gegengewicht zu schaffen. Verspricht der Dieb-

[1] Eingehender haben wir diese verschiedenen Ansichten dargelegt und besprochen in unserer „Moralphilosophie" II⁴ 641 ff.

[2] Enzyklika Rerum novarum.

stahl dem Diebe gewisse Vorteile, so droht ihm dafür der Gesetzgeber mit Gefängnis oder Zuchthaus. Das Übel, das ihn vielleicht infolge des Diebstahls trifft, ist größer als der Vorteil, den ihm derselbe verspricht.

Die Art und das Maß der Strafandrohung muß nach zwei Rücksichten bestimmt werden: nach der Größe des Verbrechens, bzw. nach seiner Schädlichkeit und Gefährlichkeit für die öffentliche Rechtssicherheit, und nach dem Hang, der durchschnittlich in einer bestimmten Bevölkerung zu einem Verbrechen besteht. Je gefährlicher und schädlicher ein Verbrechen ist, je höher die menschlichen Güter stehen, die es bedroht, um so notwendiger ist es, dasselbe durch erhöhte Strafandrohung möglichst wirksam zu verhindern. Aber auch für dasselbe Verbrechen kann zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten eine verschiedene Strafandrohung nötig sein, je nach dem Hang zu dem Verbrechen, der infolge natürlicher Charakteranlagen, Angewöhnung oder anderer Umstände durchschnittlich in einem Lande vorhanden ist und strengere Repressivmaßregeln oder Strafen notwendig macht [1].

Der Zweck des Strafvollzuges ist die Wiederherstellung und Festigung der freventlich durchbrochenen Rechtsordnung. Die verhängte und vollzogene Strafe ist eine Art Reaktion der Rechtsordnung gegen den Rechtsbruch, ein feierlicher Protest gegen die ihr angetane Vergewaltigung. Durch die Rechtsordnung wird jedem die ihm gebührende Aktionssphäre zugewiesen: durchbricht jemand diese Rechtsordnung, um auf Kosten fremden Rechtes seinen Gelüsten zu frönen, so wird er von der Rechtsordnung in die ihm zukommende Sphäre zurückgewiesen und das Unrecht wieder ausgeglichen, indem man ihm von seinen eigenen Gütern so viel entzieht, als er gegen fremde Güter gefrevelt hat.

Sehr schön entwickelt diesen Gedanken der hl. Thomas v. Aquin [2]. Nach einem allgemeinen Naturgesetz erhebt sich jedes Wesen unwillkürlich gegen alles, was sein Dasein bedroht; es sucht dasselbe niederzuhalten und zu unterdrücken. Der Mensch z. B. setzt sich unwillkürlich zur Wehr gegen jede Gewalt, die sein Dasein bedroht. Nun ist aber die Rechtsordnung das Lebensprinzip und die Grundlage der Gesellschaft; wer diese antastet, bedroht die Gesellschaft in ihrem Dasein, und will sich die Gesellschaft nicht selbst aufgeben und dem Untergange weihen, so muß sie

---

[1] Vgl. S. Thom. 1, 2, q. 105, a. 2.

[2] Summa theol. 1, 2, q. 87, a. 1.

sich gegen den Verbrecher, der freventlich die Rechtsordnung durchbricht, zur Wehr setzen, ihn niederdrücken und mit Gewalt unter die Rechtsordnung beugen. Das geschieht durch die Strafe, durch die sich die Rechtsordnung siegreich gegen den rebellischen Willen behauptet, und durch die die Unordnung zur Ordnung zurückgeführt und ihr dienstbar gemacht wird.

Bliebe das Verbrechen, der Rechtsbruch ungeahndet und ungesühnt, so würde ein Gefühl der Rechtsunsicherheit die Glieder der Gesellschaft beschleichen; jeder würde sich in etwa bedroht fühlen; denn was dem einen heute, kann dem andern morgen, und was heute in dieser, kann morgen in jener Sache geschehen. Wird aber das Verbrechen nach Verdienst bestraft und gesühnt, so kehrt das Gefühl der Rechtssicherheit zurück. Man hat sozusagen den handgreiflichen Erweis, daß sich die Rechtsordnung nicht ungestraft mit Füßen treten läßt. Gerade hierin liegt der Grund der energischen Forderung nach Sühne, die sich in jeder Menschenbrust geltend macht, wenn die Kunde von einem Verbrechen in die Öffentlichkeit dringt. Jeder verlangt mit aller Entschiedenheit die gebührende Bestrafung und gerade die Besten beklagen es am meisten, wenn ein Verbrechen ungesühnt bleibt.

Weil jede Ordnung sowohl in der physischen als moralischen Welt in Gott ihre letzte Wurzel und Quelle hat, so ist es an sich die Aufgabe Gottes selbst, diese Ordnung aufrecht zu erhalten und wie dem Verdienste seine Krone, so der Schuld ihre Strafe auf der Wagschale der ewigen Gerechtigkeit zuzumessen. Aber die obrigkeitliche Gewalt ist eine Teilnahme an der Regierungsgewalt Gottes innerhalb der ihr zugewiesenen Sphäre, und in gleicher Weise ist die obrigkeitliche Strafgewalt eine Teilnahme an der göttlichen Strafgewalt, eine Dienerin der göttlichen Strafgerechtigkeit in der staatlichen Sphäre. Sie ist, wie der hl. Paulus sagt, „Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der Böses tut“ [1].

Also wäre die Strafe als eine Art Rache aufzufassen? Nun das Wort darf uns nicht bange machen. Versteht man unter Rache, wie dies im Deutschen meist der Fall ist, die Privatrache, die nur das Übel des Nächsten bezweckt und darin ihre Befriedigung sucht, so ist sie selbstverständlich ebenso verwerflich wie der Haß, aus dem sie hervorgeht. Bezeichnet man aber mit Rache das Übel, das die rechtmäßige Obrigkeit

---

[1] Röm 13, 4.

als Sühne dem Verbrecher im Dienste der Rechtsordnung zufügt, um ihn unter die Rechtsordnung zu beugen, so ist sie nichts anderes als die Strafe. In diesem Sinn wird in der Heiligen Schrift wiederholt der große Gerichtstag am Ende der Zeiten der Tag der Rache genannt[1].

Da die zuerkannte Strafe ein Entgelt für die begangene Schuld ist und das geschehene Unrecht wieder gut machen und ausgleichen soll, muß Gleichheit herrschen zwischen Strafe und Schuld. Die Größe der Strafe soll der Größe der Schuld entsprechen. Sie darf nicht größer sein, als es — nach menschlichem Ermessen — der Schuld entspricht. Über Gebühr bestrafen ist ungerecht. Ebensowenig darf sie — abgesehen von einem ausnahmsweisen Gnadenakt — unter dem Maße der Schuld bleiben, sonst würde die Schuld nicht vollständig gesühnt.

Wir sagten: nach menschlichem Ermessen solle die Strafe der Schuld entsprechen. Ein absolut richtiges und unfehlbares Urteil über die Größe der Schuld und der ihr entsprechenden Strafe kann Gott allein fällen. Für den menschlichen Richter genügt, daß er, soweit es ihm möglich ist, gewissenhaft auf Grund des vorliegenden Verbrechens und der es begleitenden Umstände sich ein richtiges Urteil über Schuld und Strafe zu bilden suche. Es gibt kaum menschliche Verhältnisse, in denen Irrtümer absolut ausgeschlossen sind. Auch ist das Urteil über den Charakter einer bestimmten äußeren Straftat nicht zu allen Zeiten vollständig gleich. Der Wert der Dinge wird in der Gesellschaft nicht durch das Urteil eines einzelnen bestimmt, sondern durch die allgemeine Schätzung, und diese ist gewissen Schwankungen unterworfen. Dieselben Güter werden zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten nicht immer vollständig gleich gewertet. Das ist aber auch nicht notwendig. In einer bestimmten Gesellschaft ist das allgemeine Werturteil über Schuld und Strafe ein gegebenes und an dieses haben sich Gesetzgeber und Richter zu halten. Damit werden die Einwendungen Aschaffenburgs[2] gegen die Möglichkeit einer gerechten Vergeltung nach Gleichheit hinfällig.

Weil bei gleicher äußerer Straftat die Schuld sehr verschieden sein kann, darf der Gesetzgeber bei der Androhung das Strafmaß nicht mathematisch bestimmen; er muß vielmehr dem Richter einen gewissen Spielraum lassen, damit dieser das Strafmaß nach der konkret vorliegenden Schuld festsetze. Bekundet die Straftat durch ihre Umstände eine bös-

[1] Sir 5, 9—10. [2] Das Verbrechen und seine Bekämpfung 202 ff.

willigere, niederträchtigere, gefährlichere Gesinnung, so soll er das Strafmaß — innerhalb der vom Gesetz gezogenen Grenzen — erhöhen; liegen dagegen mildernde, entschuldigende Umstände vor, so soll er das Strafmaß herabsetzen. Ganz unrichtig ist die Behauptung Aschaffenburgs [1], die Sühnetheorie verlange eine gleichwertige Strafe für die gleiche objektive Schuld. Bei der Strafbemessung des Richters kommt nicht bloß die objektive, sondern auch die subjektive Schuld in Betracht, die bei derselben Tat sehr verschieden sein kann. Überhaupt ist der Vorwurf, den die kriminalpolitische Schule immer wieder gegen das hergebrachte Strafrecht erhebt, als ob man bisher die Gesinnung des Täters nicht berücksichtigt habe, ganz unbegründet.

In dem vergeltenden und sühnenden Charakter der Strafe ist auch schon das enthalten, was die modernen Strafrechtslehrer als Generalprävention bezeichnen. Durch sein Verbrechen hat der Übeltäter die Rechtsordnung verachtet und den übrigen Gliedern der Gesellschaft ein böses Beispiel gegeben, das leicht andere zur Nachahmung reizen kann. Aber durch die Strafe sucht sich die Rechtsordnung zu behaupten und wird die Macht des bösen Beispieles wieder aufgehoben. Am Verbrecher wird exemplarisch und drastisch gezeigt, wohin die böse Tat führt, und so werden die andern abgeschreckt, seinem Beispiele zu folgen.

Endlich hat die Strafe auch den Zweck, die Gesellschaft gegen Rückfälle von seiten des Verbrechers sicherzustellen und ihn wenn möglich zu bessern und auf den Weg des Guten zurückzuführen. Durch traurige Erfahrung an sich selbst soll er die Einsicht gewinnen, daß das Verbrechen nicht zum Glück, sondern ins Verderben führt. Dadurch erwacht in ihm der Abscheu gegen das Böse. Doch ist die Besserung des Sträflings nur ein untergeordneter Zweck der Strafe. Der Hauptzweck ist die Aufrechterhaltung und Sicherung der öffentlichen Rechtsordnung, und diese kann die Bestrafung des Verbrechers fordern, auch wenn keine Besserung zu hoffen ist.

Unter den neueren Strafrechtslehrern werden oft Zweckstrafen und Vergeltungsstrafen einander gegenübergestellt. Diese Gegenüberstellung ist dem Gesagten zufolge ganz unzulässig. Jede wahre Strafe ist eine Vergeltungsstrafe, ein dem Verbrecher zum Entgelt für seine Schuld zugefügtes Übel, und sie ist zugleich Zweckstrafe, weil das Übel nur als Durchgangspunkt und Mittel zu einem höheren Zwecke dienen soll.

---

[1] Ebd. 201.

Wenden wir uns nun der kriminalsoziologischen Schule zu. Da nach ihrer Auffassung der Mensch nicht frei ist, so sieht sie sich genötigt, jede wahre Schuld zu leugnen. Infolge davon vermag sie auch nicht mehr an dem Begriff der Strafe als einer gerechten Vergeltung und Sühne festzuhalten. Ein Irrtum zieht notwendig den andern nach sich. Die Idee der vergeltenden Gerechtigkeit fällt nach ihr vollständig weg. Der Wortführer der neuen Schule hat das — wie schon früher erwähnt wurde [1] — wiederholt mit aller nur wünschenswerten Klarheit ausgesprochen.

„Wollen wir nicht mit Worten spielen und ihnen eine Bedeutung unterlegen, die sie niemals und nirgends gehabt haben . . ., so müssen wir daran festhalten: vergolten werden kann nur, was vermieden werden konnte. Die Vergeltung setzt voraus, daß der Täter auch anders handeln konnte. Ohne Wahlfreiheit weder Schuld noch Vergeltung. Für den folgerichtigen Determinismus bleibt einzig und allein die Zweckstrafe. Das unverschuldete Unglück (das Verbrechen im Sinne des Determinismus!) vergelten wollen — das ist nicht nur rohe Grausamkeit, sondern es ist abgeschmackt.“ [2]

Auch auf dem Münchener Psychologenkongreß (1896) behauptete derselbe Gelehrte, die Begriffe „Schuld“ und „Sühne“ vermöchten „der geläuterten wissenschaftlichen (!) Erkenntnis“ nicht standzuhalten [3].

An Stelle der Vergeltungsstrafe soll also die Zweck- oder Sicherungsstrafe treten. Die Strafe soll sich „in Art und Maß nach der Eigenart des Verbrechers richten, den sie durch Zufügung eines Übels . . . von der künftigen Begehung weiterer Verbrechen abhalten will“ [4]. Die Strafe ist wesentlich „Sicherungsstrafe“, „ihre Zweckbestimmung reicht in die Zukunft“ [5]. Mit dem Verschwinden der Begriffe der Schuld und Sühne „tritt auch der Begriff der Strafe zurück hinter der heilenden Besserung und der sichernden Verwahrung“ [6].

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXVI 508 f.

[2] Fr. v. Liszt, Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XIII 346.

[3] Ebd. XVII 84.

[4] Lehrbuch des deutschen Strafrechts § 15, S. 75. [5] Ebd. § 58, S. 252.

[6] Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XVII 84. Ähnlich Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung 200 ff. Aschaffenburgs Werk enthält im einzelnen viel Beachtenswertes und Zutreffendes, bewegt sich aber ganz im Geleise der Ideen v. Liszts und wurde dafür, wie sich's gebührt, von diesem in der „Deutschen Literaturzeitung“ bis in den Himmel erhoben.

Besserung und sichernde Verwahrung sind also die einzigen noch übrig bleibenden Zwecke der Strafe. Diese sinkt auf den Charakter der Strafe herab, wie wir sie auch bei Tieren anwenden, z. B. bei Hunden, die wir züchtigen oder an die Kette legen, um ihnen ein bestimmtes Betragen zu verleiden oder uns für die Zukunft dagegen zu sichern. Von diesem Standpunkt begreift man die Erwartung v. Liszts, in der Zukunft werde „das ganze System der Strafandrohungen wesentlich geändert" werden. Mag man „im Strafrecht der Zukunft" immerhin noch „die einzelnen Verbrechen mit verschieden schweren Strafen bedrohen, vielleicht da und dort Höchst- und Mindestmaße feststellen: alle weiteren Unterscheidungen können entfallen. Denn die juristische Beschaffenheit der Tat tritt zurück gegenüber der antisozialen Bedeutung des Täters"[1].

Worauf es für den Strafrichter der Zukunft beim Urteilsspruch ankommt, ist nicht sowohl die einzelne Tat, das Verbrechen, als vielmehr die gefährliche, antisoziale Gesinnung des Verbrechers. „Man kann es", schreibt der Gründer und die Seele der Internationalen kriminalistischen Vereinigung[2], „als den tiefsten Gegensatz zwischen der alten und der neuen Auffassung bezeichnen, daß jene den äußeren Erfolg der Tat, diese die innere Gesinnung des Täters als das in erster Linie ausschlaggebende Moment betrachtet." „Nach unserer Forderung soll die durch die Tat bewiesene Gesinnung des Täters den Ausschlag geben. Seine Stellung zur Rechtsordnung, seine ganze Vergangenheit und was sie für die Zukunft erwarten läßt, soll bestimmend sein für Art und Maß der Strafe."[3]

Es ist, wie schon bemerkt wurde, ganz unrichtig, wenn hier und an andern Stellen von den Anhängern der neuen Richtung behauptet oder vorausgesetzt wird, nach der heutigen Rechtspflege komme es auf die Gesinnung gar nicht an. Allerdings besteht die Schuld, das Verbrechen, durch das jemand vor dem menschlichen Richter verantwortlich wird, nicht in der inneren Gesinnung als solcher, sondern in der rechtswidrigen Tat, aber diese Tat selbst ist eine ganz verschiedene, je nach der Gesinnung, aus der sie hervorgeht. Auch v. Liszt kann ja nicht leugnen, daß man von jeher die Motive des Täters in Betracht gezogen hat. Aber das genügt ihm nicht. Nicht das Motiv des Täters, sagt er, sondern seine Gesinnung

[1] Mitteilungen der Intern. kriminal. Vereinigung IV 140.

[2] Ebd. IV 138. [3] Ebd.

soll den Ausschlag geben bei der Strafbestimmung[1]. „Das deutsche Strafgesetzbuch der Zukunft muß sich auf den sozialethischen Standpunkt stellen, wenn es unser heutiges Rechtsbewußtsein (d. h. die Wünsche der neuen Schule!) befriedigen soll. Nach seinem Unwert für die Gesellschaftsordnung, d. h. für die Rechtsordnung, ist das Verbrechen zu beurteilen. Nicht die Ehrlosigkeit, sondern die antisoziale Richtung, die Richtung gegen die Lebensgüter der Gesellschaft, kennzeichnet objektiv das Verbrechen; nicht die Unehrenhaftigkeit, sondern die antisoziale Gesinnung, kennzeichnet subjektiv den Verbrecher. Es kann einer ein verächtlicher Schuft sein, ohne daß er zum Verbrecher wird: und auch das Gegenteil ist möglich.“[2]

Daß jemand vor Gott ein verächtlicher Schuft sein kann, obwohl er keine äußeren schweren Verbrechen begangen, ist absolut möglich, obwohl es sehr selten vorkommen wird. Denn die böse innere Gesinnung wird sich auf die Dauer auch durch äußere Taten kundgeben. Aber die Menschen haben kein Recht, jemand für einen verächtlichen Schuft zu halten, der seine schlechte Gesinnung nicht durch äußere schlechte Taten bewiesen hat. Nemo praesumitur malus donec probetur. Für die rein innere Gesinnung ist der Mensch Gott allein verantwortlich; erst wenn und soweit er bewußt durch äußere verbrecherische Taten störend in die menschliche Rechtssphäre eingreift, wird er dem menschlichen Richter verantwortlich. Die Schuld vor der menschlichen Gesellschaft liegt nicht in der bloßen inneren Gesinnung, sondern wesentlich in der äußeren Tat, allerdings insofern dieselbe aus dem bewußten freien Willen hervorgeht und eine rechtswidrige Äußerung der bösen Gesinnung ist.

Es ist deshalb ganz verkehrt und eine Gefahr für die persönliche Freiheit, wenn v. Liszt den Grundsatz vertritt: „Für Art wie für Maß der Strafe kann es nur einen einzigen grundsätzlichen Maßstab geben: die Intensität der verbrecherischen, d. h. der antisozialen Gesinnung des Täters.“[3] „Die Intensität der antisozialen Gesinnung ist insbesondere von ausschlaggebender Bedeutung für Aufstellung und Verwertung des Strafsystems.“[4]

Wenn das richtig ist, sehe ich nicht ein, warum man nicht auch einen Menschen strafen könnte und sollte, der noch gar kein Verbrechen

---

[1] Vgl. Verhandlungen des 26. deutschen Juristentages I (Gutachten) 283.
[2] Ebd. 284. [3] Ebd. 287. [4] Ebd.

begangen hat, wofern nur seine antisoziale Gesinnung feststeht. Setzen wir den Fall, jemand habe in Privatgesprächen unzweideutig anarchistische Gesinnungen bekundet: Regierung und Privateigentum seien abzuschaffen, auch die Revolution müsse dazu helfen; das sei seine feste Überzeugung, nach der er sein Verhalten einrichten werde. Wenn bei der Strafbestimmung die antisoziale Gesinnung den Ausschlag geben und die Strafe nur gegen künftige Verbrechen sicherstellen soll, sehe ich fürwahr nicht ein, warum man einen solchen Menschen nicht sofort in Gewahrsam bringt bis er von seiner antisozialen Gesinnung geheilt ist. Oder nehmen wir an, jemand, der als gewalttätiger und rachsüchtiger Mensch bekannt ist, habe geschworen, an seinem Beleidiger schwere Rache zu nehmen. Die antisoziale, verbrecherische Gesinnung steht fest. Warum soll er nicht gestraft, d. h. eingesperrt werden können, bis seine antisoziale Gesinnung gebessert ist?

Die Behauptung, der Verbrecher müsse nach dem Maße seiner antisozialen Gesinnung gestraft werden, führt auch in sehr vielen Fällen zu Strafurteilen, die jedermann als ungerecht empfindet. Ein Taschendieb ist zum dritten- oder viertenmal auf frischer Tat ertappt worden. Es handelt sich zwar nur um unbedeutende Diebstähle, aber an der antisozialen Gesinnung des Täters ist nicht mehr zu zweifeln. Was hat nun mit ihm zu geschehen? Man muß ihn hinter Schloß und Riegel bringen und dort so lange festhalten, bis man volle Gewißheit von seiner gänzlichen Sinnesänderung erlangt hat. Und wann wird das der Fall sein? — In den großen Magazinen von Paris hat die Polizei schon oft elegante und reiche Damen auf wiederholten Diebstählen ertappt. Der Anblick der hübschen und glänzenden Schmucksachen scheint einen unwiderstehlichen Zauber auf sie ausgeübt zu haben. Es liegt vielleicht auch eine Art Kleptomanie vor. Die antisoziale Gesinnung steht fest. Wieder wird also der Richter die Täterinnen bis zur erfolgten Sinnesänderung einsperren müssen. Das fordert der Sicherungszweck der Strafe. Und wie lange dauert das?

In den eben genannten Fällen war es leicht, die antisoziale Gesinnung des Täters zu konstatieren; in den allermeisten Fällen ist das aber ganz unmöglich. Damit kommen wir auf eine weitere Schwierigkeit im neuen Strafrecht. Es stellt dem Richter eine unmögliche Aufgabe, eine Aufgabe, die ihn sehr oft der Gefahr der größten und verhängnisvollsten Mißgriffe aussetzt. Er soll urteilen über die „ganze innere Ge-

sinnung" des Täters, „seine ganze psychologische Persönlichkeit", seine Stellung zur Rechtsordnung, seine ganze Vergangenheit und was sie für die Zukunft erwarten oder befürchten läßt.

Aber wie ist das möglich? Wie soll ein Richter — und wäre er ein Salomon an Weisheit und Scharfsinn, der durchgebildetste Psycholog und Psychiater der Welt — dazu kommen, das ganze Innere des Menschen zu durchschauen, Herzen und Nieren zu durchforschen? Wird er nicht in unzähligen Fällen den gröbsten Irrungen und Mißgriffen ausgesetzt sein und sich der schwersten Ungerechtigkeit gegen die Angeklagten schuldig machen?

v. Liszt fühlt selbst das Bedenkliche seiner Auffassung. „Wir suchen das Maß der Strafe in der durch die Tat bewiesenen Gesinnung des Täters. Aber wir dürfen uns über die Schwierigkeit dieser Aufgabe keiner Täuschung hingeben. Vor allem muß uns klar sein, daß der Strafrichter in den wenigen Minuten oder selbst Stunden, während welcher der Verbrecher vor ihm steht, zu einem abschließenden Urteil über dessen wahre Gesinnung, die doch den Maßstab für die Bestrafung abgeben soll, nicht zu gelangen vermag. Die Gefahr eines Fehlgriffes wird ganz wesentlich größer sein. Nicht in der Beurteilung der Schuldfrage . . . wohl aber in der Beurteilung der Straffrage, da hier eine gründliche Kenntnis der eigenartigen Persönlichkeit des Angeklagten unerläßlich erscheint." [1]

Was ist also zu tun, da die richterliche Strafzumessung eine endgültige nicht sein kann? v. Liszt findet „die durchgreifendste Lösung" dieser Frage in dem „unbestimmten Strafurteil" (indeterminate sentence). „Der verurteilende Richter bestimmt die Strafdauer überhaupt nicht; diese bemißt sich vielmehr nach der Erreichung oder Nichterreichung des im Einzelfalle verfolgten Strafzweckes, also nach der Wirkung des Strafvollzuges. Ob und in welchem Augenblicke der Strafzweck erreicht ist, wie lange also die Strafe zu dauern hat, kann erst durch eine der Verurteilung nachfolgende selbständige Entscheidung festgestellt werden. Es ist klar, daß diese zweite Entscheidung nicht minder wichtig ist für die Freiheit des Einzelnen wie für die Interessen der Gesamtheit, als der Schuldspruch des Richters, daß sie also mit denselben Bürgschaften umkleidet werden muß wie dieser. Es ist dabei eine Frage von unter-

[1] Mitteilungen der Intern. kriminal. Vereinigung IV 141.

geordneter Bedeutung, ob man sie in die Hand des erkennenden Gerichtes selbst oder aber einer besondern, sorgfältig zusammengesetzten Behörde legen will. Ich habe den letzteren Vorschlag schon vor mehreren Jahren gemacht, halte auch heute noch daran fest. . . ."[1]

Die meisten positivistischen Juristen stimmen in dieser Forderung der „Abschaffung des Strafmaßes" mit v. Liszt überein; desgleichen die Mediziner Kräpelin, Aschaffenburg u. a. Letzterer schreibt: „Anpassung der Strafe an die Individualität des Täters bis zu den letzten Konsequenzen, das ist die Aufgabe, Abschaffung des Strafmaßes, das ist die Lösung. Das Strafmaß wird in dem Augenblicke überflüssig, wo Abschreckung, Besserung und Sicherung die Grundlagen unseres Strafrechtes bilden."[2]

Dieser Vorschlag ist in der Tat eine notwendige Folgerung aus der kriminalpolitischen Auffassung. Wenn die Strafe die Aufgabe hat, den Sträfling zu bessern, seine ganze Gesinnung umzuwandeln und dadurch die Gesellschaft vor Rückfällen zu sichern, so läßt sich von vornherein gar keine bestimmte Dauer der Strafe festsetzen. Es wäre gewiß höchst ungereimt, wenn ein Arzt von vornherein ein Höchst- und Mindestmaß für die Behandlung seiner Kranken festsetzen wollte. Bei dem einen Patienten wirkt die Kur vielleicht sehr schnell, bei einem andern sehr langsam, bei einem dritten stellt sich bald die Notwendigkeit heraus, die ärztliche Behandlung ganz zu ändern. So wäre es auch für das Strafrecht der Zukunft höchst töricht, eine bestimmte Dauer und eine bestimmte Art der Behandlung des Sträflings von vornherein festzusetzen. Die individuellen Anlagen, Neigungen und Gesinnungen sind ja unendlich verschieden und fordern deshalb auch eine durchaus individuelle, von Fall zu Fall verschiedene Behandlung sowohl in Bezug auf die Dauer als die Art der Bestrafung, will man eine gänzliche Sinnesänderung herbeiführen.

Wer entscheidet nun, wie lange der Verurteilte im Gefängnis oder überhaupt in Strafbehandlung bleiben solle, bzw. ob der Zweck der Strafe, die erforderliche Sinnesänderung, schon erreicht sei oder nicht? Wer entscheidet ferner, ob die Art der Strafbehandlung etwa geändert werden solle, um mit größerer Sicherheit und Raschheit die „Bekehrung" zu erzielen? Der Richter ist dazu nicht im stande. Ebensowenig als er bei der ersten Verurteilung fähig war, die ganze Eigenart des Angeklagten zu

[1] Ebd. 141—142. [2] Das Verbrechen und seine Bekämpfung 231.

durchschauen, wird er dazu fähig sein, wenn man ihm später denselben für einige Augenblicke vorführt oder er gelegentlich das Gefängnis besucht.

Man wird also dem Vorschlag v. Liszts beipflichten müssen, daß diese Entscheidung in die Hand „einer besondern, sorgfältig zusammengesetzten Behörde“ gelegt werde. Jeder Übeltäter erhielte also im Strafrecht der Zukunft den Segen einer zweimaligen Aburteilung, und zwar zum mindesten; denn fällt die Entscheidung zu Ungunsten des Sträflings, so muß er wieder ins Gefängnis zur Fortsetzung der Kur, bis er später einer dritten oder vierten Aburteilung unterworfen wird.

Diese zweite, bzw. dritte oder vierte oder fünfte Aburteilung soll nach der Versicherung v. Liszts „mit denselben Bürgschaften umkleidet werden“ wie die erste[1]. Wie ist das möglich? Sollen die Verhandlungen bei dieser zweiten oder dritten Entscheidung wieder öffentlich sein mit Zeugenverhör und Plaidoyers für und gegen? Das ist unmöglich. Es handelt sich ja um die Gesinnungsänderung des Sträflings. Was kann hier ein Prozeßverfahren helfen? An Beteuerungen gänzlicher Besserung werden es die Gefangenen nicht fehlen lassen, und die schlechtesten von ihnen verstehen sich vielleicht am besten auf die Heuchelei.

Und aus welchen Mitgliedern soll diese mit der zweiten Entscheidung betraute „sorgfältig ausgewählte Behörde“ bestehen? Wählt man die Mitglieder nicht aus Personen, die täglich und fast beständig mit den Sträflingen verkehren und Gelegenheit haben, sie genau zu beobachten, so sind sie zu einer zuverlässigen Entscheidung ganz unfähig, und wären sie auch noch so gründlich und allseitig durchgebildet. Denn es handelt sich um die Gesinnungsänderung eines ganz bestimmten, vor ihnen stehenden Individuums. Die Individuen sind nach Charakter und Anlage unendlich mannigfaltig. Die Entscheidung müßte mithin endlich und letztlich den subalternen Gefängnisbeamten überlassen werden, die allein beständig mit den Sträflingen verkehren.

Von den Strafvollzugsbeamten wird es also abhängen, wie lange der Sträfling hinter Schloß und Riegel weilen soll. Von diesem Standpunkt begreift man, warum die Anhänger der neuen Richtung den Strafbeamten eine so hohe Bedeutung zuschreiben und die sorgfältigste Ausbildung derselben verlangen. Aschaffenburg meint: „Für den Theoretiker, für den Richter, vielleicht auch für den Gesetzgeber ist sie (eine

---

[1] Mitteilungen der Intern. kriminal. Vereinigung IV 142.

bestimmte Straftheorie) entbehrlich, nicht aber für den Strafvollzugsbeamten. Er muß wissen, was er mit dem Strafgefangenen anfangen soll." [1] Das ist ein recht charakteristischer Satz für die neue kriminalpolitische Auffassung. Der Richter und der Gesetzgeber brauchen keine Straftheorie, wohl aber der Vollzugsbeamte. Dieser spielt die erste Rolle im Strafrecht der Zukunft. Bisher hat man immer den Vollzugsbeamten nur als das dienende Werkzeug des Gesetzgebers und Richters angesehen, das nur auszuführen und zu erreichen hat, was ihm vom Gesetzgeber und Richter aufgetragen ist. In Zukunft soll das anders werden.

Das sind die „Bürgschaften", mit denen man die Freiheit des Individuums umkleiden wird! Mir scheint, wer im Ernst ein solches Strafverfahren befürwortet, muß die persönliche Würde und Freiheit sehr niedrig anschlagen.

Vict. Cathrein S. J.

Entstehung und Wachstum der Großstadt.

Im vergangenen Sommer sah die sächsische Hauptstadt in ihren Mauern eine Ausstellung tagen, die vor den zahlreichen Ausstellungen unserer Zeit den Vorzug hatte, ganz neu und eigenartig zu sein: die erste deutsche Städteausstellung, welche die verschiedensten Einrichtungen modernen großstädtischen Lebens zum erstenmal zusammenfassend zur Darstellung brachte. In den geräumigen Hallen und in den durch den frischgrünen Park zerstreuten Ausstellungspavillons war alles, was die Großstadt im wesentlichen charakterisiert, auf knappem Raum zusammengedrängt. Der Besucher sah in Modellen, Photographien und Zeichnungen an den breiten geradlinigen Straßen die hohen Warenhäuser, in denen eine moderne Geschäftsaristokratie ihr schön geordnetes Warenlager zur Schau stellt, er sah die freien Plätze mit den öffentlichen Gebäuden, die auch das künstlerische Auge befriedigen, er sah aber auch die endlosen Straßenreihen mit gleichförmigen, kasernenartigen Häusern, die so grell abstechen von den bunten, abwechslungsreichen Häuserreihen der mittelalter-

[1] Das Verbrechen und seine Bekämpfung 199.

lichen Stadt. Eine besondere Abteilung zeigte außer den großen Veranstaltungen für Beleuchtung, Entwässerung, Instandhaltung der Straßen, die modernen Straßenverkehrsmittel, die neben den auf den Bürgersteigen beständig wogenden Menschenmassen die geschäftigsten Großstädter rasch von einem Ende der Stadt zum andern tragen. Die in prachtvollen Modellen vor uns stehenden großen Warenhäuser, die höchst luxuriösen Gebäude für Bank und Börse, die ein zahlreiches Personal in fieberhafter Anstrengung beschäftigen, die weitverzweigten Fabrikanlagen, die durch ihre geöffneten Tore alltäglich ganze Heere von Arbeitern einziehen lassen, gewährten einen Einblick in das rasch pulsierende Erwerbsleben der Großstadt. Die Schulbauten, von der Volksschule bis zum Universitätsgebäude, die städtischen Lesehallen, Bibliotheken veranschaulichten die Bestrebungen der Volksbildung in der Stadt, die Stadtgärten und Parks diejenigen der Volkserholung. Ein Blick auf die Armenhäuser, die Hospitäler mit ihren verschiedenen Systemen, die Volksküchen und Speiseanstalten, die Unfallstationen und Rettungswachen, die verschiedenartigsten Asyle und all die vielen Wohltätigkeitsanstalten zeigte dem Besucher, daß in der Großstadt auf dem Gebiete der Nächstenliebe von städtischer wie von privater Seite viel geschieht, ließ ihn aber auch ahnen, daß hier dicht neben dem Reichtum Pauperismus, neben Glück und Wohlbehagen oft das tiefste sittliche und soziale Elend wohnt. Diese düstere Seite des Großstadtlebens verdeutlichte aber noch mehr jene eigenartige Sonderausstellung: „Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung".

Diese und ähnliche Züge vereinigen sich zu einem Gesamtbilde, das unter dem Namen „Großstadtleben", „großstädtische Verhältnisse" bekannt ist; sie verleihen zahlreichen modernen Städten ihr Gepräge, die, wenn auch von der Statistik nicht unter den Großstädten einregistriert, für die nationalökonomische Betrachtung doch als solche gelten müssen[1]. Ihre

[1] Die Statistik des Deutschen Reiches versteht unter Großstadt eine Stadt mit mehr als 100000 Einwohnern. Der Nationalökonom, der nicht so ausschließlich mit Zahlen rechnet, wie der Statistiker, muß aber großstädtischen Charakter auch solchen Orten zuerkennen, die vielleicht noch nicht die statistische Großstadtgrenze erreicht haben, die aber großstädtische Verhältnisse, wie die oben geschilderten, aufweisen. Freilich bleibt auch für die ökonomische Beurteilung die große Menschenansammlung das erste und wesentlichste Charakteristikum der Großstadt, aber sie zieht die Grenze nicht so scharf und zahlenmäßig wie die Statistik. Werner Sombart (Der moderne Kapitalismus II 179) meint, bei ungefähr 50000 Einwohnern zeigten sich durchweg großstädtische Verhältnisse, eine Auffassung, die auch im Jahrbuch deutscher Städte zu ihrem Rechte kommt.

Zahl wächst von Jahr zu Jahr, ihre Bevölkerungsziffer nimmt immer mehr zu, ihr Einfluß auf das gesamte Volksleben wird immer größer: eine Tendenz, die früher niemals in dem Maße hervortrat. Sehr begründet ist daher die Frage, wie die modernen Großstädte so rasch und in so großer Anzahl entstehen konnten. Die Antwort ist in ökonomischen Gründen zu suchen und verdient insofern unser erhöhtes Interesse, als ein großes Stück moderner wirtschaftlicher und sozialer Entwicklungsgeschichte in der Großstadt sich sichtbar widerspiegelt. Wer die Wirtschaftsgeschichte der letzten Jahrzehnte in einem anschaulichen Bilde studieren will, der studiere die Entstehungsgeschichte der modernen Großstadt. Ihren Werdegang erkennt man deutlicher aus einer Gegenüberstellung früherer städtischer und großstädtischer Verhältnisse mit den heute bestehenden. Wir werden daher nach einem kurzen geschichtlichen Überblick über Stadt und Großstadt der Vergangenheit Bedingungen und Ursachen der heutigen Großstadt zu untersuchen haben.

I.

Auch die vergangenen Jahrhunderte hatten große Städte, selbst Großstädte im Sinne der heutigen deutschen Statistik. Aber wie wenig zahlreich sind sie, und wie sind sie nach Ursprung und Größe von unsern Großstädten verschieden! Eine kurze Wanderung durch das Altertum und das Mittelalter, bei welcher wir der Führung des Leipziger Nationalökonomen Karl Bücher[1] folgen, wird das des näheren zeigen.

In das graue Altertum führen uns die Namen Babylon und Ninive, Susa und Ekbatana, Theben und Memphis. Wenn uns der Prophet Jonas (3, 3) erzählt, daß Ninive, „die größte Stadt", eine Ausdehnung von drei Tagreisen gehabt, und wenn uns Herodot berichtet, daß Babylons Gesamtumfang 480 Stadien oder nach unserem Maße 88 km betragen habe, so könnten wir da leicht zu der Anschauung gelangen, als ob jene Städte des orientalischen Altertums unsere Großstädte weit überragten. Babylon bedeckte einen Flächenraum von 484 Quadratkilometer, also nahezu achtmal so viel als die Stadt Berlin! Indes wir müssen bedenken: da gab es keine dichtgedrängten Häusermassen, kein vielverschlungenes Straßennetz, keine vier- und mehrstöckigen Häuser, die Dutzende von vielköpfigen Familien beherbergten. In der Mitte ragte die Königsburg empor, selbst eine Stadt für sich, die dem Herrscher, seinen Frauen, seinen Beamten und seinem großen Sklavenheer Raum bot, aber auch für die

[1] Vgl. Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung, Dresden 1903. Vortrag von K. Bücher 1—33.

Tempel der nationalen Götter Platz hatte. Ringsum wohnten die Freien des Stammes, teils in niedrigen Einzelhäusern, teils in dorfähnlichen größeren oder kleineren Häusergruppen, zwischen denen Äcker und Weiden, Gärten und Obsthaine sich ausdehnten. Es ist klar, daß bei solcher Siedelungsart die Zahl der Einwohner im Verhältnis zu dem ungeheuern Stadtumfange nicht gar zu groß war. Aus der Angabe des Propheten Jonas (4, 11), daß in Ninive „120000 Menschen gewesen seien, die nicht wußten, was rechts oder links war", schließt Süßmilch auf etwa eine Million Gesamtbevölkerung, Allioli auf 2 Millionen. Ähnlich mag es bei den übrigen orientalischen „Großstädten" gewesen sein. Und wie war die Bevölkerung in die große Stadt hineingekommen? Und wovon lebte sie? — Das despotische Machtwort des Begründers und ersten Beherrschers hatte viele Tausende aus dem Lande in die Hauptstadt zusammengetrieben, um sie im Kriegsfalle sofort aufbieten zu können. Ein Teil von ihnen bebaute die Ackerfläche innerhalb der Ringmauern und lebte davon. Ein sehr großer Teil aber, insbesondere das ganze Heer der höfischen Beamten und Bediensteten, lebte von dem Tribute, den die unterjochten Völkerschaften des Weltreichs der Hauptstadt schuldeten. Dazu brachten die häufigen Kriegszüge unermeßliche Beute herein. Von einer nutzbringenden Produktion der Großstadt für das übrige Reich oder auch nur für die nächste Umgebung gegen Entgelt von ländlichen Produkten war keine Rede. Die Hauptstadt war „ein rein konsumtives Gebilde, der Sammelpunkt von Kriegsbeute und Tributleistungen, der Höhle vergleichbar, nach der das Raubtier seine Beute schleppt." (Bücher.)

Ein erfreulicheres Bild bieten die griechischen Städte. Die verschiedenen griechischen Völkerschaften gelangten früh zu der richtigen Erkenntnis, daß zerstreut Wohnende in den häufigen Kriegen gegen den Feind wehrlos seien, und daß auch ihr politisches Zusammenwirken kein gedeihliches sei, wenn jede Ortschaft ihre Sonderziele verfolgte. Jeder Staat — mit Ausnahme Spartas, dessen Bürger in fünf offenen Dörfern wohnten — erbaute sich daher eine Stadt mit Burg, Tempeln, Straßen und Markthallen. Alle Wohlhabenden und Einflußreichen mußten nun dauernd oder zeitweise in der Stadt leben. Den Landbau gaben sie aber darum nicht auf; jeder gute Bürger ist zugleich ein guter Landwirt, versichert uns Xenophon. Häufig hatte der Stadtbewohner auch außer seinem Hause in der Stadt noch ein solches auf dem Lande, das er in ruhigen Zeitläuften bewohnte. Im übrigen waren ständig auf dem Lande nur eine Anzahl Kleinbauern nebst den Pächtern und Sklaven der reichen Besitzer, die aber auch in unruhigen Zeiten mit Vieh und Habe rasch in die Stadtmauern sich flüchteten. So waren Stadt und Land in Griechenland politisch und wirtschaftlich aufs innigste miteinander verbunden und aufeinander angewiesen. Die Stadt war zudem durch die Größe des zugehörigen Landes, von dem sie ihren Lebensunterhalt bezog, in ihrer Ausdehnung begrenzt. So kam es, daß Griechenland nur kleine Städte besaß. Nach Schmoller[1] hatten die griechischen Städte meist nicht über

[1] Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre I. Leipzig 1901, 258.

2000—10 000 Seelen, aber auch die zugehörigen Landgebiete mit der Stadt hatten meist nicht mehr als 30 000—150 000 Seelen. Nur Athen mochte wohl gegen 100 000 Menschen beherbergen. Athen bezog nämlich schon früher von weither seine Lebensmittel: es trieb — dank seiner günstigen maritimen Lage und seinem prächtigen Hafen — schon früh einen blühenden Handel und hatte sich als Führerin im delischen Seebunde Hunderte von Städten und Inseln tributpflichtig gemacht.

Ähnliche städtische Verhältnisse, wie in Griechenland, treffen wir im Römerreiche an, das bis in die fernsten Kolonien mit Städten von der Größe und Art der griechischen durchsetzt war. Ein bestimmtes Landgebiet gehörte zur Stadt, in der es seine Besitzer und seine sämtlichen Behörden hatte; Stadt und Land bildeten zusammen ein politisches und wirtschaftliches Ganzes. Im Gegensatz zu ihnen hatte sich Rom, die stolze Beherrscherin des weiten Reiches, zur Groß- und Weltstadt aufgeschwungen. Über die Einwohnerzahl Roms ist es freilich schwer ins reine zu kommen: die Schätzungen der Historiker schwanken zwischen 700 000 und 2 Millionen. Dem alten Seneca zwang diese ungeheure Volksmenge berechtigtes Staunen ab. Er schreibt an seine Mutter[1]: „Betrachte doch diese Menschenmenge! Kaum reichen die Häuser der unermeßlichen Stadt für sie aus. Aus Munizipien und Kolonien, ja aus dem ganzen Erdkreise sind sie zusammengeströmt. Einige hat der Ehrgeiz herbeigeführt, andere der Zwang eines öffentlichen Amtes, andere eine ihnen anvertraute Gesandtschaft, andere die Schwelgerei . . . ., andere das Studium der Wissenschaften, wieder andere die Schauspiele; einige hat die Freundschaft herbeigezogen, andere das Strebertum; einige bieten ihre Schönheit feil, andere ihre Beredsamkeit. Da ist keine Art von Menschen, die nicht in der Stadt zusammenströmten, wo Tugenden und Lastern hohe Preise ausgesetzt sind."

Wir können aus diesen Worten Senecas auf die Entstehung der Weltstadt schließen. Die nach Rom zogen, kamen nicht, um zu arbeiten, sondern um zu genießen, zu konsumieren auf Kosten einer halben Welt, die Rom dienstbar war. Die Reichen lebten von ihren ausgedehnten ländlichen Sklavenwirtschaften, von Erpressungen in den Provinzen, Steuerpachtungen, Wuchergeschäften; die Ärmeren wurden auf Staatskosten mit „Brot und Spielen" versorgt. Im Jahre 46 erhielten 320 000 männliche Personen öffentliche Getreidespenden; das möchte mit Frauen und Kindern nahezu eine Million Proletarier ergeben. Rom hätte diese ungeheure Verproviantierung unmöglich aufrecht halten können, wenn es nicht die Produktion der unterjochten Völker in seinen Dienst gestellt hätte und wenn es nicht den Verkehr mit dem übrigen Reiche so leicht gehabt hätte durch den Seeverkehr am Tiber und das weitverzweigte, in Rom zusammenlaufende Straßennetz. Aber selbst die Hände zu rühren, fiel den Römern nicht ein. Sie lebten von ihrem Herrscherberufe. Einen günstigen Markt für freie Arbeit, die das Brot verdient hätte, gab es in Rom damals nicht. Ländliche wie gewerbliche Arbeit war aufs tiefste verachtet und den Sklaven überlassen.

[1] Cons. ad Helv. 6.

Wir gelangen zum Mittelalter, das als Blütezeit des Städtewesens bekannt ist, vorab in Deutschland und Italien. Allerdings entstanden die deutschen Städte erst spät. Während jahrhundertelang nur Dörfer, Burgen und Klöster mit 50 bis 200 Seelen existiert hatten, trat die städtische Siedelung erst hauptsächlich in der Zeit vom 12. bis 15. Jahrhundert ein. Wir haben uns die mittelalterliche Stadt in ihren ersten Anfängen zu denken als einen mit Mauern und Gräben befestigten Ort[1]. Die Römer hatten, am Rhein und an der Donau vornehmlich, schon solche Kastelle gebaut, wie die alte Colonia Agrippina. Später ummauerte auch der König seine Pfalz, der Bischof seine Kirche, der Abt sein Kloster, der Grundherr seinen Fronhof, um für sich und die Seinigen und für die umliegenden offenen Landorte gegen die häufigen feindlichen Einfälle Zuflucht und Schutz zu haben. Alle dieser Gemeinschaft zugehörigen Orte hatten die Verpflichtung, die Befestigungswerke der Stadt durch gemeinsame Hand- und Spanndienste zu unterhalten und im Kriegsfalle mit gewaffneter Hand zu verteidigen. Dafür hatten sie das Recht, sich mit Weib und Kind und ihrer ganzen Habe, so oft es not tat, hinter den Mauern zu bergen. Anfangs waren die Bewohner dieser „Stadt" hinsichtlich ihrer Beschäftigung in keiner Weise von den Bewohnern des Landes verschieden. Sie trieben Ackerbau und Viehzucht, wie diese; sie benutzten Wald und Weide, Weg und Wasser, wie diese; ihre Wohnungen waren, wie noch heute an der baulichen Anlage vieler alten Städte deutlich zu sehen ist, Bauernhöfe mit Scheunen und Stallungen und weiten Hofräumen dazwischen. Aber ihr Leben erschöpfte sich nicht in der landwirtschaftlichen Tätigkeit. Sie waren ja als eine stehende Besatzung in die Burg gelegt und hatten abwechselnd auf Türmen und Toren den täglichen Wachdienst zu versehen. Der Wachdienst und die Weitläufigkeit der Stadtanlagen erforderten bald eine größere Menschenzahl, und die Stadtmarkung reichte nicht mehr aus, sie zu ernähren. Die Stadt wandte sich um ihren notwendigen Lebensunterhalt an die umliegenden Bauern, die ihren Überschuß an ländlichen Erzeugnissen den Städtern gern zur Verfügung stellten, denn sie erhielten von diesen andere Produkte dafür, gewerbliche Produkte. Die Städter fanden nicht alle wegen des beschränkten städtischen Ackerbodens ausreichende Beschäftigung im Ackerbau; sie wandten sich daher der stoffveredelnden, der gewerblichen Tätigkeit zu und überließen den Bauern die rohstoffgewinnende, die agrarische Tätigkeit. Die Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land war allmählich vollzogen: mochte der Städter auch noch seinen Garten und ein paar Stücke Ackerland bebauen, in erster Linie war er doch Handwerker und Gewerbetreibender. Das Gewerbe gab dem städtischen Leben im Mittelalter, wie dem Stadtrecht sein Gepräge. Die Bewohner des umgebenden platten Landes aber lebten fast ausschließlich agrarischer Tätigkeit. Handwerk gab es hier höchstens für den eigenen Hausbedarf, sonst äußerst selten; häufig war dazu den Bauern das Handwerk vertragsrechtlich untersagt, um es den Städtern allein zu sichern.

---

[1] Vgl. K. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft[2], Tübingen 1898, 88 ff.

So war aus der Burg die Stadt mit dem Markt, aus dem Burgrecht das Markt- und Stadtrecht hervorgegangen[1]. Zuweilen hatte aber auch ein Dorf sich allmählich zum Marktort und zur Stadt erweitert. Sicher war der Markt und das, was den Markt füllte, das städtische Gewerbe und die ländliche Arbeit, für die mittelalterliche Stadt wesentlich. In ihrem Entstehen und auch in ihrem Fortbestande war die Stadt auf das Land angewiesen, wie dieses auf jene. Auch im Mittelalter lebte die Stadt vom Lande, aber in ganz anderer Weise, als im Altertum. Bei den Griechen und Römern sowohl, als bei den orientalischen Völkern war die Stadt nur Empfängerin von Gaben dem Lande gegenüber. Was das Land hervorbrachte, floß zum größten und besten Teil in die Stadt, ohne daß diese dafür etwas herausgab. In der antiken Stadt wohnten die Grundbesitzer, welche die Erträgnisse der Arbeit von Zinsbauern und ländlichen Sklaven sich in die Stadt bringen ließen, oder aber es waren despotische Herrscher in der Stadt, welche die unterdrückten Stämme zu jährlichem Tribut zwangen. Die Arbeit, ländliche wie gewerbliche, war dem antiken Städter ein illiberalis et sordidus quaestus (Cicero). Das wurde anders im Mittelalter. Stadt und Land teilten sich jetzt in die Arbeit. Wenngleich die Stadtbewohner auch größerer Freiheit sich erfreuten, als die im allgemeinen unfreien Bauern, wirtschaftlich standen sie sich doch als Tauschparteien gegenüber, welche die Erzeugnisse ihrer eigenen Arbeit zu Markte trugen. Zur festgesetzten Stunde begegneten sich Bürger und Bauer auf dem städtischen Markte und tauschten gegeneinander aus, was ihr Fleiß hervorgebracht: dieser seine ländlichen Produkte, jener die Erzeugnisse aus seiner Werkstätte. Die Stadt war nicht mehr bloß Konsumtionszentrum wie im Altertum. Auch die Städter lebten jetzt von ihrer Hände Arbeit. Diese war nicht mehr Sklaven und Bauern überlassen, sie war jetzt auch „des Bürgers Zierde". In dieser völligen Verschiebung der Erwerbstätigkeit zwischen Stadt und Land ist deutlich der segensvolle Einfluß des Christentums zu erkennen, das durch die Lehre und das Beispiel des im Gewande des Arbeiters erscheinenden Gottessohnes der von Gott gewollten Arbeit nach jahrhundertelanger Verachtung ihre Ehre zurückgegeben, sie in die Städte eingeführt und so auch das Verhältnis zwischen Stadt und Land auf eine neue, menschenwürdige Basis gestellt hat.

Diese gegenseitige Abhängigkeit zwischen Stadt und Land im Mittelalter war natürlich auch für das Wachsen der Städte von ausschlaggebender Bedeutung. Wenn wir eine Karte des alten deutschen Reichs zur Hand nehmen, so erblicken wir das ganze Land in Abständen von 4 bis 5 Wegstunden im Süden und Westen, von 7 bis 8 Stunden im Norden und Osten mit Städten übersät. Nicht alle haben die gleiche Bedeutung gehabt. Aber die meisten waren doch, zur Zeit ihrer Blüte wenigstens, die Mittelpunkte von abgerundeten Wirtschaftsgebieten, die sich durch Arbeitsteilung selbst versorgten und sich selbst genügten. Die Stadt hatte sich das Land im Umkreise von mehreren Meilen

[1] Vgl. R. Sohm, Die Entstehung des deutschen Städtewesens, Leipzig 1890.

vertragsmäßig verpflichtet, nur auf ihren Markt die agrarischen Produkte abzuliefern und alle gewerbliche Tätigkeit den Städtern zu überlassen. Dies Verhältnis wurde durch das kaiserliche Privileg, welches das Stadtrecht verlieh, noch befestigt. Eine solche wechselseitige wirtschaftliche Abhängigkeit zog natürlich dem Anwachsen der Stadt bestimmte Grenzen. Sie durfte nur so viel Menschen in ihren Mauern dulden, als das angegliederte agrarische Wirtschaftsgebiet ernähren konnte. Drängten über diese Grenze hinaus Menschenmassen in die Stadt, so erschwerte der städtische Rat die Erlangung des Bürgerrechts oder schloß die gewerblichen Zünfte. Großstädte im Sinne der heutigen Statistik haben wir daher in dieser Zeit nicht zu suchen. Die sprichwörtlich gewordene Blüte vieler mittelalterlichen deutschen Städte darf uns also nicht verleiten, den Größenmaßstab moderner aufstrebender Städte an sie anzulegen. Bis vor kurzer Zeit hat man ihre Größe außerordentlich überschätzt. Jetzt hat eine genaue, umfangreiche Forschung uns belehrt, daß vor 1400 wohl nur die durch den Wasserverkehr begünstigten Städte Köln und Lübeck etwa 30000 Seelen überschritten, gegen 1600 vielleicht noch einige andere Städte einer solchen Zahl nahekamen, daß die angesehensten und reichsten Städte ohne Wasserverkehr sich zwischen 5000 und 25000 Einwohnern bewegten. Nürnberg hatte etwa 20000, Augsburg 18000, Frankfurt a. M. 9000—10000, Leipzig 4000 Einwohner[1].

Wir dürfen das Mittelalter nicht verlassen, ohne auch der italienischen Städte wenigstens kurz gedacht zu haben. Rom hat seinen Glanz und seine Größe aus dem Altertum bis ins Mittelalter und darüber hinaus bewahrt. Es war der Sitz der Päpste und die Hauptstadt der Christenheit, das Ziel zahlloser Wallfahrten und glänzender Heereszüge von Fürsten. Rom war die einzige Stadt im Mittelalter, die einen unausgesetzten regen Verkehr mit allen Kulturländern unterhielt: ein Vorzug, welcher der Stadt auch wirtschaftlich sehr zu gute kam, so daß sie, wie die angesehenste, so auch eine der mächtigsten und größten Städte blieb. Zu einer hervorragenden Blüte haben es die Städte in der Lombardei gebracht. Sie brauchten meist nicht erst neu zu erstehen, sondern entwickelten sich aus den Resten antiker römischer Städtebildungen. Im übrigen war das Verhältnis von Stadt und Land hier in ähnlicher Weise geregelt, wie im deutschen Stadtrecht. Aber das Land war hier, in der von Natur so reich gesegneten und durch die zahlreichen Wasserrinnen so sehr begünstigten Potiefebene, weit ergiebiger als anderswo und konnte mehr Menschen in der Stadt ernähren. Die Stadt hatte sich das umgebende Landgebiet vielfach nicht bloß, wie in deutschen Landen, wirtschaftlich angegliedert, sondern ihrer Herrschaft vollständig unterworfen. Der Adel, der in Deutschland vielfach im Besitz des Landes war und durch häufig erneute Angriffe die Stadt schwächte, war der italienischen Stadt eingegliedert und hatte selbst das größte Interesse an dem Gedeihen seiner Stadt. So kam es, daß die italienischen Städte sich viel rascher und ungehinderter entwickelten, als die deutschen, und daß z. B. im Jahre 1338 Florenz auf 90000 Seelen

[1] Vgl. Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre 266.

geschätzt wurde, und daß Mailand die Zahl von 60000 Einwohnern schon überschritten hatte zu einer Zeit, da die größten deutschen Städte höchstens 30000 Menschen zählten.

Die beiden Seestädte Venedig und Genua verdanken ihr rasches Wachstum dem levantinischen Handel, der infolge der Kreuzzüge einen neuen Aufschwung nahm. Beide gelangten zu einer gebietenden Stellung, so daß Genua Königin des Mittelmeeres, Venedig Königin der Adria sich nennen durfte. Burckhardt gibt Venedig 1422 190000 Einwohner! In gewaltigen Kriegen maßen sich die beiden Stadtrepubliken, welche die Handelskonkurrenz in der östlichen See zu erbitterten Feindinnen machte, bis der Glanz von beiden langsam erlosch, als neue Seewege den Handel allmählich auf den Atlantischen Ozean hinüberlenkten.

II.

Die flüchtige Wanderung durch die alten und mittelalterlichen Städte hat uns über den notwendigen Zusammenhang von Stadt und Land schon hinreichend belehrt und die Richtigkeit des oft zitierten Ausspruchs von Adam Smith dargetan: „Das Überschußprodukt des Landes allein liefert die Subsistenzmittel für die Stadt, welche daher nur wachsen kann im Verhältnis zum Wachsen dieses Überschußprodukts."[1] Wenn nun seit etwa einem halben Jahrhundert in den meisten Kulturländern ungeheure Menschenmassen zu den Städten sich drängen und Großstädte entstehen an Plätzen, wo vor wenigen Jahrzehnten noch elende Dörfer standen, so muß auch das Überschußprodukt des Landes, von dem die Stadt lebt, intensiv oder extensiv schnell gewachsen sein, d. h. entweder muß das Land durch verbesserte Betriebsmethoden mehr Nahrungsmittel hervorbringen, oder aber das für die Stadt produzierende Land muß ins Ungemessene gewachsen sein. Beides ist der Fall in der Neuzeit, und beides müssen wir als notwendige Bedingungen für das Entstehen der modernen Großstädte bezeichnen.

In den ersten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts ging der deutsche Landwirt vom Dreifeldersystem zur Fruchtwechselwirtschaft und überhaupt zu intensiveren Wirtschaftsmethoden über und gewann dem Boden durch rationellere Bebauung viel mehr Früchte ab, konnte also auch an die Stadt mehr abgeben. Was aber noch viel wichtiger war: die Stadt war mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts weder rechtlich noch tatsächlich an ihr ehemaliges ländliches Unterhaltsgebiet gebunden. Die Beseitigung der inneren Zölle und die Schöpfung großer einheitlicher Zollgebiete ermöglichten ihr den Verkehr mit weiten Strecken des eigenen Landes, deren Produkte sie früher kaum gekannt, die Erfindung und

[1] Ad. Smith, Wealth of Nations, Book 3, Ch. 1.

stetige Verbesserung neuer Transportmittel, wie Dampfschiff und Eisenbahn, erleichterten diesen Verkehr und bahnten auch immer neue Wege ins Ausland und in überseeische Länder an, deren jungfräulicher, höchst ergiebiger Boden jetzt der ganzen Welt zu nutze kam. So kamen auf den städtischen Markt zu den heimischen Produkten aus der nächsten Umgebung die Erzeugnisse einer halben Welt, die natürlich für eine viel stärkere städtische Bevölkerung als früher genügenden Nahrungsspielraum boten.

Es ist in dieser Hinsicht interessant zu sehen, wie gering beispielsweise in Paris der von der Stadt und ihrer höchst fruchtbaren Umgebung gelieferte Anteil an den in Paris verbrauchten Nahrungsmitteln ist, und wie ausgedehnt anderseits ihr tatsächliches Unterhaltsgebiet ist[1]. Nur wenige Prozent hat Paris mit seiner nächsten Umgebung zur Versorgung seiner Bevölkerung mit Fleisch beigetragen, während es umgekehrt kaum ein Departement gibt, das nicht sein Scherflein beigesteuert hätte. Und zwar kommen hier nicht so sehr die nächstgelegenen, als vielmehr die im fruchtbaren Südwesten sich hinziehenden Departements Maine-et-Loire, Loire-Inférieure und Vendée in Betracht. Algier bringt allein weit über $^3/_4$ der benötigten Schafe herbei. Den Bedarf an Fischen und andern Wassertieren deckt zum vierten Teil das Ausland: Belgien und Holland, England und Deutschland, Spanien und Italien sind vorzugsweise die Lieferanten. Sehr ausgedehnt ist auch das Bezugsgebiet von Geflügel und Wildpret, wovon das Ausland (Deutschland, Österreich, Italien, Belgien, Holland, Rußland, Skandinavien, Spanien, Türkei) rund $^1/_{18}$ beschaffte. Denken wir außerdem an die in Paris massenweise benötigten Kolonialwaren, an die englische Kohle und die amerikanische Baumwolle, die auch an der Seine ihre Verwertung finden, so zeigt sich ganz augenscheinlich, daß Paris mit seiner fruchtbaren Umgebung nicht im entferntesten den Bedarf an Lebensmitteln deckt, daß vielmehr das ganze Land, Europa, ja die ganze Welt zu diesem Ende in Kontribution gesetzt wird. Ähnliche Beispiele ließen sich beliebig vermehren zum Beweise dafür, daß die Großstädte groß werden auf Kosten der ganzen Welt, und daß der freie und leichte Verkehr mit ihr eine Bedingung ist für das Entstehen, wie für das Wachstum der Großstadt.

Dem leichten Warenverkehr muß eine Erleichterung des Menschenverkehrs entsprechen, wenn die Großstadt so rasch und so stark sich bevölkern soll. Freizügigkeit und Niederlassungsfreiheit müssen wir daher als dritte Bedingung der Großstadt noch beifügen. Die alten Erwerbs- und Niederlassungsbeschränkungen paßten ebensowenig zu den freiheitlichen Ideen des 18. Jahrhunderts, als zu den erstaunlichen produktions- und verkehrstechnischen Fortschritten. Gewerbefreiheit und Freizügigkeit wurden eingeführt. Und erst als der Bauer nicht mehr an die Scholle und der Bürger nicht mehr an die Zunft gebunden war, als

[1] Nach dem Annuaire statistique de la ville de Paris, XXIe année, 1900.

mit der mittelalterlichen Stadtmauer auch die alten rechtlichen Schranken gefallen waren, erst da waren die Schleusen geöffnet für den durchs ganze Land auf- und abwogenden Bevölkerungsstrom, der sich in den Großstädten staute.

Zu solchen für die Großstadtbildung höchst günstigen rechtlichen Veränderungen kam das rasche und andauernde Wachsen der Bevölkerung, das niemals früher in dem Maße hervortrat, wie in den letzten 200 Jahren.

Leider liegt genaues statistisches Material in dieser Hinsicht erst seit etwa einem Jahrhundert vor. Wenn wir der Schätzung Schmollers[1] folgen, so mochte das Deutsche Reich (heutigen Umfangs) im Jahre 1620 auf etwa 15 Millionen angewachsen sein; 1700 (nachdem die Bevölkerungszunahme durch den Dreißigjährigen Krieg bedeutend gehemmt war), hatte es eher noch weniger; 1800 hatte es 22—24 Millionen; 1824 zählte man 24, 1850 35 Millionen, 1895 52 und 1900 endlich 56,3 Millionen. Diese rasche Volksvermehrung um das 2½fache innerhalb eines Jahrhunderts erzeugte naturgemäß nicht bloß eine größere Volksdichtigkeit im ganzen Lande, es lag jetzt nahe, daß große Menschenmassen an Orten, wo Erwerb und Konsum besonders günstige Aussichten hatten, sich anhäuften.

Wollen wir nun außer den objektiven Bedingungen auch den Ursachen der Großstadtbildung nachgehen, so haben wir diese offenbar zu suchen in den Motiven, welche die Bevölkerung massenweise bewegen konnten, in den großstädtischen Zentren ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Denn soziale Erscheinungen kann man nie, wie der Sozialismus es möchte, rein materialistisch erklären; sie sind in ihrem letzten Grunde zurückzuführen auf freie Entschließungen der sozialen Einzelwesen, der Menschen.

Diese zur Stadt hindrängenden Motive sind natürlich vielerlei. Der im frühen Mittelalter schon mancherorts einsetzende und in der Neuzeit durch die modernen Verkehrsmittel neubelebte Handel gab gewissen Städten einen Vorzug vor andern. Aber mochte der Handel noch so viele Waren in die Stadt bringen, sehr große Bevölkerungsmassen konnte er nicht hereinziehen. Denn die Handelsprofitrate war durchweg doch so niedrig, daß schon ungeheure Warenmengen umgesetzt werden mußten, um einen beträchtlichen Wert in der Stadt als Gewinn und damit als Unterhaltsstoff für die städtische Bevölkerung zurückzulassen. Das, „was hängen blieb“, was „verdient wird“, pflegt bekanntlich im umgekehrten Verhältnis zu dem gehandelten Wertquantum zu stehen. Eigentliche Handelsgroßstädte, die nur oder vornehmlich dem Handel ihren Großstadtcharakter verdankten,

---

[1] Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre 171.

hat es darum auch nur sehr wenige gegeben. Die blühendsten Handelsstädte Englands im 18. Jahrhundert, wie Exeter, Lyne, Norwich, Yarmouth, haben es nur auf 30000—40000 Einwohner gebracht.

Konzentrierend wirkte für einen Teil der Bevölkerung auch der absolutistische Fürstenstaat. Im Gegensatz zum alten deutschen Reiche, das eine eigentliche Hauptstadt nicht gekannt hatte und den einzelnen Städten eine weitgehende Autonomie überließ, erhob die moderne, alles mehr zentralisierende Fürstengewalt eine Stadt zur Haupt- und Residenzstadt, stellte dort einen Stab von Beamten und Unterbeamten auf, legte ein stehendes Heer hinein und zog auf diese Weise auch immer mehr Gewerbetreibende und Kaufleute herein. Dazu kam die „Urbanisierung des Landadels", der, auf dem Lande allmählich reich geworden, in die Fürstenstadt zog und diese im Verein mit dem Hofe und den Höflingen zur Konsum- und Luxusstadt machte: ein neuer Grund für die Handels- und gewerbliche Bevölkerung, nach der Hauptstadt zu ziehen. So erklärt W. Sombart[1] die beiden Großstädte des 18. Jahrhunderts, Paris und London, welche die vornehmsten Sitze zentralistischer Königsgewalt waren. So kann aber unmöglich das ganze neue Phänomen des 19. Jahrhunderts erklärt werden, das außer der Hauptstadt in rascher Aufeinanderfolge im ganzen Lande Großstädte entstehen sah. Und damit kommen wir zur wirksamsten großstadtbildenden Ursache der neuesten Zeit.

Wir haben diese zweifelsohne zu suchen in der modernen Fabrikindustrie, bzw. in dem unwiderstehlichen Zuge, den diese auf die breiten erwerb- und nahrungsuchenden Bevölkerungsmassen ausübt. Ein Blick auf die neueren Kulturstaaten zeigt uns, daß die Großstadtbildung parallel voranschreitet mit der großindustriellen Entwicklung.

Vor 100 Jahren hatte im Gebiete des heutigen Deutschen Reichs nur eine Stadt mehr als 100000 Einwohner, Berlin, und Hamburg erreichte knapp diese Zahl. Um die Mitte des Jahrhunderts setzte die Großindustrie in Deutschland ein und machte in den letzten drei Jahrzehnten Riesenfortschritte. Ähnliches sehen wir in der Großstadtbildung während desselben Zeitraumes. 1850 war die Zahl der Städte mit mehr als 100000 Einwohnern auf 5 gestiegen; 1870 gab es ihrer 8, und nun ging es mit Riesenschritten vorwärts: 1880 gab es 15, 1890 26 und 1900 33. Die großstädtische Entwicklung in den letzten 30 Jahren bringen folgende der deutschen Reichsstatistik entlehnte Ziffern treffend zum Ausdruck:

[1] Der moderne Kapitalismus II, Leipzig 1902, 198 ff.

Jahr.	Zahl der Großstädte.	Gesamtbevölkerung der Großstädte.	Anteile der Großstadtbevölkerung an der Gesamtbevölkerung des Reichs in %.
1871	8	1968000	5,34
1875	13	2908000	6,81
1880	15	3580000	7,90
1885	21	4462000	9,51
1890	26	6258000	12,47
1895	28	7261000	13,83
1900	33	9209000	16,36

Im Jahre 1850 fiel auf 38, 1870 auf 20, 1880 auf 13 Deutsche ein Großstädter; 1890 war aber schon jeder achte, und 1900 jeder sechste Deutsche ein Großstädter.

Gleiche Entwicklungstendenzen lassen die übrigen westeuropäischen Länder erkennen, am meisten und am frühesten aber England, das ja bekanntlich infolge seiner epochemachenden Erfindungen in der Technik zu Anfang des 19. Jahrhunderts dem Kontinente auch in der industriellen Entwicklung voraus war. Die folgende Tabelle zeigt das Anwachsen englischer Groß- und Mittelstädte seit dem Beginn des Jahrhunderts. In England und Wales lebten von 100 Personen:

im Jahre	in London	in andern Großstädten	in Städten von 20000—100000 Einw.
1801	9,73	0	7,21
1821	10,20	3,27	7,35
1841	11,75	6,52	10,63
1861	13,97	11,02	13,22
1881	14,69	14,91	18,40
1891	14,52	17,30	21,76

Also auch in England während des ganzen Jahrhunderts eine wachsende Agglomeration in den Städten, Groß- wie Mittelstädten, aber in jenen geht das Wachstum viel rascher voran, als in diesen.

Ähnliche Bevökerungserscheinungen zeigen Frankreich, Belgien, Österreich. W. Sombart gibt für die Gesamtbevölkerung der westeuropäischen Staaten während des 19. Jahrhunderts folgende Approximativzahlen an: Während die Gesamtbevölkerung von 120 auf 280 Millionen stieg, wuchs die großstädtische Bevölkerung im selben Zeitraum von 3½ auf 36 Millionen und der Anteil der großstädtischen an der Gesamtbevölkerung von 3 auf 13 %. — In Wirklichkeit aber ist die Großstadtbevölkerung noch höher anzunehmen, als die Statistik uns belehrt. Die Statistik behandelt jede politisch abgegrenzte Großstadtgemeinde getrennt für sich, mag sie auch noch so innig mit ihren Vororten und Nachbarstädten zusammenhängen, mit denen sie ein politisches und wirtschaftliches Ganze bildet. Der nationalökonomische Beobachter aber wird z. B. Berlin nicht als eine Stadt von weniger als 2 Millionen Einwohner betrachten, sondern statt

dessen Groß-Berlin mit seinen Vorstädten Charlottenburg, Rixdorf, Schöneberg u. a. als eine Stadt mit mehr als 2½ Millionen ins Auge fassen. Ebenso entspricht der Stadt Paris mit 2½ Millionen ein Groß-Paris mit etwa 4 Millionen.

Auch außerhalb Europas haben die Länder eine ähnliche Volksverschiebung nach den Großstädten erfahren, soweit Industrie und Kapitalismus dort ihren Einzug gehalten haben. Die australischen Kolonien, und unter ihnen am stärksten Neu-Seeland, haben in den letzten 50 Jahren eine ähnliche Großstadtentwicklung gehabt, wie England. In der nordamerikanischen Union ist innerhalb der letzten 100 Jahre der Anteil der städtischen an der ganzen Bevölkerung von 4 auf 29 % gestiegen. In Japan wuchs während des Jahrzehnts 1881—1890 die Bevölkerung insgesamt um 11 %, in sechs Großstädten dagegen um 51 %.

In Britisch-Indien dagegen, wo trotz alles englischen Einflusses Kapitalismus und Industrie keinen günstigen Boden gefunden haben, lebten im Jahre 1891 erst 9,48 % der Gesamtbevölkerung in Städten, in gewissen Gebieten noch weniger, z. B. in der Provinz Bengalen 4,82 %.

Dieser auffallende Parallelismus zwischen Großstadtbildung und Industrie deutet auf einen ursächlichen Zusammenhang hin, und es ist nicht schwer, diesen zu erklären[1]. Solange die Industrie noch in der Form des Verlagsystems auftrat, das die Arbeit in die Häuser der abhängigen Lohnarbeiter, in verschiedene Dörfer und über das ganze Land hin verteilte, lag noch kein Anlaß vor zu großen Menschenanhäufungen. Solange die Industrie zu großen Kraftwirkungen nur die Naturkräfte benutzen konnte, solange sie an die Wasserläufe des Landes und die großen Holzbestände der Wälder gebunden war, war sie mit ihren Arbeitern über das ganze Land verteilt. Als aber das Verlagsystem zum Fabriksystem auswuchs, das immer mehr Menschen an eine Arbeitsstätte und unter eine gemeinsame Kontrolle zusammenzog, als vollends Dampf und Elektrizität die Fabrik von den natürlichen Standorten loslöste, da konzentrierte sich die Industrie mehr und mehr und zog nach sich die Menschen, denen sie Arbeit und Brot verschaffte.

Eine mäßig große Fabrikanlage ist schon im stande, innerhalb kurzer Zeit eine Ortschaft mit vielen Arbeiterwohnungen in nächster Nähe entstehen zu lassen. Die Fabrik hat nun das Bestreben, ihren Betrieb möglichst auszudehnen; die Produktionsfähigkeit wächst ja mit der Erweiterung des Betriebes. Anderseits übt die Fabrik Anziehungskraft auf andere Industrien aus. Das gilt zunächst von Hilfsindustrien, namentlich von Maschinenbau- und Reparaturanstalten.

[1] Vgl. W. Sombart, Der moderne Kapitalismus II 205 ff, und: Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze. Vortrag von H. Waentig 155 ff.

So ist die Entwicklung der Züricher Maschinenfabrikation eine Folge der dortigen Spinnerei, diejenige von Pirmasens eine Folge der dortigen Schusterei. Andere Industrien schließen sich ihrer Natur nach an den Produktionsprozeß einer bestehenden Industrie an und führen ihn weiter fort. So gliedert sich an den Hochofen Walzwerk und Gießerei, an die Weberei Bleicherei und Färberei an. Um den immer mehr sich verdichtenden Industriekern aber gliedert sich in raschem Wachstum die moderne Stadt an, die außer den Fabrikarbeitern städtische und industrielle Beamte, Kaufleute und Angehörige freier Berufe beherbergt. So hat in Nordamerika innerhalb weniger Jahrzehnte die Industrie Großstädte hervorgezaubert an Plätzen, wo vor einem Menschenalter noch friedliche Farmen lagen: hier ist die Industrie tatsächlich Städtegründerin gewesen. In Deutschland hat sie aus unbedeutenden Landstädten in verhältnismäßig kurzer Zeit Großstädte geschaffen. Als Typen dieser Entwicklung mögen genannt werden Dortmund, das von 7620 Einwohnern im Jahre 1849 auf 142418 im Jahre 1900 anwuchs, und Essen, das im selben Zeitraum von 7175 auf 118863 stieg.

Abgesehen von der Konzentrationstendenz der Industrie bewogen noch *verschiedene andere Gründe* den Unternehmer, die Stadt und speziell die Großstadt als Standort industrieller Tätigkeit zu wählen. Hier war er in der Nähe von Handels- und Kreditunternehmungen, die ihm für seine Betriebsamkeit immer mehr unerläßlich wurden. Hier war er sicher, qualifizierte Arbeiter, ja auch wissenschaftliche und technische Hilfskräfte zu finden. Aber auch das Angebot besonders billiger Arbeitskräfte zog neue Etablissements in die Stadt. Mit der stetig wachsenden Zahl der Fabrikarbeiter in der Stadt vermehrten sich auch die Frauen und Kinder. Und als die Not auch diese mehr und mehr in die Fabrik trieb, vermehrten sich die Arbeitskräfte rasch und — verbilligten sich: ein günstiger Markt für den Menschenhände suchenden Unternehmer.

Die Industrie mit ihren neuen Kraftmaschinen schien anfangs alle Menschenarbeit ersetzen zu wollen. Aber bald zeigte sich, daß sie der Menschen erst recht bedurfte, und so rief sie denn alles in die Großstadt in ihren Dienst. Ihr Ruf wurde um so eher gehört, als die Landwirtschaft, die mit der Industrie nicht im entferntesten gleichen Schritt gehalten hatte, nicht so hohe Löhne zahlte wie jene; und so entsprach gar bald dem Zuge in die Stadt die Flucht vom Lande; „das Wachstum der Industrie rückte die Landarbeiter zum Teil von ihrer gewohnten Stelle, an der sie nichts festhielt als das Interesse derjenigen, welche von ihrer Hilflosigkeit Nutzen zogen“ [1]. Freilich spielten bei dem Zuge in die

[1] K. *Bücher*, Die Entstehung der Volkswirtschaft[3] 394.

Stadt neben der Aussicht auf bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen, neben dem Erwerbstrieb auch andere Bestimmungsgründe mit: der äußere Glanz des Stadtlebens, die teils wirkliche, teils vermeintliche größere Freiheit des Städters, das gesellige Leben und die Vergnügungen in der Stadt: das alles übte einen unwiderstehlichen Zauber auf die schlichten Landbewohner aus, so daß sie in großen Massen vom Lande abwanderten, zunächst meistens in die Kleinstädte, von diesen in die Mittel- und Großstadt. Aber der wirksamste Trieb blieb doch die Aussicht auf besseren Erwerb.

Daß die Bevölkerungsverschiebung in den letzten Jahrzehnten in der angegebenen Weise vor sich gegangen ist, darüber läßt uns ein statistischer Vergleich zwischen Stadt und Land nicht im Zweifel. Während in früheren Zeiten Stadt und Land meist gleichmäßig in ihrer Volksvermehrung voranschritten, häufig sogar das Land die Stadt überholte (so hatte in der Kurmark 1748—1786 das platte Land jährlich um 1,23, die Städte um 0,48 % zugenommen), zeigt die deutsche Reichsstatistik für die letzten Jahrzehnte eine ganz andere, vielfach gerade entgegengesetzte Bewegung. Nach dem Statistischen Jahrbuch war in den Jahren 1871, 1885, 1900 die Bevölkerung in folgender Weise auf Stadt[1] und Land verteilt:

	1871	1885	1900
Stadtbewohner . . .	14 790 798 = 36,1 %	20 478 777 = 43,7 %	30 633 075 = 54,3 %
Landbewohner . . .	26 219 352 = 63,9 %	26 376 927 = 56,3 %	25 734 103 = 45,7 %

Die Landbewohner haben also nicht bloß relativ, sondern auch nach ihrer absoluten Zahl in der letzten Zeit abgenommen, während die Städte (und unter ihnen am meisten die Großstädte) in stetigem Wachstum begriffen waren. Den ganzen Bevölkerungsüberschuß vom Lande und noch darüber haben die Städte aufgesogen. Und welche städtischen Berufszweige haben den ländlichen Zuwanderungsstrom aufgenommen? Ein Blick in die Berufsgliederung der Großstädte gibt uns die Antwort darauf.

Nach der Berufs- und Gewerbezählung im Deutschen Reich vom Jahre 1895 entfallen nicht weniger als 50,3 % der großstädtischen Erwerbstätigen auf die Industrie, ja in der Hälfte der Großstädte noch erheblich mehr. Am stärksten ist der industrielle Typus ausgebildet in Barmen mit 74,5 %, demnächst in Krefeld mit 67,2 %, in Chemnitz mit 67,0 % und in Elberfeld mit 65,8 %. Die zweitgrößte Klasse der Erwerbstätigen in der Großstadt ist im Handel und Ver-

[1] Unter Stadt verstehen wir hier mit der deutschen Statistik einen Ort mit mehr als 2000 Einwohnern.

kehr beschäftigt; 24 % verdanken diesen Berufszweigen ihren Unterhalt. Es wird aber mit Recht in den Statistiken hervorgehoben, daß mindestens ²/₃ der mit Handel und Verkehr Beschäftigten von der Versorgung der Industriellen zehren und daß auch von den übrigen Berufsgruppen ein nicht geringer Bruchteil aus derselben Quelle sein Einkommen bezieht, sodaß etwa ²/₃ der Stadtbevölkerung direkt oder indirekt von der Industrie leben. Die Industrie also hat der zuströmenden Landbevölkerung vorwiegend Beschäftigung gegeben und sie in die Großstadt gezogen.

Und wie die Flucht vom Lande die Großstadt erzeugt hat, so ist sie es auch, die das fortwährende Wachstum ermöglicht. Die Großstädte wären nicht imstande, durch natürliche Bevölkerungszunahme in dem Grade anzuwachsen, den die Ziffern uns anzeigen; ja sie erweisen sich als unfähig, aus eigener Kraft die einmal erlangte Bevölkerungsgröße zu behaupten. In den Städten nehmen die Altersklassen vom 20. bis 40. Lebensjahre einen verhältnismäßig viel breiteren Raum ein, als auf dem Lande. Die Menschen wandern eben in dem Alter in die Industriegegend ein, in dem sie zur Arbeit am rüstigsten sind. Dies sind aber auch zugleich jene Jahre, in denen die Menschen für gewöhnlich zur Ehe schreiten. So kommt es, daß die Heiratshäufigkeit in der Großstadt größer ist, als im übrigen Reich. Nun sollte man doch erwarten, daß dementsprechend auch die Geburtenziffer in den Städten eine höhere sei. Doch gerade das Gegenteil trifft zu: während 1900 im ganzen Reiche auf je 1000 Einwohner 36,8 Geburten fallen, ist in 27 Großstädten die Geburtenziffer eine niedrigere, in Berlin ist sie sogar auf 27,7 ‰ gesunken[1]. Dies Resultat gibt in erster Linie zu denken für den Moralstatistiker, ist aber auch für die nationalökonomische Beurteilung wichtig. Wenngleich die Sterblichkeit in den Städten geringer ist, als auf dem Lande, — was im Zusammenhange steht mit dem Vorwiegen der kräftigeren, der Sterbegefahr weniger ausgesetzten Altersklassen in der Stadt —, so würde doch infolge der niedrigen Geburtenzahl die großstädtische Bevölkerung, auf ihre natürliche Zunahme angewiesen, zusammenschmelzen. Zwar wird dieser Satz nicht von allen zugegeben. Es ist bis heute viel und heftig gestritten worden zwischen solchen, welche die Großstadt den kinderverschlingenden Kronos, den Moloch unserer Tage schelten, der grausam Opfer über Opfer an Menschen fordert, und solchen, die der Großstadt eine mehr als hinreichende Lebensfähigkeit und Fruchtbarkeit zusprechen.

[1] Nur in sechs Großstädten war die Geburtenziffer höher als im Reiche, unter denen Dortmund mit einer Geburtenzahl von 44,2 ‰ voransteht.

Es möge hier genügen, für unsere Annahme auf zwei der bedeutendsten deutschen Statistiker hinzuweisen. A. Boeckh[1] hat für Berlin in den Perioden 1886—1890 und 1891—1895 ziffernmäßig nachgewiesen, daß ohne Zuzug die Bevölkerung abnähme. Und Georg von Mayr fügt diesem Resultat hinzu: „Im ganzen wird es wohl dabei bleiben, daß jedenfalls die größten der Großstädte aus eigenem Nachwuchs nicht einmal auf dem Niveau der errungenen Bevölkerungsgröße sich zu erhalten vermögen."[2]

Das Land ist also, wie für die gesamte nationale Kraft, so insbesondere für die Lebenserhaltung der Großstadt der immer sprudelnde Jungbrunnen, und die Großstädter haben, mehr noch wie die übrigen Deutschen, Anlaß zu sagen: „Unsere Zukunft liegt auf dem Lande!"

Die bisherigen Erörterungen geben zum Teil die Antwort auf die oft gestellte und jedem Stadtbesucher unwillkürlich sich aufdrängende Frage: Wie lange wird es noch weitergehen mit dem Wachstum unserer Großstädte? Und welche machtgebietenden Verhältnisse werden dem Wanderstrom vom Lande in die Stadt Schranken setzen? — In dem Grade, als das Land in stand gesetzt wird, seine immer wachsende Bevölkerung zu beschäftigen und zu ernähren und zur anziehenden Heimat zu werden, und die großstädtische Industrie aufhört, den Landbewohnern neue Vorteile zu bieten, wird der seit einem halben Jahrhundert wogende Wanderstrom in seiner Stärke abnehmen. Private Anregung und Organisierung wie staatliche Maßnahmen arbeiten nun neuerdings immer mehr darauf hin, die wirtschaftliche und soziale Lage der Landbewohner zu heben, insbesondere Lohnbedingungen und Wohnungswesen besser zu gestalten, und den Landleuten mehr und mehr jene Vorteile und Genüsse zu verschaffen, die moderne gesellige und Wohlfahrts-Einrichtungen der Stadt bieten. Zweifelsohne werden derartige Bestrebungen einer Entvölkerung des flachen Landes Einhalt tun. — Dann darf man auch berechtigte Zweifel hegen darüber, ob die städtische Industrie fortfahren wird, dieselbe Anziehungskraft, wie bisher, auf das Land auszuüben. Zugegeben selbst, daß ihre Produktionsfähigkeit noch wachse, so sind doch bei der Unsicherheit des Weltmarkts Beschränkungen des Absatzgebietes und wirtschaftliche Krisen nicht ausgeschlossen, wie die Depression seit 1900 in verschiedenen Branchen hinreichend gezeigt hat. Dazu kommt noch eine

[1] Berliner Statistisches Jahrbuch, 24. Jahrg. 1899, 57 ff.
[2] Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze. Vortrag von G. v. Mayr 136.

Erscheinung, die in Nord-Amerika schon in recht großem Umfange, bei uns auch schon in gewissen Ansätzen beobachtet wurde: die Abwanderung der Industrie aus den Großstädten.

In dem Zeitraum von 1890 bis 1900 hat sich die Bevölkerung in den 100 größten Städten der Union zwar stärker vermehrt, als im übrigen Lande, aber ihr prozentueller Zuwachs an industriellen Etablissements, an gewerblichen Arbeitern und an Produktwert ist hinter dem des Landes relativ zurückgeblieben. Die industriellen Betriebe sind hinausgeschoben nach den Vorstädten und weiter darüber hinaus ins Land hinein, nach Orten, wo das Rohmaterial bequemer zu beschaffen ist, die Produkte leichter abzusetzen, Boden und Naturkräfte billiger sind, wo die Arbeiter billiger leben können. In Hamburg ist in der Zeit von 1882 bis 1895 der Anteil der Gewerbtätigen von 43,5 auf 39,5 %, in Straßburg i. E. von 39,8 auf 37,4 %, in Danzig von 39,4 auf 38,9 % herabgegangen. Für Berlin hat O. Wiedfeldt[1] nachgewiesen, daß größere Betriebe in der Textil-, Maschinen- und Wagenbau-Industrie ausgewandert sind. Vielleicht wird die demnächstige Gewerbestatistik zeigen, daß auch die deutsche Industrie seit 1895 in größerem Umfange denselben Weg gegangen ist wie die amerikanische: den Weg zur Stadt hinaus. Diese Abwanderung würde an andern Punkten des Landes größere Menschenansammlungen und vielleicht neue Großstädte entstehen lassen; jedenfalls aber wäre der weiteren Ausdehnung der heutigen Großstädte ein Halt geboten. Sombart meint zwar, daß dann das industrielle Rentnertum sich mehr und mehr in der Großstadt zusammendrängen und eine weitere Bevölkerungszunahme in der Stadt sichern würde. Jedoch ist dies Rentnertum einstweilen nicht sehr zahlreich. Die Sammelgruppe derer ohne Beruf und Berufsangabe beträgt im Deutschen Reich etwas über 6 %, und diese Gruppe enthält nicht bloß beneidenswerte Rentiers, sondern neben ihnen bedauerliche Armenhäusler und andere Anstaltsinsassen. Von den Industrierentnern ist also kein bedeutender Zuwachs zu erwarten.

Angesichts des ganz ungeahnten, einzig dastehenden Anschwellens der Städte hat sich in den letzten Jahrzehnten das Schlagwort gebildet vom „ungesunden Wachstum der Großstadt". Wir möchten dies Wachsen an und für sich nicht ungesund nennen, wenn wir es in seinem Wesen und seinen Ursachen betrachten. Es ist eben eine naturgemäße Folge der Entwicklung des heutigen Wirtschaftslebens zum Vorherrschen der Industrie. Diese Entwicklung aber kann man ebensowenig eine ungesunde nennen, wie z. B. den Übergang der Nomadenwirtschaft zum festen, geregelten Ackerbau. Die Industrie entspricht den heutigen Verhältnissen, namentlich in populationistischer Hinsicht. Sie ist es, die den

[1] Statistische Studien zur Entwicklungsgeschichte der Berliner Industrie von 1720 bis 1890, Berlin 1898, 161 254 262.

Export in erster Linie trägt und durch weltwirtschaftlichen Austausch Nahrungsmittel herbeischafft, die unser Land nicht mehr in genügender Menge hervorbringen kann; sie ist es, welche die früher ganz ungekannte rasche Volksvermehrung möglich sein läßt, die Hunderttausenden Arbeit und Brot gibt, die sonst auswandern oder in bitterer Not zu Grunde gehen müßten. Die Industrie, und auch die Großindustrie, hat für die heutige Menschheit und namentlich für unser deutsches Volk eine wahrhaft providentielle Bedeutung. Sie darf daher nicht einfachhin verurteilt werden, ebensowenig aber auch ihre naturgemäße Folge, die Großstadt.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß in dem Großstadtbilde dunkle Schatten sich abheben, daß in dem Gefolge der Großstadt unangenehme und häßliche Begleiterscheinungen auftreten, die unsere Zeit gegenüber früheren Jahrhunderten in ein trübes Licht rücken. In der heißen Arena des städtischen Erwerbslebens erliegen nach verzweifeltem Kampfe so viele, die es nicht verdient, und reißen andere mit sich. Andere, die sich mit knapper Not erhalten, fristen ein unsäglich trauriges Leben, oder lassen sich in ihrer Verbitterung verleiten, den sozialen Klassenkampf mitzukämpfen. Am meisten beklagenswert aber ist es, daß Unzählige im Großstadtgewühl ihren sittlichen und religiösen Halt gänzlich verlieren. Aber ist an allem diesem die Großstadt, die Menschenanhäufung als solche schuld? Sind nicht vielmehr die Menschen schuld, die in echt liberaler Zeitauffassung die Dinge sich entwickeln ließen, wie sie kamen? — Die Einsicht bricht sich immer mehr Bahn, daß eine weniger liberale Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung vieles hätte verhüten können, daß Wohnungsnot, wirtschaftliche Krisen und sittliche Verderbnis in der Großstadt nicht in dem Maße von heute hätten hereinbrechen können, wenn man sich von der allzu freien, optimistischen Zeitanschauung losgerissen und rechtzeitig eingegriffen hätte. Unser Wunsch kann nur sein, daß dieser Erkenntnis jetzt eine kräftige, umfassende Reform folge.

H. **Koch** S. J.

Ideales Streben auf der internationalen Kunstausstellung zu Düsseldorf.

Zur Beilegung des zwischen der Kunstgenossenschaft der älteren, konservativen Maler und der Sezession „der Jungen" so heftig entbrannten Streites hat der Vorstand des „Vereins Berliner Künstler" eine kleine Schrift „zur Aufklärung und Verständigung" veröffentlicht. Er beschließt sie mit den Versen:

„Es eifre jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!"

Seine Bitte um Sanftmut in Vertretung der verschiedenen Ansichten, um „herzliche Verträglichkeit" ergeht an die Kunstgenossen, obgleich er genau weiß, das Programm der Sezession laute ganz allgemein: „Unabhängigkeit von jeder Richtung, Ausschluß alles Konventionellen und Schablonenhaften, Beförderung der künstlerischen Eigenart." Was bis dahin aus diesem Programm folgte, schildert er (S. 5) also:

„In dem eifrigen Streben, nur ja stets originell, nur um jeden Preis neu und eigenartig zu sein, verfiel man selber in dogmatische Einseitigkeit. An Stelle der akademischen Schablone, die man bekämpfen wollte, die übrigens in dem Sinne wie früher längst nicht mehr vorhanden ist, trat ein Schlimmeres. Jedes Jahr brachte eine neue, meist aus dem Auslande importierte Mode. Dem Plenairismus folgt der Impressionismus; dann Pointillismus, Neo-Impressionismus, Symbolismus und Mystizismus, bis man endlich durch den ‚sensiblen Kolorismus' zur schwindelnden Höhe des Amorphismus, der völligen Auflösung aller Form, sich durchgerungen hat."

Trotzdem verzichtet er darauf, den Frieden auf Grundlage irgendwelcher künstlerischer Grundsätze anzubahnen, vertritt sogar die Ansicht, „auf die Gegensätze in der Kunst" sei „ebenso wie auf die Gegensätze des Glaubens" das Prinzip der Toleranz, ja des Indifferentismus anzuwenden. Wie demnach Friedrich II. die Ansicht aussprach, es möge jeder glauben, was er wolle, und nach seiner Fasson selig werden, soll auch in der Kunst alles erlaubt sein, wenn der Künstler nur die Technik der Plastik und Malerei beherrscht und mit seinen Standesgenossen äußerlich „in herzlicher Verträglichkeit" die gemeinsamen Interessen fördert.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß ein so weitgehendes Entgegenkommen auf die Dauer zum Nachteil der konservativen Richtung

führen und den Sieg der „Jungen" beschleunigen muß. Nur Festhalten an den Grundsätzen einer bewährten Philosophie, Moral und Religion bietet einen Damm gegen revolutionäre und höchst gefährliche Bestrebungen, welche sich in vielen Werken der modernen Kunst immer deutlicher zeigen und manchen hastig voraneilenden Künstler beherrschen, ohne daß er es vielleicht ahnt und will. Der Zeitgeist ist der durch eine gesunde Philosophie erkennbaren Wahrheit, der im Wesen des Menschen und seiner Gesellschaft begründeten Sittlichkeit, am meisten aber einer männlichen, tatkräftigen christlichen Frömmigkeit nichts weniger als günstig. Er sucht alles umzumodeln, darum jedes Ideal in den Staub zu ziehen und es schließlich als pietistisch und reaktionär zu begraben.

Die Berliner Künstler klagen:

„Durch den maßgebenden Einfluß der Führer (der neuesten Richtungen), die als Juroren wirkten, gelangten die persönlichen Anschauungen derselben zu alleiniger Geltung. Was nicht bedingungslos ihrer Fahne folgte, wurde verworfen.

„Damit die ‚Jungen' Platz bekämen, mußten die Alten, auch die verdienstvollsten, gestürzt werden.

„Die wahre Gesinnung der Ultra-Modernen gegen die bewährten Alten entspricht den Worten des Bakkalaureus im zweiten Teil des Faust: ‚Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen'" (S. 7).

Alle, welche nicht „den Sonderinteressen einer kleinen Schar" dienen, deren Glieder „sich selbst als die allein wahren Künstler proklamieren", bilden die Menge der „vielen, die ohne Talent ausstellen" (S. 10).

Es ist lehrreich, an der Hand obiger, aus Künstlerkreisen hervorgegangener Erörterungen in der anfangs Mai eröffneten internationalen Kunstausstellung zu Düsseldorf zuzusehen, wie sich viele Vertreter moderner Kunst, gewiß weder ihre talentvollsten noch auch die gefeiertsten Mitglieder der Sezession, zu jenen Idealen stellen, die bis vor wenigen Jahren als Gemeingut der weitaus größten Mehrheit des deutschen Volkes und der gesamten Christenheit galten, zu den bei allen christlichen Konfessionen diesseits und jenseits der Meere als unanfechtbar angesehenen Grundlagen feinerer Bildung, edler Sittlichkeit und christlicher Gesinnung.

Wie feine Bildung den Künstler veredelt, ihn auch äußerlich vergeistigt und hebt, zeigt beim Besuch des Düsseldorfer Kunstpalastes ein Bildnis (Nr 184) im ersten der den Franzosen zugewiesenen Säle. Gemalt ist es ohne schreiende blaue und rote Farbflecken, ohne scharfe Lichtwirkungen, einfach, fast grau in grau. Der in ihm dargestellte französische Künstler sitzt lebensgroß, ruhig und in sich gesammelt da und

erinnert an jenes große Marmorbild der Agrippina, welche im vatikanischen Museum in selbstbewußter, aber doch anspruchsloser Größe auf ihrem Sessel Platz nahm und hohen Besuch zu erwarten scheint. Sein Angesicht ist geistreich; er ruht eine Weile aus nach Vollendung eines Meisterwerkes und sinnt nach über den Entwurf eines neuen. Die goldene Medaille, durch die dies Bild ausgezeichnet wurde, beweist, daß auch unsere Zeit Adel und Würde in Kunstwerken zu schätzen weiß. Ein zwar nicht so vornehmes, aber desto gemütvolleres Werk finden wir in dem Saale, worin Professor Oeder die von seinen Verwandten und Bekannten gesammelten Werke moderner Künstler dem großen Publikum zeigt. Es stellt die nur in etwa ein Viertel Lebensgröße von Knaus gemalte Gestalt eines ruhig und behaglich sitzenden Invaliden dar.

Solche Bilder zeugen laut für feine Bildung sowohl ihrer Meister als der Kunstfreunde, deren Eigentum sie geworden sind. Dagegen geben jene meist großen Stücke Leinwand, worauf rote und grüne, blaue und gelbe Farbflecken nebeneinander stehen, ohne sich das Gleichgewicht zu halten, ohne im schillernden Tanze der buntesten Lichtwirkungen durch eine schöne Form Ziel und Zweck zu erhalten, deutliche Kunde von Verrohung des Geschmackes, Mangel an guter Erziehung und an Besitz feinerer Bildung. Nur die Kunst barbarischer Zeiten und wilder Völker ist so formlos und bunt. Sie mag oft reich sein an Wechsel und Farbe, bleibt jedoch bettelarm an Ideen, herzlos und geistlos.

„Solche Farben finden sich in der Natur!"

Zugegeben, daß der betreffende Maler diese Farbenstimmung bei einer bestimmten Beleuchtung, in einer bestimmten Gegend mit seinen vielleicht etwas abnorm entwickelten Augen zufällig einmal gesehen habe, daß er Dank verdient, wenn er Zeit findet, solche merkwürdigen Lichtspiegelungen festzuhalten, wenn er sie Kennern und Fachgenossen zeigt. Verdienen sie aber dem großen Publikum auf einer internationalen Kunstausstellung als Erzeugnisse moderner Kunst gleichsam mit Posaunenklang vorgeführt zu werden? Wirken sie nicht auf ein feingebildetes Auge, wie ein in einem großstädtischen Vergnügungslokal mit Pauken und Trompeten ausgeführtes Konzert die Ohren verletzt? Es lockt freilich viele Besucher an und endet mit einem Tanzvergnügen. Die Berliner Künstler schreiben (S. 4 f) treffend:

„Die Erkenntnis, daß die Malerei die Aufgabe hat, die Dinge nicht so darzustellen, *wie sie tatsächlich beschaffen sind*, sondern wie sie unter

gegebenen Bedingungen, und besonders unter der Einwirkung von Licht und Luft erscheinen, ist nicht als plötzliche Offenbarung von einem Einzelnen verkündet worden; sie ist das notwendige Ergebnis einer fortschreitenden Entwicklung. Keineswegs aber kann man behaupten, daß die Sezession allein die Freilichtmalerei auf ihre Fahne geschrieben hätte. Sie ist längst Gemeingut aller, und zwar seit mehr als einem Menschenalter, also schon zu einer Zeit, als die Sezession noch gar nicht bestand.

„Jeder Akademieschüler hat dies Prinzip heute in sich aufgenommen. Inwieweit der einzelne Künstler es betonen und andere Momente, wie die strenge Durchbildung der Form, dagegen will zurücktreten lassen, hängt natürlich von seiner individuellen Auffassung ab."

Der Mensch ist und bleibt an seine fünf Sinne gebunden, darum bietet man seinen Ohren Musik, feinere oder gröbere, darum veranstaltet man bei Feierlichkeiten Festessen. Ausstellungen sind Augenweiden, geben etwas zu sehen. Darf ein gesundes, feingebildetes Auge sich mit Farben begnügen? Es wird nicht befriedigt durch ungelöste Farbenrätsel oder herbe Farbengegensätze, sondern sucht Farbenharmonie. Um die Farben will es Formen sehen und in der Form Geist finden; denn im Auge des gesunden Menschen liegt die geheimnisvolle Brücke zwischen der körperlichen und geistigen Welt. Ein antiker griechischer Künstler hatte einst in einem Gemälde Trauben so natürlich dargestellt, daß Vögel herbeiflogen, um daran zu naschen. Alles Volk bewunderte solche Naturwahrheit. Er aber ward verdrießlich und löschte seine Trauben aus, als er bemerkte, daß sie dem Wichtigsten in seinem Werk schadeten: geistiger Auffassung der Hauptfigur. Wahre Farbensymphonien mit tieferem Gehalt sind zu Düsseldorf in einem der Münchener Säle das Bild einer Dame in grünem Kleide (Nr 1380), neben demselben eine kalte Schneelandschaft mit lebenswarmen Tannen (Nr 642) und ein wildes Meer mit blaugrünem Wogenschwall (Nr 1217), weiterhin ein kleines Bild, dessen Mitte durch einen hochroten Krebs betont wird (Nr 934), und dabei ein feines, wie hingehauchtes Damenporträt (Nr 977). Ähnliche schöne Stücke fehlen fast keinem der übrigen Räume.

Nur da, wo Farbe, Form und Geist einen Bund schlossen, ist das Werk eines gebildeten Künstlers ganz würdig. Arm an Geist und Form, arm selbst in der Farbengebung ist doch vor dem Kunstpalast eine hochmoderne Gartenanlage. Sie füllt einen viereckigen Raum, hat vier Eingänge und viereckige Beete. Die Tore sind gebildet durch Wiederholung von drei viereckig zugehauenen, hellweiß angestrichenen Balken. Einer steht

rechts, der zweite links, der dritte ist auf diese gelegt. Dann steht wieder einer etwas weiter nach rechts, einer etwas weiter nach links, und ein dritter liegt etwas höher auf letzteren. Diese geistreiche Anordnung wiederholt sich, bis eine gewisse Monumentalität erreicht scheint. Um die Beete sind niedrige, viereckig zugeschnittene Baumhecken gestellt. Hie und da findet das Auge einen niedrigen, rund zugestutzten kleinen Baum. Hat da die Kunst das Zepter geführt, Liebe zur Natur die Hand gelenkt, jener Zauberstab der guten Richtung moderner Kunsttätigkeit? Düsseldorfer Volkswitz nannte anfangs das Ganze eine „Elefantenfalle". Boshafte Leute warfen ein: „Elefanten sind kluge Tiere, die lassen sich in eine solche Anlage nicht verlocken." Seitdem wird der moderne Garten „Rhinozerosfalle" genannt. Natürlich gehören jene, welche so dumme Witze machen, zu dem ungebildeten Haufen, der für moderne Kunst kein Verständnis hat. Er ist nicht im stande, die edle Schönheit und einfache Größe aller jener aus dem Viereck konstruierten Vasen, Schüsseln und Geräte zu würdigen, welche diesen neuen Garten zieren oder im oberen Geschoß des Kunstpalastes ausgestellt sind.

Die gepriesene Einfachheit des modernen Stiles entsteht nicht aus Liebe zur Genügsamkeit und Selbstbeherrschung, sondern aus Übersättigung. Sie ist ein neues Reizmittel einer heute die Weltherrschaft anstrebenden Manier und Mode.

Unter Napoleon I. vereinfachte die Kunst des Empire nach dem Sturze des Rokoko die Kunstformen der römischen Kaiserzeit bis zur Langweile und freute sich ihrer Errungenschaft. Das Ende des 19. Jahrhunderts vererbte auf das 20. einen aus ägyptischen und japanischen Motiven hervorgezauberten, durch den berühmten Plakatstil eingeführten neuen Stil. Zu seiner Anpreisung wird bis zur Ermüdung folgender Beweis in Vorträgen und Zeitschriften wiederholt:

Echte Kunst muß neu, individuell und lebenswahr sein, dann einfach und zweckentsprechend, muß Übereinstimmung geben zwischen Stoff und Form, muß bei Verzierung der Wände eines Raumes die dritte Dimension unterdrücken d. h. auf Tiefe verzichten, flächenhaft sein usw.

Das tut unser modernes Kunstgewerbe.

Also ist es wirklich künstlerisch, hat es Stil, liefert es Besseres als alle früheren Kunstepochen.

Der Schluß ist gerade so richtig, als wenn jemand sagte: Ein Löwe hat einen Kopf, einen Schwanz, vier Beine und Haare.

Das alles hat auch ein Hund.

Also ist jeder Hund ein Löwe und zwar ein richtiger Leu.

Nur eines fehlt im Obersatz, nämlich dies, daß Kunstwerke schön sein sollen. Manche Moderne werden dieses fehlende Glied freilich als Nebensache ansehen. Die angeführten Merkmale muß jedes Kunstwerk haben. Aber sie genügen nicht, einen Gegenstand schön oder auch nur hübsch, ansprechend, anziehend zu machen.

Kunstwerke werden nur von gebildeten Völkern geschaffen. Ihre Bildung ist meist auch der Gradmesser ihrer Kunst.

Wird man nach hundert Jahren jene aus dem Quadrat gebildeten, kaum aus der einfachen mathematischen Form herausgehobenen Gärten, Räume, Geräte und Gefäße mit ihren willkürlich geführten Schnörkeln als Zeugen feinen Geschmackes ansehen oder als merkwürdige Denkmale einer Mode, deren höchstes Ziel war, neu zu sein, zu überraschen und etwas zu bieten, was nie dagewesen war, darum blasierte Leute interessierte und zum Kaufen anlockte, die Verkäufer solcher Neuheiten aber reich machte?

Die alten Ägypter, an deren Bauten jene wundersame Gartenanlage erinnert, gaben ihren Säulen Kapitäle, stellten vor den Eingang ihres Tempels Reihen von Sphinxen. Basen und Kapitäle sind abgebrauchte Architekturformen. Weg mit ihnen! Ramme die viereckigen Balken in die Erde ein und lege auf ihren Kopf andere Balken oder Latten. Hier sind Reihen viereckiger, reinlich weiß angestrichener Balken aufgestellt. Jeder trägt einen quadratischen Rahmen, in dem ein Beleuchtungskörper angebracht ist, um den Garten am Abend zu illuminieren. Sein Hauptweg führt hin zu einem weißen, in ähnlichem Stil ausgeführten Bau, in dem alkoholfreie Getränke ausgeschenkt werden sollen. Kühlendes Wasser bietet an einer Seite des Gartens ein viereckiger Brunnen, dessen Einfassung größere und kleinere rechtwinklig zugehauene Profile hat. In seiner Mitte steht die entkleidete Gestalt eines Jünglings, der seine Arme erhebt, dem Zuschauer die Spitzen der Ellenbogen zeigt und das, was selbst die rohesten Völker bedecken, solange sie nicht die letzte Spur des Anstandes verloren.

Dicht neben der hochmodernen Gartenanlage erhebt sich das stolze, dreiteilige, für die Ausstellung von 1902 aus dem besten grauen Zement errichtete wetterfeste Denkmal (vgl. diese Zeitschrift LXIII 209 f). Seine acht nackten Weiber entsprachen dem vor zwei Jahren beliebten Motiv, wonach hockende Mädchen oder Frauen dem Zuschauer den Rücken wandten,

Kopf und Gesicht aber noch sichtbar ließen. In der jetzigen Ausstellung hat man dies Motiv weiter entwickelt. Die Gestalten haben sich jetzt hingestreckt und verbergen ihr Gesicht. Einige liegen platt auf dem Boden, um die auf- und niedersteigende, durch ihre hintere Seite gebildete Linie zu zeigen. Andere haben sich zusammengezogen und wenden dem Besucher statt des Gesichtes jenen Teil des Rückens zu, den man in besserer Gesellschaft nie nennen darf.

Beliebt sind Gruppen von zwei Menschen, die in wildem Kampfe oder in heftiger Umarmung aufeinander liegen und in der eben angedeuteten Weise ihren Rücken zeigen. So wenig gilt heute der Ausdruck des menschlichen Angesichtes, daß in einer überlebensgroßen Gruppe der Stammeltern, die freilich aufrecht stehen, sich aber fest aneinander schmiegen, Adam mit der Rechten eine Hälfte seines Gesichtes bedeckt, Eva aber mit einer Hand die andere Hälfte des Antlitzes ihres Gatten, mit der andern ihr eigenes Angesicht verbirgt (Nr 1770). Ein Gipsmodell wird im Katalog „Sohn Ugolinos“ genannt (Nr 1753), erweckt darum die Erwartung, man werde ein höchst eindrucksvolles Bildwerk finden, stammt es doch von keinem Geringeren als von Rodin. Was bietet es? Den Körper eines jungen Mannes, welcher mit Armen und Beinen um sich schlägt, aber weder einen Kopf noch Hände oder Füße hat.

Früher schätzte man das Angesicht des Menschen als eine Hauptsache. Für viele Modernen, die in Darstellung des Nackten schwelgen und jede Verhüllung als Schädigung ihrer Kunst verabscheuen, sind schöne Formen nach Ausweis der Ausstellungen von 1902 und 1904 anderswo zu suchen. Wenn aber solche Künstler das Gesicht ihrer entkleideten Modelle zeigen, ist es roh, gemein und lüstern.

Unleugbar halten manche Vertreter der modernen Kunst, nicht die besten und talentvollsten, von denen viel zu lernen ist, und die sicher einen Fortschritt selbst auf dem Gebiete kirchlicher Malerei und Bildhauerei anbahnen, sondern die ausgelassenen, welche immer in der Umgebung ihrer ausgeschämten Modelle leben und darum allen Sinn für Zucht und Ehrbarkeit verloren haben, gleichen Schritt mit der heute immer mehr den Schmutz verherrlichenden Literatur und mit der grauenhaften Unsittlichkeit, worüber jüngst die trefflichen Historisch-politischen Blätter (CXXXIII 615 f) erschreckende, auf statistische Erhebungen gestützte Berichte veröffentlichten.

Liegt nicht eine vernichtende Kritik solcher sog. Werke der schönen Kunst schon in der Tatsache, daß es einfachhin unmöglich ist, ihre Werke

eingehend zu beschreiben, ohne das Gefühl des Lesers zu beleidigen? Figuren, welche man nicht beschreiben darf, sollten doch nicht öffentlich ausgestellt werden. Jetzt aber zeigt man sie nicht nur in Düsseldorf, sondern auch anderswo zu Dutzenden im hellsten Licht. Sie schauen aus riesigen Gemälden herab.

Im Berliner Saal hängt ein großes Bild, worin ein Ritter von einer Anzahl nackter Weiber umgeben ist, die ihn umarmen, sich vor ihm wie die Hunde auf dem Boden herumwälzen und ihn zu verführen suchen (Nr 1442). Solche Hilfsmittel zur Erziehung unserer Gymnasiasten und Realschüler, zur Förderung der Sittsamkeit deutscher Mädchen und Jungfrauen werden Tag um Tag sechs Monate lang Tausenden gezeigt! Jener gemeinen, in ein Bordell passenden Szene gegenüber hängt ein wohl ebenso großes Gemälde, worin ein anderer Ritter in blankem Harnisch einem auf einem Drachen stehenden Mädchen den Mantel von den Schultern hebt, um es dem Publikum in voller Entblößung zu zeigen (Nr 437). Im Gemälde eines andern Saales bilden zwei schwarzgekleidete, lebensgroße Herren einen Kontrast zu einem neben ihnen ohne jede Hülle auf einem Stuhle sitzenden Mädchen. Magdalena, welche freilich auch in zahlreichen Bildern früherer Jahrhunderte benutzt worden ist, um weibliche Schönheit in freier Art zu zeigen, aber doch noch immer so weit geschont wurde, daß sie allenfalls noch anständig erschien, weil sie doch eine der von der Heiligen Schrift hochgestellten Frauen ist, finden wir jetzt in der Ausstellung so am Fuße des Kreuzes sitzen, daß ihr roter Mantel, ihre einzige Bekleidung, von den Schultern herabfiel (Nr 551). Das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, und der tiefste Schmerz einer für Christus begeisterten Frau sind benutzt, um zu zeigen, wie das Licht auf dem Rücken eines jungen Weibes spielt.

Voll Ernst hat Kultusminister Studt beim Festmahl nach Eröffnung der Ausstellung gemahnt:

„Mein Wunsch geht dahin, daß der innere Friede sich auch in den Künstlerkreisen festigen und erhalten möge, daß sie sich reinigen mögen von den Schlacken einer einseitigen Kampfeslust, einer Realistik, die in Zynismus auszuarten droht. Ich will dieses Thema nicht weiter ausspinnen, es möge aber das Wort des Kaisers Geltung haben, daß die Künstler in erster Reihe dazu berufen seien, die Pflege des Schönen zu fördern. Diese Mahnung ist beherzigenswert, sie gibt allen Richtungen der Kunst ihr freies Spiel, aber auf der andern Seite gibt sie auch den Weg an, den man gehen muß, wenn man in gesunden Bahnen fortschreiten will."

Treffen diese Worte nicht das im Münchener Saale als Nr 538 aufgehängte, an 20 Quadratmeter füllende, die Wand eines großen Saales einnehmende Gemälde? Unten schwimmt im faulenden Sumpfwasser ein gewaltiger, halb vermoderter Stamm ohne Rinde. Zur Seite erheben sich aus ihm drei kleinere abgestorbene Stämme. Sie bilden eine hohe Bank und dienen drei Personen als Sitz, drei entkleideten Weibern, Urbildern der zum Tiefsten erniedrigten Weiblichkeit. Höhnend und grinsend schauen sie in die Ferne, lachend und spottend in gemeinster Ausgelassenheit, die ihrer Häßlichkeit ebenbürtig ist. Ihre rot angelaufenen, feisten Leiber haben aber keine Beine, sondern enden in je zwei Schlangen, die herabhängen bis zum Sumpfwasser und zum großen Stamm, auf dem schlangenartig gewundene feuchte Stengel von Wasserrosen liegen. Durch das ganze Bild zieht sich dann eine riesige, von weißen Wasserrosen gebildete Girlande hin. Den Hintergrund bildet graugrünes Schilf, aus dem andere abgestorbene Baumstämme ohne Rinde hervorragen. Ihm folgt über einem roh gemalten Waldsaum ein von dunkeln Gewitterwolken bedeckter Himmel, vor dem Sumpfvögel einherfliegen. Das Ganze ist betitelt: „Naturfest“. Die rechte Bezeichnung dürfte lauten: „Verherrlichung der Schlüpfrigkeit“.

Zur Schilderung eines Naturfestes würden Maler früherer Zeiten oder feiner Bildung hellen Sonnenschein, Frühlingslicht, blühende Blumen, singende Vögel und fröhliche Menschen verwendet haben. Hier bietet der hochmoderne Künstler einen Sumpf, degradierte weibliche Wesen auf modernden Stämmen thronend zwischen faulenden Pflanzen und über fieberschwangerem Wasser.

Diesem Naturfest dient in demselben Münchener Saal als Gegenstück ein Triptychon, das wohl auch 10 Quadratmeter der Wand wegnimmt (Nr 637). Um die harte Arbeit und die frohen Feste des Landvolkes zu schildern, zeigt es rechts und links pflügende und erntende Bauersleute, in der Mitte eine ausgelassene Tanzgesellschaft. Ein Volk, das nach saurer Arbeit im Schweiße seines Angesichtes keine edleren Vergnügungen und keine bessere Erholung findet als eine Tanzmusik, welche der hier geschilderten gleicht, ist unrettbar dem Niedergang verfallen.

Eine künstlerische Rechtfertigung der Sozialdemokratie wird in einem der Düsseldorfer Säle durch ein anderes Triptychon versucht (Nr 1371). Im Mittelstück feiern reiche Lebemänner in einem Schiffe mit leichtfertigen Ballettänzerinnen in greller Beleuchtung eine nächtliche Orgie, deren Be-

schreibung hier unzulässig ist. Im ersten Flügel ziehen arme, halb bekleidete Männer in harter Arbeit den Nachen der Zechenden mit Mühe weiter durch die dunkle Nacht. Auf dem zweiten Flügel aber steht im Schilf ein Arbeiter, der jenen andern gleicht und wenig mehr als rote Beinkleider angezogen hat. Erbost und ergrimmt erhebt er einen wuchtigen Felsblock, um ihn hinzuschleudern in jenes Schiff und auf die lockere, entnervte Gesellschaft, welche in Saus und Braus die Früchte der Arbeit des Volkes verpraßt.

Hätten doch die Umstände es erlaubt, alle diese hochmodernen Leistungen und alle die großen, fast nur skizzierten, mit dicken Farbstrichen roh hingeworfenen Bilder in einem Saal zu vereinen, um sie von den Arbeiten jener Meister zu trennen, welche so weit zurückbleiben, auf dem veralteten Standpunkt verharren und meinen, die Kunst sei da, um Geist und Herz der Menschen zu erfreuen und zu veredeln. Jetzt hängen schöne und häßliche, sorgsam ausgeführte Gemälde und rasch hingeworfene, rohe Entwürfe, religiöse Darstellungen und unsittliche Szenen unterschiedslos nebeneinander, weil der Ursprungsort und die Größe der Werke ihren Platz bestimmen. In einem für weniger schöne Gemälde bestimmten Saal hätte dann auch Nr 803 Aufnahme finden können, eine Leinwand, worauf eine Sau gemalt ist mit vielen kleinen Ferkeln und die dann bezeichnet wird: „Muttersorge“!

Ehrt ein Künstler durch ein solches Bild und dessen Unterschrift eine gute Mutter?

Die Ausstellungsräume enthalten außer den genannten noch viele andere Werke, welche ohne Prüderie einfachhin als unanständig, sogar als unsittlich bezeichnet werden müssen. Einige derselben wirken trotz ausgesprochenen Talentes in der Zeichnung der lebensgroßen Figuren, trotz der eigenartigen Farbengebung und stilistischer Gehaltenheit auf weitere Kreise komisch. Das ergibt sich klar aus dem Verhalten und den Worten der Zuschauer. Andere zeugen für ernstes Streben ihrer Meister, schöne Formen und bestechende Lichtwirkungen wiederzugeben, sind darum jedoch, wenigstens für jene jungen, ohne ernsten Sinn in der Ausstellung sich herumtreibenden und herumgaffenden Leute nicht ohne Gefahr, mindestens nicht geeignet, Schüler und Schülerinnen in jener Hochachtung der Sittlichkeit zu festigen, welche ihnen doch von ihren Lehrern besonders in unserer Zeit so dringend empfohlen werden muß. Halberwachsene Mädchen und Gymnasiasten aber laufen aus der Schule mit ihren Büchern und Heften rasch zur Aus-

stellung, um die bis zum Mittagstisch freibleibende Stunde ohne jede Beaufsichtigung zur Betrachtung angeblich „idealer und künstlerisch durchgebildeter Gestalten“ zu benutzen. Solche Bilder reißen in wenigen Stunden nieder, was gute Erzieher in jahrelanger Arbeit zu erreichen suchten. Daß Eltern ihre Söhne und Töchter in der Ausstellung trotzdem ohne Aufsicht einhergehen lassen, ist schwer verständlich. Wendet jemand ein: „Kunstausstellungen sind nicht für Kinder veranstaltet“, dann ist mit der Frage zu antworten: „Warum hat man den Preis der Kinderbillete so niedrig gestellt, daß er halberwachsene Knaben und Mädchen in beträchtlicher Zahl in sie hineinlockt?“ Eine solche Frage wird in Düsseldorf von vielen denkenden Leuten gestellt, welche die Kunst, selbst die moderne Kunst lieben und achten, aber doch auch die sittliche Unversehrtheit der Jugend für ein noch höheres Gut ansehen als flüchtigen Genuß des Schönen. Wir dürfen sie darum gewiß hier öffentlich aussprechen und zur Diskussion stellen. Das Bestreben, eine Ausstellung rentabel zu machen, ist lobenswert. Darf man jedoch Geld suchen auf Kosten der Grundsätze, welche bei der Erziehung der Jugend auch heute noch fast allgemein anerkannt sind?

Nur Hingabe an die Wahrheiten des Christentums kann die schöne Kunst retten vor Zynismus und Niedergang. Nur die Lehre und Gnade des Erlösers ist noch im stande, dem Ideale feiner Bildung und edler Sittlichkeit wahre Lebenskraft zu verleihen. Anschluß an ihn kann retten in den nahenden Stürmen. Die Ausstellung beweist, daß das Christentum noch tief gewurzelt ist im Herzen des Volkes, nicht bloß in den niedrigeren, sondern auch in den höheren Schichten. Es fehlt trotz des vom Christentum abgewandten Zeitgeistes nicht an religiösen Bildern. Gebhardt verdient warme Anerkennung, nicht nur wegen der trefflichen Einheit seiner Anordnung und der Harmonie der Farben, sondern auch wegen des Bestrebens, die Ereignisse der Geschichte der Offenbarung unserer Zeit möglichst nahezubringen. Seine Auferweckung des Töchterchens des Jairus und sein aufschwebender Heiland in dem von Professor Oeder eingerichteten Saale scheinen aber besser gelungen als das neueste Bild (Nr 63), worin der Herr eine Türe öffnet und eintritt. Das hellste Licht fällt nämlich auf den Boden und zwingt unser Auge, nicht beim Gesichte Christi zu verweilen, sondern dem von hinten einfallenden Strahl sich zuzuwenden. Dieser aber beleuchtet die groben Schuhe des Herrn, dessen Gewand etwas zu kurz geblieben ist.

Janssen, der talentvolle und flotte Zeichner, hat sich in malerischer Hinsicht in einem eigenartigen Bilde (Nr 821) an Gebhardts Malweise noch mehr als früher angeschlossen. Christus sitzt auf einem Hügel, und zu ihm steigen in langen Reihen junge und alte Leute, Kaiser und Papst, Vornehme und Geringe hinan, indem jeder sein Kreuz trägt. Das Bild würde gewonnen haben, wenn zwei junge arme Mädchen in weniger vertraulicher Weise dem Herrn sich nahten und die Ehrfurcht weniger hintansetzten. Doch muß man sich auch so freuen, daß in Deutschland ein hochangesehener Akademiedirektor ein Bild ausstellt, das einen so wichtigen christlichen Gedanken klar verkörpert. In Paris, London oder im neuen Rom wäre das undenkbar.

Ansprechend ist auch das Bild (Nr 1096), worin elf Männer, Fischer und Handwerker, in einer engen Stube um einen Tisch sitzen, während plötzlich der Erstandene in geisterhafter Gestalt in der Türöffnung erscheint. Schrecken, Erstaunen oder Freude der einzelnen Apostel sind vorzüglich charakterisiert, die Farbengebung ist ruhig und die Zeichnung voll Kraft. Eigenartig sind die Bilder, worin der auf den Fluten wandelnde Heiland den versinkenden Petrus aufrichtet (Nr 581), eine zwischen weißgekleideten Engeln thronende Madonna und eine abessinische Madonna, die als Negerin gegeben ist und ein schwarzes Knäbchen auf den Knien trägt.

Höchstens drei oder vier Werke der religiösen Malerei oder Plastik lassen sich aus der Menge der zu Düsseldorf ausgestellten Gemälde und Bildwerke herausfinden, die in einem katholischen Hause oder gar in einer katholischen Kirche Platz finden könnten; denn Katholiken glauben noch an Christi Gottheit, müssen darum verlangen, ein Strahl göttlichen Lichtes und göttlicher Würde solle Jesu Angesicht, seine Gestalt und sein Benehmen über das rein Menschliche emporheben und verklären. Ihnen paßt ein Christus nicht, wenn er in Harnackschem Sinne auch noch so groß erscheint.

Religiösen Malereien bekannter und geschätzter katholischer Meister sind die Tore der Ausstellung verschlossen worden, weil sie nicht hinlänglich neu und modern schienen. Einige derselben werden in der im Juni zu veranstaltenden Sonderausstellung erscheinen und dem Publikum Gelegenheit geben zu beurteilen, ob sie nicht eher einen Platz im internationalen Wettbewerb verdienten als jene 10 bis 20 Quadratmeter großen Bilder, welche sich in Gegensatz zu feinerer Bildung und christlicher Sitte setzten.

Es mag unterhaltend sein, eine solche Ausstellung zu besuchen. Draußen blühen in den Glashäusern herrliche, aus allen Ländern der Erde gesammelte Blumen, Palmen und formschöne Farnkräuter erfreuen das Auge, Musik ertönt hier und dort, die Ufer des Rheines sind umsäumt von reizenden Gartenanlagen, in denen bald duftende Rosen erblühen werden. Im Kunstpalast sind zur Linken mittelalterliche Gemälde ausgestellt, die durch Klarheit der Umrisse und Farbenpracht, durch Reinheit und Bescheidenheit so gut passen zum Blumenflor der Gartenanlagen. Zur Rechten zeigt die neuere Malerei und Plastik, was sie vermag und liebt. Da kreuzen sich alle Richtungen, konservativere und liberalere, moderne und sozialistische. Wer nicht nur auf Farbe und Zeichnung schaut, sondern auf den Geist achtet, welcher sich hinter den Darstellungen verbirgt, der hat kein leichtes Stück Arbeit. Die verschiedenartigsten Lebensauffassungen, wodurch unsere Zeit, unser Vaterland leider zerrissen und zerklüftet ist, treten nach aufmerksamer Prüfung immer klarer hervor aus den Bildern.

Minister v. Rheinbaben sagte beim Festmahl nach der Eröffnung in der Rede, worin er dem um die Ausstellung hochverdienten Professor Roeber den Dank aussprach:

„Wahre Kunst muß aus dem Borne der Natur schöpfen. Tut sie dies nicht, dann wird ihre Quelle bald versiegen. Die Kunst muß die Darstellung des Schönen sein. Der Deutsche pflegt, wenn er einen Gang in die Natur unternimmt, zu sagen, ich gehe ins Freie. Nichts ist bezeichnender und richtiger als diese Redeweise; die Natur macht uns frei von uns selbst, frei von dem, was in schlechten Angewohnheiten in uns ist. Die Kunstausstellung sollte den Verkehr von Nation zu Nation, besonders mit unserem Nachbar im Westen erleichtern. Nationale Gegensätze würden sich abschwächen im Kultus des Schönen, Differenzen schwinden im Ringen nach den Idealen, in der Rückkehr zur Natur."

Die Natur galt stets als bestes Vorbild der Künstler. Aber diese Natur steckt nicht nur in Feld und Wald, nicht nur in Pflanzen und Tieren, nicht nur in den Körperformen des Menschen, sondern auch in dessen Geist. Der Natur entstammen die Gebote der Sittlichkeit und der sozialen Ordnung, sie führt den denkenden Menschen zu Gott. Nur derjenige Künstler kann angesehen bleiben auch in kommenden Jahrhunderten, welcher nicht nur die äußere Schale der Natur studiert und wiedergibt, sondern auch in ihren Kern eindringt. Nicht nur die materielle Seite der menschlichen Natur beachteten und schilderten die großen Meister, die geistige sahen sie stets als die Hauptsache an. Der Anatom arbeitet mit seinem Seziermesser und findet damit nie eine Seele. Ein Maler,

der mit dem Pinsel nur die äußeren Eindrücke der Farbe, der Beleuchtung, des Lichtes und Schattens, der Nähe und Ferne in trockener und feuchter Luft darzustellen beabsichtigt, kann sich als hervorragenden Beobachter der äußeren Erscheinung körperlicher Dinge, als trefflichen Illustrator des Sichtbaren erweisen. Zum echten Künstler würde ihm die Hauptsache fehlen: der Geist, denn Mache und Können sind noch lange nicht gleichbedeutend mit dem Träger idealer Begeisterung, dem Genie.

Werke genialer Künstler der neueren Zeit, auch moderne und sezessionistische Meisterwerke, fehlen nicht in Düsseldorf. Bis dahin haben wir hauptsächlich auf die dunkelsten Schattenseiten der Ausstellung hingewiesen, weil sie sich in den Vordergrund drängen und die Aufmerksamkeit zuerst auf sich ziehen. Ihre Lichtseiten werden nun um so wirksamer hervortreten. Beim Vergleich der alten und neuen Meister werden wir uns an denselben erfreuen können. Schon hier sei zum Schlusse bemerkt, daß sich trotz des internationalen Wettbewerbes der Künstler, trotz des nivellierenden Verkehrs, der alle Länder umspannt, doch in den einzelnen Sälen der Düsseldorfer Ausstellung, welche Rheinländern und Bayern, Holländern und Belgiern, Franzosen, Spaniern usw. zugewiesen sind, die Vertreter der einzelnen Völkerstämme voneinander unterscheiden durch nationale Eigenart, einen Grundzug echter, lebensfähiger Kunsttätigkeit.

Steph. Beissel S. J.

Die Enzyklopädie Diderots und d'Alemberts.

Als sich Voltaire in Paris unmöglich gemacht und deshalb erst in Berlin, dann in Ferney niedergelassen hatte, war die sog. „Philosophie", d. h. der Unglaube, die Verachtung des positiven Christentums, die praktische Verleugnung der christlichen Moral unter dem Deckmantel einer einfacheren, natürlichen Sittlichkeit längst in alle Kreise der höheren Gesellschaft eingedrungen. Man besuchte aus alter Gewohnheit und um die Dienerschaft nicht zu stoßen wohl noch am Sonntag den Gottesdienst, machte die kirchlichen Feste mit, empfing die Sakramente; man ließ sich feierlich trauen und begraben; man steckte die Kinder, um seinem Vergnügen besser nachgehen zu können, in klösterliche Schulen und Pensionate. Aber das war alles bloße Äußerlichkeit. Die höhere Gesellschaft schwamm in einem

beständigen Vergnügungsstrom, in welchem jedes ernstere Sinnen und Trachten untergehen mußte. Jagden, Landpartien, Spazierfahrten, Hoffeste und Familienfeste, Gastereien, Theater, Liebhabertheater, Hasardspiel, Romanlektüre, galante Abenteuer, Toilettekünste, Maskeraden, Salonunterhaltung verschlangen Tage, Wochen, Monate. Die Nacht wurde zum Tag, der Tag zur Nacht gemacht. Ernstere theologische, philosophische, geschichtliche Werke las kein Mensch mehr. Die antiken und französischen Klassiker dienten höchstens noch zum Aufputz neuer Einfälle und Theorien. Die Popularisierung der Naturwissenschaften stieg zum Pomadetopf herab; die Kunst ward zum Toilettemittel, zur bloßen Dekoration, zur Nippsache erniedrigt. Von einem Familienleben war kaum eine Spur mehr. Die vornehmen Herren und Damen gehörten dem Hofe, der Gesellschaft an. Platte Worte, niedrige Ausdrücke waren da verpönt. Aber von ehelicher Treue und Anhänglichkeit war da keine Rede mehr. Die Herren mußten allen Damen den Hof machen und die Damen mußten allen Herren das Leben verschönern. Eifersucht war gegen den guten Ton; fühlte man sie, so durfte man sie wenigstens nicht merken lassen. Wie die Etikette des Hofes mit der schmählichsten Maitressenwirtschaft Hand in Hand ging, so war der feine Schliff der höheren Gesellschaft nur Deckmantel, Verschönerungsmittel und Gelegenheitsmacherei der grenzenlosesten Unsittlichkeit.

Dieser im geschmacklosesten Rokokokostüm einherstolzierenden Gesellschaft, die schon lange alle innere Ehrfurcht vor Gott, Kirche und Priestertum verloren hatte, predigten nun die Philosophen in ihren Romanen und Pamphleten, Gedichten und Komödien den Haß gegen „Aberglauben" und „Fanatismus", d. h. gegen das positive Christentum, erhoben die Vernunft, die sie in ihrem kindischen Vergnügungsleben mit Füßen traten, als die einzige Quelle aller Erkenntnis, Sittlichkeit und Glückseligkeit, verdrängten jede ernstere Welt- und Lebensanschauung mit naturwissenschaftlichen Spielereien, popularisierter Physik und Astronomie, seichtem Kunstgeschwätz und einer noch seichteren Salonmoral, die bald den Genuß, bald den Eigennutz, bald stoisches Selbstgefühl, bald die niedrigsten Triebe zum höchsten Sittlichkeitsprinzip erhob. Montesquieu unterhielt sie mit seiner Teilung der politischen Gewalten, Vauvenargues mit halb christlichen, halb heidnischen Moraldeklamationen, die sogar vor dem Satze nicht zurückschrecken: „Unterstützen wir uns mit schlechten Beweggründen, um uns in unsern guten Absichten zu bestärken!" Der Abbé Saint-Pierre machte ihr die tröstliche Offenbarung, daß sie sich auf dem Wege eines „ewigen Fortschrittes" befinde.

Voltaire und die älteren „Philosophen" zogen noch nicht die äußersten Folgerungen, zu welchen ihr Unglaube und ihre Auflehnung gegen die bestehende Ordnung sie konsequent hätte führen müssen. Eine gewisse Scheu, mit allen vorhandenen Verhältnissen zu brechen, hielt sie mitten in ihrem Wege auf. Sie standen sich dabei im allgemeinen doch nicht so schlecht; sie lebten nach ihren Gelüsten und amüsierten sich vortrefflich. Voltaire hatte so viel gesunden Menschenverstand gerettet, daß er einsah: ohne alle Religion sei nicht zu leben, noch weniger zu regieren [1].

---

[1] Si vous avez une bourgade à gouverner, il faut qu'elle ait une religion. Voltaire, Dict. Phil., Artikel Religion.

Er wollte daher weder Atheismus noch Materialismus proklamieren; er versteifte sich auf seinen von England her bezogenen Deismus, eine darauf gebaute Naturreligion und ein daraus fließendes Naturrecht: beide wirksam genug, um einigen Schutz gegen Diebstahl und Raub, Mord und Totschlag zu bieten, lax genug, um den Gelüsten des Herzens noch jeglichen Genuß zu gewähren.

Gegen die Mitte des Jahrhunderts tritt indes eine jüngere Generation von „Philosophen" auf, die mit der Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse und auf den praktischen Menschenverstand weniger Federlesens machten, die vor keiner Konsequenz zurückschreckten und deshalb richtig beim vollen Atheismus und Materialismus anlangten. Einer der Keckſten und Unverfrorensten war der Arzt La Mettrie, der 1709 in Caen geboren, als Mitglied der Tafelrunde Friedrichs II. 1751 an einer Indigestion in Berlin starb. Er trieb es in seinen rohen Scherzen und schmutzigen Schriften so arg, daß ihn Diderot und die andern Geistesverwandten von sich abzuschütteln suchten.

Derselben Tafelrunde gehörte zeitweilig Jean le Rond, genannt d'Alembert (1717—1783), an. In welchem Maße er den fanatischen Haß Voltaires gegen das Christentum teilte, ist erst später durch Veröffentlichung seiner Briefe bekannt geworden. Nachdem er erst die Rechte studiert hatte, warf er sich mit Leidenschaft auf die Naturwissenschaften und die Mathematik, ward 1741 Mitglied der Académie des Sciences und 1746 (mit Rücksicht auf seine „Theorie der Winde") Mitglied der Berliner Akademie; im Jahre 1763 wollte ihn Friedrich II. sogar zum Präsidenten derselben ernennen; er lehnte jedoch diesen Ruf ab. Mit großem Fleiße verfolgte er die weitere Entwicklung der Infinitesimalrechnung sowie die von Galilei, Huygens und Newton aufgestellte Theorie der Bewegung. Er war nicht für eine schroff aggressive Bekämpfung der christlichen Weltanschauung, sondern riet den Fürsten, möglichst viele Mathematiker und Naturforscher heranzuziehen, die Geometrie würde von selbst zu einer skeptischen Naturauffassung führen und so den „alten Aberglauben" entthronen.

Viel leidenschaftlicher und rücksichtsloser nahm Denis Diderot (1713—1784) den Kampf auf. Sohn eines Messerschmiedes von Langres, wurde er von den Eltern zum geistlichen Stand bestimmt und bei den Jesuiten daselbst erzogen, fühlte indes keinen Beruf dazu, überwarf sich mit seinen Eltern, schlug sich als Hauslehrer durch, heiratete ein armes Mädchen und versuchte es dann mit der Schriftstellerei. Er übersetzte Stanyans „Geschichte Griechenlands" aus dem Englischen, was ihm 100 Taler einbrachte. Darauf vergaffte er sich in die putzliebende Madame de Puisieux und übersetzte, um ihren Wünschen entsprechen zu können, Shaftesburys „Essai über Verdienst und Tugend" für 50 Louisd'or (1745), strudelte in einigen Tagen zum selben Preise Pensées philosophiques dahin (1746) und verarbeitete ein schmutziges Fabliau zu der ebenso unzüchtigen Erzählung Les bijoux indiscrets (1748). Sehr willkommen war es ihm, als er um diese Zeit (1745), erst 33 Jahre alt, ein ebenso unbemittelter als unberühmter Literat, zu einem Unternehmen eingeladen wurde, das ihm für längere Zeit ein gesichertes Einkommen und interessante Beschäftigung versprach.

Durch ein seltsames Zusammentreffen stieg um dieselbe Zeit aus ebenso niedrigen und unscheinbaren Verhältnissen jene Frau in die höheren Regionen der Weltgeschichte empor, welche die mächtigste Patronin des Unternehmens werden sollte. Es war die 1721 in Paris geborne Fräulein Poisson. Sie konnte nicht nur Laute und Klavier spielen, sondern auch zeichnen, sticken und malen, singen und tanzen wie eine Künstlerin des Opernhauses, übertraf alle Schauspielerinnen durch Feinheit der Deklamation und alle Modedamen in den Künsten der Toilette und der Koketterie. Ihr Vater, ein Armeelieferant, war allerdings wegen schwerer Veruntreuungen mit der Polizei in Konflikt gekommen, aber das Wunderkind war so hübsch, daß die in Bezug auf Galanterie ganz vorurteilsfreie Mutter keine Mühe hatte, die Zwanzigjährige in die feinsten Salons einzuführen und als Madame Le Normand d'Etioles 1741 unter die Haube zu bringen. Bald war sie eine der ersten Salonsköniginnen von Paris, welcher Höflinge, Künstler und Schriftsteller um die Wette huldigten. Sie strebte aber weit höher. Nachdem sie durch allerlei Künste der Koketterie die Aufmerksamkeit des Königs Ludwig XV. auf sich gezogen, gelang es ihr auf einem Ball im Stadthause (Febr. 1745) seine Gunst zu gewinnen. Während des Krieges in Flandern richtete er 80 Liebesbriefe an sie. Noch im Herbst wurde sie gerichtlich von ihrem Manne geschieden, zur Marquise de Pompadour erhoben und öffentlich als solche bei Hofe eingeführt. Volle 18 Jahre (bis 1763) führte sie nun als Maitresse des Königs das Regiment, unterhielt den König mit einer unerschöpflichen Abwechslung der kostspieligsten Vergnügungen, setzte Minister und Gesandte, Erzbischöfe und Bischöfe ein, vergab Kardinalshüte und Feldherrnposten, bestimmte die Mode in Baukunst und Malerei, Skulptur und Musik, Tracht und Literatur. Als ihre eigene Schönheit verblüht war, wußte sie den König noch durch den sog. „Hirschpark" unter ihrer Herrschaft zu halten, bis endlich eine eigentliche Straßendirne zur Gräfin Du Barry erhoben, die bis dahin allmächtige Kupplerin aus ihrer Stellung verdrängte. Nach urkundlichen Forschungen hat sie Frankreich in diesen Jahren über 40 Millionen Franken gekostet. Die zwei höchsten Ruhmestitel ihrer Herrschaft sind aber unzweifelhaft, daß unter derselben die Gesellschaft Jesu unterdrückt wurde, die weltberühmte französische Enzyklopädie zu stande kam. Sie hatte allerdings nicht die geistige Befähigung, die Statuten und die vielen gelehrten Werke des hart befeindeten Ordens selbständig zu würdigen, ja nicht einmal all den bunten Artikeln der Enzyklopädie folgen zu können; aber sie hatte die Macht, einen Herzog von Choiseul zum Minister zu machen und einem Abbé de Bernis den Kardinalshut zu verschaffen.

Die Enzyklopädie mit ihren 17 Foliobänden Text, ihren 11 Bänden Tafeln, ihren 5 Supplementbänden und ihren 2 Registerbänden im selben Format macht heute noch in den Bibliotheken eine stattliche Erscheinung aus. Sie wird wohl als eine Art Markstein in der Geschichte des Wissens betrachtet, als Ausdruck einer neuen Phase in der Entwicklung des Menschengeistes, der die Theologie aus ihrer bisherigen zentralen und beherrschenden Stellung im gesamten Wissensgebäude verdrängt, dieses in seine Einzelbestandteile aufgelöst und die Empirik zum Ausgangspunkt eines ganz neuen Wissens gemacht hat. Sie gilt als das

riesige Festungsgeschütz, das dem unermüdlichen Kleingewehrfeuer Voltaires zu Hilfe kam, in die alte Weltanschauung eine nicht mehr zu füllende Bresche legte und der Aufklärung den entscheidenden Sieg erfocht.

Ganz so großartig liegen nun freilich die Dinge nicht. Schon Isidor von Sevilla strebte in seinen mannigfaltigen Schriften einem enzyklopädischen Wissen zu. Schon Vinzenz von Beauvais, ein Zeitgenosse des hl. Ludwig, brachte auf dessen Anregung ein umfangreiches enzyklopädisches Werk, das Speculum tripartitum, zu stande, und von da ab bezeugen zahlreiche andere ähnliche Werke, daß solche Fundgruben des allgemeinen Wissens der alten, d. h. der christlichen, Weltanschauung an sich nicht im mindesten widerstreiten, so wenig als die aristotelische Philosophie oder die christliche Theologie einer vernünftigen und gesunden Empirik entgegenstehen, da beide ja in vielen Fragen eine solche notwendig voraussetzen.

Der Herausgabe der französischen Enzyklopädie lag übrigens keine so hohe wissenschaftliche Absicht zu Grunde, sondern lediglich eine geschäftliche Buchhändlerspekulation. Es handelte sich nicht einmal um ein vollständiges Konversationslexikon, sondern bloß um ein Nachschlagebuch über Naturwissenschaften und Künste. Ein solches fehlte noch neben den bereits zahlreichen populären Lexika, die für andere Zweige vorhanden waren. Ein Engländer, namens Mills, und ein deutscher Gelehrter aus Danzig, namens Sellius, boten sich nun dem Buchhändler Le Breton in Paris an, ihm die 1727 von Chambers in London herausgegebene „Enzyklopädie der Naturwissenschaften und Künste" zu übersetzen, die bereits zu einer fünften Auflage gelangt war. Le Breton verschaffte sich 1745 ein Druckprivileg und eröffnete eine Subskription; als er aber mit dem Druck beginnen wollte, starb Sellius; Mills geriet mit ihm in einen Streit, der damit endigte, daß er nach England zurückkehrte, aber dem Verleger für fünf Foliobände Manuskript zurückließ. Der Abbé Gua de Malves, ein tüchtiger Geometer, an welchen sich Le Breton nun wandte, riet ihm, sich nicht mit einer bloßen Übersetzung zu begnügen, sondern den Plan zu demjenigen einer allgemeinen Enzyklopädie zu erweitern; praktische Geschäftsgewandtheit besaß er jedoch nicht und zog sich darum bald von dem Unternehmen zurück. Der Verleger sah sich nun an andere Schriftsteller gewiesen, mit welchen der Abbé die Sache besprochen hatte, besonders an Diderot und d'Alembert. Für ein jährliches Honorar von 1200 Livres übernahm Diderot die Redaktion, und Le Breton verschaffte sich 1746, im Verein mit drei andern Buchhändlern (Briasson, Durand und David) ein neues Druckprivileg.

Vier Jahre vergingen inzwischen, bis man mit dem Druck beginnen konnte. Es war gar nicht so leicht, die nötigen Kräfte zusammenzufinden. D'Alembert war nicht wie Diderot ein literarischer Abenteurer, sondern ein vornehmer, wohlbestallter Gelehrter, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, von 1754 an auch der französischen Akademie; beim König war er zwar als ein „gottloser Frondeur" angeschrieben, hatte aber noch nie einen öffentlichen Skandal gemacht und bezog von 1756 sogar eine königliche Jahrespension von 1200 Livres. Er übernahm darum wohl die Artikel über Mathematik und war auch bereit, dem

Unternehmen den Glanz seines Namens zu leihen, aber sich des weiteren dafür zu plagen oder gar zu opfern, hatte er nicht im Sinn. Die Artikel über Grammatik übernahm der brotlose Desmarais, ein Jansenist, der den Glauben völlig verloren hatte; die Artikel über Musik ein gewisser Rousseau aus Genf, der damals in der Öffentlichkeit noch so gut wie unbekannt war. Für die Naturgeschichte wurde ein wirklicher Fachmann, Daubenton, der Mitarbeiter Buffons, gewonnen, ebenso für die Chirurgie der Arzt Louis. Um die theologischen Artikel bewarben sich einige Jansenisten; allein man wollte weder Jansenisten, noch Molinisten und vergab sie deshalb an die aufgeklärten Abbés Morellet, Mallet, de Prades und Yvon, welche dem Rationalismus ein schönes orthodoxes Mäntelchen umzuhängen verstanden. Diderot, in keinem Zweige Fachmann, war bereit, für alle Fächer einzuspringen.

Bei aller Keckheit hätte er jedoch beinahe alles verdorben. Immer unruhig, immer in Geldnot, veröffentlichte er 1749, noch ehe der erste Band völlig druckfertig war, seinen „Brief über die Blinden", in welchem er, zwar unter allerlei Flunkereien, doch ziemlich deutlich dem Atheismus das Wort redete. Er wurde im Juli 1749 zu Vincennes gefänglich eingesteckt und erst nach dreimonatlicher Haft auf die dringendsten Vorstellungen der Buchhändler wieder auf freien Fuß gestellt. Außer dem ihnen drohenden Schaden hielten sie der Regierung auch die Notwendigkeit vor, sich für „das schönste und nützlichste Unternehmen zu interessieren, das je den Buchhandel beschäftigt habe".

Im November 1750 konnte endlich der von Diderot verfaßte Prospekt ausgegeben werden, im Juli 1751 der erste, im Januar 1752 der zweite Band. Die von d'Alembert geschriebene Vorrede (Discours préliminaire) ist sachlich eine Absage an die christliche Weltanschauung und an die bisherige Auffassung und Rangordnung der Wissenschaften, aber keine geharnischte Kriegserklärung. Die Philosophie wird zu einer „Wissenschaft der nützlichen Dinge" herabgesetzt, ihr theoretischer Teil auf etwas Lockesche Erkenntnistheorie eingeschränkt. Zu ihren Ergebnissen kann die Offenbarung mit „einigen wenigen Glaubenswahrheiten und einer kleinen Zahl praktischer Vorschriften" nur eine geringe Ergänzung liefern. Als seinen geistigen Ahnherrn begrüßt d'Alembert nicht Montaigne, Descartes oder Bayle, sondern Bacon von Verulam. Er steht „an der Spitze der berühmten Männer, die, ohne den gefährlichen Ehrgeiz, die Binde von den Augen ihrer Zeitgenossen herabzureißen, von weitem, im Schatten und in der Stille, das Licht verbreiteten, das nach und nach, in unmerklichem Stufengang die Welt erleuchten sollte". Ihm entnahm er den „enzyklopädischen Baum der Wissenschaften", den er aber nach Locke, Mandeville, Toland, Bolingbroke, Collins, Shaftesbury ganz im Sinne der neuesten Aufklärung zuschnitt und zurechtstutzte. Auf dem Titelkupfer sind die „Wissenschaften und Künste" als leichtgeschürzte üppige Nymphen dargestellt, die auf Wolken gelagert, in malerischen Gruppen, bis zu der „Wahrheit", einer noch lüsterneren Frauengestalt, emporsteigen, deren Nudität durch einen durchsichtigen Schleier mehr hervorgehoben als bedeckt wird. Außerdem ist der erste Band mit dem Porträt Diderots ausgestattet, der zweite mit demjenigen d'Alemberts.

Trotz allen schönrednerischen Humbugs, mit welchem die Enzyklopädisten ihre eigentlichen Absichten verschleiert hatten, wurden diese in den noch katholischen Kreisen rasch erkannt. Die Sorbonne, die Jesuiten und der Erzbischof de Beaumont traten gegen das Unternehmen auf. Auch der jansenistische Bischof Caylus von Auxerre erließ ein Hirtenschreiben dagegen. Der Abbé de Prades hatte die Keckheit gehabt, der Sorbonne eine Doktordissertation einzureichen, welche in vielen Punkten die Ansichten d'Alemberts wiedergab; dieselbe war schon durchgeschlüpft, als der Prälat Boyer eine nochmalige Revision verlangte. Nun wurden zehn Propositionen derselben als häretisch verurteilt; am 11. Februar erließ das Parlament einen Haftbefehl wider de Prades, der, mit Empfehlungsbriefen von d'Alembert und Voltaire, nach Berlin zu Friedrich II. flüchtete. Auch sein Kollege und Freund Abbé Yvon machte sich unsichtbar. Am 2. Februar verfügte ein Beschluß des Staatsrats die Unterdrückung der zwei Bände der Enzyklopädie und die Beschlagnahme der zur Fortsetzung bestimmten Papiere.

In diesem kritischen Augenblick erschien indes als rettende Göttin der modernen Bildung die Marquise de Pompadour. Sie war schon lange mit einigen Führern der Aufklärung, wie d'Alembert, Duclos, Marmontel, näher bekannt. Es schmeichelte ihr, als Patronin der Wissenschaft und Bildung aufzutreten, zumal sie dieselbe von ihren eigenen Gegnern, der Königin, dem Kronprinzen, der übrigen königlichen Familie und deren Anhang, dem orthodoxen und noch sittenstrengen Klerus und den Jesuiten, bedroht sah, unter denen sie sich umsonst nach einem Beichtvater umgesehen hatte, der ihr unsittliches Verhältnis gutheißen möchte. Auch der Kriegsminister Graf d'Argenson, dem das Werk dediziert worden, nahm sich seiner ergebenen Verehrer an.

Das Wichtigste für sie war jedoch im Gedränge des Augenblicks, daß Malesherbes, der seit 1750 an Stelle seines Vaters, des Präsidenten de Lamoignon, die Überwachung des Büchervertriebs leitete, der Philosophie günstig gesinnt war. Um Diderots Schriften jeder amtlichen Untersuchung zu entziehen, ließ er dieselben in seine eigene Wohnung bringen. Er beschwichtigte die Regierung, indem er die großen Nachteile auseinandersetzte, welche es hätte, wenn das Werk, ins Ausland gedrängt, dort fortgesetzt und dann als Konterbande eingeschmuggelt würde. Da die Herausgeber selbst eine strengere Zensur verlangten und sich die Durchsicht eines jeden Artikels durch die Zensoren gefallen ließen, wurde es ihm leicht, den Weiterdruck des Werkes zu erwirken. Der dritte Band konnte im November 1753 ausgegeben werden. Die angesehensten Schriftsteller beteiligten sich nun. Montesquieu versprach den Artikel Goût, Buffon den Artikel Nature, Voltaire schrieb die Artikel Elégance, Eloquence, Esprit, Imagination 2c. Duclos, de Brosses, Turgot, Quesnay, Mercier de la Rivière, Marmontel, de Holbach, Bordeu, Watelet, Saint-Lambert, Tressan lieferten Beiträge. Die nächsten vier Jahre ging der Druck lustig voran. Beim siebten Band stieg die Zahl der Subskribenten auf 3500, und die Verleger hatten einen Gewinn von 65 %.

Erst der von d'Alembert verfaßte Artikel „Genf" im siebten Band rief einen neuen Sturm gegen die Enzyklopädie wach. Rousseau, selbst ihr Mitarbeiter,

entrüstete sich darüber, daß seinen Mitbürgern darin ein Vorwurf aus ihrer strengen Abwehr gegen das Theater gemacht wurde. Die calvinistischen Prediger fühlten sich dadurch gekränkt, daß d'Alembert sie „Feinde des Aberglaubens“ nannte, einfache „Moral-Beamte“ (Officiers de morale), deren erstes Prinzip der wahren Religion darin bestehe, nichts zu glauben vorzustellen, was irgendwie die Vernunft verletzen könnte. Der Ex-Jesuit Fréron, Redakteur der Année Littéraire, der schon lange Voltaire aufs schneidigste bekämpft hatte, zog nun mit der beißendsten Satire gegen die Enzyklopädisten zu Felde. Palissot verspottete sie mit feinster Ironie in den „Kleinen Briefen über große Philosophen“. Nikolas Moreau veröffentlichte sein drolliges Nouveau Mémoire pour servir à l'histoire des Cacouacs, das den Philosophen den Spitznamen Cacouacs für lange anheftete. Moreau, ein tüchtiger Gelehrter, stand dem Dauphin nahe und wurde bald nachher Bibliothekar der Königin und später der Dauphine Marie-Antoinette. In ernsterem Ton erhob der Jesuit Le Chapelain seine Stimme von der Kanzel gegen den „Unglauben der Freigeister“ und gegen die sittliche Verwilderung, welche sie anrichteten.

D'Alembert glaubte es nun seiner Ehre schuldig zu sein, von der Redaktion zurückzutreten. Umsonst bestürmten ihn Voltaire, Diderot, de Bernis und die Pompadour selbst, doch auszuharren. Indem er, im Anfang des Jahres 1759, Voltaire seine Freude aussprach, sich „aus dieser Pfütze“ herausgezogen zu haben, konnte er ihm jedoch auch anzeigen, daß die Regierung widerwillig mit Diderot Frieden schließen würde.

Eine ernstere Gefahr erwuchs der Enzyklopädie durch ein Buch, das einer ihrer Anhänger und Freunde, Helvétius (1715—1771), im Juli 1758 herausgab. Sein Vater, Leibarzt der Königin, hatte ihn für das Finanzfach erziehen lassen. Als Generalpächter der Königin erlangte er eine sehr einträgliche Stellung und konnte das angenehmste bukolische Landleben führen. Allein als feiner Dandy, dem zum vollendeten Hofkavalier nur der Adel fehlte, fühlte er sich unwiderstehlich zu den Salons von Paris hingezogen.

Er ließ sich also in Paris nieder, eröffnete selbst einen Salon und genoß in vollen Zügen das zerstreute Gesellschaftsleben, an dem die „Philosophen“ sich erlustigten und das ihnen zu stillem, ruhigem Denken keine freie Stunde ließ. Sonntag und Donnerstag war Diner bei dem Baron de Holbach, Montag und Mittwoch war Diner bei Madame Geoffrin, Dienstag bei Helvétius, Freitag bei Madame Necker. Um den Freigeistern den Sonntagsgottesdienst zu ersetzen, gab ihnen der aufgeklärte Abbé Morellet, der Hauptheologe der Enzyklopädie, jeden Sonntag ein Frühstück. Als sich Mademoiselle L'Espinasse von ihrer Gönnerin, Madame Dudeffand, losgesagt hatte, hielt sie täglich von 5 bis 9 Uhr nachmittags ihren kleinen Cercle, an dem indes nur wenige Auserwählte teilnahmen. Bei diesen Diners und in der auf sie folgenden Konversation wurde zum größten Teil die neue Philosophie ausgeheckt, verbreitet, weiter ausgesponnen.

Die Eitelkeit trieb Helvétius, auch sein Licht leuchten zu lassen und gleich Voltaire und Montesquieu, d'Alembert und Diderot ein Buch zu schreiben. So kam seine Schrift De l'Esprit zu stande: ein Abklatsch des frivolen Ge-

schwätzes, das jene Salons beschäftigte, eine an sich ganz unbedeutende Leistung[1]. Was aber die Enzyklopädie mit Seidenpapier einwickelte und unter Fluten von Technologie und andern „nützlichen" Kenntnissen versteckte, das trug er ganz unverhüllt und offenherzig vor: den nacktesten Materialismus und Sensualismus und eine Lebensweisheit, die nur mehr mit den animalischen Strebekräften der Menschen rechnete. Das machte doch Aufsehen. Jedermann wußte, daß Helvétius mit den Enzyklopädisten auf vertrautestem Fuße stand, und so bot sein Buch indirekt eine gute Angriffswaffe auf die Enzyklopädie dar.

Ein noch junger Schriftsteller, Abraham Chaumeix (geb. 1730), der beim Dauphin in Gnaden stand, ergriff die Gelegenheit, um gleichzeitig die Schrift des Helvétius und die Enzyklopädie in acht kleinen Bänden anzugreifen, die sich Schlag auf Schlag folgten[2]. Er erklärte jene nicht mit Unrecht als „gleichsam einen Abriß der Enzyklopädie" und wies schlagend nach, daß beide Werke gegen die Religion gerichtet seien. Helvétius wurde aus dem Dienste der Königin entlassen, bei der er noch in Paris ein Hofamt bekleidete, sein Zensor Tercier bestraft, sein Buch von der Sorbonne zensuriert und vom Parlament (6. Februar 1759) verurteilt, mit noch andern religionsfeindlichen Schriften (besonders Voltaires Religion naturelle) durch Henkershand verbrannt zu werden.

Wegen der großen Geldinteressen, die bei der Enzyklopädie in Betracht kamen, wurde mit ihr nicht so summarisch verfahren. Das Parlament ernannte neue Examinatoren (Theologen, Juristen und Philosophieprofessoren), welche die einzelnen Artikel prüfen sollten. Erst auf ihre Berichterstattung hin wurden am 7. März 1759 die erschienenen sieben Bände unterdrückt und das Privileg für erloschen erklärt. Das war jedoch eitle Spiegelfechterei, um den Verteidigern der Religion den Mund zu schließen und alle weiteren Anklagen unmöglich zu machen. Formell war das Werk unterdrückt, das Druckprivileg erloschen; es existierte nicht mehr.

Unterdessen breitete abermals die Madame de Pompadour ihre schirmenden Arme über das Unternehmen aus. Gedeckt von dem Minister Choiseul, traf der Herr v. Malesherbes seine Verabredungen mit dem Buchhändler Le Breton und mit dem Polizeichef de Sartines, und so wurde die Enzyklopädie unter den Augen der Regierung in Paris bei Le Breton weitergedruckt, dann in die Provinz geschickt und von dort aus an die Subskribenten versandt. Die Regierung schloß die Augen; sie wußte nichts von dieser Konterbande, und das Parlament konnte gegen das formell unterdrückte, praktisch geduldete Unternehmen keinen wirksamen Schritt mehr tun. Chaumeix wurde von Voltaire und Diderot mit solchem Spott verfolgt, daß er sein Bündel schnürte und nach Rußland auswanderte.

---

[1] Sainte Beuve rechnet sie immerhin zu den abscheulichsten und gefährlichsten Werken des Jahrhunderts (les ouvrages les plus détestables du siècle et les plus pernicieux).

[2] Préjugés légitimes contre l'Encyclopédie et essai de réfutation de ce dictionnaire, avec l'examen critique du livre De l'Esprit, Paris 1758.

Diesem schmählichen Hintertreppensieg der „Philosophie" gesellte sich bald ein anderer, der ebensowenig rühmlich genannt werden kann. Der den Philosophen gleichgesinnte Minister Pombal vertrieb im selben Jahre (1759) den Jesuitenorden aus Portugal und ließ zwei Jahre später (1761) den greisen P. Malagrida als Ketzer verbrennen. Mächtig wachte jetzt die Lust zu einer Jesuitenhetze auch in Frankreich auf. Dasselbe Parlament, das 1759 formell die Enzyklopädie unterdrückt, aber tatsächlich geschont hatte, ließ 1761 die Werke Bellarmins und Busenbaums durch den Henker verbrennen, untersagte den Besuch der Jesuitenschulen und verbot den Eintritt in den Orden. Die Jansenisten reichten jetzt den Philosophen die Hand zur Unterdrückung der verhaßten Gesellschaft, in welcher die ersteren ihren Todfeind, die letzteren das mächtigste Bollwerk des „Aberglaubens", d. h. der Kirche, erblickten. Trotz aller Einsprachen des Klerus, des Episkopats, des Papstes bestätigte der König 1764 die Beschlüsse des Parlaments und unterdrückte den Orden in seinem Reiche. Die Enzyklopädisten und ihre Freunde aber ruhten und rasteten auch jetzt nicht, bis es ihnen gelang, durch die Zwangspolitik der bourbonischen Höfe 1773 die vollständige Aufhebung des Ordens durch päpstliches Breve herbeizuführen. Welche Unsummen von Haß und Gift, Lüge und Verleumdung, Ränken und Betrügereien, Schleichhändeln und Gewalttaten von den Enzyklopädisten bei diesem Zerstörungswerk aufgeboten wurden, das läßt sich nur annähernd aus ihren umfangreichen Korrespondenzen ermessen. Erschöpfend ist dieses Drama noch nie zur Darstellung gekommen.

Im Aufbauen entwickelten sie lange nicht so viel Fleiß, Einigkeit und Standhaftigkeit. „Die Verfolgungen", klagt Diderot, „haben der Enzyklopädie ihre meisten Hilfskräfte entzogen." Rousseau kündigte ihr von 1759 an alle und jede Gefolgschaft auf. Voltaire schrieb seine eigene Enzyklopädie. Nach d'Alemberts Rücktritt zogen sich auch die gemäßigten Philosophen, wie Buffon und Duclos, ebenso die sog. Ökonomisten, wie Turgot, Quesnay u. a., von dem Unternehmen zurück. Die ganze Last ruhte nunmehr auf Diderots Schultern. Er wurde, wie Grimm sich ausdrückt, „das sichtbare Oberhaupt der glorreichen Kirche, deren Gründer und Stütze Voltaire war". Er mußte infolgedessen für die fehlenden zehn Bände noch 601 Artikel aus allen möglichen Fächern schreiben. Die 1139 Artikel, die er überhaupt für die Enzyklopädie schrieb, füllten in Naigeons Ausgabe seiner Werke 4132 Seiten. Dazu leistete er noch als Korrektor Erstaunliches. Erst als man beim Buchstaben S angelangt war, bemerkte er, daß die Verleger aus Furcht vor der Regierung seine sorgfältige Schlußkorrektur nicht respektiert, sondern irgendwie gefährlich scheinende Stellen willkürlich abgeschwächt und oft sinnstörend entstellt hatten. Er war außer sich vor Zorn; aber die Sache war jetzt nicht mehr gut zu machen. Für seine fast übermenschliche Arbeit und seinen Verdruß erhielt er zu seinem jährlichen Honorar noch eine Schlußzahlung von 20000 Livres.

Die ersten Subskribenten zahlten für das Werk 956 Livres; um 1769 stieg der Preis auf 1300—1400 Livres. Die gesamten Druckkosten schätzte Luneau de Boisjermain (1777) auf 1187201 Livres, den Gewinn der Verleger auf 3175064 Livres. Es war wirklich ein rentables Geschäft.

Als nach der getroffenen Vereinbarung 1765 die letzten zehn Bände ausgegeben wurden, erließ die allgemeine Versammlung des Klerus noch einmal eine scharfe Verurteilung des gesamten Werkes. Da jedoch in demselben Aktenstück auch die Jesuiten in Schutz genommen wurden, verbot der König die Publikation desselben. Man verlangte indes Le Breton die Liste der Subskribenten ab, setzte ihn für eine Woche in die Bastille und ordnete die Einziehung der bereits ausgegebenen Exemplare an. Wie Voltaire erzählt, ließ sich aber der König selbst das Werk kommen, weil er über die Zusammensetzung des Schießpulvers, die Pompadour über ihre Schminke und über die Fabrikation der Seidenstrümpfe näheres wissen wollte. Da die Enzyklopädie den befriedigendsten Aufschluß gewährte, war der König beruhigt, gab die konfiszierten Exemplare wieder frei und ließ dem Vertrieb des Werkes keine weiteren Schwierigkeiten machen.

Als Nachschlagewerk ist die Enzyklopädie längst durch andere Lexika überholt. Bereits Lord Chesterfield gab seinem Sohne, als dieser ihn fragte, ob er sie anschaffen sollte, die lustige Antwort: „Du mußt sie kaufen und dich darauf setzen, um ‚Candide' zu lesen." Diderot selbst, der den besten Teil seines Lebens darauf verwandt hatte, war mit dem Gesamtergebnis nicht zufrieden.

In religiöser Hinsicht hat sie unendlich verderblich gewirkt, in Bezug auf Philosophie die Geister verflacht, in Bezug auf Sittlichkeit die Gewissen untergraben, in Bezug auf Politik wohl einzelne schreiende Mißbräuche bekämpft, aber im ganzen das Staatsleben mehr unterwühlt, als mit neuen gesunden Ideen befruchtet. „On peut donc parler de la faillite politique et morale de l'Encyclopédie." [1]

Was den Einfluß des enzyklopädistischen Geistes auf die Literatur betrifft, sieht Brunetière in demselben einen erklärten Gegensatz zu jenem der klassischen Periode. Er sagt: „Wenn irgend eine allgemeinere Idee die Enzyklopädisten um d'Alembert und Diderot in dem Hinterstübchen des Buchhändlers Le Breton, oder in dem Entresol der Straße Taranne vereinigt, wenn irgend eine Absicht sie zu einer Gruppe verbunden hat, so war es diejenige, dem französischen Geist eine andere Richtung zu geben (de changer l'orientation de l'esprit français) und im ganzen ist ihnen das gelungen. In Kunst wie in Philosophie, in Literatur wie in Moral ist hier das Widerspiel zu Corneille und Racine, zu Pascal und Bossuet, zu La Bruyère und Boileau. Es war das alte Ideal, was sie zerstören wollten; und was bedeuten danach einige Dutzend Tragödien, deren mittelmäßige Verfasser die ‚Andromache' nachzuahmen, aber zugleich zu vervollkommnen vermeinten?" Taine hat dagegen sehr sorgfältig die Züge zusammengestellt, welche noch eine innere Verwandtschaft der Enzyklopädisten mit den Klassikern dartun und den Enzyklopädismus teilweise als Weiterbildung teilweise als Verfall des Klassizismus erscheinen lassen. Die beiden Anschauungen schließen sich keineswegs aus. Denn im Klassizismus lassen sich bereits zwei Strömungen von sehr verschiedenem Charakter unterscheiden. Das „alte Ideal", wie es sich

---

[1] É. Faguet, L'Encyclopédie. Revue des Deux Mondes. 5e Période, I (1901) 794–824.

in Corneille, Bossuet, allenfalls noch in Racine verkörpert, bildet allerdings einen Gegensatz zu dem neuen Ideale der Enzyklopädisten; aber Pascal, Boileau und besonders Molière und Lafontaine leiten sehr deutlich zu ihm über.

Voltaire ist wohl der erste Bannerträger und Bahnbrecher des Geistes, welcher die Enzyklopädie beherrschte, und sein Name hat zu ihrer Verbreitung wesentlich beigetragen; aber für ihre Ausführung hat er wenig getan, sie aufs herbste verspottet, kritisiert und durch sein Dictionnaire philosophique zu übertrumpfen gesucht. Der tätigste und einflußreichste der Enzyklopädisten ist bei weitem Diderot. Er hat nicht nur einen beträchtlichen Teil der Enzyklopädie selbst verfaßt, sondern daneben noch Helvétius, de Holbach, Raynal, Galiani in ihren Arbeiten geholfen, zu der Apologie des Abbé de Prades einen dritten Teil und zu der Klavierschule des Schweizers Bemetzrieder den Text geschrieben und sich selbst zu Reklameartikeln für eine neue Pomade herabgelassen. Für alle und für alles war er zu haben. Wenn auch noch so abgehetzt, wurde er nicht müde zu schreiben: philosophische und kritische Aufsätze, Kunstberichte, geschichtliche und literarische Skizzen, polemische Flugblätter, Komödien, Novellen, Romane, Erzählungen, Briefe. Der Briefwechsel, welcher den anschaulichsten Einblick in sein Leben und Treiben gewährt, ist derjenige an Fräulein Sophie Volland. Sie wurde 1755 seine Geliebte, nachdem er von Madame Puiseux schmählich hintergangen worden. Sophie war die Tochter einer wenig bemittelten Witwe, schon 30 Jahre alt, nicht einmal schön gewesen, mager und kränklich, wegen Kurzsichtigkeit zum ständigen Tragen einer Brille verurteilt, aber sie war geistreich, ebenso philosophisch und unruhig wie er. Die Briefe reichen von Mai 1759 bis September 1774. Sie zeichnen ihn, wie er leibte und lebte, in beständiger nervöser Tätigkeit als Philosoph und Kritiker, Dichter und Polyhistor, unerschöpflich übersprudelnd von witzigen Einfällen, sich überstürzend in immer neuen Aufgaben, mit einem Selbstgefühl, das allen Anstrengungen und allen Hindernissen trotzte, alles menschliche Wissen zu meistern sich unterfing, dabei gutmütig, leichtfüßig, jedem Eindruck weichend, der geschwätzigste Erzähler und Anekdotenjäger. Aber sich einmal zu sammeln, ein einzelnes Werk künstlerisch abzuwägen und abzurunden, dazu kam er nicht. Alles hat er im Sturm erobert, in der Frische des ersten Eindruckes dahingewühlt. Wie kein anderer Schriftsteller jener Zeit, gleicht er deshalb schon den neuesten der „Modernen".

Einen europäischen Ruf und Einfluß gewann Diderot schon sehr früh durch seine Beziehungen zu Voltaire und durch die Enzyklopädie, für deren Fortsetzung sowohl Friedrich II. von Preußen als Katharina II. eintreten wollten, als dieselbe in Paris gefährdet schien. Noch mehr trug dazu aber der Deutsche Friedrich Melchior Grimm bei, welcher, 1723 in Regensburg geboren, 1749 als Begleiter eines Sohnes des Grafen Schönberg nach Paris kam und hier erst in den Dienst des Herzogs von Gotha trat, dann Sekretär des Grafen Friesen, des Marschalls von Sachsen und endlich Kabinettssekretär des Herzogs von Orleans wurde. J. J. Rousseau, der nach vielen Abenteuern als Notenschreiber und Musikschriftsteller ebenfalls in der Weltstadt gelandet war, führte ihn in den engeren Freundeskreis der Enzyklopädisten ein. Seit 1747 besorgte der Abbé Raynal schriftliche

Berichte über französische Literatur- und Kulturverhältnisse an den Hof von Gotha. Von 1753 an verbanden sich Diderot und Grimm zur Übernahme und Erweiterung dieser Korrespondenz, welche fortan an den deutschen Höfen zirkulierte und bis nach St Petersburg drang und welche Grimm bis zum Jahre 1792 weiterführte [1]. Wenn Grimm durch diplomatische Reisen oder sonstige Geschäfte verhindert wurde, trat Diderot für ihn ein. Mit der Korrespondenz wurden zugleich ganze Werke handschriftlich herumgeboten, die erst Jahrzehnte später gedruckt erschienen. So wurde Diderot in Gotha und Weimar ebenso bekannt wie in Berlin und St Petersburg, und mehrere seiner Schriften wurden in Weimar verschlungen, bevor sie in Paris gelesen werden konnten. In den siebziger und achtziger Jahren übte die Firma Diderot-Grimm auf den dortigen Musenhof einen Einfluß aus, von dem sich selbst Goethe nicht ganz frei erhielt.

Voltaire und die Pompadour boten alles auf, Diderot einen Platz in der Akademie zu verschaffen, doch umsonst. Alle Bemühungen scheiterten an der Erklärung des Königs: „Er hat zu viele Feinde!" Da er nicht zu wirtschaften wußte, viel Geld für künstlerische Liebhabereien und eleganten Tand wegwarf, kam er auch nie zu Geld. Nach Vollendung der Enzyklopädie war es so übel mit seinen Finanzen bestellt, daß er seine Bibliothek verkaufen wollte. Katharina II., die davon hörte, kaufte sie ihm für 15000 Livres ab, unter der Bedingung jedoch, daß er sie auf Lebenszeit behalten sollte, ernannte ihn zu ihrem Bibliothekar und bezahlte ihm als Gehalt für 50 Jahre im voraus 50000 Livres. Auf wiederholte Einladungen reiste er 1773 nach St Petersburg und verweilte dort ein Jahr; das rauhe Klima bekam ihm indes nicht gut. Er kehrte kränklich zurück, schrieb aber unermüdlich weiter bis zu seinem Tode. Im Februar 1784 traf ihn ein Schlaganfall, dessen Folgen er am 29. Juli erlag.

Während seines Aufenthalts in Holland (1774) trug sich Diderot ernstlich mit dem Gedanken, die ganze Enzyklopädie noch einmal umzuarbeiten. Mit der Hilfe von d'Alembert und einem Dutzend bewährter Genossen hielt er diese Aufgabe für gar nicht so schwer. „In ziemlich kurzer Frist", so schrieb er (9. April 1774 vom Haag aus an seine Frau), „kann ich dieses ungeheure Unternehmen zu einem solchen Grade von Vollkommenheit bringen, daß unsere Nachfolger über ein Jahrhundert nicht einmal Stoff zu einem Supplement von 20 Blättern finden werden." Katharina II., auf welche er dabei rechnete, hatte jedoch keine Lust, sich in die Sache einzulassen; sie baute damals den Jesuiten Kollegien.

Inzwischen wurde die Enzyklopädie tapfer nachgedruckt, in Genf sofort Band um Band nach deren Erscheinen, aber in 28 Bänden. Ein anderer Nachdruck in 28 Bänden erschien 1758—1771 in Lucca, ein dritter in 33 Bänden zu Livorno (1770). Um der daraus erwachsenden Schädigung des französischen Buchhandels entgegenzuwirken, verschaffte sich der Pariser Buchhändler Panckoucke

[1] Correspondance littéraire, philosophique, critique adressée à un Souverain d'Allemagne par Grimm et Diderot. 16 vols. Paris 1812—1813. Supplément 1814. Nouvelle Ed. 15 vols 1829. Deutscher Auszug 2 Bde 1820—1823.

1768 unter der Hand die Erlaubnis zu einem Neudruck, der aber bereits 1770 von höherer Stelle verboten wurde. Nachdem 1776 und 1777 die fünf Supplementbände erschienen waren, erfolgten sofort Nachdrucke, in welchen die Zusatzartikel in das Hauptwerk eingereiht wurden, so in Genf (1777), Lausanne (1778), Yverdon (1778—1780).

Es ist merkwürdig, daß die Väter der modernen, sonst so bequemlichkeitsliebenden Bildung nicht daran gedacht haben, die Wissenschaft des so lästigen, mittelalterlichen Folio-Formates zu entledigen. Aber auch die Gesamtanlage des Werkes fand nicht jene allgemeine Zustimmung, auf welche Diderot so sicher gerechnet hatte. Der Buchhändler Panckoucke trat 1781 mit dem „Plan einer methodischen Enzyklopädie" hervor, welcher das Werk Diderots in eine ganze Reihe spezieller Fachlexika (337 Teile) auflöste. Im folgenden Jahr wurde schon der Druck begonnen. Vicq d'Azyr, Condorcet und andere Schüler der ersten Enzyklopädisten ließen sich dafür anwerben, so daß der Geist der zweiten Enzyklopädie so ziemlich derjenige der ersten blieb. In der Ausführung machte das Werk jedoch viele Wandlungen durch; denn es verging ein halbes Jahrhundert, ehe auf den unter Ludwig XVI. begonnenen ersten Band endlich unter Louis Philipp 1832 der 166. Band in Quarto erschien. Diese Enzyklopädie, die Tochter der ersten, mit ihren mehr als 6500 Tafeln Illustration ist bis heute das umfangreichste Werk dieser Art in Frankreich geblieben.

Als es vollendet wurde, waren von Ersch und Gruber bereits 23 Bände erschienen, wie die 1778 in 10 Bänden vollendete Encyclopaedia Britannica, in Quarto. Die deutschen Konversationslexika: Brockhaus (seit 1796), Pierer (seit 1822), Meyer (seit 1840) haben sich keineswegs die unpraktische, wissensstolze Enzyklopädie Diderots und Panckouckes, sondern praktische englische Handlexika zum Muster genommen und sind so aus bescheidenen Anfängen zugleich zu praktischer und wissenschaftlicher Bedeutung emporgewachsen. Von dem antireligiösen und unchristlichen Geiste, den die französische Enzyklopädie in ganz Europa verbreitet hatte, haben sie sich bis zur Stunde nicht völlig freigemacht. Doch gesunder deutscher Sinn, die treue unablässige Arbeit wahrhaft wissenschaftlicher Forschung, das Wiedererstarken christlichen Geistes durch den segensvollen Einfluß der katholischen Kirche haben nicht nur auf katholischer Seite die wertvollsten enzyklopädischen Werke hervorgerufen, sondern auch in den Neuausgaben der älteren Konversationslexika den Geist Voltaires und Diderots, d'Alemberts und der Madame de Pompadour zum großen Vorteil wahrer Bildung immer wirksamer zurückgedrängt.

A. Baumgartner S. J.

Rezensionen.

Das Konzil von Trient und die Gegenreformation in der Schweiz. Von **Johann Georg Mayer**, Domherr und Professor. 2 Bde 8⁰ (VI, 346 u. 372) Stans 1901 u. 1903, von Matt & Co. *M* 8.—

„Benutzt wurden die Akten einer Reihe von schweizerischen Archiven, von denen das Staatsarchiv Luzern und das Stiftsarchiv in Einsiedeln die größte Ausbeute geboten haben, dann des vatikanischen Archivs, der vatikanischen Bibliothek, der Bibliotheken Corsini, Casanatense, Angelica und Borghese in Rom, des Statthaltereiarchivs in Innsbruck usw." Da überdies die bereits im Drucke erschienene Quellenliteratur, soweit ich sehe, gut ausgenutzt wurde, dürfte es dem unermüdlichen Fleiße und der nicht erlahmenden Ausdauer des Herrn Verfassers gelungen sein, das kostbarste Material zur Geschichte eines der interessantesten und wichtigsten Abschnitte des kirchlichen Lebens in der Schweiz in ziemlicher Vollständigkeit zusammenzutragen. Möglich ist es allerdings und für einzelne Teile, z. B. die Westschweiz, auch wahrscheinlich, daß sich noch manches finden läßt, was das entworfene Bild in etwa zu vervollständigen, bzw. zu modifizieren geeignet wäre. So hat der frühere Großdekan von Sitten, Domherr Grenat, eine Geschichte von Wallis von 1536 bis 1815 abgeschlossen und, wie man hört, unlängst dem Drucke übergeben, von der wertvolle Aufschlüsse und Ergänzungen auch für die hier in Betracht kommende Periode mit Bestimmtheit zu erwarten sind. Immerhin ist die Gabe schon so wertvoll, daß man nur wünschen kann, auch für andere Länder derartige genaue und unparteiische Untersuchungen über die Einführung der tridentinischen Reformgesetze zu besitzen.

Das Werk zerfällt in zwei völlig ungleiche Teile. Der erste (I 1—83) handelt über das Konzil von Trient und die Teilnahme der Eidgenossen an demselben, der zweite (I 83—346 und II 1—295) über die kirchliche Restauration infolge des Konzils. Während der erste Band „Grundlage, Faktoren und den allgemeinen Verlauf der kirchlichen Restauration behandelt", tritt der zweite „in die Einzelheiten der Reform" ein. Bei dieser Zerlegung des Stoffes waren Wiederholungen und andere Unzukömmlichkeiten kaum zu vermeiden. Wer aber mehr auf die Sache als auf die Form gibt, wird um so lieber von etwaigen Mängeln in der Anordnung und Darstellung absehen, als er aus der im ganzen vortrefflichen Arbeit viel lernen kann. Eine ganze Reihe von Gegenständen findet hier überhaupt zum erstenmal eine eingehende Behandlung, z. B. die Wirksamkeit mehrerer Bischöfe und Nuntien, die Priesterseminarien, die Besetzung der

geistlichen Pfründen, die Verwaltung des Kirchenvermögens, die Publikation des Dekretes Tametsi, das Religionsgespräch von Zürich u. a.; in andern Punkten werden die bisherigen Darstellungen genauer gefaßt, manche Ansichten korrigiert, andere besser begründet, überhaupt unsere Kenntnis nach verschiedenen Richtungen erweitert und vertieft.

Der Einführung der tridentinischen Reformdekrete ins praktische Leben stellten sich in der Schweiz die allergrößten Schwierigkeiten entgegen. Zu den in der Natur der Sache liegenden Übelständen, welche einerseits eine gründliche Reform erheischten, anderseits aber auch erschwerten, als da sind: der unpriesterliche Lebenswandel vieler Seelsorger namentlich auf dem Lande, der moralische Tiefstand mancher Klöster und Stifte, die mangelhafte Verwaltung und ungenügende Visitation einzelner Diözesen, die unkanonische Besetzung vieler Kanonikate und Pfründen mit untauglichen und unwürdigen Mitgliedern des Klerus, der verderbliche Einfluß von seiten der Häretiker, deren Lehre und Praxis man nur zu wohl kannte usw., zu all dem, sage ich, kamen in der Schweiz noch besondere Schwierigkeiten, die vornehmlich in den lokalen und politischen Verhältnissen ihren Grund hatten und notwendig auf das Reformwerk hemmend einwirken mußten. Abgesehen davon, daß keine schweizerische Obrigkeit auf ihre sog. Privilegien betreffs der Gerichtsbarkeit über die Geistlichen, der Pfründebesetzung, der Verfügung über das Kirchengut zu verzichten geneigt war, hatten es die kirchlichen Organe nicht mit einer einzigen Regierung zu tun, sondern mit so vielen, wie es souveräne Staaten gab. Die katholischen Orte hinwiederum, durch das gemeinsame religiöse Interesse in etwa unter sich verbunden, hatten auf den gemeinsamen Tagsatzungen mit den numerisch und wirtschaftlich viel stärkeren nicht katholischen Kantonen über das Wohl und Weh des gemeinsamen Vaterlandes zu beraten. Wie schwierig mußte sich dieser Verkehr gestalten in religiös aufgeregten Zeiten, wo alles unter dem Gesichtswinkel der Konfessionalität besehen wurde! Wie schwierig, wenn in Frankreich Schweizer gegen Schweizer im Felde standen, die Katholiken unter den Fahnen der katholischen Könige, die Nichtkatholiken unter denen der aufrührerischen Hugenotten! Und welche Spiele trieb in der Schweiz selbst die Diplomatie! Der französische, der spanische, der savoyische Gesandte arbeiteten sich entgegen nicht bloß in weltlichen Dingen, sondern mehr als einmal auch in religiösen, die freilich mit den Interessen der Weltpolitik aufs innigste verknüpft waren! Wie schwierig wurde die Einführung der tridentinischen Reformen in den sog. gemeinen Herrschaften oder in Kantonen, wie Glarus und Appenzell, die zum Teil katholisch geblieben, zum Teil den neuen Glauben angenommen hatten! Mehr als einmal drohte daher der Bürgerkrieg; selbst wegen des Gregorianischen Kalenders, den die Neugläubigen lange als „Teufelswerk" abwiesen, wollte man zu den Waffen greifen!

Um so höher ist das Verdienst jener Männer anzuschlagen, denen es trotz allem schließlich doch gelang, den Beschlüssen des Trienter Konzils unter den Katholiken der Schweiz Geltung zu verschaffen und damit eine neue Blüte katholischen Lebens herbeizuführen. Die Seele des ganzen Reformationswerkes war unstreitig jene Zierde des Erzstuhles von Mailand und des heiligen Kollegiums,

der hl. Karl Borromäus. Nicht nur daß er selbst einen bedeutenden Teil der Schweiz bereiste und überall als Heiliger und großer Reformator aufgenommen wurde, ist auf ihn direkt oder indirekt alles zurückzuführen, was in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts auf Verbesserung der Kirchenzucht abzielte: die Einsetzung einer ständigen Nuntiatur, die Berufung der Jesuiten und Kapuziner, die Gründung tüchtiger Lehranstalten, die Heranbildung eines ausgezeichneten Seelsorgsklerus usw. Die päpstlichen Nuntien, teilweise vom hl. Karl noch ausersehen und instruiert, waren durchweg ihrer hohen Aufgabe durchaus gewachsen; an ihrer Seite arbeiteten viele seeleneifrige Bischöfe und Priester aus dem Welt- und Ordensklerus; die Regierungen der katholischen Orte, die gerade damals durch eine stolze Reihe ganz hervorragender Männer vertreten waren — man braucht bloß an Namen zu erinnern wie Ägidius Tschudi von Glarus, Melchior Lussi von Unterwalden, Kaspar Abyberg von Schwyz, Peter A Pro von Uri, an die Luzerner Renwart Cysat, Jost Pfyffer, Jost Segesser, Ludwig Pfyffer u. a. — traten mit Energie, Ausdauer und unter großen persönlichen Opfern für die Erneuerung des kirchlichen Lebens ein. Hinter diesen ausgezeichneten Führern stand das katholische Volk, das trotz der Unwürdigkeit mancher Seelenhirten wie am alten Glauben, so auch an den alten frommen Sitten festgehalten hatte.

In einer „Information" an Kardinal Paolo d'Arezzo vom 30. September 1570 schildert der hl. Karl die kirchlichen Zustände der Schweiz. Während er gegen manche Welt- und Ordensgeistliche harte Worte gebrauchen muß, ist er von der Frömmigkeit des Volkes sichtlich erbaut. „Die Katholiken in den fünf Orten sind schlicht, lenksam, wenn sie sanft behandelt werden, redlich im Handel und Verkehr. Lang andauernde Feindschaften kommen unter ihnen nicht vor. Die Straßen sind sicher, Raub wird streng bestraft. Die verabscheuungswürdige Gewohnheit, Gotteslästerungen auszustoßen, ist nicht vorhanden, Karten- und Würfelspiele sind nicht im Schwunge, und sie wurden durch die Obrigkeiten verboten. An Festtagen sind Schießübungen im Gebrauch. Arbeiten an diesen Tagen sind streng verpönt, um kein Geld übernehmen Fuhrleute die Beförderung von Ware oder Gepäck. ... An Feiertagen kommt das ganze Volk zum Gottesdienst und verläßt die Kirche nicht vor Schluß desselben. ... Gewöhnlich wird an allen Feiertagen gepredigt und nachmittags Vesper gehalten. Das Volk setzt solchen Wert auf den Gottesdienst, daß es sich ganz verlassen und nicht mehr christlich zu sein glaubt, wenn es keinen Pfarrer hat.... Bemerkenswert ist die Ehrfurcht und Andacht, welche das Volk in der Kirche an den Tag legt. Männer und Frauen haben getrennte Plätze, niemand geht umher oder schwatzt, sondern alle liegen schweigend, ihr Gebetbuch und ihren Rosenkranz in der Hand haltend, dem Gebete ob. Von der Wandlung bis zum Paternoster beten sie mit ausgestreckten Armen.... Beispiellos ist die Pietät des Volkes gegen die Verstorbenen.... Das Volk bekennt mit Eifer den katholischen Glauben und ist in kriegerischer Stimmung gegenüber den protestantischen Orten. Das Konzil von Trient, welches sie angenommen und zu befolgen versprochen haben, halten sie sehr in Ehren.... Solche, welche zu Ostern nicht beichten und kommunizieren, würden sie nicht dulden...."

Natürlich fehlen auch die Schattenseiten nicht. „Die schlimmen Eigenschaften kommen zum großen Teil von der Habsucht dieser Nation her.... Einen großen Teil der Zeit verbringen sie mit Essen und Trinken. Es ist Sitte, zwei bis drei

Stunden bei Tisch zu verweilen. Sie essen öfter im Tag und trinken zu jeder Stunde." I 182 ff. Viel einläßlicher ist der Bericht des Nuntius Ladislaus d'Aquino, welcher von 1608 bis 1613 in der Schweiz weilte. Über die guten und schlimmen Eigenschaften der Eidgenossen spricht er ähnlich wie Karl Borromäus: „Wenn auch der Nuntius eine eigene Kapelle hat, so ist es doch gut, wenn er oft der Messe und Predigt in der Kirche beiwohnt. An hohen Festtagen und bei Prozessionen ist dies notwendig. Auch soll er auf das Benehmen seiner Diener wohl achtgeben. Da dieses Volk fromm ist, so ärgert es sich leicht auch an geringen Fehlern der Dienerschaft, sieht sehr auf deren Benehmen und was es bei andern als geringe Sünde betrachtet, sieht es bei ihnen als große an. — Viel trinken und öftere Gastmähler sind allen nördlichen Völkern gemeinsam und auch natürlich wegen des kalten Klimas.... Die Essen dauern drei Stunden, man muß viele Speisen und verschiedene Weine nach dem Geschmacke der Schweizer aufstellen. Bei Tagsatzungen sind nach und nach alle Gesandten einzuladen. Dabei muß man Glanz entfalten, da sich die Herren sonst nicht geehrt fühlen, man darf nicht vor drei Stunden aufstehen.... Auch die Jesuiten, Kapuziner, Chorherren und sonstige Geistliche von höherer Stellung soll man einladen, um sie geneigt zu machen. Bei Tische wird man manches erfahren, was man sonst nicht herausbringt." (II 327 f.)

Doch wir müssen es uns versagen, weitere Einzelheiten aus dem interessanten Werke anzuführen. Es genüge, hiermit auf eines der schönsten Blätter der schweizerischen Kirchengeschichte hingewiesen zu haben.

Joseph Blötzer S. J.

Die Malereien der Katakomben Roms. Herausgegeben von **Joseph Wilpert.** Mit 267 Tafeln und 54 Abbildungen im Text. Fol. (XX u. 596) Freiburg 1903, Herder. Geb. in Halbleinw. *M* 300.—

Das vorliegende Werk ist zweifelsohne die bedeutendste und wichtigste der Publikationen auf dem Gebiet der altchristlichen Archäologie, welche seit einer Reihe von Jahren die Presse verlassen haben. Sein Wert liegt vor allem und zunächst darin, daß es den gegenwärtig bekannten Bestand der römischen Katakombenmalereien vollständig wiedergibt und so alle bisher erfolgten Veröffentlichungen dieser Fresken bei weitem hinter sich läßt, selbst die ausgiebige Sammlung P. Garruccis. Ein zweiter Vorzug besteht darin, daß es etwa die Hälfte der Katakombenmalereien in farbiger Ausführung bietet. Von den 267 Tafeln, aus denen es sich zusammensetzt, sind nicht weniger als 133 Reproduktionen in den Farben der Originale geboten. Es wurde dazu die neueste Errungenschaft der Reproduktionstechnik, der photographische Dreifarbendruck, verwendet. Bisher wurden im ganzen nur wenige Fresken des unterirdischen Roms in Farben veröffentlicht, und doch ist zuletzt eine volle Würdigung der Katakombenmalereien, zumal nach ihrem künstlerischen bzw. nichtkünstlerischen Wert nur an der Hand von Wiedergaben möglich, welche sie in den ihnen eigenen Farben getreu dem Auge des Beschauers vorführen. Um so mehr muß die wissenschaftliche Welt für die Gabe dankbar sein, mit welcher der Herausgeber sie in Gestalt so vieler farbiger und dazu in überraschend vorzüglicher Weise hergestellter Tafeln beschenkt hat.

Ein dritter und vielleicht der wesentlichste Vorzug der Wilpertschen Publikation besteht in der großen Treue, mit welcher der Bestand der römischen

Katakombenfresken wiedergegeben ist. Gerade hierin hat es bisher am allermeisten gefehlt. Selbst die noch immer wertvollen Abbildungen P. Garruccis hatten ihre Mängel. Die Reproduktion hätte wohl kaum mit größerer Genauigkeit geschehen können. An eine absolut korrekte Wiedergabe der Katakombenfresken ist nie zu denken. Sie hätte auf rein photo-mechanischem Wege zu erfolgen, eine rein mechanische Reproduktion ist aber unter den Verhältnissen, unter denen die Aufnahmen gemacht werden müßten, von solchen Schwierigkeiten begleitet, daß sie als schlechthin untunlich bezeichnet werden darf. Namentlich gilt das von farbigen Wiedergaben, da die photographischen Aufnahmen, wie sie der Dreifarbendruck erfordert, unmöglich unmittelbar von den Katakombenfresken hergestellt werden können. Was im vorliegenden Fall sich höchstens bewerkstelligen läßt, ist eine halb mechanische, halb freie Reproduktion, und eine solche ist daher auch bei dem Werk Wilperts zur Anwendung gekommen. Zunächst wurde nach Möglichkeit eine photographische Aufnahme des Freskos gemacht, von dieser dann eine schwache Kopie auf besonderem photographischem Papier hergestellt und nun das letztere in Aquarellfarben vor dem Original übermalt. Die so angefertigten Aquarelle bildeten die Grundlage für die mittelst Dreifarbendrucks ausgeführten Tafeln. Es liegt auf der Hand, daß bei einem solchen Vorgehen an sich Fehler und Irrtümer nicht ausgeschlossen sind. Indessen gibt die Sorgfalt, mit welcher alle Manipulationen sich unter der Aufsicht und Leitung Wilperts vollzogen, in Verbindung mit dem Bestreben, möglichst korrekte und zuverlässige Abbildungen zu erzielen, der langjährigen Erfahrung, der Gewissenhaftigkeit und der scharfen Beobachtungsgabe des Herausgebers, die weitgehendste Bürgschaft für eine so genaue Wiedergabe der Fresken, wie sie unter den obwaltenden Umständen nur erzielt werden kann.

Wenn die Tafeln nicht immer die Schärfe aufweisen, welche man hie und da vielleicht wünschen möchte, so liegt das an dem zur Anwendung gekommenen Reproduktionsverfahren, dem Netzdruck, bei dem eine gewisse Unschärfe nun einmal unvermeidbar ist. Für größere Darstellungen ist dieselbe aber ohne allen Belang; nur für kleinere und für das Detail kann sie allenfalls störend werden. Indessen ist es leicht zu verstehen, warum der Herausgeber die Netzdrucktechnik zur Herstellung der Tafeln wählte. Phototypie und Heliogravüre hätten das Werk unverhältnismäßig verteuert; bei Anwendung von Lithographie aber wäre eine derartig treue Reproduktion, wie sie das mechanische Netzdruckverfahren gewährt, kaum möglich gewesen.

Die große Bedeutung der Wilpertschen Publikation besteht einmal darin, daß es den Bestand der zur Zeit bekannten römischen Katakombenmalereien für alle Zukunft in trefflichen Abbildungen gebucht hat, eine Sache, die bei deren zunehmendem Verfall von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist. Der zweite kaum geringere Nutzen des Werkes liegt in dem Umstand, daß es auch dem Fernstehenden das eingehendste und umfassendste Studium der cömeterialen Fresken nach allen Beziehungen ermöglicht und zwar ohne die vielfach kaum zu beseitigenden Hindernisse, welche an Ort und Stelle den Untersuchungen sich in den Weg stellen. Es ist der Wunsch ausgesprochen worden, es möchte auch das

Bildwerk der außerrömischen Katakomben in gleicher Weise wie das der römischen zugleich verewigt und in guten Abbildungen zum Gemeingut der wissenschaftlichen Welt gemacht werden. In der Tat wäre ein derartiges corpus der altchristlichen Cömeterialfresken für die Archäologie von größtem Wert. Ob es aber sobald dazu kommen wird? Die endlosen Mühen und Schwierigkeiten, denen Wilpert zu trotzen hatte, bis er auch nur die Kopien, welche die Grundlagen der Tafeln bilden sollten, zu stande gebracht, dürften sich anderswo um ein Namhaftes vervielfältigen.

Die Hauptsache bei dem vorliegenden Werk bilden naturgemäß die Abbildungen, allein auch der Text ist eine tüchtige Leistung und zum besseren Verständnis des Bildwerkes geradezu unentbehrlich. Er gliedert sich in zwei Bücher. Das erste behandelt die Katakombenfresken im allgemeinen. Es befaßt sich mit deren Technik, mit der Beziehung der christlichen Cömeterialgemälde zur heidnischen Wanddekoration, mit der Gewandung, welche auf den Fresken auftritt, mit Bart- und Haartracht, mit der Chronologie der Malereien, ihrem künstlerischen Wert, mit den für ihre Deutung maßgebenden Prinzipien, den hervorragendsten Bilderzyklen, dem gegenwärtigen Zustand und den bisherigen Wiedergaben der Fresken, alles Punkte von großer Wichtigkeit, hinsichtlich deren die Äußerungen eines Fachmannes, der viele Jahre dem gründlichen Studium der Katakombenmalereien gewidmet hat, ebenso interessant wie belehrend sind.

Das zweite Buch ist dem Inhalt der Katakombenbilder gewidmet. Zunächst werden die christologischen Gemälde und die Darstellungen der Taufe und Eucharistie besprochen. Dann folgen die Darstellungen, welche den Glauben an die Auferstehung ausdrücken, sich auf Tod und Sünde beziehen, eine Bitte für die Verstorbenen enthalten, das Gericht wiedergeben oder die Verstorbenen in der Seligkeit und im Genuß des himmlischen Lohnes zeigen. Den Schluß bilden die Totenmahle und die wenigen Bilder aus dem Alltagsleben, aus Handwerk und Gewerbe. Ein großer Teil des in dem zweiten Buche Enthaltenen wurde von dem Verfasser bereits in seinen früheren Schriften über die Cömeterialgemälde behandelt, weshalb denn auch wiederholt auf diese verwiesen ist. Daneben bieten aber die Ausführungen, welche sich kurz als Kommentar des Tafelwerkes bezeichnen lassen, manches Neue und manche bemerkenswerte Richtigstellung früherer verfehlter Deutungsversuche.

Es ist begreiflicherweise hier nicht der Ort, an Einzelheiten Kritik zu üben; schon der Raummangel würde das verbieten: Referent kann um so mehr davon absehen, weil er sich demnächst anderswo mit verschiedenen Punkten, wie der barocken Pänula, dem Ursprung des heiligen Palliums und der sog. Fractio panis, die er schon seit geraumer Weile nicht mehr für die Wiedergabe einer liturgischen Handlung und eine realistische Darstellung der Brechung des konsekrierten Brotes hält, näher zu beschäftigen hat.

Zwei Bemerkungen allgemeiner Art mögen indessen nicht unausgesprochen bleiben. Wilpert trägt bisweilen seine Ansicht mit einer Sicherheit vor, daß es den Anschein gewinnt, als ob jedes Bedenken schlechthin ausgeschlossen sei. Indessen dürfte schwerlich alles, was ihm als gesichertes Resultat erscheint, auch schon für alle andern ein solches sein. Vielleicht hätte hie und da ein „dürfte“,

ein „wahrscheinlich", ein „scheint" und ähnliches mehr im Interesse der Wissenschaft gelegen. Wilpert meint freilich gelegentlich (S. 141): „Wie wenig Vertrauen darf schließlich der Interpret beanspruchen, welcher für ein und dasselbe Bild nicht weniger als drei verschiedene Auslegungen dem Leser anbietet; liegt nicht eben darin schon ein Zeichen, daß er selbst seiner Sache ganz unsicher ist?" Allein folgt etwa daraus, daß jemand nur eine Deutung gibt und diese mit einer allen Zweifel ausschließenden Sicherheit vorträgt, daß seine Aufstellung auch objektiv richtig ist. Und zuletzt wäre im einzelnen Fall noch zu untersuchen, was besser und weniger bedenklich ist, das erste oder das letzte.

Zweitens hat Wilpert, wie uns scheint, etwas zu wenig auf Ansichten Rücksicht genommen, die von den seinigen abweichen. So ist, um ein Beispiel anzuführen, bei Besprechung des Freskos der sog. Schleierübergabe der Deutung Mitius' mit keinem Wort Erwähnung geschehen. Eine kurze, bestimmte Richtigstellung wäre doch gewiß am Platz gewesen. Die kurze Fußnote an anderer Stelle (S. 141) kann nicht befriedigen.

Nichtsdestoweniger bleibt die Publikation Wilperts die seit Jahren bedeutendste und wichtigste Leistung auf dem Gebiet der altchristlichen Archäologie, und es wünscht Referent dem Verfasser aufrichtigst Glück, daß er nach so vielen Jahren größter Mühe und vollster Hingabe an die so schwierige Aufgabe die Frucht seiner Arbeit in Gestalt des vorliegenden, für die archäologische Wissenschaft um seiner Tafeln willen so bedeutungsvollen, um nicht zu sagen unschätzbaren Werkes reifen sehen durfte. **Jos. Braun** S. J.

Weiße Narcissen. Religiöse Gedichte von **M. v. Greiffenstein.** 12° (160) Münster i. W. 1902, Alphonsus-Buchhandlung. Geb. in Leinw. mit Goldschn. *M* 2.50

Nicht umsonst wurde die schneeweiße, süßduftende Frühlingsblume mit ihrem rotgoldenen Krönchen Narcissus poeticus, „die Dichter-Narzisse", genannt, und einen vollen Strauß dieser köstlichen Blumen bietet uns hier die Hand einer echten Dichterin. Adel der Gesinnung, Reinheit des Herzens, innige Frömmigkeit, tiefes Empfinden sind der Boden, dem diese Blüten süßer himmlischer Minne entsprossen. Form und Sprache sind einfach mustergültig. Hier finden sich, statt der wohlfeilen Gedankenstriche, neue und originelle Gedanken. Wir stehen nicht an, der Dichterin, die sich unter dem Pseudonym M. v. Greiffenstein birgt, einen Ehrenplatz unter den ersten Namen anzuweisen. Mag M. Herbert sie an Glut der Leidenschaft übertreffen: als religiöse Sängerin scheint uns M. v. Greiffenstein entschieden höher zu stehen; ja sie kommt den Gedichten Annette v. Drostes sehr nahe, und manche scheinen uns selbst mit den Liedern der gefeierten westfälischen Sängerin um die Palme ringen zu dürfen.

Der erste Zyklus bringt Blumen „Aus dem Festkranze der Braut" (der Kirche). Gleich das erste Lied „St Joseph im Advent" zeigt die Eigenart der Dichterin; sie läßt durch die Engel Joseph gewissermaßen zum Priester weihen; denn „Nur dem Priester ziemt es, Brot des Lebens zu berühren". Wundervoll ist das Gedicht Immaculata. Geben wir als Probe einige Strophen:

. . . .
„O Königin, schöner als alle,
In leuchtender Gnadenpracht,
Was hat in des Vaters Augen
Dich also herrlich gemacht?
Der Demant auf deiner Stirne!
Es nahm aus der Gottheit Schrein
Der Ewige, dich zu schmücken,
Nie helleren Edelstein.
. . . .
Die Strahlen von deinem Steine,
Sie bauten ein Tempelzelt
Tief unten im Herzensgrunde
Nun heimlich dem Herrn der Welt.
Da konnte die weiße Taube
Hinab zu der Arche gehn,
Und durch die schimmernden Hallen
Ihr göttlicher Odem wehn.
Da konnte das Kindlein kommen,
Der Tempel war sonnenklar,
Und schneeiges Linnen deckte
Kristallenen Opferaltar.
O Demant der Jungfraukrone,
O einziger Edelstein!
Es schrieben die Finger Gottes
Immaculata dir ein!"

Höchst originell ist die Auffassung des Weihnachtsgeheimnisses in „Ciborium und Monstranz". Wohl noch besser gelang in „Maria Lichtmeß" das Opfer der seligsten Jungfrau:

. . . .
„Meine Schöne, meine Taube!"
Klang es von den Sionszinnen,
„Komm zum grünen Myrrhenberge,
Laß das Opfermahl beginnen!"

Und sie stand in Tempelhallen,
Morgensonn' war aufgegangen:
Liebend an dem reinen Herzen
Hielt das Kindlein sie umfangen.

Morgensonn' war aufgegangen,
Und das Kindlein glich der Rose,
Die im kalten Morgenwinde
Hängt am Stamme lose, lose.

Freudig naht der Opferpriester,
Brach das Röslein rasch vom Zweige;
Für das Leben ging der Mutter
Weihnachtsglanz und Licht zur Neige.

Weiß und duftend lag das Blümlein
Auf geweihter Opferschale;
Tauesperlen, Muttertränen
Glitzerten im Morgenstrahle.

Tief hinab mit jähem Stoße
War ein Schwert hineingedrungen
In das Herz, das mutterselig
Einst Magnificat gesungen.

„Meine Taube, meine Schöne,
Süße Myrrhendüfte steigen;
Wie so hehr dein Morgenopfer,
Wird die Abendsonne zeigen."
. . . .

Doch wir können unmöglich all das Schöne hervorheben, das uns beim Lesen dieser Poesien ergriffen hat; wir müßten sonst das Büchlein einfach abdrucken. Nur seien noch besonders genannt der Zyklus Dolorosa, der die sieben Schmerzen Marias besingt, das tiefempfundene Abendmahlsgedicht mit der Kehrstrophe:

„Dein ganzes Herz erkenn' ich dran:
Kein anderer hätte so getan,"

der „Rosenkranz":

„Meine Mutter liebt die Rosen,
Rosen weiß und purpurfarben,
Golden, wie des Abends Glühen,
Wie des Sommers lichte Garben,"

„Christus ist unsere Lilie", „Lied der hl. Agnes", „Es ist ja nur für eine Nacht", endlich der mißachtete Gnadenruf „Vorüber". Auch die epischen Stoffe gelingen

unserer Dichterin gut; ihre eigenste Domäne aber bleibt das geistliche Minnelied. Wenigstens eine Probe, die uns ihre Zartheit und Innigkeit empfinden läßt, wollen wir zum Schlusse unverkürzt hersetzen. Gewiß wird dies eine Stück den „Weißen Narzissen" begeisterte Leser gewinnen. Es ist das herrliche Kommunionlied einer Kranken „Morgen, eh' das Frühlicht scheinet".

„Morgen, eh' das Frühlicht scheinet,
Wird ein Silberglöcklein klingen,
Und ein Hirt in weißem Kleide
Wird mir meinen Heiland bringen.

Morgen, eh' das Frühlicht scheinet,
Wird die Kammer licht und helle;
Heil'ge Engel werden knieen
Still erwartend auf der Schwelle.

Morgen, eh' das Frühlicht scheinet,
Werd' ich dreimal zitternd sagen:
‚Jesu Christ, ich bin nicht würdig,
Dich in meiner Brust zu tragen.'

Morgen, eh' das Frühlicht scheinet,
Spricht der Herr zu mir gewendet:
‚Nicht den Starken, nein, den Schwachen
Hat mein Vater mich gesendet.'

Morgen, eh' das Frühlicht scheinet,
Halt' ich ihn im Herzensgrunde
Und vergesse meines Lebens
Not und Leid für eine Stunde.

Wenn das Frühlicht dann erschienen,
Ist er still von mir gegangen;
Doch in meiner kleinen Zelle
Wunderbare Düfte hangen.

Eine rote Purpurrose
Hat er scheidend mir gelassen,
Sprechend: ‚Laß im Lauf der Stunden
Ihren Schimmer nicht erblassen.

Denke mein und bleibe liebend
Mir in Schmerz und Leid geeinet;
Sieh, ich komme, komme wieder,
Morgen, eh' das Frühlicht scheinet.'"

Jos. Spillmann S. J.

Welt und Leben. Gedichte von **E. Drerup.** 16° (220) Kempten 1902, Kösel. *M* 3.—

Ach, betrübter und verkehrter — Gibt es nichts auf dieser Erden — Als ein Zwitterwesen werden — Halb Poet und halb Gelehrter! So hat Ernst Curtius einst geklagt, und er mag recht haben, wenn „die Blüten des Lenzes die Decke des Winters nicht durchdringen" können, aber nicht, wenn die Dichtkunst, sich frei entfaltend, die heitere Gefährtin der ernsten Wissenschaft ist. Das ist sie aber bei dem westfälischen Gelehrten an der Isar Strand. Bei seiner ganz klassischen Bildung ließ sich von vornherein erwarten, daß er nicht in den Bahnen der Modernen wandle. Redegewandt, wie er ist, weiß er mit den „alten Tönen" auszukommen oder bei einer Weiterbildung die Einheit des Sprachbildes zu wahren. Der Einfluß der Antike zeigt sich deutlich in Inhalt und Form, in der dichterischen Auffassung und der ruhig abgeklärten Ausdrucksweise. Ein bezeichnendes Beispiel ist der „Gruß an das Meer":

Ich grüße dich, heilig erhabenes Meer,
Du Wunder der göttlichen Macht!
So ruhig und ernst, so heiter und hehr,
Unwandelbar, ewig nicht minder, nicht mehr
In wogender, wechselnder Pracht.

Du herrliches Meer, ob in sonnigem Glanz
Die Welle sich spiegelt und schäumt,

Zum Ufer sich dränget in spielendem Tanz,
Wo lauschiger Villen üppiger Kranz
Die blauenden Buchten umsäumt;

Ob donnernd die Wasser zerschellen am Riff,
Aufheulend in tückischer Wut,
Und tastend umschlingen das schwankende Schiff,
Es fassen und ziehen mit gierigem Griff
Frohlockend hinab in die Flut.

Unendliches Meer, du tötest und nährst,
Du trennest und bindest das Land.
Wenn überflutend die Flur du verheerst,
Dich segnet, dem du sein Brot bescherst,
Des Schiffers schwielige Hand.

Du trägst des Fischers schaukelnden Kahn,
Der Kauffahrt kostbare Last.
Und lustig ertönet von Masten und Rah'n
Matrosengesang, wenn die Schiffe sich nah'n
Dem Hafen zu wonniger Rast.

Ich liebe dich, Meer, in ewiger Pracht,
Dein wogendes, wallendes Reich!
Ob funkelnd die Sonne drin leuchtet und lacht,
Ob wild du dich hüllest in stürmende Nacht,
Nichts kommt auf Erden dir gleich.

Inhalt und Form der Gedichte sind ungemein mannigfaltig. „Die Welt ist voller Poesie", und der Dichter weiß sie auf allen Gebieten zu erfassen. Nicht selten klingt das Religiöse durch; sehr innig ist das „Gebet zur Mutter Gottes" (S. 11). Auch der Strophen- und Versbau ist sehr verschieden; der angemessene Rhythmus erzielt vielfach treffliche Wirkungen. Der Verfasser bekundet durchgehends einen geläuterten Geschmack und eine edle Natürlichkeit.

Eine strengere Sichtung der Gedichte hätte freilich dem Buche nur zum Vorteil gereicht. Namentlich in „Lieben und Leiden" sind manche Spielereien, die auf Buchform keinen Anspruch haben. Auch „Im Süden" enthält einige Nummern von geringem Wert. Wie vollends „Der Hund" (19) in die Sammlung geraten konnte, ist schier unbegreiflich. In dem „Hymnus auf die Liebe" scheint uns eine einheitliche Auffassung zu fehlen. An unreinen Reimen ist kein Mangel. „Wilden" (S. 387 Z. 3) ist wohl nur ein Druckfehler.

Der Dichter tritt bescheiden, aber doch entschieden auf; denn „die Zauberworte: Ich kann! Ich will! leihen seinem Dasein höchste Kraft". Ja er kann; denn „keusch und rein hat ihn die Muse geküßt". Er will; singend „folgt er dem Wirken der Muse", damit er „hebe die Herzen zum Himmel empor und führe die Menschen durchs goldene Tor zum ewigen Tempel des Schönen".

Hermann Wiesmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

St Bonaventura und das Papsttum. Von P. Thomas Villanova O. C. 8° (108) Bregenz 1902, Teutsch. *M* 1.50

Diese fleißige dogmatische Studie ist sehr lesenswert. Sie enthält in den Abschnitten: Einsetzung, Fortdauer, Tragweite des Primates und Unfehlbarkeit, die Lehre des seraphischen Lehrers über die genannten Lehrpunkte. Die Darstellung ist klar und frisch und zeigt schlagend, wie unrecht Döllinger getan, sich auf den hl. Bonaventura zu berufen. Das aus den Werken des Heiligen sorgfältig gesammelte Material ist sehr übersichtlich und scharf gruppiert.

De Fide divina; auctore Guil. Wilmers S. J., ed. A. Lehmkuhl S. J. 8° (IV u. 416) Ratisbonae 1902, Pustet. *M* 4.80; geb. *M* 6.30

Dieses letzte Werk des geschätzten Dogmatikers schließt sich würdig an die beiden Bände de religione christiana und de Christi Ecclesia an. Der Herausgeber hat aus Pietät gegen den Verfasser nur sehr geringe Änderungen vorgenommen. Es behandelt mit jener dem Verfasser eigenen Gründlichkeit und Klarheit in vier Büchern den Begriff des Glaubens und dessen Formalobjekt; den Glaubensakt; das Materialobjekt des Glaubens; die Zustimmung zum Formalobjekt. Im letztgenannten Buche folgt Wilmers der Lehre des Suarez über die Analysis fidei. Mag man auch anderer Ansicht sein als der Verfasser; man wird ihm das Lob nicht versagen können, daß er die Wahrheitsmomente in der Sentenz des großen Theologen mit Geschick hervorhebt und verwertet. Wer mit der scholastischen Denk- und Darstellungsweise nicht vertraut ist, wird Wilmers' Werk trocken und schwer finden. Wer sich jedoch von der harten Schale nicht abhalten läßt, findet im Reichtum kerniger Gedanken, in der tiefen Begründung und spekulativen Analyse so schwieriger Probleme die beste Entschädigung. Der Theolog wird unter allen Umständen bedeutende Anregung zu eigener Forschung erhalten.

Études sur Saint Jérôme. Sa doctrine touchant l'inspiration des livres saints et leur véracité, l'autorité des livres deutérocanoniques, la distinction entre l'épiscopat et le presbytérat, l'Origénisme. Par D. Léon Sanders O. S. B. 8° (VI u. 396) Bruxelles, Becquart-Arien, Paris 1903, Lecoffre. *Fr.* 7.50

Die Gegenstände, über welche die hier vereinten Abhandlungen Licht zu verbreiten suchen, sind im Titel des Buches hinlänglich angedeutet. Sie werden durchweg in einer recht gründlichen und eingehenden Weise behandelt. Auch wenn es nicht ausdrücklich gesagt wäre, würde der Leser dennoch schon von selbst merken, daß die hier gesammelten Texte nicht aus zweiter Hand, sondern aus eifriger und wiederholter Lektüre sämtlicher Werke des heiligen Kirchenlehrers stammen. Auch die Beweisführung des Verfassers ist meist besonnen und vertrauenerweckend. Von besonderem Interesse sind die ersten beiden Abhandlungen, in welchen des hl. Hieronymus Ansichten z. B. über die Ausdehnung der Inspiration, über die Möglichkeit von Irrtümern in der Heiligen Schrift usw. zur Sprache kommen. In seinen Ausführungen schließt Don Sanders sich an die Dominikanerschule

von Jerusalem an. An einzelnen Kleinigkeiten merkt man, daß der Verfasser mehr Dogmatiker als Historiker ist. So lebte Severus von Antiochien (S. 333) nicht im 10. Jahrhundert, die beiden Alexandriner (S. 325 345) waren nicht Bischöfe, der Lehrer des hl. Hieronymus (S. 6) hieß nicht Orbilius, S. 19 lies Vettius statt Veltius usw. S. 317 ist in A. 1 das Zitat irreführend; die Stelle steht Migne, Patr. lat. XXIII 1096.

Die Bildung und Erziehung der Geistlichen nach katholischen Grundsätzen und nach den Maigesetzen. Von Irenäus Themistor. Dritte, vermehrte Auflage. 8° (XXII u. 344) Trier 1904, Paulinus-Druckerei. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Hervorgewachsen aus dem schweren Kampfe, welchen noch vor kaum einem Vierteljahrhundert Deutschlands katholisches Volk um die Freiheit seiner Kirche führen mußte, war dieses Werk bei seinem Erscheinen fast ein Ereignis. Es hat seine Geschichte gehabt und bedeutet noch heute eine große Erinnerung (vgl. diese Zeitschrift XXVI 442 f; XXVIII 561). Es behandelt indes die Frage nach der kirchlichen Vorbildung der Geistlichen so gründlich und vollständig, nach der historischen wie der prinzipiellen Seite hin, daß es für immer seinen Wert behaupten wird, und darum war, zumal eine genügende Geschichte des geistlichen Bildungswesens nicht vorhanden ist, eine vermehrte neue Auflage der seinerzeit so viel beachteten Schrift recht wohl am Platze. War ein Hauptzweck bei der ersten Abfassung die klare Zeugnisablage und genaue Formulierung für die Grundsätze, welche die Kirche bei der Vorbildung ihrer Diener stets hochgehalten hat, so ist auch in dieser Beziehung das Werk noch nicht veraltet. Vielmehr haben die inzwischen mehrfach erfolgten päpstlichen Kundgebungen wie zahlreiche über die einschlägigen Fragen geführte Erörterungen manchen Anstoß gegeben, die Darstellung noch zu bereichern und gegen Einwendungen zu stützen. Es gibt Zeiten, welche geeignet sind, auch heilige Grundsätze zu lockern, Überzeugungen zu trüben und die öffentliche Meinung irre zu führen. Um so wichtiger, daß auch dann, was wahr und recht ist, unentwegt sein Bekenntnis finde, maßvoll, weitherzig, aber fest, zum Zeugnis angesichts der Selbsttäuschungen der Gegenwart und zum Markstein für eine fernere, vielleicht durch trübe Erfahrungen neu gewitzigte Zukunft.

Compendium praelectionum iuris regularis Adm. R. P. Piati Montani Ord. FF. Min. Capuc., ad recentissimas leges redactum auctore P. Victorio ab Appeltern, eiusdem Ord. (XXII u. 658) Tornaci 1903, Casterman. *Fr.* 8.—

P. Viktorius hat sich an die Ordnung der Vorlage gehalten, doch manches hinzugefügt; so ist Rücksicht auf die neuesten Entscheidungen genommen und, was wir besonders hervorheben möchten, dem Rechte der neueren Kongregationen die gebührende Beachtung geschenkt. Die Raumersparnis, welche das zweibändige Werk Piats auf einen Band zurückführt, ist durch Übergehen der Kontroversen und der Nebenfragen erzielt. Zumal der zweite Band Piats ist nur in sehr verkürzter Form wiedergegeben. Die einzelnen Privilegien sind in einer knappen Übersicht erwähnt und der sechste Teil über Prozeß- und Strafrecht ist ganz ausgelassen. Wer einmal die von Piat gewählte Auflösung des zu behandelnden Gegenstandes in einzelnen Fragen sich geläufig gemacht hat, wird das Kompendium recht brauchbar finden. Ein sorgfältiges alphabetisches Inhaltsverzeichnis würde den Wert des Buches noch erhöhen.

Die Rechtsfähigkeit der Mitglieder religiöser Orden und ordensähnlicher Kongregationen nach kanonischem und deutschem Recht. Von Dr iur. Siegfried v. Hobe-Gelting. gr. 8° (60) Breslau 1903, Görlich u. Coch. 80 *Pf.*

In der Überschrift ist die Einteilung schon angezeigt. Das kirchliche Recht für Ordensleute fand ähnliche Rechtsbildungen in römischen Quellen vor. Die Dekretalenbücher beziehen sich auf Orden mit feierlichen Gelübden. Der Handels- und Rechtsfähigkeit in Kongregationen, bei welchen die neuere Rechtsentwicklung das Verhältnis der Mitglieder zur Gesamtheit anders als bei den Orden gestaltet hat, wird ein eigener Abschnitt gewidmet. Der zweite Teil der Arbeit stellt die Rechtsfähigkeit der Religiosen nach deutschem Recht dar. Nachdem die Ordensprofeß mit ihren kanonischen Rechtsfolgen von der neueren Gesetzgebung nicht mehr anerkannt wird, war es folgerichtig, die Mitglieder der Orden und Kongregationen in Bezug auf Rechtsfähigkeit andern Personen gleichzustellen. Eine sorgfältigere Berücksichtigung der neueren Literatur würde den Verfasser auf einige von ihm unerwähnt gelassene Fragen aufmerksam gemacht haben. Aber auch in der vorliegenden Form wird ein Überblick über die Hauptpunkte des behandelten interessanten Rechtsgebietes gegeben.

Homiletische und katechetische Studien im Geiste des Kirchenjahres und der Heiligen Schrift. Von A. Meyenberg. 8° (956) Luzern 1903, Räber u. Co. *M* 11.—

Das vorliegende Werk ist eigenartig. Wissenschaftliche Darstellung der Homiletik und Katechetik findet sich hier vereint mit zahlreichen praktischen Winken für den gedeihlichen seelsorglichen Unterricht und mit einer großen Anzahl von Vorschlägen für Predigtzyklen, sowie sehr zahlreichen eingehenden Skizzen. Dadurch gewinnt das Werk einen eminent praktischen Wert; es ist eine Frucht praktischer homiletischer Studien über das Kirchenjahr und die Heilige Schrift. Niemand wird diese Studien lesen, ohne die Liturgie und die Heilige Schrift als Predigtquellen lieber zu gewinnen. Überall werden bei Behandlung der Heiligen Schrift die Kerngedanken hervorgehoben über Gottes liebevolles Walten, seine Führung und seine Pädagogik. In solchen Kerngedanken noch mehr als in den Skizzen erblicken wir den inneren Wert dieser Studien. Denn der Verfasser möchte zur homiletischen Betrachtung anleiten, und die Gedanken, die er bietet, werden befruchtend wirken. Die Behandlung des Kirchenjahrs lehrt unter Bezugnahme auf die Liturgie sowohl die Exegese als Dogmatik und Moral fruchtreich auf der Kanzel zu verwerten. Über Mangel an Stoff läßt sich dann nicht mehr klagen. Der Verfasser verfügt über ein solides theologisches Wissen, reiche Erfahrung und ein großes rhetorisches Talent. Die Darstellung ist lebensvoll und stets anregend. Innige Liebe zur Kirche, warmes Interesse für das christliche Volk und wirkliches Verständnis für dessen Bedürfnisse führen die Feder. Über solchen Vorzügen werden wir kleine Mängel wie einzelne Wiederholungen und behagliche Breiten gerne nachsehen.

Irreführung des protestantischen Volkes. Wie die Professoren W. Herrmann, Th. Kolde, A. Ritschl, A. Harnack u. a. ihre Zuhörer und Leser über die katholische Religion und das Christentum aufklären. Von G. Weber. 8° (VIII u. 98) Mainz 1904, Druckerei Lehrlingshaus. *M* 1.20

Die Schrift wendet sich gegen das Übel, unter welchem wir in Deutschland leiden, daß von den Koryphäen der protestantischen Theologie an unsern Hoch-

schulen grobe, die Gemüter aufreizende Entstellungen der katholischen Lehre immer neu in die Reihen der Prediger und durch sie in die Massen des Volkes ausgesät werden. Den ungeheuerlichsten Behauptungen dieser Art aus der Feder bekannter, meist noch lebender Hochschullehrer wird die Wirklichkeit gegenübergehalten, die katholische Anschauung, wie sie in allgemein gebrauchten, durch die kirchliche Autorität selbst dargebotenen Volksbüchern (Diözesan-Gesangbuch und -Katechismus von Mainz, beide vor fast 50 Jahren von Bischof v. Ketteler noch eingeführt) sich niedergelegt findet. Zum Schluß der einzelnen Abschnitte wird dann der fragliche Professor vor das Dilemma schuldbarer grober Unwissenheit oder aber bewußter Unwahrhaftigkeit gestellt. Exkurse schließen sich an über die von den deutschen Hochschulen ausgehenden Ströme von Unglauben und Unsittlichkeit und über die Unredlichkeit jener zahlreichen Prediger, die mit dem Apostolikum, auf das sie verpflichtet sind, zerfallen und am Christusglauben bankrott, gleichwohl fortfahren, den Gläubigen das „Christentum" zu predigen. Die Form der direkten Apostrophierung gegenüber den genannten Professoren mag mißfallen, zumal dieselbe sehr viel und nicht ohne Derbheit angewendet wird. Dies wie die eine oder andere vielleicht nicht ganz geschmackvolle Wendung wird jedoch ausgeglichen durch die ernste und würdevolle „Schlußbetrachtung". So spricht ein ehrlicher katholischer Mann zur Abwehr empörenden Unrechtes kräftig das aus, was er im Innern empfindet. Nirgends aber wird der gläubige Protestantismus angegriffen, nirgends das protestantische Volk verletzt. Der Grundgedanke der Schrift wie der Ausführungen im einzelnen war völlig berechtigt und sehr an der Zeit. Ohne in allem die Form zu loben, muß man sagen, es war ein guter Griff. Niemand darf es dem Katholiken unserer Tage verargen, wenn er den Vertretern des protestantischen Christentums in Deutschland die sittlichen Grundpflichten der Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Nächstenliebe auch zu Gunsten seiner Kirche und Religionsgenossen ins Gedächtnis zurückzurufen versucht.

1. **Papst Nikolaus III.** Eine Monographie. Von Augustin Demski. [Kirchengeschichtliche Studien VI, 1 u. 2.] 8° (XII u. 366) Münster 1903, Schöningh. *M* 8.40

2. **Papst Clemens IV.** Eine Monographie. I. Teil: Das Vorleben des Papstes und sein Legationsregister. Von Jos. Heidemann. [Kirchengeschichtliche Studien VI, 4.] 8° (VIII u. 248) Münster 1903, Schöningh. *M* 5.60

1. Mit großem Fleiß ist der Verfasser auf die Persönlichkeit und Familiengeschichte des ersten Orsinipapstes eingegangen und hat sich auch über alle die mannigfaltigen Gebiete verbreitet, auf welchen die Regierungstüchtigkeit desselben sich zu betätigen Veranlassung fand. Durch die kurze Dauer dieses vielverheißenden Pontifikates wurden zwar viele Unternehmungen und Pläne in ihren Anfängen schon erstickt; immerhin ist es staunenswert, was binnen solch knapper Frist zu stande gebracht werden konnte. Je mehr infolge von Dantes leidenschaftlichem Verdikt über dem Andenken dieses Papstes sich Schatten aufgetürmt hatten, um so bessere Gelegenheit war geboten, auf Grund sicherer Quellen den bekannten Ausspruch neu zu bekräftigen, daß „die beste Verteidigung der Päpste die Kenntnis ihres wirklichen Wesens ist". Manche nebenbei unterlaufene Äußerung läßt erkennen, daß das Studium der umfangreichen akatholischen Literatur, die so fleißig zitiert wird, auf die Anschauungsweise des Verfassers wohl nicht ganz ohne Wirkung geblieben ist, aber im ganzen ist die Arbeit als Erstlingsschrift eine recht wackere.

2. Der Verfasser ist in der glücklichen Lage, den amtlichen Bericht über die Legation des Kardinals Guido, nachmaligen Papstes, nach England zum erstenmal nach seiner ganzen Ausdehnung verwerten zu können, den er sich in zwei früher unbeachtet gebliebenen Abschriften des 17. Jahrhunderts zugänglich zu machen wußte. Er begnügt sich nicht, denselben mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen zum Abdruck zu bringen, sondern läßt eine vollständige Lebensgeschichte Guido Fulcodis bis zum Augenblick seiner Erwählung vorausgehen, mit dem Versprechen, die Zeit seines Pontifikates später noch gesondert zu behandeln. Es fehlt nicht an kleinen Schwächen. Die Judenfrage S. 68 ist unbefriedigend behandelt; die S. 156 f beliebte Unterscheidung zwischen großem und kleinem Bann nicht glücklich; mit dem „Bischof von Rosen" S. 130 wird wohl Roffensis (= Rochester) gemeint sein. Aber die Arbeit ist ganz brauchbar. Der Verfasser hat verstanden, das nationale Vorurteil, das gerade in Bezug auf Klemens IV. so leicht sich einmischt, von sich ferne zu halten. Die Wärme, mit welcher er für seinen Helden eintritt, drängt sich manchmal etwas stark in den Vordergrund, ist aber an sich nicht unberechtigt. Ein rüstiges wissenschaftliches Streben wie der zu Tage tretende ideale Sinn gereichen dem Verfasser zur Ehre.

1. **Papst Pius X.** Ein Lebensbild des hl. Vaters. Von Msgr. Dr Anton de Waal. Mit einem Titelbild und 137 Abbildungen im Text. 4° (VIII u. 162) Dasselbe. Zweite, ergänzte Auflage. (6. bis 8. Tausend) Mit Titelbild und 107 Abbildungen im Text. (VIII u. 148) München 1903, Allgem. Verlagsgesellschaft. Geb. *M* 4.—
2. **Papst Pius X.** Sein Vorleben und seine Erhebung. Von Dr Jos. Schmidlin, Kaplan des Campo Santo. [Frankfurter zeitgemäße Broschüren. XIII, 1 u. 2.] 8° (72) Hamm i. W. 1903, Breer und Thiemann. 50 *Pf.*; der Band von 12 Heften *M* 4.—
3. **Pius-Buch.** Lebensbild unseres glorreich regierenden heiligen Vaters Pius X. Aus authentischen Quellen geschöpft und dargestellt von F. J. Riepenhausen. kl. 8° (128) Heiligenstadt 1904, Cordier. *M* 1.—
4. **Unser heiliger Vater Papst Pius X.** Für das Volk geschildert von P. Thomas Villanova O. C. 8° (106) Brixen 1904, Preßverein. 30 *h*

1. Das reich illustrierte und trefflich gearbeitete „Leo XIII. Sein Leben und Wirken" von Robert Schneider im Köselschen Verlag war kaum erschienen und hatte die Verbreitung und Anerkennung, die es verdiente, zu finden noch nicht Zeit gehabt, als schon diese gleich prächtig ausgestattete Schrift über den neuen Papst ihm an die Seite trat. In der ersten Auflage gehörte die neue Schrift zur Hälfte noch dem Andenken Leos XIII. und den mächtigen Eindrücken, welche der Papstwechsel bei den unmittelbaren Zeugen der Ereignisse zu wecken vermochte, im übrigen brachte sie viele und meist wohlverbürgte Nachrichten, welche der Verfasser nur durch große Bemühungen und dank besonders günstigen Verbindungen in unglaublich kurzer Zeit zu sammeln im stande war. Insbesondere lagen ihm die amtlichen Relationen vor, welche über Joseph Sartos bischöfliche Verwaltung alle drei Jahre bei der Kongregation der Bischöfe in Rom eingelaufen waren. Dazu konnte die rasch erfolgte zweite Auflage, nebst den Ergebnissen neuer Erkundigungen, eine reiche Ausbeute aus den Hirtenbriefen des Bischofs und Patriarchen hinzu-

fügen. Der Rückblick auf die letzten Tage Leos XIII. wurde dahingegen in der neuen Auflage um mehr als die Hälfte eingeschränkt. Von bisher erschienenen Lebensbeschreibungen dürfte die vorliegende nicht nur die reichhaltigste, sondern mehr noch die zuverlässigste sein.

2. Auch diese Schrift ist ein Produkt der ersten Begeisterung. Sie hat das Verdienst, sehr früh zur Stelle gewesen zu sein, und weiß schon vieles zu erzählen, wenn auch nicht in allem Verbürgtes. Die Beziehungen Sartos während seiner bischöflichen Zeit gegenüber der italienischen Regierung werden einläßlicher besprochen als irgend anderswo. Die Wärme des Tones ist an sich zu loben, muß aber davor warnen, einzelne Wendungen zu sehr zu pressen oder allzu ernst zu nehmen.

3. Neben hübscher Ausstattung, bequemem Format und Reichtum an neuen Bildern berührt das Büchlein angenehm durch eine ruhig fließende, erzählende Darstellung ohne überflüssige Ergüsse und allgemeine Zeitbetrachtungen. Im Anhang ist eine Anzahl von bis jetzt erfolgten wichtigeren Kundgebungen des neuen Papstes beigedruckt. Die Verteidigung eines angeblich noch bestehenden österreichischen Rechtes der Exklusive ist weniger glücklich; auch die Prophezeiungen Leos XIII. und die Sicherheit und Allgemeinheit, mit der man die Wahl Sartos zum Papst erwartet haben soll, sind doch kaum historisch verbürgt.

4. Eine schlichte, herzliche Darstellung für das Volk, stützt sich das Schriftchen, abgesehen von dem Werke von de Waal, lediglich auf Zeitungsmitteilungen aus der ersten erregten Zeit nach erfolgter Papstwahl. Weniger vorsichtig als de Waal in Bezug auf das, was eine „politische Vergangenheit" des neuen Papstes darstellen könnte, hat der Verfasser auf guten Glauben manches den Zeitungen entnommen, was ohne strikten Beweis der Wahrheit und ohne sorgfältige Unterscheidung die Stelle in einer Lebensbeschreibung nicht verdient.

Die päpstlichen Annaten in Deutschland während des XIV. Jahrhunderts.
Erster Band: Von Johann XXII. bis Innozenz VI. Von Dr J. P. Kirsch, o. ö. Professor an der Universität Freiburg (Schw.). [Quellen u. Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. IX] 8° (LVI u. 344) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 13.—

Mit diesem Bande beginnt die längst in Aussicht gestellte Ergänzung zu des Verfassers „Päpstlichen Kollektorien" 1894 (Quellen und Forschungen III), die sich gleich jenen auf die Ausbeute der als Collectoriae bezeichneten Serie von Büchern der Apostolischen Kammer, auf die Zeit des 14. Jahrhunderts und (von zufälligen Ausnahmen abgesehen) auf die Länder deutscher Zunge beschränkt. In jenem ersten Werke wurde die Tätigkeit dokumentarisch erläutert, welche päpstliche Kollektoren behufs Einziehung und Weiterübermittlung kirchlicher Abgaben in Deutschland selbst entfalteten. Die großen Schwierigkeiten aber, welche gerade in Deutschland jeder finanziellen Forderung der Kurie entgegengestellt wurden, führten dahin, daß seit Mitte des 14. Jahrhunderts die mit der Verleihung deutscher Benefizien zusammenhängenden Geldzahlungen direkt bei der Zentralstelle in Rom zu erlegen waren. Dies hatte eine eigene Behandlung der Provisionen auf deutsche Pfründen und die Führung eigener Register zur Folge; der mit diesem Nebenzweig der Verwaltung beauftragte Kammerkleriker war eigens dafür besoldet. Gemäß der Aufgabe, die der Verfasser sich gesetzt hat, eine künftige allgemeine Darstellung des päpstlichen Finanzwesens durch Herbeischaffung tüchtiger Bausteine vorzubereiten, ist es ihm hier nicht so sehr um die Summen und die Berechnung

der päpstlichen Einkünfte zu tun, als um den Einblick in den Organismus der Verwaltung. Er bietet daher Muster von allen verschiedenen Arten der geführten Verzeichnisse, zunächst Auszüge aus dem allgemeinen Benefizienregister, dann Stücke aus den libri ordinarii (dem Hauptbuch) nebst Quittungen des Camerarius, Bruchstücke aus dem Handregister des mit den Rechnungen beauftragten Notars, endlich — und das ist der wertvollste Bestandteil — das abschließende Register des Kammerklerikers Eblo de Mederio über die Einnahmen aus deutschen Pfründen (Juni 1356 bis Dezember 1360), erläutert durch reichliche Notizen aus andern der vorhandenen Register. Bei alledem ist die Rede von „Annaten" im strengen Sinn, nicht von den sog. servitia communia, den Abgaben bei Neubesetzung der hohen Kirchenämter, die im päpstlichen Konsistorium geschah. Es handelt sich um die einmaligen Abgaben aus jenen weniger hohen Kirchenämtern, welche außerhalb des Konsistoriums der Papst direkt verlieh, oder welche in einer Periode neu vergeben wurden, für die der Papst solche Einkünfte aus den Pfründbebesetzungen sich allgemein vorbehalten hatte. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß neben wichtigen Aufschlüssen über die päpstliche Verwaltung auch für die Geschichte der Einzelkirchen, für die der Fürsten- und Adelsgeschlechter und für die Kulturzustände im allgemeinen hier eine reiche Quelle neu geöffnet wird. Die volle Brauchbarkeit wird dieselbe freilich erst dann erlangen, wenn einmal der zweite Band mit den versprochenen ausgiebigeren Registern vorliegt, was hoffentlich nicht mehr allzulange sich verzögern wird.

Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Ludwig Pastor. Zweiter Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Thronbesteigung Pius' II. bis zum Tode Sixtus' IV. Dritte und vierte, vielfach umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8° (LX u. 816) Freiburg 1904, Herder. *M* 11.—; geb. *M* 13.—

Bei einem Bande von Pastors Papstgeschichte bedeutet die Neuauflage nicht lediglich den nochmals geglätteten, von nebensächlichen Unvollkommenheiten gereinigten Wiederabdruck, sondern die Zusammenfassung der gesamten neuen Errungenschaft auf den einschlägigen Gebieten und dazu die Ergebnisse eigener rastloser und umfassender Forscherarbeit, zu welcher der eminente Geschichtschreiber durch seine hervorragende Stellung in Rom in die allergünstigste Lage versetzt ist. Der Text des vorliegenden Bandes allein hat gegen den der zweiten Auflage von 1894 (vgl. diese Zeitschrift XLVIII 337) um 72 Seiten, gegen die erste Auflage von 1889 um 120 Seiten gewonnen; die Literaturangabe füllt 9 starke Seiten mehr als vor 15 Jahren. Aber so viel neues auch hinzugekommen ist, die Urteile und Gesamtauffassungen haben gegenüber aller Kritik und allen neuen Funden dieser 15 Jahre sich als unerschütterlich bewährt. Das polemische Nachwort gegen Druffel konnte daher mit Recht jetzt wegfallen, und es wäre zum Vorteil des Werkes, wenn überhaupt umfangreiche polemische Auseinandersetzungen mit Gegnern ganz aus seinen Seiten und selbst aus den Anmerkungen verbannt würden. Sind dieselben in irgend einer wissenschaftlichen Zeitschrift genügend zur Geltung gebracht, so würde es genügen, in einer Anmerkung kurz darauf zu verweisen. In dem herrlichen, unerschöpflich reichen Werke aber, dessen Ansehen nun doch einmal fest und allgemein begründet ist, möchte man nur die Summe des Echten, Wahren, wissenschaftlich Zuverlässigen oder vernünftig Wahrscheinlichen beisammen haben.

Compendium Historiae Ecclesiasticae. In usum Clericorum Seminarii Brunensis concinnavit Dr Franciscus Zeibert. Editio tertia procurata a Dr Joseph Samsour, hist. eccl. in Seminario Brunensi professore. 8° (XVI u. 776) Brunae 1903, sumptibus pontificiae typographiae O. S. B. Rajhrad.

Dieser treffliche Leitfaden ist die Frucht einer mehr denn 40jährigen Erfahrung und des wissenschaftlichen Ernstes dreier im Amte sich folgender geistlicher Lehrer. In 266 knappen Paragraphen gibt er dem Theologiestudierenden Einblick in die ganze Vergangenheit wie in die historisch gewordenen Zustände der Kirche bis auf den heutigen Tag mit einer Vollständigkeit, wie sie von keinem der bekannten Kompendien übertroffen wird. Die katholische Mission und die kirchliche Kunst sind mit viel Liebe behandelt; Böhmen, Mähren, Ungarn und den slavischen Nationen wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und letzterer Umstand gewährt dem Buche einen eigentümlichen Wert. Mit kritischem Urteil verbindet das Handbuch unverfälscht kirchlichen Sinn und ist geeignet, zugleich mit der Kenntnis auch Verständnis und Liebe zur Kirche zu fördern. Ansprechend ist die den hergebrachten Haupteinteilungen eingegliederte Stoffgruppierung nach den vier Kennzeichen der wahren Kirche: katholisch = Ausbreitung und äußere Schicksale; apostolisch = Hierarchie, Verfassung, kirchliche Freiheit; einig = Lehre und Irrlehre; heilig = christliches Leben und Schaffen. Das schlichte, klare Latein kann ein Hindernis für den Lernenden um so weniger bieten, da der Leitfaden nur kurze Anhaltspunkte gibt für den Vortrag des Lehrers und Winke für das Selbststudium. In Bezug auf Untereinteilungen wie auf Literaturangaben werden immer Meinungsverschiedenheiten sich finden, nicht anders wie in Bezug auf manche Einzelheiten. Die Erklärung der Inquisition (S. 389 bis 391) ist z. B. nicht ganz befriedigend, die Schilderung der protestantischen inneren Mission S. 701 ungenügend, S. 740 finden sich katholische und protestantische Künstlernamen untermischt. Im ganzen ist das Werk zuverlässig, als Unterrichtsbuch vorzüglich.

Über die religiöse Entwicklung Kaiser Maximilians II. bis zu seiner Wahl zum römischen Könige (1527—1562). Von Dr Theodor J. Scherg, Kuratus zu Pößneck in Thüringen. 8° (XVI u. 108) Würzburg 1903, Bauch. *M* 1.80

Auch über ein so viel behandeltes Thema ist eine neue Arbeit stets willkommen, wenn sie sachlich und gediegen ist wie die vorliegende, und an Stelle alter und neuer Phrasen die historische Wirklichkeit unverhüllt zum Ausdruck bringt. Auf Grund einer sehr umfassenden, mit Verständnis und Fleiß verwerteten Literatur wird der Nachweis geführt, daß nicht Tiefe des religiösen Gemütes oder innere Ergriffenheit durch bestimmte religiöse Anschauungen, sondern einerseits Eigensinn und Launenhaftigkeit, anderseits Falschheit und Spiel mit dem Heiligsten zu diplomatischen Zwecken zu dem rätselhaften Schwanken Maximilians II. den Schlüssel geben.

Topographie des Alten Jerusalem. Von Dr theol. Karl Mommert, Ritter des heiligen Grabes, Pfarrer zu Schweinitz (Pr.-Schlesien). 8° Leipzig, Haberland.

I. Tl: **Zion und Akra, die Hügel der Altstadt.** (X u. 394) 1902. *M* 8.—

II. Tl: **Das Salomonische Tempel- und Palastquartier auf Moriah.** Mit 4 Figuren und 5 Tafeln. (VIII u. 306) 1903. *M* 7.—

Mommert hat sich bereits durch eine Reihe von Monographien in die wissenschaftliche Welt eingeführt, und eine Autorität wie Professor Dr K. Furrer in Zürich steht nicht an, den katholischen Pfarrer aus Schlesien „in die ersten Reihen der Topographen Jerusalems“ zu stellen. Auch vorliegende Arbeiten bekunden einen ungewöhnlichen kritischen Scharfsinn und einen eisernen Fleiß in der Aufhellung und im Lösungsversuche so schwieriger und verwickelter Fragen. Wohltuend berührt die vornehme Ruhe und das Bestreben, durch unverkürzte Anführung auch der gegnerischen Gründe und der im Originaltext vorgelegten entscheidenden Zeugenaussagen dem Leser ein objektives Urteil zu ermöglichen. Ob die Ergebnisse und zum Teil ganz neuen Aufstellungen überall die Probe halten, bleibt abzuwarten. Jedenfalls hat Mommert manche Irrgänge früherer Forscher als solche erwiesen und die biblische Archäologie abermals um zwei wertvolle Beiträge bereichert.

Das Prätorium des Pilatus oder der Ort der Verurteilung Jesu. Von Dr theol. Karl Mommert. 8° (VIII u. 184) Leipzig 1903, Haberland. *M* 4.50

Die gründlich gearbeitete und klar geschriebene Arbeit verficht die Ansicht, das „Richthaus“ des Pilatus und der Anfang des Kreuzweges sei nicht auf der Höhe des Antoniaburgfelsens, sondern unten im Tal, auf dem Grundstück der unierten Armenier zu suchen. Nachdem zwei einleitende Kapitel die entgegenstehenden Anschauungen bekämpft haben, wird gezeigt, daß die Angaben der Heiligen Schrift mit der neuen Ansicht im Einklang stehen, daß die ältesten Pilgerbücher vom 4. bis zum 7. Jahrhundert das Prätorium als im Tale gelegen darstellen und der sog. Antoninus von Piacenza um 570 von einer Fußspur an dem Ort, wo Christus vor Pilatus als Angeklagter gestanden habe, spricht. Ein Mosaik, zwei Fußspuren darstellend, ist aber 1882 in den Resten einer alten Kirche, und zwar in der Apsis derselben, ausgegraben worden, und der Schluß, den der hochwürdige Verfasser zieht, liegt jetzt in der Tat nahe.

Die Andacht der Priester zur seligsten Jungfrau Maria. Von Alois Monforte, Domherr der Metropolitankirche in Neapel. Nach der zweiten italienischen Ausgabe übersetzt von Edmund Heger, Missionspriester. 12° (VI u. 200) Regensburg 1903, Pustet. *M* 1.—; geb. *M* 1.50

Daß ein so eifriger Verehrer Marias, wie Monforte sich durch sein Buch ausweist, als Neapolitaner hie und da in seinen Beispielen und in den anempfohlenen Andachtsübungen weiter geht, als es den meisten Deutschen gefällt, kann nicht auffallend erscheinen. Manches wäre darum in der deutschen Übersetzung besser weggeblieben. Im großen und ganzen sind seine drei Abhandlungen über Verehrung, Anrufung und Nachahmung der seligsten Jungfrau durch den katholischen Priester nicht nur richtig und überzeugend, sondern auch treffliche Einladungen zur Hingabe an die Königin der Apostel und aller Priester.

De sacrificio Missae necnon de dominica mensa (scripsit) P. A. Le Gaudier S. J. Editio recens emendata cura et studio P. A. M. Micheletti eiusdem Soc. 12° (296) Taurini 1903, Marietti. *L* 1.—; geb. *L* 1.60

Das Büchlein, ein Abdruck aus des Verfassers dreibändigem Werk De perfectione vitae spiritualis, erklärt die einzelnen Zeremonien und Gebete des

heiligen Meßopfers, indem es immer auf fromme Verwertung derselben hinweist. Die Anleitung zur fruchtreichen Benutzung der heiligen Kommunion ist allgemeiner gehalten, weil sie noch mehr als der erste Teil nicht ausschließlich für Priester bestimmt ist.

De vocatione religiosa et sacerdotali dissertatio A. Vermeersch S.J. 8° (45) Brugis 1903, Beyaert.

Die Abhandlung des P. Vermeersch, ein Auszug aus dem zweibändigen Werke desselben Verfassers: De religiosis institutis et personis, legt in einfacher, klarer Weise die Würde und Pflichten der Ordensleute und der Weltpriester dar, und schließt daraus, wann und wie man bei der Standeswahl voranzugehen habe. Das über den Beruf zum Priestertum gesagte würde wohl etwas anders gefaßt worden sein, wenn der Verfasser neben der sittlichen Kraft auch die heutigen Obliegenheiten der Seelsorger etwas eingehender gewürdigt hätte.

Die Standeswahl im Lichte des Glaubens und der Vernunft betrachtet. Aphorismen, Erwägungen und Ratschläge der gebildeten Jugend zur Beherzigung von P. Adolf von Doß S. J. Vierte, durchgesehene Auflage. 16° (VIII u. 108) Mainz 1899, Kirchheim. 80 *Pf.*

Das handliche, öfter empfohlene Schriftchen des bekannten Freundes der Jugend erstreckt sich auf weitere Kreise, indem es in trefflicher Weise die Wichtigkeit einer Standeswahl im allgemeinen darlegt, dann die Bedeutung der einzelnen Stände oder Berufsarten und den Weg zur richtigen Erkenntnis des Standes, zu dem Gott den Betreffenden beruft.

Unsere Schwächen. Plaudereien von P. Sebastian von Oer, Benediktiner der Beuroner Kongregation. 12° (VI u. 240) Freiburg 1903, Herder. Geb. *M* 2.—

Anknüpfend an 20 Arten kleiner Anomalien in der geistigen Verfassung des Menschen werden allerlei Beobachtungen aus dem täglichen Leben vorgeführt, unterwoben mit geistlichen Erwägungen und Nutzanwendungen. Zwar ist nicht immer scharf unterschieden, was bei hervortretenden persönlichen Mängeln vom freien Willen, was von natürlicher Veranlagung herrührt, was moralische Schuld, was nur Unvollkommenheit in sich schließt, noch auch kann immer für die Art und Weise der Bekämpfung ein Weg vorgezeichnet werden. Das Verdienst des artigen Büchleins besteht vielmehr darin, nachdenkende Leser auf zahlreiche Gelegenheiten im Leben aufmerksam zu machen, in welchen allzuleicht Fehler begangen werden, in welchen aber bei hinreichender Sorgfalt auch große Tugend und starkmütige Selbstüberwindung betätigt werden kann.

Geistlicher Wegweiser für Eheleute. Unterricht für christliche Eheleute nebst den notwendigen Gebeten. Von Prälat Dr Keller, Stadtpfarrer zu Wiesbaden. 16° (224) Saarlouis 1903, Hausen & Ko. Geb. *M* 1.—

Das kleine, aber an Inhalt desto reichere und wertvollere Buch erfüllt das Versprechen seiner Einleitung: „In dem folgenden Werke wird man alle Pflichten der Eheleute behandelt finden. Ich glaube damit sowohl den Eheleuten als den Seelsorgern einen wahren Dienst erwiesen zu haben.“ Die Unterrichte behandeln in 65 Paragraphen die Ehe, die Pflichten der Eltern gegeneinander und gegen

ihre Kinder. Alles Nötige ist so klar, aber auch in so taktvoller Form gesagt, daß das Buch verdient, Brautleuten ebensowohl als Verheirateten dringend empfohlen zu werden zur Belehrung und Aufmunterung in Erfüllung ihrer Standespflichten.

Maria, ohne Sünde empfangen. Festbüchlein zum fünfzigjährigen Jubiläum der feierlichen Verkündigung der unbefleckten Empfängnis. Nebst einem Anhange entsprechender Gebete. Herausgegeben von P. Jos. Alois Krebs C. SS. R. 8° (128) Dülmen i. W. 1904, Laumann. 50 *Pf.*

Sieben Abschnitte legen dar die Bedeutung der Glaubenslehre über die unbefleckte Empfängnis und ihrer feierlichen Erklärung, den Segen, welcher dieser Dogmatisation folgte, und welcher daraus noch erhofft wird. Andachtsübungen zur unbefleckt empfangenen Gottesmutter bilden den zweiten Teil des Büchleins, das in diesem Jubeljahr besonders am 8. jeden Monats oder an den darauffolgenden Sonntagen Priestern und Laien helfen wird, in die Absichten des Heiligen Vaters einzugehen.

Deux mois à Paris et à Lyon sous le Consulat. Journal de Mme de Cazenove d'Arlens (Février-Avril 1803). Publié pour la Société d'histoire contemporaine par A. de Cazenove. 8° (XXXVI u. 176) Paris 1903, Picard. *Fr.* 4.—

Diese Aufzeichnungen einer geistig wie gesellschaftlich bevorzugten schweizer Patriziersfrau (Schriftstellerin und Freundin der Staël) gewähren lebenswahren Einblick sowohl in die Kreise der weitverzweigten schweizer Bankiersfamilien, die um jene Zeit in Frankreich so einflußreich geworden waren, wie anderseits in die kleine Welt der wieder zur Hauptstadt sich sammelnden Trümmer der alten französischen Aristokratie. Das ganze keck-frivole Pariser Leben unter der Despotie des „großen Kleinen" und ziemlich alle Hauptsehenswürdigkeiten von Paris im Jahre 1803 entfalten sich vor dem Blick. Eine Zeit des Übergangs und der Neubildungen gewährt stets des Merkwürdigen vieles, und welch wunderbares Amalgam war das neue Frankreich unter Napoleon I.! Die wieder erstehenden charitativen Anstalten und das mächtige Hervortreten des katholischen Geistes entgehen dem Auge der Calvinistin nicht. Was sie an vielen Stellen über den befreundeten Vicomte M. v. Montmorency-Laval zu notieren hat, ergibt ein wahres Idealbild von einem katholischen Edelmann. Beachtenswert ist das vernichtende Urteil (S. 39) der wirklich feinen Gesellschaft, der besten im damaligen Paris, die von Prüderie wahrlich nichts wußte, über die eben aufkommende Sitte einer das Zartgefühl verletzenden übertriebenen Dekolletierung der Damen (de la manière indécente et peu agréable dont quelques femmes se découvrent au bal). Nebenbei fällt vieles Licht auf die eigentümlichen politischen Verhältnisse der damaligen Schweiz und die Unterhandlungen der neuen Führer mit Napoleon.

Correspondance de Le Coz, évêque constitutionnel d'Ille-et-Villaine et archevêque de Besançon. Publiée pour la Société d'histoire contemporaine par le P. Roussel de l'Oratoire. Tome II. 8° (XVI u. 522) Paris 1903, Picard. *Fr.* 8.—

Die interessante Lebensbeschreibung dieses Prachtexemplars von einem Staatsbischof wie auch Band I seiner veröffentlichten Korrespondenz sind den Lesern dieser Zeitschrift (XLVII 339 und LIX 108) genügend zur Kenntnis gebracht worden.

Vorliegender Band umfaßt Briefe vom Abschluß des Konkordates bis zum Tode Le Coz' 1801—1815 und mehrfache Aktenstücke über sein Ende. Der Lebenslauf des Mannes hat für den katholischen Christen wenig Sympathisches. War doch der Hauptcharakterzug dieses Bischofs die Servilität gegen die jeweilige Gewalt des Tages. Aber die Fähigkeiten, welche Le Coz besaß, und die Stellung, welche er im Leben einnahm, machen seine Briefe immerhin bemerkenswert, und die zwei Bände der Correspondance stellen zweifelsohne eine bedeutsame Quelle für die innere Kirchengeschichte Frankreichs unter Napoleon dar. Zu bedauern ist, daß die noch vorhandenen eigenhändigen Berichte des Staatsbischofs über die Vorgänge auf dem Pariser Konzil 1811 nicht sofort in diese Veröffentlichung mit aufgenommen worden sind. Möge die Ehre, welche durch solche Publikationen dem ehemaligen Staatsbischof zuzuwachsen scheint, niemand im französischen Klerus auf ähnlichen Wegen der Ehrlosigkeit und des Verrates voranbrängen, sondern möge vielmehr die Abirrung und Selbsterniedrigung eines sonst tüchtigen Geistlichen zum abschreckenden Beispiel dienen.

Geschichte des Kgl. Lyceums Dillingen (1804—1904). Festschrift zur Feier seines hundertjährigen Bestehens. Von Dr Thomas Specht. 8° (VIII u. 312) Regensburg 1904, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Das Zentenarium einer gelehrten Anstalt kann in der Tat kaum würdiger begangen werden als durch einen solch gediegenen und umfassenden Bericht, wie die vorliegende streng wissenschaftlich gearbeitete Schrift ihn bietet. Dieselbe entstammt der Feder jenes Gelehrten, der erst vor kurzem der alten Universität Dillingen, der glanzvolleren Vorgängerin des „Kgl. Lyzeums", ein so wohlgefügtes Monumentalwerk gewidmet hat (vgl. diese Zeitschrift LXIII 469 f), und sie gewährt trefflichen Einblick in die ganze Entwicklung des höheren Unterrichtswesens im Königreich Bayern während des 19. Jahrhunderts. Der anziehende, den Lehrern der Anstalt gewidmete biographische Teil kann oft bei allverehrten Namen Halt machen, Männern wie Joh. Ev. Wagner, Valentin Thalhofer, Aloys v. Schmid, Math. Merkle, Fr. Xav. Pfeifer. Von den zahlreichen Schülern, die im späteren Leben mit Ehren hervorgetreten sind, werden leider nur die Auserwähltesten kurz verzeichnet. In dem hochinteressanten Abschnitt über Bibliothek und Lehrmittel zeigt es sich wieder so recht klar, daß die dereinstigen kirchlichen Korporationen in Bezug auf hochherzige und weitsichtige Förderung von wissenschaftlichen Studien der bayrischen Staatsregierung gegenüber keineswegs beschämt zurückzustehen brauchen, und daß daher diese kaum Anlaß gehabt hätte, so ängstlich jeden geistlichen Einfluß auf die öffentlichen Studienanstalten fernzuhalten. Das Beispiel Dillingens bringt es zu Bewußtsein, welche Bedeutung die in Bayern bestehenden Lyzeen für die Erleichterung des Studiums wie für die Hebung der wissenschaftlichen Betriebsamkeit im Lande zu erlangen geeignet sind, wenn sie nur von seiten einer weisen Regierung die unentbehrliche materielle und moralische Unterstützung zu finden das Glück haben. Für Bayern haben sie sich als ein wahres Seminarium erwiesen nicht nur von gelehrten Männern auf den verschiedensten Gebieten, sondern ganz vorzüglich auch von tüchtigen Hochschullehrern. Der 40seitige Anhang, eine polemische Auseinandersetzung gegenüber ungerechtfertigten Ausstellungen, stellt sich zwar zunächst als eine Ergänzung zu des Verfassers früherem größeren Werke über „Die Universität Dillingen" dar, steht aber doch auch zu dem Inhalt der neuen Schrift in einer gewissen verwandtschaftlichen Beziehung.

Historia Monasterii Tegernseensis (1737—1803). Herausgegeben von P. Pirmin Lindner, Benediktiner des Stiftes St Peter in Salzburg. 8° (VIII u. 290) München 1903, Hübschmann.

Der tausendjährigen Abtei Tegernsee, der Krone der alten bayrischen Klöster, hat der gelehrte P. Lindner schon durch seine Familia St. Quirini (vgl. diese Zeitschrift LVI 593) eine würdige Gedenktafel gesetzt. Hier läßt er die von Mönchen der Abtei selbst geführte Chronik 1737—1803 folgen, welche inzwischen im Münchener Archiv ihm zugänglich geworden und durch welche eine im bisherigen Quellenmateriale klaffende Lücke glücklich ausgefüllt wird. Gerade die wichtigen letzten Zeiten des Bestehens und Untergehens der ehrwürdigen Abtei erhalten so die treffendste Beleuchtung. Schon bei Anzeige des I. Bandes der Neuen Folge zu den Deutingerschen „Beiträgen" (vgl. LXI 560) wurde auf diese „neuen Bausteine zur Geschichte Tegernsees" hingewiesen, die, später vervollständigt, nun auch im Sonderabdruck vorliegen. Das Werk kam zur rechten Stunde, denn im März 1903 vollendete sich das erste Jahrhundert seit der Unterdrückung des durch Alter und Verdienste doppelt geheiligten Ordenshauses. Trotz mehr denn zehnjähriger Kriegsstürme und harter Drangsalierungen, die seine letzten Zeiten trübten, ist es in voller Lebenskraft und von gesundem monachischen Geist beseelt dem siegenden Unrecht zum Opfer gefallen. Nicht nur über das innere Leben des Klosters, sondern auch über die bayrische Staatsverwaltung unter den drei letzten Kurfürsten, über die Kriegsläufte, die wirtschaftlichen Verhältnisse Österreichs und Tirols und vieles andere enthalten diese schlichten Aufzeichnungen treffliche Anhaltspunkte. P. Lindner hat es verstanden, aus den noch vorhandenen Literalien Tegernsees manche wertvolle Stücke im Anhang mitzuteilen. Es liest sich das alles wie ein Protokoll über den Todeskampf, die letzten Augenblicke und die Hinterlassenschaft der einst so herrlichen Abtei; nicht ohne tiefe Ergriffenheit wird der Kundige von diesen Berichten sich trennen.

Um und in Afrika. Reisebilder von Hubert J. Boeken, Zivilingenieur. Mit vielen Illustrationen nach Original-Aufnahmen. 4° (242) Köln 1903, Bachem. Geb. in Leinw. *M* 10.—

Ein hübsches Buch, das sich viele Freunde machen wird. Obschon zunächst als schlichte Reiseschilderung gedacht, bietet das Werk wegen der guten Beobachtungsgabe und des ruhigen, verständigen Urteils seines Verfassers wirklich einen recht dankenswerten Beitrag zu unserer deutschen Afrikaliteratur. Freilich hat das rheinische Ehepaar auf der Reise nur die wichtigeren Küstenpunkte von Ost- und Südafrika berührt und von hier kleine Streifzüge ins Innere gemacht, während die Fahrt von Kapstadt nach Las Palmas ununterbrochen zu Schiff gemacht wurde. Was aber geboten wird, ist recht gut und bietet ein klares, anschauliches Bild zumal unserer deutsch-ostafrikanischen Kolonien. Mit besonderer Liebe weilt der Verfasser, selbst Katholik, bei der opferwilligen, hingebenden und erfolgreichen Tätigkeit unserer Missionäre und Schwestern, die ihm für diese liebevolle Würdigung ihrer Verdienste aufrichtigen Dank schulden. Zumal die herrliche Trappistenmission in Natal wird eingehend und mit Wärme geschildert. Recht beachtenswert ist das maßvolle und unseres Erachtens durchaus zutreffende vergleichende Urteil über die englische und deutsche Kolonisationsmethode. „Ein Bezirksamtmann in Deutsch-Ostafrika", das ist das Ergebnis, „sagte mir, aus dieser Kolonie kann nichts werden, wenn nicht mit dem ganzen bisherigen System gebrochen wird." Das ungewöhnlich reiche und neue Illustrationsmaterial verleiht dem Buche einen erhöhten Wert.

Die dichterische Persönlichkeit Neidharts von Reuenthal. Eine Studie von C. Pfeiffer. 8° (IV u. 98) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 1.50

Von dem bekannten Bauernverspotter des 13. Jahrhunderts werden 34 Gedichte in chronologischer Ordnung mitgeteilt, welche für den Werdegang des Dichters als besonders bezeichnend erachtet wurden. Zum Eingang wird auf 50 Seiten über Neidharts Leben, Art und Persönlichkeit das Mögliche gesagt. Wohl dürften hier und dort dichterische Stimmungen und poetische Fiktionen zu leicht als strikt historische Angaben benutzt worden sein. Aber auch wörtliche Geltung überall vorausgesetzt, bleibt in Bezug auf den Dichter das meiste unsicher. Der Anlage nach bietet die Schrift eine geschickte und gefällige Art, um weitere Kreise mit unsern mittelalterlichen Sängern vertraut zu machen. Störend ist die Wendung gegen „die Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche", wo ein Vergleich mit Goethe und Shakespeare in die Phrase ausläuft (S. 39): „Hier der Dichter im Banne der mittelalterlichen Kirche unter dem Drucke der Sündenschuld, dort die frei auf sich selbst gestellte Persönlichkeit der Neuzeit, die immer strebend sich bemüht und daher erlöst werden kann." Was soll das heißen?

Nietzsche und die deutsche Kultur. Von Dr Albert Lang. Zweite, vermehrte Auflage. 8° (60) Köln 1903, Bachem. *M* 1.20

Die kleine Schrift will nicht Biographie sein, noch kritische Darlegung eines ganzen Systems; in zwei angenehm lesbaren Vorträgen über Nietzsches Geistesentwicklung orientiert sie kurz und gut über einige Grundideen des geistesmächtigen Irrsinnigen. Mit der „deutschen Kultur" näherhin hat die Schrift eigentlich nichts zu schaffen, wohl aber offenbart sie Nietzsches Lehre zutreffend als eine „reductio ad absurdum des Atheismus". Wenn dementsprechend dem Philosophen der Vorzug der absoluten Konsequenz vor seinen Gegnern zugesprochen, wenn er als „Genie ersten Ranges" und als „gottbegnadetes Talent" bezeichnet wird, so ist doch an anderer Stelle mindestens mit ebensoviel Wahrheit seine Lehre erkannt als „ungesunde, ungeheuerliche Ausgeburt einer krankhaften Phantasie" und als das nackte Antichristentum.

Der Haushalt der Stadt Essen am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Von Paul Borchardt, Oberlehrer. [Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. Herausgegeben von dem Historischen Verein für Stadt und Stift Essen. Vierundzwanzigstes Heft.] 8° (124) Essen 1904.

Aus den Stadtrechnungen, vom Jahre 1564 angefangen bis 1614, wird die genaue Übersicht der Einnahmen und Ausgaben der Kommune geboten. Durch die eingehendere Untersuchung, die dabei den einzelnen Posten zugewendet wird, tritt manches wirtschaftliche und kulturgeschichtliche Moment in neues Licht, und in die Verwaltung kleinerer deutscher Städte während der dem Dreißigjährigen Kriege voraufgehenden Periode wird ein lehrreicher Einblick eröffnet. Dankenswert sind die verschiedenen Bemerkungen zum damaligen Geldwesen. Unter dem vielen andern, was Interesse weckt, sei insbesondere hingewiesen auf die bedeutende Büchsenindustrie (S. 46), die schon vor 400 Jahren der Stadt Essen Ruf und Wichtigkeit verlieh.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Grund und Bodens der Stadt Gießen in den letzten 25 Jahren. (Mit einem Plane der Stadt.) Von Joh. Aug. Meyer, Dr med. et phil. 8° (VIII u. 84) Paderborn 1903, Bonifacius-Druckerei.

Bei einem so kräftig aufblühenden Gemeinwesen wie hier, zu dessen Hebung Staats- und Kommunalverwaltung weise zusammenwirkten, war fast nur Erfreuliches festzustellen. Die verhältnismäßig geringere Ausdehnung und Bevölkerungszahl der Stadt wie günstige persönliche Verbindungen ermöglichten es, allseitig, bis ins kleinste und meist aus unmittelbarster Quelle den bestehenden Verhältnissen nachzugehen. Der Verfasser, dem eine vielseitige wissenschaftliche Ausbildung den offenen Blick fürs Leben nicht getrübt hat, geht nicht von allgemeinen Regeln aus, sondern von den konkreten Fällen; er operiert nicht mit Zahlen, welche die Vielheit der Gesichtspunkte doch nicht zu umfassen vermöchten, sondern mit Erfahrungen. Im allgemeinen gewährt die tüchtige Arbeit einen vorzüglichen Einblick nicht nur in die Zustände der Stadt Gießen, sondern in alle Fragen, welche für städtische Boden- und Wohnungsverhältnisse in Betracht kommen. Insbesondere sei hingewiesen auf die erfolgreichen charitativen Bestrebungen zu ersprießlicher Lösung der Wohnungsfrage für die kleinen Leute, wie auch auf manche treffliche Winke für eine weitsichtige städtische Politik.

Geschichte des Luxemburger Landes im 18. Jahrhundert. Von Alex. Koenig. I. u. II. Teil. 8° (42 u. 48) Luxemburg 1903, Worré-Mertens.

Als übersichtliche Zusammenstellung dessen, was zur Kenntnis der Zustände und Schicksale des Landes vom Erlöschen der spanischen Habsburger bis zur Franzosenherrschaft beitragen kann, sind die beiden Hefte brauchbar und wohl geeignet, beim Volke Liebe zum Land und Verständnis seiner Einrichtungen zu fördern. Die Stellung der Kirche wird nach richtigen Grundsätzen beurteilt, die großen Verdienste des Klerus um Schule und Armenwesen sind (besonders I 37) mit Recht hervorgehoben.

Luftelektrische Erscheinungen. Von Albert Gockel. [Collectanea Friburgensia. Veröffentlichungen der Universität Freiburg (Schweiz). Neue Folge. Fasz. IV (13. der ganzen Reihe).] gr. 8° (56 S. u. 2 Tafeln) Freiburg (Schw.) 1902, Universitätsbuchhandlung (B. Veith). *Fr.* 2.—

Verfasser teilt Ergebnisse von Messungen mit, welche er selbst, wie früher schon, neuerdings 1901 wieder in der Wüste Sahara, zumal in der Oase Tougourt, dann an der Küste von Tunis, während des Jahres 1902 an verschiedenen Höhepunkten der Schweiz, Zermatt, Riffelalp usw., vorgenommen hat und welche die Beobachtung des Potentialgefälles, der elektrischen Zerstreuungen und der Sonnenstrahlung nebst ihren Beziehungen zu den Verschiedenheiten der Atmosphäre zum Gegenstand hatten. Mehr als die Resultate der Messungen selbst fesselt die sorgfältige, oft geistreiche Art der Beobachtung, der unermüdete, erfindungsreiche Kampf gegen störende Einflüsse und Hindernisse, die durch Staub, Dunst, Rauch, Wind, Feuchtigkeit usw. bereitet wurden.

Katholische Volksbibliothek. Nr 17—24 und II. Serie Nr 2—9. 12° Ravensburg 1902/03, Dornsche Buchhandlung.

Von der Katholischen Volksbibliothek liegt uns eine Reihe weiterer, recht volkstümlich geschriebener und darum zur weiten Verbreitung unter dem katholischen Volke sich empfehlender Bändchen vor. Nr 17: „Mehr Licht, mehr Bildung", von P. Ballmann (35 *Pf.*), behandelt Wesen und Pflege echter Bildung; Nr 18: „Gottesbeweise", von Th. Famulus, aus dem Holländischen übersetzt (35 *Pf.*), den teleologischen Gottesbeweis; Nr 19: „Die Weisheit der Gottesleugner", von demselben Verfasser (60 *Pf.*), einige der häufigeren Einwände gegen Gottes Dasein; Nr 20: „Zum Katholisch werden", von P. Ballmann (35 *Pf.*), den Satz, daß es außer der Kirche kein Heil gebe; Nr 21: Panem et Circenses (35 *Pf.*), von P. Ballmann, das Übermaß im Trinken; Nr 22: „Christentum und Sozialismus", von K. Bochtler (70 *Pf.*), die Lehren der Sozialdemokratie in ihrem Widerstreit mit dem Christentum; Nr 23: „Leben heißt Genießen", von P. Ballmann (40 *Pf.*), den Luxus und die Vergnügungssucht unserer Zeit; Nr 24: „Jesus von Nazareth", von A. Ammann (50 *Pf.*), den Glauben an Christus. Von den Bändchen der zweiten Serie heben wir hervor Nr 6 und 10: „Torheit des Unglaubens" und „Fluch des Unglaubens", zwei vortreffliche, packende Schriftchen des bekannten Kapuzinerpaters Matthias v. Bremscheid (je 35 *Pf.*), und Nr 9: „Des Christen Kreuzestrost", von Robert Feiel (40 *Pf.*), Licht- und Trostgedanken für das Erdenleben. Nr 2—5: Nachgelassene Gedichte von K. Thuma, und Nr 8: Gedichte von N. Jöchle, hätten wir in der Sammlung lieber nicht gesehen. Will man dichterische Erzeugnisse in sie aufnehmen, ein Punkt, über den man verschiedener Meinung sein kann, so müssen sie unseres Erachtens jedenfalls etwas höher stehen als die hier gebotenen.

Mariae Tod und Himmelfahrt. Ein Beitrag zur Kenntniß der frühmittelalterlichen Denkmäler von Olav Sinding, Stipendiat der Universität Christiania. Mit zwei Lichtdrucken. 8° (X u. 134) Christiania 1903, Steen.

Bei Behandlung der bildlichen Darstellung des Todes und der Himmelfahrt Marias war zuerst die dogmengeschichtliche Frage zu behandeln: „Wann und wie ist die Lehre vom Tode und von der Aufnahme der Gottesmutter im Morgen- und im Abendlande allgemeiner ausgesprochen worden?" Da der Verfasser als Protestant die Marienverehrung nicht immer richtig würdigt, überdies nicht Theologe ist und die deutsche Sprache nur unvollkommen beherrscht, traten ihm große Schwierigkeiten in den Weg. Bei der kunstgeschichtlichen Behandlung der Denkmäler, worauf Marias Ende und Himmelfahrt bis zum 13. Jahrhundert dargestellt worden ist, hätte die Verherrlichung der Seele von der des Leibes viel strenger unterschieden werden müssen. Der Verfasser gibt auch im Nachtrag selbst zu, er hätte besser getan, hinsichtlich der Zeitgrenze tiefer hinabzugehen. Aber auch so ist seine Arbeit ein willkommener Beitrag zur Ikonographie und wegen der fleißigen Zusammenstellung der Denkmäler wertvoll. Sehr zu wünschen wäre, daß sein Plan sich ausführen lasse, „die Arbeit in erweiterter Form und mit völlig genügenden Illustrationen neu herauszugeben, wenigstens aber ein Bilderheft" zu veröffentlichen, worin die wichtigsten der einschlägigen Denkmäler zusammengestellt seien. Eine Sammlung dieser Denkmäler wird immer ihren Wert behalten, wenn sie unveröffentlichte Sachen bringt.

Schola artistica Beuronensis. Die Malerschule des Benediktinerordens. Von Graf Franz von Silva. 8° (40) Wien 1901, Frick. *M* 1.20

Eine geistreiche Plauderei in modernstem Unterhaltungsstil, die viel Gutes, aber ebensoviel Schimmerndes enthält, das überrascht, jedoch bei ernster Prüfung zerfließt. Als Beispiele dienen folgende Sätze: „Der Realist bringt Menschen, Menschen wie wir. Er legt die ganze Schwerkraft seines Könnens in den vergöttlichenden Teil: den Ausdruck. Der sog. Idealist gibt, was er hat, einen dem vorliegenden Fall jedesmal angepaßten Gemeinplatz. Die neueste Richtung der Beuroner Schule hat einen dritten Ausweg gefunden: sie stilisiert! In der Christenkirche hat — Osiris seinen Einzug gehalten." „Der Genius der Malerei kennt nur ein Lied. Wenn wir nach dem Namen dieses Liedes fragen, so lautet er nicht De profundis, er lautet nicht Miserere, er ist ein Lobgesang, ein Jubelhymnus, ein nie verklingendes Magnificat."

„Fractio panis" oder Cena „coelestis"? Eine Kritik des Werkes von Wilpert „Fractio panis". Von H. Jos. Liell. 8° (70) Trier 1903, Disseldorf. *M* 2.50

Die Schrift, eine Untersuchung über die Bedeutung der seiner Zeit von Wilpert in der Capella greca aufgefundenen und als Fractio panis, als realistische Darstellung der Opferfeier, bezeichneten Freskos, ist nicht ohne Wert; sie scheint jedoch über das Ziel hinauszuschießen, wenn sie in dem Bild ausschließlich eine symbolische Darstellung des himmlischen Mahles sieht. Eine solche Auffassung wird unseres Erachtens dem Fresko nicht genügend gerecht. So viel Gewicht die Ausführungen gegen die Wilpertsche Deutung auch im allgemeinen haben, im einzelnen sind sie nicht immer ganz durchschlagend. Etwas eigenartig klingt das S. 24 angezogene Zeugnis eines „akademisch gebildeten Bildhauers". Die Handwerker, welche mit derbem Pinselstrich das Fresko der Capella greca an die Wand malten, waren denn doch alles andere als moderne, akademisch gebildete Bildhauer. Der Ton der Schrift läßt hie und da zu wünschen übrig. Eine ruhige, von aller Schärfe freie Erörterung der Streitfrage wäre der Sache förderlicher gewesen.

Dürers Allerheiligenbild ragt in der Kaiserlichen Gemäldegalerie zu Wien als deutsche Kunstschöpfung so hervor, wie in den päpstlichen Gemächern des Vatikan Raffaels Disputa als Meisterwerk der italienischen Malerei die Palme verdient. Gott Vater, dessen weiter, kaiserlicher Mantel von Engeln ausgebreitet wird, zeigt den Auserwählten des Himmels und den Vertretern der verschiedenen Stände dieser Erde den Gekreuzigten als Mittelpunkt der streitenden und triumphierenden Kirche. Unter den hoch über der Erde schwebenden, also wohl bereits verklärten Vertretern der Geistlichkeit und der Laienwelt erblickt man nicht nur einen Kaiser und einen Papst, geistliche und weltliche Fürsten, sondern auch Bauern und Bürger, einfache Mädchen und Frauen, also nicht nur wie in Raffaels Bild ausschließlich Glieder der höheren Stände. Das in dem leistungsfähigen „Institut" von Meisenbach-Riffarth & Co. ausgeführte Blatt, dessen Papiergröße mehr als 90×120 cm. beträgt, gibt das Originalbild in vortrefflicher Art wieder und verdient um so mehr „in das Heim gläubiger Kunstfreunde seinen Einzug zu halten", weil der Preis (20 *M*) ein verhältnismäßig billiger ist. Licht und Schatten sind in harmonischer Art abgetönt, das Ganze hat darum einen guten, einheitlichen Ton, ohne zu weich oder verschwommen zu werden. Die Gesellschaft zur Ver-

breitung klassischer Kunst (Berlin, Elßholzstraße 15) hat dies ihr neuestes Bild Sr Eminenz, dem Kardinal-Erzbischof von Köln gewidmet, der „die religiöse Weihe, die dem Dürerschen Bilde und seiner Wiedergabe in hervorragendem Maße eignet“, lobend anerkannte.

Winke für die Anfertigung und Verzierung der Paramente. Von Joseph Braun S. J. Mit 2 Tafeln und 74 Abbildungen im Text. Lex.-8° (XII u. 188) Freiburg 1903, Herder. *M* 6.40; geb. in Leinw. *M* 8.—

200 Vorlagen für Paramentenstickereien. Entworfen nach Motiven mittelalterlicher Kunst. Von Joseph Braun S. J. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 28 Tafeln (50×70 cm) Text. Lex.-8° (IV u. 26) Freiburg 1904, Herder. Geb. in Halbleinwandmappe *M* 18.—

Die große Mappe mit mehr als 200 Vorlagen zu kirchlichen Stickereien hat allenthalben solchen Beifall gefunden, daß bereits nach einem Jahre eine neue Auflage sowie Übersetzungen in französischer und englischer Sprache nötig wurden. Der Erfolg war begründet durch die Brauchbarkeit der Zeichnungen und den billigen Preis. Dieser Erfolg wird zweifelsohne sich noch steigern. Die als Ergänzung zu dem großen Tafelwerk erschienenen „Winke“ enthalten nach dem Zeugnis erfahrener und geübter Stickerinnen angesehener Werkstätten treffliche Anweisungen und sind nicht nur für Anfänger wertvoll. Verfügt doch der Verfasser über ausgebreitete Kenntnis sowohl hinsichtlich der Herstellung der verschiedenartigen Stoffe als auch der in der neueren Zeit sowie in verflossenen Jahrhunderten geübten Stickarten. Er würdigt den vorbildlichen Wert der uns aus früheren Jahrhunderten erhaltenen Stoffe, Altarbehänge und liturgischen Gewänder, hat sich jedoch trotz der Hochschätzung mittelalterlicher Erzeugnisse einen freien Blick bewahrt. Darum leitet er dazu an, von überallher das Gute zu nehmen, ohne der Schablone zu verfallen oder einseitigen archäologischen Liebhabereien nachzugehen. Seine zahlreichen Abbildungen sind klar gezeichnet, neu und für praktische Verwertung eingerichtet. Der Preis des stattlichen Bandes ist ebenso wie derjenige des größeren Werkes verhältnismäßig niedrig, erleichtert darum die Anschaffung für weite Kreise.

Zu Nutz und Trost. Ein Buch für das katholische Volk. Von A. David S. J. 8° (428) Feldkirch (Vorarlberg) 1904, Unterberger. Brosch. *M* 2.50; geb. *M* 3.30

Ein prächtiges Hausbuch zur Belehrung und Erbauung! Das Werk ist eine Sammlung gelegentlich veröffentlichter Aufsätze. Aus der Anschauungsweise des Volkes heraus weiß der Verfasser zu schreiben; aber auch der gebildete Leser wird nicht nur mit großem Nutzen, sondern mit wirklicher Freude und hohem Genuß seinen Ausführungen und Plaudereien folgen. Wahre Kabinettstücke edler Bilder, Gleichnisse und Allegorien, sowie ergreifende Erzählungen und Schilderungen werden uns geboten, wenn auch selbstverständlich bei einem so entstandenen Buche nicht alles gleichwertig ist. Namentlich die kurzen Skizzen zeigen, wie der Verfasser mit wenig Mitteln das Herz und Gemüt des Lesers tief zu ergreifen versteht. Auch der Humor kommt zu seinem Rechte, und den Vorwurf der Langweiligkeit wird man gegen dieses „gute“ Buch jedenfalls nicht erheben können. Alle, welche nach gesundem und gediegenem Lesestoff für das Volk Umschau halten, seien auf das hübsch ausgestattete Werk aufmerksam gemacht; es wird gewiß weiten Kreisen dienen zu „Nutz und Trost“.

Bachems Jugend-Erzählungen für Kinder im Alter von 9—14 Jahren. Jedes Bändchen (12°) mit 4 Vollbildern. Brosch. *M* 1.—; kart. *M* 1.20

21. Bdchn: **Der verhängnisvolle Steinwurf.** Von Marianne Maidorf. (142)
22. Bdchn: **Schmierbrenners Maxl. Die Blinde vom Wolfenhof. Irrfahrten.** Von F. P. Roos. (208)
23. Bdchn: **Freud und Leid im kleinen Kreise. Mariechens Brief.** Von Marianne Maidorf. (122)
24. Bdchn: **Seines Vaters Schutzengel.** Von Lorenz Heitzer. (148)

Von diesen vier neuen Bändchen hat Marianne Maidorf weitaus die besten geschrieben. Der „verhängnisvolle Steinwurf" ist in der Tat eine recht gute und lehrreiche Jugenderzählung; auch „Freud und Leid im kleinen Kreise" verdient volles Lob und die Versöhnung und das frohe Weihnachtsfest, welche „Mariechens Brief" zu stande bringt, wird manches Kindergemüt, wohl auch das Herz Erwachsener, rühren. Nicht so glücklich ist F. P. Roos mit seinen Gaben. „Schmierbrenners Maxl" hat eigentlich die Aufnahme in eine Sammlung von Jugenderzählungen kaum verdient, auch wenn man von dem Satze: „Der Jugend das Beste!" absehen wollte. Maxl ist durch eine Unvorsichtigkeit schuld, daß die Hütte der Eltern abbrennt, flieht aus Furcht vor Strafe, fällt Zigeunern in die Hände, macht nun eine Zeitlang ihr Leben mit und läßt sich ohne viel Sträuben als Handlanger bei Einbrüchen usw. verwenden. Eben als er den Schmuck eines Gnadenbildes stehlen will, erkennt ihn sein Vater und veranlaßt die Gefangennahme der ganzen Bande. Vor Gericht weigert sich der Knabe, gegen das Diebsgesindel zu zeugen. „Verschlossen und in sich gekehrt, ging der Knabe seit seiner Heimkehr umher. . . . Es kam ihm allmählich der Gedanke, daß es große Vergehen und Laster waren, an denen er teilgenommen." „So wuchs Max heran, ernst und schwermütig . . ., so trat er nach abgelegten Gymnasialstudien in das Priesterseminar." Und dann schließt die Geschichte mit der Schilderung seiner Primiz. Von einer eigentlichen Reue des kleinen Übeltäters ist nirgends die Rede, nur von seinem Talent und Fleiß, und daß er sich nicht gern an sein Zigeunerleben erinnern ließ. Ist das geeignet, veredelnd auf das Gemüt junger Leser zu wirken? Weit besser und empfehlenswert ist „Die Blinde vom Wolfenhof" und — trotz vieler Unwahrscheinlichkeiten — die kleine Erzählung „Irrfahrten". Nur sollten in Jugendschriften die vielen Dialektausdrücke vermieden werden. — „Seines Vaters Schutzengel" ist gut erzählt; doch eignet sich der Stoff mehr für das Volk als für die Jugend. Der Vater dieses kleinen Helden ist ein ekelhafter Schnapssäufer und ein ganz gemeiner Charakter, der Frau und Kinder jämmerlich mißhandelt, ebenso verkommen ist der ältere Bruder. Derartige Menschen und Auftritte eignen sich nicht für Jugendschriften.

Der Stern von Kalakat. Roman von Martin Hellinden. Mit Buchschmuck von J. van Taack. 8° (486) München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Brosch. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Der Hauptschauplatz dieses historischen Romans ist Babylon zur Zeit des Propheten Daniel und des Endes der Gefangenschaft der Juden. Der gewählte geschichtliche Hintergrund bietet ein hohes Interesse. Leider finden sich aber sowohl in der Erfindung der Romanhandlung als in den Charakteren so viele und große

Schwächen, daß wir den Kunstwert der Arbeit nicht hoch stellen können. Wie sehr die Gestaltungskraft gerade an Stellen versagt, die wahre Glanzpunkte hätten werden können, zeigt z. B. die Szene des Gastmahls mit der „schreibenden Hand", der Löwengrube, der Baalspriester. Dafür ist viel zu viel Material hineingezogen und nicht genügend verarbeitet. Fast immer muß ein Zufall die glückliche Lösung bringen. Endlich hätten die Auftritte im Harem und im Haine der Belit, wenn sie auch nichts Unanständiges vorführen, füglich beiseite gelassen oder doch viel kürzer gegeben werden können. Trotz dieser Ausstellungen zählt das Buch doch immer noch zur besseren Unterhaltungslektüre.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Erzählungen, Novellen, Romane. 12° Kevelaer, Butzon und Berker. Jedes Bändchen 30 *Pf.*

33. Bdchn: **Flüchtiges Glück.** Von M. Herbert. (112)

34. Bdchn: **Herrn van Bommels Badeerlebnisse. Ein ergreifender Schluß.** Von J. van Maurik. (96)

35. Bdchn: **Der Geistersee.** Von Gustav Höcker. (96)

Die von dem leider zu früh verstorbenen hochwürdigen Herrn Stanislaus Aenstoots († 4. Dezember 1903) begonnene Sammlung katholischer Unterhaltungslektüre schreitet rüstig weiter. Das Bändchen von M. Herbert enthält die flott erzählte Geschichte eines jungen Liebesglückes, das ein rasches tragisches Ende findet. Dafür sind „Herrn van Bommels Badeerlebnisse" mit köstlichem Humor erzählt; es ist eine gute Satire auf manche handwerksmäßige Badeärzte und ihre Kuren. „Ein ergreifender Schluß" ist allerdings das Ende des armen Theaterdichters. „Der Geistersee" aber gehört in die Gattung der Sensationsstücke und ist doch gar zu unwahrscheinlich und phantastisch.

Miszellen.

Zum fünfzigjährigen Bestande der Zeitschrift „Natur und Offenbarung". Im Juli 1904 feiert die genannte Zeitschrift ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Gegründet in Münster i. W. kurz vor dem Beginne der Epoche des Darwinismus in Deutschland, stellte sie sich zum Ziele, ein Organ zu sein zur Vermittlung zwischen Naturforschung und Glauben für Gebildete aller Stände. Eine reiche Fülle von Abhandlungen und Referaten aus den verschiedensten Zweigen der Naturwissenschaft und aus deren philosophischen und apologetischen Grenzgebieten ist in den 50 Jahrgängen dieser Zeitschrift enthalten. Über die ersten 25 Bände wurden zwei Repertorien in den Jahren 1875 (Bd I–X) und 1880 (Bd XI–XXV) herausgegeben, welche näheren Aufschluß über den Inhalt jener Arbeiten liefert; hoffentlich wird auch

zu den letzten 25 Bänden eine ähnliche zusammenfassende Übersicht bald geboten werden. Seit 1898 ist die Zeitschrift „Natur und Offenbarung" auch in nähere Beziehungen zur Görresgesellschaft getreten. Wir möchten unsern Lesern bei dieser Gelegenheit die genannte Zeitschrift besonders empfehlen, deren idealer Zweck, die Vereinigung von Naturforschung und Glauben, für jeden gebildeten Katholiken von größtem Interesse sein muß.

Die Darstellung der Übertragung der geistlichen Gewalt an den Apostelfürsten in der Kunst Roms und des Morgenlandes. Das erste Heft des dritten Jahrganges der wertvollen Zeitschrift Oriens christianus bringt eine beachtenswerte Studie von Anton Baumstark über die sog. Traditio legis. Er versteht darunter Bildwerke, in denen der Heiland zwischen Petrus und Paulus dargestellt ist. Der Völkerapostel steht zur Rechten, Petrus zur Linken; der Herr erhebt die Rechte zum Redegestus, um gleichsam zu sagen: „Gehet aus in alle Welt und prediget", und überreicht dem Apostelfürsten mit der Linken ein Symbol der Gewalt. „Als gemeinchristlich erscheint die irgendwie symbolisierte Übergabe seiner Obergewalt an Petrus in Gegenwart seines durch die Entwicklung des Aktenstoffes im Leben und Sterben immer enger mit ihm verbundenen ‚Bruders' Paulus."

Der Orient bediente sich zur Sinnbildung der Übergabe der Gewalt an Petrus „von vornherein des biblischen Symbols der Schlüssel" und zeigte den Herrn als Lehrer stehend.

In Rom wurde freilich auch die Übergabe der Gewalt an Petrus früh durch Hinreichung eines Schlüssels dargestellt, so z. B. auf dem Bassussarkophag, aber in den Bildern des zwischen Petrus und Paulus dargestellten Herrn fehlen dort die Schlüssel lange. Im Mosaik des Triumphbogens von St Paul sind sie wohl erst nachträglich hineingesetzt worden. Dagegen finden wir sie in „dem Mosaik der Griechenkirche S. Teodoro und in der Kapelle des hl. Venantius am Baptisterium des Lateran, einer Stiftung des Dalmatiners Johanns IV." Ständig erscheint alsdann das Schlüsselemblem Petri erst in den Mosaiken Paschalis' I. (817—824.)

In frühen römischen Bildern, worin es sich um Übergabe der Gewalt an Petrus in Gegenwart des hl. Paulus handelt, thront der Herr, meistens wie der Kaiser und die römischen Magistratspersonen bei feierlichen Amtshandlungen zu tun pflegten. Wie sie Erteilung von Ämtern und Aufträgen durch Übergabe eines Schriftstückes symbolisierten, so reicht der Herr dem ersten seiner Apostel eine Rolle oder ein Buch. Die Übertragung der Gewalt durch Schlüssel lehnt sich also an morgenländische, von Christus selbst benutzte Sitten an, die Übertragung durch eine Rolle folgt dagegen den Gewohnheiten des kaiserlichen Rom.

Das Abendland stellte nicht nur, besonders durch syrische Vorbilder beeinflußt, später die Schlüssel als eigentliches Symbol des Apostelfürsten hin, sondern gab dem hl. Petrus seit dem 4. Jahrhundert bis tief ins Mittelalter ein zweites Symbol, das aus Jerusalem stammt. Dort hatte Konstantin

in der Kirche des heiligen Grabes den Golgathafelsen durch ein silbernes Gitter abgeschlossen und auf ihn ein kostbares, mit Edelsteinen geziertes Kreuz gestellt. Dies Kreuz machte auf alle Besucher der heiligen Orte einen großen Eindruck und wurde zum eigentlichsten „Zeichen des Sieges, der Macht und der Herrlichkeit" des Auferstandenen. Petrus trägt es dann auf vielen Denkmälern und auch bei der Traditio legis nicht zur Erinnerung an die Art seines Martertodes, sondern als Stellvertreter des siegreichen Herrn.

Baumstark schließt seine Ausführungen mit dem wichtigen Satze: „Nicht eine schlechthinige Superiorität (der Kunst) Roms über den Orient, noch eine solche des Orients über Rom(s Kunst) scheint sich bezüglich der Komposition der Traditio legis bei einer unparteiischen Prüfung der Denkmäler zu ergeben, sondern ein gegenseitiger reger Austausch auf Grund eines gemeinsamen, weil gemeinchristlichen Stammbesitzes.

Der Streit über den Einfluß des Morgenlandes auf das Abendland und der Versuch, Rom dem Orient gegenüber nur als nehmend, nie als gebend darzustellen, ist auch im Interesse der römischen Auffassung der Geschichte der Kunst und Kultur so wichtig, daß eine katholische Zeitschrift wie der Oriens christianus einem wahren Bedürfnis entspricht, tatkräftige Unterstützung verdient und sie fordern darf.

Neues von den Anfängen des Festes der Unbefleckten Empfängnis. Vom geschichtlichen Ursprung des jüngsten der großen Muttergottesfeste besitzen wir genauere Kenntnis noch nicht seit langer Zeit. Ältere Autoren, wie Thomassin und Benedikt XIV., wissen über dessen Anfänge in der lateinischen Christenheit nicht mehr beizubringen als den bekannten Brief des hl. Bernhard († 1153), der sich gegen die Feier der Empfängnis ausspricht, und das Londoner Konzil von 1328, welches — irrigerweise — den hl. Anselm (1033—1109) das Fest einführen läßt. Erst 1846 wurden Briefe des Abtes Osbert von Clare veröffentlicht, welche zum erstenmal eine Anzahl neuer und sicherer Tatsachen zu Tage förderten (Epistolae Heriberti de Losinga, Osberti de Clare et Elmeri prioris Cantuariensis, nunc primum e codd. editae a Roberto Anstruther, London 1846). Aber der Herausgeber selbst hatte die Tragweite der Briefe nicht erkannt, und so blieben sie 14 Jahre lang fast völlig unbeachtet, bis 1860 der Bollandist Viktor de Buck darauf aufmerksam machte (Études de théol., Paris 1860, II 64 f 545 f).

Wie de Buck zeigte, ist das Schreiben Osberts, auf welches es ankommt, zwischen Januar 1128 und August 1129 verfaßt. Osbert hatte in Winchester das Fest der unbefleckten Empfängnis gefeiert, war aber dabei auf Widerspruch gestoßen. Die Widersacher wandten sich an die Bischöfe Roger (von Salisbury) und Bernhard (von St David), welche sich gegen die Festfeier erklärten und auf dem bevorstehenden Konzil für deren Unterdrückung zu wirken versprachen. Osbert schreibt nun an Abt Anselm von Edmundsbury, einen Neffen des großen Anselm von Canterbury, damit er ihm zu Hilfe komme; diesen Anselm von Edmundsbury lernen wir bei dieser Gelegenheit als einen Hauptbeförderer des

Festes kennen, der „an vielen Orten“ dessen Feier schon angeregt habe. Als weitere Freunde des neuen Marientages werden genannt Abt Hugo von Reading, der auf Bitte des Königs Heinrich I. (1100—1135) es in seinem Kloster einführte, und Bischof Wilhelm von London. Auch auf dem Kontinent wird, wie Osbert sagt, von einigen Bischöfen und Äbten der Tag der unbefleckten Empfängnis festlich begangen.

Wie es der ersten Veröffentlichung der Briefe Osberts erging, so erging es auch dem Aufsatze de Bucks, niemand beachtete ihn. Erst 1885 zog Bonifaz Wolff O. S. B. ihn wieder aus der Vergessenheit hervor, indem er zugleich einige Aufstellungen seines Vorgängers verbesserte (Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cistercienserorden 1885 I 21—40). Auch P. Wolff teilte übrigens de Bucks Schicksal. Die jüngste Heortologie kennt weder ihn, noch die gleich zu nennende Arbeit von Bishop.

Sowohl de Buck als P. Wolff glaubten in Osbert und Anselm die Begründer des Festes vom 8. Dezember gefunden zu haben. Diese Annahme erhielt indes schon ein Jahr nach dem zuletzt genannten Aufsatz einen starken Stoß. Eine ausgezeichnete Arbeit von Edmund Bishop wies nämlich nach, daß schon vor der Eroberung Englands durch die Normannen ein Fest der Empfängnis Mariä dort gefeiert wurde. (In Downside Review 1886, 107—119; im Auszug wiedergegeben von Wolff in Studien und Mitteilungen 1886 II 108 bis 118, von Vacandard in Science catholique VI, Paris 1893, 897—903.) Zwei Kalendarien aus Winchester enthalten nämlich zum 8. Dezember die Eintragung: Conceptio sancte genitricis Mariae; von diesen Kalendarien ist das eine, der Abtei Newminster angehörig, unter Abt Aelfwin (1034—1057) geschrieben; das andere, aus dem Vetus monasterium stammend, wird von Hickes um 1030 angesetzt und fällt jedenfalls noch in Englands angelsächsische Zeit, also vor 1066. Ferner fand Bishop zwei Benediktionalien des 11. Jahrhunderts; eines davon ist der Kirche von Canterbury zuzuweisen und geschrieben zwischen 1023 und 1050, das andere verrät den Einfluß der Kirche von Winchester und wurde wahrscheinlich für Bischof Leofric von Exeter († 1072) geschrieben. In beiden ist nach dem Birinusfest vom 3. Dezember ein Segen für das Empfängnisfest eingetragen.

Er lautet in dem letztgenannten Benediktionale:

Benedictio in Conceptione sancte Mariae. Sempiternam a Deo benedictionem vobis beate Marie virginis pia deposcat supplicatio, quam concipiendam Omnipotens, ex qua eius conciperetur Unigenitus, angelico declaravit preconio, quam et vobis iugiter suffragari benigno, ut est benignissima, sentiatis auxilio. Amen.

Quique illam ante conceptum presignavit nomine, Spiritus sancti obumbratione, vos divinam gratiam mente annuat concipere in sancte Trinitatis confessione, atque ab omni malo protectos deifica confirmet santificatione. Amen.

Sancta vero Dei genitrix Maria vobis a Deo pacis et gaudii obtineat incrementum, ut quibus felix eiusdem beate virginis partus extitit salutis exordium, sit etiam ipse Iesus Christus premium in celis vite permanentis sempiternum. Quod ipse prestare dignetur.

Später als in England taucht das Fest in der Normandie auf; die Bezeichnung desselben als „Fest der Normannen" will nämlich nur besagen, daß die sog. „normannische Nation" unter den Studenten der Pariser Universität die unbefleckte Empfängnis als Patronatsfest gewählt hatte. (Vgl. E. Vacandard, Les origines de la fête de la conception dans le diocèse de Rouen et en Angleterre in Revue des questions historiques LXI, Paris 1897, 166—184.)

Ganz in jüngster Zeit hat in der Mainummer 1904 der Zeitschrift The Month H. Thurston S. J. gezeigt, daß auch Bishop die ältesten Spuren der fraglichen Festfeier nicht nachgewiesen hat. Noch vor dem 11. Jahrhundert war ein Fest der Empfängnis Mariä in Irland bekannt.

1. Zunächst kommt eine Handschrift des Britischen Museums in Betracht, die nach der gewöhnlichen Annahme im Besitz des Königs Athelstan († 940) gewesen sein soll. Ein metrischer Kalender, der den ersten Teil des Buches bildet, und den Schriftzügen nach zu urteilen in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts niedergeschrieben wurde, enthält unter dem 2. Mai den Vers:

Concipitur virgo Maria cognomine senis.

d. h. am 6. vor den Idus des Mai (also am 2. Mai) ist die Empfängnis der Jungfrau, welche Maria genannt wird. Der irische Ursprung des Kalenders ist außer Frage. Er mag etwa aus der Zeit Alfreds des Großen (871—901) stammen, denn wenn Alfred selbst in einer Handschrift am 26. Oktober einen Platz in diesem Kalender einnimmt, so führt eine andere Handschrift an dieser Stelle einen andern Namen auf, Alfred wird also spätere Einfügung sein.

2. Ein Menologium in Versen, das unter dem Namen Kalender des Öngus bekannt ist, hat unter dem 3. (nicht 2.) Mai die Eintragung:

Feil mar Maire uage: Das große Fest Mariä der Jungfrau.

Eine der wichtigsten Handschriften des Öngus-Kalenders, das Lebar Brecc bemerkt dazu auf seinem unteren Rand:

Feil mar muire et reliqua, i. e. haec inceptio eius, ut alii putant, — sed in februo mense vel in martio facta est illa, quia post VII menses nata est, ut innarratur — vel quaelibet feria eius: das ist ihre Empfängnis, wie einige meinen (diese ist indes im Februar oder März geschehen, da sie nach sieben Monaten, wie erzählt wird, geboren wurde), oder irgend ein anderes Marienfest.

Das Kalendarium des Öngus verlegte Dr Whitley Stokes früher ins 10. Jahrhundert, neuerdings aber mit Professor Thurneysen in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts (The Month, June 1904, 642).

3. Die Bollandisten bemerken zum 3. Mai, das Martyrologium von Tallaght verzeichne an diesem Tage Mariä Empfängnis. Was von diesem Martyrologium handschriftlich noch erhalten ist, bildete höchstwahrscheinlich einen Bestandteil des Manuskripts, welches das Buch von Leinster heißt, und wurde mit diesem veröffentlicht. Dort liest man in der Tat:

V Nonas (Maias): Crucis Christi inventio — Mariae virginis conceptio — Eventii, Theoduli Ambrosii etc.

Fest der Empfängnis Mariä ist zur Zeit der älteren Scholastik noch nicht gleichbedeutend mit Fest der unbefleckten Empfängnis. Heinrich von Gent und der hl. Thomas v. Aquin sagen uns das ausdrücklich. Der hl. Bonaventura ordnete 1263 das Fest der Empfängnis für den Franziskanerorden an, obwohl er nicht zu den Verteidigern der unbefleckten Empfängnis gehörte. So entsteht also die Frage, in welchem Sinn man in den irischen und frühenglischen Quellen die Feier der Empfängnis Mariä aufzufassen hat.

Die Art, wie das oben angeführte Benediktionale sich ausdrückt, legt die Ansicht nahe, daß man die Festfeier mehr auf die wunderbaren Umstände der Empfängnis bezog als auf die Empfängnis selbst. Ebenso feierte man ja auch die Empfängnis Johannes des Täufers nicht in dem Sinne, als ob die Seele des Vorläufers im ersten Augenblicke heilig gewesen wäre; man beging sie festlich nur zur Erinnerung und zum Danke für die Wundererweise Gottes, welche sie begleiteten. Dagegen ist bei Osbert von Clare und dem Abt Anselm der Gegenstand des Festes derselbe, wie heute, nämlich die Freiheit Mariä von aller Sünde von ihrem ersten Augenblicke an. Der eben berührten Umstände wegen verdient das um so höhere Anerkennung, braucht aber nicht so sehr zu verwundern. Bei den älteren Theologen des Benediktinerordens sind nämlich schon im 9. Jahrhundert die Anschauungen über die unbefleckte Empfängnis im wesentlichen klar und dem Glaubensinhalt entsprechend.

Ungewiß ist bisher noch, wann in Rom das Empfängnisfest eingeführt wurde. Die gewöhnliche Angabe vertröstet uns mit der Bemerkung, wenigstens im 14. Jahrhundert sei es in der Hauptstadt der Christenheit nachzuweisen. Von Interesse ist deshalb eine Ablaßverleihung vom Jahre 1289, in welcher 3 Erzbischöfe und 9 Bischöfe in Rom einen Ablaß für gewisse Feste erteilen. Unter diesen Festen wird auch Mariä Empfängnis erwähnt. Das Aktenstück ist darum noch interessanter, weil es für das Dominikanerkloster zu Halberstadt erlassen ist. Ebenso für Halberstadt wird das Fest im Jahre 1294, für ein Kloster zu Paderborn 1297, für Minden 1300 bezeugt. (Urkundenbuch der Stadt Halberstadt I 173—174; ebd. 198; Westfälisches Urkundenbuch IV 1108; Würdtwein, Nova subsidia dipl. 10, 376.)

Der kleine allgemeine Katechismus des Vatikanischen Konzils.

Vor einigen Jahren brachte P. Theodor Granderath in dieser Zeitschrift die ersten Debatten zur Darstellung, welche auf dem Vatikanischen Konzile über den sog. kleinen Katechismus gepflogen worden sind[1]. Was den Verfasser bewogen hatte, schon im voraus dieses Kapitel aus seiner „Geschichte des Vatikanischen Konzils"[2] vorzulegen, waren die bedeutsamen Verhandlungen, die sich eben damals namentlich in Deutschland zu Gunsten einer größeren Übereinstimmung der Katechismen abspielten. Inzwischen hat nun die Strömung gegen die Verschiedenheit der Lehrbücher beim ersten christlichen Unterrichte gewiß nicht an Kraft verloren. Der stetig wachsende internationale Verkehr, der nicht nur einzelne Personen, sondern immer häufiger selbst ganze Familien von einer Provinz in die andere, von einem Lande zum andern, ja manchmal in andere Weltteile führt, verlangt dringend nach wirksamen Vorkehrungen, um die dadurch schwer gefährdete religiöse Unterweisung der Jugend sicherzustellen, und dazu gehört vor allem mehr Einheitlichkeit im Katechismus. Daß der Mangel derselben eine Hauptschuld an dem Rückgange der religiösen Kenntnisse in verschiedenen Gegenden trage, wurde ja bei jenen ersten Debatten von mehr als einem Bischofe durch schlagende Beispiele nachgewiesen.

Wäre das Vatikanische Konzil nicht vertagt worden, so würde es auch zur Abfassung des kleinen Katechismus gekommen sein. Es fehlte dazu nur die endgültige Abstimmung in einer öffentlichen Sitzung, deren günstiger Ausgang nach dem Verlaufe der zweiten Debatte (in der 47.—50. Generalkongregation) nicht zweifelhaft sein konnte. Das möge im folgenden nach den Forschungen P. Granderaths aus den Konzilsakten erwiesen werden.

[1] LVII (1899) 379 ff.

[2] Zweiter Band (Freiburg 1903), 1. Buch, Kap. 14, S. 202 ff.

I. Das umgearbeitete Schema über den kleinen Katechismus.

Schon bei der Beratung des ursprünglichen Schemas über den kleinen Katechismus in den sechs Generalkongregationen (24.—29.) vom 10. bis zum 22. Februar hatte sich die Mehrzahl der Redner zu seinen Gunsten ausgesprochen. Doch traten auch andere auf, die teils aus allgemeinen Rücksichten dagegen Stellung nahmen, teils eine Reihe von einzelnen Einwendungen und Bedenken geltend machten, so daß ihm schließlich das Los zu teil wurde, das bis Ende Februar alle Vorlagen traf: es wurde von den Konzilspräsidenten einer der vier Deputationen, diesmal derjenigen für Kirchendisziplin, überwiesen, die es unter Berücksichtigung der erhobenen Schwierigkeiten einer neuen Bearbeitung unterziehen sollte. Am Tage nach der dritten öffentlichen Sitzung, am 25. April, erhielten nun die Väter das verbesserte Schema wieder zugestellt zugleich mit der Nachricht, daß die Diskussion desselben am 29. d. M. beginnen werde.

Das neue Schema[1] war zunächst um einen einleitenden, geschichtlichen Paragraphen vermehrt worden. Es wird darin an die besondere Aufmerksamkeit erinnert, welche die Kirche nach dem Beispiele des göttlichen Heilandes stets der Unterweisung der zarten Jugend in den Wahrheiten der heiligen Religion zugewendet habe. Deshalb habe das Trienter Konzil nicht bloß den Bischöfen die Sorge für den wenigstens an Sonn- und Feiertagen in den einzelnen Pfarreien abzuhaltenden religiösen Unterricht der Kinder zur Pflicht gemacht, sondern habe auch eine bestimmte Formel und Anleitung für die gründliche Einführung des Volkes in die Kenntnis des christlichen Glaubens schaffen wollen, die den Seelsorgern bei der Ausübung ihres heiligen Amtes zur Richtschnur dienen sollte. Das sei der Römische Katechismus für die Pfarrer, den der Apostolische Stuhl nach dem Wunsche des Konzils ausarbeiten ließ. Und dabei sei der Papst noch nicht stehen geblieben. Um der Absicht der tridentinischen Väter noch vollständiger zu entsprechen, daß nämlich in Zukunft von allen dieselbe Art und Weise beim Unterrichte und bei Erlernung der Christenlehre eingehalten würde, habe er den ehrwürdigen Kardinal Bellarmin beauftragt, einen kleinen Katechismus für die Kinder zu verfassen, und denselben dann allen Bischöfen und Pfarrern eindringlich zur Benutzung empfohlen.

Die folgenden Paragraphen decken sich durchweg mit den einzelnen Abschnitten des ersten Entwurfes, die nur gemäß den gemachten Be-

[1] Acta et Decreta sacros. oec. Concilii Vaticani etc. (Freiburg 1892) 664 d ff.

merkungen ergänzt oder verändert worden sind. Da sich aber, so heißt es also weiter, in neuerer Zeit aus der übergroßen Zahl kleiner Katechismen in den verschiedenen Provinzen, ja in den Diözesen derselben Kirchenprovinz, nicht geringe Übelstände ergeben hätten, wolle der Papst unter Zustimmung des Konzils nach dem Muster des Bellarminschen und mit Berücksichtigung anderer mehr verbreiteter Katechismen einen neuen Katechismus in lateinischer Sprache ausarbeiten lassen, dessen sich in Zukunft alle bedienen sollten. In den einzelnen Provinzen würden darauf die Patriarchen oder Erzbischöfe nach Beratung mit ihren Suffraganen und mit den Erzbischöfen desselben Landes und derselben Sprache für eine treue Übersetzung des lateinischen Textes Sorge tragen. Die Bischöfe würden verpflichtet sein, diesen kleinen Katechismus ohne jeden Zusatz für den ersten Unterricht der Gläubigen ständig beizubehalten. Doch solle es ihnen unbenommen bleiben, zur weiteren Belehrung ihrer Herden und zum Schutze derselben gegen die in ihren Gegenden verbreiteten Irrtümer ausführlichere katechetische Unterweisungen abzufassen. Wollten sie letztere aber nicht für sich allein, sondern in Verbindung mit dem kleinen Katechismus selbst herausgeben, so müsse dies in einer Weise geschehen, daß der vom Römischen Stuhle vorgeschriebene Text deutlich als solcher hervortrete. — Im letzten Paragraphen endlich wird den Geistlichen der Gebrauch des Römischen Katechismus für die Pfarrer warm ans Herz gelegt.

Ein dem Schema beigefügter Bericht[1] schildert kurz das von der Deputation bei der Umarbeitung befolgte Verfahren.

Gemäß den in der ersten Debatte laut gewordenen Wünschen hatte sich die Deputation vor allem über zwei Fragen schlüssig zu machen, die das W e s e n der ganzen Vorlage betrafen: e r s t e n s, ob überhaupt ein allgemeiner kleiner Katechismus für die ganze Kirche abgefaßt werden solle, und z w e i t e n s, ob bei Bejahung der ersten Frage dieser Katechismus lediglich zur Einführung empfohlen oder aber durch ein Gesetz vorgeschrieben werden solle.

„Da nun die Anfertigung eines allgemeinen kleinen Katechismus schon vor der Berufung des Konzils von nicht wenigen Bischöfen verlangt worden war und auch auf dem Konzile selbst von den Vätern mit großem Beifall aufgenommen und mit sehr gewichtigen Gründen befürwortet wurde, lag für die Deputation gleichsam von vornherein die Ver-

[1] Ebd. 665 c ff.

pflichtung vor, die erste Frage zu bejahen.... Mit Rücksicht aber auf die Übelstände, die in unserem Zeitalter besonders infolge der Freizügigkeit aus der Verschiedenheit der kleinen Katechismen entstehen, hielt es die Deputation für nötig, die Benutzung des neuen Katechismus durch ein eigenes Gesetz sicher zu stellen. Sie befand sich hierbei in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der Redner auf den Generalkongregationen."

„In Betreff der besondern Bemerkungen, die gemacht worden waren, ging man erstens auf die Ansicht derjenigen Väter ein, welche es für angebracht hielten, neben dem Katechismus des ehrw. Kardinal Bellarmin auch anderer im christlichen Volke mehr verbreiteten Katechismen Erwähnung zu tun. Zweitens beschloß man nach dem Wunsche einiger Bischöfe, anstatt von einer wörtlichen vielmehr von einer getreuen Übersetzung zu reden, welchen Ausdruck auch das Konzil von Trient (sess. XXIV, cap. 7 de Reform.) gebraucht hatte. Drittens nahm man ebenso den Vorschlag an, nicht zu bestimmen, daß ausführlichere Unterweisungen notwendig gesondert herausgegeben werden müßten, sondern deren Einfügung in den Katechismus selbst zu gestatten, jedoch unter der unumgänglichen Bedingung, daß jedermann diesen Grundtext von der beigefügten eingehenderen Erklärung deutlich unterscheiden könne. Dann schien aber durchaus nötig hinzuzusetzen, daß beim ersten Unterrichte der Gläubigen der kleine allgemeine Katechismus allein und ohne jeden Zusatz verwendet werden müsse."

„Hingegen konnten bei der Verbesserung des Schemas solche Bemerkungen nicht berücksichtigt werden, welche bezweckten, die Pflicht des katechetischen Unterrichtes den Pfarrern und andern Priestern einzuschärfen, oder das Verfahren bei der Herstellung des kleinen Katechismus zu bestimmen, oder die sich mit der Zeit beschäftigten, innerhalb welcher, oder mit den Personen, von welchen die Arbeit getan werden sollte, oder endlich, die sich auf die Verhütung der Unzuträglichkeiten bezogen, die nach der Meinung einiger Väter aus der gesetzlichen Einführung des neuen Katechismus entstehen könnten. Alle diese Dinge schienen teils dem Zwecke des Schemas fern zu liegen, zum andern Teile aber vollständig der Klugheit und Sorgfalt des Heiligen Stuhles überlassen werden zu müssen." — Soweit der schriftliche Bericht.

II. Die Verhandlungen über das neue Schema.

Am festgesetzten Tage begannen in der 47. Generalkongregation die Verhandlungen damit, daß Erzbischof Wierzchleyski von Lemberg,

rit. lat., im Namen der Disziplinardeputation zu dem schriftlichen Berichte die vorschriftsmäßigen mündlichen Erläuterungen und Ergänzungen gab[1]. Zum Beweise der Notwendigkeit eines allgemeinen Katechismus eignet er sich zuerst die Gründe an, die Pius V. in der Einleitung zum Römischen Katechismus für die Herausgabe dieses Lehrbuches aufgeführt hatte. Dann bemerkt er: Es gebe gewiß ganz treffliche Katechismen, doch besitze keiner das Ansehen, das einer haben würde, der von dem allgemeinen Konzile beschlossen worden sei. Die Gründe ferner, die einen solchen Katechismus notwendig machten, hätten überall und für alle Geltung, und darum müsse die Einführung desselben allen zur Pflicht gemacht werden. Geschehe dies nicht, so würde die Mannigfaltigkeit der Katechismen niemals verschwinden. Die einen würden den neuen Katechismus annehmen, die andern nicht. Provinzen, Diözesen, ja Pfarreien hätten dann wieder ihren eigenen Katechismus, und die Katechismen würden nicht nur in den Worten und in ihrem Gedankeninhalte verschieden sein, in manchen würde das Notwendige fehlen, während Überflüssiges oder sogar Irrtümliches darin zu finden wäre.

Denn die richtige Auffassung des Glaubensgegenstandes hängt auch vom Ausdrucke ab, und bei der Verschiedenheit der Katechismen können im Laufe der Zeit leicht Irrtümer entstehen. Unsere Sache ist es, sagt der Redner, dieses zu verhüten und in einem kleinen Katechismus des Konzils dem Volke einen Schild gegen auftauchende Irrtümer in die Hand zu geben. Die Gebildeten wissen allerdings, daß eine Lehre dieselbe bleibt, auch wenn sie in verschiedenen Ausdrücken vorgelegt wird, nicht so aber Kinder und Ungebildete. Kommen diese von einem Orte zum andern und hören da eine Lehre in andern als den gewohnten Ausdrücken vortragen, so halten sie dieselbe für eine neue, lassen sich verwirren und nehmen Ärgernis.

Weiterhin beschäftigt sich der Referent mit mehreren in der früheren Debatte erhobenen Einwendungen. Es hätten damals einige Väter die Ansicht geäußert, ein einheitlicher Katechismus sei wegen der ungleichen Sitten, Anlagen und Bildungsgrade verschiedener Völker unmöglich. Aber während diese Verschiedenheit der Völker bei der Erklärung des Katechismus gewiß gebührend berücksichtigt werden müsse, könne dieser selbst, der ja nur die überall gleichen Anfangsbegriffe enthalten solle, sehr wohl für alle

---

[1] Acta Congregationum generalium II 455 ff (im Archive des Vatikanischen Konzils).

verschiedenen Nationen der gleiche sein. Dasselbe erwidert der Redner denjenigen Vätern, welche auf die Ungleichheiten aufmerksam gemacht hatten, die in manchen Ländern z. B. bezüglich der kirchlichen Abgaben, der Feier der Feste, der Fasttage, ja sogar der Kirchengebote herrschten. Auf die Bemerkung, die in der ersten Debatte gefallen war, daß durch Einführung eines allgemeinen Katechismus dem Ansehen und den Rechten der Bischöfe zu nahe getreten werde, entgegnet er: „Was die Gesamtkirche durch den Beschluß eines ökumenischen Konzils, an dessen Abfassung alle Bischöfe teil haben, bestimmt, kann kein Recht der Bischöfe verletzen." — Man hatte auch eingeworfen, die Einführung des neuen Katechismus werde an dem Widerstande des Volkes scheitern, das seine alten Katechismen behalten wolle. Mit Recht sagt der Erzbischof darauf, ein solcher Widerstand könne überwunden werden. Man müsse ja auch nicht auf einen Schlag die alten Katechismen beseitigen und den neuen an ihre Stelle setzen. Man solle den neuen Katechismus zu Anfang nur bei den Kindern einführen, die erst mit der Erlernung der christlichen Lehre begännen, und den älteren ihren Katechismus, an den sie gewöhnt seien, belassen. Auch werde die Kirche schon für die Einführung des neuen Katechismus die richtigen Wege weisen. Der Berichterstatter geht dann noch auf einzelne weniger bedeutende Punkte ein und empfiehlt zum Schlusse die Annahme des Schemas.

Als erster Redner erhob sich in dieser Generalkongregation Kardinal Donnet, Erzbischof von Bordeaux[1]. Er erklärte, eine fünfzigjährige Erfahrung in der Seelsorge hätte ihn davon überzeugt, daß ein einheitlicher Katechismus notwendig sei, und zwar heute notwendiger als zur Zeit des Konzils von Trient. Infolge der großen Leichtigkeit zu reisen, so führt er aus, ist die Reiselust gestiegen. Es gibt viele, die keine ruhige Wohnung mehr kennen. Darum ist die religiöse Unterweisung der Kinder, namentlich beim Mangel eines religiösen Unterrichtes in der Familie selbst, mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Die Schwierigkeit verdoppelt sich, falls die Reise in fremde Länder geht, weil dann auch die Sprache eine fremde wird. Aber wenn man auch nur von Diözese zu Diözese zieht, entstehen die größten Unzuträglichkeiten, falls die Katechismen verschieden sind. Die Kinder lernen gleichsam mechanisch; bei Veränderung der Worte entsteht daher Verwechslung der Dinge; neues Lernen, neue Arbeit ist erforderlich, und die Folge ist Unwissenheit. Auch wenn die

---

[1] Acta Congr. gen. II 462 ff.

Kinder allein zum Besuche fremder Lehranstalten geschickt werden, ergibt sich die Notwendigkeit eines einheitlichen Katechismus. Unter den Vorteilen, welche diese Einheit bietet, hebt der Redner drei hervor: Reinheit der Lehre, innigere und festere Einheit der Gläubigen und größere Anhänglichkeit an den Heiligen Stuhl. Dabei bittet er seine Zuhörer, doch den Gedanken fern zu halten, es möchte die Macht des Oberhauptes zu sehr auf Kosten der Glieder wachsen: „Stärker und lebenskräftiger ist nicht nur der natürliche Organismus, in welchem vom Haupte und Herzen aus alle Glieder reiches Leben durchströmt, sondern auch der moralische Körper, der, aus vielen verschiedenen und daher einander widerstrebenden Willen zusammengesetzt, sein Leben und seine Kraft ganz aus dem Einflusse des höchsten Willens gewinnt." Der Kardinal warnt vor übertriebenem Patriotismus und vor den Versuchungen des Weltgeistes und meint, es würden in Frankreich und Deutschland und andern Ländern nicht so viele Christen zu finden sein, welche die Autorität und die Unfehlbarkeit des Heiligen Stuhles leugneten, wenn sie darüber als Kinder recht unterwiesen worden wären.

Der folgende Redner, Kardinal Rauscher von Wien, konnte die Ansichten Donnets nicht teilen[1]. Er habe sich schon früher[2] gegen die Einführung des allgemeinen Katechismus ausgesprochen. Seitdem sei nichts vorgebracht worden, was ihn in seiner Überzeugung hätte erschüttern können. Auf das Beispiel des Römischen Katechismus könne man sich nicht berufen. Dieser sei für die Pfarrer abgefaßt, um ihnen zu zeigen, wie sie das christliche Volk in der Religion unterrichten müßten, schreibe aber nicht die Worte vor, deren sie sich dabei zu bedienen hätten. Wenn man alle Katecheten in Bezug auf die Art und Weise verpflichten wolle, wie sie die ersten Grundsätze des Glaubens lehren sollten, und wenn man vorschreiben wolle, allenthalben denselben Glauben zu lehren, und zwar in Worten, die durch den kirchlichen Gebrauch geheiligt seien, so werde er dieses billigen. Auch habe er schon früher gesagt, daß Übereinstimmung in der Methode in jenen Gegenden zu wünschen sei, wo sich ähnliche Sitten und Einrichtungen fänden; dort möchten also die Bischöfe eine solche vorschreiben. Aber die in der Kirche notwendige Einheit verlange nicht, daß die Christen in jedem Worte übereinstimmten. Bei dem Unter-

[1] Ebd. 465 ff.

[2] Vgl. Granderath, Geschichte des Vatikanischen Konzils II 205; vgl. auch diese Zeitschrift LVII (1899) 383.

richte müsse auf den Charakter und die Bildungsstufe der Völker Rücksicht genommen werden; nach diesen richte sich auch die Partikulärdisziplin in der Kirche, die nicht in allen Ländern gleich sei. Ob darum in Amerika oder in Spanien eine Einheit im Katechismus notwendig sei, das überlasse er den Bischöfen dieser Länder, wie man auch bezüglich der zu Österreich gehörenden Nationen deren Bischöfe fragen müsse.

Der Kardinal verbreitet sich weiter über die Schulen in den österreichischen Ländern. Ohne die Regierung könnten die Bischöfe dort keinen Katechismus einführen. Auch das Konkordat wahre das Recht der Regierungen bezüglich der Methode und Form des Unterrichtes. Ohne Bewilligung des Schulrates (consilia scholastica), der in letzter Zeit eingeführt worden sei, könne an den Schulbüchern nichts geändert werden, wie auch nichts ohne den Willen der Bischöfe. Die Partei, welche die Schulen von der Kirche trennen wolle, denke nicht an eine Änderung des einen oder andern Artikels, sondern suche dem zarten Alter Verachtung gegen die Religion einzuflößen. Für die Kirche sei große Vorsicht in ihrem Auftreten geboten. Die Art und Weise, wie in Österreich der Religionsunterricht erteilt werde, sei sehr gut, und auch die treuesten Katholiken würden gegen eine Änderung derselben Einspruch erheben. Bei Einführung des kleinen Katechismus müßte sie aber beseitigt werden. Das würde die Liberalen zu neuen Verfolgungsmaßregeln veranlassen. Am Schlusse spricht der Redner den Wunsch aus, wenn man den allgemeinen Katechismus einmal einführen wolle, so möge man ihn den Bischöfen empfehlen, aber nicht vorschreiben, was bei den Zuhörern mit Zeichen des Mißfallens aufgenommen wurde.

Bischof Rota von Guastalla[1] äußert sich über das Verfahren, das bei der Herstellung des Katechismus eingeschlagen werden müsse. Wird das Gesetz angenommen, so muß nach seiner Meinung der Papst gebeten werden, persönlich oder durch andere die Verfasser des neuen Katechismus zu bestimmen. Darauf könnten etwa alle Bischöfe eingeladen werden, bis zu einem bestimmten Termine ihre Wünsche dem Sekretär des Konzils einzureichen, damit diejenigen, welche mit der Ausarbeitung des Büchleins betraut wurden, ihre Vorschläge benutzten. Ist der Entwurf fertig, so soll er den Vätern zugestellt werden. Diese können dazu ihre Bemerkungen über Zusätze oder Streichungen machen, und dann findet die Debatte darüber statt.

[1] Acta Congr. gen. II 469 ff.

Der vierte Redner war Bischof Vérot von St Augustine[1]. Er sprach den Wunsch aus, daß die erste Abstimmung über das Schema nur eine bedingungsweise Geltung haben möge und daß die endgültige erst erfolgen solle, wenn der Katechismus fertig vorliege. Zur Begründung seines Antrages wies er auf die Erfahrungen hin, die man in Amerika gemacht habe. Auch dort habe man sich lange nach einem einheitlichen Katechismus gesehnt. Dann sei vor fünfzehn Jahren vom Plenarkonzile einer Kommission von Bischöfen der Auftrag gegeben worden, einen solchen zu verfassen. Als er aber erschienen war, gefiel er nicht. Dem letzten Plenarkonzile wurde ein neuer vorgelegt. Auch ihn haben die Bischöfe, die einen aus diesem, die andern aus jenem Grunde verworfen.

Bischof Gastaldi von Saluzzo war ganz für das Schema[2]. Er hielt es für sehr wichtig, daß der Katechismus nicht nur vom Konzile approbiert, sondern auch wirklich verfaßt werde. Deshalb schlug er vor, alsbald eine Kommission von etwa zwölf Männern zu wählen und mit der Abfassung zu betrauen. Gastaldi war der letzte Redner an diesem Tage.

In der 48. Generalkongregation am 30. April trat als erster Redner der Erzbischof Dubreuil von Avignon auf[3]. Ein großer Teil seines Vortrages beschäftigte sich mit der Zurückweisung von Angriffen, die bei der früheren Debatte auf den Katechismus des ersten Kaiserreiches gemacht worden waren[4]. In Bezug auf das Schema selbst äußerte er die Ansicht, daß ein einheitlicher Katechismus für Provinzen und Länder wünschenswert, für die ganze Kirche aber unmöglich sei. Auch er wünschte, zuerst einen Entwurf des beabsichtigten Katechismus vorgelegt zu sehen. Werde er als gut befunden, so solle man ihn annehmen, andernfalls könne er doch Vorbild und Norm bleiben.

Nach einer sehr kurzen Äußerung des früheren Bischofs von Luçon, Msgr Baillès[5], erhob sich Bischof Cantimorri von Parma wieder zu einer längeren Rede[6]. Er wendet sich gegen den Vorschlag, noch

---

[1] Ebd. 471 f. [2] Ebd. 473.

[3] Ebd. 476 ff.

[4] Wahrscheinlich dachte Dubreuil an die Rede des Erzbischofs Desprez von Toulouse, der auf mehrere Ungereimtheiten im alten napoleonischen Katechismus aufmerksam gemacht hatte (vgl. Granderath, Geschichte des Vatikan. Konzils II 214 f, sowie diese Zeitschrift LVII 390 f).

[5] Acta Congr. gen. II 478. [6] Ebd. 479 ff.

während des Konzils den Katechismus von einer Kommission ausarbeiten zu lassen und ihn dann den Bischöfen zur Prüfung vorzulegen, ob er der Fassungskraft, den Anlagen und der Bildungsstufe ihrer Diözesanen entspreche. Nach seiner Überzeugung kann ein Katechismus gar nicht allen verschiedenen Stufen der Geistesanlagen und der Entwicklung der Kinder angepaßt sein. Sonst wären schon für jede größere Diözese mehrere Katechismen erforderlich. Denn die Verschiedenheit der Kinder in der geistigen Entwicklung ist sehr bedeutend. Aber, fährt der Redner fort, den Verstand haben sie doch alle miteinander gemein, und alle vermögen die ersten und allgemeinen religiösen Begriffe in sich aufzunehmen. Freilich erfassen sie die Wortformeln, in denen ihnen diese Begriffe vorgetragen werden, nicht gleich nach ihrem ganzen Inhalte, sie haben vielmehr nach ihrer Verstandeskraft mehr oder weniger Zeit und Eifer notwendig, um in dieselben einzudringen. Darum haben auch die Katecheten je nach der Fähigkeit und Entwicklung ihrer Schüler größere oder geringere Mühe aufzuwenden. Da indessen alle Kinder im stande sind, die Formel zu behalten und sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu verstehen, so kann ganz wohl ein und derselbe Katechismus für alle geeignet sein. Nur muß sich die Erklärung nach ihrer Fassungskraft richten.

Weiterhin betont Cantimorri die große Schwierigkeit, einen guten Katechismus herzustellen. Er glaubt deshalb auch nicht, daß es möglich sei, einen Katechismus zu schreiben, der allen gefalle, und wenn er den heutigen Bischöfen gefalle, so folge noch nicht, daß er auch den späteren genehm sein werde. Wenn er aber einigen von diesen mißfalle, sollten dieselben ihn dann aufgeben dürfen? Das gehe nicht, und deshalb müsse das Konzil allen, welche verschiedener Ansicht seien, ein autoritatives Gebot entgegenstellen. Verlassen wir uns aber, sagt der Redner, zuversichtlich auf den Heiligen Stuhl! Er wird es an Fleiß und Sorgfalt nicht fehlen lassen, um ein gutes Werk zu schaffen. Das Vatikanische Konzil möge nach dem Beispiele des Tridentinischen die Abfassung des Katechismus dem Heiligen Stuhle überlassen. Er darf darum nichtsdestoweniger das Werk des Vatikanischen Konzils genannt werden, wie ja auch der Römische Katechismus den Namen des Konzils von Trient trägt.

Da Cantimorri der letzte war, der sich zur Generaldebatte gemeldet hatte, begann nun noch in derselben Generalkongregation die Spezialdebatte.

Zuerst sprach dazu der Bischof Marguerye von Autun[1]. Er erkannte an, daß der Vorschlag, einen gemeinsamen Katechismus für die ganze Kirche einzuführen, von einer großen Zahl der Väter befürwortet und mit schwerwiegenden Gründen unterstützt worden sei. Dennoch hielt er seine Ausführung wegen der Verschiedenheit der Nationen für unmöglich. Um also die Gefahr zu vermeiden, daß ein Gesetz gegeben werde, das bald wieder vergessen sei, schlug er vor: erstens, das Konzil solle die Verfasser des Katechismus bestimmen; zweitens, die Bischöfe sollten zur Einführung des Katechismus nicht verpflichtet sein, bevor ihn das Konzil approbiert habe. Dies solle im Schema ausdrücklich bemerkt werden. Der Redner befaßt sich dann mit der bedauernswerten Tatsache, daß sich die Jugend heute vielfach schlechter im Katechismus unterrichtet zeige als ehedem. Er findet den Grund dafür in der Gleichgültigkeit, welche die Eltern gegenüber dem religiösen Unterrichte ihrer Kinder an den Tag legten. Früher habe die schöne Sitte bestanden, daß die Eltern an Sonn- und Festtagen ihre Kinder den Katechismus aufsagen ließen. Das Konzil möge die Eltern ermahnen, sich der religiösen Erziehung ihrer Kinder eifrig anzunehmen.

Es folgte Bischof v. Ketteler von Mainz[2]. Er wünscht vor allem die Streichung des Zitates aus dem Konzile von Trient, in welchem vorgeschrieben werde, die Kinder wenigstens an Sonn- und Festtagen im Katechismus zu unterweisen. Denn es liege erstens außerhalb des Zweckes der Vorlage, die Zeit, wann der Katechismus gelehrt werden solle, zu bestimmen. Zweitens sei in jenen Worten die Zeit zu sehr beschränkt. Was in den Tagen des Trienter Konzils genügt habe, genüge jetzt nicht mehr. Heute sei der Unterricht in den profanen Gegenständen bedeutend vollkommener, und mit diesem müsse der religiöse Unterricht gleichen Schritt halten. Auch hörten die Kinder heutzutage viel mehr Einwürfe, gegen welche sie gewaffnet sein müßten, als das früher der Fall war. In Deutschland und auch in andern Ländern seien die Kinder sechs bis acht Jahre lang zum täglichen Schulbesuche verpflichtet, und in den katholischen Schulen sei es Sitte, jeden Tag eine ganze Stunde auf den Religionsunterricht zu verwenden. Die Feinde der Kirche, die den Religionsunterricht auf zwei Stunden in der Woche beschränken wollten, würden sich gewiß auf das Konzil berufen, wenn die Worte des Trienter Konzils im Schema stehen blieben.

---

[1] Acta Congr. gen. II 482 f. [2] Ebd. 483 ff.

Sodann wiederholt auch Bischof Ketteler den schon von mehreren Rednern geäußerten Wunsch, es möge im Schema erklärt werden, daß der Katechismus vor seiner Publikation den Bischöfen zur Begutachtung zugesandt werden solle. Denn es sei sehr schwer, einen Katechismus auszuarbeiten. Der Verfasser eines berühmten Katechismus habe ihm einmal gesagt, es sei viel leichter, eine Summa theologiae als einen kleinen Katechismus zu schreiben. Ferner verlangt Bischof Ketteler, daß der Katechismus von einem einzigen Manne verfaßt werden solle, damit ein Geist in ihm lebe. Für den Mann aber, der einen Katechismus, namentlich einen solchen, welcher der ganzen katholischen Welt als Muster dienen soll, zu verfassen berufen wird, sind vier Eigenschaften erforderlich, die sich nur selten in einem Einzigen vereinigt finden: er muß ein ausgezeichneter Theolog und ein aufs beste unterrichteter Pädagog sein; er muß große Erfahrung im Katechisieren haben und endlich jene Salbung besitzen, die den Worten eine geheime, himmlische Kraft mitteilt. In dem seligen Canisius, sagt der Redner, haben sich diese vier Eigenschaften vereint gefunden. Indem er dann wieder auf die Forderung zurückkommt, daß der Katechismusentwurf den Bischöfen zuerst mitgeteilt werden müsse, erinnert er daran, daß es schon manche gute Katechismen gebe, die oftmals verbessert, durch eine lange Erfahrung bewährt und darum allen Priestern, Lehrern und Gläubigen aus langer Bekanntschaft teuere Bücher seien. Die Bischöfe müßten den neuen Katechismus mit den älteren erprobten Büchern vergleichen. Wenn der neue Katechismus nicht wenigstens ebenso vollkommen wäre als die früheren, so würde durch seine Einführung der größte Schaden angerichtet werden. Wenn endlich der neue Katechismus einmal eingeführt sei, so werde sich später niemand mehr finden, der noch einen Katechismus schreiben möchte. Bisher sei in vielen der Gedanke gereift, ein solches Werk zu unternehmen. Es erschienen immer wieder Katechismen, und jeder neue suchte seine Vorgänger zu übertreffen. Hat aber der Plan des Schemas seine Verwirklichung gefunden, so wird vielleicht ein und derselbe Katechismus auf Jahrhunderte seinen Platz behaupten und jeder Fortschritt auf diesem Gebiete ausgeschlossen sein. Das ist ein großer Schaden, falls nicht der neue Katechismus bis zur höchsten Vollendung gebracht wird. Darum, so betont der Redner zum drittenmal, müssen alle Bischöfe an der Vervollkommnung des neuen Katechismus mitarbeiten. Daß es Zeit kostet, ihn fertig zu stellen, verschlägt bei der Wichtigkeit der Sache nichts.

Der folgende Redner, Bischof Vaughan von Plymouth, tadelt es[1], daß das Schema den Katechismus Bellarmins für das neue Buch als Muster hinstelle. Der Bellarminsche Katechismus sei in einigen Dingen zu breit, in andern, notwendigen, zu dürftig. Die Fragen wie die Antworten seien zu lang; die Kinder könnten sie nicht auswendig lernen. Der Redner empfiehlt, daß der Katechismus während des Konzils, unter Beratung von Vätern aus allen Ländern der Welt, geschrieben werde. Aus den vorzüglichsten Katechismen aller Länder solle ein neuer, wahrhaft katholischer und allgemeiner entstehen.

Die kurzen Worte des Bischofs Clifford von Clifton brachten nichts neues[2].

Bischof Eberhard von Trier[3] stellte u. a. die Anfrage, welches denn jener erste Unterricht sei, für den der kleine Katechismus ohne Zusätze dienen solle. Ihm antwortete Bischof Zwerger von Seckau[4] als Mitglied der Disziplinardeputation, darunter sei nicht die ganze Zeit des Elementarunterrichtes zu verstehen, sondern nur die ersten zwei oder drei Jahre desselben.

Kein weiterer Redner hatte sich zum Worte gemeldet, deshalb wurde die Spezialdebatte über das Schema geschlossen. Die von den Vätern schriftlich eingereichten Bemerkungen[5] wurden bald darauf allen Konzilsmitgliedern gedruckt ins Haus gesandt. Die Deputation hielt darüber ihre Beratungen.

III. Die Berichte der Disziplinardeputation und die Abstimmung in der Generalkongregation.

Schon in der 49. Generalkongregation am 4. Mai konnte Bischof Zwerger über die Verhandlungen der Disziplinardeputation Bericht erstatten[6]. Er verbreitete sich zuerst über die Bemerkungen, welche verlangten, daß das Konzil auch die Ausarbeitung des Katechismus übernehmen solle. Die Disziplinardeputation habe sich entschieden gegen diese Vorschläge ausgesprochen. Sogar wenn der Papst dem Konzile diese Aufgabe zugedacht hätte, sagt Bischof Zwerger, müßte dasselbe, wie mir scheint, den Heiligen Vater bitten, es davon zu befreien und selbst die Arbeit in die Hand zu nehmen. Zur Begründung verweist er auf das

[1] Acta Congr. gen. II 486 f. [2] Ebd. 487 f.
[3] Ebd. 489 f. [4] Ebd. 491.
[5] Acta et Decreta etc. 1743 b ff. [6] Acta Congr. gen. II 497 ff.

Konzil von Trient. Dort glaubten die Väter anfangs, sie könnten den Römischen Katechismus und andere Bücher verfassen. Aber bald lehrte sie die Erfahrung, daß das nicht gehe, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Ausführung dieser Wünsche dem Heiligen Stuhle anheimzugeben. Er erinnert seine Zuhörer ferner an die lange Mühe und Arbeit, welche die Erledigung der ersten Konstitution vom Glauben gekostet habe. Wenn, wie es mehrere Bemerkungen wollten, eine aus der Mitte des Konzils erwählte Kommission den Katechismus ausarbeitete und dann den versammelten Vätern zur Begutachtung vorlegte, würden ganz gewiß Tausende von Verbesserungsvorschlägen einlaufen, mit denen man sich ein oder zwei volle Jahre beschäftigen müßte. Wie können wir zum Schaden unserer Diözesen so lange von der Heimat fernbleiben und wie unsere Zeit auf eine Arbeit verwenden, die auch andere tun können, während wir wichtigere Arbeiten, die das Konzil unbedingt übernehmen muß, liegen lassen? Der Katechismus kann ohne uns verfaßt werden, und wir müssen dem Heiligen Vater dankbar dafür sein, daß er von Anfang an die Absicht hatte, diese Sorge auf sich zu nehmen.

Einige Väter hatten ferner die Meinung geäußert, der Katechismus könne zwar von andern ausgearbeitet werden, dann aber sei er allen Bischöfen der ganzen Kirche oder einer aus allen Nationen auserwählten Anzahl derselben zur Prüfung vorzulegen. Dagegen bemerkt Bischof Zwerger: Die Bischöfe, die auf der ganzen Welt zerstreut sind, können ihn noch weniger ihrer Prüfung unterwerfen als wir hier, die zum Konzile vereinigt sind. Es ginge vielleicht an, daß sich eine geringe Zahl, etwa zwölf von uns erwählte Bischöfe mit dieser Aufgabe befaßten. Aber warum müssen gerade wir sie wählen? Der Heilige Vater bestimmt zunächst einige in dieser Sache besonders tüchtige Männer, darauf beauftragt er andere, ebenfalls vorzüglich geeignete Personen mit der Prüfung der von den ersteren geleisteten Arbeit, und erst dann, wenn diese den Katechismus gebilligt haben, empfängt derselbe die Bestätigung. Warum sollen wir also etwas, was doch ganz sicher geschieht, durch unser Gesetz gleichsam vorschreiben? Auch das Konzil von Trient lehrt uns durch sein Beispiel das Gegenteil. Es überließ alles ohne Beschränkung dem Heiligen Stuhle. Verfahren wir heute anders, so wird man sagen, die Väter des Vatikanischen Konzils glaubten die Herstellung eines kleinen Katechismus dem Heiligen Stuhle nicht ohne große Vorsichtsmaßregeln überlassen zu können, was für uns und den Heiligen Stuhl ehrenrührig wäre.

Die Worte dominicis saltem et aliis festis diebus war die Deputation gerne zu streichen bereit, und zwar hauptsächlich aus den von Bischof Ketteler vorgetragenen Gründen.

Andere Vorschläge, in denen sich die Besorgnis verriet, man möchte vielleicht in dem beabsichtigten Katechismus eine neue Auflage des kleinen Bellarmin veranstalten wollen, der für unsere Zeit nicht mehr passe, weist Zwerger durch die Versicherung zurück, daß hieran gar nicht gedacht sei. Das Schema wolle nur, daß man bei Abfassung des neuen Katechismus den Katechismus Bellarmins wie auch andere gute Katechismen vor Augen halte.

Wie wir wissen, hatten manche Redner die Ansicht ausgesprochen, die sie auch in ihren Bemerkungen wiederholten, es werde wegen der Verschiedenheit der natürlichen Anlagen und des Bildungsgrades der einzelnen Völker ein allgemeiner Katechismus ein Ding der Unmöglichkeit sein. Demgegenüber erklärt der Berichterstatter zum wiederholten Male, was denn ein kleiner Katechismus sei, und was man unter der ersten Bildung zu verstehen habe. Unter einem kleinen Katechismus versteht das Schema nur jene elementaren Lehren, die zum ersten Unterrichte der Christen gehören, und der erste Unterricht ist kein anderer als derjenige, welchen man den Kindern in den untersten Abteilungen, in den beiden ersten Schuljahren erteilt. Unter den Kindern dieser Altersstufe gibt es jene großen Unterschiede der Anlagen und Bildungsgrade noch nicht. Für diese also wünscht das Schema Einheitlichkeit des Katechismus: Wer sich klar macht, was der kleine Katechismus und was der erste Unterricht ist, kann darin nichts Unmögliches finden.

Dem von mehreren Vätern gestellten Antrage, daß das Konzil den Katechismus nicht vorschreiben, sondern nur empfehlen solle, fährt der Redner fort, habe die Deputation nicht beipflichten können. Um wenigen zu gefallen, hätte sie allen übrigen mißfallen müssen. Der Redner räumt ein, daß ausnahmsweise Umstände vorliegen können, unter denen es für eine Diözese besser sei, ihren bisherigen Katechismus beizubehalten. In einem solchen Falle möge man sich immerhin an den Heiligen Vater um die Erlaubnis wenden, beim alten bleiben zu dürfen.

Wie sehr die Konzilsväter selbst die kleinsten Hindernisse erwogen hatten, die der Ausführung des Schemas in den Weg treten könnten, zeigt die nun folgende Erörterung. Eine gewisse Schwierigkeit, sagt Bischof Zwerger, könne darin gefunden werden, daß nach Erledigung des

kleinen Katechismus in den untersten Abteilungen der Schule für die höheren Klassen noch ein größerer notwendig werde, so daß den Eltern infolge des neuen Gesetzes ungewöhnliche Kosten entstehen würden. Indessen, meint er, geschehe es ja auch, daß die Kinder während der sechs oder sieben Jahre, in denen sie den einen Katechismus gebrauchen, denselben wohl das eine oder andere Mal verlieren oder ihn zwei- oder dreimal zerreißen. Die Eltern seien also unter allen Umständen zuweilen genötigt, einen neuen Katechismus zu kaufen. Dann aber wendet er sich zu einer wichtigeren Erwägung. Es sei nämlich auch aus pädagogischen Gründen wünschenswert, daß sich im ersten Katechismus nichts anderes vorfinde als nur dasjenige, was die Kinder der untersten Abteilungen lernen müßten. Dabei kann er auf die Einrichtung des Religionsunterrichtes in Österreich als Muster hinweisen. Da gebe es drei aufeinander folgende Katechismen. Im Katechismus der untersten Stufe stehe nur so viel, als für diese zu wissen erforderlich sei. Im Katechismus der zweiten Stufe kehre der Inhalt des ersten Katechismus wörtlich aber mit erweiternden Zusätzen wieder. Der dritte Katechismus endlich enthalte noch einmal die Lehrstücke des zweiten, sei aber in der Weise vermehrt, daß er nun die ganze Lehre biete, die sich die Kinder anzueignen hätten.

Damit waren die von den Rednern in den Generalkongregationen gemachten Bemerkungen erledigt, und man konnte zur Abstimmung schreiten. Von den 591 anwesenden Konzilsvätern stimmten 491 mit placet, 56 mit non placet und 44 mit placet iuxta modum[1]. Die letzteren reichten nochmals ihre Bedenken ein[2], die darauf in der gewohnten Weise unter die Väter verteilt und von der Disziplinardeputation beraten wurden.

In der 50. Generalkongregation vom 13. Mai nahm der Bischof Marilley von Lausanne und Genf als Berichterstatter darüber das Wort[3]. Er teilt die eingesandten Bedenken in drei Klassen.

Die erste Klasse billigt die Substanz und den Zweck des Schemas, fordert aber, daß der kleine Katechismus nicht vorgeschrieben, sondern bloß zur Einführung empfohlen werde. Die Deputation hatte einstimmig beschlossen, auf diese Forderung nicht mehr einzugehen, da sie schon in der letzten Generalkongregation von fast allen Vätern abgelehnt worden sei.

[1] Acta et Decreta etc. 742 b. [2] Ebd. 1744 a ff.
[3] Acta Congr. gen. II 545 ff.

Die Bedenken der zweiten Klasse kommen darin überein, daß sie die Ausarbeitung des Katechismus nicht ohne jede Bedingung dem Heiligen Stuhle überlassen wollen. Entweder beantragen sie, daß das Konzil die Arbeit selbst übernehme, oder sie verlangen, daß der Papst den Katechismus zuerst allen Bischöfen zur Begutachtung vorlege und ihn nicht eher veröffentliche, als bis er von der Ansicht aller Kenntnis genommen habe. Andere stellen ähnliche Forderungen. Marilley glaubt nach alledem, was die früheren Referenten der Deputation darüber gesagt haben, diese Vorschläge mit Stillschweigen übergehen zu können. Doch weist er auf das Mißtrauen hin, das sie gegen den Heiligen Vater bezeugen und das den Feinden der Kirche Anlaß geben werde, in hundert Zeitungen und Blättern von den Spaltungen zu reden, die selbst auf dem Vatikanischen Konzile zwischen den Bischöfen und dem Papste bestanden hätten. Dann zeigt er aus der Geschichte des Konzils von Trient, wie wenig ein Konzil im stande sei, eine solche Arbeit zu übernehmen. Zu Trient habe man Anfang 1562 Deputierte gewählt, um den Index verbotener Bücher aufzustellen. Obgleich sich aber die Deputierten mit allem Eifer ihrer Arbeit unterzogen hätten, seien sie damit nach zwei Jahren noch nicht fertig gewesen, und wegen der Mannigfaltigkeit und Menge der Bücher habe sich die Synode außer stande gesehen, darüber ein Urteil abzugeben. Sie war also genötigt, die ganze Arbeit dem Papste zu überlassen. In gleicher Weise bat sie den Papst, den Katechismus für die Pfarrer, das Missale und das Brevier zu übernehmen. Der Redner bittet deshalb seine Zuhörer, dem Beispiele des Trienter Konzils zu folgen, und zeigt ihnen, daß sie mit allem Grunde das volle Vertrauen hegen könnten, daß der Heilige Stuhl die Aufgabe in trefflicher Weise lösen werde.

Die dritte Klasse von Bedenken endlich bezieht sich auf die Schwierigkeit, welche die Einführung des neuen Katechismus bieten werde. Dazu bemerkt der Berichterstatter: Wenn vielleicht ausnahmsweise in einer Diözese besonders große Schwierigkeiten gegen die sofortige Einführung des Katechismus beständen, so bleibe ja der Rekurs an den Heiligen Stuhl offen. Es gebe kein Gesetz, das nicht eine Ausnahme dulde. Doch ließen sich kaum so große Schwierigkeiten für die Einführung eines kleinen Katechismus denken, der nur die Hauptprinzipien aus der Glaubens- und Sittenlehre enthalte, welche überall gelehrt werden müßten. Wenn freilich ein Bischof einfach mit den Worten vor die Diözesansynode hintreten und sagen wollte, jetzt sei ein neuer Katechismus anzunehmen, so dürfte er

wohl auf einiges Murren gefaßt sein müssen. Aber so solle auch ein Bischof nicht vorangehen. Wenn er mit väterlichen Worten die Absicht des Heiligen Stuhles und des Konzils klar und praktisch vorlege und den Gläubigen die Pflicht der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen den Stellvertreter Christi ins Gedächtnis rufe, so sei kein Zweifel, daß man den Katechismus nicht nur nicht ungern, sondern auch mit Freuden aufnehmen werde.

Das Schema blieb also wesentlich unverändert in der Fassung, in der es den Vätern in der 49. Generalkongregation vorgelegen hatte und von der übergroßen Majorität gebilligt worden war [1]. Zu seiner Rechtskräftigkeit fehlte nur noch die Zustimmung der Bischöfe und des Papstes in der öffentlichen Sitzung. In der vierten Sitzung wurde es aber nicht vorgelegt, und da wegen der Vertagung des Konzils eine weitere öffentliche Sitzung nicht mehr abgehalten werden konnte, harrt die Katechismusfrage noch ihrer endgültigen Erledigung.

IV. Rückblick.

Blicken wir noch einmal auf die eben geschilderten Verhandlungen zurück und vergleichen sie mit der ersten Debatte, die zu Anfang des Konzils über den kleinen Katechismus stattgefunden hatte, so werden wir einen erheblichen Fortschritt und eine bedeutende Klärung der Angelegenheit nicht verkennen können.

Daß von einem Eingriffe in die Rechte der Bischöfe, den früher einige Väter in der Vorlage erblicken wollten [2], nicht mehr die Rede war, möge als selbstverständlich bloß erwähnt werden.

Wichtiger ist die Beobachtung, daß diesmal die Notwendigkeit einer größeren, ja einer völligen Übereinstimmung der ersten Religionsbücher für Provinzen und Länder von allen Rednern zugegeben und die Notwendigkeit eines einheitlichen Katechismus für die ganze Kirche nur mehr von einem einzigen [3] und auch von diesem nicht unter allen Rücksichten bestritten wurde.

Die Gründe, die das Schema und die ihm beigefügten Noten für die Forderung des allgemeinen Katechismus angeben, wurden auch

[1] Acta et Decreta etc. 666 c ff.

[2] Vgl. Granderath, Geschichte des Vatikan. Konzils II 204 209 220 bzw. diese Zeitschrift LVII 382 385.

[3] Kardinal Rauscher (vgl. auch Granderath a. a. O. 205, diese Zeitschrift LVII 383).

diesmal wieder von mehreren Rednern als sehr beachtenswert bestätigt und als durchaus zutreffend nachgewiesen. Wie bei den ersten Verhandlungen der Patriarch Ballerini und die Bischöfe Elloy, Sola, Vérot und Keane[1] zum teil in recht anschaulicher Weise die großen Gefahren geschildert hatten, welche die heute fast schrankenlose Freizügigkeit und immer wachsende Wanderlust für eine erfolgreiche Unterweisung der Kinder in sich bergen, so war es jetzt vor allem der Kardinal Donnet von Bordeaux, der aus seiner fünfzigjährigen seelsorgerlichen Tätigkeit noch weitere schlagende Beweise dafür beibrachte und zu gleicher Zeit mit Nachdruck auf die Vorteile hinwies, die sich noch außer der Beseitigung jener Übelstände aus der Einheit des Katechismus ergeben würden, Vorteile, die selbst wieder als notwendige Erfordernisse für eine gedeihliche Entwicklung des religiösen Lebens erscheinen mußten. Andere Vorteile: für das Ansehen der Kirche bei ihren Feinden, für die Bewahrung des Glaubens bei den Auswanderern, für die Heidenbekehrung, ja auch für die Bischöfe — hatten schon beim ersten Male die Bischöfe Keane[2] und Elloy[3] hervorgehoben.

Zur Beseitigung einer Reihe von Schwierigkeiten, die anfangs gegen das Schema erhoben worden waren, trug ferner die neue, sorgfältige Redaktion desselben durch die Deputation für Kirchendisziplin bei, ebenso wie die Erläuterungen, die teils schriftlich hinzugefügt teils mündlich von dem Erzbischof Wierzchleyski in der Generalkongregation abgegeben wurden. Dadurch wurde vor allem die Frage klar gestellt, was denn eigentlich der allgemeine Katechismus sein, was er enthalten und was er bezwecken solle.

Es sollte der beabsichtigte Katechismus die Grundlage für den allerersten Religionsunterricht der Gläubigen sein, nichts mehr und nichts weniger. Darum sollte er nur diejenigen Wahrheiten enthalten, welche einerseits von allen Katholiken allerorten und unter allen Umständen notwendigerweise gewußt werden müssen, anderseits aber auch einem weniger entwickelten Fassungsvermögen in genügender Weise verständlich gemacht werden können. Der Zweck, den das Büchlein erreichen sollte, war eine möglichst große Einheit und Sicherheit des grundlegenden religiösen Wissens bei allen Katholiken des Erdkreises, nicht

---

[1] Granderath a. a. O. 210—213, diese Zeitschrift LVII 386—389.
[2] Ebd. 212 f bzw. 389. [3] Ebd. 211 u. 213 f bzw. 388 u. 389 f.

nur dem Inhalte, sondern auch der Form nach. Beides war durch die bisherige fast unermeßliche Verschiedenheit der katechetischen Handbücher nicht nur nicht erreicht, sondern vielmehr geradezu verhindert worden.

Die Einwendung, daß die verschiedenen Altersstufen und verschiedene Länder verschiedene Bedürfnisse im religiösen Unterrichte hätten und deshalb verschiedene Katechismen erheischten, die in der ersten Debatte mehrmals gemacht worden war[1], wurde hiermit gegenstandslos, und es ist zu verwundern, daß trotzdem Kardinal Rauscher und zwei französische Bischöfe[2] auch bei der zweiten Debatte noch einmal darauf zurückkamen. Mit Recht bemerkte ihnen Bischof Cantimorri, daß für die Erfassung der ersten und allgemeinen religiösen Begriffe und für die gedächtnismäßige Erlernung der entsprechenden Formeln bei allen Kindern in allen Ländern eine hinlängliche Fähigkeit vorausgesetzt werden müsse, so daß sich ganz wohl ein und derselbe kleine Katechismus für alle eignen könne.

Für eine höher entwickelte Altersstufe aber und für die besondern Verhältnisse der verschiedenen Länder sah das Schema selbst die entsprechenden Ergänzungen und Erweiterungen vor, indem es bestimmte, daß ausführlichere Unterweisungen entweder gesondert herausgegeben oder auch sogar dem kleinen Katechismus beigefügt werden dürften. Nur wurde es zur Bedingung gemacht, daß in jedem Falle der Grundtext vor den Zusätzen deutlich hervortreten, und daß beim allerersten Unterrichte der kleine Katechismus allein und ohne Zusatz verwendet werden müsse. Dies war durchaus erforderlich, wenn die Übereinstimmung der ersten Religionskenntnisse wirklich erreicht werden sollte.

Ebenso notwendig aber war zu diesem Zwecke, daß der neue Katechismus für alle Länder gesetzlich vorgeschrieben und nicht, wie mehrere Redner beantragt hatten, seine Einführung in das Belieben der einzelnen Bischöfe gestellt würde. Den Bedürfnissen einzelner Länder, die für diesen Antrag geltend gemacht worden waren, wurde ja durch die Möglichkeit einer entsprechenden Erweiterung völlige Rechnung getragen.

Auch darin war die Deputation den Wünschen der Konzilsväter entgegengekommen, daß sie für die verschiedenen Nationen nicht mehr wie

---

[1] Von Kardinal Rauscher, von den Erzbischöfen Guibert und Scherr und von Bischof Dupanloup (vgl. Granderath, Geschichte des Vatikanischen Konzils II 205 206 208 218; diese Zeitschrift LVII 383 f u. 394).

[2] Dubreuil und Marguerye.

im ersten Schema eine wörtliche, sondern nur noch eine sinngetreue Übersetzung des lateinischen Urtextes in die Muttersprache verlangte.

So erzielte man in der wesentlichen Frage eine völlige Übereinstimmung der bedeutenden Mehrheit des Konzils. Die weiteren Erörterungen betrafen dann hauptsächlich die nächste praktische Ausführung des Vorschlages, insbesondere die Art und Weise, wie nun der neue Katechismus hergestellt werden solle.

Daß es sehr schwierig sei, einen guten Katechismus zu schreiben, hatte in der ersten Debatte Bischof Dinkel[1] hervorgehoben, bei der zweiten wies vor allem Bischof Ketteler in nachdrücklicher Rede darauf hin. Was an guten Katechismen bereits vorhanden wäre, sagte letzterer, müsse jedenfalls überboten werden. Auch das neue Schema wollte nicht nur den Katechismus Bellarmins, sondern auch andere bewährte Katechismen als Muster vor Augen gehalten wissen. Einige Väter schlugen vor das Konzil solle die Sache selbst in die Hand nehmen, wodurch sich der Referent der Disziplinardeputation, Bischof Zwerger, veranlaßt sah, auf die übeln Erfahrungen hinzuweisen, die das Trienter Konzil bei einem ähnlichen Versuche gemacht hatte. Es wäre in der Tat ein Unternehmen ohne Ende geworden, hätte sich das Konzil wirklich mit der Arbeit im einzelnen befassen wollen. Das mußte einer kleineren Kommission besonders befähigter Männer überlassen werden, und man beschloß nach dem Vorgange von Trient, ihre Auswahl dem Papste anheim zu geben. Beachtenswert war hier noch die Bemerkung des Bischofs von Mainz, die darauf hinwies, daß die endgültige Redaktion des Buches schließlich wohl von einer einzigen bewährten Kraft zu geschehen habe, wenn anders dasselbe von einem Gusse und einem Geiste sein sollte.

Die letzten Erörterungen bezogen sich auf die Approbation des fertigen Katechismus und seine Einführung in den Unterricht. Da man von der Abfassung während des Konzils selbst bereits Abstand genommen hatte, so konnte auch von einer Bestätigung durch das Konzil nicht mehr die Rede sein. Einige Väter schlugen deshalb vor, den fertigen Entwurf an alle Bischöfe der Welt zu senden, damit sie ihn vor seiner Einführung prüfen könnten. Aber bei genauerer Überlegung mußte dieser Vorschlag noch weniger ausführbar erscheinen als die Durchberatung auf dem Konzile selbst. Auch hier schien es das Beste zu sein, die Prüfung einer Anzahl

[1] Granderath a. a. O. 218 f, diese Zeitschrift LVII 395.

auserwählter Bischöfe zu übertragen, deren Ernennung man dem Heiligen Stuhle überließe. Nachdem dieser Ausschuß das Werk für gut befunden hätte, sollte es vom Papste bestätigt und allen Bischöfen zur Einführung vorgeschrieben werden. Die Einführung sollte aber nicht unvermittelt und unter allen Umständen sofort geschehen. Es wurde sogar die Möglichkeit offen gelassen, daß in der einen oder andern Diözese wegen der besondern dort herrschenden Verhältnisse der bisherige Katechismus noch eine Zeitlang beibehalten werden müsse, was dann mit Erlaubnis des Heiligen Stuhles geschehen könne. Indessen hoffte man wohl, in absehbarer Zeit eine lückenlose Einhelligkeit im ersten religiösen Unterrichte herbeizuführen.

Ist nun auch dieser schöne Plan damals durch die so bald hereinbrechenden traurigen Ereignisse vereitelt worden, so sind doch die eingehenden Erörterungen desselben gewiß nicht ohne Gewinn gewesen. Seine großen Vorteile sind dadurch ans Licht gestellt und seine Ausführbarkeit erwiesen worden. Endlich sind schon die Mittel und Wege vorgezeichnet worden, auf denen seine Verwirklichung immer noch mit Aussicht auf Erfolg versucht werden kann.

Konr. Kirch S. J.

Die Bevölkerung der modernen Großstadt.

Solange Stadtmauern aus der Erde hervorragen, besteht ein Gegensatz zwischen Stadt- und Landvolk, der häufig sogar in langwierige Streitigkeiten und blutige Fehde ausartete. Daß speziell in der modernen Großstadt ein neues Geschlecht heranwächst, welches in mehrfacher Hinsicht grundverschieden ist von der übrigen Bevölkerung, liegt in der Natur der Verhältnisse[1]. Die Großstadt rief ganz neue Lebensbedingungen, aber

[1] Unter „Großstadt“ verstehen wir hier, gerade wie in dem früheren Artikel über die Entstehung der Großstadt, nicht lediglich eine Stadt mit mehr als 100 000 Einwohnern wie die deutsche Reichsstatistik, sondern überhaupt jede Stadt, in der nach allgemeinem Urteile großstädtisches Leben, großstädtische Verhältnisse (wie die in diesem Artikel geschilderten) vorherrschen, was wir mit W. Sombart durchweg auch von jeder Stadt mit 50 000 Einwohnern annehmen möchten.

auch neue Anschauungen, Sitten und Gebräuche hervor und schuf damit den Boden für eine wirtschaftliche, geistige und sittliche Eigenart der Bevölkerung. Eine Darstellung dieser Eigenart hat freilich mit Schwierigkeiten zu rechnen. Die Bevölkerung ist so zahlreich, der Bevölkerungsgruppen in der Stadt sind so viele, die Stelle, welche die Gruppen in dem gewaltigen Organismus der Großstadt einnehmen, ist so verschieden, die Lebenslage der einzelnen, die doch wieder in jedem Falle großstädtisch genannt werden muß, so vielgestaltig, daß es schwierig erscheint, einige der Gesamtheit der Großstädter charakteristische Züge zusammenzufassen. Wir richten daher unser Augenmerk bei dieser Besprechung vorzugsweise auf diejenigen, welche die heutige Großstadt so rasch haben entstehen und wachsen lassen, die von Land und Kleinstadt Eingewanderten und deren Abkömmlinge, die breiten Volksmassen, das Gros der Bevölkerung, ohne dabei die weniger volksreichen Klassen aus dem Auge zu verlieren.

Seitdem sich die Menschen so massenweise in der Großstadt eingebürgert haben, ist ihr Leben fast in jeder Richtung ein anderes geworden; die Stadtluft hat sie wie umgewandelt. Unter den Veränderungen, welche die Großstadt in ihrer Einwohnerschaft hervorgerufen, greifen wir drei Reihen heraus, welche wohl am meisten Interesse bieten: die wirtschaftlich-sozialen, die geistigen und die sittlich-religiösen Einwirkungen der Großstadt auf ihre Bevölkerung.

Die Leute wollten ihre wirtschaftliche Lage verbessern, als sie ihre heimische Scholle oder ihre kleinstädtischen Verhältnisse verließen. Manchem ist es gelungen. Fast in jeder Stadt gibt es ein großes Geschäftshaus, eine ausgedehnte Fabrik, vor denen der Führer stehen bleibt und dem lauschenden Fremden erzählt, wie der erste Inhaber dieses Hauses ein einfacher Hausierer, ein schlichter Handwerker gewesen, wie rastloser Fleiß und Glück ihn emporgebracht haben, so daß er seinen Nachkommen ein Millionenvermögen hinterlassen konnte. Soviel ist sicher, daß das Ringen und Kämpfen um das tägliche Brot, welches mit dem Eintritt in die Stadt begann, die heiße Arena des Wettbewerbs, in die alle Ankömmlinge in der Großstadt notgedrungen sich hineinwarfen, viele erwerbstüchtige Leute schuf und einen Fleiß und eine Rührigkeit bei ihnen entwickelte, die sie früher in einfachen Verhältnissen selbst nicht für möglich gehalten hätten. Die Konkurrenz ist freilich das Ergebnis der vielen modernen „Freiheiten“, die notwendige Folge des modernen im freien Spiel der Kräfte sich vollziehenden Wirtschaftslebens. Aber die Großstadt

hat die Konkurrenz noch verschärft. Denn wie im engen Raume jeder Kampf heißer entbrennt, so steigert sich auch auf dem Boden der Großstadt, wo Hunderttausende zusammengedrängt sind, die alle nach dem größten Erwerb streben, die Konkurrenz zu einem wilden Ringkampfe, der den einzelnen seine wirtschaftlichen Kräfte aufs höchste anspannen heißt. Und so ist es wohl zu erklären, daß die Großstadt mit ihrem nie rastenden Konkurrenzkampfe tüchtige Männer im Erwerbsleben schuf, Pioniere des wirtschaftlichen Fortschritts, Männer des to go ahead spirit, Gründer und Leiter großer neuer Wirtschaftsexperimente, Entdecker und Erfinder, eine neue ökonomische Aristokratie[1]. Bei ihrem allmählichen Werdegang hat die Großstadt nicht zum wenigsten mitgewirkt. Aber so wenig zahlreich sind sie, daß man sie wohl als Ausnahmen bezeichnen kann.

Viele, sehr viele haben die wirtschaftliche Hebung, welche sie suchten in der Großstadt, nicht gefunden. Die Tatsache, daß dem Strome in die Großstadt ein Gegenstrom in die Klein- und Mittelstädte oder gar auf das platte Land entspricht, beweist es, noch mehr aber eine Wanderung durch das moderne Großstadtleben, die uns zeigen würde, daß zahllose Existenzen, statt emporzukommen, auf ein tieferes Niveau der Lebenshaltung herabgedrückt sind. Es kann hier nun nicht die Aufgabe sein, all das Elend zu schildern, das sich erfahrungsgemäß unter dem glänzenden Außengewande der Großstadt massenhaft verbirgt[2]. Die Frage ist, wie viel von diesem Elend die Großstadt als solche verursacht hat; die Frage ist, inwieweit die dichte Menschenansammlung in dem begrenzten Raume, den wir Großstadt nennen, schuld ist an der vielfach so traurigen Lage ihrer Einwohner. Dies ist nicht leicht zu entscheiden. Denn offenbar spielen hier viele Momente mit: Lohnverhältnisse, Krisen, auch persönliche Schuld der Unglücklichen, wie der höheren Klassen. Aber auch das Leben in der Großstadt allein genügt, um viel Elend zu bewirken.

Daß die Wohnungsnot in den Städten in vielen Fällen fast gleichzeitig wuchs mit dem Wachsen der Städte, deutet schon darauf hin, daß hier die Großstadt in großem Maße schuld ist an der Not. Wir wenden dieser Frage um so mehr Aufmerksamkeit zu, als die Wohnung

---

[1] Ad. Wagner, Politische Ökonomie. Grundlegung. 1. Teil[3], Leipzig 1893, 797 ff.

[2] Vgl. das interessante und lehrreiche Buch von C. Liebich, Obdachlos (mit einem Vorwort von Ad. Wagner), Berlin 1902, sowie die Zeitschrift „Aus dem dunkelsten Berlin“ (Blätter des Vereins „Dienst an Arbeitslosen“ in Berlin).

des Menschen wie eine Grundlage so auch ein Gradmesser seiner ganzen wirtschaftlichen Lage ist. Je besser einer wohnt, desto fähiger und ausdauernder ist er zu rühriger Arbeit, und je besser die wirtschaftliche Lage ist, um so mehr wird einer darauf bedacht sein können, für sich und die Seinen eine gesunde, ausreichende Wohnung zu besitzen.

Es ist in den letzten Jahren von verschiedener Seite, neuestens noch von dem Zentrumsabgeordneten Dr Jäger in seinem verdienstvollen Buche[1] schonungslos in die städtische Wohnungsnot hineingeleuchtet worden. Wir finden da Zustände aufgedeckt, von denen Professor Schmoller sagt, sie bedeuten für die davon Betroffenen „ein Zurücksinken auf das Niveau der Barbarei und Bestialität, der Barbarei und des Rowdytums". Schon vor Jahren hat Miquel, der spätere Finanzminister, damals Oberbürgermeister von Frankfurt, die Wohnungsnot in folgenden Worten treffend geschildert: „Nach meiner Überzeugung ist klar erwiesen, daß in den deutschen Großstädten für die unbemittelten Volksklassen eine ständige Wohnungsnot in einem größeren oder geringeren Grade vorhanden ist, hervorgerufen oft und regelmäßig durch den Mangel an einer genügenden Zahl kleiner Wohnungen, immer aber durch die unverhältnismäßige Höhe der Mietpreise für gesunde kleinere Wohnungen, und durch den dadurch bedingten Rückgriff auf ungesunde Lokalitäten und durch die davon abhängige Überfüllung der kleineren Wohnungen."[2] Diese Zustände, die schon vor 30 Jahren Besorgnis erregen mußten, sind aber in der letzten Zeit eher schlimmer als besser geworden. Mangel an kleinen Wohnungen, Überfüllung der Zimmer und ungesundes Wohnen, unerschwingliche Mietpreise sind auch jetzt noch die beklagenswerten Erscheinungen im Wohnungswesen, zu denen letzthin noch das immer mehr um sich greifende Aftermieten- und Schlafstellenwesen sich gesellte. Einige Ergebnisse der neuesten Erhebungen mögen das erläutern[3]. Die Mietskaserne hat, wie zahlenmäßig in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik nachgewiesen wird, in den deutschen Großstädten, vorab in Berlin, seit vier Jahrzehnten einen wahren Siegeszug erlebt; die Zahl der Kellerwohnungen und der höchsten Stockwerklagen, also der ungesunden Woh-

[1] Vgl. Dr Eugen Jäger, Die Wohnungsfrage. 2 Bde. Berlin 1902, Germania.

[2] Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik XXX, zitiert nach Jäger a. a. O. 2.

[3] Mitgeteilt bei Jäger a. a. O. II 266 ff.

nungen, hat damit zugenommen. Die Bevölkerung ist von Jahr zu Jahr in den Mietskasernen dichter zusammengedrängt, wie die sog. Behausungsziffern deutlich zeigen. In Berlin entfallen im Durchschnitt 50,07 Einwohner auf ein Haus, in Charlottenburg 52,00, in den übrigen Städten des deutschen Ostens sieht es nicht viel besser aus. Je weiter man zum Westen kommt, desto weniger Bewohner entfallen zwar auf ein Wohnhaus, aber immerhin noch genug, um auch hier viele Wohnungen als überfüllt erscheinen zu lassen. Es ist festgestellt, daß der Aufwand für Wohnung in der Großstadt zwischen 15,6 und 23 Prozent vom Einkommen, also oft nahezu ein Viertel desselben beträgt. Von einer Berliner Arbeiterfamilie aber nimmt Jäger an, daß sie durchweg 30 Prozent des Einkommens für eine oft gänzlich unzulängliche und ungesunde Wohnung ausgeben muß.

Das sind unerträgliche Zustände für unsere Stadtbevölkerung, die auf das wirtschaftliche Leben lähmend und hemmend wirken müssen. Und wie sind sie entstanden? Die erste Ursache ist die städtische Bodenrente. — Als immer mehr Menschen in die Stadt strömten, die dort leben und wohnen wollten, wuchs mit jedem Tage die Nachfrage nach Boden, der Wohnungen trug oder tragen konnte; der städtische Boden, der doch nur in beschränkter Größe vorhanden war, stieg in seinem Werte nach den bekannten Gesetzen von Angebot und Nachfrage; die städtische Bodenrente wuchs, und mit ihr Wert und Preis der auf dem städtischen Boden stehenden Wohnungen, aber auch die Zahl der schlechten, überfüllten Wohnungen, mit denen die Leute angesichts der hohen Wohnpreise sich begnügten. Die Wohnungsnot war da, hervorgerufen durch das Wachsen der Großstadt. Wir können tatsächlich die Großstadt und die mit ihrem Wesen und Werden eng verknüpfte städtische Bodenrente als eine Ursache der modernen Wohnungsnot bezeichnen. Aber sie war nicht die einzige, nicht einmal die stärkste Ursache.

Die durchaus liberale Wirtschaftsordnung, welche den Boden- und Hausbesitzern eine skrupellose Ausbeutung der wohnungsuchenden ärmeren Bevölkerungsmassen gestattete, die es klugen Spekulanten ermöglichte, aus dem Boden und dem Wohnhause ein Spekulationsobjekt zu machen, war vor allem schuld an dem wachsenden Wohnungselend, unter dem immer größere Volksmassen leiden. Staat wie Gemeinde ließen und lassen vielfach noch unter der Herrschaft des wirtschaftlichen Liberalismus dem Besitzer ganz uneingeschränkte Freiheit, seinen Boden zu Wohnzwecken

auszunutzen, was dieser auf Kosten der Mieter, zu Gunsten des eigenen Erwerbes auch meistens tat. Er konnte, unbekümmert um Gesundheit und Sittlichkeit der demnächstigen Mieter, beliebig viele Kellerwohnungen nach unten ansetzen, beliebig viele Stockwerke nach oben auftürmen, er konnte Mietskasernen mit den elendesten Wohnungen errichten: er baute ja nicht, um sich oder andern eine passende Wohnung zu verschaffen, er baute, dem kapitalistischen Drange und Zwange folgend, nur um seine Börse zu füllen. Die massenhaft in die Stadt drängenden kleinen Leute mußten die höchsten Mietpreise zahlen, und sie taten es. Denn die Wohnung ist ein wenn auch sehr elastisches, doch indispensables Lebensbedürfnis.

Die Mietpreise wurden um so mehr in die Höhe getrieben, als der Nachfrage nach kleinen Wohnungen gewöhnlich kein genügendes Angebot entsprach. Die Bauspekulation will nicht direkt vermieten, sondern nur bauen und dann verkaufen. Zum Ankauf der großen Arbeiterkasernen finden sich aber nur wenig Kapitalisten bereit; denn das Einziehen der Mieten ist bei der fluktuierenden, oft Arbeitslosigkeit fürchtenden Menge ein unsicheres, riskantes und auch sehr unangenehmes Geschäft, das häufig nur mit der größten Härte und Rücksichtslosigkeit durchführbar ist. Daher geht die Privatspekulation nur schwer an die Herstellung solcher Wohnungen, eilt dem Bedürfnis fast nie voraus, sondern kommt höchstens, wenn die Preise der Kleinwohnungen eine angemessene Höhe erreicht haben, einigermaßen, aber fast immer ungenügend diesem Bedürfnisse nach. Die Mieter nehmen mit den angebotenen, ungenügenden, ungesunden, sittlich bedenklichen Wohnungen vorlieb und zahlen dafür von ihrem sauer verdienten Wochenlohn einen hohen Bruchteil als Tribut an die Bau- und Bodenspekulanten[1].

Wir haben nur in aller Kürze die Ursachen der städtischen Wohnungsnot gekennzeichnet. Aber das eine geht wohl genügend daraus hervor, daß weniger die Großstadt als solche und die städtische Bodenrente als die Menschen, die diese Rente auszunutzen suchen, und gewissenlose Spekulanten an dem Wohnungselend schuld sind, daß weniger die großstädtische Entwicklung als die wirtschaftlich liberale Auffassung, die jener Entwicklung die Bahnen anwies, die Mißstände im Wohnungswesen herbeigeführt hat. Daher kann durch eine kluge, wahrhaft soziale

[1] Vgl. G. Schmoller, Mahnruf in der Wohnungsfrage, Leipzig 1887, 342.

Bau-, Boden- und Besteuerungspolitik (im Rahmen eines Reichswohnungsgesetzes) vieles gebessert und so der großstädtischen Bevölkerung eine gesunde ausreichende Wohnung, die Grundlage für ein gedeihliches wirtschaftliches Leben und Vorwärtsstreben, zurückgegeben werden. Denn nicht bloß die ärmeren, die arbeitenden Klassen, weitaus die meisten der übrigen Großstadtbewohner, soweit sie nicht selbst Bodenbesitzer sind, leiden unter dem Druck der Wohnungsnot. Erfreulicherweise sind denn auch die Mahnrufe in der Wohnungsfrage immer häufiger und lauter geworden, und Ansätze gemacht, in dieser Richtung bessernd einzugreifen [1].

Dadurch, daß die Wohnungsverhältnisse in der Großstadt als durchweg ungünstig hingestellt sind, ist auch über die wirtschaftliche Lage der Großstadtbevölkerung im allgemeinen das Urteil gesprochen. Sie kann — allein schon in Anbetracht der schlechteren Wohnungslage — nicht so gut sein wie bei der Landbevölkerung, welche im großen und ganzen (abgesehen von der meist besitzlosen ländlichen Arbeiterschaft in den ostelbischen Gegenden) besser wohnt.

Wenn man freilich die der Steuereinschätzung zu Grunde liegenden Einkommensverhältnisse berücksichtigt, so könnte man zu dem entgegengesetzten Schlusse kommen. In Preußen waren beispielsweise im Jahre 1901 auf dem Lande 67,60 Prozent der Zensiten steuerfrei, weil sie kein Einkommen von 900 Mark besaßen, während in den Städten nur bei 51,05 Prozent das Einkommen den Betrag von 900 Mark nicht überschritt [2]. Aber abgesehen davon, daß der gleiche Einkommensbetrag für den Städter bei weitem nicht dieselbe Kaufkraft besitzt wie bei dem Landbewohner, ist die wirtschaftliche Lage nicht allein nach dem in Geld ausgedrückten Einkommen zu beurteilen; hierfür kommt vor allem das physische Gesamtwohl des Menschen in Betracht, das er sich durch seine wirtschaftliche Tätigkeit ermöglichte und das ihn für weitere Arbeit befähigt. In dieser Hinsicht ist aber das wirtschaftliche Leben des Landbewohners viel günstiger zu beurteilen als dasjenige des Städters. Die Arbeit des Bauern vollzieht sich meist im Freien und beeinträchtigt eine

---

[1] Vgl. E. Jäger, Die Wohnungsfrage II; F. Hitze, Die Arbeiterfrage, Berlin 1901, 165 f; H. Pesch S. J. im Art. „Reform des Wohnungswesens" in dieser Zeitschrift LXV 251 ff. — Vgl. auch Antrag Jäger, betr. die Wohnungsreform, in der gegenwärtigen Reichstagssession.

[2] Vgl. Mitteilungen aus der Verwaltung der direkten Steuern in Preußen, Berlin 1901.

naturgemäße Entwicklung der Körperkräfte nicht im mindesten; Licht und Luft sind für ihn stets freie Güter. Seine Arbeit mag schwer sein, aber sie stellt doch keine übertriebenen Forderungen an Muskeln und Nerven, und ist auch nicht in dem Maße von einer unerbittlichen Konkurrenz gehetzt wie die Arbeit vieler Stadtbewohner, mögen diese nun in der Fabrik oder im Bureau oder im Geschäft tätig sein.

Ein weiteres ungünstiges Moment für die vom Lande zugezogenen Städter liegt zweifelsohne darin, daß sie plötzlich aus einer vorzugsweise naturalwirtschaftlichen in die geld- und kreditwirtschaftliche Lebenssphäre versetzt sind, in welcher sich die meisten lange Zeit nicht zurechtfinden[1]. Sie wissen den Wert des Geldes, das sie freilich jetzt in größerer Menge erhalten, das aber auch, als einziger nervus rerum, eine ganz andere Bedeutung für sie gewonnen hat, nicht recht zu beurteilen und wirtschaften damit allzu sorglos und zu wenig ökonomisch.

So kommt es, daß die Lage der Bauern wie auch der gewerblich Beschäftigten auf dem Lande unter einigermaßen gleichen Verhältnissen eine bessere ist als in den Städten. (Man darf natürlich nicht völlig verarmte und vernachlässigte ländliche Bezirke mit wirtschaftlich hochstehenden Städten vergleichen.) Ein Blick in die Sterblichkeitsverhältnisse der großstädtischen und der ländlichen Bevölkerung zeigt das zur Genüge.

Ein Vergleich in dieser Hinsicht hat Georg Hansen so pessimistisch gestimmt, daß er den Beweis versuchte, die Städte, in sich lebensunfähig und ungesund, würden in zwei Generationen die ihnen vom Lande gelieferten Menschen aufbrauchen[2]. Andere, die Hansen bekämpften, wie Brentano und seine Schüler, wiesen auf eine in den Großstädten durchweg günstige Sterbeziffer hin, die niedriger sei als auf dem Lande. Das kann freilich nicht geleugnet werden: da unter der Bevölkerung der Großstädte die dem Sterben naturgemäß am meisten ausgesetzten Altersklassen der Säuglinge und der hochbetagten Personen weniger vertreten sind, so muß die für alle Bewohner der Großstädte errechnete Sterbeziffer stets niedriger sein als die für die übrige Bevölkerung geltende Sterbezahl. Zieht man jedoch die Sterbefälle aus den einzelnen Altersklassen in Betracht und vergleicht sie mit der Zahl der Lebenden jeder Altersklasse, so zeigt es sich, daß die Sterbensgefahr sowohl für Kinder als auch für Personen der mittleren

---

[1] K. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft[2], Leipzig 1898, 377.
[2] G. Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen, München 1889, 323.

Altersklassen in den Großstädten größer ist als außerhalb derselben. Die wirtschaftliche Gesamtlage der Menschen, die in den Sterblichkeitsverhältnissen zum Ausdruck kommt, muß demnach in den Großstädten eine ungünstigere sein.

Von Kindern des ersten Lebensjahres starben im Jahre 1898 in den deutschen Großstädten 222, außerhalb derselben nur 205 auf je 1000 Lebendgeborene. Auf je 10 000 Kinder im Alter zwischen 1 und 15 Jahren starben außerhalb der Großstädte 93, in denselben dagegen 105.

Im Alter von 15 bis 60 Jahren starben innerhalb der Großstädte 88, außerhalb 85 Personen auf je 10 000 Lebende. Bei den im höchsten Lebensalter von 60 und mehr Jahren Gestorbenen war in den Großstädten häufiger eine Neubildung (Krebs) und eine entzündliche Krankheit der Atmungsorgane, seltener Altersschwäche als Todesursache eingetragen. Von je 10 000 geborenen Kindern sind in den Großstädten 332, außerhalb derselben 319 als totgeboren angemeldet[1].

Alle diese Daten zusammengenommen gestatten den Schluß, daß Leben und Arbeit in der Stadt schneller die Kräfte aufzehren, daß das physische Gesamtwohl, die wirtschaftliche Lage der Städter nicht so günstig ist wie auf dem Lande. Ballod und Westergaard, die eingehend die besprochenen Gesundheits- und Sterblichkeitsverhältnisse in der Stadt untersucht haben, gaben die Wohnung, die städtische Luft und Ernährungsweise, aber auch vor allem die städtische Berufsarbeit, mit einem Worte: die ungünstigere wirtschaftliche Lage eines großen Teiles der Stadtbevölkerung als Ursachen an[2].

Zu ganz demselben Resultat führt uns ein Vergleich der militärischen Tauglichkeit in Stadt und Land. Daß die bäuerliche Bevölkerung dem Heere mehr Kräfte zuführt, ist im allgemeinen nie bezweifelt worden. Wenn aber in neuerer Zeit öfter betont wurde, daß auch städtische Industriebezirke ebensoviel Soldaten stellen, so ist diese Tatsache doch zum großen Teile auf den starken Zuwandererstrom aus landwirtschaftlichen Kreisen zurückzuführen. Der größere und bessere Teil unseres Heeres stammt vom Lande oder wenigstens von Eltern, die vom Lande in die Stadt gezogen sind. Ballod[3] hat für den Zeitraum 1893—1896 berechnet, daß in

[1] Medizinalstatistische Mitteilungen aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt VI, Berlin 1901.

[2] C. Ballod, Die Lebensfähigkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung, Leipzig 1897. Ders., Die mittlere Lebensdauer in Stadt und Land, Leipzig 1899. H. Westergaard, Die Mortalität und Morbibität, Jena 1882.

[3] Die mittlere Lebensdauer in Stadt und Land 89.

Preußen die größere Hälfte der Eingestellten von landwirtschaftlichen Eltern stammt, während allerdings die Eingestellten selbst überwiegend der Industrie, dem Handel und dem Verkehr obgelegen haben. Wenn man ferner die militärischen Eigenschaften, Körperstärke, Treue und Ausdauer, der ländlichen und städtischen Bevölkerung gegeneinander abwägt, so ist in militärischen Kreisen die herrschende Auffassung die, „daß sich die Wage zu Gunsten der ersteren neigt“[1]. Auch hier wird man nicht fehlgehen, wenn man die militärischen Vorzüge der bäuerlichen Bevölkerung gegenüber der städtischen auf die verschiedene wirtschaftliche Lage in Stadt und Land zurückführt.

Die städtische Hygiene hat nun in den letzten Jahrzehnten Erstaunliches geleistet, und ihren Vorkehrungen ist es zu danken, daß in Bezug auf Gesundheitszustand und Sterblichkeit die Großstädte sich von Jahr zu Jahr gebessert haben. Nun sollte man aber auch das Übel mehr an der Wurzel anfassen und weitere wahrhaft soziale Maßnahmen zu Gunsten der breiten städtischen Volksschichten treffen, die auf eine Hebung der gesamten wirtschaftlichen Lage ausgehen, vor allem durch bessere Wohnungen und bessere Arbeitsbedingungen die Ursachen von viel wirtschaftlicher Not und viel städtischem Elend beseitigen[2].

Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind natürlich auch auf die soziale Lage, d. h. die Stellung der einzelnen städtischen Bevölkerungsgruppen zueinander, nicht ohne Einfluß geblieben. Die starke Zunahme der Industrie in den meisten Großstädten mußte naturnotwendig einen großen Teil ihrer Bevölkerung der Selbständigkeit berauben und der großen Masse der abhängigen Arbeiter zugesellen. Wenngleich die deutschen Großstädte sich nicht so sehr durch das Vorherrschen der Großbetriebe, als durch kräftige Mittelbetriebe auszeichnen, so umfassen sie doch nach der letzten Berufszählung mehr „Arbeiter“ als irgend welche andere städtische Größenkategorie, während sie noch 1882 an letzter Stelle standen. Und auch der Anteil der Arbeiter an der Gesamtzahl aller großstädtischen Erwerbstätigen ist in dem Zeitraum von 1882 bis 1895 von 61,6 auf 67,3 Prozent gewachsen. Unterdessen ist die Verhältniszahl der Selbständigen in der Großstadt von 32,0 auf 24,3 Prozent gesunken. Daneben sind allerdings die An-

---

[1] W. v. Blume, Die Grundlagen unserer Wehrkraft, Berlin 1899, 56.

[2] Vgl. Adickes und Beutler, Die sozialen Aufgaben der deutschen Städte, Leipzig 1903; ferner Trimborn und Thissen, Die Thätigkeit der Gemeinden auf sozialem Gebiet, Köln 1900.

gestellten, die nach Bildung, Einkommen und gesellschaftlicher Stellung als Mittelstand auf industrieller Basis gelten können, von 6,4 auf 8,5 Prozent gewachsen. Aber dies geringe Resultat, das geeignet ist, der Mittelstandspolitik auch für die Großstadt einige Hoffnung zu machen, läßt doch die wichtige Tatsache nicht verschwinden, daß ein großer Teil unserer Stadtbevölkerung — wenn wir einmal das sozialistische Wort gebrauchen dürfen — mehr und mehr „proletarisiert" wird. Wenn darum auch an eine „Verpowerung" der Massen nach Marx' und Bebels Voraussage nicht geglaubt werden darf — die Einkommen auch der unteren Klassen wachsen ja von Jahr zu Jahr —, so kommt doch die Verstärkung der Klassenunterschiede in der Großstadt dem Sozialismus zu gute. In dem dichten Gewühl der Großstadt treten arm und reich, hoch und niedrig hart gegenüber. Nur zu oft werden die Massen durch den übertriebenen Luxus der Reichen herausgefordert und zur Unzufriedenheit gereizt. Der Berliner Arbeiter, der an einem freien Tage seine elende Wohnung im Osten oder Norden verläßt und einen Gang durch die Villenviertel des Westens oder durch die hellerleuchtete Leipzigerstraße unternimmt, braucht nicht erst durch sozialistische Agitation für die Lehren vom Klassengegensatz und Proletarierelend gewonnen zu werden: die sinnlose Verschwendung der Reichen und die massenhaft aufgestapelten Luxusartikel, welche der Arbeiter höchstens zu seinem Ärger anschauen, niemals benutzen kann, sorgen hinlänglich dafür. Anderseits werden die Lebensansprüche der kleinen Leute inmitten des genußreichen Großstadtlebens höher steigen als in den bescheidenen Verhältnissen des Landes; das Mißverhältnis zwischen Anspruch und Bedürfnisbefriedigung ist dann aber auch um so fühlbarer, die nachfolgende Enttäuschung und Unzufriedenheit um so größer. So findet der Klassenhaß, dies stetig glimmende Feuer, von dem der ganze Sozialismus durchglüht ist, in der sozialen Struktur der Großstadt beständig neue Nahrung.

In der Tat ist die sozialistische Gesinnung in den deutschen Großstädten bei den mit allgemeinem Wahlrecht betätigten Reichstagswahlen immer deutlicher zum Ausdruck gekommen. Eine genaue zahlenmäßige Darstellung der sozialdemokratischen Stimmen in den großen Städten läßt sich aus dem Material der Statistik des Deutschen Reiches nicht gewinnen, da nach der heutigen Einteilung der Wahlkreise die Großstadt häufig mit einem großen ländlichen Bezirk einen Wahlkreis ausmacht, für den die Stimmenzahl nur summarisch angegeben ist. Gehen wir aber von der Tatsache aus, daß meistens die Großstadt den wichtigsten und ausschlag-

gebenden Teil des Wahlkreises bildet, so gelangen wir nach der Statistik des Deutschen Reiches zu folgenden Schlüssen[1]: Bei den Wahlen von 1898 wie 1903 wurde in den Großstädten mehr als die Hälfte aller Stimmen für den sozialdemokratischen Kandidaten abgegeben, die sozialistische Partei war also in ihnen stärker vertreten, als alle andern Parteien zusammengenommen. Verglichen mit dem übrigen Reichsgebiet, ist in den Großstädten sozialistische Gesinnung ungefähr doppelt so stark vertreten als anderswo. Von 1871 an, da zum ersten Male zwei Sozialdemokraten als deutsche Volksvertreter entsendet wurden, ist die Beteiligung der Sozialisten in den meisten Großstädten eine auffallend starke gewesen, während sie in den übrigen Bezirken, die jetzt sozialistisch vertreten sind, anfangs oft eine ganz minimale war: ein Beweis, daß sozialistische Gesinnung vielfach in den Großstädten zuerst Boden gewann und von hier aus sich über das übrige Land verbreitet hat.

Diese großstädtische Neigung zum Sozialismus ist nicht in allen Ländern in gleichem Maße vorhanden wie in Deutschland[2]. In Frankreich, dem Geburtslande des Sozialismus, sind von den 48 Sozialisten in der Deputiertenkammer 15 in Paris und Vororten gewählt; sonst hat allein die reine Fabrikstadt Saint Etienne überwiegend sozialistisch gewählt, in den übrigen 14 Großstädten des Landes blieben die Sozialisten entschieden in der Minorität. — Die dänische Hauptstadt bietet ein noch stärker rot gefärbtes Bild. Die dänische zweite Kammer (Folkething) zählt zur Zeit 14 Sozialisten, von denen 9 aus Kopenhagen, der einzigen Großstadt des Landes, die übrigen auch aus größeren und besonders industriereichen Städten des Landes stammen. — In Österreich beherrschen die Christlich-Sozialen Wien, die Nationalisten Prag und Triest, in den übrigen Großstädten der diesseitigen Reichshälfte sind die Wahlen rein sozialistisch ausgefallen. — In Belgien dagegen, wo ähnlich wie im gegenwärtigen deutschen Parlament die Sozialisten etwa ein Fünftel der Deputierten ausmachen, hatte unter den vier Großstädten des Landes nur der Lütticher Bezirk eine sozialistische Majorität, im übrigen kam der Kern der Sozialistengruppe aus den wallonischen Industriebezirken. — In Holland und Italien sind sogar die bäuerlichen und kleinstädtischen Kreise weit mehr

[1] Vgl. Ergänzungsheft zu den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches 1898 und 1903; ferner A. Neumann-Hofer, Die Entwicklung der Sozialdemokratie, Berlin 1903.

[2] Vgl. Jahrbuch der Gehe-Stiftung IX (1903), Aufsatz von D. Schäfer 265 ff.

Träger der sozialistischen und republikanischen Gesinnung als die Großstädte. — In Großbritannien, dem Lande, wo trotz höchster industrieller Entwicklung, trotz freier Verfassung und noch freierer politischer Gewohnheiten die grundsätzlich umstürzlerische Richtung — dank den trade-unions — noch keine Vertretung im Parlamente gefunden hat, wählen die 28 Großstädte, London allen voran, vorwiegend konservativ.

Das kann also gewiß nicht zugegeben werden, was einseitige Agrarier immer wiederholen, daß Großstadt und Industrie naturnotwendig das Volk der Sozialdemokratie preisgeben. Wir müssen im Gegenteil sagen, daß, wo die gesamte wirtschaftliche und soziale Lage im Lande keinen günstigen Nährboden für den Sozialismus bietet, wie in England, auch die Großstadt einen solchen nicht abgibt, daß aber da, wo der Sozialismus in wirtschaftlichen Mißständen des Landes genügende Anhaltspunkte zur Agitation findet, die Großstadt hierfür im allgemeinen zugänglicher ist als das übrige Land. Das gilt vor allem dann, wenn die Mißstände unter der Industriebevölkerung besonders stark hervortreten, wie es in den meisten Ländern der Fall ist. Dann wird die Großstadt, entsprechend ihrem stärkeren Prozentsatz an industrieller Bevölkerung, auch zu extremer sozialistischer Richtung mehr hinneigen als das übrige Land. Die Gründe hierfür sind ohne Zweifel darin zu suchen, daß der Klassengegensatz hier schärfer ausgeprägt ist und viel mehr zum Bewußtsein kommt, wie früher ausgeführt wurde. Daß speziell in den deutschen Großstädten eine extreme sozialistische Neigung in so stark ausgesprochenem Maße vorhanden ist, führt Dietrich darauf zurück, daß „der Deutsche sich in weiten Kreisen noch nicht losgemacht hat von den Ideen, die sein politisches Leben bis 1866 beherrschten, daß Freiheitssinn gleichbedeutend sei mit Kampf gegen die Regierung, und daß er seine Mannhaftigkeit am besten erweise durch Neinsagen". Die Lust am Neinsagen, das Bestreben, zu protestieren gegen die gegenwärtige Gesellschaftsordnung, welche eine wirtschaftliche Depression wirklich oder vermeintlich herbeigeführt hat, hat ohne Zweifel vielen oberflächlichen Großstädtern den sozialistischen Stimmzettel in die Hand gedrückt.

Im allgemeinen wird man also mit G. Schmoller sagen können: „Der Landmann ist politisch konservativ, der Städter ist liberal, fortschrittlich, sozialdemokratisch!"[1]

[1] Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Erster Teil, Leipzig 1901, 276.

(Schluß folgt.)

H. Koch S. J.

Die Einteilung und verschiedenartige Behandlung der Verbrecher nach der kriminalsoziologischen Schule.

Man hat das heutige deutsche Strafgesetzbuch die Magna charta des Verbrechers genannt. „Es schützt nicht die Rechtsordnung, nicht die Gesamtheit, sondern den gegen diese sich auflehnenden Einzelnen. Es verbrieft ihm das Recht, nur unter den gesetzlichen Voraussetzungen und nur innerhalb der gesetzlichen Grenzen bestraft zu werden."[1]

Die Behauptung, daß die heutigen Strafgesetzbücher die Rechtsordnung und die Gesamtheit nicht schützen, ist doch gar zu sonderbar, um ernst genommen zu werden. Daß sie auch den Verbrecher gegen willkürliche und ungerechte Behandlung von seiten der Strafrechtspflege schützen, ist richtig, kann aber nur von dem bedauert werden, der die individuelle Freiheit und Sicherheit der Gesamtheit gegenüber der Berücksichtigung nicht für wert hält.

Wir behaupten nicht, daß die neue Schule die persönliche Freiheit theoretisch geringschätze, wohl aber, daß sie durch ihre Anschauungen dazu gedrängt werde, diese Freiheit an die Willkür der Strafbeamten auszuliefern. v. Liszt hält es nicht für unmöglich, daß einst unsere Strafgesetzbücher durch den einzigen Paragraphen ersetzt werden: „Jeder gemeingefährliche Mensch ist im Interesse der Gesamtheit so lange als nötig unschädlich zu machen."[2]

Welche gefährlichen Folgerungen für die persönliche Sicherheit sich daraus ergeben, haben wir schon angedeutet[3]. Wir werden das noch besser einsehen, wenn wir die verschiedenen Arten von Verbrechern im Sinne der neuen Schule und die Art der Behandlung, die ihnen zu teil werden soll, ins Auge fassen.

I.

Einteilung der Verbrecher.

Prof. v. Liszt unterscheidet, wie wir schon dargetan haben[4], zwei Arten von Verbrechern: Augenblicks- und Zustandsverbrecher.

---

[1] Prof. v. Liszt, Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung IV 130.

[2] Ebd. [3] S. diese Zeitschrift LXVII 34 ff.

[4] Vgl. diese Zeitschrift LXVI 27.

Bei den Augenblicks- oder Gelegenheitsverbrechern überwiegt die äußere Veranlassung zum Verbrechen. Durch Notlage oder leidenschaftliche Aufregung wird „der bisher unbescholtene Täter zum Verbrechen hingerissen, das, seiner dauernden Eigenart fremd, eine vereinzelt bleibende, bitter bereute Episode in seinem Leben bildet". Bei den Zustandsverbrechern „dagegen erwächst das Verbrechen aus der dauernden Eigenart, der tiefgewurzelten Anlage des Verbrechers, dessen innerstes Wesen es enthüllt". Diese Zustandsverbrecher werden wieder geschieden in besserungsfähige und unverbesserliche[1].

Die fünfte Versammlung der deutschen Gruppe der Internationalen kriminalistischen Vereinigung in Heidelberg 1897, bei der u. a. auch v. Liszt, Prof. Seuffert, Prof. Jellinek, Prof. G. Meyer zugegen waren, unterschied drei Arten von Verbrechern: „1. Augenblicks-(Gelegenheits-) Verbrecher; 2. solche Verbrecher, bei denen die Tat und das Vorleben erkennen lassen, daß infolge mangelhafter Veranlagung oder Erziehung oder infolge späterer Einflüsse die Fähigkeit der Schuldigen, sich den bestehenden Normen zu unterwerfen, erheblich geschwächt ist, und bei denen die Gefahr als begründet erscheint, daß bei ihnen Geld- oder kürzere Freiheitsstrafen ohne ausreichende Wirkung bleiben; 3. Verbrecher, deren Einordnung in das gesetzmäßige gesellschaftliche Leben nicht mehr erwartet wird."[2]

Diese Einteilung stimmt im wesentlichen mit derjenigen v. Liszts überein. Die zweite und dritte Gruppe ist nur eine genauere Bestimmung der besserungsfähigen und unverbesserlichen Zustandsverbrecher im Sinne v. Liszts. Auch Aschaffenburg, der sich ebenfalls an der genannten Heidelberger Versammlung beteiligte, nimmt diese Einteilung an, zerlegt aber die drei Gruppen wieder in mehrere Unterabteilungen[3].

Was ist von dieser Einteilung zu halten? Wir wollen jetzt nicht untersuchen, ob rein abstrakt und theoretisch eine solche Einteilung möglich;

---

[1] Lehrbuch des deutschen Strafrechts 73.

[2] Mitteilungen der Intern. kriminal. Vereinigung VI 582—583.

[3] Das Verbrechen und seine Bekämpfung 167. Die Augenblicksverbrecher teilt er ein in Zufallsverbrecher, die durch Fahrlässigkeit mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kommen, in Affektsverbrecher, die durch augenblickliche leidenschaftliche Erregung zum Verbrechen fortgerissen werden, und in Gelegenheitsverbrecher, welche eine ungewöhnlich günstige Gelegenheit zum Verbrechen führt. In der zweiten obengenannten Gruppe unterscheidet er Vorbedachts- und Rückfallsverbrecher und in der dritten Gewohnheits- und Berufsverbrecher.

praktisch ist sie aber unseres Erachtens ganz wertlos und unbrauchbar. Die Strafbeamten haben es nicht mit Verbrechern in abstracto zu tun, sondern mit ganz bestimmten, konkreten Individuen. Wer entscheidet nun, welcher Kategorie der vor dem Richter stehende Angeklagte angehöre? Es mag ja einzelne Fälle geben, in welchen das aus den Umständen leicht zu entnehmen ist, aber in den meisten Fällen ist es unmöglich. Der Einteilungsmaßstab wird ja von der ganzen inneren Gesinnung des Täters genommen. Wer kann mit Sicherheit diese innere Gesinnung bestimmen und entscheiden, ob der Angeklagte ein Augenblicks- oder ein Zustandsverbrecher sei, und wenn ein Zustandsverbrecher, ob seine Fähigkeit, sich den bestehenden Normen zu unterwerfen, erheblich geschwächt oder gar aufgehoben sei? Dazu ist kein Mensch im stande. Mit Recht betonte Dr Felisch auf der Versammlung der Internationalen kriminalistischen Vereinigung zu Heidelberg: Wer soll die Entscheidung treffen, welcher von den genannten Kategorien der Verbrecher einzureihen sei? „Der Gesetzgeber kann es nicht. . . . Oder soll der Richter unterscheiden? In der Gerichtssitzung, in welcher die Strafkammer oft 14 bis 15 Fälle abzuurteilen hat, ist dies gar nicht möglich. Der Strafvollstreckungsbeamte? Nach einem einfachen Verhör kann er es jedenfalls nicht; auch nicht nach Einsicht des Aktenmaterials, er muß den Verbrecher erst kennen lernen. Auch für den Strafvollstreckungsbeamten ist die Seuffertsche Einteilung deshalb nicht brauchbar.“ [1]

Wir können, bemerkte derselbe Redner, lediglich das annehmen, was praktisch verwertbar ist. Praktisch verwertbar ist aber nur ein äußerer, leicht und sicher erkennbarer Maßstab, und ein solcher kann nur in den Strafhandlungen selbst gefunden werden in Verbindung mit allen sie begleitenden Umständen, die die Gesinnung des Täters offenbaren. Auch nur in diesen Strafhandlungen besteht die Schuld, durch die der Mensch irdischen Richtern verantwortlich wird. De internis non iudicat praetor.

Einer besondern Betrachtung bedarf noch die Einteilung der Zustandsverbrecher in verbesserliche und unverbesserliche, an der v. Liszt auch heute noch trotz mannigfachen Widerspruchs von anderer Seite festhält [2].

---

[1] Mitteilungen der Intern. kriminal. Vereinigung VI 579.

[2] Lehrbuch des deutschen Strafrechts 73.

Gibt es wirklich unverbesserliche Verbrecher? Versteht man darunter solche, die sich nicht mehr bessern können, so gibt es in Wirklichkeit keine unverbesserlichen Verbrecher. Es ist eine Grundwahrheit des Christentums, daß jeder Sünder, solange er auf Erden lebt, sich bekehren soll. Also muß ihm die Bekehrung möglich sein, denn Gott verlangt nichts Unmögliches. Freilich ist nach christlicher Lehre die Bekehrung nicht möglich ohne die Gnade, aber die genügende Gnade erhält jeder, und wer mit derselben mitwirkt und tut, was an ihm liegt, wird nicht verloren gehen.

Versteht man dagegen unter unverbesserlichen Verbrechern solche, welche die Gesellschaft nicht mehr bessern kann, weil sie sich selbst nicht mehr bessern wollen, so gibt es allerdings unverbesserliche Verbrecher. Jeder Mensch kann sich bekehren, wenn er will, aber angeborene Neigungen, schlechte Erziehung, langjährige Verwahrlosung und Angewöhnung können einen Menschen so im Bösen verhärten, daß er sich tatsächlich, wenn auch frei, nicht mehr bessern wird und alle Besserungsversuche der Gesellschaft an ihm fehlschlagen. Aber die Gesellschaft hat kein Recht, einen Verbrecher für unverbesserlich zu halten, der nicht durch sein Leben und durch zahlreiche Rückfälle seine Unverbesserlichkeit bewiesen hat, und selbst bei diesem bleibt die Möglichkeit einer Besserung nicht einfachhin ausgeschlossen.

Die neue kriminalistische Schule behauptet aber und muß konsequent behaupten, daß es unverbesserliche Verbrecher im absoluten Sinne gebe, d. h. Verbrecher, die weder sich selbst bessern noch von der Gesellschaft gebessert werden können.

Aschaffenburg, dessen Werk von Prof. v. Liszt als eine bahnbrechende Leistung und die wertvollste Vorarbeit für das künftige Strafgesetzbuch hochgepriesen wird, rechnet ungefähr alle Gewohnheitsverbrecher zu den unverbesserlichen[1]. Bei vielen Gewohnheitsverbrechern ist nach ihm die böse Tat die Äußerung negativer verbrecherischer Neigungen. „Eine große Anzahl der harmloseren Gewohnheitsverbrecher, das tägliche Brot der Polizeiorgane und Amtsgerichte, die Landstreicher, sind charakteristische Beispiele eines Gewohnheitsverbrechertums aus vorwiegend negativen Eigenschaften. Unfähig zu ernster Arbeit, abgestumpft gegen die Furcht vor Bestrafung, gleichgültig gegen alles, wandern sie

---

[1] Das Verbrechen und seine Bekämpfung 170.

von Ort zu Ort, hungernd und dürstend, frierend und schwitzend, bald in einer Herberge bald im Straßengraben schlafend, und doch vermögen sich nur äußerst wenige wieder zu einem arbeitsamen Leben aufzuraffen. Auch unter den übrigen Gewohnheitsverbrechern überwiegen die negativen Eigenschaften, besonders bei solchen, die in verbrecherischer Umgebung aufgewachsen ohne jede Scheu vor entehrenden Strafen, im Schmutze verkommen, träge und haltlos in den Tag hineinleben. Ihre verbrecherische Tätigkeit wechselt je nach Gelegenheit und Bedürfnis. Die Versuche, sich emporzuarbeiten, scheitern an der Unmöglichkeit, den Versuchungen zu widerstehen, die sich in dem Sumpfe, in dem sie leben, nur allzuleicht finden."

„Viel kleiner ist die Zahl der Verbrecher mit positiven kriminellen Begierden. Sie entwickeln sich auch meist erst allmählich zu dem, was sie sind; einmal aber Spezialisten bestimmter Art geworden, sind sie für die Gesellschaft unrettbar verloren. Sie zeigen durchweg mehr Intelligenz als die Verkommenen, denen jede Gelegenheit recht ist; sie arbeiten meist in großem Stile. Zu ihnen gehören die internationalen Taschendiebe, die nur gelegentlich großer Festlichkeiten, bei Rennen u. dgl. ‚arbeiten', die Einbrecher, die mit Sauerstoffgebläsen, Thermit, Elektrizität vorgehen, die Hochstapler. Für sie alle ist das Verbrechen Beruf; sie sind im eigentlichen Sinne des Wortes unverbesserlich. Sie entsprechen, zusammen mit einem kleinen Teil der Gewohnheitsverbrecher, der von der internationalen kriminalistischen Vereinigung aufgestellten Gruppe von Verbrechern, ‚deren Einordnung in das gesetzmäßige gesellschaftliche Leben nicht mehr erwartet wird'. Unsere Statistik zeigt allerdings, daß die Zahl der ‚Unverbesserlichen' sehr viel größer ist; im sozialen Sinne unrettbar verloren dürfte etwa die Hälfte aller Zuchthausgefangenen sein. Sie bestehen zum größten Teil aus Gewohnheitsverbrechern, nur zum kleinsten aus gewerbsmäßigen Verbrechern." [1]

Auch nach Prof. v. Liszt gibt es eine große Zahl von unverbesserlichen Verbrechern. Er teilt zwar die Zustandsverbrecher in verbesserliche und unverbesserliche ein, aber mir scheint, daß er von seinem Standpunkt alle Zustandsverbrecher — mit Ausnahme der jugendlichen — als unverbesserlich ansehen muß.

---

[1] Ebd. 170—171.

Bei allen Zustandsverbrechern erwächst nach ihm das Verbrechen aus „der dauernden Eigenart“, „der tiefgewurzelten Anlage“, „dem tiefgewurzelten verbrecherischen Hang“, es „enthüllt ihr innerstes Wesen“. Ist ein solcher Mensch vom kriminalsoziologischen Standpunkte besserungsfähig? Wohl kaum. Er selbst kann sich nicht bessern, da er nicht frei ist und notwendig seiner Eigenart folgt. Aber auch die Gesellschaft kann ihn nicht bessern; es stehen ihr nur Beeinflussungen von außen zu Gebote, die eine gänzliche Umwandlung der Eigenart wohl kaum je herbeizuführen vermögen.

Merkwürdigerweise hat dies v. Liszt selbst anerkannt und dadurch sich selbst widerlegt. In seinem „Gutachten“ für den 26. Juristentag bezeichnet er als die Hauptforderungen seiner Schule die erziehende Behandlung der Besserungsfähigen und die Sicherung der Gesellschaft gegenüber den Unverbesserlichen. In Bezug auf die erstere Forderung wird dann ausgeführt, daß „die erziehende Umgestaltung des Charakters durch körperliche und geistige Ausbildung wie durch Gewöhnung an regelmäßige Lebensweise, insbesondere an regelmäßige Arbeit, nur bis zu einem gewissen Lebensalter überhaupt möglich ist“. „Besserung im Sinne der bürgerlichen Besserung, also der Anpassung an die Forderungen des gesellschaftlichen Lebens, dürfte ausgeschlossen sein, wenn der Verbrecher das 21. Jahr bei Begehung der Tat überschritten hat.“[1]

Nach v. Liszt selbst sind also alle erwachsenen Zustandsverbrecher unverbesserlich, ist mithin die Einteilung der Zustandsverbrecher in verbesserliche und unverbesserliche — abgesehen von den jugendlichen — unhaltbar. Praktisch ist damit freilich wenig gewonnen. Woran erkennt man den Zustandsverbrecher? Auch wer zum erstenmal ein Verbrechen begeht, kann ja nach v. Liszt ein Zustandsverbrecher sein. „Der eingewurzelte verbrecherische Hang braucht nicht in wiederholtem Rückfall, er kann bereits in dem ersten zur Aburteilung gelangenden Verbrechen zum unverkennbaren Ausdruck kommen.“[2]

Zum „unverkennbaren Ausdruck“! Was ist damit gemeint? Jedenfalls ist, wie wir schon gezeigt haben, der Richter in den meisten Fällen unfähig, während der kurzen Gerichtsverhandlung zu einem sichern Urteil

[1] Verhandlungen des 26. Juristentages I 292 294.

[2] Lehrbuch des deutschen Strafrechts 78.

darüber zu gelangen, ob der Angeklagte ein Augenblicks- oder ein Zustandsverbrecher, ob er verbesserlich oder unverbesserlich sei. Für den menschlichen Richter kann überhaupt die innere Gesinnung nie und nimmer einen sichern Maßstab zur Unterscheidung der Verbrechen abgeben, auch abgesehen davon, daß ihn die innere Gesinnung als solche gar nichts angeht.

II.

Behandlung der verschiedenen Verbrecherarten.

Bevor wir die den verschiedenen Verbrecherkategorien von der neuen Schule zugedachte Strafbehandlung durchgehen, möchten wir auf zwei Punkte aufmerksam machen, in Bezug auf die wir mit ihr einverstanden sind. Allerdings sind es Punkte, die mit ihren eigentümlichen Grundsätzen nichts zu tun haben.

Vor allem unterschreiben wir gern die Behauptung v. Liszts, daß unsere heutige Gesetzgebung „von dem Kampfmittel der Strafe überreichlichen Gebrauch macht“ [1]. Wenigstens verdiente der alte Satz minima non curat praetor größere Berücksichtigung. Auch Aschaffenburg schreibt den Mangel an abschreckender Wirkung der heutigen Strafgesetzgebung teilweise der „allzu reichlichen Anwendung der Strafe“ zu. „Unsere ganze Existenz ist allmählich mit einem solchen Stacheldraht strafgesetzlicher und polizeilicher Strafandrohungen umgeben worden, daß es wirklich schwer fällt, ganz unbestraft zu bleiben. Man darf sich nicht darüber täuschen, daß die ungezählten kleinen Strafen wegen Handlungen, die vom Teppichklopfen zu unrechter Zeit, von dem unterlassenen Aschestreuen bei Glatteis und ähnlichen harmlosen Verfehlungen ohne scharfe Grenze in die vom Strafgesetzbuch mit Strafe bedrohten Vergehen übergehen, dem Ernste der Strafe Abbruch tun. Weniger wäre in diesem Falle mehr. Auch darin glaube ich mich nach meinen Erfahrungen nicht zu täuschen, wenn ich behaupte: Im Volke hat die Scheu vor dem Gefängnisse und die Scheu vor der Strafe etwas von ihrer alten Schärfe verloren. Ich lege dabei weniger Wert darauf, daß die humanere Behandlung, die Sauberkeit, die zwar sehr einfache, aber ausreichende Kost dem Aufenthalt im Gefängnis etwas von seinem Schrecken nehmen, viel bedenklicher ist gerade die Abschwächung und das Verlorengehen der

---

[1] Ebd. 76.

Empfindung, die das Verbrechen mit scheuen Augen betrachtet. Solange alljährlich Hunderttausende von bis dahin unbescholtenen Menschen bestraft werden, kann eine so feine Reaktion des Volkes gegenüber dem Verbrechertum nicht zu stande kommen. Weniger Strafandrohungen, größerer Ernst in der Strafverfolgung ist die Folgerung, die wir daraus zu ziehen haben." [1]

Es läßt sich in der Tat kaum leugnen, daß im Bedrohen und Bestrafen wohl des Guten zu viel geschieht. Im Deutschen Reich waren im Jahre 1901 627 592 Personen angeklagt wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze; verurteilt wurden ungefähr eine halbe Million. Dazu nehme man noch die unzähligen Übertretungen der Reichsgesetze, die Vergehen gegen die Landesgesetze, die militärischen Strafsachen, die Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Erhebung öffentlicher Abgaben und Gefälle, und man bekommt eine kleine Idee von dem reichlichen Strafsegen, der jährlich auf das deutsche Volk herniederströmt. Ab assuetis non fit passio, sagt ein altes philosophisches Sprichwort. Quotidiana vilescunt. Ob man sich nicht in diesem Punkte eine weise Beschränkung auferlegen sollte?

Zum Teil läßt sich diese Einschränkung der Bestrafung erreichen durch Einführung der bedingten Verurteilung oder Begnadigung, die von der neuen Schule empfohlen wird und mit der wir uns bis zu einem gewissen Grade einverstanden erklären können, nämlich soweit es sich um erstmalig Verurteilte und um leichtere Vergehen handelt, die mehr aus Leichtsinn und Übereilung als aus Böswilligkeit hervorgehen.

Man will durch die Erfahrung gefunden haben, daß sich die kurzzeitigen Strafen, wie sie heute bestehen, als wenig wirksam erweisen. Sie schrecken nicht ab und bessern die Sträflinge selten, ja halten sie vielleicht für immer auf der Bahn des Verbrechens. Fahrlässigkeit, Leichtsinn, Gereiztheit, Not und Verführung können einen bis dahin Unbescholtenen zu einem Vergehen führen. Wandert er in das Gefängnis, so ist es vielleicht für immer mit ihm geschehen, da ihm nicht nur ein Makel anhaftet, sondern er auch durch den Umgang mit andern verkommenen Sträflingen vielleicht ganz verdorben wird. Man befürwortet deshalb, es solle die vom Richter zuerkannte Strafe nicht gleich vollstreckt,

[1] Das Verbrechen und seine Bekämpfung 207.

sondern dieselbe auf 2—5 Jahre hinausgeschoben und dem Delinquenten volle Begnadigung in Aussicht gestellt werden, wenn er sich in der festgesetzten Zeit bewährt. Wird er aber in dieser Periode zum zweitenmal verurteilt, so wird auch die Strafe für die erste Verfehlung an ihm vollzogen. So ist Hoffnung, ihn ohne Strafe zu bessern. Die drohende Strafe ist bei ihm vielleicht wirksamer als die vollzogene. Er weiß, daß es von seiner weiteren Aufführung abhängt, ob er ein vorbestrafter Verbrecher oder ein anständiger Mensch sein wird.

Man nennt dieses Verfahren bedingte Verurteilung, aber dem Wortsinne nach ist dieser Ausdruck ganz unzutreffend. Der Richter erkennt die Strafe nicht bedingt, sondern absolut zu, aber die zuerkannte Strafe wird nicht gleich vollzogen, sondern während einer längeren Frist aufgeschoben und schließlich im Falle der Bewährung ganz erlassen. Man würde also zutreffender von bedingter Begnadigung sprechen, doch hat dieser Ausdruck durch die Gewohnheit schon eine engere Bedeutung bekommen.

Es läßt sich nämlich der bedingte Straferlaß in doppelter Weise durchführen. Man kann ihn in die Hand des erkennenden Richters legen, so daß er entscheidet, ob die Strafe aufgeschoben werden soll, man kann ihn aber auch den Vollzugsbeamten bzw. dem Staatsanwalt und dem Justizminister anheimgeben. Im ersten Falle redet man von bedingter Verurteilung, im letzteren von bedingter Begnadigung. Die bedingte Begnadigung besteht in beschränktem Maße im Deutschen Reich, die bedingte Verurteilung in England, Belgien, Frankreich, Norwegen usw. Sie soll in den genannten Ländern befriedigende Resultate erzielt haben.

Die Meinungen darüber, ob die bedingte Verurteilung oder die bedingte Begnadigung den Vorzug verdiene, sind geteilt. Da es sich im Grunde um eine Art Begnadigung handelt, so steht sie an und für sich nicht dem Richter zu, der bloß nach Recht und Gerechtigkeit zu entscheiden hat. Doch handelt es sich in unserem Falle nicht um eine Begnadigung gewöhnlicher Art, die nur ausnahmsweise erfolgt, sondern um eine Begnadigung, die als dauernde Institution mit dem Strafurteil verknüpft ist und deshalb wohl in die Hand des Richters gelegt werden kann. Ja uns scheint dies entschieden besser zu sein. Der unabhängige, öffentlich, nach eingehender Verhandlung entscheidende Richter bietet größere Bürgschaft für ein zutreffendes und objektives Urteil als die unverantwortlichen Strafvollzugsbeamten. Auch ist das Verfahren viel einfacher und bedarf nicht

so vieler Schreibereien, wenn der Richter zugleich mit dem Strafurteil auch den bedingten Straferlaß ausspricht.

Man wendet gegen die bedingte Verurteilung bzw. Begnadigung ein, daß sie viele Vergehen ungestraft und ungesühnt ausgehen lasse. Allein wir setzen voraus, daß sie nur bei leichten Vergehen in Anwendung komme, bei denen sich aus den Umständen ergibt, daß sie eher die Folge des Leichtsinnes und der Fahrlässigkeit als der Böswilligkeit sind. Die Schuld und mithin das Sühnebedürfnis ist also nicht groß und wird reichlich aufgewogen durch das öffentliche Interesse an der Besserung der Sträflinge, die durch den bedingten Straferlaß besser erreicht wird.

Die neueren Kriminalsoziologen sind aber mit der bedingten Begnadigung in den angegebenen Grenzen nicht zufrieden. Sie wollen dieselbe allgemein für alle irgendwie noch verbesserlichen Verbrecher einführen, und in diesem Umfange ist die Forderung mit aller Entschiedenheit abzulehnen. Sie geht von der falschen Voraussetzung aus, die Strafe bezwecke einzig und allein die Besserung des Sträflings und die Sicherung der Gesellschaft für die Zukunft. Von einer Vergeltung und Sühne sieht sie vollständig ab. Daraus würde sich, wie A. Köhler mit Recht bemerkt, ergeben, es sei ungerecht, „wollte man eine geschehene Tat sühnen, wenn sie unbekannt geblieben und Wiederholung nicht zu befürchten steht". „Hat z. B. jemand insgeheim seinen reichen Bruder oder Vater ermordet, um einen schönen Hof zu erben, so kann es sicher sein, daß er jetzt nicht nach weiteren Verbrechen dürstet. Reiche Leute pflegen weder zu stehlen noch Raubmorde zu begehen. Wozu also die Tat noch strafen, wenn sie nicht bekannter wurde?" [1]

Obwohl übrigens die kriminalsoziologische Schule die bedingte Verurteilung empfiehlt, so hängt sie doch, wie schon angedeutet, mit ihren Grundanschauungen gar nicht zusammen, ja steht mit denselben eher im Widerspruch. Wenn der Mensch nicht frei ist in seinen Entschließungen, wie kann er sich dann vornehmen, sich zu bessern; wie kann er Besserung versprechen? Er hat sein Tun und Lassen gar nicht in seiner Gewalt. Besserung versprechen kann nur derjenige, der die Herrschaft über sein Wollen hat.

Wenden wir uns jetzt zu der Strafbehandlung, welche die neue Richtung den verschiedenen Verbrecherkategorien in Aussicht stellt.

---

[1] Reformfragen des Strafrechts, München 1903, 14. Köhlers Schrift gehört zum Besten, was in neuerer Zeit über das Strafrecht veröffentlicht wurde.

In Bezug auf die Augenblicks- oder Gelegenheitsverbrecher will sie die Freiheitsstrafe möglichst durch Geldstrafen ersetzen. Die schon erwähnte Versammlung der Internationalen kriminalistischen Vereinigung zu Heidelberg stellte folgenden Grundsatz auf:

„Für Augenblicks-(Gelegenheits-)Verbrecher ist, soweit das Gesetz es zuläßt und die Schwere der Rechtsverletzung oder die Individualität des Schuldigen nicht eine Freiheitsstrafe erfordert, vorwiegend Geldstrafe anzuwenden. Die Strafen sind nach Anhalt der Steuerkraft zu bemessen, die aus den Steuerlisten zu ermitteln ist. Muß auf Freiheitsstrafen erkannt werden, so sind sie, wenn nicht besondere Umstände eine mildere Strafe bedingen, auf mindestens sieben Tage zu bemessen." [1]

Daß man bei Zumessung der Geldstrafen die Steuerkraft des Schuldigen in etwa berücksichtige, scheint uns eine sehr beachtenswerte Forderung. Eine Strafe von 150 Mark ist für einen Mann in beschränkten Vermögensverhältnissen eine sehr empfindliche, harte Strafe, während sie für einen Millionär eine Kleinigkeit ist, die für ihn keine abschreckende Kraft besitzt. Die gleiche Strafe trifft also die Schuldigen sehr ungleich.

Sehen wir aber von diesem Punkte ab, so fällt die neue Schule mit den obigen Grundsätzen ganz aus ihrer Rolle. Sonst betont sie immer, bei der Strafzumessung sei der ausschlaggebende Faktor die innere Gesinnung des Täters, und jetzt behauptet sie, die Schwere der Rechtsverletzung, d. h. der äußeren Tat, könne eine größere Strafe fordern. Wie stimmt das? Allerdings, wollte sie ihren Grundsätzen treu bleiben, so würde sie notwendig zu ganz absurden Folgerungen gedrängt. Setzen wir den Fall, ein bisher unbescholtener, braver Mann sei bei einer Festlichkeit in etwas angeheitertem Zustande zum Zorn gereizt worden und habe bei der folgenden Schlägerei seinen Gegner niedergestochen. Es liegt Totschlag vor, anderseits haben wir hier alle Zeichen eines Augenblicksverbrechers. Die Tat bleibt eine bitter bereute Episode seines Lebens. Soll man ihm nun eine bloße Geldstrafe auferlegen und die alte „Wergeldstrafe" wiedereinführen? Die neue Schule scheut sich doch, eine solche Folgerung zu ziehen, und gibt lieber ihren Grundsatz preis, daß bei der Bestrafung die innere Gesinnung der ausschlaggebende Faktor sei. Auch mit der Behauptung, die Individualität des Augenblicksverbrechers sei zu

[1] Mitteilungen der Intern. kriminal. Vereinigung VI 583. Ganz analoge Forderungen bei v. Liszt, Lehrbuch des deutschen Strafrechts 77.

berücksichtigen, widerspricht sie sich. Sobald das Verbrechen aus der Individualität des Täters erklärt wird, ist dieser eben kein Augenblicksverbrecher mehr. Das Verbrechen ist dann seiner Eigenart nicht fremd und nicht bloß auf äußere ungünstige Umstände zurückzuführen.

Mir will scheinen, daß der Augenblicksverbrecher im Sinne der neuen Schule den Strafrichter gar nichts angeht. Die Strafe hat ja nach ihr die Gesinnung des Täters zu bessern und die Gesellschaft für die Zukunft sicherzustellen. Aber eine Besserung oder Gesinnungsänderung des Augenblicksverbrechers kann gar nicht in Frage kommen. Das Verbrechen ist seiner Eigenart fremd und auf eine Verkettung ungünstiger Umstände zurückzuführen. Die Gesinnung ist also gut und braucht nicht gebessert zu werden. Höchstens könnte die Bestrafung die Bedeutung eines kräftigen Denkzettels für die Zukunft haben, aber das setzte doch voraus, das Verbrechen sei seiner Eigenart nicht fremd, seine Gesinnung sei mangelhaft und müsse im Guten gefestigt werden. Es bleibt also nur der Sicherungszweck. Aber wie will man diesen erreichen? Der Mensch ist nach der neuen Schule nicht frei; er hat sein Wollen nicht in seiner Gewalt. Vielleicht gerät der Schuldige nächstens in eine andere, noch ungünstigere Verkettung von Umständen, die ihn zur bösen Tat hinreißen. Wie kann man da die Gesellschaft für alle Fälle sicherstellen? Höchstens dadurch, daß man ihn in ganz andere gesellschaftliche Verhältnisse oder für Lebenszeit in Gewahrsam bringt. Das eine ist praktisch nicht durchführbar und das andere würde zu einem ganz unerträglich harten Strafsystem führen.

Obwohl gegen die Gelegenheitsverbrecher hauptsächlich die Geldstrafe verwendet werden soll, will man doch — wie schon angedeutet — die Freiheitsstrafe für dieselben nicht ausschließen. Hier gerät die neue Schule in nicht geringe Verlegenheit. Einerseits bezeichnet sie als eines ihrer Hauptziele „den Kampf gegen die unsere heutige Strafrechtspflege völlig beherrschende kurzzeitige Freiheitsstrafe, die in ihrer heutigen Anwendungsweise weder bessert noch abschreckt noch unschädlich macht, dafür aber vielfach den Neuling dauernd in die Bahn des Verbrechens weist“ [1]. Anderseits ist ebenso klar, daß eine langzeitige Freiheitsstrafe gegen einen Gelegenheitsverbrecher, besonders wenn es sich um keine schweren Rechtsverletzungen handelt, unangebracht, ja ungerecht wäre.

---

[1] v. Liszt, Lehrbuch des deutschen Strafrechts 75.

Was ist also zu tun? Die neue Kriminalistik erhebt „die Forderung, die kurzzeitige Freiheitsstrafe möglichst durch andere geeignete Maßregeln (Zwangsarbeit ohne Einsperrung, Ehrenhauptstrafen, insbesondere Verweis, Wirtshausverbot, Hausarrest, Prügelstrafe) zu ersetzen oder durch Verschärfungen ihr die abschreckende Kraft zurückzugeben“ [1].

Das ist ein interessantes Geständnis! Seit mehr als einem Jahrhundert kämpft der Liberalismus für eine humanere Behandlung der Sträflinge und eifert besonders gegen die Prügelstrafe, und jetzt sehen sich manche seiner Anhänger infolge ihrer Strafrechtstheorie genötigt, eine rückläufige Bewegung anzutreten. Sogar die Prügelstrafe wird wieder empfohlen. Vielleicht kommen auch Fasten, Pranger und ähnliche Zuchtmittel der guten alten Zeit wieder zu Ehren. Dagegen fürchten wir, daß bloßer Verweis, Hausarrest, Wirtshausverbot und dergleichen nur einen sehr geringen Eindruck auf die Verbrecherwelt machen werden. Wie sich v. Liszt die „Zwangsarbeit ohne Einsperrung“ denkt, ist uns nicht klar geworden. Heute dürfen nur die Zuchthäusler gegen ihren Willen außerhalb der Strafanstalt zu Zwangsarbeit angehalten werden.

Recht sehr bedauern wir, daß sich v. Liszt nicht näher darüber ausgesprochen hat, auf welche Weise der Freiheitsstrafe durch Verschärfungen ihre abschreckende Kraft zurückgegeben werden kann. Das hätte ein interessantes Kapitel abgegeben. Leider hat er Schweigen für Gold gehalten. Wir sind keineswegs unbedingte Gegner einer solchen Verschärfung, aber es hätte uns sehr interessiert, in dieser Beziehung die Absichten der neuen kriminalistischen Schule zu erfahren. Hoffentlich wird sie das Versäumte nachholen und nicht verschämt mit ihren Ansichten und Absichten hinter dem Berge halten.

Ganz anders als bei den Gelegenheitsverbrechern soll sich nach den Kriminalsoziologen der Strafvollzug bei den Zustandsverbrechern gestalten, die aus tiefgewurzeltem Hang Straftaten begehen. Diese sind — abgesehen von den jugendlichen unter 21 Jahren — nach v. Liszt als unverbesserlich anzusehen. Für sie soll kein bestimmtes Strafmaß festgesetzt werden. Durch den Richter erfolgt Einsperrung auf unbestimmte Zeit oder vielmehr „Einsperrung auf Lebenszeit“ [2]. „Da aber ein Irrtum des erkennenden Richters über den Charakter des von

[1] Ebd.

[2] Verhandlungen des 26. deutschen Juristentages I 295.

ihm verurteilten Verbrechers nicht ausgeschlossen ist, wäre zwar im Urteil die Anhaltung auf Lebenszeit auszusprechen, es könnte aber der Gefängnisverwaltung oder einer besonders dazu berufenen Behörde die Befugnis gegeben werden, von Zeit zu Zeit, etwa alle fünf Jahre, festzustellen, ob die Voraussetzungen, von welchen der erkennende Richter ausgegangen ist, noch vorhanden sind oder ob nicht eine bedingte Entlassung des Verurteilten unter gleichzeitigem Eintritt der Schutzaufsicht zu verfügen sei. Dahin ging auch der von mir im Jahre 1896 gemachte Vorschlag. Ich habe mich inzwischen überzeugt, daß jeder derartige Vorschlag bei den Anhängern der klassischen Richtung innerhalb des Strafrechts den lebhaftesten Widerspruch findet. Man pflegt sich nicht nur an der lebenslangen Freiheitsstrafe für den gewerbsmäßigen Taschendieb oder Hochstapler, sondern ganz besonders auch an der Überprüfung des richterlichen Urteils durch eine Verwaltungsbehörde zu stoßen."[1]

v. Liszt will diese Bedenken nicht gelten lassen, aber es fragt sich, mit welchem Recht. Wie kann sich eine Behörde, die alle fünf Jahre einen Gefangenen zu Gesicht bekommt, ein sicheres Urteil bilden über die Aussichten, die derselbe für die Zukunft gibt? Sie kann sich höchstens auf das Urteil der subalternen Wärter oder des Gefängnisdirektors stützen, und von diesen unverantwortlichen Beamten wird es also abhängen, ob jemand der Freiheit wiedergegeben wird oder nicht.

Es ist deshalb viel konsequenter, wenn er an andern Stellen ohne Umschweife erklärt, daß die unverbesserlichen Zustandsverbrecher, ähnlich wie die unheilbaren Geisteskranken, für immer in einer Verwahrungsanstalt untergebracht werden sollen: „Die Unterscheidung zwischen der Sicherungsstrafe gegen unverbesserliche Verbrecher und der Verwahrung gemeingefährlicher Geisteskranker ist nicht nur praktisch im wesentlichen undurchführbar, sondern auch grundsätzlich zu verwerfen."[2] Sind also die Strafbeamten zur Überzeugung gelangt, daß der Verbrecher unheilbar, unverbesserlich sei, so wird er „in eine Verwahrungsanstalt wandern, wo er so lange bleiben muß, bis sein Zustand der Gemeingefährlichkeit sein Ende gefunden hat", d. h. bis ihn der Tod befreit.

Mit unserem sozialen Unwerturteil über den Verbrecher und seine Tat, schreibt v. Liszt, „werden wir (im Strafrecht der Zukunft) nicht zurück-

[1] Verhandlungen des 26. deutschen Juristentages I 296.
[2] Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XVII 82.

halten. Aber das Brandmal werden wir ihm nicht mehr auf die Stirne brennen. Das Mitleid werden wir auch dem Unverbesserlichen nicht versagen, den wir zur Wahrung gemeinsamer gesellschaftlicher Interessen für den Rest seines Erdenwallens von dem Angesichte seiner Mitmenschen abschließen" [1].

Wir bitten nun den Leser, sich zu vergegenwärtigen, welch ungeheure Zahl von Verbrechern folgerichtig zu dieser Theorie bald auf ewige Zeiten hinter Schloß und Riegel sitzen würden. Nach Aschaffenburgs ausdrücklichem Geständnis ist wenigstens die Hälfte der Zuchthäusler unverbesserlich, und auch unter den übrigen Gefangenen ist die Zahl der unverbesserlichen Verbrecher sehr groß. Derselben Ansicht ist v. Liszt. Ja er erklärt selbst alle erwachsenen „Zustandsverbrecher" für unverbesserlich. Da nun diese Unverbesserlichen alle bis zum Tode im Gefängnis bleiben und die Zahl derjenigen, welche durch den Tod erlöst werden, viel geringer ist als die Zahl der Zugänge, so werden wir in Bälde eine ganze Armee lebenslänglicher Zuchthäusler und Gefangenen haben.

In Preußen betrug im Jahre 1898/1899 die Gesamtzahl der Zuchthäusler 23464. Die Zahl der Zugänge betrug 5826. Gestorben sind 255 [2]. Nehmen wir nun an, bloß die Hälfte dieser Zuchthäusler sei unverbesserlich, also für immer eingesperrt, so hätten wir in 15 bis 20 Jahren schon eine ungeheure Zahl von lebenslänglichen Insassen der Strafanstalten. Das ist aber nur ein kleiner Bruchteil der „Unverbesserlichen". Auch in den Gefängnissen und bei den Jugendlichen unter 18 Jahren, die nicht zu Zuchthaus verurteilt werden können, gibt es nach der neuen Schule sehr viele Unverbesserliche. Wird man da nicht bald die doppelte und dreifache Anzahl von Strafanstalten und Gefängnissen benötigen, um alle Unverbesserlichen unterzubringen? Nimmt man ähnliche Verhältnisse für das ganze Deutsche Reich an, so hätten wir sicher bald nahezu eine Million Menschen, die in lebenslänglicher Gefangenschaft sich der Früchte des neuen Strafrechts erfreuen könnten.

Von den ungeheuren Lasten, welche dieses Strafsystem den Steuerzahlern auferlegen würde, wollen wir gar nicht reden. Für das Jahr 1898 berechnete Seuffert die Kosten des Strafvollzugs im Deutschen Reich auf rund 100 Millionen Mark. Das ist aber eine wahre Bagatelle gegen

---

[1] Ebd. 84.

[2] Statistik der zum Ressort des Königl. preußischen Ministeriums des Innern gehörenden Strafanstalten und Gefängnisse für 1898/1899, Berlin 1900, XII XXX.

die riesigen Summen, welche das neue Strafsystem, konsequent durchgeführt, verschlingen würde!

Die Anhänger der neuen Richtung suchen der ewigen Gefangenschaft ihre Schrecken zu nehmen. Im Strafrecht der Zukunft soll den Unverbesserlichen, die ja nicht zurechnungsfähig sind, die humanste Behandlung zu teil werden. „Mag dann immer noch das Zuchthaus von dem Asyl für die rettungslosen und zugleich gemeingefährlichen Kranken äußerlich geschieden sein — derselbe Geist wird dort wie hier lebendig walten: der Geist wohlwollender Milde, fürsorgender Pflege.“[1]

Ob diese tröstliche Aussicht nicht gar manchen auf die Bahn des Verbrechens locken würde? Für denjenigen, der auf seine persönliche Würde und Unabhängigkeit etwas hält, wird zwar auch die liebevollste Pflege keinen genügenden Ersatz für die verlorene Freiheit bieten. Anders dagegen wird sich die Sachlage im Kopfe eines verwahrlosten Menschen spiegeln, der in Not und Elend verkommen ist! Es wird ihm ja hier ein kleines Paradies sorglosen Lebens in Aussicht gestellt. Man kann ihm also gewiß zurufen: Du glücklicher Unverbesserlicher! Geht es dir schlecht in der Welt, drückt dich Not und Entbehrung oder quält dich unüberwindliche Arbeitsscheu: so häufe Verbrechen auf Verbrechen, verhärte dich im Bösen, und du wirst für den Rest deines Erdenwallens in ein Asyl aufgenommen, wo wohlwollende Liebe und fürsorgende Pflege deiner harrt. Nicht Schande und Entrüstung wird dich in das neue Heim begleiten, sondern mitleidige Teilnahme an deinem sozialen Unwert. Was dir heute bei redlicher Arbeit die Gesellschaft auf Grund der Alters- und Invalidenrente in Aussicht stellt, ist eine wahre Bettelsuppe gegen die fürsorgliche Pflege, die deiner im Verbrecherasyle wartet. Also betritt nur herzhaft die Bahn des unverbesserlichen Verbrechers!

Wir haben oben erwähnt, daß v. Liszt den für Lebenszeit Eingesperrten eine periodische Nachrevision des Urteils in Aussicht stellt. Eine eigene Behörde soll etwa alle fünf Jahre feststellen, ob die Voraussetzungen, von welchen der erkennende Richter ausgegangen, noch vorhanden seien oder ob eine bedingte Entlassung stattfinden solle. Hält man die sonstigen Äußerungen v. Liszts vor Augen, so ist kein Zweifel, daß dieser Vorschlag nur beschwichtigen und der lebenslänglichen Einsperrung so vieler Verbrecher etwas von ihrem gehässigen Charakter nehmen soll.

---

[1] Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XVII 84.

Doch nehmen wir an, der Vorschlag sei ganz ernst gemeint. Man gerät damit nur aus der Charybdis in die Scylla. Der Vorschlag geht von der Voraussetzung aus, die Sträflinge seien noch besserungsfähig oder ihre Unverbesserlichkeit sei wenigstens nicht sicher festgestellt. Ist aber dies der Fall, so muß man den Strafvollzugsbeamten nicht nur die Bestimmung der Strafdauer, sondern auch die der Strafart überlassen. Vergessen wir nicht, daß nach der kriminalsoziologischen Auffassung die Strafe bessern und deshalb die Behandlung jedes Sträflings ganz individuell oder seiner Eigenart, seinem Charakter angepaßt sein soll. Die Entscheidung über die vorzunehmende Behandlung muß also notwendig, solange noch Besserungsfähigkeit vorausgesetzt wird, den Strafvollzugsbeamten überlassen bleiben. Sie bestimmen, welche Strafart dem Charakter des Sträflings angepaßt sei, wie lange sie angewendet und wann sie durch eine andere ersetzt werden solle. Denn sie allein können allenfalls zu einer solchen Bestimmung befähigt sein. Freilich werden auch sie oft in diesem Urteil fehlgehen, aber sie sind doch am ehesten dazu befähigt. Gerade deshalb verspricht uns die neue Schule die sorgfältigste Ausbildung der Strafvollzugsbeamten. Diese sollen „mit dem gesamten Leben und Treiben der Verbrecherwelt in allen seinen Beziehungen bekannt gemacht werden"[1], um ein sicheres Urteil über die Eigenart des Verbrechers abgeben zu können. Ob nicht trotzdem diese Beamten in unzähligen Fällen in die Irre gehen? Das Innere des Menschen bleibt nun einmal für andere ein verschlossenes Buch.

Wehe deshalb den Gefangenen im Strafrecht der Zukunft! Sie sind ganz der Willkür der Strafvollzugsbeamten überliefert. Sie müssen alles über sich ergehen lassen, was die Gefängnisbeamten an ihnen zu experimentieren für gut finden bis zum seligen Augenblick, wo man sie entweder aus dem Gefängnis entläßt oder aber definitiv als unverbesserlich erklärt, dadurch gegen alle weiteren Chikanen sicherstellt und ihnen gestattet, in Ruhe sich der humanen Pflege und liebenden Fürsorge zu erfreuen.

Ob diese Beamtenwillkür wohl je einen Sträfling bessern wird? Wird sie nicht eher erbittern und im Bösen verhärten? Wird sie nicht unausbleiblich eine systematische Heuchelei von seiten der Gefangenen erzeugen?

[1] v. Liszt, Lehrbuch des deutschen Strafrechts 80.

Und nun nehme man dazu noch, daß das „wissenschaftliche Strafrecht der Zukunft" jede Berufung auf eine erste Ursache, auf Gott und ewige Vergeltung als unwissenschaftlich ablehnt und das jenseits der Erfahrung liegende Gebiet einem blinden, wissenschaftlich unkontrollierbaren Glauben zuweist, den sich jeder gestalten kann, wie er will: werden von diesem Standpunkte Bekehrungsversuche Erfolg haben? Wenn selbst die Religion, die doch mit ihren erschütternden Wahrheiten am tiefsten und erfolgreichsten ins Menschenherz hineingreift, sich so oft als ohnmächtig erweist, was ist erst von einem Strafsystem zu erwarten, aus dem die Religion mit allen Jenseitsgedanken ausgeschaltet wird?

Fassen wir zum Schluß unser Urteil über die neue kriminalpolitische Richtung im Strafrecht zusammen, so müssen wir sagen: Abgesehen von einzelnen beherzigenswerten Reformvorschlägen, die aber mit ihren Grundanschauungen nicht notwendig zusammenhangen, ja denselben eher widersprechen, ist sie mit aller Entschiedenheit abzulehnen. Sie geht von einer falschen, der gesunden Philosophie wie dem positiven Christentum widersprechenden Grundlage aus, indem sie die Willensfreiheit des Menschen leugnet. Dadurch wird sie genötigt, die Begriffe: Schuld, Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit zu inhaltsleeren, nichtssagenden Ausdrücken zu verflüchtigen, die Scheidewand zwischen Verbrechen und Wahnsinn niederzureißen und jede Idee einer vergeltenden Gerechtigkeit zu beseitigen. Die Strafe verliert ihren sühnenden Charakter und wird zu einer bloßen Sicherungsmaßregel herabgedrückt, wie man sie auch gegen gefährliche Tiere und wahnsinnige Menschen in Anwendung bringt. Der Richter wird in eine völlig untergeordnete Stellung gedrängt. Ihm bleibt nur noch die Aufgabe, die Straftat zu konstatieren. Die Hauptrolle übernehmen die Strafvollzugsbeamten; ihnen liegt es ob, Art und Maß der Strafe zu bestimmen, ihnen wird der Sträfling mit seiner persönlichen Freiheit auf Gnade und Ungnade überliefert, von ihnen hängt es ab, ob der Sträfling mit verbrecherischen Neigungen das Sonnenlicht der Freiheit wieder erblicken oder für immer vom Angesichte der Mitmenschen abgeschlossen werden soll. Es ist gewiß eine merkwürdige Ironie der Geschichte, daß diese die persönliche Freiheit so schwer bedrohende Theorie von Anhängern des Liberalismus ausgeht, die sich sonst als Vorkämpfer und Beschützer der Freiheit ausgeben.

Auf dem Münchener Psychologenkongreß (1896) sagte der bayrische Kultusminister v. Landmann in seiner Begrüßungsansprache mit deut-

lichem Hinweis auf den Vortrag v. Liszts über die „strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit": „Ich hoffe, daß die psychologischen Kongresse dazu beitragen werden, die große Gefahr, welche dem öffentlichen Leben der Kulturvölker aus gewissen psychologischen Theorien erwachsen könnte, zu beseitigen, und ich bin der Überzeugung, daß diese Kongresse den alten Glauben an die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen nicht erschüttern, sondern befestigen werden."

Größer noch als das Vertrauen auf diese Psychologenkongresse ist augenblicklich unser Vertrauen auf die deutsche Reichsregierung und den deutschen Reichstag, die sich hoffentlich nicht durch das laute und anmaßliche Pochen auf „moderne Wissenschaft" auf falsche, umstürzende Bahnen drängen lassen, sondern an den altbewährten, sichern Grundlagen des Strafrechtes festhalten. Am unerschütterlichsten jedoch ist unser Vertrauen auf den gesunden Menschenverstand des deutschen Volkes. An diesem unerschütterlichen Felsen wird trotz aller lärmenden Agitation im Namen der „Wissenschaft" früher oder später die neue Richtung kläglich zerschellen.

Viktor Cathrein S. J.

Linienführung und Farbengebung bei Kunstwerken der Ausstellung zu Düsseldorf.

Der Geist unserer Zeit sucht trotz seiner Internationalität doch alles zu partikularisieren und zu individualisieren. Auch in die Beurteilung der Kunstwerke ist er eingezogen. Der Kunstwissenschaft gilt in den meisten Fällen die Schönheit wenig oder nichts, die Bestimmung des Ortes, der Zeit und des Künstlers, welchen wir ein Werk verdanken, alles. Bei Feststellung dieser Umstände werden dann mit einer solchen Kühnheit aus „inneren Gründen" heraus Behauptungen entwickelt, daß man an die schlimmsten Vertreter jener subjektivistischen Bibelkritik erinnert wird, deren Aufstellungen zurzeit Aufsehen erregten, heute aber preisgegeben sind.

Bei fast allen Aufsätzen über Ausstellungen neuerer Malereien legen die Berichterstatter in den Fachblättern das Hauptgewicht auf die Persönlichkeit

des Künstlers, um darzulegen, wie er sich entwickelt habe, was er leistete und was von ihm zu erwarten sei. Viele Kunstberichte der Zeitungen gehen natürlich auf die heute geltende Mode ein, erzählen im leichten Feuilletonstile, was von diesem oder jenem Künstler ausgestellt sei, und versuchen, so gut oder schlecht als Dilettanten und Literaten es verstehen, Werk um Werk künstlerisch zu begutachten und dem Publikum wenigstens zur Bewunderung, eventuell zum Ankauf zu empfehlen.

Für jeden, der nicht in Malerei und Bildhauerei gründliche Erfahrungen sammelte durch jahrelanges Arbeiten in diesen Kunstzweigen, ist es trotzdem kaum möglich, die technischen Vorzüge oder Fortschritte so vieler einzelnen Meister richtig zu würdigen. Liegt das auf der Hand, so dürfte es anderseits ebenso sicher sein, daß Reichenspergers geflügeltes Wort: „Die Kunst jedermanns Sache!" eine bestimmte Berechtigung behält, darum das Urteil ernster und in Ästhetik wie Kunstgeschichte nicht unerfahrener Leute doch Wert behält, wenn sie es auch nicht gerade verstehen sollten, die Bedeutung rein technischer oder malerischer Vorzüge ganz zu würdigen. Werke der bildenden Kunst sind ebenso wie jene der schönen Literatur nicht ausschließlich für die engsten Kreise der eigentlichsten Fachmänner, sondern für eine größere Menge bestimmt, müssen darum gewisse, allgemein verständliche Eigenschaften besitzen, den unabänderlichen Grundsätzen der gesunden Philosophie und des Christentums unbedingt entsprechen. Nie dürfen sie gegen das verstoßen, was fast alle großen Meister der Vorzeit als selbstverständlich ansahen. Wollen neuere Maler und die in ihrem Schlepptau segelnden Kunstrichter alle früheren Künstler, selbst Raffael und Michelangelo, Rubens und Murillo, Cornelius und Deger, als überholt und veraltet einfach beiseite schieben, um statt der Werke solcher „nicht mehr auf der Höhe stehender Meister" die Errungenschaften unserer Zeit als das einzig Richtige hinzustellen, so hat wiederum unbändiger Stolz den Subjektivismus auf den Thron erhoben und einem Kultus des Genies oder der Mode gehuldigt, welcher gegen jede berechtigte Auffassung der Geschichte und im Grunde auch gegen die Grundsätze des Christentums sich verfehlt.

Es war nötig, ein Gegengewicht zu bieten gegen die mit Verachtung und mit Mangel gründlicher Kenntnisse der älteren Meister gepaarte Begeisterung für bestimmte Moderne oder für die Erzeugnisse der neuesten Moden. Darum haben die einsichtigen Leiter der Düsseldorfer Ausstellung in zwei getrennten Hauptabteilungen Werke der älteren und der neuesten

Kunst einander gegenübergestellt. Vergleichen wir diese Werke mit Rücksicht auf Linienführung und Farbengebung.

I.

In der Ausstellung gewinnt man erst nach wochenlangen, eingehenden Studien eine genauere Erkenntnis der Sachlage. Bilder, deren Ausdehnung 2—3, ja mehr als 10 Quadratmeter erreicht, ziehen durch äußere Größe und bestechende Farbengebung, durch auffallenden oder abstoßenden Inhalt rasch die Blicke auf sich. Weil sie überdies in der Mitte der Wände hängen, drücken sie weit bessere und beachtenswertere, jedoch kleinere und bescheidenere Werke in den Schatten und in den Hintergrund. Sie fesseln überdies durch aufdringliche, packende Eigenheiten die Menge jener Besucher, welche in ein paar Stunden die Front der ausgestellten Leistungen der Maler und Bildhauer abschreiten. Weiterhin erscheinen manche größere oder kleinere Werke anfangs unbedeutend, sogar lächerlich oder abschreckend, besonders hochmoderne. Man muß jedoch zugeben: „Selten wird eine ernste Arbeit talentvoller Menschen ohne jedes Verdienst, ohne jede gute Seite sein. Bei Beurteilung aller Werke, älterer wie neuerer Kunst, handelt es sich um den inneren Wert, um den oftmals nicht leicht herauszuschälenden Kern."

Wer diesen Grundsätzen entsprechend auch zu solchen Sachen zurückkehrt, welche ihm anfangs unsympathisch waren, wird nicht selten zugestehen, der erste Eindruck sei irreführend, das erste Urteil einseitig und übereilt gewesen. Beispielsweise hängen im Saale der Norweger zwölf Tafeln, worin Gerhard Munthe ein norwegisches Volkslied des 13. Jahrhunderts illustrierte. Er hat Menschen, Tiere und Pflanzen anscheinend so hölzern und eckig dargestellt, wie Kinder oder wie unzivilisierte Wilde in Peru oder Mexiko es zu tun pflegen. Man glaubt anfangs nur Entwürfe zu einem Bilderbuch für die Kleinsten zu sehen. Bei längerer Betrachtung spricht dann aber aus dem Ganzen solche technische Beherrschung der Zeichnung und Farbengebung, so viel Geist und Witz, daß man den von vielen Besuchern verspotteten Malereien seine Achtung nicht vorenthalten darf. Auch in andern Räumen zeigen hochmoderne, fremdartig anmutende Maler mit wenig Strichen und sparsam eingetragenen Farben stilvolle, inhaltsreiche Bilder. Selbst jene nicht mit Unrecht als roh, sogar als „brutal" und „gemein" bezeichneten Darstellungen von Amiet und Hodler im Saale der Schweizer sind gewiß nicht ohne Kraft, Stil und zeichnerische Vorzüge.

Am auffallendsten ist in dieser Hinsicht ein wohl in doppelter menschlicher Größe gezeichneter Engel von Jozef Mehoffer zu Krakau. Er gehört zu einer Reihe von Entwürfen für die Ausstattung der Kathedrale zu Plock. Jeder, der an die farbige Ausstattung der Wände und Fenster rheinischer oder gar italienischer Kirchen des Mittelalters gewöhnt ist, gerät in Entsetzen beim Anblick dieser Entwürfe. Nationale Kunst Polens ist da verquickt mit mittelalterlichen Erinnerungen, barbarische Buntheit und Unbeholfenheit mit hochmodernen Versuchen und zeichnerischem Können. So entsteht freilich etwas noch nie Dagewesenes, aber ein für unser Gefühl unverdauliches Ganze, dem man trotzdem nach eingehender Besichtigung klare Anordnung, wirksame Zeichnung und dekoratives Geschick nicht absprechen wird. Bei Mehoffers Werken hängen im Saale der Polen einige Porträte und Kinderszenen von Stanislaw Wyspianski und Wojciech Weiß, beide in Krakau, worin mit den denkbar einfachsten Mitteln auf die anspruchsloseste Art mittels weniger Striche der Vorwurf malerisch fast erschöpft ist.

Abbildung 1.
Aus einem Evangeliar des Herzogs von Arenberg: Evangelist Johannes. Brüssel. 10. Jahrhundert.

Entschiedenes Betonen der Zeichnung, des Umrisses finden wir in der Abteilung für ältere Kunst in den Miniaturen, angefangen von den auf altchristliche Vorlagen zurückgehenden, also in dem wichtigen Psalmenbuche des 10. Jahrhunderts aus Stuttgart und in Evangelistenbildern der Evangelienbücher des 10.—12. Jahrhunderts, in denen oftmals antike Vorlagen deutlich erkennbar blieben. Meisterwerke geistreicher Zeichnung sind die beiden Blätter in einer Düsseldorfer Handschrift des Rhabanus, welche den Bildern des bekannten angelsächsischen Psalters von Utrecht sehr gleichen. Das Schönste bietet in dieser Hinsicht eine Evangelienhandschrift des Herzogs von Arenberg. Professor Clemen, der tätige und kenntnisreiche Vorsitzende des Vorstandes der kunsthistorischen Abteilung der Ausstellung, sagt von ihren Bildern mit Recht, sie seien „im besten angel-

sächsischen Stile" ausgeführt. Sie bietet die Kreuzigung, die Evangelisten (Abb. 1[1]) und die Kanontafeln des Eusebius und erinnert an jene feinen, geistreichen Federzeichnungen in der englischen Abteilung der neuesten Kunstwerke. Abbildung 2 zeigt den Heiland, der, zwischen zwei Engeln stehend und dem Text des 90. Psalmes entsprechend, einen Löwen und einen Drachen zertritt. Selbst einseitig modern gebildete Augen werden kaum wagen, jene kleinen neuen Meisterwerke Englands den an tausend Jahre früher gezeichneten der Angelsachsen unbedingt vorzuziehen.

Abbildung 2.
Aus einem Evangeliar des Herzogs von Arenberg: Kanontafel. Brüssel. 10. Jahrhundert.

Nicht so geistreich, jedoch abgeklärter, ja, wenn man will, schöner sind die im Beginn des 13. Jahrhunderts im romanischen Stil ausgeführten Bilder des Goldenen Buches von Echternach zu Gotha (Abb. 3).

Stark betont sind alle Umrisse in manchen alten Malereien, ja für eigentliche Gemälde zu stark, in dem durch Freiherrn v. Heereman allgemein bekannt gewordenen sog. Antependium aus Soest, in zwei um 1425 und 1473 entstandenen Altartafeln aus Soest und in den ansprechenden Werken des in letzter Zeit berühmt gewordenen liebenswürdigen Meisters eines im Besitze des Fürsten von Wolfegg befindlichen Hausbuches. Dem Hausbuchmeister wird aber im Katalog das zart und edel aufgefaßte Bild eines Liebespaares vielleicht mit Unrecht zugeschrieben. Viel weicher sind die Umrißlinien schon in den beiden ältesten westfälischen Altartafeln aus Warendorf und Frödenberg. Letztere entstand um 1400 und erinnert sehr an die zarten Malereien des Schreines der

Abbildung 3
Aus dem goldenen Buch der Abtei Echternach: Die Stifter der Abtei Echternach. Gotha, Herzogl. Bibl. 13. Jahrhundert.

[1] Alle in diesem Artikel gegebenen Bilder sind noch unveröffentlicht und von P. Braun aufgenommen. Se Durchlaucht der Herzog von Arenberg und die übrigen Besitzer haben die Erlaubnis zu dieser Veröffentlichung gütigst erteilt.

Klarissen, welcher jetzt den Hochaltar des Domes zu Köln ziert; erstere steht durch die Gruppe der neben dem Kreuze klagenden Frauen und durch einige Soldaten dem feinen Bildchen der Kreuzigung aus dem Besitz des Herrn Amtsgerichtsrats Clemens zu Aachen nahe.

Später verschwindet die scharfumrissene Silhouette, weil die malerische Auffassung mehr und mehr herrschend wird. Aber wer in den oberen Sälen die lange Reihe holländischer Landschaften, Szenen und Bildnisse mustert, findet auch dort fast immer die Einzelheiten klar und bestimmt voneinander gesondert und in fester Gestaltung gegeben. Hals wagt sogar im Bilde eines Trinkers eine fast linearisch hingestrichene Malerei und erzielt durch kühne und frische, breite und klare Pinselführung einen großartigen Eindruck.

Verschwommen und unbestimmt erscheinen dagegen viele Bilder der neueren Abteilungen. Man sollte fast meinen, dieser und jener Maler kännte nur Dämmerung und Morgengrauen, nur neblige Tage und regnerische Atmosphäre; die Natur habe höchstens bei Kristallen feste Linien, das Chaos des Urschleims sei ein Ideal der Formschönheit. Selbst die Plastik wird durch die auf verschwommene Umrisse hinsteuernde Richtung in bedenklichster Weise in die Irre geführt.

Bartholmé in Paris ist freilich ein so berühmter Meister, daß der Kritiker nur sehr vorsichtig gegen ihn sich wenden darf. Ist es aber richtig und schön, wenn in einer Gruppe Adam und Eva ihre Hände so gegen ihre Gesichter pressen, daß vom Antlitz nichts sichtbar bleibt; wenn sie ihre Arme so ineinanderschieben, daß das Auge die Arme kaum entwirren kann, wenn sie sich so fest mit Brust und Hüfte gegeneinander stemmen, daß eine trennende Linie kaum zu finden ist? Freilich ist die bei vielen neueren Plastikern hochgehaltene Regel, „jedes Loch zu füllen", alles zur festen Einheit zu sammeln, befolgt, aber leidet dadurch nicht die Schönheit der Form allzusehr?

Das Äußerste in Unterdrückung der Linie bietet Adolf Nieder in Düsseldorf. Man muß lange suchen, bis man endlich die unerfreuliche Entdeckung macht, das von ihm angekündigte Thema sei dadurch dargestellt, daß auf der verschwommen in Gips ausgeführten Gestalt eines nackten Weibes etwas wie ein Kreuz liegt, darüber allerlei wie Gewürm und zuletzt etwas wie eine große, gewaltige Kröte. Und dies unklare, unbestimmte, chaotische Machwerk soll „der Menschheit Sündenlast" sinnbilden. Welche Zuschauer und Käufer dachte sich der Künstler bei Aus-

arbeitung eines solchen Ausstellungsgegenstandes? Er hat einer Pariser Mode gehuldigt und geglaubt, durch die von manchen Modernen hochgepriesene Formlosigkeit die griechischen Plastiker antiker Zeiten zu überholen. Die Richtung jener großen Bildhauer Griechenlands, die ein Michelangelo hochhielt, und an die sich die großen Schulen der Bildhauer des 13. und 14. Jahrhunderts angeschlossen hatten, dürfte doch eher zur Darstellung des Schönen führen als solcher Amorphismus, das letzte Schoßkind der Modernen. Trotz ihrer neuesten Theorien werden in der Plastik noch mehr als in der Malerei Linien, Gestalt und Form die wichtigsten Elemente sein. Ohne sie zerrinnt das Kunstwerk, wie jedes lebendige Wesen in sich zusammensinken würde ohne Knochengerüst.

Giotto, selbst Raffael, Cornelius und Deger, die ganze Schar neuerer Kirchenmaler haben mit Recht Gewicht gelegt auf die Betonung der Kontur. Wenn nicht alles trügt, wird eine große Schar neuester Künstler sich in dieser Hinsicht den mittelalterlichen wiederum nähern. Manche Entwürfe und Malereien Steinles werden darum vielleicht erst nach Jahrzehnten gebührend gewürdigt werden.

Die Betrachtung vieler Werke der neuesten Kunst mahnt aber nicht nur, an der Methode der bis dahin von der strengeren Richtung hochgehaltenen Art der Kirchenmalerei festzuhalten, sondern auch alles daran zu setzen, um sich von der geistlosen Schablone, von der manierierten Wiederholung ausgedroschener Schemen zu befreien. Echte Gebilde christlicher Kunst wollen erfüllt sein von Geist und Leben. Erfahrene Künstler, Kenner der Anatomie und Zeichenkunst, der Verteilung und Behandlung der Farben, gießen nicht mit Unrecht Spott und Hohn aus über manche von anspruchsvollen, ungeschulten Handwerksgesellen ausgeführte Kirchenmalerei.

Die theologische Summa des hl. Thomas von Aquin ist und bleibt eines der wertvollsten und monumentalsten Werke der Gottesgelehrsamkeit, eine unerschöpfliche Bildungsquelle. Giotto ist und bleibt ein großes Vorbild, ein Bahnbrecher. Aber weder die Form des einen noch die des andern paßt für unsere Zeit, entspricht unserem Bedarf. Die große Kunst und Wissenschaft des Mittelalters müssen und wollen wir hochachten und studieren, benutzen und verwerten. Ihre Mängel, Ecken und Fehler brauchen wir darum nicht so sklavisch, ohne Geist und Selbständigkeit zu kopieren! Es wäre ein trauriger Beweis des Mangels an Verständnis und Lebenskraft, wenn jemand sich begnügte, die oft nicht fehlerlose Schale mittelalterlicher Werke zu reproduzieren und sie ohne den innig frommen Kern jener

gläubigen Zeiten als höchste Leistung neuerer christkatholischer Kunst zu preisen. Kunstlose, oft unverstandene Nachahmungen gereichen der kirchlichen Kunst nicht zur Ehre. Die Geschichte wird nach Jahrhunderten an solchen mangelhaften Gebilden, an Arbeiten von geistlosen Gesellen vorübergehen. Wir können Besseres den Nachkommen hinterlassen und Zeitgenossen durch edlere Werke erfreuen und adeln, wenn wir nur wollen — und zahlen; denn auch die Kunst geht nach Brot und sagt: „Wes Brot ich eß, des Lied ich sing'."

II.

Schöne Linien und Formen waren dieser Welt gegeben, bevor sie vom Licht erhellt wurde. Licht und Farben kamen, die Gestalten zu verklären; durch Licht mußten sie unsern Augen sichtbar und ansprechend gemacht werden. An Lichtwirkungen sind wir heute reicher als alle vorhergehenden Jahrhunderte. Jene Tonlämpchen, womit Römer und Griechen in Herkulanum und Pompeji durch ihre Räume schritten, die alten Christen den Weg durch die engen Gänge der Katakomben fanden, was sind sie im Vergleich zu unsern Gasflammen und Glühlampen? Aber unser Auge, das sich glanzvoller, neuer Lichtquellen erfreut, dem in der Ausstellung an vielen Abenden das glanzvollste Feuerwerk geboten wird, ist schwächer geworden. Darum erträgt es die starken Farben früherer Zeit nicht mehr; darum sieht es die Linien nicht mehr so scharf in den Gebilden der Natur. Es will festgehalten und unterhalten werden durch sanfteres und reicheres Farbenspiel. Darin will es eine Entschädigung finden für den Wegfall schärferer Umrisse. Malerische und plastische Werke der Antike und des Mittelalters erinnern an Schauspiele des Sophokles, der mit wenigen Personen und trotz mangelhafter Bühnenausstattung großartige Erregung des Geistes erzielte. Dagegen ist unsere neuere Kunst ein Spiegelbild des modernen Theaters, das fast ungezählte Scharen von Schauspielern mit feenhaftem Aufwande der Ausstattung erheischt, statt einfachen Flötenspiels ein ganzes Orchester verlangt. Es erzeugt Stimmung und erregt die Sinne, es wirkt auf das Gefühl; den Verstand behandelt es als Stiefkind. Eben weil es auf die Sinne so bestrickend wirkt, weil es so wenig Nachdenken und Geistesarbeit verlangt, ist es so beliebt und besucht. Moderne Künstler suchen sich in ihm zu bilden.

Die Freilichtmaler führten dann weiter auf der Bahn begeisterter Hochschätzung der Farbe und des Lichtes. Sie haben uns gelehrt, die

ganze Natur, Himmel und Erde, Feld und Flur anders zu betrachten. Wer sich in eine größere Zahl besserer neuerer Werke vertiefte und dann zurückkehrt ins Freie, oder auch nur aus den Fenstern eines Eisenbahnwagens die Gegenden, besonders einfachere Landschaften, z. B. in der Eifel, betrachtet, der sieht die Welt und ihre Bewohner gleichsam mit neuen Augen an. Dafür verdient die neuere Kunst Dank; in dieser Hinsicht hat sie für die Zukunft neue Grundlagen gewonnen.

Es ist also nicht zu verwundern, daß die Ausstellung viele fein „gestimmte" Landschaften bringt, daß sie die Wirkungen der aufgehenden und scheidenden Sonne so wahr zeigt, daß immer wieder Bilder dartun, wie Licht und Farben in Feld und Wald, um Häuser und Dörfer spielen. Es ist hier nicht der Ort, alle ausgestellten Meisterwerke dieser Art zu würdigen. Erwähnt seien nur einige, um zu zeigen, welche Vorwürfe neuere Meister wählen, um anzudeuten, wie sie dieselben ausführen.

Eis und Schnee, Kälte und bewölkten Himmel bieten vor allem die Dänen, Schweden und Russen, letztere in solcher Menge und in so unfertigen Farbhaufen, daß sie nicht das Gefühl der Kälte, sondern der Unlust und des Abscheues erregen. Auch Erlers „Nordland" mag gut gemacht sein, ist aber doch etwas zu leer und nichtssagend; bietet es doch kaum mehr als einen breiten Spalt in ewigem Eis und Schnee. Da sagt doch Sybergs „Winter in Schweden", worin knorrige und verschneite Eichen ihre kahlen Zweige in die kalte Luft erheben, etwas mehr. Feddersens „Winter in Nordfriesland" ist aber in einer farblosen Reproduktion, wie sie der Katalog bietet, für manche ansprechender als im Original: Ein furchtbar blauer Himmel wölbt sich über rot angestrichenen Häusern mit dunkelgrünen Dächern. Um die bunten, ein Dorf bildenden Häuser erstreckt sich eine graue, mit roten Reflexlichtern belebte Eisfläche, durch die ein gelbgrüner Weg führt und über die violette Gewitterwolken hineilen. Trotz solcher herben, übertriebenen Farben ist doch der im Schnee ausgetretene und ausgefahrene, an einer eben aufgetauten Wasserlache vorbeiführende Weg der Natur sorgsam abgelauscht.

Gut schildert van Soest zerstreute, in einer hügelig ansteigenden Heide hingelagerte Schneemassen. Wie der Winter scheidet und der Schnee schwindet, zeigen Willes „Umgebung eines Dorfes der Eifel", Kiederichs „Jagdpause" im Walde und Bechlers „Gebirgsgegend".

Dagegen paßt Bertas poesieloses und aufdringliches Funerale bianco, worin eine Reihe weiß gekleideter Mädchen die Leiche einer Gespielin durch

den Schnee begleitet, zu den andern in brutaler und sensationeller Weise hingeworfenen großen Stücken in dem den Schweizern eingeräumten Anbaue des Kunstpalastes.

Den im März geführten Streit zwischen Winter und Frühling ersieht man aus Hüntens „Märzmorgen" und aus Wanslebens „Märzschauern", des „Frühlings Sieg" aus Monets Bild.

„Frühlingszauber" nennt Macco ein Gemälde, worin der Wind die Gipfel mehrerer hochaufwachsender Zypressen beugt. Sie stehen in einsamer Landschaft neben einem Grabesbau, vor dem Scharen roter Blumen ihre Kelche öffnen. Die im Katalog zu diesem Bilde gegebene Illustration hat freilich von diesem Zauber so wenig bewahrt, daß nur schwarze Flecken blieben. „Sonnenschein und Schatten" gibt uns Walton, den von der „Nachmittagssonne" auf ein Feld geworfenen Schatten einer Baumreihe Ackermann, einen „sonnigen Abend" in einfacher Landschaft Kayser.

Fein empfunden ist Marrs für sein Thema freilich viel zu großes, aber fleißig gemaltes Bild „Im stillen Winkel". In einem Nachen sitzt in Lebensgröße eine in ihr Buch vertiefte junge Dame. Die scheidende Sonne vergoldet ihre rechte Wange und Schulter, ihr Ruder und den Nachen. Der weite Hintergrund wird von einer durch die Strahlen leicht erhellten, hohen Wasserfläche gefüllt und oben vom Waldessaume abgeschlossen, während zur Seite leichter Wind der scheidenden Sonne entgegeneilt und das Schilf etwas beugt. Klein und unbedeutend ist diesem Bilde gegenüber das Meer in Schlichtings Gemälde „Ein trüber Tag": Eine Dame steht am Ufer, ist aber so groß, daß ihr Hut oben an den Rahmen stößt, ja in ihn hineingeht. Sie betrachtet das Meer, dessen Farbe durch ihr Kleid übertönt wird. Doch muß man anerkennen, daß die Ausführung fein und die Luft duftig abgestimmt ist. Eine von Schram ans Ufer des Meeres gestellte Dame weiß nichts Besseres zu tun, als ihren Überzieher anzulegen, das aber kostet ihr viele Mühe und will nicht gelingen.

„Abenddämmerung" erfüllt bei Lasch den Saum eines Waldes, in den ein Weg über eine leichte, aus Holz gebaute Brücke führt. Tiefe Schatten des Abends legt Hambücher über einen „Fischerhafen", Binnen über die einsame „Weide einer Kuh", Achen über die Ufer des „Haldsees in Dänemark".

Viel bewundert wird mit Recht Baertsoens „Flämisches Dorf": Arme, weiß angestrichene Häuschen mit roten, von hellen Strahlen der Abendsonne hie und da heller erleuchteten, ja erglänzenden Dachpfannen bilden

einen Platz, auf dem eine Mutter steht mit spielenden Kindern, während eine alte Frau, müde und gebückt, von der Arbeit heimkehrt. Alles ist überaus anspruchslos und wahr. Man vergißt den Künstler und glaubt von der Wirklichkeit erfaßt zu sein.

In herbstliche Stimmung versetzen Darnaut, Feddersen, Hardt, Jernberg, Lessing, Wansleben u. a.

Wie das Land, so wird das Meer verschiedenartig gezeigt, hier mit ruhigen Wogen, dort in aufgeregtem Wellenschlag oder sogar im Sturme, in dieser oder jener Beleuchtung und mit wechselnden Ufern, belebt mit Fischerbooten und Tauholern, mit allerlei Strandbevölkerung, ärmerer und reicherer. In außerordentlich feinen Bildchen der Italiener verleiht das klare Sonnenlicht der weiten Wasserfläche immer neue Anziehung. In einigen fließt das Wasser der See mit den eilenden Wolken in der feinsten Art zusammen. Überaus zart ist Sartorellis „Lido bei Venedig", sehr schön Segantinis „Ave Maria". Eben ging die Sonne unter. Ihre Strahlen beherrschen noch von einem Punkte aus Himmel und Wasser, vor ihm gleitet ein mit Schafen gefülltes Schiff über die ruhige See dem fernen Ufer zu.

Grob, fast barbarisch treten solchen Meisterwerken andere Bilder gegenüber, auf denen Haufen blauer, gelber und grauer Farben verschmiert sind, um einige Baumstämme und ein Stückchen Ufer anzudeuten, wie z. B. in Kreyssigs „Weiher", oder auf deren Leinwand unruhige Farbflecken in schillerndem Durcheinander herumgestreut sind, um zu zeigen, wie glitzernde Lichter in welligem Wasser tanzen, z. B. bei Dirks „Alte Hafenstadt" sowie bei Hermanns „Im Hafen" und „Am Fischmarkt zu Dordrecht". Um wie viel schöner ist des letzteren „Hochaltar im Dome zu Xanten".

Andere Meister, besonders Thoma, haben sich in Blau verliebt und füllen ihre Rahmen mit Ultramarin, ohne ernstlich zu fragen, was maßvolle Wiedergabe der Natur, Gegenstand oder Stil verlangen oder erlauben. Wenn der alte Reichensperger die französische, „bei der Badeanstalt" sich abspielende, von Ranoir nur durch bunte Farbenflecke skizzierte Szene gesehen hätte, würde er ausgerufen haben: „Schrecklich!" Kaum minder schrecklich ist Hornels „kleine Lady", etwas weniger buntscheckig Dirks' „Schleuse". Was für Augen haben Leute, welche die Natur so sehen, welche solche Bilder schön finden? Sie erinnern an Freunde der Musik, welche das Wirbeln der Trommeln und den grellen Schall der großen Trompeten weit über die auf feinen Klavieren oder Violinen gespielten

Symphonien stellen, also volle Regimentsmusik als Ideal harmonischer Melodien behandeln. Der Geschmack der Menschen ist eben verschieden, weil nicht alle gleiche Ohren oder Augen, einige für feinere Bildung weniger Geschmack haben.

Freude am Wechsel der Farben, am Spiel des Lichtes tritt in allen neueren Ausstellungen allzu oft in ungesunder Übertreibung als Modekrankheit hervor und überschreitet die vernünftigen Schranken. Ungewöhnliche, unschöne Farbenverteilung, harte Reflexe werden immer häufiger in unfertigen, skizzenartigen, unsaubern Bildern vorgeführt. Was ist unter den materiellen Dingen feiner als das Licht, was aber gröber als manche Bilder, deren Meister ihre eigenartigen, oft mit schwachen oder abnormen Augen gesammelten Erfahrungen bei Beobachtung der Farbenwirkungen festlegen und dem Beschauer zeigen wollen? Sie mögen für ihre Person durch ihre Farbenflecken erinnert werden an lebensvolle Lichterscheinungen, andere aber fühlen sich abgestoßen durch jene, scheinbar ohne Ordnung, ohne Grund oder Regel roh nebeneinander gesetzten grünen, roten und gelben Farbmassen. Von vielen Besuchern werden letztere bezeichnet als „schmutzige Kleckse", nicht als „farbenreiche Lichtbilder". Es ist überaus merkwürdig, wie verschiedenartig Gemälde dieser Art auf die Zuschauer wirken. Ein in bläulichen Tönen von Curt Herrmann gemaltes „Stillleben", das einen Tisch zeigt, worauf eine Schale neben einem Glas mit Blumen steht, habe ich in der Ausstellung längere Zeit mit einem Herrn betrachtet. Wir konnten nicht einig werden im Urteil. Ich nahm meine schärfere Brille ab, die mir in dem pointillierten, durch vielerlei Farbflecken hergestellten Hintergrunde immer nur roh nebeneinandergesetzte, verschiedenfarbige dicke Punkte zeigte, setzte eine schwächere Brille auf — und das Bild gewann eine neue Gestalt. Es wurde duftig, zeigte feine, nebelartige Farbenübergänge und verdiente Lob. Dieser Versuch bewies von neuem, daß Verschiedenheit der Beurteilung einzelner Bilder weit mehr, als viele ahnen, von der Beschaffenheit der Sehkraft abhängt.

Wären die Herren Künstler geneigt, sich herabzulassen, an ihre weitere Umgebung zu denken, sich nicht nur nach ihren Freunden und Bewunderern zu richten, wollten sie gnädigst ein bißchen weniger für sich und etwas mehr für das Publikum arbeiten, so würden manche Bilder nicht entstehen, jedenfalls nicht ausgestellt werden.

Die Forderung, Licht und Farbe sollten immer und überall der Linie, der Form und Gestalt dienen, ist so tief begründet im Wesen

der darzustellenden Dinge, daß sie nie ohne Nachteil außer acht gelassen wird. Diese oder jene grob und rasch heruntergemalten und hingestrichenen Farbenexperimente, einige durch Zufall erreichten eigentümlichen Farbenwirkungen mögen Kennern Bewunderung abnötigen wegen der geschickten Mache. Bravourstücke mögen sie sein, bleiben aber trotzdem Versuche, Anfänge; sie stehen tief unter dem Niveau von Leistungen vollendeter Kunstwerke, die auch noch nach Jahrhunderten geachtet sein werden, die man Jahrzehnte lang gerne im Zimmer vor sich sieht als traute Freunde.

Abbildung 4.
Aus einem Evangeliar des Stiftes St Gereon in Köln: Evangelist Lukas.
Köln, Archiv. 11. Jahrhundert.

„Stimmung" haben auch alte Meister durch ihre Farbengebung gesucht und erreicht, ohne die Zeichnung zu vernachlässigen und zu verderben. In dieser Hinsicht ist das Studium der in den Glasschränken der Ausstellung gesammelten, bis an tausend Jahre alten Handschriften sehr lehrreich. Mehrere Evangelistenbilder einer im 10. und 11. Jahrhundert blühenden kölnischen Schule zeigen neben guter Zeichnung hohe koloristische Vorzüge, wodurch sie den besten modernen Leistungen sich nähern. Sie sind unter Benutzung karolingischer Vorlagen frei weiterentwickelt, trefflich gezeichnet, breit und malerisch angelegt, in graugrünen, sehr einheitlich gestimmten Farben gehalten, durch etwas Gold bereichert, im Hintergrund aber durch leicht angedeutete Pflanzen oder wolkige Gebilde belebt. (Nr 517 528 [vgl. Abb. 4] 529 u. 635.)

Eine weit weniger entwickelte Empfindung für feinere Farbenstimmung herrscht in der wohl von Italien aus über die Reichenau nach Echternach und in andere einstweilen noch unbekannte Klosterschulen verbreitete Malart des 10. und 11. Jahrhunderts (Nr 516 518 519 520 521 526). Die Miniaturen dieser Richtung zeichnen sich aus durch überaus reinliche Ausführung mittels milchartig fließender Farben, fleißige

und treue Arbeit, Kühnheit bei Verwendung starker Farbtöne, die dann aber doch so geschickt einander gegenübergestellt werden, daß nie buntscheckige Flächen, sondern immer farbenreiche Harmonien das Auge erfreuen durch vornehme Pracht. Daß im sonnigen Italien eine solche Schule entstand, daß sie in der Reichenau heranwuchs, wo lichter Sonnenschein rings um die Insel im Bodensee sich spiegelte, daß sie am reichen, mit Goldarbeiten und Seidenstoffen des byzantinischen Reiches versehenen Hofe der Ottonen und ihrer nächsten Nachfolger begeisterte Förderung fand, ist leicht verständlich. Daß ihr, wie es scheint, in Trier, sicher aber in Echternach ein neues Heim bereitet wurde, ist um so auffallender, weil doch Echternach und Trier damals weit mehr als heute von Wäldern umgeben waren und eine weniger durchsichtige Atmosphäre hatten. Die Erfindungsgabe ist freilich in der Schule auf der Reichenau wie im Trierischen nicht groß und die subjektive Eigenart der verschiedenen Künstler tritt sehr wenig hervor. Sie sind aber streng geschulte und geleitete Glieder eines lebenskräftigen Zweiges des großen Benediktinerordens.

Neue Versuche bringen die Miniaturen des 14. und 15. Jahrhunderts. Rot, Blau und Gold treten energischer, in größeren Flächen und ungemischter einander gegenüber. Die scharfe Gliederung der gotischen Architektur tut sich in der Zeichnung und Farbenverteilung kund. Die Buchmaler dieser Zeit gliedern sich für Stil, Zeichnung und Inhalt in die Ausstattung einer mit Fenstermalerei und polychromierten Altären reich versehenen Kirche ein. Ihre Gebilde können sogar mit Rücksicht auf ihre architektonischen Umrahmungen fast als Teile eines solchen reich ausgemalten Gotteshauses bezeichnet werden.

Zarter wird die Abstufung der Farben in den Miniaturen des 15. Jahrhunderts, besonders in dessen zweiter Hälfte. Die kölnischen, mit einer Lupe vollendeten Malereien in dem wunderbar feinen kleinen Gebetbuch des Fürsten Salm (Nr 566), das wir in einem andern Artikel eingehender behandeln werden, und das einem ebenso kleinen Büchlein der Darmstadter Bibliothek nahe verwandt ist, sowie die in dem Missale der Klever Hofkapelle (Nr 569) stammen aus derselben Schule wie die großartigen Schöpfungen des Meisters des Kölner Dombildes.

Flämische Künstler, besonders die Werkstätten von Brügge überholten gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Meister von Köln und nahmen sie ins Schlepptau. Es fehlte in Köln nicht an Versuchen, sich von dem machtvollen Einfluß der Niederländer zu befreien. So finden wir

dort eine Sezession, welche nach allen Seiten hin auszuweichen versucht. Ins Genrehafte gerät sie besonders durch den Meister der Bilder des Todes Mariä zu Köln und München. Ja sie wagt in der Richtung des sog. Meisters von Severin in Farbe und Gesichtstypen, sogar gleich Vertretern der heutigen Sezession, das Häßliche und Unharmonische als Ideal zu verfolgen. Erst durch Bruyn wird alles wiederum in ein ruhiges, etwas akademisches Fahrwasser gelenkt. Die Schule von Köln verschwindet dann aber, wie Kölns stolzer Rhein in den Niederlanden im Sande zerrinnt. Alle diese Tatsachen sind zwar bekannt, werden aber durch die Ausstellung in neuer Beleuchtung gezeigt und tiefer begründet.

Rembrandts Ruhm glänzt heute so sehr und herrscht in der Ausstellung so stark inmitten der Reihe niederländischer Gemälde, daß es überflüssig ist, auf diesen Meister der Farbe näher einzugehen. Aber die Wahrnehmung drängt sich auf, daß auch für die Farben alle alten Gemälde, gleich den Miniaturen, sich nicht nur der Zeichnung sondern auch dem Stile nach ihrer Zeit und der Art ihrer Umgebung enge anschließen. Wie Bilder des 14. und 15. Jahrhunderts nur in gotischen, mit sehr farbigen Fenstern versehenen Gotteshäusern zur vollen Wirkung kommen, wie Bilder der Zeit um 1500 Kirchen verlangen, deren Fenster weniger starke Töne haben, also das einfallende Licht nicht zu viel färben, so passen holländische Gemälde doch nur in behaglich eingerichtete, nicht zu stark erleuchtete Räume. Die mit Oberlicht versehenen, mit grellen Sonnenstrahlen gefüllten Abteilungen der Ausstellung geben allen Werken der verschiedenen Schulen und Zeiten dasselbe Licht, bringen sie dadurch unter einen Hut, der ihnen nicht paßt, in eine Uniformierung, die ihnen schadet.

Die schönen, vor einigen Jahren durch Kühlen herausgegebenen Malereien des Kalkarer Hochaltars, fast die besten Leistungen mittelalterlicher Kunst in der Ausstellung, verlieren viel durch ihre Stellung in freiem Oberlicht und durch ihre Trennung von den in Holzfarben belassenen Schnitzereien des Mittelstückes. Nur die dämmerige Helle des Kalkarer Chors und der dunkle Ton jener trefflichen Bildhauerarbeiten läßt erkennen, warum Jan Joest für seine Malereien solche Farben wählte und braunrote Töne bevorzugte. Die von ihm in die neutestamentlichen Szenen hineingebrachten Porträte Kalkarer Bürger und die dort gemalten Ansichten Kalkarer Bauten und Bäume passen zu den Sälen der Kunstausstellung und zu vielen ihrer Besucher so wenig, als exotische Pflanzen und merkwürdig gebildete Kakteen in den Treibhäusern der Gartenausstellung heimisch sind.

Noch unharmonischer wirkt die hoch auf einer weißen romanischen Bogenstellung schwebende Altartafel aus Dortmund. Ihre Flügel zeigen die heilige Sippe und die Anbetung der Könige, die Mitte schildert die Kreuzigung. Sie wurde von den Gebrüdern Dünwegge 1521 für das Chor der Dominikaner gemalt. Um die Besteller zu ehren und weil die Chorstühle durch die weiß und schwarz gekleideten Mönche gefüllt waren, gaben die Künstler vielen Personen, welche sie in ihrem Gemälde darzustellen hatten, selbst der Gottesmutter, Gewänder von der Farbe des Dominikanerhabits. Nur zum Chore jener Dortmunder Kirche paßt die Farbengebung, stimmt der im Bilde herrschende Ton.

Dagegen sind alle in der neueren Abteilung hängenden Gemälde in lichten Ateliers oder gar im Freien gemalt. Sie vertragen sich darum weit besser mit der dort herrschenden Beleuchtung. Aber auch bei ihnen bleibt stets festzuhalten, daß die einen im nebligen England, die andern im sonnigen Italien, diese im kalten Norden, jene im gemäßigten Deutschland, in Wien, München oder Berlin geschaffen sind.

Die Gesetze der Harmonie in Linienführung und Farbengebung bleiben immer und überall dieselben, die Art der Anwendung wechselt im Laufe der Jahrhunderte und je nach der Art der Länder und ihrer Bewohner. Das Neue, welches unsere Zeit gefunden hat, ist eine erweiterte Erkenntnis ihrer Grundlagen und ihrer Ausdehnung. Aber trotz aller neuen Einsicht bleiben wir ihnen untertan, und wo die Kunst sie nicht achtet, gerät sie auf Irrwege.

Stephan Beissel S. J.

Savigny und die Dinge in Bayern.

Aus dem gehaltvollen Briefwechsel des gefeierten Berliner Rechtslehrers mit dem Geh. Ober-Medizinalrat v. Ringseis in München ist bei einer früheren Veröffentlichung in diesen Blättern[1] dasjenige herausgehoben worden, was zunächst und unmittelbar auf die religiöse Frage Bezug nahm. Wohl die Hälfte der langen Briefreihe konnte hierfür nicht in

[1] Vgl. Friedrich Karl von Savigny als Ireniker LXVI 33 f 165 f 307 f.

Betracht kommen, und doch enthalten auch die Briefe nach dem Jahre 1821 noch manches, was teils für die Person teils für die Lebensanschauungen des großen Klassikers der Rechtsgelehrsamkeit von Wert ist und auf die ihn umgebenden Verhältnisse der Zeit manch klärenden Lichtstrahl fallen läßt. Es will bedünken, als könnte all dieses Wichtigere an Gehalt zusammengefaßt werden unter dem Gesichtspunkte von Savignys Stellungnahme zu den sich noch in stetem Fluß befindenden Verhältnissen in Bayern. Vieles in diesen vertraulichen Auslassungen erscheint freilich als Reflex dessen, was Ringseis aus München nach Berlin geschrieben hatte. Allein nicht nur pflegte Savigny in allem sich große Selbständigkeit des Urteils zu wahren, er blieb auch für die Kenntnis der Dinge keineswegs ausschließlich auf die Briefe des Freundes angewiesen. Er stand in gelegentlichem brieflichen Austausch mit mehreren angesehenen Juristen jenes Landes, um anderer dort weilender Freunde wie Sailer, Görres, Klemens Brentano zu geschweigen, und seine amtliche Stellung in Berlin war eine derartige, daß sie ihn wohl in den Stand setzte, über die öffentlichen Angelegenheiten in den Bundesstaaten ein Genaueres mit voller Sicherheit zu erfahren.

Savigny hatte 1808—1810 als Rechtslehrer an der Universität Landshut in sehr ehrenvoller Stellung gewirkt und war mit dem Titel eines Königl. bayrischen Hofrates ausgezeichnet worden. Zahlreiche begeisterte Schüler hatten sich dort um ihn geschart, und in einem Kreise trefflicher Freunde war er heimisch geworden. Die Landshuter Zeit blieb dem großen Gelehrten stets ein Lichtpunkt in der Erinnerung, und er bewahrte dem ganzen Staate Bayern ein treues, liebevolles Andenken. Außerordentlich groß war die Zahl persönlicher Bekannten, die er dort zurückgelassen hatte, namentlich in den Kreisen der Hochschulprofessoren und des höheren Beamtentums. Als an besonders werte Freunde schickt er 1834 Grüße für die Fachgenossen Puchta und Schmidtlein, und als an Geistesverwandte in anderer Beziehung für Schelling und Schubert. Persönlich nahestehend erscheinen nach Ringseis selbst Max Prokop Freiherr v. Freyberg und Karl Freiherr v. Gumppenberg; sie gingen allen andern voran.

Diese Anhänglichkeit an das Land und das warme Interesse für dortige Freunde und Bekannte kam schon in den früher veröffentlichten Briefen Savignys an Ringseis immer wieder ungesucht zum Durchbruch. Hinter dem Ernst und der Größe der dort besprochenen Fragen mußte aber ein solches mehr persönliches Moment naturgemäß stark zurücktreten.

Nach 1822 werden jedoch solche Fragen nur ausnahmsweise noch und nur ganz sachte gestreift. Den beiden vielgeschäftigen Männern bleibt nicht mehr die Muße dazu; auch haben ihre Anschauungen nach entgegengesetzten Richtungen hin sich ausgewachsen und befestigt. Im Religiösen findet man nicht mehr den gemeinsamen Boden, und prinzipielle Erörterungen, wenn sie noch zuweilen sich hervorwagen, verpflanzen sich jetzt wie von selbst mehr auf das politische Gebiet. Im ganzen tritt das rein persönliche, freundschaftliche Interesse seit 1822 in den Vordergrund des gegenseitigen Austausches. Eben deshalb ist auch bei der Mitteilung ein größerer Teil als früher, weil der Alltäglichkeit angehörend, ausgeschieden worden. Nur der Rahmen des Briefes und das, was wirklich Wert hat, sollte beibehalten werden.

Wiesbaden, 28. Juli 1825.

Mein lieber teurer Freund! Ihre zwei hierher gerichteten Briefe haben mir durch die mannigfaltigen Zeichen liebevoller Teilnahme, die sie enthalten, gar große Freude gemacht. Insbesondere danke ich Ihnen herzlich dafür, daß Sie mir so bald wieder eine Beruhigung über unseres edlen Sailers Zustand[1] gegeben haben. Auch Ihre sinnvollen Anweisungen zur Reise nach Italien sollen dankbar benutzt werden, wenn anders mir der Himmel diesen alten Wunsch meines Herzens gewährt. Kommt es dahin, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß ich über Tirol und München zurückgehe, wo ich mich kindisch darauf freue, Sie und andere alten Freunde wieder zu sehen. Ob es geht, weiß ich noch nicht, da der Verlauf und Ausgang der Badekur (die sich bis jetzt zwar ganz gut anläßt) nicht in unserer Hand steht.

Wenn es gelingt, so viele Zeit zur Reise zu gewinnen, so komme ich wahrscheinlich um die Mitte des Oktobers durch München. Dann wollen wir auch über Ihre Universität[2] sprechen, deren Schicksal mir gar sehr am Herzen liegt,

---

[1] Sailer war in den letzten Monaten 1824 und im Frühjahr 1825 der Gegenstand heftiger Zeitungsangriffe gewesen; 1825 wurde er vom Papste zum Dompropst von Regensburg ernannt. Von einer ernsteren Krankheit um diese Zeit ist nichts berichtet.

[2] Die Universität war noch immer in Landshut, wohin sie von Ingolstadt aus verlegt worden war. Erst im folgenden Jahre 1826 wurde sie nach München verpflanzt, was Savigny früher 1815 so bestimmt widerraten hatte (vgl. diese Zeitschrift LXVI 37). Manche interessante Urteile über diese Universität, ihre Einrichtungen und Persönlichkeiten sind in den Briefen niedergelegt, welche Savigny noch von Landshut aus 1808—1810 an seine Marburger Freunde gerichtet hat. (Mitgeteilt bei Enneccerus, Friedrich Karl v. Savigny 57—62.) Bedeutungsvoll schreibt er an den reformierten Pastor Bang am 25. September 1809: „Das Beste, ja das einzig Gute, was von Anstalt und Einrichtung hier ist, liegt in den Resten der alten geistlichen Verfassung. Davon, ich meine von den eigentümlichen Verhält-

und auf die ich leider nun schon längst nur mit Betrübnis hinsehe. Es ist ein schmerzlicher Anblick, daß bei den edelsten geistigen Kräften und bei gutem Willen der Regierung Ihre Universitäten immer mehr in gründlichen Verfall geraten. Das Rohr mit dem Bild von Christian [1] ist Frau von Arnim [2] richtig eingehändigt worden.

Leben Sie wohl, mein teuerster Freund, und bleiben Sie uns gut. Ihr Andenken lebt unverändert bei alt und jung in meinem Hause fort, wie das Andenken eines nahen Verwandten. Von Herzen Ihr Savigny.

Berlin, 14. Juli 1826.

Mein teurer Freund! Ihren Brief habe ich deswegen nicht früher beantwortet, weil ich abwarten wollte, zu welchen Maßregeln mich der sehr schlechte Zustand meiner Gesundheit nötigen würde. Was nun in dieser Hinsicht beschlossen ist und in den nächsten Tagen ausgeführt wird, erfahren Sie durch den einliegenden Brief.

Mit welcher Liebe und Dankbarkeit ich Ihrem herrlichen Vaterland zugetan bin, wissen Sie. Sie wissen auch, daß ich mit feurigem Herzen an den neuen Hoffnungen teilnehme, welche diesem Ihrem Vaterland durch Ihren edlen König erblühen [3]. Sie können daher nicht im Zweifel darüber sein, daß ich mich durch

---

nissen der katholischen Geistlichkeit, ihrer Erziehung und Bildung haben wir andern gar keinen Begriff, und es ist etwas in seiner Art ebenso Vortreffliches und Herrliches als das ganz verschiedene Wesen unserer Universitäten. Aber freilich sind es nur noch Reste; mit plumpen Händen haben die Regierenden das herrliche Werk gebrochen, unfähig an seiner Stelle etwas Treffliches von dieser oder anderer Art zu bilden. Ich habe darüber einmal mehr an den Magister [Professor Creuzer in Marburg] geschrieben; laßt Euch den Brief gelegentlich geben; es wird Euch darin deutlicher werden. Ich muß sagen, was mir neulich der alte Jacobi sagte: wenn mich etwas katholisch machen könnte, so wären es diese geistlichen Professoren (Sailer vor allen) und ihr Verhältnis zueinander und zu ihren Jüngern."

[1] Christian Brentano, damals in Rom, wo Ringseis noch im Sommer 1824 viel mit ihm zusammen war (vgl. Erinnerungen II 160).

[2] Es ist hier eine der äußerst seltenen Spuren von näheren Beziehungen zwischen Bettina und ihrem Bruder Christian Brentano. Auch Bettinas Gatte war auf Christian nicht gut zu sprechen (Steig, Achim v. Arnim I 291). Demungeachtet blieb auch später noch ein verwandtschaftlicher Verkehr, z. B. kam in den vierziger Jahren Bettinas Tochter Gisel v. Arnim nach Aschaffenburg zu Besuch.

[3] König Max I. von Bayern war in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober 1825 einem Schlagfluß erlegen, und Ludwig I. hatte die Regierung angetreten. Eine der ersten größeren Angelegenheiten, welche den neuen König beschäftigten, war die Verlegung der Universität von Landshut nach München, ihre Wiedererhebung durch neue ansehnliche Berufungen und die Erhaltung eines vorherrschend christlichen Geistes. Ringseis' Wort war bei der Angelegenheit von großem Einfluß, und der König bediente sich mehrfach seiner Vermittlung. So auch in Bezug auf Savigny (vgl. Ringseis, Erinnerungen II 229).

Ihren Antrag[1] sehr geehrt und erfreut fühlen mußte. Auf der andern Seite bin ich hier im Besitz eines mannigfaltig ausgebreiteten Wirkungskreises. Liebe und Zutrauen sind mir von vielen Seiten entgegengekommen und haben mich dem Lande und dem Orte eng verknüpft. Meine ökonomische Lage endlich ist hier eine solche, daß wohl jede Veränderung mit bedeutenden Aufopferungen verbunden sein würde. Was mich unter diesen Umständen dennoch zu einem solchen Entschluß bestimmen könnte, wäre etwa die Aussicht auf einen Wirkungskreis, welcher meinen Kräften und Neigungen vollständiger als mein gegenwärtiger angemessen wäre. Es ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, daß ein vorherrschender Gedanke meines wissenschaftlichen und Geschäftslebens dahin geht, das Recht sei nicht sowohl durch Gesetze in einen trefflichen Zustand zu bringen, als vielmehr durch innige Wechselwirkung zwischen der Wissenschaft und der Ausübung und durch eine hierauf zu richtende planmäßige Ausbildung des Juristenstandes. In Ihrem Vaterlande, wo bis jetzt ein Gesetzbuch noch nicht erschienen ist, und wo die Hauptlehranstalt neu belebt werden soll, wäre für diesen Zweck viel zu tun, und wenn ich mir irgend einen inneren Beruf zutrauen darf, so ist es gerade für die Förderung dieses Zweckes. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie veranlassen wollten, daß einer unserer Freunde (etwa Gumppenberg) mich unterrichtete, in welcher Lage gegenwärtig die (vorlängst angeordnete) Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches in Bayern ist, und was man von dem ferneren Gang dieses Geschäfts erwartet. Die Sache interessiert mich ungemein, auch abgesehen von meinem persönlichen Verhältnis zu derselben. Vielleicht ist es nicht unbescheiden, wenn ich auf einen Mann aufmerksam mache, der Ihrer neuen Universität überhaupt und besonders in der oben erwähnten Rücksicht großen Gewinn bringen würde. Es ist der Hofrat Eichhorn in Göttingen. Als Lehrer und Schriftsteller hat er einen so glänzenden Namen, daß er meines Zeugnisses wahrlich nicht bedarf, aber ich weiß keinen in meiner Wissenschaft, mit welchem ich lieber gemeinschaftlich arbeiten möchte, und keinen, dem ich mehr Kräfte zur Förderung des oben angedeuteten Zweckes zutrauen könnte.

Allerdings habe ich hier einige Unentschiedenheit an den Tag gelegt und zugleich den Wunsch geäußert, daß eine genauere faktische Kenntnis mir zu Hilfe kommen möchte. Jedoch ist diese Ungewißheit für die nächste Zeit keineswegs vorhanden. Denn meine Gesundheit macht es mir ganz unmöglich, vor dem nächsten Sommer wieder in Geschäfte einzutreten, und da es sogar noch ungewiß ist, ob ich zur Fortsetzung meiner gewohnten Berufstätigkeit wieder fähig sein werde, so würde es der größte Leichtsinn sein, neue und weit aussehende Verpflichtungen in diesem Zustande übernehmen zu wollen. Wird also, was sehr möglich ist, eine schleunige, bestimmte Antwort von mir verlangt, so versteht es sich von selbst, daß diese nur ablehnend sein kann. Aber auch in diesem Fall soll mich nichts abhalten, an dem Schicksal der neuen Anstalt den lebhaftesten Anteil zu nehmen.

[1] Im Auftrag des Königs hatte ihm Ringseis einen Ruf an die Münchener Universität angetragen.

Ich bitte Sie, Ihre liebe treffliche Frau und unsere gemeinschaftlichen Freunde, besonders Herrn v. Schenk [1], auf das herzlichste von mir zu grüßen. Wollen Sie mich mit einem Briefe erfreuen, so erreicht mich derselbe bis zur Mitte des August in Karlsbad, von Anfang Oktober unter der Adresse des Legationsrats Bunsen in Rom. Von ganzem Herzen Ihr treuer Freund.

Lieber Freund! Ich füge zu Savignys Brief folgende Bitte hinzu [2]: sprechen Sie so wenig wie möglich von dieser Sache. Man ist hier sogleich von allem unterrichtet, und dieses ist unangenehm in der Lage, in welcher wir sind. So viele Freunde, die dem Savigny wohlwollen, sind allarmiert, und schon geht das Gerücht, Savigny verlasse auf immer Berlin. Und wahrlich, ich habe es empfunden, daß Savigny Freunde hier hat und eine allgemeine Achtung genießt, die ich nicht unnütz verletzen möchte. Er ist jetzt recht leidend; ich folge ihm nach Karlsbad und werde ihn weiter begleiten, wenn er es bedarf, sonst kehre ich zu meinen Kindern zurück, die in Frankfurt sind, und zähle mit ihnen die Tage, bis wir uns wieder alle in Berlin vereinigen werden. Er ist mir Heimat, wo er auch ist; und sollte ich mich seiner Gesundheit wegen in ganz andere Gegenden zurückziehen müssen, es würde mich nicht unglücklich machen [3], obwohl ich in Berlin viel Gutes empfangen habe und noch empfange.

Leid hat es mir getan, daß ich nicht mit ihm in München war voriges Jahr [4], wo ihm unter Euch recht wohl geworden ist. Wie gerne hätte ich auch Ihre liebe Frau kennen gelernt, von der mir Vater und Tochter so viel Herzliches und Gutes erzählten! Ich bitte Sie, ihr zu sagen, wie ich ihr immer schon gut war um unseres alten Freundes willen, nun aber um ihrer selbst willen, da ich höre, wie sie ihn glücklich macht und seine Liebe verdient.

Grüßen Sie auch alle übrigen Freunde recht herzlich von mir

G. v. Savigny.

Castellammare bei Neapel, 28. Juli 1827.

Liebe Friederike! Ihren letzten lieben Brief hatte ich dem Vater nach Neapel nachgeschickt [5]; er bekam ihn gerade, als er sehr leidend war, antwortete nicht darauf,

---

[1] Eduard v. Schenk (vgl. diese Zeitschr. LXVI 169 A. 2), damals noch nicht Minister, aber Vorsitzender der Kommission für die Neugestaltung der Universität.

[2] Die Zeilen von Frau Gunda v. S. sind dem Briefe vom 14. Juli 1826 beigelegt.

[3] Bezeichnend für das herzliche Familienleben nach fast 24 Jahren der Ehe.

[4] Savigny, der in Wiesbaden die Kur brauchte, wollte auf der Rückreise Mitte Oktober 1825 durch München kommen (vgl. oben S. 3).

[5] Der Brief ist von Savignys damals 23jähriger Tochter Bettina an Frau Obermedizinalrat Ringseis, geb. Friederike v. Hartmann. Sowohl Savigny wie Ringseis bedienten sich zuweilen der Hilfe ihrer Damen, um den brieflichen Verkehr aufrecht zu erhalten. Der sehr ausführliche Brief erzählt von Erlebnissen und interessanten Bekanntschaften in Italien, namentlich aber von den vielfältigen Körperleiden, von welchen die sämtlichen Mitglieder der Familie heimgesucht waren. Herr v. Savigny, der schon seit Herbst 1826 mit der gesamten Familie in Italien

und als ich ihn bei meiner Ankunft fragte, sagte er, daß ich wiederholen solle, was ich schon einmal schrieb, daß er, so lange seine Gesundheit nicht befestigt, unmöglich etwas über sein künftiges Leben entscheiden könne. Jemand, der sich zu schwach und angegriffen fühle, seinen ihm bekannten und gewohnten Geschäften vorzustehen, müßte sich ja ein Gewissen daraus machen, in einem solchen Zustand neue Verbindlichkeiten einzugehen. Daß ihm das dadurch ausgesprochene Vertrauen Ihres trefflichen Königs, vor dem er die größte Verehrung und Achtung hat, ungemein Freude machte, brauche ich wohl nicht zu sagen; ebensowenig, daß ihm die Liebe so mancher Freunde und namentlich die vom lieben Ringseis, die ihm bei dieser Gelegenheit ausgesprochen wurde, gar sehr erquickend und wohltuend gewesen. Ihr Vaterland steht ihm auch nicht wie ein fremdes Land, sondern wie eine zweite Heimat vor der Seele, und alles, was er von dort hört, hat das lebhafteste Interesse für ihn.

Das kurze Erscheinen Ihres Königs in Rom [1] hat allgemeine Freude erregt, dadurch aber, daß es so kurz war, auch vielen leid getan, die ihn gerne länger unter sich gehabt. Wir kamen, als er eben die Ausstellung verließ, dorthin, fanden die Künstler noch alle in voller Begeisterung über seine erstaunende Freundlichkeit und Herablassung und sämtlich wünschend, daß er bald und auf längere Zeit zurückkehre, was er ihnen sogar versprochen hat. Der arme Overbeck, nachdem er dem König aufgewartet, mußte er sich legen und hatte acht Tage das Fieber sehr heftig, so daß er auf einige Zeit nach Viterbo reiste. . . .

Die von Ihnen angekündigte neue Aufforderung durch Schenk [2] ist übrigens noch nicht angelangt. Bis Ende August bleiben wir in Neapel. . . . Anfang Oktober wollen wir in Berlin sein.

Berlin, 30. Juli 1828.

Mein teurer alter Freund! Es ist nun schon sehr lange, daß Sie nichts von mir gehört haben, und ich muß Ihnen also wohl wieder einmal Nachricht von mir geben, um so mehr, als dieses auch selbst einiges medizinische Interesse für Sie haben dürfte. Seit der Rückkehr aus Italien war ich in einem recht elenden Zustand. Alle Tage voll von Schmerzen, ganz abgespannt, unfähig zu aller Arbeit, ja selbst mit Ekel und Widerwillen gegen das, was mich sonst geistig am meisten interessierte, brachte ich ein trauriges Dasein hin, und daß ich dabei allen frohen Mut verlor, können Sie leicht denken, besonders da nun so viele Mittel, zuletzt auch der arbeitslose Aufenthalt in Italien und das Seebad ganz ohne Erfolg geblieben waren. In Italien hatte ich einige unvoll-

weilte, war am 2. Mai 1827 allein mit seinem Sohne Franz nach Neapel weitergereist, und erst am 26. Juni brach die übrige Familie von Rom auf, um dort mit ihm zusammenzutreffen.

[1] Ludwig I. hatte anfangs Mai mit ganz kleinem Gefolge eine Reise nach Italien unternommen; am 15. Juni trat er von Schloß Colombella aus die Rückreise an und traf in der Nacht des 24. Juni wieder in München ein.

[2] Man sieht daraus, wie großer Wert auf die Gewinnung Savignys für die Hochschule gelegt wurde.

ständige Versuche mit der Homöopathie gemacht, überall aber viel von einem Dr. Necher, Leibarzt des Herzogs von Lucca, als einem in Anwendung dieser Kurart glücklichen Arzt gehört. In diesem Winter kam dieser Mann mit seinem Fürsten hierher, ich lernte ihn kennen und unterzog mich im Anfang Februar seiner Behandlung. Die Besserung erfolgte nach und nach, steigend, dauernd. Seit zwei Monaten bin ich soweit, daß ich des Mittags fast nie mehr einen Schmerzanfall habe, anstatt daß ich vorher stets um diese Zeit und oft viele Stunden liegen mußte. Ferner kann ich wieder mit Lust und Leichtigkeit arbeiten und habe wieder Heiterkeit und guten Mut. Für gesund kann ich mich freilich noch nicht ausgeben, aber ich habe die beste Hoffnung auf gänzliche Herstellung, und obgleich ich jetzt seit einem Monat nichts eingenommen habe, so bin ich doch sehr entschlossen, die Kur wieder fortzusetzen, sobald ich von meinem jetzt abwesenden Arzte wieder Nachricht und Anweisung erhalte.

Graf Spaur [1] hat mir schon im Winter Ihren Brief überbracht. Er gefällt uns allen recht gut und besucht zuweilen unser Haus, obgleich wegen der sehr zahlreichen Gesellschaft, in welche sich ein hiesiger Diplomat verteilen muß, nicht so oft, als ich wohl möchte. Ich höre außerordentlich wenig von Ihrer Universität und möchte doch gern recht viel davon wissen. Haben Sie einmal etwas Zeit, so erzählen Sie mir vielleicht davon, aber recht detailliert von dem Benehmen und dem Lehrglück der merkwürdigsten Individuen, wie Schelling, Görres, Baader, von ihren Verhältnissen zueinander usw. Sie wissen ja, daß Sie mir das alles in offenem Vertrauen mitteilen können, und daß ich vorsichtig und diskret damit umgehe. Sollte etwas von Rumohrs Aufenthalt in München [2] mitteilbar sein, so würde mich auch darüber Sicheres zu erfahren freuen.

Ich habe zugleich mit diesem Briefe endlich an Herrn v. Schenk geschrieben. Der wesentliche Inhalt meines Briefes ist kurz dieser. Bisher habe mir meine Gesundheit jedes Urteil und jeden Entschluß über mich unmöglich gemacht. Betrachte ich die Universität als die Hauptsache, so halte ich es für unrecht, Berlin, wo ich Vertrauen und Wirksamkeit gefunden, gegen ein neues ungewisses Verhältnis zu vertauschen. Die Gesetzgebung betreffend glaube ich wohl zu wissen, worauf es dabei im allgemeinen ankommt, auch etwas dafür tun zu können. Aber zum wirklichen Geschäft, zur Anwendung auf ein einzelnes Land gehören Detailkenntnisse, die dort mir ganz fehlen und die nur durch große Anstrengungen zu erwerben sind, welche ich mir, vorgerückt in Jahren und geschwächt in Kräften, wie ich bin, nicht mehr zumuten kann. Ich behalte mir jedoch vor, wenn sich unerwartet meine Gesundheit bis zu neu verjüngten Kräften wesentlich ändern sollte, alsdann neue Verbindung anzuknüpfen, falls dort noch Zeit dazu [sein] sollte.

---

[1] Königl. bayrischer Gesandter am Berliner Hof.

[2] Karl Friedrich Baron v. Rumohr, begabter und hochgebildeter Konvertit aus holsteinischer Familie, namentlich als Kunstschriftsteller bekannt. 1816—1822 lebte er in Italien, später wechselnd in München und Lübeck.

Das ist meine ehrliche und gewissenhafte Erklärung, und es wäre mir lieb, wenn Sie deren nähere Ausführung in dem Brief an Schenk selbst lesen könnten. Ich bin nun bald 50 Jahre alt, eine (gemilderte, aber noch nicht gehobene) siebenjährige Krankheit hat mir ernste Lehren gegeben, und es scheint Zeit zu sein, das mir von Kräften bleibt, auf die Ausführung wissenschaftlicher Pläne zu konzentrieren, anstatt es in unerreichbaren Unternehmungen fruchtlos zu versplittern [1]. Tausend herzliche Grüße von uns allen an Sie und Ihre liebe, liebe Frau. Unveränderlich Ihr treuer Freund.

Berlin, 19. Mai 1829.

Mein lieber, teurer Freund! Auf Ihren Brief, der vom 7. September bis zum 14. Dezember vorigen Jahres reichte, habe ich Ihnen noch nicht geantwortet, was freilich recht schlecht ist, aber in dieser Sünde bin ich leider nun einmal verloren. Auch für die Mitteilung Ihrer gedruckten Rede [2] bin ich Ihnen noch den Dank schuldig geblieben, in welcher auch wieder Ihr ehrliches treues Herz recht sichtbar hervortritt.

Seit mehreren Monaten habe ich Cotta [3] ziemlich oft gesehen. Er hat sich durch sein Benehmen in seinem diplomatischen Geschäft recht viel Achtung erworben. Dieses Geschäft scheint nun seinem Ende nahe; es ist von allen Seiten mit reinem Willen geführt worden, und so liegt auch wohl Segen darauf. In langer Zeit hat mich nichts so gefreut wie diese Verhandlung. Ich erblicke darin den Keim zu sehr guten, ja großen Dingen.

Ich habe mir öfter wieder die Frage vorgelegt, ob ich im vorigen Jahre recht getan habe, mich so wie geschehen in München zu erklären, und ich bin immer mehr darin bestärkt worden. Ich arbeite jetzt mit Frische und Heiterkeit, aber ich fühle in mir nicht mehr die Kräfte, um noch einmal ein ganz neues Geschäftsleben anzufangen, ja es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß ich über diesem Versuch unterlegen sein würde mit dem bittern Gefühl nutzloser Selbstzerstörung. Den größten Teil meiner früheren Geschäfte, doch mit schützenden Beschränkungen, habe ich wieder übernommen. Meine Gesundheit ist so, daß ich sehr zufrieden sein kann. Nur nachmittags habe ich noch regelmäßig ein bis zwei Stunden Schmerzen, brauche daher auch meine Mittel noch fort, obgleich in langen Perioden (20—30 Tagen).

Welchen Titel und Geschäftskreis hat denn jetzt Freyberg? Und welchen Titel Schenk? Heißt er Exzellenz? Herzliche Grüße an Ihre liebe, liebe Frau. . . .

---

[1] Leider ist dies durch sein Gesetzgebungsministerium in Preußen (1842—1848) dennoch geschehen.

[2] Es ist wohl die Universitätsrede von 1828: Rede über den Ehrenpunkt der Studenten.

[3] Der um die nationalökonomischen Verhältnisse Bayerns auch sonst verdiente Freiherr v. Cotta war zur Führung der Unterhandlungen nach Berlin gesendet, welche als Resultat den am 27. Mai 1829 ratifizierten Handelsvertrag zwischen Preußen und Bayern ergaben.

Berlin, 26. September 1829.

Mein lieber teurer Freund! Seit langer Zeit hat mir keine Nachricht so viel Freude gemacht als die, welche Ihr lieber Brief enthält [1]. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie herzlich ich mich mit Ihnen und Ihrer lieben Frau über dies Ereignis freue, das Ihrem ganzen Leben und Dasein eine neue Gestalt gibt und vielleicht nur der Vorläufer eines zahlreichen Stammes ist. Gott segne dieses Kind und lasse Sie Freude aller Art daran erleben!

Die Nachrichten, die Sie mir von dem Treiben in München geben, waren mir höchst interessant, obgleich zum Teil nicht erfreulich. Abgesehen von den persönlichen Spannungen, die durch Hormayrs Benehmen [2] entstehen mögen, ist mir auch schon lange das Verhältnis der religiösen Parteien bei Ihnen bedenklich. Es ist mir, als ob man dort bei allem äußeren Frieden doch immer mit einem fremden, mißtrauischen Gefühl einander gegenüberstände. Ich meine, das könnte und müßte anders sein, gerade in Ihrer Stadt, die mir durch den Besitz so bedeutender Männer auf beiden Seiten recht dazu berufen scheint, eine Annäherung im edelsten Sinne zu begründen. Denn was kann herrlicher sein, als wenn ein tiefgehender historischer Gegensatz durch hohen Sinn aufgelöst wird und (was noch mehr ist) durch ein Herz voll wahrhaft christlicher, demütiger Liebe, die im Fall eines solchen Gegensatzes in dem Gegner nicht nach Schwächen und Blößen sucht, sondern nach dem, was sie in ihm lieben, ehren, anerkennen kann, und die sicherer als der kräftigste Geist die schwere Scheidung zwischen dem persönlichen Rechthaben (dem jüdischen Kirchenstolz) und dem treuen Hören auf die Stimme Gottes vollbringt. Ob und wann und wie es der Welt und besonders unserem geliebten deutschen Vaterland beschieden ist, jenen Gegensatz im großen in höherer Einheit aufgelöst zu sehen, kann freilich keiner wissen, da dieses zu den dunklen Führungen Gottes gehört [3]. Daß aber in einzelnen Gemütern jene positive Einigung möglich ist, gehört zu meinen liebsten Überzeugungen, und das Dasein solcher Individuen halte ich schon für ein wichtiges Besitztum eines Zeitalters. Einige Monate lang habe ich wieder sehr gelitten an meinem alten Übel; jetzt aber geht es mir seit mehreren Wochen wieder weit besser.

Berlin, 9. Juli 1830.

Es ist sehr lange, mein teurer Freund, daß von beiden Seiten kein Brief mehr uns über den weiten Raum getäuscht hat, der uns trennt, und ich muß

---

[1] Nach siebenjähriger kinderloser Ehe war im Herbst 1829 Ringseis eine Tochter geschenkt worden.

[2] Freiherr Jos. v. Hormayr, Tiroler von Geburt und an der Tiroler Volkserhebung stark beteiligt, war, nachdem er einen Ruf als Professor der Geschichte an der neuen Universität München abgelehnt (1828), von Ludwig I. als Ministerialrat und Referent für sämtliche Archive und Konservatorien ernannt worden. Sein leidenschaftliches und maßloses Wesen ist bekannt. Über sein Treiben in München erzählt Ringseis Näheres in den Erinnerungen III 55 f.

[3] Vgl. hierüber seine früheren Aussprüche in dieser Zeitschrift LXVI 38 166 181 315 f.

nun endlich einmal wieder dieses Stillschweigen brechen. Ihren Namen bringt mir zuweilen die Zeitung vor Augen, wenn schöne Feierlichkeiten von Ihrer Universität berichtet werden. Von mir kann nichts Ähnliches geschehen, da nicht nur wir überhaupt weit stiller unser Dasein führen, sondern ich vollends ganz als Hamster lebe und mich namentlich von allen Universitätsverhältnissen völlig zurückgezogen habe, die Vorlesungen ausgenommen, die ich mit Lust und Eifer halte, als ob sie mir ganz neu wären. Von Ihnen aber und den Ihrigen wünsche ich gar sehr, wieder einmal etwas Gründliches zu hören. Mit meiner Gesundheit geht es sehr erträglich. Ich bin meine alten Leiden, wenn auch nicht ganz, doch größtenteils los, arbeite mit Leichtigkeit, Lust und Kraft, und was will man mehr verlangen? Noch immer brauche ich homöopathische Mittel, aber in sehr langen Zwischenräumen und ohne mich in der Zwischenzeit durch ängstliche Diät sehr zu quälen; nur Wein und Tee habe ich mir gänzlich abgewöhnt, und ohne ihn zu vermissen.

Vor kurzem habe ich hier die Bekanntschaft des Grafen Armannsberg [1] gemacht, der mir und andern einen sehr angenehmen Eindruck zurückgelassen hat. Leider ist seitdem der treffliche Mann, der hier hauptsächlich in Geschäftsverhältnissen mit ihm war, unser Minister Motz, plötzlich gestorben. Auch in unserer nahen Verwandtschaft haben wir soeben einen Verlust gehabt, an welchem Sie gewiß auch herzlichen Anteil nehmen. Die vortreffliche Frau des Generals v. Lützow, Bertha geb. v. Laroche, ist an der Lungensucht gestorben und hat fünf Kinder zurückgelassen, wovon das jüngste erst zwei Jahre alt ist. Die ganze liebenswürdige Familie ist durch diesen Tod wie zerstört und wird sich von diesem Verlust nie ganz erholen können.

Leben Sie wohl, mein lieber alter Freund, mit Ihrer Frau, deren Andenken mir und meiner Tochter ebenso wert ist als uns allen das Ihrige. Von ganzem Herzen Ihr alter Freund.

Berlin, 17. Dezember 1830.

Mein lieber teurer Freund! Ihren Brief und Ihre Rede [2] hat mir Distelbrunner [3] überbracht, und ich danke Ihnen herzlich für beides. In der Rede spricht sich derselbe treffliche Sinn aus, den ich längst an Ihnen kenne und liebe, aber ich gestehe Ihnen, ich hätte gewünscht, die polemische Stelle mit den Parteinamen gegen das Ende wäre weggeblieben [4], obgleich ich mich gern be-

---

[1] Zur Zeit bayrischer Minister der Finanzen und hoch im Vertrauen seines Königs. Dahingegen urteilt Ringseis über diesen Mann, der später zu wichtiger Mission in Griechenland verwendet wurde, auffallend ungünstig (vgl. Erinnerungen II 212 f).

[2] Rede am Stiftungsjahrtag der Universität München (26. Juni 1830): Über die wissenschaftliche Seite der ärztlichen Kunst.

[3] Dr Distelbrunner, früher Leibarzt Ludwigs I. und seiner Gemahlin, jetzt in der Begleitung des Kronprinzen Max.

[4] In einem kurzen Schlußpassius hatte Ringseis auf den Zusammenhang hingewiesen, welcher bestehe zwischen gewissen Irrtümern in der Natur- und Heilwissenschaft mit jenen in Philosophie, Theologie und Jurisprudenz, und hatte vor der Verderblichkeit der falschen Lehre gewarnt (vgl. Erinnerungen III 60).

scheide, daß aus dieser Entfernung über solche Dinge kein sicheres Urteil möglich ist. Verstehen Sie mich recht. Ich bin weit entfernt, eine Transaktion über Gesinnungen und Grundsätze zu wünschen, oder auch nur ein scheues Bekennen derselben. Allein persönliche Gegensätze, wohin alles Parteiwesen gehört, wünsche ich in höherer Einheit aufgelöst und vernichtet, und das laute Aussprechen derselben dient nur dazu, sie zu schärfen und zu befestigen[1]. Mit der „Herausforderung auf den rötlichen Sand" meinten Sie es wahrhaftig auch recht ehrlich und rein[2], und doch wie manche Selbsttäuschung lief dabei mit unter. Wenn ich übrigens durch meine Entfernung Gefahr laufe, ganz falsch zu urteilen, so bin ich dadurch wenigstens auch sicher, nicht aus Parteilichkeit für Ihre Gegner zu irren, da ich kaum mehr von der Sache weiß, als daß ein Antagonismus und in dessen Gefolge Argwohn und Entferntheit da ist, Personen aber so gut als gar nicht kenne.

Distelbrunner scheint ein ernster, wackerer Mann zu sein, ich habe ihn schon mehrmals gesehen. Der Oberst Besserer[3] ist ein sehr verständiger Mann, der auf seinen Posten trefflich gewählt scheint. Ihr Kronprinz macht allgemein einen sehr guten Eindruck durch seine Offenheit und sein jugendfrisches Wesen, dabei ist er höchst lernbegierig und faßt alles mit warmem Interesse auf[4].

---

[1] Wie sehr solche idealen Grundsätze Savignys Charakter Ehre machen, so zeigt doch gerade sein eigenes Leben, wie unzulänglich und unpraktisch sie oft sind in der rauhen Wirklichkeit. Es gibt Klassen von Gegnern, die durch solche Noblesse erst dreist und mächtig werden, und denen man so den Sieg in die Hände spielt, während die Sache es zur Pflicht gemacht hätte, sie zu erdrücken. Savigny hat während seines Ministeriums 1842—1848, dank dieser hohen Gesinnungsweise, sich völlig wehrlos und hilflos gegenüber gesehen den Intrigen, Machenschaften, Behelligungen und Hemmnissen, die teils von persönlichen Gegnern teils von der mißstimmten Eifersucht des Justizministeriums beständig gegen ihn ausgingen. Seine kindliche Unbefangenheit gegenüber solchen Feinden läßt den hochgesinnten Mann fast als lächerliche Figur erscheinen und, was schlimmer ist, hat sechs arbeitsreiche Jahre seines Lebens jeder nennenswerten Frucht beraubt (vgl. Adolf Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung [1888] II).

[2] Anspielung auf ein Jugendgedicht des einstigen Landshuter Studenten, welches der bei den damaligen katholischen Bayern gährenden Mißstimmung Ausdruck gab über die zahlreichen Berufungen protestantischer oder ungläubiger Ausländer an die Landshuter Universität. Es war eine „Herausforderung" an die protestantischen Norddeutschen (vgl. Ringseis, Erinnerungen I 552). Ohne Vorwissen des Dichters kam diese „Herausforderung" mit andern seiner Gedichte in die durch Arnim und Brentano damals in Heidelberg herausgegebene „Einsiedler-Zeitung" und wurde für Ringseis die Veranlassung zur Bekanntschaft mit Klemens Brentano und der Familie v. Savigny (Erinnerungen I 88 f).

[3] Begleiter und Mentor des Kronprinzen Max.

[4] Den künftigen König Max II. von Bayern sollte Savigny durch Privatvorträge in die Rechtswissenschaft einführen, wie er für Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinzen 1814 schon getan hatte. Am 4. April 1831 schrieb Bettina v. Savigny nach München: „Ich kann nicht schließen, ohne Ihnen noch einige Worte über

Und nun noch die herzlichsten Grüße an Sie, mein lieber guter Ringseis, von dem ganzen Hause und zugleich an Ihre liebe Frau vorzüglich von denjenigen, die so glücklich sind, sie zu kennen. Von ganzem Herzen Ihr alter Freund.

Wenn Sie Maurer [1] sehen, so grüßen Sie mir ihn doch herzlich und sagen Sie ihm, daß ich ihm für seinen Brief sehr danke. Herr v. Seckendorff, der mir ihn überbracht hat, ist ein sehr fleißiger, eifriger Zuhörer und gefällt mir sehr wohl.

Berlin, 31. Januar 1834.

Mein lieber teurer Freund! Mit großem Interesse habe ich Ihre Rede [2] gelesen, worin Sie mit altgewohntem Mute Ihre Überzeugung kräftig aussprechen und auch meiner sich freundschaftlich annehmen. Es war mir, als hörte ich Sie wieder wie vor 25 Jahren Ihre Gegner auf den rötlichen Sand herausfordern. Hat sich dieses Mal keiner der Ausforderung gestellt?

Wie gerne möchte ich Sie einmal als Papa sehen. Grüßen Sie mir herzlich Ihre liebe Frau und was sich von Freunden meiner erinnern mag, besonders aber meinen lieben Schubert [3]. Ganz und mit alter treuer Freundschaft.

Berlin, 28. Februar 1834.

Herzlichen Dank, mein teurer lieber Freund, für Ihren freundlichen Brief. Ihre gefällige Besorgung [4] sowie für die erst gestern bei mir eingegangenen Exemplare Ihrer Schrift [5], deren eines ich augenblicklich an seine Bestimmung

---

Ihren Kronprinzen zu sagen. Nicht nur der ganze Hof, den König mitgezählt, haben ihn außerordentlich lieb, sondern alle Menschen, die Gelegenheit bekommen, ihm vorgestellt zu werden, haben ihn lieb wegen seiner Offenheit, Freundlichkeit und Natürlichkeit, mit der er Jedermann entgegentritt. Mein Vater hat große Freude an den Stunden, die er ihm gibt. Er läßt sich da oft in allgemeinere Dinge ein, als strenggenommen zur Vorlesung gehören. Er tut es, weil er glaubt, so manches sagen zu können, was ihm am Herzen liegt, und weil auch der Prinz so liebenswürdig teil daran nimmt. Er hat mehreremal Äußerungen gegen den Vater getan, die ihn durch die große Offenheit, womit sie getan wurden, und durch ihren reinen trefflichen Sinn ganz bewegten. Ich weiß, es tut Ihrem Herzen wohl, daß man den Prinzen anzuerkennen versteht, und habe Ihnen die wenigen Worte über ihn mit so [großer Freude] mitgeteilt, weil ich überzeugt bin, daß Sie [Mitteilungen] von dieser Seite gewiß nicht für leeres Lob halten, was [wir etwa über-] treiben, weil Sie ein Bayer sind."

[1] Staatsrat Dr G. L. v. Maurer, zur Zeit Dozent für deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität und bedeutender Rechtsgelehrter, dem später in Griechenland und Bayern noch die höchsten Ämter und Ehren vorbehalten waren.

[2] Rede zum Antritt des Rektorats der Universität, 18. Dezember 1833: Über den revolutionären Geist auf den deutschen Universitäten.

[3] Gotth. Heinr. Schubert, Professor der Naturwissenschaften an der Universität.

[4] Eines im vorigen Briefe gegebenen Auftrages.

[5] Die im letzten Brief vom 31. Januar erwähnte Rede „über den revolutionären Geist auf den deutschen Universitäten“ war als Broschüre gedruckt worden und mußte nach kurzem schon in zweiter Auflage erscheinen.

befördert habe. Die Nachricht von dem großen Sukzeß Ihrer Schrift war mir ebenso interessant als erfreulich. Dieses letzte noch weniger um Ihrer Person willen, als weil es ein Zeichen ist, wie für manche bessere Ansicht die Empfänglichkeit ganz in der Stille sich vorbereitet. Daß ich in allen Grundansichten mit Ihnen einig bin, habe ich Ihnen bereits gesagt, und Sie konnten darüber auch vorher nicht im Zweifel sein. Was ich sonst darüber zu bemerken hätte, ist praeter, nicht contra; so wenig contra, daß ich überzeugt bin, Sie sind entweder ohnehin schon derselben Meinung oder wir würden uns leicht darüber verständigen. Erstlich: vieles und vielleicht das meiste von dem, was Sie bekämpfen, erscheint uns leicht als menschliche Tat und Willkür, da es doch bloß Stück eines allgemeinen unsichtbaren Entwicklungsprozesses ist, dessen bewußtlose Organe die Einzelnen sind; wobei ich nicht verkenne, daß in vielen Fällen Schlechtigkeit oder Unverstand der Einzelnen eine mitwirkende Potenz ist.

Zweitens (was mit dem ersten zusammenhängt): wenn Sie und ich jetzt den Auftrag bekämen, alles im Sinne dieser Ansichten frei einzurichten, würden wir doch wohl in gewaltige Verlegenheit kommen, woraus ich bloß eine schonende Beurteilung der Machthaber folgern will, keineswegs eine allgemeine Rechtfertigung ihres Tuns. Überhaupt führen mich alle diese Betrachtungen immer wieder zu meiner Lieblingsüberzeugung zurück, daß im ganzen Leben, in Wissenschaft, Kunst, Regieren, die Erfolge weit mehr, als man denkt, von dem religiös-sittlichen Kern des Menschen abhängen, der relative Anteil also, den an diesen Erfolgen das einzelne Talent, das Technische im Menschen (also die Natur) hat, weit geringer angeschlagen werden muß. Wenn ich von der sittlichen Natur des Menschen rede, meine ich nicht die Vortrefflichkeit, kein Weinsäufer zu sein, sondern das sittliche Verhalten gerade zu dem Beruf, den uns Gott anvertraut hat, also die gesammelte, intensive Kraft der Seele, die Selbstverleugnung, die hingebende Liebe zum Beruf, deren rechtes Siegel nur in dem Gefühl liegt, daß wir Gottes Amt führen in jeglichem Beruf.

Drittens gehört eigentlich zur Familie der Dinge, denen Sie entgegentreten, auch das ganze Wesen und Unwesen der repräsentativen Verfassungen. Und wer von uns hat nicht dieses mit liebevollem Vertrauen erwartet und begrüßt? Wer kann sich rühmen, alles Unkraut vorhergesehen zu haben, das mit diesem Weizen aufwachsen würde? Aber auch jetzt, da wir es mit Augen sehen und mit Händen greifen, sollen wir es nicht ungeduldig ausraufen wollen, damit nicht der gute Weizen zugleich verderbe. Gott wird richten und Frucht von Unkraut scheiden, wir aber wollen jeder an seinem Teil mit Ernst und schonender Liebe werben für die Wahrheit und das Rechte, und durch Lehre und Beispiel die praktisch wichtigste Wahrheit zu verbreiten suchen, daß jeder nur dann gründlich für sich selbst sorgt, wenn er sich selbst vergißt und verleugnet.

Sie werden diese ehrlich gemeinten Bemerkungen nicht mißdeuten, auch wenn unsere Denkweise unter mancher Verschiedenheit der Formen stehen sollte, denn ich weiß gewiß, im Wesen sind wir eins.

Tausend Grüße an Ihre liebe Frau.

Schleiermachers[1] Verlust läßt eine größere Lücke, als sich in wenig Worten sagen läßt. Er hat einen herrlichen Tod gehabt: klar, besonnen, freudig. Er hat das Abendmahl gegeben an die Seinigen und sich selbst, dabei mit lauter Stimme gebetet und die Einsetzungsworte gesprochen und ist unmittelbar darauf verschieden. Mehr als 5000 Menschen waren in Bewegung bei seinem Begräbnis, und die ganze Stadt fühlte durch alle Stände hindurch, es sei etwas Großes geschehen.

Berlin, 5. Januar 1844.

Seit meiner Rückkehr, mein werter Freund, habe ich Ihnen schon öfter schreiben wollen. Der Drang der täglichen Geschäfte hat mich aber stets abgehalten. Auch heute wäre ich vielleicht noch nicht dazu gekommen, wenn nicht eine zufällige Veranlassung mich genötigt hätte, alle Hindernisse zu überwinden, welchem Zufall ich daher recht dankbar bin. Ich habe Ihnen nämlich schon längst sagen wollen, welche frohe und warme Erinnerungen der kurze Aufenthalt in München mir und meiner Frau zurückgelassen hat. Namentlich hat es uns so herzlich gefreut, Sie unverändert als den lieben alten Freund wiederzufinden, wie viele Jahre und Ereignisse auch dazwischen liegen. Sie haben vielleicht gehört, daß wir auf der Rückreise in Freysing auch noch Herrn von Freyberg gesehen haben, der dort gleich uns auf Postpferde warten mußte, so daß auch von dieser Seite die Erneuerung des Bildes vom alten Leben in Landshut eine Ergänzung erhielt.

Die oben erwähnte zufällige Veranlassung nun besteht darin. Der Professor Laspeyres[2] aus Halle, ein alter Zuhörer und Freund von mir, hat einen Ruf nach Erlangen erhalten, welchen anzunehmen ich ihm nach allen vorliegenden Umständen geraten habe, so leid es mir tut, daß er dadurch aus meinem Lande und meiner Nähe scheidet. Es kommt für die Beendigung jener Angelegenheit nur noch auf einige Nebenpunkte an, in Ansehung welcher die Universität sich für ihn verwendet hat. Wenn Sie Gelegenheit haben, mit Ihrem Herrn Minister darüber zu sprechen und dabei mein Zeugnis benutzen wollen, daß Laspeyres durch wissenschaftliche Tüchtigkeit und durch braven, zuverlässigen Charakter jedem Wohlwollen und Zutrauen, das ihm gewährt werden möchte, volle Ehre machen wird, so werden Sie dadurch nur der Wahrheit Zeugnis zu geben behilflich sein, mir aber einen freundlichen Dienst erweisen. Grüßen Sie mir von Herzen Ihre liebe Frau . . . und auch andere . . ., vor allem aber den lieben treuen Gumppen-

[1] Starb nach kurzem Krankenlager am 12. Februar 1834. In früherer Zeit war Savigny mit Schleiermachers theologischer Richtung gar nicht einverstanden gewesen.

[2] Ernst Adolf Theodor Laspeyres, von 1824—1831 Dozent an der Universität Berlin, seit 1831 Professor ordinarius der Rechtswissenschaft in Halle, war einer der trefflichsten und anhänglichsten unter den zahlreichen Schülern Savignys, zu dem er zeitlebens in persönlicher Beziehung blieb. Seine Tätigkeit an der bayrischen Universität Erlangen fand infolge einer sehr ehrenvollen Berufung nach Lübeck schon im Frühjahr 1846 wieder ein Ende.

berg mit seiner liebenswürdigen Familie, an welche ich mit der wärmsten und herzlichsten Freude zurückdenke. Von der Reise muß ich Ihnen noch sagen, daß mir die Walhalla den heitersten, großartigsten Eindruck gemacht hat, daß ich aber Ihrem König [1] für die herrliche Restauration des Domes von Regensburg noch dankbarer bin.

Berlin, 31. März 1851.

Mein teurer alter Freund! Ich kann Ihnen nicht sagen, welche lebhafte und reine Freude mir Ihr Brief sowie Ihre gedruckte Rede [2], die ein ebenso treues Abbild von Ihnen ist, gemacht hat! Sie haben mir die liebe alte Zeit recht lebendig wieder vor Augen gebracht, und Ihr warmes Herz für mich und die Meinigen hat uns allen sehr wohlgetan. Empfangen Sie für dieses alles meinen wärmsten und herzlichsten Dank. Ihre Geschichte mit Fallmerayer [3] hat ihre sehr traurige und ihre sehr ergötzliche Seite; sie ist ungemein charakteristisch für Ihren Gegner und für Thiersch [4]. Es ist mir dabei wieder recht gegenwärtig geworden, wie kaum ein anderes Land so grelle Gegensätze darbietet zwischen dem Guten und Schlechten als Ihr Vaterland. Und so war es ja von jeher. So war es zur Zeit meines Aufenthalts (1808—1810), wo die lieben alten Geistlichen, freilich Sailer an der Spitze, mit uns Nichtbayern in enger Freundschaft lebten, und welches gräuliche Volk hatten wir auch damals uns gegenüber!

Ihre Rede hat mir dadurch einen sehr guten Eindruck gemacht, daß Sie mit strengem Ernst zu Felde ziehen, und daß Sie nichts anderes bekämpfen als das

---

[1] Savigny hatte für König Ludwig I. von Bayern schon früher stets viel Interesse und besondere Hochschätzung an den Tag gelegt; er wollte aber durch solche Anerkennung für die großen Kunstschöpfungen desselben wohl auch Ringseis Freude machen, der Ludwig I. aufs innigste ergeben war.

[2] Am 17. November 1850 als dem Geburtstag des Königs hielt Ringseis in der Versammlung der Akademie der Wissenschaften eine Rede über die Verdienste seines ausgezeichneten Lehrers und Fachgenossen Philipp v. Walther. Die Schilderung von dessen bedeutsamer Tätigkeit als Lehrer an der Landshuter Hochschule bot Gelegenheit, auch der übrigen damaligen Landshuter Zelebritäten und dabei auch Savignys und seiner näheren Freunde zu gedenken (vgl. Erinnerungen III 344).

[3] Ph. J. Fallmerayer, der „Fragmentist", bekannt durch seine Orientreise, der (ein geborner Tiroler) in Bayern eine üble Rolle gespielt hat. Infolge von Ringseis' Rede auf Walther, die auch von andern Anfeindung und Benörgelung erfuhr, veröffentlichte er gegen den um ihn persönlich verdienten Mann ein haßerfülltes Pamphlet, voll der rohesten Beschimpfungen (Erinnerungen III 346).

[4] Friedr. v. Thiersch, Professor der Philologie an der Münchener Hochschule, war zur Zeit Präsident der Akademie der Wissenschaften, und als solcher wäre es seine Pflicht gewesen, dem durch ein Mitglied der Akademie (Fallmerayer) schwer beleidigten akademischen Festredner (Ringseis) Genugtuung zu verschaffen. Aber Thiersch unterließ dies trotz mehrfacher direkter Aufforderung, und die Sühne, die schließlich durch ein Inserat in der „Allgemeinen Zeitung" geboten wurde, fügte zum Schaden noch den Hohn (Erinnerungen III 347 f).

entschieden Verwerfliche, Ruchlose und Heillose. Unsere der Parteisucht verfallene Zeit fehlt von dieser Seite gar oft und viel, indem auch wohlgesinnte Menschen mit Härte und Bitterkeit streiten, wo sie sich manchem Gegner teilweise verwandt fühlen und daher den Geist der Liebe und Achtung sichtbar und fühlbar walten lassen könnten.

Was Sie mir von Ihren wissenschaftlichen Ansichten und Plänen schreiben, hat mich sehr interessiert, so fern mir auch der Gegenstand steht. Es würde mich sehr freuen, wenn es Ihnen gelingen sollte, Ihre Gedanken zu eigener und fremder Befriedigung reif werden und Früchte fortschreitender Wahrheit bringen zu lassen.

Ich bin, seitdem die Revolution meinem öffentlichen Leben ein Ziel gesetzt hat [1], ausschließend zu meinen früheren literarischen Gewohnheiten zurückgekehrt, und ich habe seit der Revolution zwölf Bände drucken lassen, altes und neues, und das jetzt im Druck Befindliche mitgerechnet. Sehr hinderlich ist mir freilich oft meine Gesundheit gewesen, wie es sich freilich in meinem Alter [2] nicht anders erwarten läßt. Seit sechs Monaten leide ich besonders an geschwollenen Beinen, so daß ich den größten Teil dieser Zeit in der Stube und in halb liegender Stellung (in welcher auch dieser Brief geschrieben wird) habe zubringen müssen. Das ist selbst für wissenschaftliche Tätigkeit sehr hinderlich, dagegen ein vortreffliches Mittel zur Übung in der Geduld.

Meine Frau hält sich im ganzen besser aufrecht als ich und hat sich seit langer Zeit hauptsächlich in Krankenpflege üben lernen, indem außer mir gleichzeitig auch mein jüngster Sohn [3] an sehr ernstlicher, zeitweise lebensgefährlicher Krankheit gelitten hat und zum Teil noch leidet.

Frau von Arnim hält sich rüstig an Geist und Leib und lebt teils hier teils bei ihrem ältesten Sohne auf dem Lande.

Alles grüßt Sie sehr herzlich und ich tue ein gleiches gegen die Ihrigen, die Ihnen Gott zur Freude und zum Segen erhalten wolle. Von Herzen Ihr alter Freund.

Berlin, 25. Oktober 1852.

Mein teurer alter Freund! Ich danke Ihnen recht herzlich für die Zeichen der Liebe und des Anteils, die Ihr Brief vom 10. ds Mts enthält. Bei großen Prüfungen, die uns Gott auflegt, ist kein weltlicher Trost so sicher und unverfänglich als der, welcher aus dem warmen Anteil von Freunden hervorgeht, deren Liebe und Gesinnung uns durch lange Zeit und durch ernste Ereignisse im Leben bewährt wurde.

Auch für die Mitteilungen aus Ihrem Vaterland sage ich Ihnen vielen Dank. Zwar kann ich mir kein eigenes Urteil über diese Dinge anmaßen,

---

[1] Infolge des Märzaufstandes von 1848 hatte der König das ganze Ministerium entlassen müssen, und damit fand das für Savigny besonders geschaffene Gesetzgebungsministerium für immer ein Ende.

[2] Savigny, 1779 geboren, zählte 72 Jahre.

[3] Leo v. Savigny, bei welchem Ringseis Pate gestanden.

dennoch bin ich sehr geneigt, Ihnen über vieles sowohl in den Personen als in den Ereignissen unbedingt beizustimmen. Wenn ich aber den Totaleindruck erwäge, den mir Ihr Brief zurückläßt, so erkenne ich darin eine merkwürdige und zugleich betrübende Übereinstimmung der Eindrücke und Gegensätze, die mir von Bayern her, aus meinen Jugendjahren her erinnerlich und sehr gegenwärtig sind. Verstehen Sie mich recht: ich spreche nicht von unserer Zeit in Landshut (1808—1810). Auf diese konnte man so ziemlich die unschuldige Auffassungsweise der Kinder anwenden, die in der Weltgeschichte nur Gute und Böse unterscheiden. Von nationalen Gegensätzen und Gehässigkeiten war ja unter uns und selbst zwischen uns und unsern Gegnern gar nicht die Rede. Ich spreche von der unmittelbar vorhergehenden Zeit, in welcher namentlich in München und bei der Akademie und dem, was sich an diese anschloß, die Bitterkeit in ähnlicher Weise stark hervortrat, wie Sie sie jetzt schildern, und wo das Unrecht oft sehr auf beiden Seiten verteilt war (vielleicht mehr als jetzt, wie ich aus Ihrem Briefe schließen muß). Ich verkenne gar nicht, daß auch damals viel Unschuldiges und Kindliches mit unterlief, wie z. B. „der rötliche Sand", auf welchen die Gegner herausgefordert wurden. Gott gebe wieder Frieden in die Herzen. Denn auch der gerechteste Unmut und Haß bringt stets größeren Schaden dem, der ihn in sich trägt, als dem, gegen welchen er gerichtet ist.

In Frankfurt habe ich kürzlich Tiedemann [1] und seine Frau gesehen. Diese braven Menschen trugen mit edler Ergebung das schwere Schicksal, das ihnen Gott ohne ihre Verschuldung auferlegt hat.

Ich bin beinahe fünf Monate abwesend gewesen wegen meiner Gesundheit: in Baden, Schlangenbad, Frankfurt, Schweiz. Eine wesentliche Besserung ist nicht erfolgt. Beinahe seit einem Jahre leide ich an Husten und Schnupfen und dabei sind meine Kopfnerven so angegriffen, daß ich meist gar nicht arbeiten kann. Mein sehr vorgerücktes Alter trägt daran vielleicht die größte Schuld.

Die herzlichsten Grüße von mir und meiner Frau an die Ihrigen. Mit alter treuer Freundschaft unterzeichne ich mich als den Ihrigen

N. S. Noch muß ich Ihnen erzählen, daß ich kürzlich mit Bewunderung und Dankbarkeit Werke gesehen habe, die dem König Ludwig ihr Dasein verdanken; ich meine die herrlichen Fresken von Schraudolph im Dom zu Speier, die schönsten, die ich aus neuerer Zeit kenne.

Berlin, 15. Februar 1859.

Mein teurer alter Freund! Mit großer Freude und Dankbarkeit habe ich Ihren lieben Brief vom 3. bis 7. Februar erhalten. Ich sage: Ihren Brief, im vollen Vertrauen, daß er von Ihnen herrührt, denn eine Unterschrift hat er nicht.

Der lebhafte Anteil, den Ihr Brief an den Angelegenheiten des gemeinsamen deutschen Vaterlandes und an der Notwendigkeit des Zusammenhaltens

---

[1] F. Tiedemann, einer der alten Landshuter Professoren, unter dem Ringseis studiert, später Professor in Heidelberg.

ausspricht, erinnert mich recht an ähnliche Zustände und Empfindungen, die wir in der Zeit unserer ersten Bekanntschaft erlebten. Ich hoffe, Gottes Führung wird unser Schicksal dieses Mal milder sein lassen als in jener Zeit. Was Sie über Ihre inneren Verhältnisse, insbesondere über die Mißstimmung gegen Ihr Ministerium und dessen Haupt andeuten, ist mir nicht recht deutlich. Näheres zu erfahren würde mir ganz erwünscht sein.

Mir und meiner Frau ist manche Prüfung durch Altersschwäche beschieden. Ich insbesondere habe viel Kopfleiden und kann seit längerer Zeit nicht mehr an das Arbeiten denken. Ob das noch anders werden wird, ist mir sehr zweifelhaft. Wenn mir Gott die Fähigkeit des Denkens übrig läßt, um mich des Zusammenhangs mit ihm bewußt zu werden und zu erfreuen, so will ich dafür sehr dankbar sein und die Entbehrung früher vorhandener Kräfte willig verschmerzen. Sie können denken, daß ich der neuen Entwicklung unserer öffentlichen Zustände fremd bleiben muß [1].

Wenn Sie meinen lieben Gumppenberg sehen, grüßen Sie ihn von mir auf das wärmste. Er gehört unter meine ältesten frohen Erinnerungen aus den Anfängen meines Lehramtes.

Empfangen Sie mit Ihrer ganzen Familie von mir und meiner Frau die allerherzlichsten Grüße in dankbarer Erinnerung an unsere alte Bekanntschaft. Gott erhalte und segne Sie alle. Von Herzen Ihr alter Freund

Savigny.

---

[1] Prinz Wilhelm hatte im Oktober 1858 die Regentschaft übernommen. Man stand vor dem Ausbruch des italienischen Krieges. Savigny hatte sein 80. Lebensjahr erreicht. Es ist der letzte Brief, den Ringseis aus Savignys Hand erhalten hat.

Otto Pfülf S. J.

Rezensionen.

Die religiöse Gefahr. Von **Albert Maria Weiß** O. Pr. 12⁰ (XX u. 522) Freiburg 1904, Herder. *M* 4.50; geb. in Leinw. *M* 5.50

Ein ernstes Buch! Ernst ist schon der Titel „Die religiöse Gefahr“ in seiner Doppelbedeutung: „Die Religion ist in Gefahr“ (S. v) und „Die eigentliche Gefahr der Zeit hat sich in das Gewand der Religion gekleidet und religiöse Gestalt angenommen“. Vielfach verdeckt selbst der Unglaube in seinem Kampfe gegen die wahre Religion die schlimmsten Irrtümer durch Beibehaltung religiöser Ausdrücke und Redeweisen. Vergrößert wird die Gefahr durch Mißgriffe und falsche Stellungnahme solcher, „die der Kirche noch treu sind“ (S. vi).

In dem inhaltsreichen Buche kommen so weite Gebiete und so vielseitige Gesichtspunkte zur Behandlung, daß wir nur das Wichtigste hervorheben können.

„Wir stehen heute einer doppelten Reihe von Erscheinungen auf dem religiösen Gebiete gegenüber. Die einen sehen vollständig ab vom Christentum wie von jeder Form einer positiven und überlieferten Religion und suchen einen Ersatz dafür in irgend einer neuen sog. Weltanschauung zu finden. Die andern lassen ja wohl wenigstens den Namen von Christentum und Kirche noch gelten, nehmen aber daran, unter dem Vorwand, einen Ausgleich mit den Zeitideen zu suchen und so dem angeblich verlorenen Christentum die Möglichkeit des Weiterlebens zu sichern, solche Veränderungen vor, daß es oft kaum mehr zu erkennen ist, und daß unvorsichtigen Geistern dadurch größere Gefahr bereitet wird als durch vollständige Leugnung. Diese beiden Richtungen treten aber heute durchaus nicht zum erstenmal auf“ (S. 2). Es ist vielmehr „immer und überall durch alle Jahrtausende herab das gleiche Spiel mit der von Gott gegebenen Religion: entweder völliger Umsturz oder Umgestaltung nach dem eigenen Geschmack der Menschen“ (S. 8). „Ein ewiger Ringkampf zwischen Wahrheit, Leugnung und Halbheit, zwischen Religion, Irreligion und Mischreligion“ (S. 9). Wenn darum auch betont und begründet wird: „Wir haben gar keinen Grund, in jenes grämliche und greisenhafte, in jenes entmutigende und entehrende Gerede von der ‚Inferiorität‘, von der Minderwertigkeit und vom ewigen Zurückgehen der Katholiken einzustimmen“ (S. 13), so wird die Größe der Gefahren keineswegs abgeschwächt: im Gegenteil ein recht düsteres Bild derselben entworfen.

„Für unsere Stimmführer der öffentlichen Meinung ist der Glaube unwiederbringlich und unwiderruflich tot.“ Nach den einen ist das Christentum abgetan (S. 19); „andere gehen weiter: nach ihnen ist es überhaupt mit jeder Religion

am Ende" (S. 20). Ist dabei auch nicht zu vergessen, daß der Unglaube mehr Lärm macht als das Gute (S. 21), so bleibt die Lage doch um so trauriger, weil die große Verbreitung der Glaubenslosigkeit begleitet ist von der Halbheit so vieler, die, ohne gerade ungläubig zu sein, meinen, „man müsse mit der Zeit gehen", und darum statt einer mannhaften Vertretung und Verteidigung der ganzen Wahrheit zu einer schwächlichen Apologetik raten, zu jener Sucht nach einer „Versöhnung der modernen Kulturwelt mit dem Katholizismus", die dadurch erstrebt werden soll, daß man möglichst viel vom Christentum preisgibt, alles sog. „Unwesentliche" opfert und nur das „Wesentliche" festhalten will.

Ehe man mit solchen Ratschlägen kommt und uns solche Opfer zumutet, muß doch zuerst klargestellt werden nicht nur, ob von der andern Seite eine Versöhnung überhaupt gewollt, erstrebt und angenommen würde, sondern zu allererst, ob eine solche Versöhnung überhaupt möglich sei. Alles Darangeben von noch so vielem sog. „Unwesentlichen" kann ja nichts nutzen, wenn der Gegensatz im Wesen der beiden Richtungen liegt. Bringt man Hitze und Kälte, Feuer und Wasser zusammen, so erlischt das Feuer, das Wasser verdampft, und es bleibt entweder von beiden nichts oder ein Rest des Stärkeren. Besteht also zwischen Christentum und moderner Kultur ein Gegensatz, der im innersten Wesen beider begründet ist, so muß sich das Wort bewähren: „Der so viel gepriesene Ausgleich zwischen der christlichen Wahrheit einerseits und dem modernen Geist anderseits ist nichts als Preisgeben der Religion an deren Bekämpfer" (S. 42).

Spricht man in unserer Frage von moderner Kultur, so kann es sich dabei nicht um die wahren Fortschritte und Entdeckungen in Wissenschaft, Kunst und Technik, „um die äußerliche Kultur" handeln (S. 423), sondern um die innerliche, die sog. Geisteskultur, und dann heißt „moderne Kultur" eben tatsächlich nicht soviel als heutige, sondern gerade soviel als antichristliche Geistesrichtung. Es ist jene Weltauffassung, welche außer der katholischen Kirche und im Gegensatz zu ihr sich zur „Überreligion und Irreligion" entwickelt hat (S. 79 bis 112). Dieser Entwicklung zur Irreligion haben zahllose „Reformreligionen" vorgearbeitet. Daß der sog. Reformprotestantismus, auch „wissenschaftlicher" oder „moderner Protestantismus" genannt, sich vom Christentum gänzlich losgelöst und bis zur Irreligion entwickelt hat, ist eine Tatsache, die im entsprechenden Kap. V eingehend dargestellt ist. Ganz richtig wird der wesentliche Gegensatz zwischen Christentum und dieser modernen Kultur des weiteren ausgeführt. Heben wir die Hauptmomente kurz hervor.

In seinem innersten Wesen ist das Christentum eine von Gott geoffenbarte, der Willkür menschlicher Einwirkungen entzogene Lehr- und Heilsanstalt. Die moderne Kultur ist reines Menschenwerk und will das auch sein.

Wesentlich ist dem Christentum der Glaube an die geoffenbarten Wahrheiten, vor allem der Glaube an einen überweltlichen, persönlichen Gott. Die Grundlehre der „modernen Kultur" ist die Leugnung dieses Gottes. Für das Christentum ist Gott ein wirkliches, durch die menschliche Vernunft sicher erkennbares, unendliches, persönliches Wesen, von dem die Offenbarung lehrt, daß er

dreipersönlich in einer ungeteilten Natur ist. Der modernen Kultur ist Gott eine subjektive Denkform ohne realen Wert, ein Hirngespinst — so nach Kant, dem Philosophen der modernen Kultur. In der Weiterentwicklung hat man diese Gottesidee mit der ebenso subjektiven Idee von der Welt in eine zusammengeworfen, und so ist die moderne Kultur in ihrer Erkenntnislehre eine monistische, pantheistische, den Menschen vergötternde Entwicklungslehre.

Wesentliche Grundwahrheiten des Christentums sind die Lehren von der Schöpfung, von der Unsterblichkeit der Seele. Die Stellungnahme der modernen Kultur zu diesen Wahrheiten ist richtig klargelegt in dem Abschnitt „Religiöse Lage" (S. 13—43) und zeigt den klaffenden, unüberbrückbaren Riß zwischen Christentum und solcher Kultur.

Wesentliche Grundwahrheiten des Christentums sind ferner die Lehre von der übernatürlichen Gnadenordnung, vom Sündenfall, von der Erlösung durch die Menschwerdung der zweiten Person der heiligsten Dreifaltigkeit. Von all dem weiß und will die moderne Kultur nichts wissen. Wenn sie mitunter die Worte behält, werden sie geradezu blasphemisch mißbraucht. Bis in die Literatur hinein ist weit die monistische Entwicklungslehre des Alleins verbreitet. Da ist statt der Menschwerdung „Göttliche Metamorphose" dargestellt. Gott hat seinen Sitz verlassen — „er ist Mensch geworden, d. h. der Mensch ist Gott".

Derselbe unversöhnliche Gegensatz zwischen Christentum und moderner Kultur erhellt sodann auch aus der Vergleichung der christlichen und der modernen Religionswissenschaft.

Die christliche Religionswissenschaft beginnt mit echter und solider Apologetik oder Fundamentaltheologie. Auf die evidenten Zeugnisse der natürlichen Erkenntnis (Sinneswahrnehmung, Vernunftschluß, wahres und bewährtes Zeugnis), stützt sich die natürliche Gewißheit und vernünftige, sichere Annahme einer geoffenbarten Religion. Dann folgt die eigentliche Theologie, die Lehre von Gottes geoffenbartem Worte über alles, was wir zu glauben und zu tun haben, über die Mittel zum Heile. Unter Gottes Beistand und der Leitung des unfehlbaren Lehramtes sucht diese heilige Wissenschaft tiefer einzudringen und einzuführen in das Verständnis der geoffenbarten Wahrheiten, in ihr Verhältnis zu den natürlichen Erkenntnissen, zum Leben. So ist auf göttlicher Grundlage eine sichere, feste Entwicklung der Lehre und Erkenntnis, ein Fortbauen ohne Umsturz möglich und zur Freude aller Zeiten auch tatsächlich erreicht.

Wie ganz anders in der „modernen Kultur"! Man lese die Ausführungen über die moderne Religionswissenschaft und die Weiterbildung der „Religion" zur Über- und Irreligion (S. 44—119), und man wird sich überzeugen, daß die „moderne vergleichende Religionswissenschaft" trotz aller Detailgelehrsamkeit ein grundsatzloses, haltloses, resultatloses Unterfangen ist. Auf willkürliche Leugnung der natürlichen Gewißheit stützt sich eine ebenso willkürliche Leugnung einer Uroffenbarung, eines ehemaligen vollkommeneren Zustandes, eines Falles durch die Sünde, einer Erlösung. Willkürlich, ohne Vernunftgrund und ohne geschichtlichen Halt konstruiert man sich eine Entwicklung vom Atheismus durch verschiedene Stufen zum modernen Pantheismus, der Verquickung aller menschlichen

Irrtümer in den Alleins-Irrtum. So ist diese moderne Religionswissenschaft bei der modernen Religionsphilosophie angekommen, welcher die Religion nichts weiter ist als das Produkt subjektiver Ideenentwicklung. Wenn auch Kant nicht der Erfinder dieser Philosophie einer Religionswissenschaft ist, er hat für die moderne Kultur die „wissenschaftliche Formel" geprägt. Der Kantianismus ist die logische Konsequenz, die reife Frucht des modernen Subjektivismus und darum in seinen tiefsten Grundanschauungen der schroffste Widerspruch und der Ruin aller natürlichen und übernatürlichen Erkenntnis und aller wahren Sittenlehre.

So ist denn der Widerspruch zwischen Christentum und der sog. „modernen Kultur" im innersten Wesen beider begründet; wer trotzdem eine Versöhnung durch Nachgiebigkeit von seiten des Christentums befürwortet und versucht, beweist von vornherein, daß er über das Wesen beider keine Klarheit hat.

Was für eine Verwirrung herrscht und zeigt sich nicht bei den Bestrebungen der sog. Reformer, wie sie in vorliegendem Werke eingehend geschildert werden! Waren sie sich wirklich klar über das „Wesentliche" und „Unwesentliche" im Christentum? Als unwesentlich werden gleichmäßig von den alten wie von den neuesten Reformern mit Vorliebe alle Lehren hingestellt, welche nicht ausdrücklich von der Kirche als Glaubenssätze definiert sind. Es ist das aber schon ein verhängnisvoller Irrtum und eine Verkennung des Wesens der Kirche als Lehranstalt. Die Lehrtätigkeit und Lehrautorität der Kirche beschränkt sich keineswegs auf das Definieren, und der Satz, daß die katholische Wissenschaft in allem nicht Definierten frei sei, ist falsch.

In Bezug auf die Praxis sind es besonders manche Andachten und bei vielen auch der Ordensstand, die als unwesentlich dargestellt werden. Gewiß gehören viele dieser Andachten nicht zum Wesen katholischen Lebens, auch gehört kein bestimmter religiöser Orden zum Wesen der Kirche. Aber nicht nur gehört es zur Einrichtung der Kirche, wie sie von Christus gestiftet ist, daß in ihr die evangelischen Räte blühen, sondern es ist ein göttliches, wesentliches, unveräußerliches Recht der Kirche, die Orden zu approbieren, und wenn die Kirche einen Orden gutgeheißen hat, so ist es falsch, daß es trotzdem jedem Katholiken unbenommen sei, diesen Orden zu bekämpfen. Ganz anders spricht die Kirche in ihren Bestätigungsbullen. Und ist eine Andachtsübung, wie z. B. die Lauretanische Litanei, die Herz Jesu-Andacht, Wallfahrten, von der Kirche gutgeheißen, so ist es einfach eine unkirchliche, religiös revolutionäre Anmaßung, gegen solche Betätigungen der Religion Stellung zu nehmen und uns zuzumuten, aus Rücksicht auf die „moderne Kultur" und den „Zeitgeist" auf solche wahre, gebilligte Andachtsübungen zu verzichten.

Doch der Reformkatholizismus geht, wie es bei einer auf Ideenverwirrung und religiöser Halbheit beruhenden Bewegung nicht anders zu erwarten ist, viel weiter. Als charakteristische Merkmale des „Reformkatholizismus der älteren Ordnung" werden uns aufgezählt: Kampf gegen die „Ausschließlichkeit der katholischen Kirche" (S. 247), Mahnung, in der Nachgiebigkeit zu gehen so weit als möglich (S. 248), Geringschätzung des Hergebrachten und der Autorität, verbunden

mit Mangel an Kenntnis des Hergebrachten. Der Kampf gegen die Autorität richtete sich zuerst gegen den Primat als eine Anmaßung der Rechte der Bischöfe durch die römische Kurie (S. 263); von da ging es weiter zum Kampf gegen die angemaßte Herrschaft der Bischöfe und zur Gleichstellung der Priester mit den Bischöfen: auch die niederen Geistlichen seien Richter in Glaubenssachen; endlich fordert man für jeden unterrichteten Gläubigen das Recht, Schrift und Tradition zu untersuchen, kurz das Richteramt über den Glauben (S. 265). So sollte die Kirche republikanisiert werden. Selbst in der Heiligen Schrift wird unterschieden zwischen „wesentlichem Religionsunterricht“ und dem „außerwesentlichen“ (S. 272). Zu letzterem „gehört vor allem die Lehre vom Teufel und den Besessenen.“ „Außerwesentlich“ war für die Reformer auch die Heiligenverehrung (S. 273), die Andacht zur seligsten Jungfrau (S. 274). Mit Widerwillen verfolgte man die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu (S. 275). Das Dogma selbst blieb nicht verschont: so die Lehre von der Dreifaltigkeit, von den zwei Naturen in Christus, den Sakramenten, der Ohrenbeicht, Unauflöslichkeit der Ehe, die Lehre vom Fegfeuer, von der Ewigkeit der Hölle. Kurz, Männer, die sich nicht von der Kirche trennen wollten, waren bis zum reinsten Rationalismus vorgedrungen. Nicht besser erging es der Sittenlehre. Da ist nur die Lebenskraft der Kirche zu bewundern, womit sie sich in Ländern erhielt, in welchen solche gefährliche Irrungen unter den Katholiken und bis in die Seminarien hinein verbreitet wurden.

Leider muß der Verfasser im folgenden Abschnitt dem Reformkatholizismus der jüngeren Ordnung dieselbe Halbheit und dieselbe Verkehrtheit vorhalten. Manches Mißverständnis der Ausführungen über den „Reformkatholizismus der jüngeren Ordnung“ wird vermieden werden, wenn man die Bemerkungen auf S. 315 und 316 mit den beiden zugehörigen Anmerkungen wohl beachtet, worin der Verfasser über die Unbestimmtheit mancher Ausdrücke klagt und sich selbst die größte Schonung der Irrenden zur Pflicht macht. Wenn eine Verwirrung stark geworden, und zumal wenn religiöse Fragen selbst in der Tagesliteratur zur Erörterung kommen, wird nur allzu leicht auf der einen oder der andern Seite ein mißverständliches Wort mit unterlaufen, welches noch keineswegs berechtigt, den betreffenden Verfasser entweder den „Hyperkonservativen“ oder den „Reformern“ beizuzählen. Mögen daher auch einige Angaben der Korrektur oder wenigstens milderer Auslegung bedürfen, so bleibt doch das vom Verfasser entworfene Bild des neuen Reformkatholizismus im wesentlichen richtig und wahr. Wiederum macht sich der durchaus falsche Grundsatz breit, die Verpflichtung der Unterwerfung sei auf das zu beschränken, was die Kirche ausdrücklich als Glaubenswahrheit vorgelegt habe. Man geht weiter und gibt selbst den dogmatischen Formeln nur relativen Wert, womit aller Willkür freies Spiel geschaffen wird. So traurig das Bild ist, welches der Verfasser vom älteren Reformkatholizismus entworfen hatte, so führen ihn seine eingehenden Studien zu dem allgemeinen Urteil: „Betrachtet man den Reformkatholizismus der Neuzeit im einzelnen, so fällt einem bald auf, daß er fast von Satz zu Satz oft bis zum Ausdruck den alten Reformkatholizismus erneuert“

(S. 317), er „geht mit Personen wie mit Sachen in einer Weise um, die alle Achtung vor Würde und Stand, die jede Autorität, die zuletzt den Glauben an die göttliche Stiftung der Kirche untergraben muß" (S. 368). „Das alles ist nicht mehr Reform, sondern Zerstörung, nicht mehr Erneuerung, sondern Neuerung, Auflehnung bis zur Häresie" (S. 370).

Und wozu? Um einen offenbar unmöglichen Ausgleich zwischen unversöhnlichen Gegensätzen zu versuchen, nämlich die Aussöhnung des modernen Menschen mit dem Christentum. „Der moderne Mensch ist der unbedingt alleinige und ausschließliche Herr seiner selbst, er ist der absolute Selbstherr" (S. 428). Der wird nicht dadurch zum Christen umgewandelt, daß man ihn mit Vertuschung oder gar Preisgabe von Unwesentlichem oder Wesentlichem zur Annahme einer Auswahl christlicher Wahrheiten in irgend welchem relativen Sinne bewegt. Zum Christen wird man nur durch die volle Glaubensgesinnung, d. h. die vollkommene Unterwerfung des Geistes und Willens, kurz des ganzen Menschen unter die Autorität Gottes (S. 418).

Nein, so rettet man weder die „moderne Kultur" noch das Christentum. Für ein solches zugestutztes Christentum sind keine edeln Konvertiten zu gewinnen. Was auf den Draußenstehenden Eindruck macht, was viele edle Seelen zur Kirche zurückführt, das ist die Einheit, Klarheit, Festigkeit der Kirche in ihrem Glauben, ihrem Bekenntnis, ihrem Leben. Das Wort vom Senfkörnlein hat sich an ihr bewahrheitet, sie ist im Laufe der zwei Jahrtausende allen Stürmen zum Trotz lebensfähig geblieben und hat in gleicher Weise die beiden Momente der Schönheit, die Einheit und Mannigfaltigkeit bewahrt und gemehrt. Sie ist der große Baum, ungetrennt und eins: alle Kraft kommt von der einen Wurzel, und sie treibt stets neue Zweige, Blüten und Früchte der Erkenntnis und Andacht. Wer hat das Recht, sich zu unterfangen, diesen Baum nach seiner Laune zu stutzen und den Vögeln des Himmels die Wohnung darin zu verleiden? Und doch sagt der Verfasser an einer Stelle: „Unter allen Irrtümern, mit denen das Christentum zu kämpfen hat, ist der hartnäckigste wohl der von seiner Verbesserungsfähigkeit und Verbesserungsbedürftigkeit" (S. 79). Es sollen Menschenhände Gottes Werk verbessern nach Menschenplänen!

Die Sorge für die Erhaltung des Christentums ist Sache der Kirche. Allerdings sollen wir alle auch dazu mitwirken, aber wahrlich nicht dadurch, daß wir die Kirche und das Christentum nach unsern oder fremden modernen Ideen ändern wollen, sondern dadurch, daß wir ganz und voll auf dem Boden des Christentums stehen, daß wir in allem freudig mit der Kirche denken und reden, daß wir nicht nur selbst alles halten, glauben und tun, was uns Christus durch die Apostel und die Kirche lehrt, sondern mutig und entschlossen die volle Wahrheit offen vor aller Welt bekennen. Immer und überall hat die Kirche in treuer Waltung ihres göttlichen Amtes jene Lehren besonders betont, die gerade von Irrenden geleugnet und bekämpft wurden. Gewiß können und müssen wir gegen den modernen Unglauben die allen christlichen Konfessionen gemeinsamen Wahrheiten betonen, aber es ist nicht mehr wahres Christentum, wenn man die Unter-

schiede zwischen den Bekenntnissen zu vertuschen sucht. Das ist — mag es noch so wohl gemeint sein — Verrat an der eigenen Sache, an der Wahrheit; es ist Täuschung derer, welche man gewinnen will, und es ist religiöser Selbstmord. Christentum und Kirche sind von Gott gegeben zur Rettung der Menschheit. Wir retten uns nur durch volle, ganze Hingabe an die Kirche, und wir retten die Welt nicht durch Verstümmelung der Kirche. Fort mit aller Halbheit, fort mit unbefugter Reformierung, mit menschlichen Pfropfversuchen am göttlichen Baum des Christentums!

Möge das Werk fleißig gelesen und erwogen werden und alle von der Verkehrtheit, Nutzlosigkeit, ja von der schrecklichen Verantwortung solchen Unterfangens überzeugen, auf daß wir froh und freudig in voller Eintracht mit der Kirche denken, streiten, siegen.

K. Frick S. J.

Herders Konversations-Lexikon. Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. Lex.-8° Freiburg 1903/4, Herder. In Orig.-Einb.: Halbfranz per Band *M* 12.50

Zweiter Band: Bonar bis Eldorado. (VIII S. u. 1760 Sp. Text mit 400 Bildern, 10 Karten, 13 Tafeln mit 170 Bildern und 7 Textbeilagen.)

Dritter Band: Elea bis Gyulay. (VIII S. und 1820 Sp. Text mit 450 Bildern, 7 Karten, 26 Tafeln und 11 Textbeilagen mit ebenfalls zusammen rund 450 Bildern.)

Als Band I des neuen Herderschen Lexikons (1903) in dieser Zeitschrift (LXIV 197 f) die verdiente Anerkennung erfuhr, stand man vor einem hoffnungsreichen Anfang; es war ein erster Schritt, ein schönes Versprechen. Heute ist das Werk trotz aller Höhe der Anforderungen, die es an sich stellt, schon zum beträchtlichen Teile verwirklicht; von den acht Bänden liegen drei vollendet vor, und der vierte ist in rüstigem Anmarsch. Die Aufeinanderfolge der Lieferungen hat nicht, wie man hätte erwarten können, nach dem ersten kräftigen Anlauf sich verlangsamt, sondern stetig beschleunigt; die äußere Zierde und die Mannigfaltigkeit erläuternder Beigaben sind mit jedem Bande reichlicher geworden, während der Inhalt nach wie vor nicht nur strenge Exigenz befriedigt, sondern häufig eine billige Erwartung noch übertrifft. Alles zeugt von einer zielbewußten Leitung und verbürgt den sichern Abschluß binnen kurzer Frist.

Das beste Lob, das sich spenden läßt, ist gewiß, daß auch die neuen Bände in vollem Maße sind, was sie sein sollen. Mit einer oft Staunen erweckenden Vielseitigkeit werden alle Gebiete und alle Nationen, alle Richtungen und Neigungen des Geistes, alle Bedürfnisse und Bedingungen des Lebens umfaßt. Durch kein anderes der existierenden Nachschlagewerke verwandter Art wird die hier ausgebreitete Buntfülle der Nomenklatur übertroffen. Persönlichkeiten, Problemen und Erscheinungen, welche in der Gegenwart die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, welchem Gebiete immer sie angehören mögen, wird besondere Rücksicht geschenkt,

und es ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil, über alles Derartige sofort zuverlässige und oft reichhaltige Angaben bereit zu finden. Auch den Bedürfnissen der geselligen Unterhaltung ist durch Eingehen nicht nur auf Spiel und Sport, sondern auch auf Redensarten, Bonmots, Zitate, Scherzworte u. dgl. angenehm Rechnung getragen.

Erscheint, der Natur des Werkes gemäß, die Orientierung meist knapp in der Form und auf das Wesentliche sich beschränkend, so begegnen nichtsdestoweniger häufig auch so gründliche Darlegungen, daß sie dem Inhalte nach ganze Lehrbücher ersetzen. Schon beim ersten Bande wurde aufmerksam gemacht auf die vorzüglichen geographischen und ethnographischen Beiträge mit ihren reichen Zugaben an Karten und statistischen Tabellen. Durch die Stichworte Brasilien und China, Colombia und Ecuador, Deutschland und Frankreich, Großbritannien und Irland, Dänemark und Griechenland und endlich gar Europa war auch jetzt wieder Gelegenheit zu Kraftproben nach dieser Richtung gegeben, und sie sind glorreich geliefert worden. Es will jedoch scheinen, als sei dieser unbestrittene Ehrenpunkt des ersten Bandes in den neu vorliegenden Bänden durch die den verschiedenen Gebieten der Technik angehörenden Abschnitte noch überboten worden. Auf die ingeniös ausgedachten, überaus willkommenen chronologischen Übersichtstabellen der „Erfindungen und Entdeckungen“ und der „Entdeckungs- und Forschungsgeschichte der Erde“ sei nur eben hingewiesen. Aber wahre Prachtstücke finden sich in den Abschnitten über Brücke und Brunnen, Buchdruck und Buchhandel, Dampfmaschine und Dampfschiffahrt, Drehbank und Fahrrad, Fernrohr und Fernsprechwesen, Feuerlöschung und Feuerversicherung, Elektrizitätswerke und Eisenbahn, Gebläse und Gewebe, Geschütz und Festungswerke, Glasfabrikation und Gießerei, Gaskraftmaschine und dynamo-elektrische Maschine und ähnliches.

Schon diese lehrreichen Abhandlungen boten vielfältigen Anlaß, durch zweckmäßige Figuren und Abbildungen der Worterklärung zu Hilfe zu kommen. Ungleich mehr wird die Leistungskraft der Verlagshandlung in dieser Beziehung durch eine Reihe zusammenfassender kunsthistorischer Abhandlungen in Anspruch genommen, wie die über byzantinische, etruskische, griechische, gotische Kunst. Die Beilagen über gotische Kunst bilden eigentlich ein kleines Album für sich und stellen, was die Ausstattung angeht, in diesen Bänden wohl den Glanzpunkt dar. Mehr kommt darauf an, daß die verschiedenen Urteile über Kunst und Künstler inhaltlich gediegen, verständnisvoll und zutreffend sind. Die Ausführungen über Fiesole und Correggio, van Eyck und Dürer usw. erwecken denn auch in der Tat die günstigsten Eindrücke. Notizen wie die über Deger und Führich, Cornelius und Delaroche usw. kann der Kunstfreund nur mit Freuden lesen.

Einen besondern Vorzug beider Bände bilden trefflich orientierende Ausführungen auf dem Gebiete der schönen Literatur. Nicht als ob Referent persönlich sich in der Lage sähe, jeder kleinen Notiz in dieser Beziehung ohne weiteres seinen Beifall zu spenden. Weder in Bezug auf Frenssens Jörn Uhl noch in Bezug auf das „kulturgeschichtlich Wertvolle“ in Casanovas liederlichen Schwindeleien, weder bei der Überschätzung von Börne, Byron oder Carlyle, noch bei der anscheinenden Unterschätzung der Bedeutung von Chateaubriands Génie du

Christianisme (II 621) u. dgl. möchte er gerade unbedingt unterschreiben. Aber weitaus die meisten und durchaus die wichtigsten Beiträge aus diesem weiten Gebiete verdienen großes Lob und können geradezu zum ernsten Studium empfohlen werden. Es genügt, Hauptnamen zu nennen wie Dante und Goethe, Calderon und Camões, Corneille und Grillparzer, Cervantes und Dickens, von neueren Literaturgrößen aller Länder nicht weiter zu reden. Manche dieser kleinen Artikel sind wahre Meisterstücke und eine treffliche Schule gesunden literarischen Geschmacks. Noch mehr ins Gewicht fallend, bei gleicher Vertrauenswürdigkeit, sind die zusammenfassenden Darstellungen über die Literaturen ganzer Völker, die dänische, deutsche, englische, finnische, französische, griechische Literatur.

Der Abschnitt über die deutsche Literatur, 16 Spalten umfassend, mit einer herrlichen Übersichtstabelle von weiteren 8 Spalten, bietet auf kurzem Raum in vollendeter Darstellung, was in keiner der vorhandenen Literaturgeschichten so reichhaltig, so zuverlässig und pragmatisch so wohl ineinandergefügt wird angetroffen werden. Derartige Meisterartikel allein schon verlohnen die Anschaffung des Lexikons. Der katholische Literaturfreund zumal wird sich keinen besseren Ratgeber wünschen können.

Mit Rücksicht auf die Ausstattung, für welche bei Werken solcher Art heutzutage so Ansehnliches geleistet wird, ist schon bei Anzeige des ersten Bandes die Beobachtung zum Ausdruck gekommen, daß in Herders Lexikon die Zweckdienlichkeit allein entscheidend erscheine, während bloß Prunkhaftes und Reklamemäßiges weise vermieden werde. Den Namen aus Tier- und Pflanzenwelt, den Aufgaben der Mechanik und Astronomie, den Kleidertrachten und liturgischen Gewändern, wie mancherlei Erzeugnissen der Kunstindustrie werden zahlreiche aber kleine und schlichte Abbildungen zur Erläuterung beigegeben. Zu Städten und Ländern finden sich gleicherweise oft Wappen, Siegel und Münzen. Reichlicher und stattlicher werden die graphischen Beigaben bei Bau- und Maschinenkonstruktionen u. dgl. wie Dach, Decke, Gewölbe, Eisenbahn und Dampfschiff. All die verschiedenen Teilgebiete der Industrie von der Brotbereitung und Fischzucht, der Bearbeitung von Gold und Eisen, der Glas- und Geschützgießerei bis zu den kompliziertesten Dampf- und Elektrizitätswerken sind mit prächtigen Abbildungen aufs reichlichste veranschaulicht. Selbst die ausgewähltesten Kartenbeilagen (wie etwa die über die Gletscher oder über die Diözesaneinteilung Deutschlands) treten in den Hintergrund gegenüber dem hier entfalteten Reichtum. Da auch aus dem Bereich der bildenden Künste wichtige Abhandlungen einen freigebigen Bilderschmuck herausforderten, so erklärt es sich, daß den 500 Bildern des ersten Bandes 900 im dritten Bande allein, den 11 Tafeln dort 26 Tafeln hier gegenüberstehen. Auch die in Farbenpracht strahlenden Tafeln sind in den neuen Bänden häufiger geworden, je nachdem der Gegenstand dazu die Veranlassung bot. Es leuchtet ein, daß Ausführungen über Buchmalerei und Glasmalerei nicht nur anziehender, sondern auch lehrreicher werden durch die farbenreichen Demonstrationsexempel. Noch mehr gilt dies von der artigen Beilage zur Erläuterung des Dreifarbendrucks. Abschnitte wie die über Flaggen und Eisenbahnsignale würden ohne solche bunte Nachhilfe wahrlich gar zu farblos sein. Daß auch einmal von

einem unserer großen Meister wie Albrecht Dürer ein Tafelbild in seinen Farben wiedergegeben wurde, ist durchaus entsprechend.

Schon nach Vollendung des ersten Bandes ist die Sorgfalt gerühmt worden, mit welcher die Verlagshandlung bei Auswahl ihrer Textillustrationen durchgehends verfahren sei, im Hinblick auf den häufigen Gebrauch, solchen Nachschlagewerken in den Familienzimmern offen und für alle zugänglich, ihren Standort anzuweisen. Das damals zugeteilte Lob kann im allgemeinen auch für die neuen Bände aufrecht erhalten werden. Wenigstens läßt bei einem der schwierigsten Fälle, den Illustrationsbeigaben zur Behandlung der griechischen Kunst, die gewissenhafte Auswahl sich nicht verkennen. Der Besonderheit dieser Kunst als der Verherrlichung der sinnlich schönen Form, zumal des menschlichen Körpers, mußte Rechnung getragen werden, und es sind dafür edle, unverfängliche Typen ausgewählt worden. Vielleicht gerade, um einem Vorwurf übertriebener Ängstlichkeit nach dieser Richtung zuvorzukommen, der, wie unberechtigt immer, bei der heutigen Strömung nicht ausgeschlossen war, sind an anderer Stelle gelegentlich ein paar der ungeberdigsten Bewohner des alten Olymp in Olympiertracht und in ihrer hergebrachten, etwas herausfordernden Haltung abgebildet worden, eine Rücksicht, durch welche die sonst unschwer entbehrlichen kleinen Bildchen des Dionysos, des Eros und des Ganymed immerhin einen Daseinsgrund erhalten.

Unbedenklich darf man sagen, daß in Wort und Bild das ganze Werk ein durchaus christliches ist, das sich klar und bestimmt auf den Boden des Christentums stellt, so offen und so konsequent, wie kein anderes bekanntes Werk ähnlicher Art. Es ist tief bedeutungsvoll, wenn den Abschnitten über Christentum und Christus eine Sammlung ausgezeichneter Christusbilder aus allen Jahrhunderten christlicher Kunst zur Zierde beigegeben worden ist: eine Huldigung aller in diesem Werke zusammenströmenden Wissenschaft und Kunstliebe an Christus den Mittelpunkt der Weltgeschichte.

Dies hindert selbstverständlich in keiner Weise, daß alle dem Bereich des Profanen und Natürlichen angehörenden Gebiete unbefangen nach dem Maßstab der Vernunfterkenntnis und nach dem Hochstande der heutigen Wissenschaft zur Behandlung kommen, daß außerchristliche Religionsbildungen ohne Voreingenommenheit, antichristliche Vertreter der Wissenschaft ohne Animosität ihre Würdigung finden. Man vergleiche nur die fast sympathisch zu nennende Darstellung des Buddhismus oder die durchaus optimistische Besprechung der Eleusinien. Die gleiche Beobachtung kann man machen an den mit so vieler Zurückhaltung geschriebenen Notizen über wissenschaftliche Zelebritäten, wie Brehm, Charcot, Diesterweg, Anselm Feuerbach usw. Das Lexikon kann somit für Gebildete jeglicher Richtung recht wohl genießbar und in allem brauchbar sich erweisen. Der gläubige Christ aber, der seine heiligsten Überzeugungen hier endlich einmal in allem geachtet findet, wird vor jedem andern Werke gleicher Art diesem den Vorzug geben müssen.

Der gläubige Protestant, sofern ihm nur das Poltern gegen katholische Anschauungen nicht gerade unentbehrlich ist, kann ein befriedigenderes Konversationslexikon für sich nicht finden. Alle namhafteren Erscheinungen des Protestantismus

sind besprochen, konfessionelle Empfindlichkeiten sind aufs sorglichste berücksichtigt. Selbst bei sehr heiklen Stichworten (Evangelischer Bund; Gustav Adolf-Verein; Calvin; Cranmer; Pastor Fliedner; Katharina von Bora; Elisabeth von Preußen u. dgl.) wird auch das gereizteste protestantische Bewußtsein nicht Anlaß zu Klagen finden. Wo vollends in spezifisch protestantischem Kreise religiöser Ernst, wissenschaftliche Leistung oder künstlerische Begabung zur Anerkennung sich darzubieten scheinen, werden, entgegen dem in diesen knapp gehaltenen Spalten sonst beobachteten Brauch, gewöhnlich besonders warme Töne angeschlagen. Es sei nur hingewiesen auf Coligny, Fischart, Casaubon, Camerarius, Chyträus, Gerok, Claudius, Bushnell und manche andere.

Dem Katholiken bietet das neue Lexikon, wie schon früher betont, den Gewinn, sich nicht mehr auf Nachschlagewerke angewiesen zu sehen, in welchen seine Religion teils gröblich entstellt oder mißverstanden, teils heimlich oder offen bekämpft wird. Ferner ist hier, soweit es bei derartigen Werken füglich geschehen kann, pädagogischen Bedenken mit Rücksicht auf Benutzung durch das unreife Alter und überhaupt der christlichen Züchtigkeit in allem gewissenhaft Rechnung getragen. Eine sehr beträchtliche Zahl von Persönlichkeiten, Fragen und Erscheinungen, die für den Katholiken in Betracht kommen, sonst aber in solchen Nachschlagewerken unberücksichtigt bleiben, finden hier die gebührende Stelle. Namentlich aber wird hervorragenderen Vertretern der katholischen Anschauung aus alter und neuer Zeit hier eine verständnisvollere und daher auch gerechter Würdigung zu teil, als sonst zu geschehen pflegt. Die prächtigen Abschnitte über Görres oder Colmar, Geissel oder Diepenbrock, Buß oder Bone, Sebastian Brunner oder Ferdinand Brunetière sind keineswegs panegyrisch übertreibende aber der Katholik kann daran Freude haben. Er findet selbst Auskunft über die führenden Männer unserer Tage, die Gröber und Daller und wie die Vertrauensmänner des katholischen Volkes alle heißen. Daß bei Fällen von Konfessionswechsel zu dem einen oder andern Bekenntnis diese Tatsache bei den betreffenden Persönlichkeiten kurz vermerkt und daß bei Schriftstellern und Dichtern ausgesprochen pietistischer, rationalistischer, kirchenfeindlicher oder auch katholisch kirchlicher Richtung dies zur Charakteristik ihrer Werke beigefügt wird, ist recht dankenswert, geschieht aber nicht zu Nutz und Frommen der katholischen Benutzer allein. Zuweilen wird jedoch auch der Bedeutung, welche eine Sache für die Katholiken insbesondere hat, mit einem Wort gedacht, so z. B. beim Bürgerlichen Gesetzbuch oder bei Vorkommnissen in England, die mit der Emanzipation der dortigen Katholiken in Zusammenhang standen. Dies sind jedoch seltene Ausnahmen, und haben solche Bemerkungen ihren Wert für alle.

Bei alledem wird jede auch nur anscheinende Bevorzugung der katholischen Seite von diesem Lexikon geflissentlich ausgeschlossen. Man braucht nur die wohlwollenden Worte über „die segensreiche soziale Wirksamkeit" der Heilsarmee unter Booth zu lesen oder die sympathische Notiz über die Brüdergemeinde, um sich von der ängstlichen Neutralität zu überzeugen.

Zu den vortrefflichsten Beiträgen gehören zweifelsohne viele der biographischen Skizzen über namhaftere Persönlichkeiten der Neuzeit (Bunsen, Döllinger usw.),

und unter diesen nehmen die über Staatsmänner wohl die erste Stelle ein. Da findet man Consalvi und Caprara, Gladstone und Disraeli, Carnot und Canovas, Franklin und Grant, Deák und Caprivi, Floquet und Grévy, Goßler und Falk und noch viele andere. Aber besonders ehrende Attribute erscheinen nur für zwei aus ihnen vorbehalten, das des „genialen Staatsmanns" und des „glühenden Patrioten" für Cavour, das des „gewiegten Politikers" für Crispi. Ein ähnliches Streben nach „Unabhängigkeit der Beurteilung" läßt sich auch in die Behandlung mittelalterlicher Geschichtsverhältnisse zurückverfolgen, wie bei der Würdigung der Friedriche aus dem Hause Hohenstaufen oder der Papstreihe der Bonifaze. Es ist die hergebrachte katholische Noblesse in Beurteilung der Feinde ihrer Sache, die einigermaßen selbst einem so verächtlichen Tropf wie Garibaldi hier zu gute gekommen ist, dem „Mann von kühner Tatenlust und nationaler Begeisterung".

Auch der Ritterlichkeit gegenüber der Frauenwelt wird Genüge getan, wie z. B. im Hinblick auf „die hochbegabte Frau und fromme Protestantin" Herzogin von Broglie, oder Kaiserin Elisabeth von Österreich, „die geistig hochstehende, sehr selbständige Frau", die „literarisch gebildete Verehrerin Heines". Der Frauenbewegung ist mit Recht eine besondere Beilage gewidmet und den Vorkämpferinnen derselben werden ziemlich häufige Notizen zu teil. Wenn aber die leidenschaftliche Liselotte von Orleans fast zum Ideal der deutschen Frau verklärt erscheint, so wird es der Ritterlichkeit etwas viel; es wirkt erleichternd, in nüchterneren Darstellungen, wie der über Elisabeth von England, ein gesundes Gegengewicht zu finden.

Jedenfalls kann nach dem Gesagten von einer katholischen Voreingenommenheit oder auch nur von bevorzugender Behandlung der katholischen Seite im vorliegenden Werke nicht die Rede sein. Immerhin bleibt aber der Umstand, daß diese allseitig treffliche Enzyklopädie durch die Initiative und die Leistungsfähigkeit unserer ersten katholischen Verlagshandlung ins Leben tritt, für die Katholiken Deutschlands ein erfreuliches und ehrenvolles Ereignis. Alle Erfahrungen und Errungenschaften bereits bestehender Werke dieser Art sind dabei nicht nur aufs glücklichste benutzt, sondern selbständig weitergebildet, ergänzt und vervollkommnet worden. Man darf, nachdem drei Bände einmal fertig vorliegen, das neue Lexikon schon jetzt als wohlgelungen und in jeder Richtung brauchbar bezeichnen.

Für die Katholiken, soweit sie auf Bücheranschaffungen einen Einfluß betätigen können, erscheint es als ein Gebot der Selbstachtung wie als Sache des eigenen geistigen Gewinnes, dieser knappen, billigen, gleichwohl aber reichhaltigsten Enzyklopädie vor konkurrierenden Werken jeder beliebigen Benennung den Vorzug zu geben und der hier aufgespeicherten Schätze des Wissens sich habhaft zu machen. Unter allen großen katholischen Unternehmungen auf literarischem Gebiete, deren seit dem Kulturkampf in Deutschland doch viele ins Leben getreten sind, ist sicherlich keines, das an moralischer Bedeutung wie an unmittelbarem Einfluß auf das Denken und Leben auch nur von weitem mit dem vorliegenden verglichen werden könnte.

Otto Pfülf S. J.

Les Missions Catholiques Françaises au XIX[e] Siècle. Publiées sous la direction du Père ***J.-B. Piolet*** S. J. Avec la collaboration de toutes les Sociétés de Missions. Illustrations d'après des documents originaux. Publication honorée d'une médaille d'argent par la Société de géographie de Paris. Tome VI: Missions d'Amérique. (512 avec 215 gravures et 21 grandes planches) Paris 1904, Armand Colin. Brosch. *Fr.* 15.—; geb. *Fr.* 21.—

Mit vorliegendem sechsten Bande kommt das groß angelegte und prachtvoll ausgestattete Werk glücklich zum Abschluß (vgl. die Besprechungen der früheren Bände in dieser Zeitschrift LXI 243, LXII 345, LXV 220).

Ein ziemlich weit zurückgreifender Exkurs über den amerikanischen Kontinent, seine Urbevölkerung und die Zeit der großen Entdeckungen eröffnet diesen letzten Band. Es folgt aus der Feder eines der besten Kenner der kanadischen Missionsgeschichte ein glänzendes Bild der alten Jesuitenmission in „Neu-Frankreich", an das sich eine treffliche Darstellung der neueren Oblatenmission in Britisch Nordamerika anschließt. Diese beiden Kapitel sind unstreitig die besten des sechsten Bandes. In einer Reihe kleinerer Aufsätze wird sodann der Anteil Frankreichs an der Missionierung der Vereinigten Staaten, der Antillen und Südamerikas dargelegt. Eine Ergänzung dazu bietet der Herausgeber, P. Piolet, in einer Übersicht der französischen Kongregationen und ihrer Wirksamkeit in den Ländern des „lateinischen" Amerika. Ein im feinsten Salonstil geschriebenes Schlußwort des berühmten französischen Literaten und Akademikers Ferdinand Brunetière läßt das ganze Werk in einer Lobeshymne auf die „älteste Tochter der Kirche" ausklingen.

Fassen wir nun noch einmal unser Urteil über diese in vornehmster Ausstattung vor uns liegenden sechs stattlichen, 3076 Seiten umfassenden Bände zusammen, so stehen wir nicht an, sie als einen wertvollen Beitrag zu unserer katholischen Missionsliteratur zu bezeichnen. Schon allein der fast verschwenderische, sämtlich nach Originalphotographien in technischer Vollendung ausgeführte Bilderschmuck (im ganzen nicht weniger als 1351 Textillustrationen und 112 Vollbilder) bietet sowohl in missionsgeschichtlicher wie geographischer und ethnographischer Beziehung reiche Belehrung, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß manche Bilder mit den französischen Missionen wenig oder nichts zu tun haben und daher irreführend wirken müssen. In den Text haben sich etwa 50 Mitglieder der verschiedenen französischen Genossenschaften verteilt, ein Umstand, der die Einheitlichkeit der Darstellung notwendig beeinflussen mußte. Die Beiträge sind denn auch nach Inhalt und Form von sehr verschiedenem Wert. Neben vorzüglichen Arbeiten, wie sie z. B. Pisani, Le Roy, Suau, Comte, de Rochemonteix, Grouard und Gohiet u. a. geliefert, findet sich auch viel recht Mittelmäßiges; trockene Aufzählungen einiger Daten und statistischen Angaben ohne Hervorhebung der wirklich hervorstechenden Momente, die den Wert und die Eigenart einer Mission erst klar erkennen lassen.

Alles in allem aber bringen die sechs Bände eine reiche Fülle von Belehrung und wertvoller Aufschlüsse und werden auch dem Fachmann als Nachschlagewerk gute Dienste leisten. Eine eigentliche Missions**geschichte** hat uns freilich auch diese schöne Publikation noch nicht gebracht. Bezeichnend ist die Äußerung Brunetières in seinem mit französischer Überschwenglichkeit geschriebenen Schlußwort, er habe sich beim Durchsehen der sechs Bände öfters gefragt, ob Piolet und seine Mitarbeiter mehr der katholischen Kirche oder aber Frankreich ein Ruhmesdenkmal setzen wollten. Es komme dies freilich auf dasselbe hinaus, denn le catholicisme c'est la France et la France c'est le catholicisme, ein Satz, der trotz der beigefügten Einschränkungen zumal im Augenblick geradezu peinlich berührt. Indessen soll uns dies und ähnliches die Freude an dem nun glücklich abgeschlossenen Prachtwerke nicht verderben. Gewiß haben sich der Herausgeber, P. Piolet, und seine Mitarbeiter den Dank aller Missionsfreunde erworben, und auch die Verlagshandlung, die keine Mühe und Kosten gescheut hat, um eine in technischer Hinsicht vollendete Leistung zu schaffen, verdient alle Anerkennung. Der unglückselige französische Kulturkampf, der auch den katholischen Buchhandel jenseits des Rheins tief geschädigt, hat den Verleger gezwungen, den Preis der einzelnen Bände auf 15 Frank zu erhöhen, eine in Anbetracht der splendiden Ausstattung nicht übermäßige Forderung.

A. Huonder S. J.

Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage von **Elisabeth Gnauck-Kühne.** Mit sechs farbigen Diagrammen. 8⁰ (VI u. 166) Berlin 1904, Liebmann. *M* 3.50

Jedem, der sich für die Frauenfrage interessiert — und das muß heute bei jedem ernsten Sozialpolitiker der Fall sein — können wir das vorliegende Werk der geistreichen Konvertitin aufs beste empfehlen. Dasselbe gehört unstreitig zum Besten, was über die Frauenfrage geschrieben wurde. Wir glauben auch nicht fehlzugehen, wenn wir in dem trefflichen Buche die Erklärung und Rechtfertigung der Rückkehr der Verfasserin zur katholischen Kirche erblicken.

Die Schrift geht von einem umfassenden und gut verarbeiteten statistischen Material aus, durch das man einen klaren Einblick in die gegenwärtige Lage der deutschen Frau und damit einen sichern Boden zur Lösung der Frauenfrage gewinnt. Mann und Weib sind zwei verschiedene Typen der einen Menschheitsidee, so führt die Verfasserin aus, deshalb muß das Ziel der Entwicklung nicht Gleichartigkeit sein, sondern möglichste Ausbildung der verschiedenen Typen. „Das Weib ist ebensowenig ein verzeichneter Mann wie der Mann ein mißglückter Weibversuch. Beide sind der Ergänzung bedürftig und müssen in der Gemeinschaft Vollendung suchen.“ Aber der Weg zur Vollendung ist nicht derselbe. Mutterschaft und Mütterlichkeit, das ist physisch und psychisch betrachtet die der Frau von der Vorsehung zugewiesene Bestimmung.

Der Schwerpunkt des weiblichen Lebens und Wirkens liegt in der Familie. Das geht zur Evidenz daraus hervor, daß gerade in den Jahren der Vollkraft (vom 30. bis 50. Lebensjahre) mehr als 77 % der Frauen durch die Ehe vom

Erwerbsleben und fast jeder nachhaltigen Tätigkeit außerhalb der Familie ferngehalten werden. Nur der Mann vermag durchschnittlich auf Lebenszeit einen bestimmten Beruf, als Arzt oder Beamter oder Lehrer u. dgl., festzuhalten; von den Frauen geben die meisten den erwählten Beruf bei der Verheiratung auf, um sich der Familie zu widmen. Trotzdem kann die Ehe nicht als lebenslänglicher Beruf und noch weniger als lebenslängliche Versorgung der Frau mit Sicherheit angesehen werden. Im Alter von 16 bis 20 Jahren sind 66 %, im Alter von 20 bis 30 Jahren 48 % der Frauen auf eigenen Erwerb angewiesen und im Alter von 50 und mehr Jahren 25 %. Zwischen Eheberuf und Erwerbstätigkeit „wird das weibliche Geschlecht hin und her geworfen. Sein Leben ist dualistisch gespalten". Dieser Dualismus erschwert das Leben der Frau, zersplittert ihre Kraft, und deshalb hat die Gesellschaft die Pflicht, „ihren Hausmutterberuf und Erwerbstätigkeit zu erleichtern".

„Geben wir das Familienleben preis, so geben wir die echte Kultur preis." „Wem aber fällt es zu, die Familie zusammenzuhalten, wenn nicht der Frau? Ist sie dieser Aufgabe nicht gewachsen oder nicht geneigt, so ist das Fortbestehen dieser Lebensform in Frage gestellt." Was aber soll die Frau im Familienheim, das nicht mehr „produziert"? „Nun, wenn die Familie nicht mehr produziert, so konsumiert sie doch, und der Konsum (im weitesten Sinne genommen) ist infolge gesteigerter Kulturbedürfnisse eine verwickelte Angelegenheit geworden. . . . Neben dieser Aufgabe steht aber die andere größere: der Familie ein Heim zu machen und die Kinder zu erziehen. Und diese Mission der Frau ist die gleiche in allen Klassen. Diese vorwiegend geistig-sittlichen Aufgaben werden von keiner Änderung der Wirtschaftsordnung verkürzt. Alle technischen Fortschritte der Welt können diese fraulichen Aufgaben nicht aufheben, wohl aber können sie sie erleichtern, indem sie die Hand der Frau entlasten und ihr Zeit sparen." „Ist das weibliche Geschlecht im stande oder gewillt, diese Aufgaben zu erfüllen? Will es auch ferner dem Familiendienste seine beste Kraft, seine besten Jahre widmen? Spricht nicht ein Geist aus der modernen Frauenwelt, der nicht die Familie, sondern sich selbst sucht, der sich nicht einordnen, sondern ‚sich selbst durchsetzen, sich ausleben' will? Wer wollte leugnen, daß Grund zu diesen Befürchtungen vorliegt? Der Geist, der sich in einem großen Teil der Literaturfeuilletons von Frauenhand zu Gehör bringt, ist nicht nur eine radikale Absage an den Geist dienender, warmherziger, opferfreudiger Mütterlichkeit, sondern auch an den alten Geist christlicher Zucht und Sitte." . . . Nicht als ob die Frauenbewegung dies beabsichtigte, aber sie protestiert nicht scharf genug gegen manche Begriffsverwirrungen und ungesunde Auswüchse. Noch ist die Frauenbewegung zu einseitig im Dienste des Geschlechtsinteresses. „Man vermißt den Hinweis, daß alle Errungenschaften schließlich dem Ganzen dienen sollen, daß man den Zusammenhang zwischen dem Ganzen und den Teilen nicht vergißt. Noch ist die Frauenbewegung die Antithese zu dem Geschlechtsegoismus der Männer; je eher sie zur Synthese kommt, zur bewußten Einordnung in die organisierte Gesellschaft mit männlicher Führung, desto eher besiegt sie alle Bedenken und erwirbt die Mitarbeit einsichtiger Männer an ihren berechtigten Zielen."

Aber was soll geschehen, um die Frauenfrage der richtigen Lösung näher zu führen? Die Verfasserin betont vor allem die Notwendigkeit einer richtigen weiblichen Erziehung. Für den häuslichen Beruf muß das weibliche Geschlecht ausnahmslos durch eine elementare hauswirtschaftliche Schulung vorbereitet werden. Für die Möglichkeit gründlicher, systematischer, allseitiger Fortbildung auf diesem Gebiete ist ausgiebig Sorge zu tragen. Außerdem muß das weibliche Geschlecht in allen Schichten zu gelernter Arbeit tüchtig gemacht werden. Das Mädchen muß, so gut wie der Knabe, eine Arbeit berufsmäßig erlernen. Für die weiblichen Erwerbstätigen aller Klassen, die dem Familienleben entrückt sind, gilt es Formen gemeinschaftlichen Lebens zu finden. Auf gewissen Erwerbsgebieten müßte die männliche Konkurrenz ausgeschlossen und die weibliche Erwerbstätigkeit genossenschaftlich organisiert werden (weibliche Zunft). Mit Hinweis auf die religiösen Genossenschaften der katholischen Kirche, denen sie einige herrliche Seiten widmet, schreibt die Verfasserin: „Die deutsche Vergangenheit bietet bewährte Muster, die für Berufsarbeiterinnen zweckentsprechend auszugestalten und Zeitbedürfnissen anzupassen sein würden.“ Auch der Altersversorgung des weiblichen Geschlechts ist größere Aufmerksamkeit zu schenken, da sich gerade in den Jahren des hilfsbedürftigen Greisenalters die Frauen in den europäischen Kulturstaaten in der Überzahl befinden.

Diese flüchtigen Andeutungen mögen genügen, um auf den reichen Inhalt des Buches hinzuweisen. Einige minder genaue Ausdrücke über den Ursprung der Familie und der Monogamie, über die Bedeutung der Lehre der Heiligen Schrift in Bezug auf die Stellung der Frau u. dgl. wird der theologisch gebildete Leser gern der geistvollen Dichterin und Konvertitin zu gute halten. Möge das schöne Buch viele Leser und Leserinnen finden und recht viel zur Lösung des schwierigen Problems der Frauenfrage beitragen.

Vict. Cathrein S. J.

Kreuzesblüten. Gedichte von **Arno von Walden.** 12° (50) Dülmen 1901, Laumann. 50 *Pf.*

Christus. Gedichte von **Arno von Walden.** 12° (134) Mainz 1903, Kirchheim u. Co. *M* 2.—; eleg. geb. *M* 3.—

Lorenz Krapp, der als Dichter den Namen Arno von Walden führt, nimmt unter unsern jugendlichen Poeten eine hervorragende Stelle ein, namentlich seit seine „Christusvisionen“ auf den Kölner Blumenspielen 1903 preisgekrönt wurden. „Um meine Stirne wanden sie schon früh des Lorbeers Kränze“, singt er wiederholt und meint sogar: „Ach, zu früh bekränzt den Scheitel stehst du.“ In der Tat, an poetischem Talente gebricht es dem jungen Dichter keineswegs, wohl aber an Reife und Abklärung. Er ist noch gar zu sehr in „Sturm und Drang“. Dabei hat er einen Zug zum Religiös-Ernsten, fast Finstern, der beängstigend wirkt und den Jüngling immer mehr auf die Bahnen eines ungesunden Mystizismus drängt, von dem wir ihn zurückrufen möchten. In den „Kreuzesblüten“ tritt das noch nicht so auffallend zu Tage wie in den Gedichten „Christus“, obschon auch in der ersten Sammlung die Reue einen stolzen, bittern Beigeschmack hat:

„Mein Eden ist tot. In grauen Nächten mein Licht verloht. Ein Luzifer geht mir mein Leid durch die Seele her." Freilich, er will sich durchkämpfen bis ans Kreuz, um dort „als stiller, entsündeter Luzifer" Verzeihung zu erlangen:

„— — Noch fährt die Nacht,
Die dunkle, vorbei,
Und mein Edensschrei
Vertost in Wolken so stöhnend und sacht (!).
Mein Fuß ist müd —
Wund meine Sehnsucht und halbverglüht,
Doch ich raste nicht — —
Ich will es finden, mein Heilandslicht,
Und müßt' ich ziehen durch Meer und Ried
Und rote Wüsten, vom Tod umsprüht —
Ich will ihn gehen
Den Weg, den wehen,
Bis ich am Kreuze einst sinke her
Ein stiller, entsündeter Luzifer. . . ."

Es ist fast nur ein Gedanke, der in den verschiedensten Formen variiert wird: „Aus verlorener Weisheit Wildnis"; aus dem tollen Jubel eines Trinkgelags, aus der Gesellschaft rosenbekränzter Frauen flieht er in die Nacht hinaus und findet irgendwo ein Kreuz:

„Ein Kreuz stand hoch und starrte durch das Land,
Dran hing der Heiland weiß und tot und bloß.
Vor dem schlug heiß das Haupt ich in die Hand,
Denn meine Schuld war so unendlich groß.

Die Weiden klagten schwül (?) und wundersam,
Von grauen Pfützen dehnte sich ein Meer.
Ich tastete mich durch den fahlen (!) Schlamm,
Und meine müde Seele rief so sehr.

Denn, ob ich's raffte auch mit müder Hand,
Es wurde immer schmutziger mein Kleid,
Und immer lauter, blickzurückgewandt,
Schrie nach dem Kreuz mein altes, dumpfes Leid. — —"

Überall düstere Farben, Weltschmerz und Pessimismus, und zwar in den Jahren, in denen sonst das Herz des Jünglings von Freude und hoffnungsreicher Begeisterung überzuschäumen pflegt! Als unser Dichter seine „Kreuzesblüten" veröffentlichte, zählte er noch keine 20 Sommer, und doch schrieb er Verse wie die folgenden:

„Und durch mein Hirn da brannte ein Ahnen schwer und schwül,
Da rann zu Nacht und Grauen der Farben leichtes Spiel,
Da flossen alle Töne zusammen dumpf und wirr,
Da dünkten mir die Reden der Menschen öd' und irr'."

Und nun die viel umstrittenen, preisgekrönten „Christusvisionen", die von der einen Seite über alles Maß gelobt, von der andern mit bitterem Tadel zurückgewiesen wurden! In der Tat macht die erste Lesung auf christlich gläubige Seelen einen höchst unangenehmen Eindruck. Das ist nicht unser Christus;

das ist ein von modernem Weltschmerz durchtränktes Wesen. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß in dem mystischen Christus sein bitteres Leiden durch die Bosheit der Sünde fortdauert bis ans Ende der Welt; daß er am Ölberge in dem Hinblicke auf die teilweise Nutzlosigkeit seines Erlösertodes Ekel und Überdruß empfand, und daß wir uns diese Seelenstimmung in der Verehrung des von Dornen umkränzten Herzens Jesu fortdauernd vorstellen: aber die Verquickung mit dem Lethe und mit dem heidnischen Charon ist geschmacklos, und die ganze Durchführung des Gedankens scheint uns durchaus mißglückt. Besser ist die tiefe Wahrheit, was aus der Welt ohne den Glauben an Christi Kreuz und Leiden würde, in dem Gedichte „Christi Erntegang" ausgeführt, obschon auch hier der ganz moderne Weltschmerz, den der Heiland zur Schau trägt, ein christliches Gemüt anwidert. Der „Legende vom Jahre 2000 nach Christus" mangelt es an der notwendigen Klarheit. Will der Dichter sagen: im Jahre 2000 n. Chr. wird das Christentum tot sein? Was soll dann die Verheißung Christi: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen"? Und wenn die Kirche nicht mehr wäre, woher dann das „Osterglockenbrausen" des Schlußverses? Oder will er den Gedanken durchführen, daß der sündigen Welt Christus überhaupt tot und begraben sei, trotz der ersten glorreichen Auferstehung? Was braucht es dann eine Legende aus dem Jahre 2000? Das ist heute wahr; aber Christus legt sich darum nicht „von neuem in sein Grab", sondern herrscht in Ewigkeit!

Von dem Gedichte „Nietzsche vor Christus" glaubt ein Rezensent, dessen Worte dem Büchlein als Empfehlung beigelegt sind, es liege „in diesem Gedichte eine halbe Apologetik". (Freilich meint derselbe, das Büchlein werde bei Laien und Weltmenschen heimischer werden als bei Geistlichen [!].) Ja — der Gedanke: ergo erravimus, mit dem der arme Gottesleugner im Jenseits erwacht, ist ziemlich gut ausgeführt, wenn auch der furchtbare Schrecken angesichts des gehöhnten Richters und die Erkenntnis des unsäglichen Elendes, das ein Mann wie Nietzsche durch seine Schriften für Tausende von Seelen gestiftet hat, bei weitem nicht annähernd zum Ausdrucke kommt. Ganz unwürdig ist aber die Rolle, die Christus, dem erhabenen Richter, zugeteilt wird. Er, der im Evangelium den törichten Jungfrauen sagt: nescio vos! wird einem Gottesleugner sich im Jenseits nicht „als den Gott der Gnade" offenbaren oder ihn mit seinem Segen entlassen!

Auch die Behandlung des herrlichen Evangeliums von Christus und Magdalena verdient Tadel. Man darf denn doch dem Heiland keine theologischen Unrichtigkeiten in den Mund legen, wie in der zweiten Strophe S. 13! Und eine solche geradezu herausfordernde Sprache redet die arme Sünderin im Evangelium nicht, wie sie ihr unser Dichter in den Mund legt:

> „Sieh, meine Schönheit warf ich vor dir hin! . . .
> Doch kennst die wilden Sommernächte du?
> Die Tauben gurren, und die Sperber hadern,
> Wild braust das Blut und flutet zu und zu
> Heiß und berückend wirr durch alle Adern",

und wie die bombastisch klingenden Verse heißen, die mit der keineswegs reumütigen Frage dieser Theater-Magdalena schließen:

„Sag, König, konnt' ich größer, heil'ger sein?
Sag, können Lilien denn aus Sümpfen blühen?"

In der ergreifenden Szene des Evangeliums redet Maria Magdalena überhaupt nicht; statt Worte hat sie Tränen! Sie flicht dem Heiland auch nicht „Lorbeer in das Haar und Myrte"! Und Christus schließt den erhabenen Auftritt ganz anders als unser Sänger, der seine Verse sehr wenig glücklich also zum Abschluß bringt:

„Da hob er mild sie auf und sprach: ‚Mein Reich
Ist auch für dich, du heilige Verirrte.'
Und hoch und stumm und bleich schritt sie hinaus,
Schönheitumwallt, als Königin Magdalene.
Doch Christus segnete das ganze Haus
Und sagte: ‚Selig alle, die wie jene . . .'"

Gewiß wollen wir Arno von Walden nicht den Vorwurf machen, er habe absichtlich oder auch nur wissentlich seinen „Christus" also verzeichnet. Nein, es ist ihm ernst; er möchte ein Christussänger sein und uns die Gestalt des Heilandes künstlerisch näher bringen. Aber er hat sich eben viel zu sehr unter den Einfluß der „Modernen" gestellt und hascht nach hohlem Effekt. Es geht ihm gerade wie den „jungen" Malern, welche statt der Idealgestalten eines Raffael, Leonardo da Vinci, Guido Reni usw., um durch moderne Mittel zu wirken, zu den gespenstischen Christusfiguren neuerer französischer Impressionisten oder eines Wereschtschagin sich verirrten. Möge unser jugendlicher Dichter seinen Mißgriff erkennen und zur Sühne durch einen Kranz von wirklich christlichem Geiste durchdrungener Gesänge Christus, den Sieger, den König der Glorie, verherrlichen. „Großer Christus", sagt er in dem kurzen Weihegedicht, „schon rauschen Lieder, künden dich singend, auf Wolken erscheinend" — aber von diesem glorreichen Siege ist leider in diesen Liedern wenig zu lesen! Es ist ganz einseitig der scheinbare Mißerfolg hervorgehoben. Daß es ihm an Begabung nicht gebricht, bezeugen manche wirklich schöne Dichtungen in diesen beiden Bändchen. Wir nennen als Beispiele „Herbstabend", „Christus segnet die Ähren", „Mondnacht", „Nach dem Theater", „Vision im Vatikan", „Ahnung", „Frühlingsnacht" und geben zum Schlusse als Probe seiner Eigenart das schöne Gedicht „Passifloren".

Droben in dem goldnen Saal
Sprüht der weißen Lichter Strahl,
Durch die offnen Türen drängen
Lust und Lieb' in trunknen Klängen,
Und es wogt der weiche Tanz
Zu der hellen Kerzen Glanz.
Helldurchflammt von Blütenflocken
Knistern leis die dunkeln Locken.

— — Drunten in dem Dome weit
Steht im roten Heilandskleid,
Passiflorenkranzumwunden,
Still der Herr in bangen Stunden.
Einsam nur die Ampel glüht
Und die Passiflora blüht.
Durch die Nacht die Winde tragen
Weinend seine Heilandsklagen . . ."

J. Spillmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

De pulchritudine divina libri tres. Auctore Dr theol. H. Krug. gr. 8° (XVI u. 252) Freiburg 1902, Herder. M 4.—; geb. M 5.80

Die vorliegende Monographie behandelt im ersten Buche die Schönheit im allgemeinen, im zweiten die Schönheit Gottes sowohl in sich selber wie in ihrer ursächlichen Beziehung zur geschaffenen Schönheit im Weltall, in den Engeln, der Menschenseele, der Kirche, im dritten die göttliche Schönheit, insofern sie dem Sohne Gottes zugeeignet wird. Die Offenbarungsquellen werden in vorzüglicher Weise berücksichtigt. Das Werk ist sehr reich an den schönsten Väterstellen, welche nicht nur dem Theologen gute Dienste leisten, sondern auch in Predigten fruchtbringend verwendet werden können, um zur Liebe der ewigen und wesenhaften Schönheit zu entflammen und die überirdische Schönheit der Seele vor allem im Strahlenglanz der Gnade und Glorie schätzen zu lehren. Ein Mißton aber in einer schönen Melodie ist es, wenn S. 17 einem sehr verdienten wissenschaftlichen Gegner ohne Beweis andere Motive als Wahrheitsstreben unterstellt werden. Auch S. 44 fehlt in der Anmerkung die objektive Ruhe. Vom hl. Thomas durfte es S. 28 nicht heißen: Tamen argumenta eius vim probandi vix ullam habent.

Lehrbuch der Religion. Von W. Wilmers S. J. Sechste, verbesserte Auflage, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von A. Lehmkuhl S. J. 8° (I. Bd: XVI u. 698. M 6.25; II. Bd: XVI u. 792. M 7.20; III. Bd: XVI u. 680. M 6.—; IV Bd: XX u. 1024. M 9.75) Münster 1902—1903, Aschendorff.

Die Grundlage des trefflichen Werkes ist zwar von seiner ersten Auflage an bis zur jetzigen dieselbe geblieben, aber der Gesamtinhalt, die Gründlichkeit und Reichhaltigkeit in Behandlung der Einzelfragen ist bedeutend gewachsen. Mit besonderer Vorliebe hat der Verfasser zeitlebens dieses Werk besorgt; auch die jetzige nach seinem Tode herausgegebene Auflage ist, wie die Vorrede meldet, noch fast ganz, so wie sie vorliegt, seiner verbessernden Hand zu verdanken. Beim ersten Erscheinen des Werkes wurde dasselbe bald für viele Priesterkandidaten ein gesuchtes Hilfsmittel, um sich gründliche theologische Kenntnisse anzueignen, und für Priester und Seelsorger, die schon im Amte standen, wurde es nicht minder beliebt als Anleitung, um das theologische Wissen zu vertiefen und es praktisch in Predigt und Unterricht zu verwerten. Ein solches ist das Werk seit fast einem halben Jahrhundert geblieben; auch jetzt noch darf es, und zwar in höherem Maße, als eine ergiebige und zuverlässige Quelle angesehen werden, aus welcher der Katechet und der Prediger den Stoff holen können für den religiösen Unterricht in Kirche und Schule. Dazu darf es den gebildeten Laien als eines der gründlichsten Lehrbücher empfohlen werden, aus dem sie eine recht umfassende Kenntnis unserer heiligen Religion sich aneignen und von Zeit zu Zeit auffrischen können. Überdies ist das Werk nicht bloß für den Verstand geschrieben; durch die praktischen Anwendungen und gewählten Beispiele aus der Kirchengeschichte und dem Leben der Heiligen regt es Herz und Willen an und dient so zugleich zur christlichen Erbauung im besten Sinne des Wortes.

Nouvelle théologie dogmatique. Par Jules Souben O. S. B. I. Dieu dans l'histoire et la Révélation. 8° (104) Paris, Beauchesne et Co.

Das erste Heft dieser Dogmatik in französischer Sprache scheint uns ein guter Wurf zu sein. Die Lehre von Gott und seinen Eigenschaften ist korrekt, klar und kurz dargelegt. Die Darstellung ist interessant und ansprechend, dabei würdig und edel. Den Zeitbedürfnissen ist bestens Rechnung getragen. Zunächst wird der Gottesbegriff in der Geschichte der Religionen wie der philosophischen Systeme verfolgt. Dabei gewinnt der Leser besonders in den Anmerkungen einen Einblick in wichtige Werke der vergleichenden Religionswissenschaft und der Geschichte der Philosophie. Im zweiten Teil kommen die Gottesbeweise, welche schon bei der Geschichte des Gottesbegriffs kurz skizziert worden waren, besonders zur Sprache. Die traditionellen Beweise werden durch die Argumente aus dem Entstehen des organischen Lebens, aus dem Dasein intelligenter und frei wollender Wesen ergänzt. Beim Beweis aus der moralischen Ordnung scheint uns das Moment des „Sollens und Müssens" (Gesetz) vor dem der Sanktion zu sehr in den Hintergrund zu treten. Dagegen begrüßen wir beim kosmologischen Argument freudig die glückliche Betonung der inneren Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit der Lebewesen.

Geschichte der altkirchlichen Literatur. Von Dr O. Bardenhewer. II. Band: Vom Ende des zweiten Jahrhunderts bis zum Beginn des vierten Jahrhunderts. gr. 8° (XVI u. 666) Freiburg 1903, Herder. *M* 11.40; geb. *M* 14.—

Der zweite Band des rüstig voranschreitenden großen Werkes teilt die Vorzüge, die an dem ersten allgemein anerkannt wurden. Ein Vergleich mit dem vor kurzem erschienenen zweiten Band von Harnacks Chronologie zeigt, daß Bardenhewers Arbeit sich sehr wohl neben dem Werk des Berliner Literaturhistorikers sehen lassen kann. Auf die chronologischen Fragen geht Bardenhewer natürlich nicht so ausführlich ein wie Harnack, man findet bei ihm auch nicht die zahlreichen geistreichen Einfälle, mit denen sein Kollege den Problemen neue Seiten abzugewinnen versucht. Dafür braucht aber auch Bardenhewer nicht hinten im Anhang zurückzunehmen, was er vorn im Buche Neues aufgestellt hat, und wenn man am Schluß sich fragt, was man nun als annehmbares Ergebnis mitnehmen darf, so findet man es in fast allen Fällen auch durch Bardenhewers nüchternes und besonnenes Urteil schon festgelegt. — S. 18 Anm. ist Weish 1, 7 statt Spr 5, 3 angeführt. S. 66 fehlt Capitaines Buch über Clemens Al. Die Beurteilung des Arnobius S. 469 f scheint uns manchmal gar zu streng.

Florilegium patristicum. Digessit vertit adnotavit Gerardus Rauschen, Dr theol. et phil. 8° Bonnae, P. Hanstein. Fasciculus primus. Monumenta aevi apostolici. MCMIV (VI u. 90) *M.* 1.20 Fasciculus alter. S. Iustini apologiae duae. MCMIV. (162) *M* 1.50

Auf Anregung des hochw. Kardinal-Erzbischofes von Köln gedenkt Professor Rauschen ausgewählte Väterschriften und Väterstellen herauszugeben, um so dem Klerus die Bekanntschaft mit den wichtigsten patristischen Quellen zu erleichtern. Das erste Heft enthält die Zwölfapostel-Lehre, den Römerbrief des hl. Ignatius, das Martyrium des hl. Polykarp vollständig, außerdem einige besonders interessante

Abschnitte aus den übrigen apostolischen Vätern, alles im Urtext und lateinischer Übersetzung; Einleitung und die notwendigsten Erklärungen sind beigegeben. Das zweite Heft bietet die beiden Apologien des hl. Justin vollständig, die weniger wichtigen Kapitel indes ohne lateinische Übersetzung. Für die patristischen Studien an Universitäten und Seminarien wird die beginnende Sammlung ein sehr brauchbares Hilfsmittel abgeben können; ein ähnliches Unternehmen, das den Urtext und die neueren kritischen Anforderungen berücksichtigte, besitzen wir bisher auf katholischer Seite noch nicht.

Treu zu Kirche und Papst. Vorträge und Erwägungen. Weiteren Kreisen aller christlichen Bekenntnisse dargeboten von Georg Fell S. J. 8° (VIII u. 170) Freiburg 1903, Herder. *M* 1.50

Die Schrift enthält den mit Klarheit und Kraft geführten Nachweis der wahren Kirche Christi für solche, die noch auf dem Grunde des Bibelglaubens stehen, und damit zugleich Festigung und Ermutigung für den treuen Katholiken. Die Abschnitte V und VI geben, indem sie Einwendungen zuvorkommen, treffliche Belehrung über Fragen, in welchen auch bei Katholiken vielfach Unsicherheit herrscht, insbesondere über die Stellung der katholischen Kirche zur „Toleranz" und zum „Kulturfortschritt". Wiewohl nervige Beweisführung und überhaupt tüchtige Verstandesoperation den Hauptvorzug dieser Vorträge bildet, weiß doch die Darstellung an der rechten Stelle sie auch mit Wärme zu durchdringen und erhebt sich zuweilen zu rednerischem Schwung. Wenn der überzeugte Katholik manches Nützliche aus dem Schriftchen schöpfen kann, so noch mehr jene Seelen, die auf der ernsten Suche nach der wahren Kirche Christi sich befinden. Es wäre ratsam gewesen, bei der Wahl des Haupttitels hierauf Rücksicht zu nehmen; der jetzige gibt das erhoffte Resultat, nicht aber den wirklichen Inhalt der Schrift.

Amerikanismus, Fortschritt, Reform. Ihr Zusammenhang, Zweck und Verlauf in Amerika, Frankreich, England und Deutschland. Von Dr Karl Braun, Dompfarrer in Würzburg. 8° (80) Würzburg 1904, Göbel u. Scherer. *M* 1.—

Zu viele prinzipielle und praktische, persönliche und geschichtliche Fragen sind mit dem verkoppelt, was man unter dem verschwommenen Begriff des „Amerikanismus" zusammenfaßt, als daß man von 18 kurzen Abschnitten einer kleinen Broschüre erschöpfende Auskunft über alles erwarten könnte. Dieselbe hat aber das Verdienst, auf vieles, was dem Blick des gewöhnlichen katholischen Christen in Deutschland sich entzieht, die Aufmerksamkeit hinzulenken und vor drohenden Gefahren zu warnen, die um so größer sind, je weniger sie erkannt und verstanden werden. Die Einschmuggelung ausländischer Glaubensverfälschungen als neuer katholischer Weisheit in Deutschland, die Virtuosität der Vorkämpfer in der Kunst der Intrigue, der Reklame, der Betörung hoffnungsvoller Jugend und der berechneten Täuschung des großen Publikums, der Massenhandel mit schillernden Phrasen und vieldeutigen Schlagwörtern, endlich die trostlose Zerfahrenheit, die aus alledem sich entwickeln muß, werden gut gekennzeichnet. Eine Behandlung des Amerikanismus in Deutschland ist tatsächlich umgangen, eine solche wäre auch, obgleich nicht uninteressant, bei den bestehenden Verhältnissen überaus heikel gewesen.

Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung. Quellenmäßig dargestellt von P. Heinrich Denifle O. P. Zweite, durchgearbeitete Auflage. Erster Band. (I. Abteilung.) gr. 8° (XL u. 422) Mainz 1904, Kirchheim. *M* 5.—

Denifles gelehrte Lutherstudie hat sich Bahn gebrochen; trotz aller Entrüstungsstürme ist sie heute ein berühmtes Buch. Kundigere und Besonnenere unter den protestantischen Fachmännern bekennen, daß sie aus demselben zu lernen haben. Es bleibt schließlich nicht beim Poltern, sondern das Werk wird studiert, daher denn der kolossale, hochgelehrte Band binnen kurzem in der ersten, starken Auflage vergriffen war. Von der neuen Auflage liegt hier nur die erste Hälfte vor, der in sich ziemlich abgeschlossene, negative Teil, welcher die Unwahrheiten und Entstellungen entfernt, mit denen die ersten Anfänge des Luthertums umhüllt worden sind. Durch ihn soll der Leser in den Stand gesetzt werden, die verschiedenen Erklärungen Luthers über sich selbst und sein Unterfangen richtig abzuwägen. Die dogmenhistorische Untersuchung und die Darlegung von Luthers wirklichem Werdegang ist ganz für die zweite Abteilung dieses Bandes aufgespart. Auf die Auseinandersetzung mit den unglücklichen Luther-Editoren hat die neue Auflage edel verzichtet und auch zahlreiche andere polemische Zacken abgeschliffen. Hingegen ist durch geschickte Umstellungen und Unterabteilungen wie durch eingehendere Inhaltsangabe die Anordnung leichter übersichtlich geworden. An vielen Punkten ist die Position noch verstärkt, manches weiter ausgeführt, vieles neu hinzugefügt worden. Von besonders reizvollem Interesse ist das neue Vorwort (xxvii S.), ein nicht unpikantes „Zweites Wort an meine Kritiker". An Umfang wird die neue Auflage — soweit sich wenigstens nach dem Vorliegenden urteilen läßt — der alten so ziemlich gleich bleiben; an Kraft und Inhalt hat sie dieselbe noch übertroffen, für die Lesung ist sie einladender geworden.

Literarische Ungezogenheit und Schlimmeres. Ein Interview beim Verfasser der „Kath. Selbstvergiftung". Von Dr rer. pol. S. Kasselbach. 8° (64) Bonn 1904, Hanstein. 80 *Pf.*

Wer die vielberufene Broschüre Falkenbergs seinerzeit mit dem Ernste nachgeprüft hat, welchen die Sache erheischt, wird Genugtuung empfinden, daß endlich eine Freundesstimme laut wird, um dem schwer Mißhandelten vor dem großen Publikum ruhiges Gehör zu verschaffen. Mit einem solchen Netz grober wie feiner Entstellungen und persönlicher Verunglimpfungen hat wohl selten ein Schriftsteller sich überfallen gesehen, der auf einem Gebiete, das er beherrscht wie wenige, in achtbarster Absicht und mit tadelloser Vornehmheit des Tones seinen Überzeugungen Ausdruck gab. Die Verdrehungen nachzuweisen und die aller guten Sitte hohnsprechenden Unbilden zurückzuweisen, war durchaus am Platz. In der Hauptsache tut das nicht Falkenberg selbst, sondern ein unter Pseudonym sich verbergender Freund, der in Form einer mit Falkenberg angestellten Unterredung die verschiedenen Klagepunkte zur Sprache bringt. Die Aufmerksamkeit wird dabei noch auf manches gelenkt, was zu wissen gut ist. Daß auch Personalien nicht umgangen werden konnten, ergab sich aus der Lage der Dinge. Trostreiche Symptome sind es nicht, welche auf dem Boden der heutigen katholischen Publizistik und Literaturpflege uns hier begegnen. Erfreulich ist nur, daß die Hoffnung besteht, mancher, der die „Selbstvergiftung" bisher nur aus den Ergüssen erregter Parteileidenschaft gekannt hat, werde durch die neue Broschüre veranlaßt werden, die arg geschmähte Schrift einer eigenen sachgemäßen Prüfung zu unterziehen.

Die volkswirtschaftlichen Anschauungen Antonins von Florenz (1389 bis 1459). Dargestellt von Dr theol. Karl Ilgner. 8° (XII u. 268) Paderborn 1904, Schöningh. *M* 5.—

Man kann den Lobeserhebungen beipflichten, die den Physiokraten und A. Smith deshalb gezollt werden, weil durch sie die Volkswirtschaftslehre in systematischer Behandlung zu einer besondern, selbständigen Wissenschaft gemacht wurde. Aber ungerecht ist es, daß die reichen Schätze echt wissenschaftlicher Erkenntnis auf wirtschaftlichem Gebiete, deren Urheber die älteren Juristen und Moralisten waren, seitens der wissenschaftlichen Nationalökonomie bisher so wenig gewürdigt worden sind. Was hier noch zu leisten ist, was hier geleistet werden kann, wenn eine geschickte Hand die Schätze hebt, das beweist Ilgners vortreffliche Schrift über die volkswirtschaftlichen Anschauungen des hl. Antoninus von Florenz. Auch der Nationalökonom des 20. Jahrhunderts wird aus diesem vorzüglichen Buche ausgiebige Belehrung schöpfen und vielleicht für jene Fragen die Lösung finden können, die (wie die Lehre vom Werte) zu den schwierigeren und schwierigsten Problemen der Volkswirtschaftslehre gehören.

Moralphilosophie. Von Viktor Cathrein S. J. Vierte, vermehrte Auflage. 8° Erster Band: Allgemeine Moralphilosophie. (XVI u. 678) Zweiter (Schluß-) Band: Besondere Moralphilosophie. (XII u. 744) Freiburg 1904, Herder. *M* 19.—; geb. *M* 24.—

Wenn der Verfasser in der Vorrede zur vierten Auflage der Moralphilosophie hervorhebt, die verhältnismäßig rasche Folge der Auflagen sei ein klarer Beweis für das rege Interesse, das man in weiten Kreisen ethischen Problemen entgegenbringe, so möchten wir unsererseits auf die unleugbaren Vorzüge des Werkes als einen weiteren Grund für die große Verbreitung, die es gefunden, hinweisen. Das Interesse allein macht es nicht aus. Es muß auch dem Interesse in der rechten Weise entsprochen werden. Gerade das versteht aber Cathrein in seltenem Maße. Vollkommene Beherrschung des umfangreichen wissenschaftlichen Stoffes, eine erschöpfende Literaturkenntnis, die logisch voranschreitende, ruhige und immer sachliche Beweisführung, die einfache, volkstümliche Sprache, mit der er die schwierigsten Probleme zur Darstellung bringt — das sind Eigenschaften, die man selten in einem so hohen Grade vereint findet wie in Cathreins Moralphilosophie. Einer ausführlichen Darlegung und Besprechung des Werkes bedarf es an dieser Stelle nicht mehr. Kurz sei nur noch darauf hingewiesen, daß auch die neueren Systeme, die zwischen Utilitarismus und Intuitionismus zu vermitteln suchen, beigefügt sind, ebenso eine Besprechung von Ratzenhofers Ethik, — abgesehen von sonstigen Änderungen und Ergänzungen, so in der Abhandlung über Sozialismus, in der Lehre von Gewissen, Recht, Gerechtigkeit, Staat.

Der Sozialismus. Von Viktor Cathrein S. J. Achte, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. 8° (XVI u. 352) Freiburg 1903, Herder. *M* 2.80; geb. *M* 3.50

Diese neue Auflage bietet außer dem reichen und wertvollen Stoff der früheren Auflagen abermals eine Erweiterung in der Darstellung und Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung. Auch dem Revisionismus wurde erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt, die Darlegung des gegenwärtigen Zustandes des ausländischen Sozialismus ergänzt. Das Buch ermöglicht somit eine ebenso gründliche wie allseitige Belehrung über den heutigen Sozialismus.

Die soziale Frage. Von Josef Biederlack S. J. Sechste Auflage. 8° (X u. 290) Innsbruck 1904, Rauch. *M* 2.40; geb. *M* 3.30

Wir besitzen in der deutschen Literatur kein Buch, das so klar, so kurz und doch prinzipiell tief und sicher begründet den gesamten Stoff der sozialen Frage nach der theoretischen wie praktischen Seite behandelt, unter der Rücksicht der Ursachen der Notstände und der erforderlichen Reformen, als die vorliegende Schrift. Möge sie immer neue Freunde sich erwerben!

Il „Cursus" nella storia letteraria e nella liturgia. Da Angelo de Santi S. J. Edizione riveduta ed ampliata. 8° (94) Roma 1903, Typografia A. Befani. *L* 3.—

Unter dem Cursus versteht der Verfasser den nach bestimmten Gesetzen geregelten Tonfall, mit dem man in der Periode der sinkenden Latinität in der Prosaliteratur die Sätze oder Satzteile zu schließen liebte. Seine Hauptblüte fällt in das 5. und 6. Jahrhundert. Bestimmend war für ihn die Quantität der Silben (Cursus metricus). Eine zweite Blüte erlebte der Cursus im 12. und 13. Jahrhundert, nur daß der Tonfall nicht mehr durch Länge und Kürze der Silben, sondern den Wortakzent geregelt wurde (Cursus rhythmicus). Gegen Ende des 13. Jahrhunderts schwand er bald wieder aus dem Gebrauch. Die interessante Schrift gibt eine Geschichte des Cursus, erläutert ihn in seinen verschiedenen Erscheinungen an manchen Beispielen aus der Profan- und Kirchenliteratur und macht schließlich auf seine Bedeutung bei Abfassung neuer kirchlicher Offizien aufmerksam.

Entstehung und Blüte der altorientalischen Kulturwelt. Cyrus. Von Ernest Lindl. [Weltgeschichte in Charakterbildern. Erste Abteilung: Altertum.] gr. 8° (126) München 1903, Kirchheim. *M* 4.—

Die Schrift bietet einen Überblick über die älteste orientalische Geschichte bis zur Eroberung Babylons durch Cyrus (539); ein „Charakterbild" kann sie also der Natur der Sache nach nicht sein. Ebenso bringt die Kürze, deren der Verfasser sich befleißigen mußte, es mit sich, daß die Darstellung etwas trocken und schematisch ist. Doch wird man dafür entschädigt durch den interessanten Inhalt der Schrift. Sie stützt sich ganz auf die Ausgrabungen und Monumente, teilt in gedrängter Kürze deren Ergebnisse mit und vergleicht sie mit den aus der Heiligen Schrift bekannten Tatsachen. Wer in seiner Jugend die alte Geschichte noch aus Herodot und seinen Ausschreibern kennen gelernt hat, sieht sich in eine andere Welt versetzt, die Einzelheiten, die man früher als Geschichte vortrug, erweisen sich als Fabeln, während das Alte Testament sich als verläßliche Quelle erweist.

Chronik der Stadt Düren. Zweite Auflage. Mit vielen Holzschnitten und Zinkographien sowie einem lithographierten Stadtplan. Von Wilh. Brüll, Rechtsanwalt. Erster Teil: Die politische Geschichte. Zweiter Teil: Die kirchliche Geschichte. 8° (VIII u. 256) Düren 1901 u. 1904, Vetter. *M* 2.— u. *M* 1.50

Der Verfasser hat die Gabe, auf kleinem Raum sehr reichen Stoff zu vereinigen und etwas von dem vielseitigen Interesse, das ihn selbst für die städtische Vergangenheit erfüllt, auch dem Leser einzuflößen. Dies erklärt den bei solchen lokalgeschichtlichen Darstellungen seltenen Erfolg, daß die „Chronik" kaum sechs Jahre nach ihrem ersten Hervortreten (vgl. diese Zeitschrift L 465) in dreifach

verstärkter Gestalt neu erscheinen mußte. Sie scheidet sich jetzt in drei fast unabhängige Teile, von denen zwei vollendet vorliegen. Der zweite insbesondere, welcher außer der alten Martinspfarre die Geschichte der Klöster, die St Annenverehrung, die Reformationswirren usw. behandelt, verdient alle Aufmerksamkeit. Der noch ausstehende dritte Teil wird die soziale Seite des städtischen Lebens zum Gegenstand haben und für das ganze Werk das Register bringen. Hat diese neue Auflage vielleicht nicht überall die fließende Darstellung und gefällige Abrundung der früheren, so ist sie dafür um so freigebiger mit vielen wertvollen Mitteilungen und anmutig geziert mit Abbildungen und Faksimiles vom alten Düren und seinen Beherrschern.

Die Äbte des oberpfälzischen Prämonstratenserklosters Speinshart nach der Kirchenspaltung bis zur Säkularisation (1691—1803). Nach archivalischen Quellen. Von Georg Blößner, kgl. Seminardirektor in Amberg. Mit 3 Abbildungen und 8 Beilagen. 8° (VIII u. 92) Regensburg 1904, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. *M* 2.—

Spezialarbeiten über einst blühende, jetzt untergegangene Klöster sind immer sehr verdienstreich und für die Lokalforschung wichtig. Bei der vorliegenden ist nur zu bedauern, daß sie auf eine zu kurze Periode sich eingeschränkt hat. Die regen Beziehungen der Abtei zum Hofe der Brandenburger in Baireuth, die bevorzugende Pflege der Musik, die Schwierigkeiten endlich mit der störrischen Landbevölkerung gewähren der fleißigen Schrift noch besondern Anspruch auf Beachtung. Dieselbe bringt auch wieder einen Beleg, daß die bayrischen Klöster nicht an innerer Entartung, sondern bei voller innerer Gesundheit durch Gewaltakt von außen untergegangen sind. Auch diese Schrift bezeichnet eine traurige Zentenarfeier.

Jakob Balde. Ein religiös-patriotischer Dichter aus dem Elsaß. Zu seinem dreihundertjährigen Geburtsjubiläum. Von Dr Jos. Bach, Direktor des Bischöflichen Gymnasiums zu Straßburg i. E. gr. 8° (XII u. 160) Freiburg 1904, Herder. *M* 4.—

Balde gewährt, solange nicht die archivalische Forschung über ihn erfolgreicher einsetzt, mehr Stoff für die literarisch-ästhetische Würdigung, für den sprachsinnigen Latinisten und Poeten als für den Biographen. Was von einem solchen aber gewünscht werden könnte: hingebendes Studium, unverdrossene Einzelarbeit, veredelter Geschmack, dichterische Empfänglichkeit, Verständnis und Teilnahme für seinen Helden, das alles findet sich in dem Verfasser aufs schönste zusammen. Er hat ein anziehendes Baldebüchlein geschaffen, knapp in der Form, aber gedrängt an Inhalt; Proben sind reichlich beigegeben, zum Teil im lateinischen Original, darunter auch ein größeres, noch ungedrucktes Stück. Die archivalischen Funde, die Dr L. Pfleger veröffentlicht hat, Urteile von Ordenszensoren über Baldes Arbeiten, finden sich bereits verwertet. Der Herr Verfasser stellt S. 35 eine weitere Publikation über den Dichter in Aussicht; möchte er der früher schon liebevoll von ihm gepflegten Balde-Forschung auch ferner treu bleiben!

Die Volksschule vor und nach Luther. Eine historische Studie. Von Dr E. Schulmann. 8° (108) Trier 1903, Paulinus-Druckerei. *M* 1.—

Die Schrift tritt anspruchslos auf und schöpft ihre Angaben aus zweiter Hand. Trotzdem ist sie eine selbständige Leistung, sehr lehrreich und in der Darstellung anziehend. Mit Recht spricht sie von „Legendenbildung auf dem Gebiete der Pädagogik“, wie von der bekannten „Objektivität“ katholischer Autoren gegen-

über protestantischen Größen und Errungenschaften, die „manchmal fast bis zur Selbstverleugnung gehe“. In der Tat ist kaum auf einem andern Gebiet die Unterwürfigkeit und Nachbetung katholischer Fachschriftsteller angesichts protestantischer Auffassungen so schmerzlich empfindbar wie im Umkreise der pädagogischen Literatur. Es ist ein Verdienst dieser Schrift, daß sie von solcher Selbstentwürdigung sich frei erhält und sogar gegen eine weitverbreitete Schwäche leise Proteste wagt. Wertvoll durch ihren Inhalt, ist sie noch wertvoller als gutes Beispiel für die Nachfolger. Eine vollständige Geschichte der deutschen Volksschule in solchem Geiste, das wäre eine gute Gabe!

Eine moderne Pädagogin. Eine philosophisch-pädagogische Studie. Von Dr Schulmann. 8° (72) Trier 1903, Paulinus-Druckerei. 60 *Pf.*

Keinem, der dieses Schriftchen studiert, kann Zweifel darüber bleiben, daß der Gegenstand desselben an Bedeutung tief unter der Summe von Geist und Wissen steht, die zu seiner Beleuchtung aufgeboten worden ist. Aber es handelt sich darum, ernstere Geister auf ein Krankheitssymptom aufmerksam zu machen, das für unser Volksbildungswesen im großen das Schlimmste fürchten läßt. Unerfahrenen, welchen durch Lehrbücher und Maximen von der Art der jetzt nach Berlin versetzten ehemaligen Trierer Seminar-Oberlehrerin Martin die Köpfe verdreht worden sind, wird zugleich ein Heilmittel geboten. Ohnehin haben die Irrtümer und verworrenen Phrasen, die hier zerpflückt werden, heute zahlreiche Nachbeter, so daß das Schriftchen auch anderweit Dienste leisten kann. Tadellos ist die Ruhe und Vornehmheit des Tones, um so verdienstlicher, da für die sarkastische Ader, die dem Verfasser nicht ganz abzugehen scheint, oft starke Anreizung vorhanden gewesen sein muß.

Des ehrwürdigen P. Sigmund Neudecker Geistesschule für Ordensleute. Neu bearbeitet von P. Angelus Zeilner, Priester der bayrischen Franziskanerprovinz. I. Teil. 8° (X u. 368) München 1902, Lentner. *M* 2.40

Diese „Geistesschule“ ist schon dadurch als trefflich beurkundet, daß sie seit fast zweihundert Jahren zur Heranbildung der Laienbrüder der bayrischen Franziskanerprovinz gedient hat. Die Form, welche ihr der 1736 gestorbene, ebenso fromme als erfahrene Verfasser gegeben hatte, bedurfte einer Erneuerung, die der Herausgeber im Auftrage seiner Obern herstellte. Der erste Teil handelt vom Ordensstande, von der Sünde, Versuchung und Beicht, von der vollkommenen gottgefälligen Verrichtung der täglichen Werke, von den wichtigsten täglichen Obliegenheiten des geistlichen Lebens (den geistlichen Übungen oder Gebeten) im einzelnen und von der klösterlichen Zucht oder Bescheidenheit. Ist nicht in Beziehung auf die Notwendigkeit der guten Meinung und auf das Aufschreiben der in der Gewissenserforschung gefundenen Fehler etwas viel verlangt und hätten nicht in dem Verzeichnis der zu „Stoßgebeten“ empfohlenen Sätze kleinere Ablaßgebete eine Stelle verdient? Das Buch wird als kurze und klare Anleitung zu echter Frömmigkeit nicht nur Ordenspersonen, sondern auch Weltleuten gute Dienste leisten.

Die Übung der Demut. Herausgegeben von Joachim Cardinal Pecci, Papst Leo XIII. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von J. A. Zoller, Priester der Diözese St Gallen. Fünfte Auflage. 16° (VIII u. 100) Freiburg 1903, Herder. 80 *Pf.*; geb. *M* 1.20

Seitdem dies treffliche Büchlein in dieser Zeitschrift XXXIV (1888) 596 f ausführlich besprochen wurde, hat es bereits die fünfte Auflage erlebt. Es wendet sich gegen die Grundübel unserer Zeit: Stolz und Eigenliebe, und führt in trefflicher Weise ein in die Kenntnis und Übung des Geistes Christi.

Fromme Erwägungen über das Gelübde des Gehorsams von Abbé F. Maucourant. Autorisierte Übersetzung von Walburga Veit. Durchgesehen und mit einem Vorwort von einem P. Benediktiner. 16° (272) Kevelaer 1902, Thum. Geb. *M* 1.50

Diese dreißig einfachen, sachgemäßen und wirkungsvollen Betrachtungen für Ordensfrauen über die Grundlagen des klösterlichen Lebens, den Gehorsam gegen Obere und Beichtväter zeugen für die reiche Erfahrung des Verfassers und werden bei Seelen, die guten Willens sind, viel Nutzen stiften.

Die katholische Jungfrau. Praktische Ratschläge von Amelia Terrabugio. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Antonie Walter, Stiftsdame der vereinigten königlichen Stifter von Geseke-Keppel. 8° (VIII u. 182) Paderborn 1903, Bonifacius-Druckerei. *M* 1.50; geb. *M* 2.—

Daß und warum dies Buch allen jungen Damen sehr dienlich sein wird, welche eine Pension verlassen und ins Leben treten, ist bereits 1901 bei Besprechung des italienischen Originals in dieser Zeitschrift (LX 217) dargelegt. P. Viktor Cathrein S. J. beschließt das Vorwort, wodurch er die treffliche Verdeutschung einleitet, mit dem Wunsche: „Möge das ausgezeichnete Büchlein recht viel Gutes stiften bei denen, für die es bestimmt ist." Es eignet sich sehr zum Geschenk einer Mutter an ihre erwachsene Tochter.

Schwester Euphemia Dorer, Ursulinerin. Ein Lebensbild, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Klosters St Ursula zu Freiburg i. Br. Von M. Dominica Amann, Vorsteherin des kath. Instituts. gr. 8° (XIV u. 136) Freiburg 1904, Charitasverband. *M* 2.50

Euphemia Dorer (1667—1752) war auf deutschem Boden die hervorragendste Tochter Annas von Xainctonge, deren Lebensbeschreibung vor kurzem in dieser Zeitschrift (LXV 475) besprochen wurde. Geboren zu Baden in der Schweiz und anfänglich zu Luzern in der Erziehung tätig, erbaute sie 1707—1710 St Ursula in Freiburg und teilte mit dieser Stadt die Leiden der Belagerungen von 1713 und 1744, mit ihrer äußeren Tätigkeit ein inneres Leben von lieblicher Eigenart verbindend. Die vorliegende Arbeit beruht auf umfassenden archivalischen Studien der Verfasserin; 20 gute Illustrationen erhöhen die Anschaulichkeit des mit Liebe, aber doch mit geschichtlicher Treue entworfenen Bildes.

Volksschriften der katholischen Verlagsgesellschaft in Frankenstein (Schlesien).

Eine Gesellschaft christlicher Menschenfreunde hat sich zu dem Plane geeinigt, kurze volkstümliche Schriftchen, die von Volk und Jugend mit Nutzen gelesen werden können, in hübscher Ausstattung zu den allerbilligsten Preisen zu vertreiben. Eine Anzahl derselben, die bereits vorliegt, verdient das Zeugnis, daß sie ihrem apostolischen Zwecke recht gut entsprechen. Außer einer Serie von Erzählungen der Freiin von Handel-Mazetti (in Bändchen zu 25 oder zu 10 *Pf.*) seien als Erzählungen genannt: C. Arand, Des Sanderbauern Dienstboten (10 *Pf.*), v. Ekensteen, Der Talisman (30 *Pf.*), Die Hand des Herrn (10 *Pf.*), Hochwassersegen (10 *Pf.*), E. Lingen, Gott schickt noch immer Engel (20 *Pf.*), Mutterflehen, Ein Sternlein (15 *Pf.*). Agnes Siebelt (Silesia) hat in drei Heftchen (zu 10 und 20 *Pf.*)

lehrreiche und erbauende Bilder aus dem Leben dichterisch geschildert. Eine aus dem Portugiesischen übertragene Erzählung „Das Versprechen" von Anna Rodriguez (20 *Pf.*) werden Frauen gerne lesen. Anmutende Reisebilder bringen die „Wanderungen" von E. Huch (60 *Pf.*); über katholisches Preß- und Bücherwesen belehrt H. Agnetus, Eine moderne Kanzel (10 *Pf.*). Rebeatis bietet eine spannende Erzählung, „Verschlungene Wege" (40 *Pf.*), J. Nemo (Connemann) eine Novelle, „Gottes Wege" (50 *Pf.*). Für Volksbibliotheken oder Lesebedürftige, die nur über bescheidene Mittel verfügen, ist diese Sammlung guter Volksschriften wie gemacht.

Kleinere Volksschriften.

Aus dem Dornschen Verlag zu Ravensburg verzeichnen wir drei Schriften des nunmehr leider heimgegangenen F. X. Wetzel, der durch seine zahlreichen, in anziehender, populärer Darstellung geschriebenen Broschüren so viel zur Belehrung und Anregung des katholischen Volkes gewirkt hat: „Das Sonntagsglück", eine eindringliche Mahnung zur Beobachtung christlicher Sonntagsruhe (124) 25 *Pf.*, „Das Vaterhaus und seine Gegner", eine bündige Antwort auf eine von protestantischen Geistlichen ausgegangene Gegenschrift zu des Verfassers Schriftchen „Das Vaterhaus" (100) 20 *Pf.*, und „Der Herr kommt", ein ansprechendes, recht empfehlenswertes Büchlein für Erstkommunikanten.

Bei Jos. Kösel zu Kempten erschien in dritter Auflage Dr Ludwig Heinrich Krick, Domkapitular in Passau, Der kirchliche Brautunterricht, eine treffliche, für Brautleute und Eheleute, doch natürlich auch nur für diese bestimmte, in die Form einer Ansprache gekleidete Unterweisung über die Pflichten christlicher Eheleute.

Gegen die „Los von Rom"-Bewegung wenden sich drei unter dem Gesamttitel „Treu zu Rom" in der St Norbertusverlagshandlung zu Wien herausgegebene Schriftchen (Preis eines jeden 10 *h*), von denen Nr 1 eine Reihe von Verleumdungen gegen den katholischen Glauben kurz aber packend zurückweist, Nr 2 das Volk über die eigenartige Entstehung der protestantischen Konfessionen aufklärt und Nr 3 dasselbe einen Einblick in die wenig von göttlicher Stiftung zeugenden Kirchenverfassungen dieser Sekten tun läßt. Der unter dem Pseudonym P. Hilarion auftretende Verfasser ist ersichtlich ebensosehr mit dem Treiben der evangelischen Sendlinge wie mit den Bedürfnissen des ihren Wühlereien ausgesetzten katholischen Volkes vertraut.

Bachems neue illustrierte Jugendschriften. Eine Reihe fesselnder Erzählungen belehrenden Inhalts auf geschichtlicher Grundlage für die reifere Jugend. Jeder Band (kl. 4°) in vornehmer, gediegener Ausstattung, mit vier farbigen Kunstdruckbildern in starkem Kaliko-Prachtband mit Farbendruck-Bild. *M* 3.—

23/24. Bd: **Der kleine Sänger von Stratfort.** Erzählung aus der Zeit der Königin Elisabeth von England. Von J. Bennett. (316) Doppelband *M* 6.—

25. Bd: **Mit Meißel und Pinsel.** Erzählungen aus dem Leben berühmter Künstler von H. Ritter. (182)

26. Bd: **Cornelius.** Erzählung aus den letzten Tagen Jerusalems von Ad. Holdschmidt. (126)

27. Bd: **Unter dem alten Dessauer.** Eine kulturhistorische Erzählung aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges von Rob. Münchgesang. (146)

Bachems bunte Bücher für die reifere Jugend sind rasch zu einer stattlichen Reihe von Bänden angewachsen. Neben manchem Mittelmäßigen enthalten sie auch recht Gutes und, wie es sich von einer katholischen Verlagshandlung eigentlich von selbst versteht, nichts, wogegen wir Verwahrung einlegen müßten, so daß wir die ganze Sammlung getrost empfehlen können. Die Ausstattung mit ihren farbensatten Bildern und Einbänden ist immer effektvoll; nur dürfte sich der Zeichner in der Bekleidung etwas genauer an die Kostümkunde halten; so ist z. B. die Figur des Paolo Veronese mit den nackten Beinen und den Stiefeln eines römischen Imperators (Bd 25 zu S. 126) etwas gar komisch. Der Doppelband 23/24 ist literarisch wohl der bedeutsamste der Sammlung. In der Geschichte des „Kleinen Sängers von Stratford" nach dem Englischen John Bennetts erhalten wir einen interessanten Einblick in die Zustände des englischen Bühnenwesens zur Zeit Shakespeares. Die Abenteuer des Knaben, der um seiner goldenen Stimme willen von einem Schauspieler entführt wird, sind gut erzählt. Vorzüglich ist die Hauptszene gelungen, in welcher der Knabe vor der Königin singt und als Lohn begehrt, zur Mutter heimkehren zu dürfen. Die Prachtliebe und Eitelkeit der Königin „Beß" ist dabei meisterhaft gezeichnet. Andere minder schöne Züge der Tyrannin kommen weniger scharf zum Ausdruck. Der „Mönch" (S. 244) ist ein arger Anachronismus. Unter der „guten Beß" gab es solche in England nur in Kerkern oder in Verstecken; ganz gewiß aber wurde keinem erlaubt, einen Verurteilten auf dem Henkerkarren betend zum Tode zu begleiten.

„Mit Meißel und Pinsel" (Bd 25) bringt eine Reihe recht hübscher und gut erzählter Anekdoten aus dem Leben, meist aus der Jugend, folgender großer Meister: Albrecht Dürer, Murillo, Tizian, Paolo Veronese, Michel Angelo, Correggio, Leonardo da Vinci, Guido Reni, Raffael Sanzio.

Cornelius (Bd 26) leidet an den Mängeln, die wir schon einmal bei Holdschmidt tadeln mußten. Die Erlebnisse der handelnden Personen sind auch hier nicht glaubwürdig erfunden. Dafür ist der historische Hintergrund gut und fleißig gezeichnet, die Sprache wohl besorgt, manche Schilderung sogar mustergültig, die Tendenz vortrefflich.

„Unter dem alten Dessauer" (Bd 27) ist eine kulturhistorische Erzählung aus der Zeit des spanischen Erbfolgekriegs. Dabei treten die tapfern Taten der preußischen Truppen stark in den Vordergrund, wie überhaupt ein kräftiger patriotischer Ton durch die leicht erfundene und frisch erzählte Geschichte weht, welcher in Norddeutschland des Beifalls sicher sein kann. Die Kämpfe von Höchstedt (statt „Surlauben", wie die Franzosen diesen General schreiben, ist „Zurlauben" zu setzen), Cassano und bei Turin kommen dabei zur Darstellung. Nachdem der Held Erich von Sollstedt glücklich den Schlingen einer italienischen Marchesa am Gardasee, dem Dolche ihres Liebhabers und all den Säbeln und Kugeln der Franzosen entronnen ist, schließt die Geschichte mit einer Heirat und der Sühne eines Duellanten, der seinen Gegner im Zweikampf erschoß und dafür sein ganzes Leben von Gewissensbissen gefoltert wurde.

Miszellen.

Ein Urteil über neuere katholische Philosophie findet sich in der 1903 vollendeten 10. Auflage der Encyclopaedia Britannica XXX (London 1902) 689. Nachdem Professor Thomas Case in Oxford im Art. Metaphysics auf mehr als 40 großen Quartseiten einen Überblick über die verschiedenen metaphysischen Systeme des 19. Jahrhunderts gegeben hat, kommt er auch auf den Aristotelismus bei den Katholiken und auf Leos XIII. Enzyklika Aeterni Patris zu sprechen. „Vom römisch-katholischen Gesichtspunkt aus war dies Rückgreifen auf den ‚Thomismus' ein den Zeitverhältnissen entsprechender Protest gegen die moderne Metaphysik. Er hatte seine Grundlage in einem Gefühl des Mißfallens über die wachsende Neigung katholischer Schriftsteller, die Theologie nicht nur freisinnig zu behandeln, sondern auch durch Paradoxien zu verderben. So stand die französische Philosophie von Cousin bei dem Vatikan im Verdacht des Pantheismus; die deutsche Philosophie Günthers wurde zu Rom 1857 verworfen, und 1888 wurde die italienische Philosophie Rosminis, die sich an den deutschen Idealismus anlehnte, von Leo XIII. selbst verurteilt. Die Jesuiten betrachteten die moderne Philosophie als die Pathologie der menschlichen Vernunft, und sie standen hinter der ganzen Bewegung. Vielleicht waren sie nicht ganz im Irrtum. Man kann nur Bedauern empfinden, wenn man sieht, wie die Kirchen der Reformation von jedem Wind der Lehre umhergeweht werden, und wie sie nach Strohhalmen haschen, heute von Kant, morgen von Hegel, übermorgen von Lotze, oder in unserer Heimat der Reihe nach von Green, Caird, Martineau, Balfour und Ward, ohne daß sie je die Grundlage ihres Glaubens untersucht hätten, während die Katholiken sich alle Mühe geben, eine allgemeine Kirche auf ein gesundes metaphysisches System zu gründen. Aber mag es sich damit wie immer verhalten, die Bedeutung der Bewegung ist deutlich genug in der Verbreitung des Thomismus über die ganze zivilisierte Welt. . . ."

Es ist freilich manches zu beanstanden in Professor Cases Urteil. Wenn er zu Anfang sagt, der Aristotelismus, wie er durch Thomas von Aquin erklärt werde, „stehe augenblicklich in Gefahr, ein Dogma zu werden", so ist das eine Übertreibung. Auf den „Katholiken" Cousin werden wir Katholiken gern verzichten. Daß die Jesuiten alles, was neu ist in der Philosophie, in Bausch und Bogen verwerfen ꝛc., ist ebenfalls irrig. Aber im ganzen verdient der freie Blick und die Unabhängigkeit des Geistes, wie sie in Cases Urteil sich kundgeben, hohe Anerkennung. Der Verfasser ist nicht gleich so vielen andern blind gegen die Bedeutung einer Bewegung, die von Rom ausgehend Tausende in einheitlichem Geiste zusammenwirken läßt. Er hat ein Verständnis für die Erbweisheit Roms, die sich durch Tagesmeinungen und Eintagsfliegen nicht imponieren läßt. Er hat sogar der katholischen Philosophie einen Ehrenplatz in seinem Referat vorbehalten. Am Schluß desselben kommt sie zur Besprechung unter der Überschrift „Die Vergangenheit und Zukunft der Metaphysik". Des

Verfassers eigene Ansicht über die Zukunft der Philosophie geht dahin, daß wir zurückkehren müssen „nicht zur Autorität, sondern zum Studium des Aristoteles“, daß mit andern Worten des Aristoteles Grundgedanken, sein Realismus im Gegensatz zum Idealismus der Modernen, auch die Grundgedanken jeder gesunden Philosophie für alle Zeiten bleiben müssen. Gleichsam als eine Einleitung zur näheren Darlegung dieser seiner Ansicht widmet Case dem katholischen Aristotelismus einige Worte, in denen man gewiß einen Ausdruck der Sympathie finden kann.

Mystisches bei Origenes. Kennt Origenes — der bekannte alexandrinische Theolog, gest. 254 — Gebetsstufen? An dieser Stelle gewiß eine merkwürdige Frage! Indes ist es doch nicht so uninteressant, über derartige Dinge einen frühchristlichen Schriftsteller zu hören [1].

Also zunächst, was versteht man unter „Gebetsstufen“? Nun, außer dem gewöhnlichen, mündlichen Gebet, wie es alle Christen üben, gibt es noch ein vollkommeneres, das betrachtende Gebet; wiederum höher als das gewöhnliche betrachtende Gebet sind die Gebetsgrade, welche man als Beschauung oder mystische Gebetsarten zusammenzufassen pflegt. Der Unterschied zwischen Betrachtung und Beschauung kann im allgemeinen dahin bestimmt werden, daß erstere unter dem Beistand der Gnade durch die natürliche Tätigkeit der menschlichen Geistesfähigkeiten sich vollzieht, während in der Beschauung die Tätigkeit des Menschen hinter die Einwirkung Gottes zurücktritt. Ohne daß eine Anstrengung oder Bemühung des Verstandes und der andern Fähigkeiten vorangegangen sein muß, verleiht Gott durch unmittelbare Einwirkung Einsichten und Erleuchtungen, und zwar auch solche, zu denen die natürlichen Fähigkeiten aus sich nicht gelangen können; ebenso zieht er durch unmittelbare Einwirkung auf den Willen diesen zur Vereinigung mit dem höchsten Gut empor. Hierher gehören also die verschiedenen Arten der Visionen, die Offenbarungen, Ansprachen usw. Offenbar

[1] Im Jahre 1901 erschien vom Unterzeichneten in dieser Zeitschrift (LX 202 ff) eine Rezension, die im jüngsten Heft der Tübinger Theologischen Quartalschrift 1904, 383—399 zum Gegenstand der Kritik gemacht wird. Gegen einen Punkt in dieser Kritik möchte ich einige Worte sagen: Der Verfasser derselben sucht mir Unzuverlässigkeit im Zitieren nachzuweisen; namentlich sagt er von gewissen Ausführungen aus Origenes, sie enthielten nicht die Spur von dem, was ich damit beweisen wolle. Gegen diesen Vorwurf wende ich mich oben im Text, ich zeige, daß jene Origeneszitate richtig und beweiskräftig sind. Auch sonst kann ich gegen die Kritik meiner Zitate, z. B. S. 384 und 397 Einspruch erheben. Was das Zitat de Cain et Abel „I, 5. 19“ soll, ist klar, wenn man es nachschlägt, es bedeutet lib. 1, c. 5, § 19, und das ist richtig. S. 392 wird es beim Kritiker wohl heißen müssen: „wie K. nicht meint“. Einige Irrtümer in Ziffern hat der Kritiker nachgewiesen, allein es sind bloße Schreibfehler. Die Stelle seines Buches, welche der Kritiker auf S. 396 der Kritik zu retten sucht, habe ich wieder durchgelesen, ich muß meine Beanstandung aufrecht erhalten. Was auf S. 396 gegen mich vorgebracht wird, trifft einige Ausdrücke, aber es trifft nicht die Sache.

stellen diese Dinge eine höhere Gebetsstufe dar. Denn 1. sie sind Gebet, d. h. eine Erhebung des Verstandes und Willens zu Gott, eine Beschäftigung dieser beiden Geistesfähigkeiten mit dem höchsten Gut, und 2. sie sind ein vollkommeneres Gebet als das gewöhnliche mündliche und betrachtende Gebet, einmal weil die Gebetsakte in den genannten Zuständen in sich vollkommener und intensiver sind, und ferner, weil sie eine viel größere Annäherung an Gott und eine vollkommenere Einigung mit ihm zur Wirkung haben.

Hat nun Origenes um solch höhere Gebetszustände gewußt? Von ihrer Möglichkeit und von ihrer Wirklichkeit bei den Propheten und Aposteln weiß jeder, der die biblische Geschichte gelesen hat. Insofern können sie also auch dem Origenes nicht unbekannt gewesen sein. Allein in diesem Sinn ist die Fragestellung nicht zu verstehen. Es handelt sich vielmehr darum, ob Origenes jene Dinge als etwas zu seiner Zeit noch Fortdauerndes bezeugt, mit andern Worten, ob er sie aus der Erfahrung in sich oder andern Christen kannte. Daß auch diese Frage zu bejahen ist, zeigen die von uns in dieser Zeitschrift (LX 207) angeführten Stellen. Setzen wir sie hierher.

1. „Auch heute sind noch Spuren jenes Heiligen Geistes, der in Taubengestalt erschien, bei den Christen übrig. Sie treiben Teufel aus und bewirken viele Heilungen und schauen (in Gesichten) manches nach dem Willen des Wortes über die Zukunft. Und mag Celsus oder der Jude, den er redend einführt, spotten über das, was ich sagen werde, so werde ich es doch sagen, daß nämlich viele gleichsam gegen ihren Willen dem Christentum sich anschlossen, indem eine Geisteswirkung plötzlich ihr Herz vom Haß bis zur Hingabe des Lebens für dasselbe umkehrte, und indem ein Gesicht, im wachen Zustand oder im Traum, ihnen zu teil wurde. Denn von vielen auch derartigen Dingen habe ich Kenntnis. Schriebe ich sie auf, so würde ich, obschon ich dabei war und mit Augen es gesehen habe, den Ungläubigen Stoff zu lautem Lachen bieten. Sie würden dann meinen, wir hätten es erdichtet, ähnlich wie jene, von denen sie wissen, daß sie ähnliches erfunden haben. Aber Gott ist Zeuge meines Gewissens, daß ich nicht durch falsche Verkündigung, sondern durch wahre und einleuchtende Gründe verschiedener Art die göttliche Lehre Jesu bekräftigen will" (c. Cels. 1, 46. Migne, Patr. gr. XI 745).

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß Origenes hier vor allem auf ein Ereignis seiner Jugendzeit anspielt. Als seine Schülerin, die hl. Potamiöna, zum Martertod geführt wurde, schützte einer der begleitenden Soldaten sie vor den Roheiten des Pöbels. Zum Dank dafür erschien ihm später die heilige Märtyrin und bekehrte ihn, so daß nun auch er standhaft den Tod als Blutzeuge erlitt.

Zweimal sind in unserer Stelle jene übernatürlichen Erleuchtungen bezeugt, in welchen die höheren Gebetsstufen sich bewegen. Allein an und für sich beweist sie nicht mehr, als daß Origenes von sporadischem Auftreten derartiger Zustände weiß, wie es sogar bei Heiden sich zeigen kann. Im Leben vieler Heiligen indes begegnet man diesen mystischen Erscheinungen nicht nur hier und da. Zum Lohn für ihre ausgezeichnete Heiligkeit sind sie vielmehr auf eine Stufe erhoben, auf welcher die Äußerungen des höheren Gebetslebens ganz ge-

wöhnlich sich zeigen. Weiß nun also Origenes von mystischen Einwirkungen Gottes auf die Seele, welche ein Lohn der Heiligkeit und dann natürlich nicht nur vereinzelt sind?

2. In seinen Homilien über das Buch der Richter bemerkt Origenes, sehr viele Richter seien in Israel aufgestanden, aber von keinem aus ihnen heiße es, er sei zugleich Prophet gewesen. Nur von Debora, also einer Frau, werde auch letzteres berichtet. „Schon der erste Wortsinn ist in dieser Hinsicht sehr trostvoll für das Geschlecht der Frauen und eine Ermunterung für sie. Mögen sie im Hinblick auf die Schwäche ihres Geschlechtes nicht verzweifeln, daß sie der Gnade der Prophetie fähig werden können, mögen sie einsehen und im Glauben annehmen, daß diese Gnade durch die Reinheit des Herzens, nicht durch die Verschiedenheit des Geschlechtes verdient wird." (In libr. iudic. hom. 5, n 2. Migne, Patr. gr. XII 970.)

Nach modernen Anschauungen würden wir das sog. fromme Geschlecht für empfänglicher für die Erhebung auf mystische Gebetsstufen halten als das männliche. Die Anschauung des christlichen Altertums scheint das nicht gewesen zu sein. Doch wie dem auch sei, es ist hier wiederum von den mystischen Offenbarungen die Rede, welche zu den höheren Gebetsstufen gehören.

3. Daß die Engel denjenigen erscheinen, welche die Engel in ihrem Gebetsleben nachahmen, sagt Origenes c. Cels. 8, 34. Migne, Patr. gr. XI 1568. Anderswo äußert er, nicht nur von schlechten Dingen, sondern auch von guten drohe uns Gefahr. „Z. B. ich habe ein paar gute Visionen gesehen, und sie werden mir Anlaß zur Überhebung. Zeichen und Wunder sind durch mich vollführt worden, und ich werde stolz." (In libr. reg. hom. 1, § 14. Migne, Patr. gr. XII 1010 a.)

Origenes kennt somit wirklich außer dem gewöhnlichen Gebet auch noch eine höhere Gebetsstufe. Auf nähere theoretische Entwicklungen geht er freilich nicht ein. Wie diese höheren Stufen wiederum weiter gegliedert sind, sagt er nicht. Aber die Existenz mystischer Gebetszustände zu seiner Zeit hat er bezeugt. Neben Cyprian kann er also als Gewährsmann aufgeführt werden.

C. A. Kneller S. J.

Der hl. Ignatius im Lichte der kritischen Forschung.

Es war zwischen den Jahren 1556 und 1560, da legte in der Kirche der Gesellschaft Jesu zu Salamanca der Rektor des Kollegiums, Bartholomäus Hernandez, die feierlichen Ordensgelübde ab. Man hatte den Bischof der Stadt, Don Francisco Manrique de Lara, gebeten, durch seine Anwesenheit die Feier zu verherrlichen. Während derselben fiel es auf, daß dem Kirchenfürsten die Tränen kamen und er nicht aufhörte zu weinen. Nach dem Gottesdienst fragte einer der Ordensmänner den Bischof, warum er geweint habe. „O", war die Antwort, „ich habe ehedem mit diesen meinen Augen in Pamplona den Ignatius gesehen, wie er auf der Straße von vorüberziehenden Leuten an eine Wand gedrängt wurde; da zog er seinen Degen und hieb ein auf die Leute, eine ganze Gasse entlang, und hätte man ihm nicht Einhalt getan, er hätte sicher einige totgeschlagen oder wäre selbst ums Leben gekommen. Nun sehe ich Gelübde ablegen in einem Orden, den dieser nämliche Ignatius gestiftet hat. Da sollte ich nicht weinen?"

Er war in der Tat ein merkwürdiger Mann, an dem man Gottes weise Führungen und grenzenlose Erbarmungen so recht mit Händen greifen konnte, dieser kampfesfrohe Ritter und streitbare Gottesheld Ignatius von Loyola. Kein Wunder darum, daß sein Leben so viel beschrieben worden ist, angefangen von dem spanischen Jesuiten Peter Ribadeneira, dessen Buch zuerst 1572, also nur 16 Jahre nach des Ignatius Hingang, lateinisch, dann sehr vermehrt spanisch, im ganzen ungefähr vierzigmal erschien, bis auf seinen holländischen Ordensgenossen Wilhelm van Nieuwenhoff, dessen gewandt und anziehend geschriebenes, 1891—1892 zu Amsterdam herausgegebenes Werk auch ins Deutsche übertragen worden ist, und den Franzosen Heinrich Joly, der 1899 in der großen, von ihm selbst geleiteten Heiligenlebensammlung Les Saints dem Stifter der Gesellschaft Jesu ein geistreich und geschmackvoll gestaltetes, wenn auch vielleicht nicht ganz einwandfreies Lebensbild gewidmet hat. Mit des Ignatius Leben und Wirken beschäftigt sich auch vornehmlich der von Nikolaus Orlandini verfaßte, im Jahre 1615 zu Rom veröffentlichte „Erste Teil der Geschichte der Gesell-

schaft Jesu". Ebenso gehört der siebte (Juli-)Band der Acta Sanctorum, von den Bollandisten zuerst 1731 zu Antwerpen ans Licht gegeben, zur Hälfte und darüber ihrem Ordensgründer. Das 19. Jahrhundert brachte dann auch die Briefsammlungen, welche in den Madrider Monumenta Ignatiana sich noch immer fortsetzen und erweitern, und vielerlei Veröffentlichungen von Denkschriften, Berichten, Tagebüchern, in welchen des Heiligen Jünger und Gefährten, wie Simon Rodriguez, Peter Faber, Johannes von Polanco, Oliverius Manareus, Petrus Canisius, ihres geliebten Meisters gedachten. Auch die deutschen Protestanten richteten ihre Blicke auf den großen Spanier. Der „Verein für Reformationsgeschichte" bemühte sich, dem protestantischen Volke das Bild des Ignatius in entsprechender Beleuchtung zu zeigen. So erschien von Professor Eberhard Gothein von Bonn 1885 das zu Halle gedruckte Heft „Ignatius von Loyola", und 1895 „Ignatius von Loyola und die Gegenreformation", ein Buch von mehr als 800 Seiten; auch mancherlei ungedruckte Stücke waren verwertet; Spaniens und Portugals Schätze aber waren, wie der Verfasser selbst berichtet (S. vi), ungehoben geblieben.

Einen gewaltigen, alle Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts überbietenden Gewinn hat nun die Ignatiusforschung zu verzeichnen in dem 1902 zu Madrid gedruckten Werke des spanischen Jesuitenpaters Antonio Astrain: Historia de la Compañía de Jesús en la Asistencia de España. Tomo I. San Ignacio de Loyola. 1540—1556[1].

Die spanischen Jesuiten haben mit diesem Bande ihren zahlreichen, immer noch in regelmäßiger Folge erscheinenden Quellenveröffentlichungen zur Ordensgeschichte — Chronik des Polanco, Briefe Nadals, Vermischte Briefe, Vierteljahrsberichte, Ignatius-, Franz Xaver-, Borgias-Papiere, pädagogische Denkmäler 2c. — den Anfang einer durchgearbeiteten Geschichte zur Seite gestellt; dieselbe soll zeigen, was die spanischen Ordensgenossen getan und gelitten nicht nur im Mutterlande, sondern auch in Mexiko, Colombia, Ecuador, Peru, Chile, Paraguay und auf den Philippinen. Da übrigens in den spanischen Siedelländern die Niederlassungen des Ordens erst einige Zeit nach dessen Gründung sich bildeten, so beschränkt sich dieser erste Band auf Spanien selbst, einschließlich dessen, was spanische Jesuiten damals in andern Ländern Europas geleistet. Der Mittelpunkt des Buches aber ist naturgemäß der Spanier, der den Orden geschaffen, ausgebreitet, bis ins einzelne hinein verwaltet und geleitet hat, Ignatius von Loyola. Wir haben ein neues, mit Erweiterungen in der Richtung nach Spanien hin versehenes Ignatiusleben vor uns. Überlassen wir an dieser Stelle, was zunächst nur für Spanier von Belang, den Spaniern, und fassen wir ausschließlich den Stifter der Gesellschaft Jesu ins Auge.

Es gab noch manches zu tun für den Geschichtschreiber des hl. Ignatius. Nicht als ob die Alten nichts zuwege gebracht hätten. Ribadeneira war ein

---

[1] gr. 8° (XLV u. 714) Est. Tip. „Sucesores de Rivadeneyra". *Pesetas* 7.50 = *Fr.* 7—8.

Lieblingsschüler und jahrelanger Vertrauter des Gottesmannes gewesen; er hatte auch viele von dessen Gefährten für seine Schrift zu Rate gezogen; bei aller Kürze kennzeichnet dieselbe überaus treffend des Ordensgründers Geist. Daniello Bartoli hatte, als er noch vor der Mitte des 17. Jahrhunderts in klassischem Italienisch sein Ignatiusleben verfaßte, das damalige Hauptarchiv der Gesellschaft Jesu zu seiner Verfügung; vergleicht man seine Angaben mit deren Quellen, so überzeugt man sich von des Mannes Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Über Orlandini äußert sich Leopold v. Ranke [1], derselbe sei, „wie in den Geschäften des Lebens, so auch in seinem Stil, sorgfältig, sehr genau und bedachtsam" gewesen. Aber es ist zu beachten, daß in jener Zeit diese Art von Schriftstellerei vornehmlich der Erbauung diente; was auf den Diener Gottes einen Schatten werfen konnte, ward oftmals umgangen oder nur leise gestreift und schüchtern angedeutet. Dann dachte damals kaum jemand daran, für das, was er erzählte, einen Quellennachweis beizubringen so genau und eingehend, wie unsere Zeit ihn zu verlangen gewohnt ist. Endlich gab man nach der Weise der alten Römer und Griechen mehr auf die glänzenden Tatsachen als auf deren inneren Zusammenhang.

Diesen Mängeln abzuhelfen hat der neue Lebensbeschreiber sich redlich bemüht; er hat die Geschichte des Heiligen von Grund aus neu aufgebaut; er hat über die Gestalt des Ordensstifters eine Fülle bisher ungeahnten Lichtes ausgegossen.

Was die geschichtlichen Quellen angeht, so begnügte er sich keineswegs, den weit verstreuten gedruckten Stoff sorgsam zusammenzutragen; man staunt über die Massen von bisher unbekannten Briefen, Gutachten, Denkwürdigkeiten, Haus- und Provinzgeschichten, Selig- und Heiligsprechungsakten, welche innerhalb und außerhalb Spaniens auf- und durchgestöbert worden sind; dieselben werden in einer langen Einleitung nicht nur ihrer äußeren Erscheinung nach beschrieben, sondern auch auf ihren inneren Gehalt geprüft und gewertet.

Und nun das Ergebnis? Was sagen diese vielen, guten, neuen und doch alten Zeugen zu den Dingen, welche wir in dem Ignatiusleben bisher zu lesen gewohnt waren?

Vor allem ist die Antwort der Zeugen mehr als einmal Schweigen, beredtes Schweigen; sie ist das eine oder andere Mal wohl auch offener Einspruch gegen das, was da und dort erzählt und ausgemalt worden war. Blicken wir auf die Jugendgeschichte des Ignatius zurück. Ribadeneira sagt uns, der Grafensohn von Loyola habe viel auf sein Äußeres gehalten; im Laufe der Erzählung nennt er sogar den jungen Iñigo einen Menschen, „der bis über die Ohren in den Eitelkeiten der Welt steckte", einen „übermütigen, eitlen Soldaten" und läßt Ausdrücke fallen, welche auf manche jugendliche Verirrung hinzudeuten scheinen;

[1] Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten III [10], Leipzig 1900, 114.

doch das alles ist nur so im Vorübergehen bemerkt, auf Einzelheiten wird nicht eingegangen; der Eindruck verwischt sich rasch. Orlandini kennt den jungen baskischen Edelmann nur als das Muster eines spanischen Ritters, von der Natur bestens auf all das Große vorbereitet, was später die Gnade in ihm und durch ihn wirken sollte. Etwa 150 Jahre später schildert der Spanier Fluvia den jungen Iñigo wie einen fertigen Heiligen. Tatsächlich schwamm Iñigo von Loyola als junger Mann in dem breiten Strom seiner nichts weniger als heiligen Zeit. Er oblag dem Spiele; er hatte Liebesabenteuer; er war ein allezeit schlagbereiter und schlaglustiger Haudegen. Wie sich jetzt zeigt, hatte er spätestens 1515 die Tonsur genommen. Knüpfte man auch damals an einen solchen Schritt nicht ganz dieselben Anforderungen wie heute, so bleibt es doch auffallend, daß Iñigo noch im Jahr 1521 das Waffenhandwerk trieb. Einmal — man hat das bisher nicht gewußt — wurde er und einer von seinen Brüdern unter schwerer Anklage vor das Gericht von Guipuzcoa gezogen; der Ausgang des Handels ist nicht bekannt. Nun verstehen wir auch, was P. Hieronymus Nadal einmal als Ordensvisitator zu Köln gesagt hat. In einer Ansprache, welche er im Jahre 1567 an die dortigen Ordensgenossen hielt, tat er die Äußerung, Ignatius habe in seiner Jugend um Religion und Frömmigkeit sich nicht gekümmert.

Von geringerem Belang ist eine andere Verwechslung, welche in die Jugendgeschichte des Ignatius — im Streite über das Geburtsjahr entscheidet sich Astrain gegen 1495 und für 1491 — sich eingeschlichen hat. Man sagte, er sei Edelknabe bei König Ferdinand dem Katholischen gewesen; er war es bei dessen Großschatzmeister Juan Velasquez (S. 8—10). Ähnlich steht es mit dem Namen des Ordensstifters. Wenn derselbe, bei der Taufe unter den Schutz eines spanischen Heiligen, des Benediktinerabtes Iñigo, lateinisch Enecho, von Oña gestellt, später Ignatius sich nannte, so war das keine absichtliche Namensänderung zu Ehren des ihm so teuern Apostelschülers von Antiochien; er war, wie es jetzt ziemlich klar sich herausstellt, einfach der irrigen Meinung, dem spanischen „Iñigo" entspreche im Latein der Name „Ignatius" (S. 2—3).

Gothein sagt von den Jesuiten, sie verehrten die Exerzitien „wie eine Offenbarung", die dem Ignatius „von der heiligen Jungfrau zu teil geworden" sei [1]. In der Tat hat der große Geistesmann P. Ludwig de Ponte [2] solches geschrieben, und der fromme Bruder Seghers hat es bildlich dargestellt, und andere haben es nachgeschrieben und nachgemalt. Allein aus dem ganzen 16. Jahrhundert liegt kein Zeugnis vor, das eine solche Offenbarung beglaubigte. Sie müßte stattgefunden haben im Jahre 1522, spätestens im Januar 1523. Der ersten Spur begegnet man jedoch erst im Jahre 1615, eben bei de Ponte, und dieser stützt sich dafür lediglich auf eine Kundgebung aus Engelsmund, mit

[1] Eb. Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation, Halle 1895, 227—228.

[2] Vita P. Balthassaris Alvarez, Societatis Iesu religiosi. Per P. Ludovicum de Ponte eiusdem Societatis. Coloniae Agrippinae 1616. Cap. 43, p. 505—507.

welcher eine Ungenannte begnadigt worden sei. Die andächtigen Bilder, auf welchen Ignatius vor Maria kniet, das Exerzitienbuch in der einen, die Feder in der andern Hand, dürften auch bisher kaum von vielen so verstanden worden sein, als habe die seligste Jungfrau die Worte des Buches dem Heiligen in die Feder diktiert. Genug, wenn es feststeht, daß das Büchlein der geistlichen Übungen seinem Hauptinhalte nach höherer Erleuchtung entstammt, welche dem Heiligen im Gebete geworden ist. Ignatius war ein glühender Marienverehrer, Maria aber gilt in der Kirche als die Schatzmeisterin und Ausspenderin der Gnaden: so haben von St Bernhard an viele Lehrer bis herab auf St Alfons von Liguori und Leo XIII. sie genannt. Da bedarf es der Annahme einer persönlichen Erscheinung nicht. Zu den Füßen der Himmelskönigin als seiner Herrin saß der Heilige, als er schrieb, und sie hat seiner Feder den Himmelssegen vermittelt.

Es fehlt übrigens im Leben des hl. Ignatius nicht an Beispielen von persönlichem und unmittelbarem Eingreifen Marias. Nur eines sei hier genannt: Bald nachdem der junge Edelmann den Entschluß der Lebensänderung gefaßt, zeigte sich ihm in seinem Ahnenschlosse die Gottesmutter, das Kind auf dem Arme. Eine Frucht dieser Erscheinung war, wie Ignatius selbst wenige Jahre vor seinem Tode bezeugte, diese, daß er seitdem an keiner fleischlichen Versuchung auch nur das leiseste freiwillige Wohlgefallen hatte (S. 26 27).

Man begreift es leicht, daß um einen so mächtigen, wundersamen Baum wie dies Ignatiusleben mit der Zeit manche Schlingpflanze unglaubhafter Erzählung sich legte. Noch ein Beispiel: Ignatius hat während seiner Studienzeit zu Paris die ersten Gefährten gewonnen, jeden für sich, ohne daß einer den andern kennt. Da beruft er sie auf einen bestimmten Tag an eine bestimmte Stelle. Sie finden sich richtig ein. Große Freude jedes einzelnen über alle andern. Begeisterte Ansprache des Ignatius. Man fällt sich gegenseitig in die Arme. Ein rührender Auftritt; aber nicht nachweisbar, ja nicht einmal wahrscheinlich (S. 113). Übertrieben sind auch die landläufigen Vorstellungen von dem Einflusse, welchen Ignatius in den Jahren 1546—1547 und 1551—1552 durch seine Schüler Laynez und Salmeron auf den Verlauf der Kirchenversammlung von Trient ausgeübt haben soll (S. 510—566).

Daß der Heilige bald nach seiner Bekehrung einmal im Hospital von St Lucia zu Manresa eine volle Woche regungslos dalag, „wie tot", ohne irgend welche Nahrung zu nehmen und ohne durch einen Blick oder ein Wort mit seiner Umgebung zu verkehren, ist durch Zeugnisse erhärtet; es fehlen aber solche für die Annahme, daß Gott ihm damals die Grundgedanken der Gesellschaft Jesu geoffenbart habe (S. 39—41). Allerdings, wer diesen berühmten Rapto im Rahmen dessen, was vorherging und was folgte, ansieht, der wird kaum des Eindruckes sich erwehren können, es hätten hier, während die natürliche Kraft den Körper verlassen hatte, geheimnisvolle übernatürliche Kräfte den Geist zu einem höheren Schauen und Wollen emporgetragen.

Zweifelhaft ist es, ob in der Burg von Loyola dem kranken Iñigo der Apostel Petrus sich gezeigt habe (S. 22). Ein Fragezeichen darf man vielleicht auch zu einigen andern Angaben setzen, welche der spanische Lebensbeschreiber als

ganz verlässig ansieht. Wir wollen hierüber mit ihm nicht rechten. Etwas mehr oder weniger tut hier beinahe nichts zur Sache.

Ohne übernatürliche Dinge ist nun einmal mit einer Erscheinung, wie dieser Lebensgang es ist, nicht fertig zu werden; entweder diejenigen, deren Tatsächlichkeit die Geschichtsforschung wissenschaftlich dartut, oder Umdeutungen, Ausflüchte, Gewaltsamkeiten und Nervenspannungen, weit unbegreiflicher und unmöglicher als alle Wunder, die Gott gewirkt hat und wirken kann. Wer an eine übernatürliche Welt nicht glauben mag, für den wird Ignatius ein unlösbares Rätsel bleiben.

So besteht denn auch des neuen Lebensbeschreibers Hauptarbeit und Hauptverdienst keineswegs darin, daß er einige unechte Edelsteine aus der Ruhmeskrone des Gotteshelden herausgebrochen hat. Wir haben dieser Seite seines Buches vielleicht unverhältnismäßig weiten Raum gewährt; es geschah deshalb, weil sie den ernsten Forscherfleiß des spanischen Gelehrten zeigt, der auch liebgewonnene Vorstellungen der erkannten geschichtlichen Wahrheit zum Opfer zu bringen den Mut hat. Einem solchen Manne dürfen wir vertrauen, wenn er als das Hauptergebnis seiner Untersuchungen dieses uns vorlegt: Weitaus das meiste, ja geradezu das allermeiste von dem, was uns bisher über Ignatius Großes und Schönes überliefert worden ist, über seinen reinen brennenden Eifer für Gottes Ehre, seine rastlose Tätigkeit, seinen hehren Starkmut, seine Klugheit, über die vielgestaltigen und außerordentlichen Gnaden, mit welchen Gott seinen Lebensweg gleichsam besät hat, hält nicht bloß stand vor der unerbittlichen Strenge sorglichster wissenschaftlicher Prüfung; es wird durch dieselbe noch mehr gefestigt und noch heller beleuchtet. Es sei hier aus diesem einzigartigen Lebensgange nur einiges herausgehoben.

Übernatürlichen Ursprunges, Widerschein himmlischen Lichtes, Widerhall göttlicher Einsprechungen sind des Heiligen „Geistliche Übungen“. Das ergibt sich schon aus der geschichtlich erwiesenen Tatsache, daß Ignatius dieses Buch voll hoher Weisheit und überwältigender Kraft der Hauptsache nach zu Manresa im Jahre 1522, wissenschaftlicher Bildung noch vollständig bar, jeglichen menschlichen Lehrers entbehrend, niedergeschrieben hat. Er selbst äußerte sich, er würde fürchten, Gott zu beleidigen, wenn er dasselbe aus einer andern Schule herleitete als aus der des Heiligen Geistes. So dachten auch seine vertrauten Genossen Camara, Polanco und Ribadeneira (S. 44 148—166). Etliche Stücke, wie die „Regeln von der Unterscheidung der Geister“, reichen mit ihren Wurzeln zurück bis in das

Krankenzimmer von Loyola, wo Licht und Finsternis um die Seele des Helden von Pamplona sich stritten. Die herrlichen, heutzutage doppelt wichtigen Regeln über Bewahrung und Pflege der kirchlichen Gesinnung und einige andere Lehren sind wohl erst zwischen den Jahren 1528 und 1540 in Paris oder in Italien beigefügt worden.

Selbstverständlich hat Astrain auch den Inhalt des Exerzitienbuches eingehend dargelegt. Vergleicht man seine Worte mit den Ausführungen Gotheins[1], so tritt eine derartige Verschiedenheit, um nicht zu sagen Gegensätzlichkeit zu Tage, daß jeder sagen muß: entweder hat Astrain das Buch mißverstanden oder Gothein. Hinsichtlich Gotheins genügt es hier, auf die Bemerkungen zu verweisen, welche der inzwischen verewigte P. Wilhelm Kreiten in dieser Zeitschrift (XLIX 527 f) niedergelegt hat. Ich möchte nur eines beifügen: Xenophons „Anabase" oder Goethes „Hermann und Dorothea" kann ja ein Gelehrter, am Schreibtische seines Studierzimmers sitzend, lesen, genießen und würdigen. Des hl. Ignatius Buch von den geistlichen Übungen aber will gelesen sein mit gebeugten Knien, mit gefalteten Händen, vor dem Bilde des gekreuzigten Gottessohnes, in heiliger Stille und Einsamkeit. Nur wer selbst Exerzitien macht und zwar so, wie Ignatius es vorschreibt, kann dieses Buch genügend verstehen und würdigen.

Die Gesinnung, welche den Exerzitien wie der Duft den Rosen entströmt, taten- und opferfreudige Hingabe an Christus, begegnet uns immer wieder im ganzen Leben des großen Exerzitienmeisters von Loyola, ob er nun in seiner Höhle bei Manresa wacht, fastet und sich blutig geißelt, auf der Schulbank von Barcelona als Dreißigjähriger mitten unter Kindern die Anfangsgründe des Latein erlernt, als Pilger im Heiligen Lande unter heißen Tränen die Fußstapfen des Erlösers küßt, oder als fahrender Schüler bei den spanischen Kaufleuten von Amsterdam und London die Groschen sich zusammenbettelt, mit denen er an der Hochschule von Paris sein Leben fristet, ob er in den Kirchen Roms in gebrochenem Italienisch und doch mit unwiderstehlicher Kraft dem Volke die Anfangsgründe der christlichen Lehre erklärt, oder über die Bekehrung von Indien, die Bezwingung des Mohammedanismus, die Zurückführung Englands und Deutschlands zur katholischen Kirche, die Erneuerung der gesamten Kirchenzucht mit Königen, wie Ferdinand I. von Böhmen und Ungarn, Philipp II. von Spanien, Johann III. von Portugal es waren, brieflich verhandelt und mit Päpsten und Kardinälen, wie mit Paul III. und Paul IV. und Kaspar Contarini und Johannes Morone, vertraulich sich bespricht. Ob seines

[1] Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation 227—244.

Strebens, das Laster auszurotten und die Tugend zu pflanzen, ward er zu Barcelona halb tot geschlagen, kam zu Alcala und Salamanca in den Geruch der Ketzerei, ward er zu Paris als Ruhestörer angeklagt und zu Rom von öffentlicher Kanzel herab mit den schwersten Anschuldigungen überhäuft. Nichts machte ihn irre. Um seinen Seeleneifer über die ganze Welt und über alle Zeiten auszuspannen, faßte er den Gedanken der Gesellschaft Jesu und erlangte trotz heftigen Widerspruches im Jahre 1540 vom Papste Paul III. die Bulle, welche das Unternehmen feierlich guthieß und segnete. Zehn Jahre später folgte die Bulle Julius' III.; sie ist viel deutlicher und geht viel mehr auf das Einzelne ein; wir erfahren durch Astrain, daß der Papst dem Heiligen selbst die Fassung anheim gestellt hatte und daß dieser dabei zuvörderst seines Geheimschreibers Johannes von Polanco sich bediente. Die neue, genauere und bestimmtere „Formel des Instituts", welche sie in sich schließt, bildet für die Gesellschaft Jesu die unverrückbare gesetzliche Grundlage ihres gesamten Verfassungsbaues (S. 124—134).

Es galt nun noch, dem Orden ein eigentliches Gesetzbuch zu geben. Ignatius schuf ein solches in seinen „Konstitutionen". Auch von diesem zweiten großen Meisterstück des Heiligen, welches Astrain mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit schildert, muß man sagen: Der Grundriß ist nicht von Menschenhand, sondern vom „Finger Gottes" gezeichnet. Dieser Überzeugung hat der hl. Franz Xaver noch zu des Ignatius Lebzeiten schriftlichen Ausdruck verliehen. Die wesentlichen Züge der Ordensverfassung sind dem Gründer durch göttliche Erleuchtungen mitgeteilt worden, erst nur sehr allgemein im Jahre 1522 zu Manresa, besonders bei der Verzückung am Ufer des Baches Cardoner, dann eingehender und klarer während seiner letzten Lebensjahre zu Rom. So urteilte Ignatius selbst; so haben seine vertrauten Schüler und Freunde Johannes Polanco und Jakob Laynez sich ausgesprochen. Man kann sagen, es gebe kaum einen Abschnitt von größerer Wichtigkeit in den Ordenssatzungen, wofür Ignatius nicht irgend ein Zeichen göttlicher Billigung erhalten hätte (S. 102—113). Bei alledem befolgte der Heilige auch hier seinen Grundsatz: Er sann, fragte, versuchte, als ob Gott nichts, die Menschen alles zu tun hätten (S. 134—137).

Durch die Abfassung der Satzungen hatte Ignatius den Leib seiner Genossenschaft gebildet, in den Exerzitien hauchte er seinen Geist ihr ein. Das eine wie das andere setzte aber voraus, daß dem Meister als Stoff für sein Gebilde eine Anzahl tüchtiger Leute sich bot. Er wußte sie zu

finden. Um Ignatius folgen zu können, verzichteten Franz Xaver auf die weitausschauendsten irdischen Pläne, Franz von Borgia auf sein angestammtes Herzogtum Gandia und auf das Amt eines Vizekönigs von Katalonien, Petrus Canisius auf die Reichtümer seines väterlichen Hauses und eine lockende Zukunft. Männer, wie Peter Faber, Jakob Laynez, Hieronymus Nadal, Alfons Salmeron, Melchior Carneiro, bedeuteten jeder für sich ein geistliches Streitheer. Wenn Ignatius in Rom am 31. Juli 1556 von seinem Sterbebette aus die Erde überblickte, konnte er in mehr als hundert Ordenshäusern gegen tausend geistliche Söhne zählen, und das trotz der vielen und strengen Prüfungen, an welche er in seinen Ordenssatzungen die endgültige Aufnahme geknüpft, und trotz des weiten Tores, welches er darin für die Entlassung Unbotmäßiger offen gelassen hatte. Allerdings, wo nicht so fast böser Wille als Mangel an Einsicht und heftige Anfechtungen des bösen Feindes einem Fehltritte zu Grunde lagen, da wußte der Heilige die Strenge des Feldherrn mit der Liebe der Mutter zu vertauschen.

Einmal war einer von seinen ersten Gefährten im Begriffe, den Orden zu verlassen. Da fastete Ignatius drei Tage und drei Nächte lang, ohne auch nur einen Bissen zu genießen, und der Mann war gerettet. Ribadeneira, der in einer seiner ungedruckten Schriften dies mitteilt, nennt den Namen nicht (S. 217). Aber es kann kaum zweifelhaft sein, daß es sich um den P. Simon Rodriguez handelte. Liest man Francesco Sacchinis „Vierten Teil der Geschichte der Gesellschaft Jesu“, so ist man versucht, den P. Simon für einen großen Heiligen zu halten [1], um so mehr, als Sacchini stets den Ruf eines ernsten und gewissenhaften Geschichtschreibers genossen hat. Aber Sacchini war weit entfernt, den Mann mit einem Heiligenschein schmücken zu wollen. Man hat jetzt die Handschrift wieder aufgefunden, welche dem Drucke von Sacchinis Werk zu Grunde gelegt worden; da zeigt sich deutlich, daß ein ungenannter schwärmerischer Verehrer Simons jene Lobpreisungen desselben ganz gegen Sacchinis Absichten in das Buch hineingetragen hat (S. 628—629). In Wirklichkeit war der Portugiese Simon Rodriguez ein Schmerzenskind des Ordensstifters. Er gehörte zum Kreise seiner zehn ersten Genossen und bildete in dieser Versammlung gewissermaßen die „Linke“, zusammen mit dem feuereifrigen Nikolaus Bobadilla [2], der im stande war, sich von einem Kardinal zu Tische laden zu lassen und dann an der Tafel ihm und den andern Kardinälen eine scharfe Strafpredigt zu halten, der auch im Jahre 1548 wegen seiner geharnischten Verwahrungen gegen Kaiser

---

[1] Historiae Societatis Iesu Pars quarta sive Everardus. Auctore R. P. Fr. Sacchini S. J. L. 7, n. 232—292.

[2] Siehe B. Duhr S. J., Die Tätigkeit des Jesuiten Nikolaus Bobadilla in Deutschland in „Römische Quartalschrift“ XI (Rom 1897) 565.

Karls V. „Interim“ — Astrain hat deren Wortlaut gefunden (S. 572) — aus Augsburg und überhaupt aus Deutschland plötzlich hatte verschwinden müssen. Simon, bei all seiner Raschheit und Unbeständigkeit (einmal wollte er durchaus Einsiedler werden) mit vielen schönen Tugenden ausgerüstet, wurde von Ignatius zum ersten Provinzial von Portugal ernannt. Dank seiner Tätigkeit und der Sonne der Hofgunst blühte die Provinz rasch empor; im Jahre 1552 zählte man 318 Portugiesen, welche unter die Fahne des Namens Jesu sich gestellt hatten. Aber Rodriguez begann sich zu fühlen, kümmerte sich nicht mehr besonders viel um seinen General, ging in der Sorge für seine schwächliche Gesundheit über das Maß des Erbaulichen hinaus und hielt bei seinen Untergebenen mehr auf außergewöhnliche Bußübungen als auf gründliche, beharrliche Tugendübung. Die Zügel des Gehorsams entsanken mehr und mehr seiner Hand. Es kam vor, daß man einem Obern ins Gesicht sagte: „Es ist nicht gut, daß ich tue, was Sie befehlen. Einen solchen Auftrag sollten Sie mir nicht geben.“ Ignatius suchte nun seinen alten Freund auf ehrenvolle Weise von Portugal wegzubringen, indem er ihn zum Provinzial von Aragonien bestellte. Nur mit Widerstreben zog Simon ab, und es währte nicht lange, so war er mit des Ignatius Erlaubnis wieder in die Heimat zurückgekehrt. Dort richtete sein Wort und Beispiel arge Verwirrung an. Mindestens die Hälfte der portugiesischen Provinz verlor ihren Ordensberuf, während Rodriguez nicht bloß ärztliche Zeugnisse sammelte, sondern sogar Rechts- und Gottesgelehrte um Gutachten anbettelte, welche zeigen sollten, daß er in seiner Lage nicht verpflichtet sei, dem Ordensgenerale zu gehorchen. Ignatius sandte dem verblendeten Manne die Weisung, sich in Rom zu stellen, und zugleich für den Fall der Weigerung die Entlassung aus dem Orden. Glücklicherweise gelang es, ihn durch Androhung schwerer Kirchenstrafen zur Romreise zu bewegen. Der Heilige nahm ihn mit der größten Liebe auf; er war bereit, alles zu vergessen. Aber Rodriguez bestand auf gerichtlicher Untersuchung. So wurden unter beiderseitiger Zustimmung zwei Ordensgenossen als Ankläger, vier als Richter hingestellt; dem Beklagten wurden einige Wochen zu schriftlicher und mündlicher Verteidigung gelassen. Gothein weiß zu berichten, dieser Gerichtshof habe „ihn zu einer immerhin geringen Buße verurteilt“ (S. 614). Er täuscht sich. Man kennt jetzt das Urteil in seinem Wortlaute (S. 685—689). P. Simon wurde unter Anerkennung seiner großen Verdienste schuldig befunden, durch Eigensinn, Unbotmäßigkeit, zu freies Leben und andere Fehler so viel Anstoß gegeben und den Seelen so viel Schaden zugefügt zu haben, daß er sein ganzes Leben nicht genug dafür büßen könnte. Dann folgt eine Liste von Strafen. Außer verschiedenen Widerrufs- und Abbitteschreiben, die er nach Portugal schicken muß, und verschiedenen Gebeten wird ihm auferlegt, sein ganzes Leben nie mehr nach Portugal zurückzukehren; er muß sich sieben Jahre hindurch jede Woche geißeln, zwei Jahre hindurch jede Woche einen besondern Fasttag halten, darf während zweier Jahre keine andern Bücher lesen als geistliche und mit niemand anderem verkehren als mit seinem Beichtvater und einigen ihm eigens zu bezeichnenden Persönlichkeiten. Gothein sagt, Rodriguez habe sich der auf-

erlegten Buße nicht unterworfen (S. 614). Aber Richter und Kläger bezeugen, wie man bei Astrain sehen kann, mit ihrer Unterschrift, er habe sein Urteil auf den Knien liegend angehört, sich zu allem bereit erklärt und beteuert, man sei milde mit ihm gewesen; er habe viel schärfere Ahndung verdient (S. 689). Ignatius hatte sich die Bestätigung des Urteils vorbehalten; und — hier sieht man wieder die Größe seines Herzens — er strich die Strafen alle bis auf die eine, daß P. Simon nicht mehr nach Portugal gehen dürfe. Simon machte zwar auch später noch auf dem Gebiete des Ordenslebens manche unerquickliche Kreuz- und Querfahrten; doch er harrte im Orden aus. Gothein versichert, „nach Portugal sei er allerdings nie mehr zurückgekehrt", aber er hätte schon bei Sacchini und Boero finden können, daß Rodriguez im Jahre 1579 zu Lissabon starb. Des Ignatius dritter Nachfolger, der Ordensgeneral Eberhard Mercurian, hatte ihm die Rückkehr gestattet. Sein Ende war so, wie es einem Freunde der hll. Ignatius und Franz Xaver geziemte (S. 629).

Neben diesen häuslichen Schwierigkeiten, welche menschliche Armseligkeit den großen Gedanken und Zielen des hl. Ignatius bereitete, erhob sich auch viel Widerspruch von außen her, und zwar, eigentümlich genug, gerade in des Ignatius eigener Heimat, in dem damals so glaubenseifrigen Spanien, sogar von seiten derer, welche als die ersten die neue Schöpfung hätten begrüßen und befördern sollen.

Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Toledo saß damals Don Juan Martinez Siliceo. Diesem hohen Würdenträger war der Gedanke unerträglich, daß es in seinem Sprengel Geistliche gebe, die seiner Gerichtsbarkeit nicht unterständen. Die Jesuiten hatten gut sagen, sie hätten vom Papste selbst ihre geistlichen Befugnisse erhalten, seien übrigens von Ignatius angewiesen, nur mit Bewilligung des Erzbischofes sie zu benutzen. Siliceo war nicht zu besänftigen. In Alcala hatte der Orden ein Haus an der Stadtmauer erworben; Siliceo ließ die Häuser rechts und links davon aufkaufen, damit die Jesuiten sich nicht ausdehnen könnten; der Stadtrat von Alcala hatte ihnen erlaubt, durch die Stadtmauer eine Türe zu brechen, durch welche sie in ihren dahinter gelegenen Garten gelangen konnten; als Siliceo es erfuhr, ruhte er nicht, bis die Türe wieder zugemauert war. Zum Unglück für den Orden verbreitete sich das falsche Gerücht, einige überspannte Priester, welche ihren Beichtkindern zweimal des Tages den Leib des Herrn zu empfangen erlaubten, seien Jesuiten. Auch berichtete man dem Erzbischof, in der Stadt Toledo allein lebten 500 Jesuiten, darunter auch verheiratete, und diese alle behaupteten, sie brauchten ihm nicht zu gehorchen. Nun flammte sein Unmut lichterloh empor. Allen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu wurde für sämtliche Kirchen des Erz-

bistums nicht nur die Predigt und die Spendung der Sakramente, sondern sogar die Feier des Meßopfers verboten. Überdies wurden allen Priestern, welche bei den Jesuiten Exerzitien gemacht hatten, ihre geistlichen Vollmachten entzogen. Vergebens suchte Philipp II. sich ins Mittel zu legen. Erst als der päpstliche Nuntius Kardinal Poggio selbst nach Toledo kam und dem Erzbischof drohte, er werde ihn als Gefangenen nach Rom bringen lassen, nahm dieser seine ungerechten Verfügungen zurück. Ignatius schrieb nun an den zornigen Mann, dem er nichts zu danken hatte, einen Brief voll demütiger Ergebenheit und zutraulicher Liebe (S. 361—365).

Noch seltsamer ging es in Saragossa zu. Auf den Wunsch der Bürgerschaft und des Adels waren die Jesuiten dorthin gekommen, um eine Schule zu eröffnen. Man kaufte ein Haus und richtete eine Kapelle ein. Die Dominikaner von Saragossa, aufrichtige Freunde des neuen Ordens, übernahmen es, am Eröffnungstage, dem 17. April 1555, den feierlichen Gottesdienst zu halten; ihr Prior sang das Hochamt; ein Hieronymit hielt die Festpredigt. Der Vizekönig von Aragonien, einer der Inquisitoren und andere hochgestellte Männer wohnten nicht ohne Rührung der Feier bei. Ihrer wartete eine Überraschung. Während des Gottesdienstes hatte der Abt von Veruela in seiner Eigenschaft als Generalvikar des Erzbischofs von Saragossa an der Außenwand des Gotteshauses eine Verordnung anheften lassen, besagend: Er verbiete allen Gläubigen, in dieser Kapelle ihrer Andacht zu pflegen. Das Verbot widersprach schnurstracks den päpstlichen Verfügungen. So fuhren die Jesuiten fort, in gewohnter Weise die heiligen Geheimnisse zu verwalten. Aber mit dem Generalvikar, hinter welchem der Erzbischof selber sich verbarg, verband sich die gesamte Geistlichkeit der Stadt, nur die Dominikaner und die Hieronymiten ausgenommen. Am 9. Juni 1555, dem Feste der heiligsten Dreifaltigkeit, wurde in nahezu sämtlichen Kirchen und Klöstern verkündet, alle, welche seit jenem Eröffnungstage in der Jesuitenkapelle Messe oder Predigt gehört oder die Sakramente empfangen, seien dem Kirchenbanne verfallen. Man begann auch den Erlaß in Ausführung zu bringen. Wo man in der Kirche ein Beichtkind eines Jesuiten gewahrte, ward dasselbe sofort an die Luft gesetzt; wer Lossprechung von diesem Banne suchte, mußte schwören, er werde nicht mehr zu einem Jesuiten beichten gehen. Ein paar Wochen später wurden in fast allen Kirchen der Stadt vier Jesuiten von Saragossa als gebannt ausgerufen; sie waren Mann für Mann mit Namen bezeichnet.

Dagegen ließ der Beschützer der Jesuiten, der Bischof von Huesca, an verschiedenen Stellen der Stadt Bekanntmachungen anheften, in denen verschiedene Jesuitenfeinde als dem Kirchenbann verfallen bezeichnet wurden. Aber schon etliche Stunden später wurden auf Geheiß der erzbischöflichen Behörde die Schriftstücke entfernt; überall in der Stadt sah man Leute, welche sie in Fetzen rissen, obwohl der Bischof von Huesca dies unter Strafe des Bannes untersagt hatte. Am 25. Juli, dem Feste des Apostels Jakobus, bewegte sich, ein schwarz umflortes Kreuz voran, ein Zug zum Jesuitenkollegium; die Leute sangen den 108. Psalm, in Spanien damals „Fluchpsalm" genannt, und warfen Steine hinter sich, um ihren Abscheu gegen die gebannten Loyola-Jünger zu bezeigen. Tags darauf wiederholte sich die Komödie. Auch der Pöbel wollte mittun. Gassenjungen zogen zum Jesuitenhause und bewarfen dessen Insassen mit Steinen. An den Straßenecken sah man auf großen Blättern die Jesuiten von Saragossa gemalt, wie sie von Teufeln in die Hölle geschleppt wurden. Um Frieden zu stiften, übergaben die Väter am 27. Juli freiwillig die Schlüssel ihres Hauses dem Rate und verließen am 1. August die Stadt. Doch nun drehte sich der Wind. Der hl. Franz von Borgia hatte als Vorsteher der Gesellschaft Jesu in Spanien die Prinzessin Johanna, welche in Abwesenheit Philipps II. das Land verwaltete, zu Hilfe gerufen. Als sie dem Vizekönig befahl, allen jesuitenfeindlichen Geistlichen die Gehälter zu sperren, und die Inquisitoren beauftragte, dafür zu sorgen, daß der Abt und mehrere von seinen Helfershelfern zur Verantwortung vor den Königshof von Valladolid reisten oder im Weigerungsfalle gefesselt dorthin abgeführt würden, da wurden rasch die Verbote gegen den Jesuitengottesdienst zurückgenommen und die Bannflüche gegen den Orden für kraftlos erklärt, und die Väter kehrten, am Stadttor von vielen Vornehmen erwartet, zu ihrem Kollegium zurück, wo der reumütige Abt von Veruela die einzelnen umarmte und willkommen hieß. Nachdem Ignatius von dem Hergange Kunde erhalten, befahl er, daß einer von den Vätern des Kollegiums in seinem Namen dem Erzbischof die Hand küsse und ihm sage, er möge alle Ordensgenossen als seine Diener und Söhne in Christo ansehen (S. 438—464).

Nicht so lärmend, aber für den Ordensstifter vielleicht nicht minder schmerzvoll war eine andere Anfeindung. Ignatius stand von der Zeit seiner Bekehrung an mit dem Predigerorden in engen Beziehungen. Zu Manresa war ein Dominikaner sein Seelenführer; bei ihm fand er Licht und Trost in entsetzlichen Seelenängsten; eine Zeitlang genoß er sogar die liebevolle Gastfreundschaft des

Klosters. Unter den drei glänzenden Gutachten, welche der päpstlichen Gutheißung des Exerzitienbuches zu Grunde lagen, sind zwei von Söhnen des hl. Dominikus verfaßt. In den Wirren, welche P. Rodriguez erregt hatte, sollten die portugiesischen Ordensobern, so wies Ignatius sie an, einige Gelehrte um Rat fragen, und zwar an erster Stelle solche aus dem Dominikanerorden (S. 36 37 624). Wohl war Iñigo während seiner Studien zu Salamanca einmal von dem jugendlichen Subprior des dortigen Predigerklosters scharf ins Verhör genommen und daraufhin der bischöflichen Behörde überliefert worden, in deren Kerker der Arme drei Wochen auf seine Freisprechung und Freilassung warten mußte. Aber man begreift es, daß der eigenartige alte Student Verdacht erregen konnte in einer Zeit, da die Sekte der „Alumbrados" in Spanien spukte. Zudem ist jüngst auch der Name jenes Subpriors zum Vorschein gekommen; es war kein geringerer, als der ausgezeichnete, später so berühmt gewordene Petrus de Soto (S. 55—57); mochte er damals ein wenig übereifrig gewesen sein, er hat es in der Folge reichlich gutgemacht durch den Schutz und die Förderung, welche er als Beichtvater des Kaisers Karl V. und als Lehrer der heiligen Wissenschaften zu Dillingen dem seligen Petrus Canisius und dessen Gefährten angedeihen ließ. Anders stand es mit Sotos Ordensbruder Melchior Cano. Dieser sonst um die Kirche so hochverdiente Mann, das Orakel der Hochschule von Salamanca, der Verfasser des unsterblichen Buches De locis theologicis, benutzte Kanzel und Lehrstuhl zu Angriffen auf die Gesellschaft Jesu; er verfaßte sogar eine eigene Schrift gegen sie; in diesem traurigen, von Fermin Caballero, dem Lebensbeschreiber Canos, vor 30 Jahren vergebens gesuchten, von Astrain neuestens gefundenen Stücke ist Ignatius ein eitler, anmaßender Mensch; Peter Faber ist unbesonnen usw. (S. 324—328). Was trieb den Mann zu dieser Gegnerschaft? Die Einrichtung der Gesellschaft Jesu wich in einigen Dingen vom alten Klosterwesen ab. Damit konnte er sich, scheint es, nicht versöhnen. So ist nun einmal die menschliche Schwäche. Daß dabei Cano von dem Vorwurfe der Leidenschaftlichkeit nicht freigesprochen werden kann, geht, wie Astrain mit Recht bemerkt, aus den Quellen nur allzu deutlich hervor.

Canos Haltung fand im Schoße seines eigenen Ordens entschiedene Mißbilligung. P. Juan de la Peña, in Salamanca hoch angesehen, schrieb eine Abhandlung zu Gunsten der Stiftung des Ignatius; es ist wohl überhaupt die erste Verteidigungsschrift, deren die Gesellschaft Jesu sich rühmen kann (S. 333—338). Der ehrwürdige Ludwig von Granada, groß als Meister der spanischen Sprache, weit größer noch als Meister des geistlichen Lebens, eine der schönsten Zierden des Predigerordens in jenen Tagen, drückte in einem Schreiben an ein Mitglied der Gesellschaft seinen Schmerz über Canos Benehmen aus. Er tat, was er konnte, für die Jesuiten. Einmal war er eben im Begriffe, zu Evora eine Reihe von

Predigten zu halten, als der Infant Heinrich von Portugal den Entschluß kundgab, in dieser Stadt ein Kollegium der Gesellschaft zu errichten. Auf die Nachricht davon erschien er bei dem Prinzen und dankte ihm so herzlich, als ob die Wohltat ihm selbst erwiesen wäre; gleich bei der nächsten Predigt erging er sich in Lobsprüchen auf den neuen Orden. P. Ludwig von Granada, heißt es in einem Jesuitenbriefe jener Zeit, „ist uns so zugetan, daß man ihn für einen Professen der Gesellschaft halten könnte" (S. 668—670). Zu großem Troste mußte dem hl. Ignatius das herrliche, zunächst durch Canos Vorgehen veranlaßte Rundschreiben vom 10. Oktober 1548 gereichen, in welchem der General des Predigerordens, Franz Romeo, seinen Ordensbrüdern ans Herz legte, sie möchten des Ignatius Gründung unangetastet lassen, ja sie schirmen und fördern (S. 330—331).

Auch in den andern Ordensgenossenschaften Spaniens waren es gerade die großen und heiligen Persönlichkeiten, deren Herzen sich für das neue Werk erwärmten. So der hl. Thomas von Villanova, Erzbischof von Valencia. Auch er, der Augustinermönch, hatte anfangs bedenklich auf die Männer geblickt, die nie einen Psalm im Chore sangen, nie eine Kapuze über den Kopf zogen und dennoch Ordensleute sein wollten. Aber man zeigte ihm, daß der Papst alles gutgeheißen. Er war ein echter Heiliger; er schickte sich darein; er gewann die Neulinge bald lieb. In dem Testamente, das er am 3. Dezember 1555, sieben Monate vor des hl. Ignatius Tod, aufsetzte, sagt er: In diesen jüngsten Zeiten habe Gott Männer erweckt, welche sich mit Recht „Gesellschaft Jesu" nennen. In seinem Sprengel hätten sie viele Verirrte zurückgeführt und viele geistig Kranke geheilt und täten es noch immer. Dann hebt er besonders hervor: Sie hätten es zuwege gebracht, daß Leute, die ehedem kaum einmal im Jahre gebeichtet, jetzt jeden Sonntag die heiligen Sakramente empfingen. Um der Gesellschaft seine Liebe und seinen Dank zu bezeugen, vermacht ihr dann der heilige Erzbischof 2500 Dukaten zum Bau der Kollegiumskirche in Valencia (S. 657—660). Um die nämliche Zeit versicherte die hl. Theresia, die zweite Stifterin des Karmeliterordens, Gott habe ihr hinsichtlich der Gesellschaft Jesu Mitteilungen gemacht und Gesichte zu schauen gegeben, welche sie mit Bewunderung und Verehrung für diese Körperschaft erfüllten (S. 662).

Otto Braunsberger S. J.

Nationale Eigenart und geistiger Gehalt der zu Düsseldorf ausgestellten Kunstwerke.

Drei- oder viertausend alte und neue Bücher zu beurteilen, würde als schwere Last, als kühnes Unterfangen betrachtet werden. In der Kunstausstellung sind mehr als viertausend Werke der Wertschätzung dargeboten. Freilich ist ein Gemälde, eine Statue rascher betrachtet, als ein Buch gelesen. In manchem Bilde steckt jedoch mehr Arbeit, auf manches ist mehr Zeit und Mühe, mehr Talent und Studium verwendet als auf diesen oder jenen Band, den rührige Buchhändler in die Flut der Neuerscheinungen werfen. Viele Bücher beginnen ihren Weg, bevor eine sachliche Beurteilung ihnen in den Weg trat; keinem Kunstwerk haben sich dagegen die Pforten des Kunstpalastes geöffnet, ehe es von einer aus Fachgenossen zusammengestellten Jury geprüft und belobt wurde. Wie jede Mutter ihr Kind, jeder Schriftsteller sein Buch, so liebt jeder Künstler sein Werk. Nicht nur sein Herz hängt daran, auch sein Ruf, nicht nur seine eigene Existenz, sondern oft auch die seiner Familie.

Kunstwerke gerecht zu beurteilen ist nicht immer leichter, oft weit schwerer, als ein Buch zu bewerten, besonders dann, wenn Bilder und Statuen aus aller Herren Ländern zusammenkommen.

Paris beherrscht eine große Zahl der neueren Künstler in ganz Europa, ja bis tief nach Amerika hinein. Die Pariser haben sich demnach zu Düsseldorf hochfeierlich begrüßen, empfangen und dementsprechend die besten Plätze geben lassen, die sie benutzen, um der Deutschen festere Zucht und strengeres Anstandsgefühl wirksam zu bekämpfen. In dem großen Saale gleich rechts vom Haupteingange zeigen sie zahlreiche Porträts ihrer dekolletierten oder ganz ausgekleideten Demimonde.

An Sonntagen, Feiertagen und Mittwochen drängen sich in der Ausstellung deutsche Mädchen und Frauen, nicht nur Bewohner der großen Städte, sondern auch vom Lande hereingekommene, die dergleichen nie sahen und nun durch die Vertreter der neuesten Pariser Kunst gewiß nicht veredelt werden. Eine Frau vom Lande hörte man neulich bei Betrachtung dieser Gebilde zu ihrer Gefährtin sagen: „Wat send dat for Lück, so läge mer os net emohl en et Bett." Unter den von französischen Künstlern dargestellten Damen zweideutigsten Rufes nehmen dann jene eine bedeutende

Stelle ein, die sich in der Rückenansicht in unaussprechlicher Weise dem Zuschauer gegenüberstellen oder hinlegen, um dadurch, daß sie Niegesehenes zeigen, auf der Höhe der letzten künstlerischen Nouveauté zu stehen, die dann natürlich von strebsamen jungen Künstlern des Deutschen Reiches möglichst rasch nachgeäfft werden mußte.

Im großen Saal hinter dem Ehrenhof füllen Rodins und Bartholomés nackte Männer und Frauen nicht nur die besten Plätze, sondern auch weitaus den meisten Raum. Die Begeisterung, womit man diese Meister und deren Werke aufgenommen hat, macht allmählich einer ruhigeren Beurteilung Platz. Man einigt sich allmählich dahin, viele Sachen Rodins seien tüchtige Skizzen, Versuche, welche für ein Atelier oder für den Studiensaal einer Kunstschule Wert haben, jedoch für eine internationale Ausstellung zu unfertig, für eine von so vielen künstlerisch ungebildeten Leuten besuchte Schaustellung aber unpassend sind. Wie sehr dieser gefeierte Künstler auf Beeinflussung der Phantasie rechnet, erhellt schon daraus, daß bei einer seiner skizzierten Aktfiguren, welche er „innere Stimme“ zu nennen beliebte, im Gipsabguß ein großer Teil des Knies durch Ungeschicklichkeit eines Arbeiters verloren ging. Der Meister hätte den Fehler leicht verbessern können. Er ließ ihn bestehen, weil die Skizze sich nach Ausfallen der Kniescheibe und ihrer Umgebung malerischer und rätselhafter darstellt. Viele seiner Figuren verdanken einen Teil ihres Reizes dem Mangel an Vollendung, dem Unbestimmten und der ungewöhnlichen Erscheinungsweise, also nicht eigentlichem Kunstwerte. Sie sind Effektstücke und suchen etwas zu leisten, was in der Plastik noch nie dagewesen ist, schlagen darum mit Armen und Beinen um sich herum und lehnen sich so stark nach rechts oder links, daß sie eigentlich umfallen müßten. Michelangelo, bei dem Rodin mehr als eine Anleihe gemacht hat, ohne jedoch dessen Kraft auch nur entfernt zu erreichen, hat durch sein Genie die Kunst Europas für drei Jahrhunderte auf falsche Bahnen verlockt. Rodin wird „zum Schicksal werden (für Frankreich), wie es einst Michelangelo der Kunst seines Landes wurde“ [1].

Dabei darf freilich nicht geleugnet werden, daß Frankreichs Maler und Bildhauer als Erben einer alten, vornehmen Kultur Besitzer eines feinen Geschmackes und eleganter Vortragsweise sind, wodurch sie ihre führende Rolle erlangten und behaupten. Beispielsweise ist bei der lebensgroßen, in Gips gebildeten, knieenden Figur einer zum Empfange des

[1] Treu im Jahrbuch der bildenden Kunst für 1903, 86.

heiligsten Sakramentes den Mund öffnenden, die Augen schließenden „Kommunikantin" von René de Saint-Marceaux zu Paris der leichte Tüllschleier mit bewunderungswerter Fertigkeit im harten Material wiedergegeben. Es bleibt jedoch auf die Dauer nicht ansprechend, die augenblickliche, hoch gesteigerte Andacht und Hingabe des Kindes so lange festgehalten zu sehen. Dagegen verweilt man gerne immer von neuem bei seinem eindrucksvollen Grabstein für den jüngeren Alexander Dumas, der in ganzer Figur auf dem Rücken hingelagert dem Todesschlafe sich hingibt.

In seinem „Lehrling" (Apprenti) schildert Roger-Bloche in Paris ausdrucksvoll, wie ein herangewachsener junger Mann in Arbeitskleidung den schweren Hammer mit Aufgebot aller Kräfte emporhebt und forträgt. Die schärfste Naturbeobachtung setzt auch Lefèbvres große und festgeschlossene „Gruppe von jungen Blinden" voraus. Das älteste dieser blinden Mädchen sitzt hoch in der Mitte und spielt auf der Zither; drei erwachsene Gefährtinnen und ein Kind lauschen auf deren Töne. Der Gegensatz zwischen dem aufmerksamen Hören ist in packenden Gegensatz zum Fehlen des Sehens gesetzt.

Voll Geist und Witz ist die lebensgroße, von Mercié gebildete Statue eines Volksdichters, eines gutmütig ausschauenden, behäbigen Handwerkers, der eines seiner Gedichte vorträgt, launig Gaston Schneggs kleine Terrakottagruppe, in der ein langer, spindeldürrer „Gelehrter" sich mit einem kleinen, dicken „Bürger" unterhält, abstoßend dagegen desselben wohl aus Romanlesung entstandener finsterer „Inquisitor" in der Tracht eines Dominikaners.

Französische Eleganz zeigt sich in den ansprechenden Landschaften des Parisers Claude Monet, die in der für solche Vorwürfe sehr geeigneten Punktmalerei ein Waldesgrün und ein Meeresufer schildern, in denen die Farben flimmern, wie das Licht spielt in bewegten Wellen, auf kristallenen Sandkörnern und über glatte Blätter. Feine, zur vornehmsten Zimmerausstattung passende Sächelchen sind auch die kleinen, von René Billotte aus Paris gesandten Landschaften. Noch schöner ist im Elitensaal des Professors Öder der von Dupré gemalte duftige „Wald von Fontainebleau", in dem bei Holzhauern, welche eben einige große Stämme fällten und zersägten, ein Hirt mit seiner Herde rastet.

Die in unsern westlichen Nachbarn liegende Lebhaftigkeit beherrscht einen Knaben, den Alfons Roll lustig durch das Grün traben läßt, und die ansprechende Szene „Des Kleinen Frühstück", dem die Mutter mittels

eines Löffels beim Essen einer Suppe hilft. An Frankreichs Beziehungen zu Afrika erinnert Dinet durch das wirkungsvolle Bild, worin er nur die Köpfe eines braunen Afrikaners und seines Pferdes zeigt, sowie durch Ansichten aus Kairo.

Trotz aller republikanischen und antikirchlichen Gesinnung hat jedoch Frankreich kein einziges revolutionäres Bild gesandt. Die eindringliche Vertretung sozialistischer und revolutionärer Bestrebung hat es deutschen Künstlern überlassen, den Düsseldorfern Jodokus Schmitz in jenem Triptychon der Lebemänner (vgl. S. 67 f), und Josse Goossens, der die Werbung armer, fanatisierter Leute zum Beginn des Bauernkrieges drastisch schildert, indem er unter sein zum Aufruhr aufreizendes Bild schreibt: „Nichts — denn die Gerechtigkeit Gottes."

Dem großen Saal der Franzosen folgt der kleinere der Spanier. Warum haben sie sich nicht auf Wiedergabe der Gegenden und des Volkslebens ihres Landes beschränkt? Alcala-Galiano zu Madrid zeigt zwei Nachen, mittels deren eine holländische Bauernfamilie ihr Heu auf einem Kanal in ihr Dorf befördert, Pradilla y Ortiz aber, wie lustige Italiener auf zwei Schiffen ihre Maisernte durch die Pontinischen Sümpfe nach Hause bringen. Wie reich Spanien an eigenartigen Typen, wie wenig es genötigt ist, in der Fremde Anleihen zu machen, beweisen die in einem eigenen Raum weit abseits zusammengestellten Werke Zuloagas. Ihre charakteristischen Figuren konnte nur ein Spanier erfassen und genügend schildern. Freilich geben alle im wesentlichen dasselbe, nämlich zigeunerartige, von heißer, kaum gezügelter Leidenschaft erfüllte Personen. Seine schlecht oder trotz aller Koketterie doch bunt und auffallend bekleideten Gestalten treten lachend oder grinsend dem Beschauer entgegen, bilden eine gemischte, aber bemerkenswerte, fremdartige oder unheimliche Gesellschaft. Zu ihr gehören die im Saale der Spanier ausgestellten Zigeunerinnen und Zigarettenmacherinnen von Arizmendi und Bilbao. Anders geartet ist Benlliures eindrucksvolles Gemälde „In der Kirche". Betend sitzt der alternde Vater neben seiner aufblühenden Tochter. Einig sind sie in ihrer Andacht. Er aber faltet die welkenden Hände und blickt vertrauensvoll auf zum Altare, sie dagegen heftet ihre Blicke auf ein Gebetbuch. Und doch dürfte auffallenderweise das schöne Bild eine freie Kopie des von Leibl geschaffenen Gemäldes sein, in dem Mutter, Großmutter und eine etwa achtzehnjährige Enkelin nebeneinander sitzen „in der Kirche". Bei Leibl blickt die Mutter andächtig hin zum Altare, während die Groß-

mutter und die Enkelin in ihren Büchern lesen. Benlliure hat die Sache vereinfacht, indem er nur zwei Personen zeigt, sie eindrucksvoller gestaltet und den Vater neben eine blühende Tochter setzt.

Weit gehen die Meinungen auseinander bei Beurteilung der kleineren Bilder, worin Gallegos die „Vorbereitung zur Prozession im Dome von Sevilla“ und die „Lektüre eines neuen Buches“, Aznar eine „Chordirektorprüfung im Jahre 1800 im Chore der Kirche El Pilar in Zaragoza“, die beiden Salinas ein „Theaterfest bei Mäcenas“ und eine „Eheschließung in Spanien“ schildern. Alle diese figurenreichen Kabinettstücke zeichnen sich aus durch helle, klare Farben, gute Komposition und Zeichnung, ansprechenden Inhalt, treffliche Behandlung des Stofflichen und Charakteristik der Personen, geben lebenswahre Illustrationen spanischen Lebens und Treibens in der Sakristei, der Kirche und außerhalb derselben. Aber modern sind sie nicht. Sie bewegen sich in der alten Bahn, wurden mit vieler Sorgfalt, Mühe und Arbeit vollendet. Wie können sie also als zeitgemäß, wie als geniale Nouveautés im Sinne der bei der jüngeren Generation zur Freiheit hinangestiegenen Künstlerwelt bezeichnet werden? Ist es nicht unverzeihlich, daß die alten technischen Kunstgriffe mit voller Überlegung angewandt sind? Hat doch z. B. Salinas bei seiner „Eheschließung“ die Köpfchen der Damen äußerst fein und miniaturartig ausgeführt, alles andere aber breiter und weniger glatt!

Der Saal der Spanier zeigt dann auch in zahlreichen Bildern jüngere Damen. Alle treten in Gegensatz zu den im französischen Saale ausgestellten durch anständige, aber einfache, helle Kleidung, erscheinen schäkernd und voll Beweglichkeit, ohne jene unverkennbare Abgelebtheit der von den Franzosen vorgeführten Persönlichkeiten, deren müder Blick an durchschwärmte Nächte erinnert. Gerne beschäftigen jene Spanierinnen sich mit ihren langen, schwarzen, aufgelösten Haaren. Leicht hingelehnt sitzen sie auf einem Stuhl oder auf einer Schaukel, behalten aber bei aller anspruchslosen Naivität ein starkes Selbstbewußtsein und ein festes Gefühl weiblicher Würde. Obgleich etwas Theatralisches im Saale der Spanier bemerkbar bleibt, finden wir doch das Echo einer ernsten, feurigen Nation, die im klaren Sonnenschein und in heller Luft von schlechten, ausländischen Einflüssen noch nicht entnervt ist, darum von einer großen künstlerischen und politischen Vergangenheit zehrt. Daß aber ein tiefer melancholischer Zug diese Lebenslust hemmt, zeigt vor allem die schöne, lebensgroße, von Bilbao y Martinez in Gips gebildete Gruppe „Witwer (alter, armer

Invalide) mit seiner (dürftig gekleideten, etwa zwölfjährigen) Tochter im Gebet vor dem Grabe seiner Frau". Sinnend betrachtet er den Grabhügel.

Dem Saale der Spanier folgen diejenigen der Belgier und Engländer. Bei letzteren ist über die meisten Bilder starker Nebel gelegt, der sie grau macht und eine heitere Stimmung nicht aufkommen läßt. Trotzdem gewinnt das kluge, von Nicholson gemalte englische Mädchen die Aufmerksamkeit der Besucher. Lavery, der Vizepräsident der Gesellschaft der Maler, Bildhauer und Kupferstecher Londons, hat das Porträt einer in Weiß gekleideten Kommunikantin ausgestellt, die in freundlicher, aber ernster, kindlicher und weihevoller Haltung dem Zuschauer entgegentritt. Noch trefflicher schildert Neven-du-Mont zu London einen Knaben, der in einem Lehnstuhl Platz nahm und von buntfarbigem Spielzeug umgeben ist, dessen grelle Farben trefflich kontrastieren zur dunkeln Färbung des Ganzen. Nur das linke Bein hängt in einer wenig schönen Linie etwas tot vom Sessel herab. Charaktervoll ist Jamiesons Bild eines zwerghaften Mannes, geistreich in zwei anstoßenden kleinen Zimmern die Sammlung bereits früher (S. 177) erwähnter englischer Zeichnungen und Aquarelle, die zum Teil zur Ausstattung von feinen Karten, von Büchern und Zeitschriften dienten. Die meisten Künstler Englands verfolgen in kräftiger Weise ihre eigenen Wege, und setzen sich im Tone ihrer Bilder nicht gerne in Gegensatz zu der meist dunkeln und nebligen Luft der Heimat. Ihre Seestücke sind echt national und etwas ahnungsvoll, manche Porträts archaistisch oder konservativ und aristokratisch gehalten. Statt des frischeren Lebens und der Blutwärme zeigen sie etwas Sinniges, in sich Gesammeltes. Wenn aber englische Meister, z. B. Abbey in seinen „Kreuzfahrern" oder Hacker in seinem „Kloster oder Welt", die Franzosen nachahmen, werden sie sentimental und weniger ansprechend.

Amerikas Saal ist einer der unerfreulichsten der Ausstellung. Überreich an häßlicher, unkünstlerischer Darstellung unbekleideter Modelle, zeigt er aus den verschiedensten Ländern Europas entliehene Vorwürfe in allen möglichen neueren Stilarten, obwohl doch das große Land so reich ist an eigenen charakteristischen Motiven. Das zu Paris gemalte Bild Melchers, „Jünger von Emmaus", ist eine in bengalischer Beleuchtung ausgeführte Parodie. Der erste Jünger erinnert an einen betrunkenen Idioten, Christi Gesicht ist ohne Geist und Hoheit. Die im Hintergrund stehende Aufwärterin aber glotzt verwundert auf den Herrn hin. Wahrscheinlich

hat sich der Maler die Modelle aus irgend einer irischen Kneipe hervorgeholt.

Um wie viel edler sind die Leistungen der Belgier und Holländer! Sie haben eine große künstlerische Entwicklung hinter sich, bauen weiter in gemäßigtem Anschlusse an das Moderne, ohne das Gute der Alten aufzugeben. Wer aus dem oberen Stockwerke, wo die lange Reihe niederländischer Landschaften, Genreszenen und Bildnisse hängt, in die Säle der Belgier und Holländer hinabsteigt, findet den alten Faden der ererbten Kunstüberlieferung nicht abgeschnitten. Selbst Israels, einer der modernsten unter den heutigen Holländern, bleibt in der Bahn der Ahnen. Wenn er auch alles dunstig und ohne starke Farbenkontraste gibt, so bildet er doch die Gestalt seines in graue Arbeitskleider gehüllten, einen Korb tragenden Mannes fest und klar. Echt holländisch sind Neuhuys' Bilder „Das neue Häubchen", worin ein heranwachsendes Mädchen nicht ohne eitle Genugtuung sich eine frische weiße Mütze aufsetzt, und dessen „Mutter und Kind", das eben angekleidet wird. In klarer Zeichnung, leichter Farbe und trefflicher Tiefenwirkung sind von Hendrik Jansen „Der Nieuwe Markt zu Amsterdam" und eine „Gasse zu Katwyk" gegeben. Starke Gegensätze lieben die Holländer nicht; sie erfreuen sich besonders an Schiffen, an kräftigen Seeleuten und einfachen Leuten aus dem Volke, an deftiger und gemächlicher Auffassung des Lebens. Schnee oder starker Sonnenschein, weiße Kleider oder helle Wolken müssen schon entschieden auftreten, bevor sie zu kräftigen Farbtönen nötigen.

Durch größere Beweglichkeit und Lebenslust nähern sich die Belgier mehr den Franzosen, ohne jedoch allzuweit von den Holländern abzurücken. Würdige Gegenbilder zu Baertsoens „Flämisches Dorf" sind ein „Gang zur Kirche" durch eine Dorfstraße und Willaerts tief in die Ferne sich erstreckender „Alter Kanal in Gent". Außerordentlich fein sind Emil Claus' „Heller Herbsttag", in dem in geblicher Beleuchtung am Wasser schlanke Birken aus dem Rasen sich erheben, und die vor einer Mauer zwischen gelben, roten und blauen Blumen aufwachsenden „Weißen Lilien" von Käthe Gilsoul-Hoppe, etwas einförmiger die „In voller Blüte" gezeigten violetten Blumen. Früchte, Gemüse und Stücke Fleisch liegen in Van Zevenberghens „Kücheninterieur" vor zwei Köchinnen. Nur eine Genreszene ist Dierckx' Gemälde, worin ein Mann voll Liebe sein auf dem Schoße der Mutter sitzendes Kind betrachtet. Ein solcher Meister hätte Talent genug, uns einmal eine schön und neu auf-

gefaßte heilige Familie zu schenken, wenn er die Einzelheiten mehr idealisieren wollte.

Belgiens Künstler haben auch sehr schöne plastische Werke gesandt. Fein ist Lagaes ätherisch gebildeter Engel, der sich ruhig hingesetzt hat und aus der erhobenen Hand einen feinen Faden herabhängen läßt. Die von Lagae ausgestellten Büsten zeugen von hoher Meisterschaft der Charakteristik, vor allem die treffliche, in Lebensgröße und in zwei zusammenhängenden Brustbildern dargestellte Gruppe „Vater und Mutter“. In ihrer Nähe steht Meuniers in Lebensgröße ausgeführter „Hafenarbeiter“. Solche Werke beweisen, daß die plastische Schönheit des Menschen nicht auf dessen Muskulatur beschränkt bleibt und daß auch gute Bildhauer noch etwas anderes darzustellen finden als Leute, die keine Kleider angezogen, dagegen alles feinere Gefühl für christliche Sittsamkeit abgelegt haben.

Im Saale der Russen versucht ein Bild einen Jahrmarkt mit zwei Karussells zu schildern. Dicke Farbflecken sind über die weiße, Schnee darstellende Fläche so verteilt, daß die meisten Besucher der Ausstellung nicht im stande sind, zu erkennen, was denn eigentlich dargestellt sei. Neben diesem buntscheckigen Farbenrätsel hängt eine Leinwand, die hohe laublose Bäume im winterlichen Schnee und Eis darstellt. Als stilisierte Füllung einer Wandfläche dürfte sie immerhin annehmbar sein, nicht jedoch als eigentliches Gemälde. Wie einfach manche Russen sich Gemälde denken, tut Maliutin dar, der in konsequenter Weiterentwicklung dazu übergegangen ist, das „Schloß des Berendei“ nicht mehr in Ölfarben auf Leinwand, sondern aus zusammengeleimten Holzstücken darzustellen. Er hat den Endpunkt jener Richtung erreicht, welche nicht mehr mit flüssigen Farben und Pinseln, sondern mit Haufen gefärbter Ölmassen und mit der Maurerkelle ihre Kunstwerke vollendet. Natürlich trocknen diese Ölhaufen ein und werden Risse nicht ausbleiben. Wie wird nach Jahrhunderten eine Leinwand aussehen, die bei ihrer Vollendung gute Einzelheiten zeigt, weil ihre dicken Farbmassen Schatten werfen oder Lichter festhalten, die aber verschwinden oder sich ändern, sowie die Farbe eingeht!

In vielen Bildern der russischen Abteilung treten französische Einflüsse so stark, so unverkennbar auf, daß kein nationales Gepräge mehr bleibt und die Sachen für den Kunstkritiker wertlos geworden sind. Das ist um so auffallender, da Rußland nicht wie Nordamerika einer eigenen Kultur und Kunst entbehrt, also nicht nötig hat, sich mit fremdartigen

Entlehnungen zu begnügen. Es ist sehr bedauerlich, daß seine religiöse Kunst auch nicht durch das geringste Werk vertreten ist. Wäre es nicht angenehm und lehrreich gewesen, zu sehen, wie man im Reiche des Zaren den alten, jetzt so hoch gehaltenen byzantinisch-russischen Stil mit modernen Anforderungen in Einklang bringt? Gerade dadurch ist ja der eigenartige Saal der Polen so beachtenswert, weil in ihm moderne Strömungen mit altererbten Überlieferungen sich zu einem neuen Ganzen zu verbinden streben.

Aus allen von den Polen ausgestellten Werken spricht tiefe Trauer. In ihren unschönen Gestalten eint sich finsteres Brüten mit ärmlichem Auftreten und gedrückter Stimmung. Die Farben sind meist düster. Wo sie sich stärker gegeneinanderstellen, fehlt Vermittlung durch Übergänge. Dazu kommt ein phantastischer Zug. Ist doch z. B. Falats „Eisenbahnzug" hauptsächlich gemalt, um die eigenartigen Gebilde zu zeigen, welche durch langhingezogenen Dampf der eilenden Lokomotive entstehen. Rosenblums „Schneestudien" wollen dartun, wie der auf geneigten Ästen lastende Schnee die merkwürdigsten Formen annimmt. Alles beweist, daß der Geist des polnischen Volkes durchaus nicht erstickt ist, sondern grollend in der Verborgenheit arbeitet.

Norwegen tritt in der Ausstellung tiefsinniger und feinfühlender auf. Es bevorzugt das Märchen in Munthes Werken. Des letzteren „Vision des hl. Ansgarius, das jüngste Gericht", erinnert an die in der kunsthistorischen Abteilung liegenden, um das Jahr 1200 mit zahlreichen Miniaturen versehenen „Visionen der hl. Elisabeth", welche aus dem Rupertskloster zu Bingen in die Wiesbadener Landesbibliothek kamen. Voll Geist ist Kittelsens „Märchen". Es stellt ein heftiges Schneegestöber dar, in dem zwei alte Weiber in rasender Wut gegeneinander losgehen. Feine Farbengebung herrscht in desselben „Norwegischer Volksglaube", dessen Sinn aber wohl kaum einer der hunderttausend Besucher der Ausstellung zu erraten vermochte.

Enttäuscht wurden fast alle im Saale der Ungarn, wo gleich beim Eintritt Nuditäten abstoßend wirken. Es ist sehr bezeichnend, daß Kernstock, der „Meine Modelle" vorstellt, ein Mädchen ohne jede Hülle neben zwei vollständig bekleidete Männer hinsetzt; denn er beweist dadurch, daß viele Maler nicht durch die Formen des menschlichen Körpers zu Aktstudien bewogen werden, sondern durch andere Beweggründe, und dann weiter auf niedrige Gesinnung derer rechnen, denen sie ihr Werk zeigen

wollen. Häßlich ist Vaszarys „Dame vor dem Spiegel". Schmurrs „Schönheit der Form" mit ihrer nie dagewesenen Ansicht des Rückens einer möglichst platt auf dem Boden hingelagerten Person ist in Kunsys „Verzweiflung" ins Gemeine übertragen.

Doch fehlt es bei den Ungarn auch nicht an edleren Werken. Fein fließt in Kezdi-Kovacz' duftiger „Frühlingslandschaft" ein Bach durch den Wald. Fenyes' „Altes Weib" bleibt trotz des verunglückten Titels beachtenswert wegen des Ernstes, womit die traurige Not einer alten Bettlerin geschildert ist.

Wiens Künstler haben in einem Saale ausgestellt, der von dem der Ungarn so weit abliegt, als ob ein Meer die beiden Hälften der österreichischen Monarchie trennte. Dadurch tritt der Unterschied zwischen den Künstlern dieses Reiches weniger grell hervor; denn Wiens Saal ist reich an vornehm aufgefaßten Bildern und paßt zu einer alten Residenz der Kaiser, in der keine gewalttätige Revolution zwischen der älteren und neuesten Zeit einen Riß erzeugte. In seinen Bildern herrscht meist saubere Technik neben vorsichtigem Benehmen bei Aufnahme moderner Errungenschaften. Geistreich und zart hat Seligmann „Werden und Vergehen" aufgefaßt, indem er einen abgelebten Greis darstellt, der sich ein Grab gräbt, während neben ihm ein aufwachsender Enkel spielt. Eduard Veiths „Huldigung" erinnert in Ton und Darstellung an phantasiereiche Märchendichtungen und an die obengenannten feinen Genreszenen der Spanier. Doch verhält sich sein Werk zu jenen früher erwähnten märchenhaften Darstellungen der Norweger wie ein hochkultivierter Salon zur einfachen Stube eines poesievollen Naturkindes.

Temples „Festtag bei Professor von Zumbusch" führt in eine Bildhauerwerkstätte. Eigentümlich ist eine ganz in Weiß gekleidete, „Immaculata" genannte Dame in nonnenartigem Kostüm von Zewy, schön das von de Angeli gemalte Porträt, artig Grills „Kleine Klara". Kraftvoll und echt tirolerisch sind Egger-Lienz' Bild: „Ein Abschied in Tirol 1809", das einen am Grabe eines gefallenen Kameraden betenden Schützen zeigt, und dessen Studie zum Bilde: „Ave Maria nach der Schlacht am Berge Isel 1809, Tirol", worin doch mehr Urwüchsigkeit liegt als in jenen Kreuzesrittern im Saale der Engländer. Wiener Leben schildern Gellers „Markt am Donaukanal in Wien" zur Winterszeit und das durch zahlreiche kleine Figürchen belebte Aquarell von Tomec „Am Praterstern". Einer Perle gleich ist die durch Farbengebung und Darstellung aus-

gezeichnete, von Ruß gemalte Brücke über einen Wildbach „In der Klamm" im Salzburgischen.

Verrät sich zu Düsseldorf im Saale der Wiener der Einfluß des kaiserlichen Hofes, so herrscht in den Sälen der Münchener trotz aller Museen und Antiquarien der Isarstadt, trotz aller Bemühungen königlicher Mäzenate bayrische Volkstümlichkeit. Echt bayrisch wird der Beschauer angemutet durch Schuster-Woldans hübsche und lebensfrohe „Phantasie zum heiligen Dreikönigsabend", worin drei als Könige gekleidete Leute herankommen durch die Straße eines Dorfes, umringt von der lustigen Schar singender, musizierender und tanzender kleiner Mädchen, angestaunt von andern Kindern, welche in den Türen und an den Fenstern der Bauernhäuser erscheinen. Realistischer ist Voigts „Volksfest" mit den drei Bauersfrauen, die etwas mehr Bier tranken als gewöhnlich. Um wie viel mehr Volkstümlichkeit liegt in diesem Gemälde als in jenem doppelt so großen Triptychon mit der wüsten Tanzmusik oder in dem sechsmal so großen, schlüpfrigen Naturfeste (vgl. S. 67).

Daß Münchens Künstler der Versuchung, doch etwas zu tief herabzusteigen, nicht immer genugsam widerstehen, beweist auch Püttner, der in einem Bilde nur rohe Karnevalsmasken, im zweiten buntes Kinderspielzeug, im dritten einen alten, neben einem Waschbecken stehenden Stiefel malt. Da in München religiöse Malereien von Bedeutung auch jetzt noch entstehen, durfte man erwarten, in Düsseldorf solche zu finden. Alle bekannteren Namen fehlen jedoch im Katalog. Haben die Träger derselben nicht gewagt, der Hoffnung Raum zu geben, angenommen zu werden, und darum ihre Werke für die in Regensburg während der Katholikenversammlung zu veranstaltende Ausstellung zurückbehalten? In Exters „Pietà" kniet oder sitzt eine alte, häßliche Frau vor einer Leiche, deren Kopf kaum skizziert ist. Zur Seite wachsen aus dem grünen Grase des Bodens zwei Kreuze etwa einen Fuß hoch auf, an denen man die lebensgroß gemalten Füße der Schächer erblickt, aber nichts mehr. Ein mit dunkelblauer Farbe gemalter Hintergrund soll an Luft und Himmel erinnern. Das Ganze gehört zu jenen Malereien, von denen Koeppen [1] sagt: „Der historisch-kritische Sinn unserer Zeit, wie er durch die Schriften von Renan und Strauß mehr oder minder weit verbreitet wurde, kommt in der Hülle des religiösen Vorwurfs durch diese

---

[1] Die moderne Malerei in Deutschland, Bielefeld 1902, Velhagen, 86.

Werke zum Ausdruck. Der Stoffkreis der religiösen Malerei ist daher innerhalb der modernen Malerei auch ein beschränkter geblieben. Es sind zumeist nur die Leidensszenen, wie die Kreuzigung, Grablegung, Pietà." Böcklin hat dementsprechend im „poetisch-phantasievollen Inhalt" seiner Pietà „die erhabene Majestät des Todes und die Tragik des Schmerzes wunderbar vereint". Gleiches suchten Stuck und Klinger in ihren Darstellungen der Pietà [1].

Man muß solche Äußerungen festhalten, um nicht Bilder als Werke christlicher Kunst anzusehen und zu kritisieren, welche das durchaus nicht sein wollen, wenigstens nicht im Sinne der Orthodoxen oder gar der Ultramontanen.

Fein, weich, wie von blauem bengalischen Licht umflossen ist Kaulbachs „Jungfrau" mit der Beischrift: „Und er wird dein Sohn sein." Der katholischen Auffassung einer von Gott auserwählten Jungfrau entspricht aber dies Gebilde einer auf neue Errungenschaften ausgehenden Phantasie nicht. Weit ansprechender sind wegen ihrer stilistischen Geschlossenheit und Kraft Schuster-Woldans Gemälde „An den Pforten der Dämmerung" mit den Brustbildern dreier fast verblühter junger Damen und Schäfers „Vier Elemente". Munter und erfreulich sind Kricheldorfs „Stilleben" mit einem Hummer und mit reicher Jagdbeute. Es liegt doch mehr wahre Freude an der Natur und an ihren Gaben in solchen nicht übergroßen und sich mit einem kleinen Eckchen begnügenden Gemälden als in jenem „Naturfest", das einen ganzen Saal beherrscht und in so aufdringlicher Weise eine seiner großen Wände füllt.

Daß ein Maler gleich Franz Stuck sich und seine Frau so leblos und steif in Lebensgröße auf eine Leinwand stellen konnte, wie er in Nr 1490 tat, ist schwer verständlich. Erinnert die Dame doch allzusehr an eine aus Rohr geflochtene große Puppe, welche im Schaufenster einer Modehandlung mit neu angekommenen Kleidungsstücken behangen worden ist. Welcher Unterschied zwischen dieser Leistung eines der Führer der Modernen und Lenbachs vornehmen Bildnissen der Gräfin Léonie Wedel! Um wie viel mehr Leben herrscht in Bouchés Porträt eines Fräuleins, in der von Papperitz lebensgroß gemalten Darstellung „zweier Schwestern", oder in dem sinnigen von Gabriel Max gesandten Kinderbildnis „Rosenmund"! Treffliche Charakteristik zeigt Margarete Krügers armer, bittender

[1] Ebd. 112 113 124.

„Italienerbube“ und Defreggers Bild eines „auf dem Anstand stehenden“, lauernden Schützen.

Gehaltvolle, tiefer aufgefaßte Porträts sind kleine Essays zur Kulturgeschichte, Echos der Zeit und Umgebung der Porträtierten. Ein Gang durch die Ausstellung beweist es, besonders dann, wenn man die in vielen alten Gemälden dargestellten Stifterbildnisse und die porträtartig gegebenen Heiligenfiguren hinzunimmt. Deutsche Kraft und Züchtigkeit, Energie und Charakter liegen in denjenigen des 15. Jahrhunderts. Um 1500 tritt Ermüdung und Erschlaffung, Übersättigung und ein gewisser Mißmut ein, der nicht einmal in den geistvollen Köpfen des Meisters des Hausbuches fehlt. Die Bildnisse vornehmer Herren, z. B. Van Dycks Graf von Arenberg, zeigen im 17. Jahrhundert, daß die Herren und Damen in ihrer sorgenvolleren Zeit durch neue Aufgaben in Anspruch genommen sind. In den holländischen, dem Bürgerstand entnommenen Köpfen aber treten Berechnung und gesteigerte Geselligkeit hervor. Koketterie und Ziererei, sorgfältigere Beachtung der Kleidung und Standesunterschiede sind im 18. Jahrhundert begleitet von kleinlicherer Zeichnung und leichterer Farbengebung.

Die Porträts unserer Zeit sind so verschiedenartig wie die Menschen einer Übergangsperiode, welche entweder noch stark am Alten hangen oder sich der Gegenwart hingeben, um sie auszunutzen. Die meisten der von Münchener Künstlern gemalten Porträts sind kräftiger als die Pariser, feiner als die Düsseldorfer, aber nicht so aristokratisch wie die Wiener. Viele von Düsseldorfern ausgestellte erscheinen etwas gar zu bürgerlich und gewöhnlich, wenig über die nichtssagende Art erhoben, in die jemand in unbewachten Augenblicken oder in unbeschäftigter Stellung herabsinkt. Eine eigentümliche, flutende Stilisierung der Kleider bringt Gandara in seine Bilder hinein. Überdies setzt er seine Dame in so gewundener Stellung auf einen Stuhl, daß sie an Insekten erinnert, deren Oberkörper kaum mehr mit dem Unterkörper zusammenhängt. Heller in München hat das von jenem Pariser Maler gegebene flutende Motiv wenig verändert wiederholt, ebenso Sartorio in Rom (vgl. Nr 618, 739 und 1342).

Lassen häßliche, unbedeutende Menschen sich malen, so ist das ihre Sache. Wenn aber ein Maler in deren Gestalt nichts hineinzulegen oder an ihnen nichts anderes zu zeigen weiß als das Vermögen, einen unbedeutenden Augenblick ihres wertlosen Lebens zu erfassen, gehören sie

dann in die Räume einer internationalen Ausstellung? Eines Tages sah man mehrere Damen suchend durch die Ausstellung herumwandeln, überall den aufdringlichen Duft ihrer Parfümerien hinterlassend. Nach langen Irrfahrten rief eine aus: „Da ist sie." Rasch eilten die übrigen herbei, um das minderwertige Porträt einer Freundin zu bewundern. Man ersieht daraus, daß Ausstellungen nicht nur ideale, sondern auch sehr reale Zwecke fördern. Sie haben die nicht zu unterschätzende Bedeutung als Reklamemittel und als Kunstmärkte zu dienen. Trotzdem haben die Düsseldorfer Künstler den weitaus größten Raum und nicht die schlechtesten Plätze Auswärtigen überlassen und sich dadurch in etwa in den Schatten stellen lassen.

(Schluß folgt.)

Stephan Beissel S. J.

Ein Buch über Mystik.

Im Jahre 1901 erschien ein scheinbar unmodernes Buch, ein kurzer Inbegriff der Lehre über ein geheimnisvolles Gebiet des höheren Lebens. Das Buch führt den Titel „Gebetsgnaden" [1]. Es ist ein wertvoller Beitrag zur aszetischen Literatur und wirklich eine gute, nutzreiche Arbeit nicht bloß wegen der Durchsichtigkeit, Verständlichkeit, Bündigkeit und Gediegenheit der Lehren und Anschauungen über die mystischen Zustände, sondern auch wegen der Fülle kostbarer Belehrung über das ganze geistliche Leben.

Der Verfasser beleuchtet vor allem das vielfach unaufgehellte Reich der Mystik, und zwar nicht an der Hand spekulativer, philosophisch-theologischer Erörterung, sondern anschaulich, praktisch, beschreibend von Fall zu Fall, ohne jedoch die spekulative Belehrung durch Begriffsbestimmung, übersichtliche Einteilung und Begründung der Lehrsätze vermittelst innerer Gründe und gewichtiger Zeugnisse von Gottesgelehrten, heiligen und

---

[1] R. P. Aug. Poulain d. l. C. d. J., Des grâces d'oraison. Traité de Théologie Mystique. 18° (XI u. 414). Paris, Rue Bonaparte 82, 1901, Victor Retaux. Besprochen in dieser Zeitschrift LXI 554.

mystischen Schriftstellern außer acht zu lassen (S. v vii). Sehr verdienstvoll ist es, daß der Verfasser so manche Ausdrücke und Redewendungen der alten Mystiker erklärt, ausgleicht und in neue, verständliche Sprache umsetzt (vgl. S. 32 49 58 111 115 116 118 203 ff). Man könnte das Buch füglich mit einem praktischen Arzneibuch zum Hausgebrauch vergleichen, in dem die Krankheiten mit ihren bestimmten Anzeichen und Heilmitteln kurz und deutlich ausgeführt werden. Meister und Schüler können sich mit dem Leitfaden helfen und zurechtfinden. Wenn vielleicht etwas auszusetzen wäre, dann sind es die häufigen Sperrwörter, Abteilungen, Einteilungen und Bezifferungen, die etwas unruhig wirken. Der Verfasser ist seines Zeichens Mathematiker, der Erde und Himmel, Körperliches und Geistiges in den Bereich seiner Zahlen und Zirkel zu ziehen sich für berechtigt hält.

Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte: Vorfragen, Mystische Erscheinungen im allgemeinen, im besondern, Offenbarungen und Visionen und endlich Nachträgliches. Wir wollen das Anziehende und Wissenswerte aus dem Lehrgehalt jedes Abschnitts kurz herausheben und dann anfügen, was sich Wertvolles für das geistliche Leben überhaupt in dem Buche vorfindet.

I.

1. Die Vorfragen beschäftigen sich in ihrem ersten Teil mit der Begriffsbestimmung der Mystik. Unter Mystik versteht man im allgemeinen das höhere, außerordentliche übernatürliche (geistliche) Leben. Wir unterscheiden nämlich zwei spezifisch voneinander getrennte Gebiete des geistlichen Lebens. Das erste Gebiet umfaßt die Strebungen und Betätigungen des geistlichen Lebens, wie sie unter dem Beistand der gewöhnlichen Gnade zustande kommen und jedem Christen geläufig sein können, bzw. auch müssen. Es ist dies das gewöhnliche christliche Leben. Das zweite Gebiet bezeichnet Betätigungen des geistlichen Lebens, zu denen besondere Gnaden erforderlich sind, die nicht jedem zur Verfügung stehen, ohne welche diese Betätigungen in keiner Weise, weder dem leisesten Anfang, noch der kleinsten Zeitdauer nach möglich sind, Gnaden, die das Besondere an sich haben, daß man von ihrem Dasein und göttlichen Ursprung eine fühlbare Gewißheit hat. Jedem Christen ist es nämlich möglich, mit der Gnade Gottes, die ihm zur Verfügung steht, Glauben, Reue, Liebe und andere Tugenden zu üben, ohne von der übernatürlichen Beschaffenheit dieser Gnadenhilfe ein sicheres Bewußtsein zu haben. Niemand aber ist

imstande, ohne einen besondern Gnadenbeistand auch mit der äußersten Anstrengung seiner Kräfte Gott oder einen Engel zu sehen oder zu prophezeien. Es ist dies bloß der Mystik eigen, die nicht nur ein übernatürliches, sondern auch im Bereich des Übernatürlichen ein außergewöhnliches, bloß durch besondere Gnade zu ermöglichendes Erkennen und Wirken ist, bei dem sich Gott mehr tätig, der Mensch mehr empfangend als wirkend verhält. Daraus folgt, daß, streng genommen, Aszese und Mystik nicht dasselbe sind. Jene befaßt sich mit dem gewöhnlichen christlichen Leben, diese mit dem außergewöhnlichen. Die mystische Theologie ist also die Wissenschaft, welche die mystischen Zustände zum Gegenstand hat (S. 1—7).

Der zweite Teil der Vorfragen berührt kurz die gewöhnlichen Arten des betrachtenden Gebets und hierbei ziemlich eingehend das sogenannte affektive Gebet und das Gebet der aktiven Ruhe (oraison affective, de simplicité, du simple regard, quiétude active), die beide auch „erworbene Kontemplation" genannt werden. Ohne schon zu den eigentlichen Betätigungen der Mystik zu gehören, sind diese beiden Gebetsarten die Krone und die Vollendung der gewöhnlichen Gebetsweise und schon ein leiser Anklang der mystischen Begabung. Ihr Wesen besteht darin, daß sich die Verstandesarbeit überhaupt bedeutend abkürzt, so wie sich auch der Gegenstand dieser Verstandesarbeit vereinfacht, so daß man sich in einem Gegenstand gefällt und bei demselben fast ausschließlich mit Vorliebe verweilt. Das ist das affektive Gebet. Entsprechend dehnt sich gegenüber der Abkürzung der Verstandesarbeit auch die Tätigkeit des Willens aus, indem sie nach und nach einen Mittelpunkt und einen Lieblingsgegenstand umkreist, der dann ziemlich das ganze geistliche Leben beherrscht und färbt. Das ist das Gebet der tätigen Ruhe. Die Tätigkeit des Verstandes und des Willens und selbst der Phantasie hört nicht gänzlich auf, sie vollzieht sich nur einfacher, ruhiger und mit größerer Vertiefung des Willens und Gemütes. So vereinfacht sich der ganze Inhalt des geistlichen Lebens und nimmt die Gestalt einer von Liebe getragenen, stillwirkenden Sammlung an (S. 8—16).

Wem Gott dieses Gebet verleiht, der wird großen Nutzen aus ihm ziehen sowohl für die Erkenntnis, weil der Verstand mehr, schneller und tiefer erfaßt, als auch besonders für den Willen vermittelst der Liebe, welche durch diese Gebetsweise mächtig angeregt wird, und zwar nicht bloß zur Gefühlsseligkeit, sondern praktisch und tätig zur Besserung der Fehler, zur Übung der Tugend und zur Erfüllung der Standespflichten. Es ist

erstaunlich, wie Gott vermittelst dieser Gebetsweise sich unseres Willens bemächtigt und unmerklich, man weiß nicht wie, seinen Widerstand bricht, ihn dahin treibt, wohin er anfangs nicht wollte, ihn mit süßem Trost über Ungunst und Widerwärtigkeit hinausträgt und mit tiefgehendem Zauber umstrickt, dessen Erinnerung das Herz selbst im äußeren Wirken nicht ganz verläßt.

Diese Gebetsweise ist gar nicht so ungewöhnlich bei denen, die sich mit Ernst dem geistlichen Leben ergeben. Sie gehört, wie bereits bemerkt ist, noch nicht zu den Betätigungen der Mystik und ist eigentlich nichts anderes als die praktische Befolgung mancher Anweisungen, welche die Lehrer des geistlichen Lebens zum guten Erfolg des gewöhnlichen betrachtenden Gebetes geben. Solche Anweisungen sind: es komme nicht so viel darauf an, viele Gedanken und Erwägungen zu haben, sondern die einzelnen durchzubetrachten und durchzukosten; man müsse nach und nach dem Willen und dem eigentlichen Gebet mehr Zeit einräumen als den Erwägungen des Verstandes; man solle wiederholt auf dasselbe zurückkommen und da stehen bleiben, wo man mehr Erleuchtung und Trost wahrgenommen[1]. Einfache, sinnige und minnige Seelen, überhaupt Angehörige des beschaulichen Berufes haben im ganzen mehr Geschick für diese Gebetsart als gelehrte, lebhafte und nach außen wirkende Geister, obgleich vielleicht gerade diese in der besagten Gebetsweise ein Gegengewicht gegen die Gefahren ihrer Eigenart und ihrer Berufsstellung finden möchten. Wer also Neigung, Leichtigkeit und wirkliche, namhafte Nutzbarkeit in dieser Gebetsbeschäftigung findet, der soll sich derselben nur hingeben, vorausgesetzt, daß er schon gehörige Fortschritte im geistlichen Leben und in der gewöhnlichen Betrachtungsweise gemacht hat.

2. Im zweiten Abschnitt behandelt der Verfasser nach einer kurzen Übersicht der verschiedenen Grade der mystischen Vereinigung die allgemeinen und gemeinschaftlichen Kennzeichen und Charakterzüge derselben.

Gemeinsam ist vor allem sämtlichen Graden und Erscheinungen, daß die Gegenwart Gottes in der Seele nicht bloß gedacht, sondern vermittelst eines geistigen Gefühlseindrucks (sensation spirituelle) unmittelbar und sicher empfunden wird. An die Stelle der abstrakten Erkenntnis und ihrer entsprechenden Gewißheit tritt die Gewißheit der wahrnehmbaren Empfindung und die experimentale Gewißheit, daß Gott da ist und der

[1] Der hl. Ignatius im Exerzitienbüchlein.

Urheber der Seelenrührung ist (S. 54). Nicht der Grad der Liebe, Freude und des Trostes ist es, was die mystischen Begabungen von der gewöhnlichen Liebe unterscheidet, sondern die Liebe, die entspringt aus der gefühlsmäßig empfundenen Gegenwart Gottes. Es ist etwas ganz anderes, liebend des Freundes gedenken, als ihm in der Tat liebend die Hand drücken (S. 56). Diese Gefühlsempfindung besteht in den unteren Graden der mystischen Vereinigung nicht in einer Art von Sehen und Hören, sondern im Gefühl ruhigen, sichern Besitzens und Genießens, wie wir es z. B. haben von dem Besitz unseres Leibes, wenn wir ihn auch nicht ansehen oder antasten. Ein innerer, geistiger Tastsinn sagt uns, daß unsere Seele den Leib besitzt und beseelt.

Hier spinnt der Verfasser eine anziehende Ausführung an, wie unsere Seele ganz entsprechend dem leiblichen Organismus ihre Sinne hat und geistigerweise sehen, hören, tasten und genießen kann, und entwirft dann ein sehr liebliches und anschauliches Bild unserer Seligkeit im Himmel und wie dort Gott selbst unser Farbenlicht, unsere Freudenharmonie und unser süßer, beseligender Genuß in uns und um uns sein wird (S. 76 82). Was uns hienieden diesen Freudengenuß in etwa vermittelt, ist namentlich die Gabe der Weisheit, die nichts als eine süße, beseligende Kenntnis Gottes ist.

Das ist der Hauptcharakterzug aller mystischen Vorgänge. Andere beiläufige Besonderheiten sind folgende. Die mystischen Zustände entschlagen sich ganz und gar dem Machtgebot unseres Willens. Man kann diese Empfindungen weder verstärken, noch geradezu innerlich unterdrücken und ersticken, weil es Einwirkungen Gottes sind, gegen die wir nichts vermögen (S. 100). Ferner bleibt die Erkenntnis, die wir durch diese mystischen Mitteilungen schöpfen, immer dunkel und geheimnisvoll, weil sie doch nie über die Ordnung des Glaubens hinausgehen. Diese Erkenntnis wird uns auch nicht mitgeteilt durch Vernunftschlüsse und Phantasiebilder, sondern durch unmittelbares Innewerden und Gefühlsempfinden. Was unsere Fähigkeiten dazu beitragen, ist nur nebensächlich, begleitend und ergänzend (actes additionnels, S. 108). Daraus folgt, daß der Ungelehrte dieser Erkenntnis ebenso fähig ist wie der Gelehrte, weil der Ungelehrte ebenso wie der Gelehrte Gefühlseindrücke erhalten, ihrer gewiß sein und sie genießen kann. Bezeichnend für die mystischen Einwirkungen Gottes ist auch, daß sie in stetem Wechsel von Gehen und Kommen, von Steigen und Fallen begriffen sind. Sie können von großer Verschieden-

artigkeit der Gemütsbewegungen wie der Liebe, des Friedens und der Freude, so auch, außer dem Gebete wenigstens, von Empfindungen des Zweifels, der Unruhe, des Mißtrostes und einer unerfüllten Sehnsucht begleitet sein.

Ganz charakteristisch aber für die mystischen Begnadigungen ist ein mächtiger Antrieb zur wahren Tugend, zum Opfergeist und namentlich zur Demut. Ja, man kann sagen, der Antrieb zur Tugend ist um so mächtiger, je erhabener der Grad der mystischen Vereinigung ist, und um so handgreiflicher und augenscheinlicher ist auch der Fortschritt in der wahren Tugend und Vollkommenheit. Das alles erklärt sich und folgt von selbst aus dem Wesen der Liebe, die eine natürliche Wirkung der mystischen Vereinigung ist, und aus der Wahrheit, daß der Urheber dieser Begnadigungen Gott ist, der nie von einer Seele Besitz nimmt, ohne den Segen der wahren, inneren Heiligung mit sich zu bringen. Wirklicher und wahrnehmbarer Fortschritt in der Tugend ist und bleibt das untrügliche Wahrzeichen der Wirkung Gottes (S. 140 ff). Endlich ist nicht zu übersehen, daß diese mystischen Zustände namentlich in den höheren Graden wunderbare Wirkungen und Gaben mit sich bringen, wie dies bei ekstatischen Heiligen an den Tag tritt, ja daß diese göttlichen Einwirkungen oft für die Seele und den Gebrauch der natürlichen Fähigkeiten eine gewisse, mehr oder weniger sich geltend machende Gebundenheit, nicht aber vollständige Unterdrückung der Mitwirkung zur Folge haben (S. 164 ff); geht doch das Wesen der Mystik dahin, das natürliche Wirken, ohne es ganz aufzuheben, durch die göttliche Tätigkeit zu ergänzen und zu erhöhen.

3. Dieses wird besonders ersichtlich aus dem dritten Abschnitt, der von den einzelnen Graden und Erscheinungen der Mystik handelt.

Ausgehend von dem Vorbild und Ziel aller übernatürlichen Begnadigungen, der unmittelbaren Anschauung Gottes im Himmel, deren Gegenstand ein doppelter ist, nämlich Gott in sich selbst und die Dinge außer Gott, unterscheidet der Verfasser in der mystischen Vereinigung zwei Hauptgruppen, je nachdem sich ihr Gegenstand entweder auf Gott selbst oder auf die Dinge außer Gott bezieht. Diese zwei Hauptgruppen scheidet er nach dem Vorgang der hl. Theresia in vier verschiedene Grade, je nachdem die mystische Vereinigung mit Gott zunimmt und fortschreitet, nämlich: die nicht vollkommene, die vollkommene, die ekstatische und die umgestaltende Vereinigung mit Gott (S. 43). Die Hauptsache bei all diesen Graden ist die Vereinigung mit Gott durch Erkenntnis und Liebe.

Die Vollkommenheit dieser Vereinigung bestimmt das Wesen der einzelnen Stufen. Alles andere ist Nebensache.

Nun noch einige Bemerkungen zu den verschiedenen Graden.

Der erste Grad ist die nicht ganz vollkommene Vereinigung oder das Gebet der passiven Ruhe (S. 190). Die Vereinigung mit Gott auf diesem Grad, obwohl innig, geht doch nicht so weit, daß Zerstreuungen ausgeschlossen sind. Gewöhnlich tritt dieser Zustand ein nach dem Gebet der aktiven Ruhe. Das Gebet ist viel inniger, und die Vereinigung macht sich einerseits auch während des äußeren Tuns geltend, anderseits tritt zeitweise die Windstille der Trockenheit, des Mißtrostes und die Trübsal der Verdunkelung und Finsternis ein, die eine harte Probe der Geduld und Ausdauer sind[1] (S. 203). Visionen und Offenbarungen pflegen in diesem Grade nicht vorzukommen (S. 197).

Der zweite Grad, die vollkommene Vereinigung, ist eine allseitige Vertiefung des ersten (S. 226). Die Selbsttätigkeit ist unmerklich, die äußeren Sinne, obgleich noch tätig, sind wie vom Traum befangen; die Zerstreuungen sind ausgewiesen; die Gewißheit der Gegenwart Gottes ist mächtiger, und die Vereinigung mit Gott dehnt sich auch auf das ganze äußere Tun aus.

Der dritte Grad ist der ekstatische Zustand, der Zustand der hohen und vollkommenen Beschauung. Die freie Sinnesbetätigung ist teilweise oder ganz aufgehoben. Visionen und Offenbarungen, sowie ein gewisses geistiges Schauen der Gottheit vermittelst geistiger Bilder, was den niedern Graden nicht eigen ist, scheinen eine Eigentümlichkeit dieser Stufe zu sein. Die Ekstasen können Stunden und Tage andauern (S. 236 287).

Die letzte Stufe endlich ist ein gewisses Übergehen, Umgeformtwerden in Gott. Die Vereinigung mit Gott ist ununterbrochen. Zerstreuungen, Trostlosigkeit und unfreiwillige läßliche Sünden sind ausgeschlossen. Eigentümlich ist diesem Grade sowohl ein gewisses Schauen der heiligen Dreifaltigkeit, als auch eine besondere Gewißheit und ein eigenartiges Bewußtsein, daß Gott vermittelst der heiligmachenden Gnade und besonderer Gnadeneinwirkungen der Urheber und das Prinzip unseres übernatürlichen Lebens, gleichsam die Seele unserer Seele und unseres Tuns ist. Es ist dies die höchste Mitteilung des Lebens Gottes hienieden in uns, eine

---

[1] Der hl. Johannes vom Kreuz nennt diesen Zustand die erste Seelennacht. Sie spielt gewöhnlich um diesen Grad herum (S. 203).

wahre Vorausnahme der himmlischen Seligkeit (S. 271). Für gewöhnlich scheinen Ekstasen in diesem Zustande seltener vorzukommen.

Sehr anziehend in der Behandlung dieser Zustände sind die geschichtlichen Angaben über die Zahl der Stigmatisierten (S. 159) und die Zeit des Eintretens der ekstatischen Zustände bei verschiedenen Heiligen (S. 138); ferner die Regeln des Verhaltens bei der Schwierigkeit gewissen äußeren Gebetsformeln, Gebetspflichten und mündlichen Andachten Genüge zu tun (S. 169 173); dann die Bemerkungen über das Zurückrufen aus ekstatischen Zuständen durch den Seelenführer (S. 247); über die trügerischen Nachahmungen und modernen Erklärungen der Stigmatisation und der Ekstase (S. 160 253) und endlich die Abfertigung des übelberatenen Mystizismus, der über die Menschheit des Heilandes hinwegsehen zu können glaubt (S. 178).

4. Den Offenbarungen und Visionen widmet der Verfasser eine eigene Abhandlung in dem vierten Abschnitt.

Bezüglich der Natur der Visionen und Offenbarungen unterscheidet der Verfasser drei Arten: sinnlich wahrnehmbare Worte und Erscheinungen, dann imaginative durch Worte und Bilder, die bloß der Phantasie vernehmbar sind, und endlich intellektuelle oder Bilder und Ansprachen ohne sinnliches Bild und Wort, die dem Verstande bloß erfaßbar sind ungefähr nach der Art, wie die Engel die Materie wahrnehmen (S. 286). Die wahren, göttlichen Ansprachen und Erscheinungen kennzeichnen sich durch Klarheit, allseitige Schicklichkeit und die Kraft, das auch zu bewirken, was sie beabsichtigen. Manchmal bewirken sie plötzliche Lebensänderung. Gewöhnlich begleiten diese Erscheinungen bloß den ekstatischen oder den dritten Grad der mystischen Einigung. Sehr richtig wird bemerkt, die mystische Einigung mit Gott sei an und für sich viel bedeutsamer für die Heiligung der Seele, als Ansprachen und Erscheinungen, aber weil diese Vereinigung nicht viel zum Beschreiben biete, werfen sich die Verfasser der Heiligenleben gewöhnlich mit Vorliebe auf Erzählen von Visionen, Offenbarungen und Wundern (S. 285).

Was nun deren Glaubwürdigkeit betrifft, braucht man die Visionen und Offenbarungen der Heiligen, abgesehen von göttlichen Wundern, die zu deren Bestätigung erfolgen, nicht zu glauben, weil immerhin Täuschung unterlaufen kann, und zwar auf mehrfache Weise: entweder ist der Sinn der Offenbarung nicht richtig aufgefaßt worden, namentlich bei geschichtlichen Mitteilungen, in denen Gott oft Geistiges durch ein sinnliches Bild

uns nahe bringen will; oder es mischen sich persönliche Anschauungen bei, die in der Zeit, in dem Orden oder in der Schule, welcher der Begnadete angehört, begründet sind; oder es treten hinterher Veränderungen ein, sei es durch den Begnadigten selbst oder durch Abschreiber seiner Aussagen.

Daraus ergibt sich nun im allgemeinen die Art eines gesunden Verhaltens gegenüber den Offenbarungen und Visionen. Unbedingte Gewißheit des göttlichen Ursprungs der Visionen und Offenbarungen gibt es nur infolge von wahren Wundern. Selbst die kirchliche Gutheißung mancher Heiligenleben bietet in dieser Hinsicht bloße Wahrscheinlichkeit, nicht mehr. Als Zeichen für die Wahrheit der Visionen und Offenbarungen können gelten die natürliche Zuverlässigkeit und die Heiligkeit des Begnadigten, haben doch diese Gunstbezeigungen auch den Zweck, den Empfänger derselben zu heiligen; ebenso gibt Zuversicht der Inhalt der Offenbarungen, wenn sie nicht bloß Alltägliches und Gemeinverständliches besagen; sowie der Zweck derselben, der ebenso ein innerer, nämlich ein Erweis besonderer Liebe und Vertrautheit Gottes gegen den Empfänger, als auch ein äußerer sein kann, wie Trost und Aufmunterung der Kirche in bedrängten Zeiten, Stiftung eines Ordens, Einsetzung einer großen Andacht oder eines wichtigen Werkes. Eine Bekräftigung ist es namentlich, wenn dieser Zweck wirklich erreicht und durch denselben namhaft viel Gutes gestiftet wird für die Seelen (S. 317). Der Seelenführer insbesondere sei klug und vorsichtig, er überdenke alles wohl, arbeite an der Heiligung des vorgeblich Begnadeten und lasse sich durch nichts von vornherein einnehmen (S. 328); der Begnadigte aber waffne sich gegen jede Täuschung durch großes Mißtrauen gegen sich, mit völliger Unterwerfung gegen den Seelenführer und Benutzung aller Gnadenbezeigungen zum eigenen wahren Fortschritt (S. 332).

5. In dem Nachtrag handelt der Verfasser erstens von dem Verlangen nach mystischen Begnadigungen, zweitens von den Eigenschaften des Seelenführers, drittens von dem Quietismus.

Man muß bei diesen Begnadigungen ein Doppeltes unterscheiden, insofern sie nämlich eine höhere Vereinigung mit Gott einschließen und insofern sie außerordentliche Bevorzugungen, Auszeichnung und Ehrenvorzüge bei den Menschen mit sich bringen. Im ersten Fall kann und darf man die Vereinigung mit Gott, ob man sie schon genossen oder nicht, wünschen und selbst begehren, natürlich mit aller Ergebenheit und Ehrfurcht, weil die Vereinigung mit Gott ein unbedingtes Gut ist und weil

die Mystik außerordentlich große Vorteile für die Heiligkeit bietet, nur muß man sich an dem Wege der Demut und in der Übung der Tugenden und der Standespflichten halten. Im zweiten Falle aber tut man im Geiste der Heiligung besser, solche Gunstbezeigungen, wie Visionen und Offenbarungen, von sich abzuweisen und sie nicht zu wünschen wegen der großen Gefahr der Täuschung, der Überhebung und Vernachlässigung des gewöhnlichen Tugendweges (S. 337).

Der erforderlichen Eigenschaften des Seelenführers auf den mystischen Wegen sind vier: richtiges Urteil, Erfahrung, Gelehrsamkeit und Herzensgüte. Wenn nicht alle drei erstgenannten sich in einem Manne zusammenfinden, suche man einen Führer, der wenigstens die zwei ersten, solides Urteil und Erfahrung, besitzt; fehlt das zweite und ist die Wahl zwischen einem Gelehrten und einem mittelmäßig geistlichen Mann, wähle man den ersten; fehlen alle Eigenschaften, so warte man ab, bete und eile nicht mit der Wahl. Herzensgüte ist wichtig, notwendig und Sache der Gerechtigkeit. Scheinbar darf man wohl zeitweise und nur vorübergehend die Güte hintansetzen, um das Beichtkind, wenn keine andern Mittel zur Hand sind, zu prüfen. Man muß auch nicht alle denselben Weg treiben wollen (S. 364). Ist der Seelenführer von kirchlicher Obrigkeit gesetzt, so muß man ihm in allen guten Stücken gehorchen. In zweifelhaften Fällen beten und seine Bedenken äußern, ist immer erlaubt. Hat man frei einen Seelenführer gewählt und alles getan, um recht zu wählen, und ist man bereit, die Führung zu ändern, falls es das Gewissen zu fordern scheint, so muß man auch ruhig gehorchen in allem, was nicht den allgemeinen Grundsätzen der Aszese und Mystik widerspricht (S. 372).

Der Quietismus ist eine Art von Aftermystik, und namentlich eine traurige Verdrehung und Entstellung des Gebetes der Ruhe. Er geht von dem verkehrten Grundsatz aus, daß die menschliche Natur im Grunde verderbt ist und aus sich nichts tun kann als sündigen. Folgerichtig ist seine erste Anforderung, möglichst jede menschliche eigene Tätigkeit zu unterdrücken und sich der Tätigkeit Gottes in uns ganz zu überlassen. Bleibe diese Tätigkeit Gottes aus, brauche man nichts zu tun und könne sich allen seinen Trieben überlassen. Im Gebet selbst habe man nichts zu leisten, als sich Gott allgegenwärtig zu denken und sich in Ruhe Gott zu überlassen. Diese unsinnige Hingabe an Gott nannten die Schüler des Molino (1627—1696) das vollkommene Leben, die wahre Selbstverleugnung und Abtötung, Selbstabsterben, Kreuzliebe und die Vernichtung

der Selbstsucht, und betrogen mit diesen Redensarten nicht wenige Seelen. Die verhängnisvolle Geistesverwirrung, die das ganze Christentum in eine Art buddhistischer Sekte verkehrte und weder vor der Vernunft, noch vor dem Glauben und dem Gewissen bestehen konnte, wurde von der Kirche verdientermaßen verurteilt (1687) und für immer an den Pranger gestellt (S. 374).

II.

So weit sind wir dem Verfasser in seinen Ausführungen gefolgt und haben damit einen Standpunkt gewonnen, von dem aus wir das gesamte Gebiet der Mystik und deren Beziehungen zum ganzen geistlichen Leben übersehen können. Der Verfasser bemerkt zwar, es sei nicht seine Absicht, sich mit der Aszese zu beschäftigen (S. vii). Das hindert ihn aber nicht, gelegentlich über deren Gesamtinhalt gründliche Belehrungen auszustreuen.

Das gesamte geistliche Leben ist seiner Bedeutung und seinem zwecklichen Wert nach nur eine Vorbereitung auf unser Ziel im Himmel, die unmittelbare Anschauung und den wirklichen, liebesseligen Besitz und Genuß Gottes, und zwar durch Betätigungen, die diesem letzten und höchsten Ziel entsprechen. So ist also die ganze Fülle und der Gesamtinhalt des irdischen geistlichen Lebens ein Streben nach der Vereinigung mit Gott durch Erkenntnis und Liebe. Die Hauptmittel dazu sind die Übung der Tugend und Standespflichten und das Gebet (Prd 12, 13. Dt 6, 5. Mt 22, 37).

Der Notwendigkeit der Selbstheiligung durch Tugend und Übung der Standespflichten nun redet dieses Buch über die Mystik manch inhaltschweres und beherzigenswertes Wort. Die Mystik ist, wie bereits gesagt worden, streng genommen nicht die Aszetik. Diese lehrt, was der Mensch tun soll, um zu Gott zu gelangen, jene aber, was Gott tut, indem er sich huldvoll zum Menschen herabneigt und ihm zu Hilfe kommt (S. viii); diese ist das gewöhnliche christliche Leben in Vermeidung der Sünde, in Übung der Tugend, in Demut und Selbstverleugnung, um dem Wirken Gottes in uns Eingang und Platz zu schaffen, jene ist die Ausnahme und die ausnahmsweise Höhe. Aber beide hängen wie Berg und Tal zusammen, namentlich kann die Mystik der Aszese in keinem Fall entraten. Verdächtig ist die Mystik, bei der keine kräftige, ernste Aszese und kein namhafter Fortschritt in derselben zu bemerken ist. Ja, man kann wohl sagen, je höher die mystische Begnadigung ist, um so ernster ist der Ausdruck des sittlichen Strebens. Im Gegenteil können ge-

wonnene Grade in der Mystik verloren gehen durch Nachlassen des Tugendstrebens. Das ist die Ansicht der Heiligen (S. 46 190). So schließt auch die Kirche nie die Heiligkeit eines Dieners Gottes aus dessen Visionen und Offenbarungen, im Gegenteil die Glaubwürdigkeit derselben aus dessen Heiligkeit (S. 322). Es wäre eine verhängnisvolle Täuschung, anzunehmen, daß die mystische Begnadigung die Seele von der ernsten Pflege der gewöhnlichen Tugenden enthebe, und daß sie einen andern Weg weise und zu gehen hätte, als den das Evangelium vorzeichnet, und auf dem alle Christen wandeln und den Himmel gewinnen müssen.

Dagegen ist die mystische Vereinigung ein außerordentliches Mittel und eine mächtige Handreichung Gottes zur Tugend und Heiligkeit. Die mystische Vereinigung ist eine huldvolle Annäherung Gottes, und Gottes Nahen begleiten immer hohe Gnaden. Die mystische Vereinigung ist Liebe, hohe Liebe zu Gott, und die Liebe will Gott gefallen und sich bewähren durch Taten und Opfer. Die mystische Vereinigung ist endlich Gebet, viel Gebet und höheres Gebet, und niemand schöpft tiefer und reichlicher aus dem Gnadenschatz als das Gebet. Es ist sicher und durch die Erfahrung bestätigt, daß das höhere Gebet die Erkenntnis und die Willensmacht des Menschen wunderbar erhebt und erweitert. Umwandlungen vollziehen sich, zu denen sonst Jahre nicht reichten (S. 141 ff 293). Die mystischen Wege sind endlich für gewöhnlich ein Dornenweg von Leiden, Versuchungen, von Kreuz und Widerwärtigkeiten, so daß ein Ertragen derselben schon einen Heiligen machen kann.

Was nun das Gebet, das andere große Betriebsmittel des geistlichen Lebens, betrifft, so ist das vorliegende Buch dem ganzen Inhalt nach eine mittelbare und unmittelbare Empfehlung und Anleitung zu demselben. Wie großartig enthüllt sich vor unsern Augen in den verschiedenen Stufen der mystischen Zustände die Gnadenherrlichkeit des Gebetes! Man könnte sie eine Übersicht und Rundsicht aller huldvollen Wege und Annäherungen Gottes an die Menschen zum Heil der Welt und der Kirche nennen. Alle diese Begnadigungen Gottes an die Menschenwelt finden und gehen ihren Weg durch die Vermittlung des Gebetes. Das Gebet ist das große Verkehrsmittel Gottes mit dem Menschen und des Menschen mit Gott, die wahre goldene Leiter, auf welcher die Engel der Begnadigung auf- und absteigen, und auf deren seliger Höhe Gott selber thront und sich glänzend und beseligend enthüllt (Gn 28, 12). Die Erhebungen der Mystik sind wirklich die heiligen Berge, auf denen Gott mit den Menschen-

kindern wandelt, die Inseln der Seligen, von wenigen gesucht und gefunden, und doch so überreich an himmlischen Schätzen und irdischem Segen!

Der Inhalt des Buches bewirkt aber nicht bloß Lust und Antrieb zum Gebet, sondern zeigt auch Wege, auf denen wir zu besserer und ausgiebigerer Gebetsübung gelangen können. Selbst für das mündliche Gebet gibt es uns nützliche Winke und Methoden (S. 12 37) und spinnt sie dann aus zum betrachtenden Gebet (S. 8), namentlich zum sog. affektiven, das gar nichts Geheimnisvolles und Ungewöhnliches ist (S. 12), das nicht einmal zur eigentlichen Mystik gehört (S. 8 18 42, Nr 1), zu dem nicht wenige Christenmenschen mit einigen Mühen gelangen (S. 19), und das von gediegenen Geisteslehrern, unter andern von Rodriguez[1], vom hl. Ignatius in dem Exerzitienbüchlein empfohlen wird. Man muß sich allerdings nicht mit Gewalt zu dieser Gebetsart zwingen, aber man kann sich ohne Gefahr ihr hingeben, wenn man Neigung dazu verspürt und Nutzen aus ihr zieht (S. 24 26).

Was wir endlich aus den Ausführungen des Verfassers schöpfen können, ist die richtige Ansicht von der christlichen Mystik. Sie ist das höhere christliche Leben, die höhere Aszese des Christentums, sie ist eine wunderbare Vereinigung mit Gott schon hienieden, begleitet von allen Segnungen der Heiligkeit und des Gebetes. Die Mystik schließt als solche ein unbedingtes Gut ein, und deshalb müssen wir sie hochschätzen. Sie war auch immer in unserer Kirche heimisch, selbst die alttestamentliche Vorkirche hat in dieser überirdischen Herrlichkeit geglänzt; sie ist eine Ausstrahlung des inneren übernatürlichen Wesens des Christentums und eine glorreiche Verähnlichung mit dem Gottmenschen Jesus Christus, dessen Gottheit in reichlicher, glorreicher Strahlenfülle das demütige Gewebe der Menschengestalt durchdrang, und der diese Herrlichkeit seiner wahren und einzigen Braut, der Kirche, als dauerndes Erkennungsmerkmal gleich einem kostbaren, funkelnden Schmuck hinterlassen. Also hochschätzen können und müssen wir die Mystik, insofern sie das unbedingte Gut der Vereinigung mit Gott in sich schließt. Wir können sie selbst als solche wünschen und verlangen dem Prinzip und der spekulativen Schätzung nach. In der Praxis aber ist es weit besser, Gott alles zu überlassen wegen der vielen Gefahren und der Täuschungen, die so leicht mitunterlaufen können, namentlich bei

[1] Übung der christlichen Vollkommenheit: Erster Teil, 5. Abschnitt: Über das Gebet, Kap. 12: Wie wichtig ist es, in den Akten und Anmutungen des Willens zu verweilen.

den höheren Graden der mystischen Begabung (S. IX). Es ist deshalb kein gesundes Zeichen, sich viel in Gedanken und Wünschen der mystischen Wege zu ergehen, sich, man möchte sagen, mit Gewalt hineinzudrängen in diese hohe, geheimnisvolle Welt, zu untersuchen, welche Grade man bereits inne hat, viel von diesen hohen Graden zu sprechen, andere dafür gewinnen zu wollen, und Mittel auszudenken, sich für höhere Begabung zu befähigen.

Das alles ist unnütz und gefährlich. Es gibt kein natürliches Mittel, aus sich auch nur einen Grad der wahren mystischen Vereinigung zu gewinnen, wenn Gott nicht selber ruft und die Hand reicht. Bloß vorbereiten können wir unser Herz. Und diese Vorbereitung ist einzig, die Sünde meiden, die Tugend üben, demütig und abgetötet werden, seine Standespflichten ernst erfüllen, Zerstreuungen fliehen, das Gebet möglichst suchen und den Gnaden, die uns werden, großmütig entsprechen (S. 145, Nr 9). Was Gott vor allem will, ist die Heiligkeit; sie ist das Ziel, alles andere ist Mittel. Gerade die Heiligen sind es, die sich dieser Begnadigungen für unwürdig halten, die sie nicht wünschen, die eine natürliche Furcht hegen und einen angebornen Instikt besitzen gegen alles Außerordentliche und Auszeichnende. Das ist das Wahrzeichen der Heiligkeit (S. VIII). Wir können und müssen wünschen und erbitten, daß wir zur vollkommenen Liebe Gottes gelangen, die Wege dazu überlassen wir besser Gott selbst. Gerade darin liegt der Wert und die Vorzüglichkeit der Aszese überhaupt, und namentlich der des hl. Ignatius, wie er sie in seinem Exerzitienbüchlein niedergelegt hat. Verständigkeit, Natürlichkeit und praktische Brauchbarkeit sind die Charakterzüge dieser Aszese. Nichts ist dem heiligen Ordensstifter mehr zuwider, als Phantasterei und Gefühlsschwärmerei. Schon dadurch entspricht seine Aszese ganz der wahren und guten Mystik. Noch kräftiger arbeitet sie ihr aber vor, indem sie mit der Gnade Gottes die Seele zur höchsten Heiligkeit anleitet und zwar auf dem Weg des Evangeliums, durch Selbstverleugnung und Demut. Voll Liebe das Auge auf den göttlichen Heiland gerichtet, bereitet die Aszese des Heiligen die Seele durch Wegräumung der Hindernisse auf die göttliche Wirksamkeit und die Aufnahme der Ansprache Gottes vor. Das ist die einzig richtige und versprechende Bereitung auf das Wirken des Heiligen Geistes für eine Seele, die noch außer dem Bereich der Mystik steht. Der hl. Ignatius begeht nicht den Mißgriff, in seine Aszese Winke und Anleitungen aufzunehmen, die nur für die mystischen Zustände passen (S. IX X).

M. Meschler S. J.

Die Bevölkerung der modernen Großstadt.

(Schluß.)

Die geistige Bedeutung der Großstadt ist wohl darin zu sehen, daß ein gewisser Einfluß auf das Geistesleben von ihr auf das übrige Land ausgeht, wenn man darum auch nicht ein geistiges Überlegensein der Großstadtbevölkerung unterschiedslos zuzugeben braucht, wie einige es möchten [1]. Nachdem jahrhundertelang die ehrwürdigen Abteien die Erbstücke der Weisheit des klassischen Altertums treulich gehütet hatten, entstanden die Universitäten, welche jene geistigen Schätze weiteren Volkskreisen zugänglich machten und naturgemäß dort ihre Heimstätte suchten, wo sie am ehesten auf eine größere Hörerzahl rechnen konnten, in den Städten. Paris, Bologna, Oxford, Prag wurden die Mittelpunkte einer neuen Geisteskultur. Während aber früher auch Mittel- und Kleinstädte häufig ihre Universitäten hatten (wie Altdorf, Dillingen, Helmstädt), sind in der neuesten Zeit die Hochschulen mehr in den größeren Städten heimisch geworden. Von den gegenwärtigen 21 deutschen Universitätsstädten sind sieben eigentliche Großstädte im statistischen Sinne, die übrigen haben (außer Jena, Marburg und Tübingen) zum wenigsten über 20000 Einwohner. Es ist dies begreiflich. Früher brauchte die Universität bei der geringen Spezialisierung der Wissenschaften nur eine geringe Zahl von Professoren und weniger umfangreiche Lehrmittelsammlungen, infolgedessen auch nur ein kleineres Budget, für welches eine weniger volkreiche Stadtgemeinde schon aufkommen konnte. Die heutzutage zu einer Hochschule erforderliche Anzahl von ordentlichen und außerordentlichen Professoren, der Bedarf an vielem praktischen Demonstrationsmaterial weisen die Universitäten mehr und mehr an die größeren Städte, zumal diese auch ein immer größeres Kontingent von Studierenden stellen, für die es eine große Ersparnis bedeutet, wenn sie ihre Studien am Heimatsorte absolvieren können. Vollends die modernen Hochschulen, die seit Ende des vorigen Jahrhunderts mit den alten Universitäten rivalisieren, die Polytechniken, die Berg-, Forst-, Landwirtschafts- und Handelsakademien haben mit Vorliebe die Landeshauptstädte aufgesucht,

---

[1] Vgl. Die Großstadt (Vortrag von Th. Petermann), Dresden 1903, 209 ff.

oder doch die wichtigsten Industrie- und Handelszentren. So sind die größeren Städte tatsächlich mehr als früher Zentralstätten der Geistesbildung geworden.

Auch durch das geschriebene Wort üben die Großstädte einen mächtigen Einfluß aus auf das übrige Land. Zwar sind die Verlagsorte nicht identisch mit den großen Städten; die Verleger konnten sich bei der Entwicklung des Zwischenhandels mit Büchern bei der heutigen Leichtigkeit des Transports ihren Sitz nach Gutdünken wählen. Aber der Druck konzentriert sich doch mehr auf die große Stadt. Wie die meisten Industrien, so hat auch das Buchdruckereigewerbe seinen Sitz vornehmlich in der Stadt, wo das meiste Kapital sich findet für einen so umfassenden maschinellen Betrieb, wie ihn die heutigen großen Buchdruckereien benötigen. Das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen — und das beschäftigt die Druckereien heute weit mehr als der eigentliche Buchdruck — sucht noch aus einem andern Grunde die Großstadt auf. Hier erhält man die neuesten Nachrichten rasch und sicher; und die Zeitung gilt ja vielfach als die beste, welche die Neuigkeiten am schnellsten bringt. Hier findet die Zeitung ferner die höchste Abnehmerzahl, den günstigsten Markt: ein wichtiger Punkt für manche, mit großem Kapital angelegte Zeitung. Daß bei der ungeheuren Ausdehnung der großstädtischen Presse eine große Anzahl von Schriftstellern und Literaten hier ihren Sitz aufschlug, ist selbstverständlich, und die stattliche Reihe von Autorennamen, die in Kürschners deutschem Literaturkalender unter Berlin, Dresden, Leipzig, München, Wien angeführt wird, beweist es hinlänglich.

Für die Bedeutung der Großstädte als Kunststädte ist ein ähnlicher wirtschaftlicher Grund entscheidend, wie für die städtische Presse [1]. Die Künste sind, nationalökonomisch betrachtet, Luxusgewerbe und können sich daher keinen günstigeren Standort wünschen als die Großstadt, in der beträchtliche Kreise dem Genuß leben. Das gilt zunächst von den Künsten, deren Produkte gar nicht transportabel sind, von den redenden und tönenden Künsten. Schauspielkunst und Musik verdanken zwar in vielen Residenzstädten das Entstehen ihrer Institute der Freigebigkeit der

[1] Es mag für wahre Kunstfreunde verletzend wirken, wenn die Bedeutung der Kunst nach nationalökonomischen Gesetzen bemessen wird. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß bei der heutigen, auf Erwerb ganz und gar gerichteten Zeitströmung, die alle Stände beherrscht, auch für Kunst und Wissenschaft ihre ökonomische Stellung, ihre Erwerbstüchtigkeit von größerer Bedeutung ist als früher.

Fürstenhöfe, aber sie sind doch häufig in ihrem Fortbestehen ebenso abhängig von den Eintrittsgeldern des großstädtischen Publikums als von der Zivilliste des Fürsten. Ein großes leistungsfähiges Theater ist überhaupt in kleineren Städten, selbst wenn es Residenzen sind, kaum denkbar. Müssen so die ausführenden Künstler dem großen Publikum nachgehen, so sind Dramen- und Tondichter nicht ebenso an die großen Städte gebunden, wenngleich viele von ihnen ein Leben an dem Orte vorziehen, wo ihre Kunst gepflegt und anerkannt wird. Dasselbe ist zu sagen von den Belletristen, deren Tätigkeit vielfach aufgeht in der Mitarbeit an Zeitschriften, und die aus diesem Grunde, dann aber um persönliche Anregung zu empfangen, den Erscheinungsort ihrer Publikationen als Aufenthalt vorziehen. — Die bildenden Künste, soweit ihre Produkte transportabel sind, folgen wiederum den Gesetzen des Luxusmarktes, die sie wieder an die zahlungsfähigere und genußsüchtigere Bevölkerung der Großstadt weisen. Soweit die Produkte nicht transportierbar sind, entstehen sie auch vorzugsweise in den großen Städten. Schöne Bauten können daselbst eher praktischen wie ästhetischen Zwecken dienen und finden auch mehr Würdigung und Anerkennung als auf dem Lande. Darum kann aber der geniale Architekt doch auf dem Lande wohnen.

Im ganzen läßt es sich wohl nicht leugnen, daß infolge der Entwicklung des modernen Staats- und Volkslebens viel geistige Elemente in der Stadt zusammengedrängt sind, wenn auch viele von ihnen — ganz dem materialistischen Zuge unserer Zeit entsprechend — mehr das tägliche Brot durch ihre geistige Tätigkeit suchen als eine wahre Förderung von Kunst und Wissenschaft. Es kann daher nicht befremden, wenn unter den in der Großstadt angesammelten Literaten und Künstlern viel minderwertige sind. Diese geistige Minderwertigkeit kam einmal treffend zum Ausdruck in der französischen Kammer. Die liberale Opposition nannte in einer Debatte Paris, das sie gewählt hatte, „das Gehirn Frankreichs". Sofort rief ein Deputierter das bon mot dazwischen: „aber ein verbranntes Gehirn!" — und die Majorität spendete ihm Beifall.

Immerhin bleibt es wahr, daß von der modernen Großstadt viel geistige Anregung und geistige Beeinflussung auf das Land ausgeht. Aber es wäre falsch, wenn man deshalb das durchschnittliche geistige Niveau der städtischen Bevölkerung höher einschätzen wollte als das der ländlichen. G. Schmoller meint zwar, das Land liefere einfachere, schlichtere, bescheidenere, kräftigere Menschen, die Stadt klügere,

beweglichere, geistig entwickeltere, körperlich schwächere, aber nervös ausgebildetere Menschen [1]. Das mag zugegeben werden, wenn man unter Klugheit Geschäftskundigkeit und „Geriebenheit“, unter geistiger Entwicklung die Gewohnheit, über alles zu urteilen, oft mit einer gewissen Art von Witz zu urteilen versteht. In Bezug auf wahre geistige Veranlagung und Denktätigkeit kann man das nicht sagen. Der Städter empfängt allerdings inmitten des äußerst rege pulsierenden Großstadtlebens von Jugend auf viel mehr Eindrücke, als der Landbewohner. Aber die Vielgestaltigkeit und Flüchtigkeit der Eindrücke schadet ihrer Tiefe. Geistige Selbständigkeit und schöpferische Kraft sind daher beim Großstädter nicht zu suchen. Die vielfache Berührung mit dem Leben veranlaßt ihn leicht, sich über vieles ein Urteil zu bilden, was seinem Gedankenkreise ferner liegt, wobei die über alles unterrichtende Tagespresse ihm zu Hilfe kommt. Eine Folge dieser Erscheinung ist der sprichwörtlich gewordene städtische Witz, aber auch die Gefahr, im Urteil oberflächlich zu werden. Man braucht nur einen Blick in die wie Pilze aus der großstädlischen Erde hervorschießenden Witzblätter zu tun, um dafür Belege zu finden. Sie urteilen über allerlei, aber mit geringen Ausnahmen kann man von ihren Autoren sagen, daß sie von Sachkenntnis nicht erdrückt werden. — Die raschlebige, oberflächliche Art des Großstädters läßt meistens eine reifliche Erwägung ernster Fragen, eine gründliche Behandlung großer Probleme, eine wahrhaft schöpferische Tätigkeit des Geistes nicht zu, weshalb das Wort des Dichters noch immer seine Geltung behält: „Es bildet ein Talent sich in der Stille.“ Professer Schäfer in Heidelberg [2] wagt sogar die Behauptung, daß „bis jetzt eine Großstadt einen großen Mann nicht hervorgebracht hat. Sie kann und muß die Stätte seines Wirkens sein, sie ist nicht die Stätte seines Werdens. Wenn bezweifelt wird, daß die Großstadt sich selbst erhalten kann ohne Zuzug vom Lande, so ist kaum zu bezweifeln, daß ihr geistiges Leben ohne solchen verflachen würde. Nur unter den einfachen, aber großen und tiefen Eindrücken, die der innige Verkehr mit der Natur und dem Menschenleben in die Seele des Werdenden senkt, kann jene Kraft und Nachhaltigkeit, jene Entwicklungsfähigkeit des geistigen Lebens gewonnen werden, die unerläßlich sind für wahrhaft selbständige und schöpferische Tätigkeit“.

---

[1] G. Schmoller, Allgemeine Volkswirtschaftslehre, erster Teil, Leipzig 1901, 277.

[2] Jahrbuch der Gehe-Stiftung, 9. Vortrag von D. Schäfer, 280.

Mag man aber auch noch so sehr den vorteilhaften Einfluß des Großstadtlebens auf Verstandes- und Gemütsbildung betonen, mag man noch so viel reden von einer glücklichen Mischung des ländlichen und des städtischen Elements, von „neuen durch das Großstadtleben erzeugten Menschen, deren hervorstechender Charakterzug höchste geistige Wachheit, deren Daseinsprinzip größte Lebensintensität in Arbeit und Genuß geworden ist“: über den sittlichen Tiefstand der Großstadtbevölkerung hat die vox populi längst ihr Urteil gefällt, das übereinstimmend lautet für die antike wie für die moderne Großstadt. Der hl. Petrus nennt (1 Petr 5, 13) die römische Weltstadt „Babylon“, und die Christen verstanden den Ausdruck, weil in Rom, ähnlich wie im alten Babel, Götzendienst und Lasterhaftigkeit aufs höchste gestiegen waren. Ganz in demselben Sinne spricht man aber auch von einem modernen Seine-Babel u. ä.

Land und Kleinstadt haben denn auch tatsächlich große Vorzüge gegenüber der Großstadt hinsichtlich der Sittenreinheit und Willensbildung. Dort leben die Menschen in kleinen festgeschlossenen und abgegrenzten Verbänden zusammen. Familie, Nachbarschaft, Verwandtschaft, Dorfgemeinde, Pfarrei sind uralte Verbände, die über ihren ursprünglichen Rahmen in der Regel nicht hinauswachsen, groß genug, um ein geordnetes Zusammenleben zu ermöglichen, klein genug, um von jedem einzelnen übersehen zu werden. Häufige Begegnungen und Berührungen der mannigfachsten Art führen den einzelnen fast mit allen Gliedern der Gruppe zusammen; keiner bleibt dem andern auf die Dauer gänzlich unbekannt. Je enger aber die Zusammengehörigkeit ist, je kleiner der Kreis ist, der unser Milieu ausmacht, desto sorgfältiger wachen die einzelnen und wacht die ganze Gemeinschaft über die Leistungen, die Lebensführung, die Gesinnungen des Individuums. Eine derartige Kontrolle in kleinen Verhältnissen wirkt in der Tat höchst wohltätig auf sittliches Verhalten und sittliche Entwicklung der Einzelpersonen, sie wird zur wirksamsten Sittenpolizei.

Solcherlei beengende Schranken fallen nun in der Großstadt weg. Der älteste und natürlichste Personenverband, die Familie, wird stark gelockert. Die vornehmlich im städtischen Erwerbsleben immer fortschreitende Arbeitsteilung, die Vater, Mutter und Kinder an die verschiedensten Arbeitsstätten führt, reißt die Familienglieder gewaltsam auseinander. Jeder ist tagelang, zuweilen gar wochenlang sich selbst über-

lassen. — Die über die Familie hinausreichenden Gemeinschaften aber verlieren sich gleich ins Ungemessene: die städtische Kommune wird zum kleinen Staat, die städtische Pfarre zur Riesenpfarre. Fremd stehen sich die allermeisten Gemeindeglieder gegenüber. Die gegenseitige Kontrolle, ein höchst wichtiges ethisches Moment, kommt gänzlich in Wegfall.

„Stadtluft macht frei“: so rühmte sich im Mittelalter der Städter gegenüber dem Bauern. Und doch war er eingeengt auch in der Stadt durch Zunft und Gilde, durch kirchliche Gemeinschaft und Bruderschaft: alles kleine Kreise, in denen er gekannt, geachtet oder getadelt wurde. „Stadtluft macht frei“: so kann der Großstädter von heute mit viel mehr Recht sagen. Wenngleich von Häusern und Menschen stets umgeben, setzen ihm die meisten keinerlei Schranken, da jegliche Beziehungen zu ihnen fehlen; mitten im dichtesten Stadtgewühl fühlt er sich ungekannt und in gewisser Hinsicht frei.

Freiheit und Ungebundenheit in der Großstadt sind schon vielen ein Fallstrick geworden; weit mehr aber noch sind der Macht der Verführung erlegen, die im Stadtleben viel stärkeren Einfluß gewinnt als in andern Verhältnissen. Daß an einem Ort, wo viele Menschen dicht zusammenwohnen, auch mehr schlechte Menschen sind als anderswo, ist von vornherein klar. Daß die Schlechtigkeit sich auch dreister an die Öffentlichkeit wagt als das die Verborgenheit liebende Gute, ist ebenso sicher. Aber die Stadt ist — und das macht sie dem Lande gegenüber viel gefährlicher — sehr häufig der Anziehungspunkt für schlechte Elemente. Die Not, das Verlangen nach Arbeit, nach höherem Erwerb führt viele in die Stadt, aber sehr viele auch die Aussicht auf müheloseren Erwerb, auf ein freies, ungebundenes Leben. Diese letzteren kann man vielfach als die minderwertigen Elemente vom Lande bezeichnen, die Degenerierten, die einen Trieb zum Vagabundieren und einen Hang zur Kriminalität haben und in der Stadt sehr bald dem Laster anheimfallen. Sie alle zusammen stellen durch ihr Beispiel allein, selbst wenn sie nicht systematisch auf die Verführung ausgehen, bereits eine große Verführungsmacht in der Stadt dar. Schlimmer noch und viel verbreiteter ist die Verführung durch Schrift und Bild. Die Großstädte hat man wohl Mittel- und Ausgangspunkte alles geistigen Lebens im ganzen Lande genannt wegen ihrer Vorherrschaft im Buchhandel und Zeitungswesen. Die Städte haben jedoch diese Art geistiger Herrschaft durchaus nicht zur sittlichen Hebung ihrer eigenen oder der übrigen Landesbevölkerung be-

nutzt. In den letzten Jahren namentlich haben so viele Bücher und Zeitungen, Witz- und illustrierte Blätter sich in den Dienst des Lasters gestellt, daß eine totale Korruption vor allem der städtischen Jugend ernsthaft zu befürchten ist[1]. Wie sehr in den letzten Jahren diese Gefahr angewachsen ist, bekunden am besten jene Stimmen, die sich vor vier Jahren noch anläßlich der Lex Heinze für eine freie Bewegung der Kunst aussprachen, jetzt aber auch Schranken gegen eine allzu freie Richtung wünschen. So schreibt die „Münchener Allgemeine Zeitung", die damals „für den Künstler kein anderes Gesetz der Moral bestehen ließ, als seine eigene Empfindung", heute angesichts der gegenwärtigen sittlichen Korrumpierung: „Wir können uns kaum mehr retten vor all dem Schmutz, der von Paris und Berlin, Wien und Budapest hier in Deutschland zusammenströmt. Es ist geradezu unheimlich, wie tief und rapid der Stand der öffentlichen Anständigkeit in den letzten zehn Jahren gesunken ist. Durch Bücher, Bilder, Tingeltangel, Postkarten, Annoncen, Witzblätter, Gassenhauer, Operetten, Possen, reine und pseudowissenschaftliche Pornographie, durch gewisse Redouten und Herrenabende, durch Schaufenster, durch breit und behaglich nachgedruckte Gerichtsverhandlungen wird eine Art geistiger Syphilis verbreitet, die grauenhaft ist; der Schmutz türmt sich höher und höher. Kein Stand, kein Lebensalter ist mehr intakt"[2]. — Freilich ist nicht zu leugnen, daß die von der Stadt ausgehenden Kloaken ihre schmutzigen Fluten mehr und mehr über das platte Land ergießen, daß unsittliche Lektüre und Darstellung auch auf dem Lande immer mehr Verbreitung finden. Aber in der Stadt, vollends in der Großstadt, fallen der Verführung doch mehr zum Opfer: hier kann eben jeder sehen, jeder lesen, jeder mittun. Das Theater, durch welches das geistige Gift vorzugsweise verbreitet wird, ist zudem im großen und ganzen der Stadt vorbehalten. Und wenn nach Angabe des H. Roeren die Zahl der Besucher der Variété- und Spezialitätentheater in den deutschen Städten auf durchschnittlich täglich 100 000 sich beläuft, so

---

[1] Vgl. H. Roeren, Die öffentliche Unsittlichkeit und ihre Bekämpfung, Köln 1904, und O. von Leixner, Mahnwort und Aufruf zum Kampf gegen den Schmutz, Leipzig 1904.

[2] Auch die deutschen Goethebunde, welche anläßlich der Lex Heinze entstanden sind, nehmen allmählich Stellung gegen die überhandnehmende pornographische Literatur und haben auf dem letzten Delegiertentage in Dresden eine dahingehende Resolution angenommen. Vgl. Germania, 9. April 1904.

mag man ungefähr ermessen, bis zu welcher Tiefe der Stand der Sittlichkeit allmählich herabsinken muß.

Was so die Stadt in sittlicher (oder vielmehr entsittlichender) Hinsicht bietet, findet günstige Aufnahme in den Anschauungen und Bestrebungen der Städter, die im allgemeinen in einer sehr materialistischen Richtung sich bewegen. In der Stadt ist die alles beherrschende Parole: Erwerben, Werte schaffen. Der Kampf ums Dasein ist hier nicht bloß ein solcher gegen die Natur, er ist ein erbarmungsloser Kampf gegen die Menschen, der um so erbitterter geführt wird, je mehr Menschen sich dorthin drängen, die alle das Höchstmögliche erwerben wollen. W. Sombart bezeichnet diesen Kampf als den „ewigen Krieg um die besten Futterplätze": ein kühner Ausdruck zwar, aber recht bezeichnend für den materialistischen Zug im städtischen Erwerbsleben. In der Tat fragt man in der Stadt nur nach dem Wieviel, nach Eigenart und Qualität der Dinge fragt man wenig, am allerwenigsten nach dem sittlichen Werte. Alles bringt man auf den Generalnenner „Geld". Die Dinge schwimmen alle mit gleichem spezifischem Gewicht im ewig bewegten Geldstrom[1]. Andere als Geldwerte schätzt man kaum, am allerwenigsten aber sittliche Werte. So kommt es, daß echte Großstädter, nicht alle zwar, aber doch sehr viele, verlernen, an ihr Tun und Treiben den Maßstab der Sittlichkeit anzulegen, was andere, deren Leben weniger materiell verläuft, fast gewohnheitsmäßig tun.

Das hier Ausgeführte findet seine Bestätigung durch die Statistik. Man wird dem Moralstatistiker A. von Oettingen recht geben, wenn er meint: Für die Sittlichkeit im engeren Sinne mögen auf dem Lande die unehelichen Geburten ein annähernd richtiger Maßstab sein; in städtischen Verhältnissen bietet eher die niedrige Geburtsziffer und die Ausdehnung der Prostitution einen solchen Maßstab[2]. Es ist nun schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie auffallend gering im allgemeinen die Geburtenziffer der Großstadt gegenüber der des Landes ist[3]. Ein höchst betrübendes Resultat ist es vollends, wenn R. Boeckh berechnet, daß Berlin infolge seines geringen Geburtenzuwachses ohne Zuzug vom Lande nicht einmal im stande wäre, seine Bevölkerung stationär zu erhalten, und wenn

---

[1] Vgl. G. Simmel, Philosophie des Geldes, Leipzig 1900.

[2] A. v. Oettingen, Moralstatistik[3], Erlangen 1882, 204 ff.

[3] „Entstehung und Wachstum der Großstadt" in dieser Zeitschrift, oben S. 55 ff.

G. von Mayr diesen Satz auf die größten unserer Großstädte ausdehnt! — Hinsichtlich der Prostitution hat schon Parent Duchatelet in seinem Werke De la prostitution dans la ville de Paris (1857) die Großstädte als Seuchenherde bezeichnet, und neuerdings konnte wiederum festgestellt werden, daß dies Laster zunimmt mit der Größe der Stadt[1]. Die Zahl der prostituierenden Frauen und Mädchen wird in Berlin auf 40000, in Wien auf 25000, in Paris auf weit über 40000, in London auf 60000 geschätzt. Das Verbrechen des homosexuellen Verkehrs wird von Moll, der auf diesem Gebiete umfassende statistische Untersuchungen angestellt hat, in Berlin von 20000 Personen angenommen[2].

Ein grelles Licht auf die sittlichen Zustände in den Großstädten wirft auch die Statistik der venerischen Krankheiten[3]. Eine exakte Statistik liegt hier in den meisten Ländern nicht vor, wenn man von den Zahlen der Armeen und verschiedener (kaufmännischer und studentischer) Krankenkassen absieht. Von diesen für Soldaten, Kaufleute und Studenten gewonnenen Zahlen, die geradezu erschrecklich sind, auf die ganze Bevölkerung zu schließen, würde aber nicht angehen. Die allerbeste, vielleicht die einzig brauchbare Statistik der venerischen Krankheiten haben Norwegen und Dänemark, weil hier die Mehrzahl der venerischen in den Krankenhäusern verpflegt wird, und zwar auf Staatskosten, so daß eine Verheimlichung der Krankheit nicht in vielen Fällen zu fürchten ist. Eine der dänischen Statistik entlehnte Tabelle zeigt nun, daß im Jahresdurchschnitt in Kopenhagen auf 1000 Einwohner 20,1 venerisch Erkrankte kommen, in den Provinzialstädten 3,02, auf dem platten Lande dagegen nur 0,38. A. Blaschko sagt dazu auf Grund langjähriger Beobachtungen und Erhebungen in städtischen Kliniken usw., daß die Kopenhagener Zahlen als Prototyp der Verhältnisse in irgend einer modernen europäischen Großstadt anzusehen sind, und kommt für Europa zu folgendem Gesamtergebnisse: Die Großstädte, Industrie- und Handelsplätze, Garnisonorte und Universitäten sind ziemlich stark durchseucht. Die kleineren Provinzstädte sind weniger befallen, die Landbevölkerung ist noch verhältnismäßig frei (mit Ausnahme von Rußland und den Balkanländern, wo vorherrschend in den ländlichen Bezirken die Syphilis als verheerende Volksseuche auftritt). Was diesen sittlichen Tiefstand der Großstädte noch

[1] C. Ströhmberg, Die Prostitution, Stuttgart 1899.
[2] F. Wachenfeld, Homosexualität und Strafgesetz, Leipzig 1901, 85.
[3] Vgl. A. Blaschko, Hygiene der Prostitution, Jena 1900, 19 ff.

viel bedenklicher und für das ganze übrige Land gefahrvoller erscheinen läßt, ist der Umstand, daß gerade jene Bevölkerungsklassen am meisten infiziert sind, die sich nur vorübergehend in der Stadt aufhalten, später vielfach in andere Verhältnisse zurückkehren und auch dorthin Laster und Krankheit verbreiten: Studenten und Soldaten weisen neben Kellnerinnen und Kaufleuten die höchsten Zahlen auf. Blaschko hat auf Grund der durch studentische Krankenkassen bekannt gewordenen Krankheitsfälle berechnet, daß in Berlin im Jahresdurchschnitt 25 % der Studenten als Opfer ihrer Ausschweifungen erkranken (woraus er den freilich etwas gewagten und allzu theoretischen Schluß zieht, daß „in 4 Berliner Studienjahren jeder Student mindestens einmal an einer Geschlechtskrankheit erkranken würde“!). In einigen deutschen Garnisonen, wie in Metz, München, Danzig, beträgt die Zahl der venerischen Erkrankungen in der Armee durchschnittlich mehr als 40 ‰, in vielen andern, wie in Straßburg, Königsberg, Stettin, Breslau, mehr als 30 ‰, in der ostasiatischen und Nordseebesatzung der deutschen Marine betrug die Zahl 1881/82 284,5 ‰, d. h. mehr als ein Viertel der ganzen Besatzung war venerisch infiziert. Die Großstädte sind in sittlicher Hinsicht wahre Seuchenherde zu nennen. Sie ziehen die besten Kräfte des Landes an, die dort geistige oder militärische Ausbildung suchen, und entlassen sie vielfach, durch Sünde und entehrende Krankheit gebrochen!

Daß die Kriminalität — in Deutschland wenigstens, nicht so sehr in Frankreich und Italien — in den großen Städten besonders stark ausgeprägt ist, lehrt ebenfalls die Statistik. So kommen in Deutschland auf je 100000 Strafmündige der großen Städte mit mehr als 20000 Einwohnern 134,2 Bestrafte, auf die dazu gehörigen ländlichen Gebiete dagegen 96,6[1]. Jedoch gestattet die Kriminalstatistik keine untrüglichen Schlüsse in Bezug auf den sittlichen Wert eines Volkes. Sie ist eben nicht die Statistik der Verbrechen, sondern der Erwischten.

Mehr Beachtung verdient in dieser Hinsicht die Selbstmordstatistik. A. von Oettingen[2] entrollt hier ein trübes Bild, indem er für sechs größere Städte die relativ höhere Selbstmordziffer in prozentualem Verhältnis zur Selbstmordfrequenz des betreffenden Landes angibt. Er gelangt zu dem Ergebnis, daß für den Zeitraum 1878—1880 die Zahl der

[1] G. Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung, Heidelberg 1903.

[2] Moralstatistik 762 ff.

Selbstmorde in London um 22 % die Durchschnittszahl der Selbstmorde in England übertrifft, die Selbstmordzahl in Leipzig um 35 % die sächsische Durchschnittsziffer, die in Berlin um 99 % die preußische, die in Wien um 123 % die österreichische, die in Paris um 151 % die französische Durchschnittszahl der Selbstmorde überragt. Mag der Abstand zwischen Stadt und Land in dieser Hinsicht nicht immer so auffallend groß sein[1], darin wird man von Oettingen beistimmen können, daß der Selbstmord in der Stadt regelmäßig häufiger als auf dem platten Lande und daß er in den großen Weltstädten, welche die Zentren der geistigen und materiellen Interessen ihrer betreffenden Länder sind, häufiger wie in den kleinen Städten ist, ja daß die Großstädte ansteckend auf ihre nächste Umgebung wirken, wo daher der Selbstmord weit häufiger vorkommt als in den entlegenen Landesteilen. Französische Statistiker haben aus diesem Grunde Paris, Marseille, Lyon Selbstmordherde genannt. Diese Erscheinung mag man zum Teil erklären durch die verzweifelte wirtschaftliche Lage vieler Großstädter, sie ist aber auch ein bedenkliches Anzeichen dafür, daß das Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit im Taumel des Großstadtlebens vielfach erheblich abgeschwächt ist.

Daß das religiöse Leben, die Teilnahme am Gottesdienst und der Gebrauch der kirchlichen Gnadenmittel in den Städten im allgemeinen lange nicht so erfreulich ist wie auf dem Lande, ward von katholischer wie evangelischer Seite in gleicher Weise beklagt. Ein katholischer Stadtpfarrer schildert den gegenwärtigen Zustand mit folgenden Worten: „Es entwickelte sich ein tiefgehender religiöser Notstand in unsern mittleren und großen Städten und unsern Industriezentren bis hinein ins Land. Tausende besuchen keine Kirche mehr; ein ansehnlicher Prozentsatz katholischer Paare verzichtet auf katholische kirchliche Trauung und Kindertaufe: Indifferentismus und Kälte nehmen überhand; die Jugend wächst verwildert auf.“[2] Welcher Unterschied im evangelischen Kirchenbesuch zwischen Stadt und

[1] Im Jahre 1898 kamen in den deutschen Großstädten auf je 1000 aus bekannter Ursache im Alter von 60 und mehr Lebensjahren Gestorbene 9,1 Selbstmörder, im ganzen Reiche 8,0. Im Jahre 1897 war das Verhältnis 9,5 in den Großstädten, 8,0 in der Gesamtheit der Staaten. — In den jüngeren Lebensaltern überwiegt jedoch die Selbstmörderzahl in den Großstädten in weit stärkerem Grade jene vom Lande. — Vgl. Medizinalstatistische Mitteilungen aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt VI, Berlin 1901.

[2] Artikel „Seelsorge und Charitas-Organisation“ von K. Brettle in der Monatsschrift „Charitas“, 9. Jahrg., Nr 1 und 2.

Land besteht, zeigt in sehr auffälliger Weise eine innerhalb der hannoverschen Landeskirche angestellte Statistik. Während im Jahre 1892 in der ganzen Provinz Hannover 14,1 % der evangelischen Bevölkerung an gewöhnlichen Sonntagen durchschnittlich die Kirche besuchten, betrug für dasselbe Jahr in der Stadt Hannover die Durchschnittsziffer der Kirchenbesucher 6,15 % [1].

Die Gründe für diese und ähnliche Erscheinungen sind teilweise dieselben, die wir oben für den sittlichen Tiefstand der Großstadt angeführt haben. Außerdem spielen aber noch andere Momente mit.

Wenn in früheren Zeiten in Stadt und Land ein reges kirchliches Leben blühte, so beruhte das zum guten Teil auf dem fest gefügten, von der Kirche genau geregelten Pfarrsystem. Die Grenzen der Pfarrei waren in der Regel so gezogen, daß der Pfarrer als guter Hirt seine Schäflein kennen, überwachen und leiten konnte. Als aber die Städte in ganz ungeahnter Weise wuchsen, da sammelte sich innerhalb des alten Pfarrgrenzbezirkes rasch die doppelte und mehrfache Zahl von Pfarrangehörigen an; es gab bald Pfarreien von 30000—40000 Seelen. Der Pfarrer verlor bald die Übersicht über seine Gemeinde, für welche die alte tridentinische Bestimmung: qui (parochus) eas (oves) cognoscere valeat [2], zur Unmöglichkeit geworden war.

Die so dringend notwendig gewordene Errichtung neuer Pfarreien mit neuen, geräumigen Kirchen war nicht so leicht zu bewerkstelligen. Es fehlte, namentlich vor der Einführung von Kirchensteuern, an Mitteln für die neu zu kreiernden Stellen wie für die Kirchenbauten; einflußreiche und leistungsfähige Kirchenbauvereine gab es bei den Katholiken nicht. Und wenn man schließlich zur Teilung der Riesenpfarreien, zur Abpfarrung schritt, auch dann war eine genaue Kenntnis und Einzelleitung der Gläubigen dem Pfarrer in der Stadt infolge des beständigen Fluktuierens der Bevölkerung, namentlich der ärmeren, sehr erschwert. — Dann stellte sich in den Städten bald Mangel an seelsorglichen Kräften ein. Die Geistlichen waren zudem häufig über ihre Kräfte angespannt, da sie weit mehr als früher an der Lösung neuer charitativer und sozialer Aufgaben mitarbeiten mußten, die das gänzlich veränderte Wirtschaftsleben in der Stadt mit sich brachte.

---

[1] P. Pieper, Kirchliche Statistik Deutschlands, Freiburg i. B. 1899.

[2] Conc. Trid. sess. 24. De ref. c. 13.

Die geistliche Seelsorge fand auch früher mehr als jetzt eine Verstärkung durch die Ordensgeistlichen, deren Kirchen meistens beim Volke sehr beliebt und zahlreich besucht waren. Durch die verschiedenen im verflossenen Jahrhundert gegen die Orden entfesselten Stürme stehen ihre Kirchen teils verödet da, teils sind sie in fremden Besitz übergegangen, die Tätigkeit der Orden ist überall sehr erschwert: ein empfindlicher Ausfall gerade für die großstädtische Seelsorge.

Die Gläubigen in der Stadt leben ferner in einem Milieu, das durchaus nicht danach angetan ist, das religiöse Leben zu stärken und anzuregen. Während in ländlichen Gegenden die Konfessionen meist so verteilt blieben, wie es vor drei Jahrhunderten die historische Entwicklung mit sich brachte, während in einem geschlossenen Gebiete durchweg auch nur eine Konfession herrschte (cuius regio, eius religio), trat in der Großstadt infolge der unaufhörlichen Zu- und Abwanderung bald eine starke Mischung der Konfessionen ein. Das erzeugte naturgemäß einen Indifferentismus gegen Konfessionen und christliches Leben, der sich in keiner Erscheinung getreuer widerspiegelt als in den gemischten Ehen. Daß die Großstädte hier weit stärker beteiligt sind, als das sie umgebende Land, zeigt die preußische Statistik. Während beispielsweise in der Rheinprovinz in dem Jahrzehnt 1891—1900 auf 1000 Eheschließungen 96,02 Mischehen kamen, waren in Köln im Jahre 1901 unter 1000 Ehen 181,79 und in Düsseldorf gar 229,08 Mischehen. Schlesien hatte in dem eben genannten Jahrzehnt unter 1000 Ehen 138,82 Mischehen, in Breslau dagegen kamen im Jahre 1901 auf 1000 Ehen 330,89 gemischte[1]. Daß die Mischehen speziell den Indifferentismus auf katholischer Seite fördern, beweist die höchst beklagenswerte Tatsache, daß weitaus die meisten Kinder aus diesen Ehen in der Großstadt der evangelischen Konfession zugeführt werden. Während z. B. in Berlin 42062 Kinder aus Mischehen evangelisch werden, gehören dem katholischen Bekenntnis nur 13690 an. Und in Breslau steht der Zahl von 19747 evangelischen Kindern die von 15032 katholischen gegenüber[2]: ein Abstand, wie er in ländlichen Bezirken im allgemeinen nicht vorhanden ist.

Derartige Mißstände abzustellen, der großstädtischen Bevölkerung ihre höchsten und idealsten Güter zu erhalten, ist die ständige Sorge der kirch-

---

[1] Preußische Statistik Hft 177, I.

[2] Vgl. H. A. Krose S. J., Konfessionsstatistik Deutschlands, Freiburg i. B. 1904.

lichen Behörden und der Seelsorgsgeistlichen. Notwendig ist vor allem die Anstellung von mehr Geistlichen und die völlig freie, ungehinderte Wirksamkeit von Welt- und Ordensklerus. Außerdem aber werden auch Vorschläge gemacht, die mehr den modernen veränderten Verhältnissen Rechnung tragen sollen, und auf die wir auch hier kurz hinweisen möchten. Der persönliche Verkehr des Pfarrers mit seinen Pfarrkindern ist in der großen Stadt geradezu unmöglich; aber er kann einigermaßen ersetzt werden. An verschiedenen Orten hat man mit Glück den Versuch gemacht, den Pfarrangehörigen eine gedruckte Orientierung über alles das in die Hand zu geben, was zu einer regen Teilnahme am kirchlichen Leben wissenswert ist und unter den obwaltenden Umständen leider vielen gänzlich unbekannt bleibt [1]. Auf diese Weise sind wenigstens diejenigen, die katholisch leben wollen, auch unter den erschwerenden städtischen Verhältnissen hierzu in stand gesetzt. — Es kommt in unserer an leichten Verkehr und rasche Erledigung gewöhnten Zeit auch viel darauf an, daß die Pfarrangehörigen sich möglichst schnell mit der Geistlichkeit in Verbindung setzen können. Es dürfte daher in keinem großstädtischen Pfarrhause ein Telephon fehlen, selbst auf die Gefahr hin, mehr als streng notwendig „angeklingelt" zu werden.

Die Statistik sollte ferner mehr in den Dienst der Seelsorge gestellt werden. Die ziffermäßige Zusammenstellung von so viel Gutem, das im Laufe des Jahres geschieht, aber auch von so vielem, das geschehen sollte und unterlassen wird, die greifbare Darstellung des Fortschritts oder Rückschritts in der Gemeinde wirkt aufklärend und anregend für Klerus und Volk. In England und auch anderswo ist eine solche sorgfältige Statistik über jährliche Beichten und Kommunionen, über Kirchenbesuch, über Taufen, Eheschließungen, Mischehen und Kinder aus den letzteren in Angriff genommen und verdient in allen Großstädten Nachahmung [2].

---

[1] Für Berlin und die fürstbischöfliche Delegatur ist vom Berliner Charitas-Sekretariat ein „Amtlicher Führer" herausgegeben (Berlin, Verlag der Germania), der Beachtung und Nachahmung verdient. Das Büchlein enthält in übersichtlicher Ordnung: 1. Kirchen, Geistlichkeit und Gottesdienstordnung; 2. Katholische Schulen bzw. Religionsunterricht; 3. Charitativ-soziale Einrichtungen; 4. Vereinswesen. In einem Anhang ist die Verteilung der Straßen und Stadtbezirke auf die einzelnen Pfarreien angegeben. — Ähnliche gedruckte Orientierungen, häufig in Form eines Kalenders, sind in andern Großstädten zur Verteilung gelangt, so in Köln, Dortmund, Hannover.

[2] Vgl. C. Krieg, Wissenschaft der Seelenleitung, Freiburg i. B. 1904, 463. — Bezüglich der Statistik über kirchliche Verhältnisse in England s. Dictionary

Vorwürfen, wie dem des evangelischen Statistikers P. Pieper: „Hinsichtlich ihrer Lebensbetätigungen lassen uns die äußerst dürftigen Veröffentlichungen der römisch-katholischen Kirche auf dem Boden des Deutschen Reiches im Stich“[1], müßte doch der Grund entzogen werden.

Neuerdings ist auch verschiedentlich die Heranziehung von Laienkräften zu seelsorglicher, charitativer und sozialer Mitarbeit als ein geeignetes Mittel zur christlichen Wiederbelebung in den Städten empfohlen worden. Dies Laienapostolat darf nicht ohne weiteres abgelehnt werden. In der Kirche hat es in gewissem Umfange auch früher bestanden, freilich stets in völliger Abhängigkeit von der Geistlichkeit, der die eigentliche Seelsorge und Leitung früher wie jetzt in vollem Umfange zusteht. Wir erinnern an die Vinzenz- und Elisabethenvereine, in denen die Laien mit dem Priester und für ihn arbeiten. Auch in den Marianischen Kongregationen läßt sich ein Hervortreten des Laienelements nicht verkennen. Heute muß die Mitarbeit der Laienwelt mehr erwünscht sein als früher; einmal wegen des Mangels an hinreichenden seelsorglichen Kräften, dann aber auch weil die Aufgaben des Seelsorgers in der Großstadt häufig nicht rein seelsorglich, sondern derart kompliziert sind, daß er nicht gut der Hilfe von Laienkräften entraten kann. Die Aufgaben des Stadtgeistlichen liegen häufig auf Gebieten, auf denen der Laie mehr zu Hause ist und leichter und sicherer arbeitet als der Priester. Denken wir nur an die Verwaltung der Vereinshäuser, an die Ausführung von Fürsorge- und Zwangserziehung, die Sorge für Kinder, Arbeiterinnen und Wöchnerinnen. Natürlich müßte das ganze Laienapostolat unter sich organisiert sein, in steter Fühlung mit der Pfarrgeistlichkeit und unter ihrer beständigen Oberleitung arbeiten. Von Interesse ist, wie sich ein Mann der Praxis zu diesem Vorschlage stellt. Stadtpfarrer Brettle in Karlsruhe sagt in dem oben zitierten Artikel der „Charitas“: „Von prinzipieller Bedeutung ist die Laienarbeit für unsere Zeit. Es entspricht dem Zuge des heutigen öffentlichen Lebens, mit dem Volk und durch das Volk die religiösen Interessen vertreten zu lassen.“[2]

Durch die vorausgegangenen Ausführungen über sittliche und religiöse Verhältnisse in der Großstadt soll jedoch nicht behauptet werden,

---

catholic. Vgl. auch die Resolution betr. „Bureau für kirchliche Statistik“ auf der Katholikenversammlung in Osnabrück 1901.

[1] P. Pieper, Kirchliche Statistik Deutschlands 268.

[2] Charitas, 9. Jahrg., Hft 1 und 2.

daß hier alles gänzlich korrumpiert und entchristlicht sei. Es verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß es — oft in überraschend großer Anzahl — auch sittenreine und religiös eifrige Großstädter gibt, deren Tugend um so höher eingeschätzt werden muß, als sie nicht durch Gewohnheit und Umgebung wie auf dem Lande, erhalten und gefördert wird. Es kommt hier darauf an, zu zeigen, in welche Richtung die heutigen großstädtischen Verhältnisse einen großen Teil der Bevölkerung hineindrängen, zum mindesten hineinzudrängen geeignet sind. Und da muß jeder Unbefangene sagen, daß in der Großstadt nicht alles Gold ist, was glänzt, und daß neben dem farbenprächtigen, lichtvollen Bilde, das einige von kulturellen und technischen Fortschritten berauschte Nationalökonomen von der Großstadt[1] entwerfen, doch auch jenes düstere Bild noch seine Bedeutung hat, das der hl. Johannes von der antiken Weltstadt gibt, wenn er Babylon die mater fornicationum et abominationum terrae[2] nennt.

Wenn der Gesamteindruck, den wir nach den bisherigen Ausführungen von der modernen Großstadt gewonnen haben, nicht ein so günstiger ist wie derjenige, den die Dresdener Städteausstellung im Jahre 1903 hervorzurufen geeignet war, so mag uns dabei der Gedanke trösten, daß die Großstadt zwar ein notwendiges Ergebnis der modernen ökonomischen und sozialen Entwicklung ist, daß aber die gerügten Mißstände durchaus nicht notwendig zum Wesen der Großstadt gehören. Sie konnten — zum größten Teil wenigstens — vermieden werden und wären vermieden worden, wenn nicht einseitige liberal-individualistische Lehren auch in den Ratstuben der Städte im verflossenen Jahrhundert geherrscht hätten, und wenn einer christlichen Anschauung mehr Raum gegönnt gewesen wäre. Sie werden in Zukunft in dem Maße abgestellt oder doch abgeschwächt werden, als die staatliche und die städtische Verwaltung ihre

---

[1] S. namentlich: Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung, Dresden 1903.

[2] Offb 17, 5. Vgl. außerdem 14, 8; 16, 19; 18, 2 ff. — Der heilige Seher versteht hier unter Babylon die gottfeindliche, entchristlichte Weltmacht (s. A. Rohling, Erklärung der Apokalypse des hl. Johannes, Iglau 1896). Weil diese aber am meisten zu uneingeschränkter Herrschaft gelangt in der Großstadt, hat er zu ihrer Bezeichnung Babylon, die bekannteste Weltstadt des Altertums, gewählt. Die heiligen Väter, aber auch neue Exegeten, wie A. Hirscht (die Apokalypse und ihre neueste Kritik, Leipzig 1895), erblicken darin das heidnische Rom, der Oratorianer Fr. W. Faber will in dem Bilde London erkennen.

Aufgabe darin erblickt, „für alle Stände und Bevölkerungskreise, die nicht aus eigener Kraft ihre geistige und materielle Lage so zu gestalten vermögen, wie wir es auf der Basis christlicher Moral stehend und im Interesse der Gemeinschaft selbst wünschen müssen, helfend und fördernd einzugreifen". So sprach sich auf dem Dresdener Städtetag der Oberbürgermeister Beutler aus[1].

Wir möchten insbesondere noch hinzufügen: auch das religiöse Leben muß gekräftigt, von lästigen Einschränkungen befreit und den Verhältnissen entsprechend organisiert werden. Denn aus der tiefsten Tiefe sittlichen und des vielfach damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Elends kann die Großstadtbevölkerung sich emporringen nur durch eigene innere Kraft, die ihr das religiöse Leben einhaucht.

Große Aufgaben sind von den verschiedenen Verwaltungen zu lösen. Eine Milderung des scharfen Konkurrenzkampfes und Stützung der wirtschaftlich Schwächeren, der Lohnarbeiter sowohl wie der Mittelstände (vorbildliche Behandlung der städtischen Lohnarbeiter und Angestellten, Aufhebung des Submissionswesens, Schutz der kleineren Kaufleute gegenüber den Warenhäusern), eine Hebung des materiellen wie geistigen Wohles durch eine entsprechende Wohnungsreform, ein Ausgleich der sozialen Gegensätze durch größere Inanspruchnahme auch der Besitzlosen und Abhängigen in der städtischen Verwaltung, Fürsorge für eine der gesamten Stadtbevölkerung zu gute kommende Bildung, die aber auch den Charakter bildet, zum mindesten sittlich nicht schädigt, eine Kräftigung des religiösen und kirchlichen Lebens: das sind die wichtigsten Zielpunkte, die eine Großstadtreform nicht aus dem Auge lassen darf. Es sind große Probleme, deren praktische Schwierigkeiten von jenen am wenigsten geleugnet werden, die diese Fragen ernstlich untersucht und — oft freilich in ganz verschiedener Weise — beantwortet haben. Aber die Zukunft darf an diesen Problemen nicht vorübergehen, wenn die Großstädte nicht parasitenartig die ganze Kraft des sozialen Körpers allmählich vernichten, sondern Zentralen sein sollen, von denen frisches, frohes Leben in die ganze Bevölkerung ausgeht.

---

[1] Adickes und Beutler, Die sozialen Aufgaben der deutschen Städte, Leipzig 1903, 94.

H. Koch S. J.

Joseph de Maistre.

Eine literarische Skizze.

Was Chateaubriand fehlte: Klarheit, einheitlich systematisches Wissen, logische Konsequenz und unbeugsame Festigkeit des Charakters, das besaß in reichstem Maße sein etwas älterer Zeitgenosse, der Graf Joseph Marie de Maistre, seiner Abkunft nach ein Savoyarde, seiner Stellung nach piemontesischer Staatsmann, als Schriftsteller aber durch und durch Franzose, von den Franzosen selbst als eine Zierde ihrer Literatur betrachtet. Er steht am Anfang des 19. Jahrhunderts als der klarste, ausgeprägteste Vertreter folgerichtiger und ungemischter katholischer Anschauungen da, als der geistig bedeutendste und tadelloseste Bannerträger des ganzen und vollen Christentums in der Literatur, eine heldenhafte Lichtgestalt, deren Blick weit in die Zukunft hinausschaute und an welcher man sich heute noch in den wichtigsten Lebensfragen zurechtfinden kann. Durch ihn erst haben die fruchtbaren Anregungen Chateaubriands einen festen Rückhalt gewonnen und sind zum Ausgangspunkt einer durch und durch katholischen Richtung geworden[1].

Als Sohn des savoyischen Senatspräsidenten am 1. April 1754 zu Chambéry geboren, wurde er in früher Jugend schon für die Magistratur bestimmt und demgemäß erzogen, diente von der Pike auf und ward 1788 Mitglied des Senats, der obersten Gerichtsbehörde. Die Eroberung Savoyens durch französische Truppen riß ihn 1792 aus seiner angesehenen Stellung wie aus den glücklichsten Lebensverhältnissen heraus, brachte ihn um Hab und Gut und machte ihn zum armen Flüchtling. Er ließ sich mit seiner Familie erst in Lausanne nieder, dann 1796 in Turin, mußte 1798 von hier nach Venedig flüchten, wurde als oberster Justizbeamter (Kanzleipräsident) für einige Zeit auf die Insel Sardinien gesandt, im Herbst 1802 aber von seinem, fast aller seiner Staaten beraubten König zum Gesandten in St Petersburg bestimmt. Hier

[1] Enfin, quelle que soit la place qu'on occupe soi-même dans la grande bagarre humaine dont nous faisons tous partie, on ne peut plus méconnaître en lui (de Maistre) un philosophe politique du premier ordre, un de ceux qui, en nous éclairant sur l'esprit d'organisation des anciennes sociétés, donnent le plus à penser sur les destinées et la direction future des sociétés modernes (Sainte-Beuve, Causeries du Lundi IV 150 f). Morley erzählt in seiner Gladstone-Biographie: Amongst the names that he was never willing to discuss with me — was Joseph de Maistre, the hardiest, most adventurous, most ingenious and incisive of all the speculative champions of European reaction. In the pages of de Maistre he might have found the reasoned base on which the Ultramontane creed may be supposed to rest (The Tablet, 12. March 1904).

vertrat er von 1803 bis 1817 in drückendster Armut[1], unsäglichen Schwierigkeiten, von seiner Familie getrennt, mit heldenhafter Treue die Interessen seines Monarchen in all den Wechselfällen, welche die damalige Weltpolitik herbeiführte, gewann durch seine hohen Geistesgaben die Achtung und Gunst des Zaren Alexander I. sowie seiner bedeutendsten Staatsmänner, ließ sich aber durch die glänzendsten Anerbieten nicht aus dem Dienste seines eigenen Fürsten locken, obwohl dieser ihm seine Treue nur schlecht vergalt. Durch seine Schriften erlangte er einen nachhaltigen Einfluß in den höchsten Kreisen Europas und arbeitete mit unermüdlichem Eifer an der Wiederherstellung der christlichen Ordnung. Nach Turin zurückberufen (1817), ward er zum Staatskanzler und Minister ernannt, begann aber bald zu kränkeln und starb schon am 26. Februar 1821.

„Um ihn richtig zu schätzen", sagt Heinrich von Sybel, „muß man nicht seine Bücher, sondern sein Leben aufschlagen: er selbst hat den Inhalt desselben in der Devise seines Wappens zusammengefaßt: fors l'honneur nul souci." [2] Auch seine Bücher aber muß man aufschlagen. Denn auch hier verleugnet er den tadellos blanken Schild seiner Ritterehre nicht; sie aber zeigen uns erst den geistigen Gehalt, die innere Harmonie dieses ritterlichen Kämpfers für Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, die Wurzeln seiner Kraft und seiner unbeugsamen Festigkeit. Er hat den Geist, den Witz, die Sprachgewandtheit und die Weltgewandtheit eines Voltaire. Er hat keine langen, schwerfälligen systematischen Traktate geschrieben, und das mag manche versucht haben, ihn mehr für geistreich als für tief zu halten. Aber wenn man seine anscheinend leichten Causerien ernstlicher prüft, gewahrt man bald, daß ihnen nicht nur immer ein tieferster Gehalt, sondern, bei dem weitesten geistigen Horizonte, eine einheitliche prinzipielle Welt- und Lebensanschauung, eine vollständige Übereinstimmung, eine eherne Folgerichtigkeit zu Grunde liegt. In seinen Gedankengängen sind keine Lücken und Sprünge, keine Inkohärenzen und Widersprüche. Keiner seiner kleinen Essays steht mit dem andern in Gegensatz oder etwa schiefer Stellung[3]. Sie sind wohl der Gelegenheit angepaßt, aber verleugnen nie die prinzipielle Haltung des überlegenen Taktikers. Voltaire und die Enzyklopädisten, gelegentlich auch Pascal werden mit ätzender Schärfe nach Hause geschickt, aber der Schütze, der den Bogen führte, spielt nicht mit bloßen Fechterkünsten, er hat festen Boden unter sich und braucht nicht zu fürchten, daß das Geschoß auf ihn zurückprallt.

---

[1] Quelquefois le repas du plénipotentiaire ne se composait que d'un morceau de pain et d'un verre d'eau; mais à ce prix, le carrosse et le laquais, indispensables à la dignité de sa mission, n'étaient pas congédiés (De Falloux, Madame Swetchine, Paris 1861, 55).

[2] H. v. Sybel, Graf Joseph de Maistre (Historische Zeitschrift I [1859] 153—198).

[3] A l'exception de Bossuet, il n'est pas d'écrivain français dont l'oeuvre soit d'une unité plus frappante que celle de Joseph de Maistre (A. Cahen bei Petit de Julleville, Histoire de la langue et de la littérature française, Paris 1899, VII 36).

Den jansenistischen Verdrehungen und Advokatenkniffen Pascals steht hier die reinste, klare Sachlichkeit gegenüber, der Lügenhaftigkeit und Leichtfertigkeit Voltaires die lauterste Wahrheitsliebe und der ruhige, überlegene Ernst eines Ehrenmannes. Es ist hier auch keine Spur von jener krankhaften Unsicherheit und Ängstlichkeit, mit der Pascal schlotternd zu der sog. „Wissenschaft" aufschaut und jeden Augenblick bangt, daß sie dem Glauben den Garaus machen könnte. De Maistre, der weit größere Gebiete des Wissens beherrscht, ist sich wohl bewußt, daß die wahre Wissenschaft nie und nimmer in wirklichen Konflikt mit der Offenbarung kommen kann, da beide derselben göttlichen Quelle entflammen, daß über kurz oder lang das Reklamegeschrei eines ganzen Jahrhunderts wie eine Seifenblase platzen und als Absurdität entlarvt wieder der Wahrheit das Feld räumen muß. Er ist längst gewohnt, die geistigen Erscheinungen und Strömungen der Gegenwart nicht in ihrem künstlichen Eintagsschimmer aufzufassen, sondern ihren Ursachen und Verkettungen nachzugehen. Er läßt sich von den Phrasen eines Montesquieu und Condorcet nicht blenden. Er hat die sog. „Philosophie" in ihren englischen Quellen studiert, bei den Deisten, bei Hume und bei Locke, dessen Essay on human understanding er das „schlechteste Buch" seiner Zeit nennt. Das kalvinistische Genf ist ihm die eigentliche Brutstätte der Rebellion, die mit dem religiösen Zwiespalt auch die politische Auflehnung in das französische Staatsleben hineingetragen hat. Aus der inneren Zersetzung des Protestantismus ist jene fortschreitende Negation hervorgegangen, welche, Autorität um Autorität niederreißend, in der Revolution zuletzt alle Dämme durchbrochen und die gesamte bestehende Ordnung zerstört hat.

Im Gegensatz zu den schwindelhaften Federhelden des 18. Jahrhunderts, die schon lehren wollten, ehe sie etwas gelernt hatten, und die Welt unausgesetzt mit ihren Schmierereien überschütteten, ist er erst als gereifter Mann und von den Umständen gezwungen als Schriftsteller aufgetreten. Aus seiner Jugend sind nur zwei Gelegenheitsreden erhalten [1], die eine ist nicht einmal gedruckt. Bei aller Überzeugungstreue, die ihn schon damals auszeichnete und später nie verließ, spricht er sich in der einen gegen religiöse Verfolgungssucht aus, in der andern für den Befreiungskampf der Amerikaner.

Erst 15 Jahre später, als die Revolution selbst ihn aus seiner friedlichen Lebensstellung herausriß (1793), bereits 39 Jahre alt, mischte er sich mit einzelnen Gelegenheitsschriften in die Ereignisse des Tages. Es sind meisterliche Proteste eines königstreuen Savoyarden gegen die nichtswürdige Eroberungspolitik und Miliztyrannei der französischen Republikaner, gegen welche drei seiner Brüder im Felde standen [2]. Einen jungen Mitkämpfer derselben, der mit 16

[1] Éloge de Victor Amédée III, bei Gelegenheit der Vermählung des Erbprinzen (1775), und Caractère extérieur du magistrat (1777).

[2] Adresse de quelques parents des militaires savoysiens à la Convention nationale des Français (1793). — Quatre lettres d'un royaliste savoysien à ses compatriotes (1793).

Jahren als Verteidiger seines Königs fiel, feierte er in einer schwungvollen Rede und knüpfte daran die herrlichsten Mahnungen über religiöse Erziehung und unwandelbare Treue gegen Gott und Religion [1]. Es ist ein tiefergreifendes Einzelbild aus den ungeheuern Katastrophen jener Zeit, über deren Schrecken nur der Glaube das entsetzte Gemüt emporzutragen vermag: „Denken wir daran, daß der Name des ‚Allgütigen' notwendig mit dem des ‚Allerhöchsten' verbunden ist, das ist uns genug. Wir begreifen, daß unter der Herrschaft des Wesens, das diese beiden Eigenschaften vereint, alle Übel, deren Zeugen oder Opfer wir sind, nur Akte der Gerechtigkeit oder ebenso notwendige Mittel einer Regeneration sein können. Hat er uns nicht durch einen seiner Gesandten gesagt: ‚Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt'? Dieses Wort muß uns als allgemeine Lösung für alle Rätsel dienen, die unserer Unwissenheit zum Anstoß gereichen könnten."

Diese lebendige Glaubensüberzeugung hielt den wackern Mann ungebeugt aufrecht in all den Stürmen der Zeit. Mitten in den größten Drangsalen, auch unter den peinlichsten Entbehrungen hat er seinen kernhaften Humor nicht verloren. Das zeigt die köstliche Flugschrift, welche er auf die Bitte von Geistlichen an das Landvolk von Savoyen richtete, um es über die Torheit der französischen Eindringlinge und ihrer revolutionären Neuerungen aufzuklären und in seiner alten Königstreue zu erhalten: „Adresse des Jean-Claude Tétu, Bürgermeisters von Montagnole, an seine Mitbürger, die Bewohner des (Kreises) Mont-Blanc" [2]. Über die Steuern heißt es da:

„Man erfreut euch auch damit, daß man euch die Unterdrückung der Steuern in Aussicht stellt. Zweifelsohne wagt man nicht, das Volk in diesem Augenblick in üblen Humor zu bringen, mit gutem Grund; aber wäret ihr so einfältig zu glauben, daß, sobald man seiner einmal ordentlich Meister ist, man euch nicht belasten wird wie die Maulesel auf dem Mont-Cenis? Der Nationalkonvent hat so viel Assignaten fabriziert, so viel Assignaten, daß, wenn man sie alle an den Rändern aneinanderklebte, man ganz Frankreich mit dem Papier bedecken könnte: ohne das, was man in allen Zeitungen verbrannt hat, bleiben davon noch 14 Milliarden. Wißt ihr, was das heißt: 14 Milliarden? Um diese Summe in Geld auszuzahlen, brauchte es ebensoviel Louisdor, als Getreidekörner in 455 Säcke gehen, nach dem Maß von Chambéry und von denen jeder 140 Mark-Pfund wiegt. Der Bürger Ginollet, vordem Steuereinnehmer, der das Rechnen loshat wie sein Vaterunser, hat mir das auf meiner Tafel vorgerechnet. — Aber all diese Papierverschwendung kann sich nicht auf die Dauer halten; und um schließlich zu zahlen, wird man euch das Geld abverlangen, das ihr habt, und selbst dasjenige, das ihr nicht habt."

---

[1] Discours à Mme la Marquise de Costa sur la vie et la mort de son fils (1794).

[2] Adresse de Jean-Claude Tétu, maire de Montagnole, à ses concitoyens, les habitans du Mont-Blanc (1795).

Die Rede enthält so viel Witz als manches Stück Molières. Die liberale Bauernfängerei ist kaum je so ergötzlich verspottet worden. Mit nicht minder Witz, aber viel feinerer Ironie, hat de Maistre einige Jahre später (Venedig 1799) meist nach wirklichen Vorlagen ebenfalls in einer fingierten Rede das Phrasentum der revolutionären Demagogen wahrhaft typisch bloßgestellt: „Rede des Bürgers Cherchemots, Kommissär der Exekutivgewalt bei der Zentralverwaltung zu M. Am Festtage der Volkssouveränität" [1]. Sie beginnt also:

„Bürger! Und auch ich komme, um meine Stimme in die melodischen Jubelrufe zu mischen, die heute von allen Seiten widerhallen; auch ich komme, um die Volkssouveränität mitzufeiern. Ich werde versuchen, das Bürgertum meiner Mitbürger zu aktivieren, indem ich vor ihnen die Flammen emporlodern lasse, die ein reiner Republikanismus in meinem Herzen entfacht. Das Volk hat seine unverjährbaren Rechte wiedererobert; es hat wieder zu dem von den Tyrannen usurpierten Szepter gegriffen. O unsterbliche Revolution! Die Throne sind gefallen; die Völker sind Könige! es gibt keine Untertanen mehr!"

Der Schluß lautet:

„Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! Möge das Dröhnen unserer Jubelrufe die Wolken zerstreuen, die sich über unsern Häuptern ballen und uns mit einem Gewitter zu bedrohen scheinen. Ich — ich habe meine Aufgabe erfüllt; ich habe die Freiheit verherrlicht; ich habe ihre Feinde signalisiert; ich habe auf ihre Häupter die Blitze der Nation herabgerufen. Wenn ich im Drange meiner Rede mitunter die Gedanken und selbst die Worte der großen Männer der Revolution gebraucht habe, so war es nur, um ihrem Genie zu huldigen, um auch über die Provinz das Licht der Hauptstadt auszugießen, um mein schwaches Lämpchen an dem Vulkan ihrer Beredsamkeit anzuzünden."

Ein wahres Kreuzfeuer von Witz und Humor entwickelt de Maistre in den fünf Paradoxen, die er während seiner Verbannung in Lausanne (1795), erst als eigentliche Causerie zum besten gab, dann auf Wunsch einer ebenfalls emigrierten Dame niederschrieb [2]. I. „Das Duell ist kein Verbrechen". II. „Die Frauen sind besser zur Regierung der Staaten geeignet als die Männer". III. „Das Nützlichste für den Menschen ist das Spiel". IV. „Das Schöne ist eine bloße Konvention und eine Gewohnheitssache". V. „Der Ruf der Bücher hängt nicht von ihrem Verdienste ab". Nach allen Seiten hin wird hier die Haltlosigkeit, Frechheit, Torheit der revolutionären Ideen in ihren inneren Widersprüchen dem Gelächter preisgegeben. Das erste Paradoxon ist hauptsächlich auf Rousseau gemünzt, eine vernichtende Persiflage des Sozialkontrakts. Die zwei folgenden irrlichtelieren lustig in der tollen Verwirrung herum, welche die Revolution in allen Verhältnissen angerichtet hat. Das vierte gibt ein Bild der vollständigen Prinzipien- und Geschmacklosigkeit, die an Stelle der früheren

---

[1] Discours du citoyen Cherchemots, commissaire du pouvoir exécutif près l'administration centrale du M. . . . Le jour de la fête de la souveraineté du peuple, Venise 1799.

[2] Cinq Paradoxes, à Madame la Marquise de Nov . . . (1795).

Bildung getreten. Das fünfte endlich schildert drastisch die Reklame als den eigentlichen Kern der sog. Bildung des philosophischen Jahrhunderts. Der französische Nationalcharakter hat das Treiben dieser literarischen Charlatane überaus begünstigt:

„Ihre Franzosen sind, mit Verlaub, ein wenig so angelegt: für sie ist Frankreich die ganze Welt, und Paris ganz Frankreich. Haben sie einmal eine Apotheose beschlossen, so kommt es ihnen nicht in den Sinn, daß es Ungläubige geben könnte; es herrscht übrigens in ihrer Bewunderung etwas Fanatisches, etwas Idololatrisches; sie stehen immer unter der Führung einiger Männer, welche sie blenden und sie beherrschen; sie haben auf dem Piedestal immer irgend ein ‚goldenes Kalb', um welches sie wie Rasende tanzen. Erst wenn der Paroxysmus vorüber ist, dulden sie, daß man, wenn man will, das Idol in ein ‚Gefäß der Schmach' verwandle; aber das Übel ist dann schon geschehen, und, guter Gott, wer wollte erhoffen, mitten im tollen Reigen von 30 Millionen Menschen Gehör zu finden?

„Ich weiß, daß der Fehler, von dem ich rede, mehr oder weniger allen Völkern eigen ist; aber bei den Franzosen springt er mehr in die Augen als anderwärts. Wollt ihr den nationalen Täuschungen entrinnen? Befragt die Fremden; denn jede Nation ist für die andere eine gleichzeitige Nachwelt. Geht man über die Grenze, besonders über die französische, da sehen die Dinge gleich ganz anders aus, man erkennt sie oft kaum mehr wieder." [1]

Noch unter dem unmittelbaren Eindruck des Königsmordes und der Schreckensherrschaft ist de Maistre zuerst 1796 als Publizist im größeren Stile aufgetreten, indem er in der Verbannung zu Lausanne seine Considérations sur la France veröffentlichte. Er erlangte damit europäischen Ruf. Bonaparte und die größten Politiker der Zeit griffen zu der packenden Schrift, die den Verfasser als Verteidiger der gottgewollten Ordnung neben Burke und Mallet du Pan in den Vordergrund rückte. Aber während diese nur den politischen Charakter der Revolution kritisierten, ging er mit seltener Tiefe auf die religiös-theologische Seite derselben ein und wies in ihr schlagend ein göttliches Strafgericht nach.

„Der Mensch ist frei geboren, und überall sehe ich ihn in Ketten". So hatte vor 34 Jahren der „Bürger von Genf" seinen „Sozialkontrakt" begonnen. „Wir sind alle dem Throne des höchsten Wesens verknüpft durch eine leichte Kette, die uns zurückhält, ohne uns zu Sklaven zu machen". So antwortet der beredte Anwalt des göttlichen Rechtes. „Das Wunderbarste in der allgemeinen Ordnung der Dinge ist das Handeln der freien Wesen unter der göttlichen Hand. Freiwillig Sklaven, handeln sie zugleich freiwillig und mit Notwendigkeit: sie tun wirklich, was sie wollen, aber ohne den allgemeinen Weltplan stören zu können. Jedes dieser Wesen bildet den Mittelpunkt einer

[1] Cinquième Paradoxe. Sur la réputation des livres. (Lettres et Opuscules II 106—107.)

Tätigkeitssphäre, deren Durchmesser nach dem Belieben des höchsten Geometers verschieden ist, der dem Willen freieren oder engeren Spielraum gewähren, ihn hemmen oder lenken kann, ohne seine Natur zu verändern."

Das ist der feste, intransigente Standpunkt de Maistres. Die Pioniere der Revolution gehen überall vom Menschen aus, er von Gott. Auf Gott, auf das in ihm wurzelnde ewige Gesetz, baut er wie die physische, so auch die moralische und politische Ordnung. Von Gott leitet er den Ursprung der Familie, der Gemeinde, des Staates, der Kirche her. Der Ewige, der Unendliche, der höchste Herr und König hat nicht abgedankt, sondern führt noch jetzt in dem ganzen menschlichen Gesellschaftsleben das höchste Regiment. Von ihm stammt jede Autorität und Souveränität, von ihm die Verschiedenheit der menschlichen Individuen und Stände, der gesellschaftlichen Funktionen und Beziehungen. Wie er die Fürsten einsetzt und krönt, so straft und rächt er auch ihre Vergehen; er straft die Völker wie die einzelnen, indem er sie ihren rebellischen Gelüsten überläßt. So hat er auch seine Hand in den Revolutionen und großen Katastrophen der Weltgeschichte. Aber er zertrümmert nur, um wieder aufzubauen. Getragen von dieser tief philosophischen und religiösen Auffassung hat de Maistre den Mut, schon drei Jahre nach dem Königsmord die Wiederherstellung des Königtums zu erwarten, ja wie etwas Selbstverständliches zu besprechen. Als die Schrift 18 Jahre später wieder aufgelegt wurde, hatten sich seine Voraussagungen und politischen Betrachtungen in merkwürdiger Vollständigkeit erfüllt.

Ein Seitenstück zu den Considérations bildet die Schrift Essai sur le principe générateur des constitutions politiques, welche, im selben Jahr (1796) veröffentlicht, in 66 kurzen Paragraphen seine Staatstheorie in einen übersichtlichen Abriß zusammendrängt.

Auch hier tritt er wieder hauptsächlich dem Grundirrtum der sog. „Philosophen" entgegen, welche alle gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse von ihrem Studiertisch aus a priori aus bloßen Begriffen konstruieren wollten, und darum immer vom „Menschen" in abstracto redeten. „Es gibt keinen ‚Menschen' in der Welt", erwidert er sehr treffend. „Ich habe während meines Lebens Franzosen, Italiener, Russen usw. kennen gelernt, aus Montesquieu weiß ich sogar, daß man ein Perser sein kann: aber was den ‚Menschen' betrifft, so erkläre ich, daß er mir noch nie in meinem Leben begegnet ist; wenn er existiert, ist er meiner Kenntnis entgangen. . . ."

„So ist es auch mit den Staatsverfassungen."

„Betrachten wir eine beliebige politische Verfassung, z. B. die englische. Sie ist sicher nicht a priori gemacht. Nie sind Staatsmänner zusammengetreten und haben gesagt: ‚Schaffen wir die Gewalten; bringen wir sie so ins Gleichgewicht, daß usw.' Daran hat kein Mensch gedacht. Die Verfassung ist ein Werk der Umstände, und die Zahl der Umstände ist unendlich. Die römischen Gesetze, die Kirchengesetze, die Feudalgesetze; das sächsische, normannische, dänische Gewohnheitsrecht; die Privilegien, Vorurteile und Forderungen aller Stände; Kriege, Empörungen, Revolutionen; die Eroberung; die Kreuzzüge; alle Tu-

genden, alle Laster, alle Kenntnisse, alle Irrtümer, alle Leidenschaften, kurz, alle diese Elemente haben, indem sie zusammenwirkten und in ihrer Mischung und gegenseitigen Einwirkungen millionen-, ja myriadenfache Kombinationen eingingen, nach mehreren Jahrhunderten endlich die komplizierteste Einheit und das schönste Gleichgewicht der politischen Kräfte herbeigeführt, die man je in der Welt gesehen."

Mit Recht machte er sich über die oberflächlichen Schöngeister des 18. Jahrhunderts lustig, die meinten, eine Verfassung lasse sich ebenso leicht zurecht machen, wie eine Ode oder eine Tragödie. „Ich glaube, es hat keinen Jüngling von einigem Talent hervorgebracht, der nicht beim Verlassen des Kollegs gleich drei Kunststücke lieferte: ein neues Kinderspiel, eine Verfassung und eine Weltanschauung."

Wie aber die Souveränität von Gottes, nicht von Volkes Gnaden stammt, so sind auch die verschiedenen Verfassungsformen, in welchen sie sich verkörpert, keine zufälligen, von menschlicher Willkür erzeugten Gebilde. Auch sie stammen von Gott, der sie aus der Natur der Völker, ihren physischen und moralischen Anlagen, ihren geographischen Bedingungen, ihrer historischen Entwicklung hervorwachsen läßt. Der Mensch kann durch Zustimmung und Vereinbarung, Annahme und formelle Erklärung und in mannigfacher anderer Weise dazu mitwirken; aber sie einfach schaffen, erhalten oder von Grund aus umgestalten kann er nicht. Gottes Schöpferwille und Vorsehung haben den Hauptanteil daran. Je mehr die Mitwirkung der Menschen sich an ihn anschließt, desto mehr wird die Staatsorganisation ihrem wirklichen Zwecke entsprechen. Je mehr sich der Mensch der natürlichen Gottesordnung und der sie vervollkommnenden übernatürlichen Ordnung entzieht, desto mehr werden die Elemente der Auflösung und Zerstörung im politischen Organismus die Oberhand gewinnen und schließlich alles zusammenstürzen, was, von Willkür eingegeben, nur auf Willkür gebaut ist. Das bestätigt der Verlauf der großen Revolution, den de Maistre in den letzten Paragraphen mit erhabener Wucht der Rede also schildert:

„63. Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die Gottlosigkeit wirklich eine Macht. Man sieht sie anfänglich sich nach allen Seiten ausdehnen mit einer unbegreiflichen Tätigkeit. Vom Palast bis zur Hütte, überall schleicht sie sich ein, alles steckt sie an; sie hat unsichtbare Wege, eine verborgene aber unfehlbare Wirksamkeit, so daß der aufmerksamste Beobachter, Zeuge der Wirkung, die Mittel nicht immer aufzudecken weiß. Durch einen unbegreiflichen Zauber gewinnt sie sogar die Liebe derjenigen, deren tödlichste Feindin sie ist; und die Autorität, welche sie hinzuschlachten im Begriffe steht, umarmt sie töricht, bevor sie den Todesstreich empfängt. Ein einfaches System wird bald zur formellen Verbrüderung, die sie in raschem Stufengang zum Komplott und endlich zu einer großen Verschwörung umgestaltet, die ganz Europa umspannt.

„64. Da zeigt sich zum erstenmal dieser Charakter der Gottlosigkeit, der nur dem 18. Jahrhundert eignet. Das ist nicht mehr der kalte Ton der Gleichgültigkeit oder höchstens allenfalls die boshafte Ironie des Skeptizismus, es ist ein tödlicher Haß; es ist der Ton des Zornes und oft der Wut. Die Schrift-

steller dieser Epoche, zum wenigsten die hervorstechendsten, behandeln das Christentum nicht mehr als einen menschlichen, belanglosen Irrtum, sie verfolgen es wie einen Todfeind, sie bekämpfen es aufs äußerste; es ist ein Krieg auf Tod und Leben; und was unglaublich scheinen möchte, wenn wir nicht die traurigen Beweise vor Augen hätten, das ist, daß mehrere dieser Leute, die sich ‚Philosophen‘ nannten, sich vom Hasse des Christentums bis zum persönlichen Hasse gegen seinen göttlichen Urheber verstiegen haben. Sie hassen ihn wirklich, wie man einen lebenden Feind hassen kann. Zwei Männer vorab, welche für immer der Fluch der Nachwelt überschütten wird, haben sich durch diese Art des Verbrechens hervorgetan, das selbst über die Kräfte der entartetsten Menschennatur hinauszugehen scheint.

„65. Da indes ganz Europa durch das Christentum zivilisiert worden ist und die Diener dieser Religion in allen Ländern eine große politische Existenz erlangt hatten, hatten sich die bürgerlichen und religiösen Institutionen in einer staunenswerten Weise gemischt und gleichsam amalgamiert, so daß man mit mehr oder weniger Wahrheit von allen Staaten Europas sagen konnte, was Gibbon von Frankreich gesagt hat, daß dieses Königreich das Werk der Bischöfe ist. Es war also unvermeidlich, daß die Philosophie des Jahrhunderts auch die sozialen Institutionen haßte, welche sie nicht von dem religiösen Prinzip zu trennen vermochte. Das geschah: alle Regierungen, alle Einrichtungen Europas mißfielen ihr, weil sie christlich waren; und in dem Grade als sie christlich waren, bemächtigte sich eine geistige Unbehaglichkeit, eine allgemeine Unzufriedenheit aller Köpfe. Vor allem in Frankreich kannte die philosophische Wut keine Grenzen mehr, und bald hörte man nur eine Stimme, in der sich so viele Stimmen vereinigten, und die mitten in dem schuldvollen Europa laut aufschrie:

„66. ‚Weiche von uns! Soll man denn ewig vor den Priestern zittern und von ihnen den Unterricht entgegennehmen, den sie uns zu bieten belieben? In ganz Europa ist die Wahrheit durch die Wolken des Weihrauchfasses verhüllt; es ist Zeit, daß sie aus dem verhängnisvollen Gewölk hervortrete. Wir wollen unsern Kindern nichts mehr von dir sagen; wenn sie Männer geworden, mögen sie selbst wissen, was du bist und was du von ihnen verlangst. Alles Bestehende mißfällt uns, weil dein Name auf allem Bestehenden geschrieben steht. Wir wollen alles zerstören und alles ohne dich umschaffen. Hebe dich aus unsern Ratsversammlungen, hebe dich aus unsern Akademien, hebe dich aus unsern Häusern: wir können ganz gut ohne dich fertig werden, die Vernunft genügt uns. Weiche von uns.‘

„Wie hat Gott diesen verruchten Wahnwitz gestraft? Er hat ihn gestraft, wie er das Licht schuf, mit einem einzigen Worte. Er hat gesagt: Fiat! — Und die politische Welt brach zusammen.

„So vereinen sich diese beiden Arten von Demonstration, um auch auf die schwächsten Augen Eindruck zu machen. Einerseits führt das religiöse Prinzip den Vorsitz bei allen politischen Schöpfungen; anderseits schwindet alles dahin, wo es sich zurückzieht.“

Trotz des gewaltigen Eindrucks, den seine Schriften machten, ist der Graf de Maistre auch während seines langen St Petersburger Aufenthaltes kein eigent-

licher professioneller Schriftsteller geworden, wie es Voltaire und die Enzyklopädisten waren. Unermüdlich bildete er sich weiter, an den griechischen und lateinischen Klassikern (bes. Plato, Cicero, Tacitus), wie an den Kirchenvätern, an älteren Philosophen und Theologen, an den französischen Klassikern und Historikern, an der gelehrten und schöngeistigen Literatur der europäischen Kulturvölker, deren Sprachen er sämtlich beherrschte. Fünf davon sprach er geläufig, zwei konnte er mit Leichtigkeit lesen und lächelte darum mit Recht über den Kardinal Maury, der ihm eines Tages erklärte: „Die Sprachen sind die Wissenschaft der Dummköpfe", der nie ordentlich Italienisch schreiben lernte und das Studium des Englischen nach kurzem Versuche aufgab, weil er fand, daß er von Humes „Geschichte" in Übersetzung 40 Seiten lesen konnte, während ihm schon 12 Seiten des englischen Originals dieselbe Zeit kosteten[1]. Große Kollektaneen waren der einzige Schatz, den de Maistre aus der Heimat mit nach Rußland gebracht hatte und hier unablässig vermehrte. In der Literatur des 18. Jahrhunderts wie in der zeitgenössischen französischen, englischen, italienischen, spanischen und russischen ist er wie kein zweiter auf dem laufenden; nur der deutschen scheint er ziemlich fremd geblieben zu sein, obwohl er auch Deutsch verstand. Es erklärt sich das teilweise aus der Gegnerschaft, in welcher Österreich zu Sardinien stand, und welche den sardinischen Diplomaten zu steter Abwehr nötigte, aus der gründlichen Verachtung, welche ihm der Josephinismus einflößte, und aus der tiefen Abneigung, welche er von Jugend auf gegen den Protestantismus hegte. Um sich mit den katholisierenden Velleitäten und den mittelalterlichen Kunstschwärmereien der deutschen Romantiker zu befreunden, war er ein viel zu klarer prinzipienfester Kopf. Er liebte das Mittelalter, nicht weil es so schön und romantisch war, sondern weil es die volle katholische Wahrheit besaß. Nur diese wünschte er zurück, nicht Zustände und Verhältnisse, die sich überlebt hatten.

Lamartine, der sich im Anfang seiner poetischen Laufbahn sehr um die Gunst de Maistres beworben hatte, suchte ihn später, auf die irren Bahnen des seichtesten Liberalismus geraten, in seinen Confidences möglichst herabzusetzen. Madame de Swetchine, welche de Maistre schon in den ersten Jahren seines Petersburger Aufenthalts kennen und schätzen gelernt hatte, ergriff sehr wirksam seine Verteidigung. Sie wies Lamartine nach, daß er nicht einmal Statur und Gestalt des Mannes richtig gezeichnet hatte. Dann kommt sie zu der geradezu lächerlichen Behauptung: „Er wußte nichts außer aus Büchern und hatte deren sehr wenige gelesen", und sagt: „Wo hat Herr von Lamartine denn her, daß Herr de Maistre sehr wenig gelesen habe? Ich habe ihn lange vor Herrn von Lamartine gekannt und ich habe gesehen, daß er während langer Jahre zwölf bis fünfzehn Stunden täglich dem Studium widmete, wobei das Lesen einen guten Teil einnahm. Herr de Maistre las ungeheuer viel; Bücher überhäuften seinen Tisch und immer neue. Diese Verwendung seiner Mußestunden im vorgerückten Alter war schon seit seinen Jugendjahren durch die klassischen Studien vorbereitet, wie sie die großen Geister des 17. Jahrhunderts

[1] Son Ém. le Cardinal Maury, Venise 1799. (Lettres et Opuscules II 128.)

gemacht hatten, diese Nahrung, die so geeignet ist, kräftige und gesunde Geister heranzubilden. Die Laufbahn der Magistratur, der sich Herr de Maistre widmete, veranlaßte ihn zu nicht weniger ernsten Studien und der unbesiegliche Hang seines Genius machte es ihm nicht nur zur Pflicht, die Religion an ihren Quellen zu studieren, sondern auch in die Tiefen der Theologie einzudringen und damit die schwierigsten Punkte der kirchlichen Wissenschaft zu verbinden. An der Grenze zweier Länder geboren, früh mit ihren zwei Sprachen vertraut, machte er sich zwei Nationalliteraturen zu eigen. Die italienische, obwohl nicht bevorzugt, hatte sich doch in ihren Rechten behauptet; eine lange Bekanntschaft mit den Schönheiten derselben hielt sie seinem Geiste gegenwärtig; außer dem, was alle Welt liest und bewundert, und was er besser als sonst einer zu lesen und zu bewundern wußte, bewahrte sein Gedächtnis tausend unbekannte Dinge, Perlen, die er entdeckt oder gerettet hatte. Was die französische Literatur betrifft, nahm sie ganz und voll Anteil an seiner Vorliebe für alles Französische, einer Vorliebe, die noch stärker war, als sie sich äußerte und die sich durch die Schärfe des Tadels ebensosehr verriet als durch die Leidenschaftlichkeit des Lobes. Racine, Montaigne, Molière, Lafontaine, Corneille waren beständig auf seinen Lippen; von Voltaire hatte er alles gelesen, alles behalten, alles, selbst ohne das auszunehmen, was man kaum gesteht. Das Talent stimmte ihn bis zu einem gewissen Grade milder, entwaffnete ihn wenigstens; es war in ihm etwas von dem Gelehrten, der einem um des Horaz willen verzieh. Selbst der Beredsamkeit Rousseaus hatte er sich nicht völlig zu entziehen vermocht."

Lamartine verstieg sich noch weiter, indem er von de Maistre behauptete: „Es war eine rohe Seele (une âme brute), aber eine große Seele, eine wenig disziplinierte Intelligenz, aber eine weitangelegte Intelligenz, ein roher Stil, aber ein kraftvoller Stil." Darauf erwidert die feingebildete Russin: „Was soll eine ‚rohe Seele' bedeuten, wenn es sich um de Maistre handelt? Eine Seele, erstarkt im Christentum, dem Familienleben zugetan, in ihm die gewinnendste Liebenswürdigkeit und Anmut entfaltend, voll Zartgefühl in allen freundschaftlichen Beziehungen, die Pflichten des Untertans zur höchsten, edelsten Loyalität erhebend, das soll eine ‚rohe Seele' sein! Es ist wahr, Herr de Maistre hat den Ideen, den Impulsen seiner Zeit Widerstand geleistet. Es war der Mut der Ehrlichkeit, der ihm diese wunderbare Eigenart des Stiles verliehen und erhalten hat, die, nach Herrn v. Lamartine selbst, im Altertum, seinem ersten Lehrer, und an den großen Vorbildern, seinen ständigen Freunden, herangeschult, doch nichts von bloßer Nachahmung an sich hat."

Endlich erhob Lamartine noch gegen de Maistre den Vorwurf eines haltlosen Mystizismus: „Sich so selbst überlassen, war seine ganze Philosophie nichts weiter als die Theorie seiner religiösen Instinkte." Darauf erwidert Madame Swetchine: „Ich würde eher annehmen, daß die erkannte Wahrheit der Grund seiner Instinkte und seiner Tendenzen war und daß sie zuerst sich an seine Intelligenz wandte. Gehorsam und Ehrfurcht hatten ihm von Kindheit auf das Gesetz Gottes in seinen ersten Umrissen eingeprägt; zu dem Alter gelangt, seine göttliche Weisheit zu würdigen, erfaßten ihn alle seine Lichtblicke auf einen Schlag.

Allen Forderungen seiner Vernunft entsprechend, allen Bedürfnissen seines Genies genügend, stand das katholische System stets in lebendiger, vollgültiger Beweisführung vor ihm, und nie vielleicht hat die Macht des Katholizismus sich größer und unbedingter zur Geltung gebracht. Der Glaube war dermaßen die eigenste Natur seines Geistes geworden, daß er außer demselben mit gutem Gewissen nur Mangel an Erkenntnis, enge Gesichtspunkte, bösen Willen oder eine geheime Strafe Gottes annehmen konnte. Die Idee beherrschte in ihm alles und unterwarf auch sein Herz, das mehr offen und ehrlich, als natürlicherweise zur Frömmigkeit geneigt war." [1]

Nur langsam reifte in Petersburg, zwischen trost- und hoffnungslosen diplomatischen Verhandlungen, in stillen, ernsten Arbeitsstunden sein Hauptwerk heran, das seinen Namen für immer der Kirchengeschichte und der Literaturgeschichte einverleiben sollte, das berühmte Buch „Vom Papste". Der Wiener Kongreß hatte bereits ein neues Europa aus den Trümmern der napoleonischen Herrschaft herausgearbeitet und auch den alten Kirchenstaat wiederhergestellt, als 1817 das Buch erschien und den Regenten und Staatsmännern die Bedeutung des Papsttums als Fundament und Schlußstein der gesamten politischen Ordnung erklärte. Es ergänzt zugleich seine früheren Considérations zum vollständig abgerundeten, einheitlichen politischen wie kirchenpolitischen System. Es fußt auf einer gründlichen, umfassenden Gelehrsamkeit, die zu einem dickleibigen gelehrten Werke ausgereicht hätte; aber der gewandte Schriftsteller hat das weitschichtige Material in die kurzen Kapitelchen eines leicht faßlichen Essays zusammengedrängt, die der moderne Leser sich ohne schlaflose Nächte zu Gemüte führen kann. Teilung und Gruppierung sind so einfach wie möglich, die Sprache klar und sonnenhell, die Darlegung fesselnd und von klassischer Schönheit. Das Ganze ist in vier Bücher geteilt.

Im ersten Buch behandelt de Maistre „das Papsttum in seinen Beziehungen zur katholischen Kirche". An die Spitze rückt er jene Tatsache, die noch ein halbes Jahrhundert später die ganze „moderne" Wissenschaft und Diplomatie in Aufruhr bringen sollte, als das Vatikanische Konzil sie dogmatisch feststellen wollte. Ihm war sie damals schon sonnenklar [2]. Es muß in der Kirche eine letzte, inapellable Instanz geben, die in Sachen des Glaubens und der Sitten aburteilt und diese Instanz muß unfehlbar sein. Die Infallibilität ist das Postulat der höchsten Souveränität des Lehramtes, von Gott selbst durch feier-

---

[1] De Falloux, Madame Swetchine, 5e éd., Paris 1861, I 441—444.

[2] Es ist ihm deshalb die Ehre zu teil geworden, daß seine wuchtigen Demonstrationen während des Konzils selbst in die erregten Debatten über die päpstliche Unfehlbarkeit hineingezogen worden sind. Bischof Dupanloup von Orléans bot seine ganze glänzende Beredsamkeit auf, um ihren Eindruck herabzumindern. Erzbischof Dechamps von Mecheln wies schlagend nach, daß de Maistre durchaus richtig argumentiert habe, wenn auch nicht in strikt theologischer Form (Deuxième Réponse de Monseigneur Dechamps, Archevêque de Malines, à Monseigneur Dupanloup, Évêque d'Orléans, Paris 1870. Vgl. Th. Granderath, Geschichte des Vatikanischen Konzils, Freiburg i. B. 1903, II 305).

liche Verheißung dem hl. Petrus und seinen Nachfolgern zugesagt, von der Überlieferung aller Jahrhunderte dem Papste praktisch zuerkannt. Die allgemeinen Konzilien stellten wohl eine solche höchste Instanz dar, aber nur eine intermittierende, in weiten Zwischenräumen funktionierende, die für die beständige Regierung der Kirche nicht ausreicht. Auf den Konzilien selbst übt der Papst nicht nur eine Ehrenpräsidentschaft aus, er beruft sie, leitet sie, bestätigt sie. Auf ihm ruht die formelle Einheit des Konzils. Mit ihm vereint steht das Konzil einigermaßen über dem Papst; aber schließlich steht das Haupt innerhalb des Organismus doch wieder diesem vor. Außerhalb des Konzils aber ist der Papst für sich der permanente infallible Inhaber der höchsten Lehrgewalt, der Träger der kirchlichen Souveränität. Dafür führt de Maistre nun die Zeugnisse aller Jahrhunderte an, des Orients und Okzidents, das widerwillige Zeugnis der Jansenisten und Gallikaner, bisher wenig bekannte Zeugnisse der Griechen und Russen und die vielsagendsten Tatsachen der Kirchengeschichte. Die wichtigsten Einwürfe werden schlagend zurückgewiesen, jener aus der sog. Honoriusfrage mit einer für jene Zeit glänzenden Erudition. Mit durchschlagendem Erfolg führt er gegen Bossuet die Zenturiatoren ins Feld. Ein herrlicher Exkurs über die lateinische Kirchensprache, diese „Sprache der Zivilisation", schließt das erste Buch.

Im zweiten legt de Maistre das Verhältnis des Papsttums zu den weltlichen Souveränitäten dar. Die Unabhängigkeit der staatlichen Gewalt innerhalb ihrer natürlichen Grenzen erkennt er unumwunden an, und es ist eine bloße Flunkerei, wenn man sein System als mittelalterliche Theokratie verschreit. Schlagend weist er aber nach, daß die Staatsgewalt im Papsttum die sicherste Stütze zugleich und in sittlich-religiöser wie politischer Hinsicht das heilsamste Gegengewicht findet; daß die mittelalterlichen Kämpfe der Päpste gegen die Kaiser nur die höchsten sozialen Güter, wie die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit der Ehe, die Sittlichkeit des Klerus, die Unabhängigkeit der kirchlichen Satzungen und die berechtigte Freiheit der Völker zum Ziele hatten. Die schiedsrichterliche Gewalt, welche die mittelalterliche Gesellschaft dem Papste über die Völker zusprach, leitet er aus geschichtlichen Ursachen ab, er läßt die Frage offen, ob sie ihm kraft göttlichen Rechtes zukomme, und macht keinen Versuch, das Staatsrecht des Mittelalters in die Neuzeit zu übertragen. Aber mit gutem Grund verspottet er die lächerliche Furcht der Imperialisten, welche heute noch vor der Papalgewalt zittern und wider ihre Übermacht toben. „Wie blind sind wir", sagt er [1], „der Papst entbindet nicht mehr vom Eide der Treue, aber die Völker entbinden sich selbst davon; sie empören sich; sie setzen die Fürsten ab; sie erdolchen sie; sie lassen sie das Blutgerüst besteigen. — Ja sie tun noch Schlimmeres, ich widerrufe nicht; sie sagen ihnen: ‚Ihr entsprecht uns nicht mehr, packt euch von hinnen!' Sie proklamieren laut die ursprüngliche Souveränität der Völker und das Recht, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Ein konstitutionelles Fieber, ich glaube, man kann sich so ausdrücken, hat sich aller

[1] L. 2, c. 11 (Oeuvres III 275).

Köpfe bemächtigt, und man weiß noch nicht, was dabei herauskommen wird. Die Geister, jedes gemeinsamen Mittelpunktes beraubt und in der drohendsten Weise auseinanderstrebend, stimmen nur in einem Punkte zusammen, darin, die Souveränität einzuschränken. Was haben also die Souveräne mit diesen so vielgepriesenen Aufklärungen gewonnen, die sich alle gegen sie richten? Da ist mir der Papst doch lieber!"

Das dritte Buch entwirft ein gedrängtes Bild von den Beziehungen des Papsttums zur Zivilisation und zum Glücke der Völker, seinen Verdiensten um die Ausbreitung des Christentums und um die Garantie der bürgerlichen Freiheit, den sozialen Vorteilen des Zölibats, dem Anteil der Päpste an dem Aufbau der europäischen Monarchien, an der persönlichen Bildung und Hebung der Fürsten, an der Stärkung der souveränen Macht, an der friedlichen Gestaltung der sozialen Verhältnisse. De Maistre berührt sich hier in vielem mit Chateaubriand, aber seine Ausführungen sind weit gehaltvoller und tiefer. Ein Blick auf Rußland und den Orient leitet zum vierten Buche über, in welchem speziell die Beziehungen des Papsttums zu den sog. schismatischen Kirchen zur Sprache kommen. Ursprung, Entwicklung und gegenwärtige Lage derselben sind auf Grund sorgfältiger Studien, teilweise persönlicher Beobachtung geschildert, ihre Verwandtschaft mit dem Protestantismus wie ihre Verschiedenheit von demselben klargelegt, ihre doktrinellen Ausflüchte zurückgewiesen, der Unionsgedanke nach allen Seiten neu belebt. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß de Maistre hier den ihm persönlich befreundeten Zaren im Auge hatte. Wie nie seit vielen Jahrhunderten hatten die napoleonischen Kriege Ost- und Westeuropa einander nahegerückt und der begeisterte Apologet der Kirche erblickte in der Rückkehr der Getrennten mit Recht den vollsten Sieg über die Revolution, während die heilige Allianz ihm nur als eine trügerische Illusion über die fortdauernde innere Zersplitterung und den weiteren religiösen und inneren Verfall der europäischen Völker erschien.

Das Schlußwort des Werkes gehört zu den schönsten Monumenten französischer Beredsamkeit, zu dem Schönsten, was je über Papsttum und Kirche gesagt worden ist. Er drängt hier in hinreißender Glut alles zusammen, um Protestanten und Schismatiker zur Wiedervereinigung mit der Kirche zu gewinnen, „der unsterblichen Mutter der Wissenschaft und der Heiligkeit" [1].

Ein fünftes Buch, welches das Werk nach dem ursprünglichen Plane noch enthalten sollte, zweigte de Maistre als eigene Schrift von demselben ab: „Die Gallikanische Kirche in ihrer Beziehung zu dem Papst". Das Vorwort ist vom August 1820. Obwohl sonst ein begeisterter Verehrer Bossuets, dessen Vorzüge er von allen französischen Schriftstellern am nächsten kommt, sagt er sich hier in einem höchst wesentlichen Punkte von ihm los, und zwar in demjenigen, der Bossuets Größe, Einheit und Folgerichtigkeit eigentlich allein beeinträchtigt, seine schiefe Stellung zum päpstlichen Primat. Der Ursache des Gallikanismus nachgehend, hat de Maistre auch seinen Vorläufer, den Jansenismus, in den Rahmen

[1] Oeuvres IV 68—99.

seiner Betrachtungen gezogen und an ihm eine strenge, aber gerechte Kritik geübt. Er war der erste, der mit rücksichtsloser Hand die schwindlerische Lobesassekuranz durchbrach, mit welcher Jansenisten, Protestanten und Ungläubige vereint Port-Royal auf Kosten der Kirche, besonders der Jesuiten, zu einem welthistorischen Zentralpunkt der Bildung aufgebauscht hatten. Auch hierin weist er wieder ein Werk des ketzerischen Parteigeistes und der künstlichen Reklame nach, in Bezug auf welche die Jansenisten gewissermaßen als Vorläufer und Lehrer der „Philosophen" betrachtet werden können. In den Resten des Jansenismus und Gallikanismus, welche sich auch nach den großen Weltkatastrophen wieder in Frankreich zu regen begannen, sah de Maistre mit Grund eine der größten Gefahren, welche sich der geistigen Wiedergeburt entgegenstellten. Die berühmte Deklaration von 1682 war nach ihm „das große Anathem, das auf dem französischen Priestertum lastete, der schuldvollste Akt, den es nächst einem formellen Schisma gibt, die fruchtbare Quelle der größten kirchlichen Mißstände, die Ursache der sichtlichen und stufenweisen Erschlaffung des kirchlichen Lebens; eine verhängnisvolle und einzigdastehende Mischung von Stolz und Unbedachtsamkeit, Krankheit und Schwäche, endlich das unglückseligste Beispiel, das in der katholischen Welt den Völkern und den Königen gegeben worden."

Bekannter als durch alle diese Schriften ist de Maistre durch „Die Abendunterhaltungen von St Petersburg" geworden, die erst nach seinem Tode erschienen sind, elf Dialoge, welche mit wahrhaft platonischer Feinheit und Anmut der Form den tiefsten religiös-philosophischen Gehalt verbinden. Man hat die Schrift wohl als eine „Theodicee" bezeichnet. Das ist sie nicht. Sie handelt unmittelbar weder von der Existenz noch von den Eigenschaften noch von der Erkenntnis Gottes, sondern nur von jenen Welträtseln, welche dem Dasein des physischen und moralischen Übels entspringen und welche nur teilweise aus natürlichem Prinzip, einigermaßen befriedigend nur aus dem Zusammenhang der natürlichen und übernatürlichen Weltordnung, aus den großen Dogmen von der Erbsünde, der wirklichen Sünde, der Erlösung, der solidarischen Verbrüderung der Menschen in Adam und Christus, des Opfers, der stellvertretenden Genugtuung, der Buße und des Ablasses, der providentiellen Führung Gottes in der Menschengeschichte annähernd gelöst oder wenigstens einigermaßen aufgehellt werden können. Nichts hatten Voltaire und die Enzyklopädisten so boshaft untergraben und verspottet, wie dieses Walten der Providenz, den inneren Zusammenhang der Heilsökonomie. Rat- und hilflos stand der Menschengeist nun den ungeheuern Katastrophen gegenüber, welche im Gefolge der Revolution über die Menschheit hereinbrachen. Die Kulturträumereien Voltaires wie die Naturschwärmereien Rousseaus gingen auf in Blut, Krieg, Zerstörung, Not und Jammer. Aus dem Pessimismus heraus zeigt de Maistre den einzigen wirklichen Ausweg an der Hand der altkirchlichen Philosophie und Theologie, aber auch hier wieder nicht in schwerfälligen Ausführungen, sondern im Tone des liebenswürdigsten, geistreichsten Gespräches.

Als schlagfertiger Dialektiker liebt er es, den Stier bei den Hörnern zu fassen, und so hat er sich den Spaß gegönnt, gleich im Anfang seiner Dialoge

die von Rousseaus Unschuld, Natur, Liebe, Philanthropie, Empfindsamkeit wie von Öl und Butter triefenden Zeitgenossen mit einer Lobrede auf den Henker als den wohlbestellten Anwalt göttlicher und menschlicher Strafgewalt, wie auf den Krieg als eine in der Sündhaftigkeit des Menschen wurzelnde, von Gott selbst zugelassene, in ihren Wirkungen heilsame Straf- und Zuchtanstalt aufzuschrecken. Alle philanthropischen Zuckerseelen gerieten darüber in Alarm, alle liberalen Menschenfreunde sahen nur mehr dieses rote Tuch und verschrieen den sardinischen Diplomaten als einen Barbaren, ein reaktionäres Ungeheuer, als den Herold des Henkers, des Krieges und der Inquisition. In vielen Büchern steht er nur so, als die schauerlichste Vogelscheuche der Reaktion, verzeichnet. Die Fülle von Einsicht, Geist, echter Gottes- und Menschenliebe, welche die Schrift durchweht und sie zu einer wahren Trostschrift, einem Heilmittel gegen den modernen Pessimismus gestaltet, haben diese oberflächlichen Kritiker gar nicht bemerkt. Von den herrlichen Exkursen, welche sie enthält, sei nur auf jenen über die Psalmen hingewiesen: da spricht das lieberfüllteste, gottbegeistertste Dichterherz, aber auch das tiefste Verständnis für Gottes Größe, Gerechtigkeit und Majestät.

Ein anderes nachgelassenes Werk de Maistres schlägt in die Geschichte der Wissenschaft und speziell jene der Philosophie, bedeutet aber zugleich wieder ein Stück Apologetik von einer andern Seite her. Es ist seine „Kritik der Philosophie Bacos". Bei seiner staunenswerten Belesenheit hatte er herausgefunden, daß Baco zu seiner Zeit noch wenig Einfluß ausübte, seinen Weltruhm erst den Enzyklopädisten dankte, welche ihn als Bahnbrecher bei jeder Gelegenheit verherrlichten. Eine französische Übersetzung seiner Schriften in 15 Bänden von A. Lasalle (1800—1803) hatte soeben das Publikum wieder auf ihn gelenkt und wurde von den Freigeistern willkommen geheißen. De Maistre kannte ihn längst im Original sowie die wichtigste englische Spezialliteratur, die sich mit ihm beschäftigte. Schlagend wies er nach, daß Baco gar nicht der vielgepriesene Bahnbrecher war, daß die Reihe der großen Entdeckungen längst vor ihm begonnen hatte, daß er die großen Entdecker wie Kopernikus, Tycho, Kepler, Viette, Fermal, Boyle, Hook, Galilei, Descartes u. a. nicht einmal ordentlich kannte und zu würdigen wußte, daß er selbst mit seiner phantasiereichen Methode gar nichts entdeckt hat, sondern in Bezug auf Mathematik, Astronomie, Naturgeschichte, Physik, kurz sämtliche exakten Wissenschaften noch bis über die Ohren in allen Narrheiten der Alchimie und Astrologie befangen war. Nicht im Anschluß an ihn, sondern an die großen Forscher haben sich die Naturwissenschaften zu so hoher Blüte entwickelt. Er selbst hat nur haltlose Faseleien an die Stelle der alten Theodicee, Psychologie und Kosmologie gesetzt, die Metaphysik und die Theologie aus dem organischen Verbande der übrigen Wissenschaften herausgerissen, die Physik willkürlich an die erste Stelle gesetzt und so Einseitigkeit und Verwirrung in allen Wissensgebieten angerichtet. In Schlagfertigkeit und Schärfe, Wissen und Witz gibt de Maistre einem Lessing gar nichts nach. Die Schrift hat heute noch Wert, da neue Forschungen seine Angriffe meist bestätigen, seine Kritik sich gelegentlich auch auf den Kantianis-

mus ausdehnt und lehrreiche Streiflichter auf viele Abwege der modernen Wissenschaft wirft.

Derselbe Mann, der Bacos vielgerühmte Weisheit an seinen eigenen Werken, an den Texten der altgriechischen Philosophie und an den Werken der berühmtesten Physiker zu prüfen imstande war, besaß auch auf dem Gebiete der Geschichte äußerst umfassende Kenntnisse. Die Ergebnisse seiner eingehenden Studien über die spanische Inquisition sind im wesentlichen durch die Leistungen der tüchtigsten Spezialforscher bestätigt worden. In Bezug auf „Biblische Chronologie“ hat er die Schwindelrechnungen zeitgenössischer Freidenker mit bewundernswertem Scharfsinn zerpflückt und Gesichtspunkte aufgestellt, die heute noch Beachtung verdienen. Ein 1805 in Moskau erschienenes kirchengeschichtliches Werk des Erzbischofs Methodius von Twer besprach er 1812 in einer eingehenden lateinischen Abhandlung, die er dann auch in französischer Sprache veröffentlichte. Ein Muster von feinsinniger Literarkritik ist der Essay, den er über die 1806 erschienene neue Ausgabe der Briefe der Frau de Sévigné schrieb. Noch heute bedeutsam und nicht weniger interessant sind die fünf Briefe, welche er 1810 „Über die öffentliche Erziehung in Rußland“ an den damaligen Unterrichtsminister Grafen Rasumowsky richtete und durch welche er dem Jesuitenkolleg in Polozk 1811 die Rechte einer Universität verschaffte.

Noch heute gelesen zu werden verdienen seine Briefe: „An eine protestantische Dame über den Grundsatz, daß ein Ehrenmann nie seine Religion wechselt“ (1809); „An eine russische Dame über die Natur und die Wirkungen des Schismas und über die katholische Einheit“ (1810); „An den Marquis ... über den Stand des Christentums in Europa“ (1819).

Sein „Briefwechsel“, erst lange nach seinem Tode veröffentlicht, hat selbst die schroffsten Gegner seiner religiösen und politischen Grundsätze entwaffnet [1]. Sie gestanden, daß der geniale Polemiker und Publizist nicht bloß einen durchdringenden Verstand besitze, sondern auch ein warmes, fühlendes Herz, nicht bloß den Geistesflug eines Propheten, sondern die Bescheidenheit und Einfalt eines Kindes. Nie sinkt die gerechte Entrüstung des gewaltigen Kämpfers zu düsterem Unmut herab. Sein ätzender Spott trifft nur Leute, die ihn reichlich verdienen; er selbst bleibt bei unbesieglichem, kerngesundem Humor, und die tiefsinnigsten, weittragendsten Weltbetrachtungen wecken in ihm nicht den leisesten Orakelstolz. „Glaube mir“, schreibt er einem Freunde, „was hemmend zwischen den Menschen und Gott tritt, das ist nur der Stolz. Reiße mutig diesen verfluchten Katarakt herunter, und es wird Licht werden!“ Und wenige Jahre vor seinem Tode sagt er in einem Briefe:

„Ich weiß nicht, was das Leben eines Schuftes ist, ich bin es nie gewesen; aber dasjenige eines Ehrenmannes ist abscheulich. Wie wenige Menschen gibt

---

[1] Longtemps on ne crut avoir dans le comte Joseph de Maistre qu'un homme d'un esprit supérieur et qu'un cerveau de génie, aujourd'hui on est heureux de trouver tout simplement en lui un homme et un coeur. Sainte-Beuve, Causeries du Lundi IV 165.

es, deren Hingang über diesen närrischen Planeten mit wahrhaft guten und nützlichen Akten bezeichnet ist! Ich werfe mich vor demjenigen nieder, von dem man sagen kann: Pertransivit benefaciendo; denjenigen, der seinesgleichen unterrichten, trösten, erleichtern konnte; denjenigen, der der Wohltätigkeit große Opfer gebracht; diesen Helden der schweigenden Barmherzigkeit, die sich verbergen und nichts von dieser Welt erwarten. — Aber was ist die Durchschnittszahl der Menschen? und wie viele Tausende gibt es, die sich ohne Schrecken fragen können: Was habe ich auf dieser Welt getan? Wodurch habe ich die allgemeine Aufgabe vorangebracht? und was bleibt von mir an Gutem oder an Bösem?"

A. Baumgartner S. J.

Rezensionen.

Die Fugger in Rom 1495—1523. Studien zur Geschichte des kirchlichen Finanzwesens jener Zeit. Von Dr **Aloys Schulte**, o. Professor der Geschichte an der Universität Bonn. I. Bd: Darstellung. Mit einer Lichtdrucktafel. II. Bd: Urkunden. Mit zwei Lichtdrucktafeln. 8⁰ (XII u. 308, XII u. 248) Leipzig 1904, Duncker u. Humblot. *M* 13.—; in Halbfranzband *M* 15.40

Das Buch bringt Neues, teilweise Unerwartetes, und bringt es reichlich. Es ist die Ausbeute unverdrossener und glückbegünstigter Forschung, zugleich die Frucht angestrengter Arbeit. Über Fragen, die den ernsten Historiker, den heimatliebenden Deutschen, den kirchentreuen Christen bis ins Innerste zu erregen vermögen, ergießt sich hier ungeahntes Licht. Einen ganzen Band füllen Dokumente, den andern ein eingehender Kommentar, klar und schlicht; jeder Satz verrät den scharfblickenden und rechtlich denkenden Mann; viele ausgezeichnete Bemerkungen offenbaren den gründlichen Gelehrten. Mag die Darlegung auch vieles enthalten, was dem seiner Kirche ergebenen Katholiken peinvoll zu lesen ist, man wird das Studium des gelehrten Werkes trotzdem nicht ohne innere Genugtuung zum Abschluß bringen und nicht ohne dem Herrn Verfasser als Menschen wie als Gelehrten einen Zoll vermehrter Hochachtung dargebracht zu haben.

Der Haupttitel verspricht nur ein einzelnes Blatt aus der Geschichte der berühmten Augsburger Handelsfirma, die zur Zeit Karls V. nicht bloß den Markt, sondern nahezu die Welt beherrschte. Das Werk selbst bietet mehr; es schildert das Emporkommen der Familie, die Ausbreitung des Geschäftes über Länder und Meere, und bleibt haften bei der Zeit seiner höchsten Blüte.

Im Jahre 1368 erscheint in Augsburg der erste Fugger, ein einfacher Weber aus Langen auf dem Lechfelde. Kaum aus dem Dunkel emporgetaucht, scheinen Namen und Stamm wieder zu verschwinden, da folgt in die Stadt 1382 des Vorgenannten Bruder. In wenig Jahren hat Hans Fugger sich emporgearbeitet; seine zwei Söhne teilen das Geschäft und begründen zwei Hauptlinien, von denen jedoch nur die jüngere, die Fugger mit der Lilie, zu dauernder Bedeutung emporzusteigen bestimmt war. Jakob Fugger, das jüngste der 11 Kinder von Hans Fuggers jüngerem Sohne, sollte das Haus auf die Höhe seines Rufes wie seines Reichtums erheben. Mit dem Barchenthandel beginnend, den sie stets schwunghafter auszugestalten verstehen, bringen die Fugger durch die Verbindung mit den Thurzos allmählich den Betrieb der Kupferbergwerke Oberungarns in ihre Hände. Bald

beherrschen sie den gesamten Kupferhandel und gleichzeitig leiten sie die Ausbeutung der ergiebigsten Silberbergwerke Tirols. Die Fuggerschen Faktoreien in Nürnberg, Mailand, Breslau, früh schon nachweisbar, verzweigen sich bald über den größten Teil der Länder Europas. Das große Handelshaus mit seinem weltumspannenden Netze von Niederlassungen und Korrespondenten wird naturgemäß zum Bankhause. Seit 1487 ist die Firma Fugger eine politische Bank, treu kaiserlich, stets auf seiten der Habsburger; seit 1495 wenigstens findet sie sich auch in ständigem Verkehr mit den Finanzbureaus der Kurie in Rom. Unter Julius II. schon haben die Fugger am Sitz des Papsttums alle italienischen Konkurrenten überflügelt, unter Leo X. sind sie die Bank des Papstes, die große finanzielle Hilfsmaschine für die verschiedenen kameralistischen Angelegenheiten der obersten Kirchenbehörde.

Neben der oft die Schicksale bestimmenden Finanzmacht und dem wunderbar vielgestaltigen Geschäftsbetrieb ist auch dem Kunstmäzenat des großen Kaufhauses Aufmerksamkeit geschenkt und ein eigenes Kapitelchen gewidmet worden, desgleichen der Fuggerschen Verwaltung der päpstlichen Münze. Außergewöhnliche Umstände verleihen diesem Stück Münzgeschichte ein besonderes Interesse, und schon die beiden prächtigen Tafeln mit ausgesuchten Stücken sichern dem Verfasser den Dank der Numismatiker. Über die Familie der Fugger selbst und ihre einzelnen Glieder wird mannigfache Auskunft erteilt, vor allem über Jakob, dem das Haus die Begründung seiner Größe verdankt. Schon in dieser Zeit erscheinen wenigstens zwei aus der Familie Fugger als Angehörige des geistlichen Standes; beiden war nur kurze Lebensdauer beschieden. Allein nicht nur hier berühren sich in der Geschichte der Fugger Kirche und Welt.

Dank dem eigentümlichen, heute uns fast grotesk erscheinenden Ineinanderverwachsensein von geistlichen und weltlichen Interessen unter der Hochsonne der Renaissancezeit erzählt dasselbe Werk fast in einem Atem neben den Schicksalen und Leistungen des berühmten Bankhauses auch von der ersten Ausstellung des heiligen Rockes in Trier und den mit Rücksicht auf diese große Reliquie gewährten Ablässen, von dem Bau des Stephansturmes in Wien und des Domes in Konstanz, von den Siechenspitälern in Straßburg und Nürnberg und den Deichbauten in Holland, von den kühnen Plänen des Dominikanerklosters in Augsburg und dem Brückenbau in Breslau, von den Bedrängnissen der Deutschen in Livland und von der wachsenden Türkengefahr im Osten. Fromme Unternehmungen in Bayern, Tirol und Schweiz kreuzen sich mit Ablaßpredigten und politischen Missionen in den skandinavischen Reichen. Und über all diese Dinge bringt das Fugger-Werk Neues und Beachtenswertes.

Mit der Ordensorganisation und den führenden Persönlichkeiten der Franziskaner-Observanten in jener Zeit sieht sich der Leser gleichfalls näher bekannt gemacht und erhält Einblick in die Verhältnisse des Predigerordens, vor allem den Universitätsplan der Augsburger Dominikaner mit seinen der Neuzeit angepaßten Zielen des höheren Unterrichtes. Eine Reihe von Männern, die in der großen Tragödie der Kirchentrennung schon bald eine Rolle zu spielen berufen waren, erscheinen hier, und aus bisher verborgenen Archivalien gewinnt man nähere Kenntnis ihres Vorlebens. Da stehen neben Eck und Cochläus die Ablaßprediger Arcimboldi und Tetzel, neben Hadrian VI. und seinem Vertrauten Enckenvoirt, Giulio Medici, (nachmals Klemens VII.) und Sadolet. Am meisten vielleicht, da es doch einmal um einen Beitrag zur Handels- und Finanzgeschichte zu tun ist, verweilt der Blick bei zwei der gewandtesten Geschäftsmänner ihrer Zeit, dem Kardinal Lorenzo Pucci,

dem Finanzgenie der Medizäerpäpste, und bei Joh. Fink, dem gleichzeitigen Faktotum der Firma Fugger in Rom. Überaus reichlich sind die neuen Mitteilungen über Joh. Ingenwinkel, einen der Vertrauensmänner des Papstes Hadrian VI., der, obgleich ein Deutscher, unter Klemens VII. sich in Amt und Vertrauen erhalten hat und als Datar im Dienste dieses Papstes verstorben ist. Aber ungleich wertvoller erscheinen die Angaben und Dokumente über Johann Blankenfeld, nachmals den ersten Vorkämpfer der katholischen Sache in Livland. Referent, der schon 1897 in diesen Blättern (LII 522 f) auf die hervorragende Bedeutung Blankenfelds aufmerksam gemacht und damals Notizen über denselben zusammengesucht hat, weiß vielleicht mehr als andere zu würdigen, was Schulte hier an Neuem beibringt. Das rätselhaft erscheinende Miliensis (I 278 u. II 168) kann im gegebenen Zusammenhang nichts anderes sein als eine Korruption (bzw. Lesefehler) für Oesiliensis. Es handelt sich um das Bistum Ösel-Wiek.

Voll Geist und Feinheit ist das Charakterbild, das von den einzelnen Päpsten entworfen wird. Man lese (S. 55 f) über Julius II., (S. 201) über Leo X., (S. 229) über Hadrian VI. Wenn irgendwo in dem Werke, so bekunden sich hier Blick und Griffel des echten Historikers. Einen Zug freilich vermißt man in dem sonst so lebensvoll gezeichneten Gemälde Leos X. Es hätte unter all den Lichtreflexen irdischer Pracht und Herrlichkeit wohl mit einem Wort dem falschen Eindrucke begegnet werden dürfen, als sei Leo persönlich unfromm, um Glaube und Religion unbekümmert gewesen. Denn bei aller Weltlichkeit der Geschmacksrichtung und bei aller beklagenswerten Geldverschwendung hat es der große Mäzen der Künste und Wissenschaften in Fragen des Glaubens ernst genommen, und seine Neigung zur Frömmigkeit war den Zeitgenossen wohlbekannt.

Wenn hingegen über einige der fähigsten und einflußreichsten seiner Kurialbeamten die furchtbaren Verdikte der damals Lebenden registriert werden, so erinnert doch der Verfasser selbst daran, wie leicht bei dem Italiener der Renaissancezeit Übertreibungen mit unterlaufen konnten. Es ist sicherer, hier nur auf die Ergebnisse eigener Forschung das Urteil zu stützen, wie es der Verfasser tut. Ein energischer und erfolgreicher Finanzbeamter, zumal wenn er das geistliche Kleid trug, konnte sehr rasch in den Ruf ungebührlicher Härte und Selbstsucht kommen, und man weiß, was die Italiener zu allen Zeiten an solchen Verdammungsurteilen geleistet haben.

All die vielen bis jetzt genannten Dinge, soviel sie Aufmerksamkeit verdienen, bilden jedoch in dem vorliegenden Werke fast nur Beigaben; die Hauptbedeutung desselben liegt in dem näheren Eingehen auf die mannigfache Beteiligung des Bankhauses Fugger an der Einziehung kirchlicher Gelder für die Kurie im allgemeinen wie insbesondere auf seine Dienstbeflissenheit bei Betreibung und Ausnützung der Ablaßverkündigungen. Von den neun Kapiteln des ersten Bandes sind die vier umfangreichsten und inhaltsschwersten (S. 33—197) gerade dieser Seite des Fuggerschen Geschäftsbetriebes gewidmet. Den Mittelpunkt der ganzen Darstellung und den Höhepunkt des Interesses bildet die Geschichte jenes Mainz-Magdeburgischen Ablasses für den Bau der Peterskirche, welcher, dem neuerwählten Kurfürsten Albrecht bewilligt, der äußere Anlaß werden sollte, von dem die unselige Zerreißung der Kirche ihren Ausgang nahm. Hier vor allem hat Professor Schulte völlig Neues zu Tage gefördert, was er ohne Rückhalt bloßlegt und ohne Rücksicht seinem Urteilsspruche unterwirft.

Dabei unterläßt er es aber nicht, mit der Selbstbescheidung, die gerade dem großen Gelehrten so wohl ansteht, darauf aufmerksam zu machen (S. 182), daß das endgültige und entscheidende Urteil in manchen dieser Fragen dem geschulten Theologen vorbehalten bleiben müsse, und daß er seinerseits nur festzustellen unternimmt, in welchem Lichte „dem nicht theologisch geschulten Autor die Dinge erscheinen wollen". Ebenso findet sich bereits an der Spitze des Vorworts der bedeutsame Wink, daß eigentlich das ganze schöne Werk aus einem Exkurs zur Geschichte des mittelalterlichen Handels und des Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien herausgewachsen sei. Es ist vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, die finanzielle und staatsökonomische Seite all dieser Fragen, auch über das Ablaß- und Pfründewesen, welche den Historiker hier beschäftigt (vgl. die diesbezügliche Bemerkung S. 159 Mitte).

Daraus erklärt sich, wie es kommen konnte, daß der Verfasser eine Menge der kostbarsten Bausteine zur Geschichte des Ablasses aufeinander schichtet und sie mit gehaltreichen Bemerkungen und wertvollen Beobachtungen begleitet, und doch die großen Ablaßpredigten und den Ablaß selbst nur unvollständig und mit einer gewissen Einseitigkeit ins Auge faßt. Bald erscheint ihm die Gewinnung des vom Papste kraft der Schlüsselgewalt verliehenen Ablasses von Seite des gläubigen Volkes gleichwertig mit einer „Selbstbesteuerung", einer freiwillig übernommenen Steuer für irgend einen gemeinnützigen Zweck (vgl. S. 46 173 179), bald kommt es ihm auf eine Art von Lotterie für Kirchenbau hinaus (S. 184). Zweifelsohne sind ja in Bezug auf das finanzielle Ergebnis manche Vergleichungs- oder Berührungspunkte wirklich vorhanden, und waren in vielen Fällen die treibenden Beweggründe zur Erbittung einer Ablaßbewilligung kaum verschieden von denen, die in heutigen Verhältnissen zu Veranstaltung einer Lotterie für Kirchenbau den Anstoß geben würden. Allein damit hört der Ablaß doch nicht auf, vor allem und seinem Wesen nach eine Zuwendung geistlicher Güter, eine Gnadenbewilligung zu sein, und die Verkündigung eines päpstlichen Ablasses, zumal in der ganzen Art, wie sie vor sich ging, blieb für das gläubige Volk ein mächtiges und im ganzen vielfach segensreiches Mittel der außergewöhnlichen Seelsorge. Dies brauchten die Bewerber um Verleihung des Ablasses nicht erst ausdrücklich zu betonen. Für sie wie für die bewilligende Kirchenbehörde verstand sich dieses ganz von selbst, es war als selbstverständlich immer und überall vorausgesetzt, und mit dem bewilligten Ablaß übernahm der Empfänger auch die naturgemäße Verpflichtung, die Verkündigung desselben nach dem Geist der Kirche und nach den Regeln und Erfahrungen einer gesunden Pastoral geschehen zu lassen. Es ist daher kaum begründet, wenn der Verfasser daran Anstoß zu nehmen scheint, daß bei Bitten um Ausschreibung eines Ablasses dieser Gesichtspunkt nicht mehr in den Vordergrund gerückt und in ausdrücklichen Worten hervorgehoben zu werden pflegt.

Eine solche Ablaßverkündigung bedeutete für das Volk eine hohe kirchliche Feier. Auswärtige, auserwählte Prediger kamen, über die Geheimnisse des Glaubens, über Buße und Beicht, Reue und Nachlaß von Sünde und Strafe das Volk eindringlicher zu belehren. Auswärtige Beichtväter, mit besondern

Vollmachten ausgerüstet, standen den Gläubigen zu Diensten, schon die erhebende gottesdienstliche Feier, das Zusammenströmen des frommen Volkes stimmten zur Andacht und bereiteten das Herz. Man braucht nur die mitgeteilte Konstanzer Ablaßinstruktion zu lesen oder die schon früher bekannte Mainzer, um sich zu überzeugen, daß die großen Ablaßverkündigungen jener Tage doch eine weitergreifende Bedeutung für das christliche Leben hatten, als wie der Verfasser meint: „zunächst eine Belohnung für schwere gute Werke . . . dann eine Anreizung für leichtere Mühe" . . . in allen Fällen „eine erwünschte Gegengabe für fromme Spende". Unbekannt mit der Wohltat, welche durch solche Gelegenheiten der außerordentlichen Seelsorge vielen geängstigten und gewiß auch manchen verhärteten Gewissen zu teil wird, will gerade hier der Verfasser nur Schatten erkennen. Unter „die größten Übelstände" des damaligen Ablaßwesens rechnet er es (S. 184), daß „die lokale Seelsorge durch die Herbeiziehung fremder Beichtväter durchbrochen wurde". Es bedürfte aber nur eines genaueren Eingehens auf die Konstanzer Ablaßinstruktion (II 42 43), um sich zu überzeugen, wie sorgfältig alle Ansprüche des forum externum und die Rechte des Diözesanbischofs gewahrt, und wie die Beichtväter streng an den Bereich des Gewissensforums allein gebunden wurden. Auch von einer Erschlaffung oder Verweichlichung der kirchlichen Disziplin kann da nicht die Rede sein, wo so, wie in der Konstanzer Instruktion, für die sorgfältigste Behandlung der einzelnen Gewissensfälle Vorkehrung getroffen war.

Hier wie bei andern Gelegenheiten tritt wieder recht klar zu Tage, welcher Vorsicht es bedarf, auch für den tüchtigsten und redlichsten Geschichtsmann, wenn er von seinem speziellen Arbeitsfeld auf das theologische Gebiet hinüberzugreifen sich veranlaßt glaubt. Gewiß mutet es z. B. den Theologen etwas sonderbar an, wenn S. 182 mit der Frage über die Art der Ablaßzuwendung an die Verstorbenen die theologischen Schulstreitigkeiten über Attritio und Contritio in unmittelbaren Zusammenhang gebracht werden sollen, die lediglich die hinreichende Vorbereitung auf den Empfang des Bußsakramentes zum Gegenstand haben.

Durchaus billig und einsichtsvoll äußert sich Professor Schulte (S. 180) über das päpstliche Besteuerungsrecht im allgemeinen, und wenn er von „vielen Auswüchsen" spricht, so weiß er doch den Anschauungen, Bedürfnissen und gemeinsamen Schwächen der Zeit gebührend Rechnung zu tragen. Er gedenkt auf der andern Seite der reichen materiellen Unterstützungen, welche die Päpste dem Ordensstaate in Preußen und Livland von jeher zugewendet hatten, ihrer vielfachen Bemühungen und Opfer für Abwendung der drohenden Türkengefahr, ihrer stets hilfsbereiten Fürsorge für Ungarn, Polen und Schlesien, die Vormauern des deutschen Ostens. Er verkennt auch keineswegs den großen Gedanken Julius' II., über dem Grabe des Apostelfürsten einen Weltdom sich wölben zu lassen, zu dem die Völker der Erde dereinst pilgern würden und den die Almosen der ganzen Christenheit sollten erbauen helfen. Der Verfasser erwähnt auch solcher päpstlichen Ablässe, welche ohne jede Geldspende verliehen wurden, solcher welche, ohne allen Gewinnzuwachs für die Kurie oder die heimischen Prälaten, der Abhilfe lokaler Übelstände oder den Werken der Charitas zu dienen bestimmt waren,

wie auch bei päpstlichen Ablaßverkündigungen jeder Art der besondern Rücksichtnahme auf Arme und Gefangene. Er tritt sogar manchen landläufigen Anklagen gelegentlich kurz entgegen, wie denen auf unbefugte Selbstbereicherung der Ablaßprediger, und weist verschiedene schwere Inzichten als unbegründet zurück, die von Parteifanatikern bald gegen Tetzel, bald gegen Leo X. erhoben worden sind. Trotzdem begegnen auch bei dem so gewissenhaft prüfenden Historiker Sätze, denen nicht beizupflichten ist. Wenn es z. B. S. 186 heißt: „Um 1516 hat die einst so stürmisch begehrte römische Gnade in den Augen des Volkes bereits an Wert eingebüßt; die Mißbräuche wurden überall gesehen", so sind für eine solche Verallgemeinerung genügende Belege doch nicht erbracht. Weit mehr noch wird der Widerspruch herausgefordert, wenn die dem neugewählten Kurfürsten Albrecht bei Gelegenheit einer bis dahin exorbitanten Dispensbewilligung auferlegte größere Geldspende als simonistisch bezeichnet und gegen Papst und Kurfürst emphatisch die Anklage auf Simonie erhoben wird. Auf einer einzigen Seite (121) wird dieser Vorwurf dreimal mit Nachdruck wiederholt, innerhalb von zehn Seiten kehrt er wenigstens achtmal wieder. Und doch, wie unsympathisch immer jene Abmachungen der deutschen Gesandten mit den geheimen Finanzräten der damaligen Camera apostolica uns heute berühren mögen, die Zahlung jener Gebühr war keine Simonie und die Bewilligung des Ablasses zu ihrer Deckung war es noch weniger. Der Kauf oder Verkauf einer geistlichen Sache um Geld oder Geldeswert kam den Beteiligten auch nicht einmal in den Sinn.

Schon bald nach Erscheinen des Schulteschen Werkes hat Professor Dr Schrörs in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Germania" (1904, Nr 14 und 15) unter dem Titel „Die Ablässe zum Neubau der Peterskirche in Rom" den wichtigsten Teil desselben inhaltlich wiedergegeben in der vollendeten Weise, die man von ihm gewohnt ist. Nicht nur als Historiker von Fach, sondern zugleich als Theologe und Kanonist hat er den Vorwurf auf Simonie der Prüfung unterzogen und mit aller Bestimmtheit denselben abgewiesen. Seine Erklärung der Sache ist so durchaus zutreffend, daß es genügt auf dieselbe hinzuweisen, und es ist nur auffallend, daß trotz einer solch gediegenen und lichtvollen Darlegung wenige Monate später dieselbe Germania (Nr 154 Beilage, 10. Juli 1904) die abgetane Anklage wieder auf den Schild erheben konnte.

Herrn Professor Schulte selbst ist es auffallend gewesen, daß über die von ihm angenommene Simonie weder bei den deutschen Gesandten, noch bei den Prälaten der Kurie damals irgendwelche „religiöse Skrupel" sich äußerten. Dagegen will er solche entdeckt haben in einem Worte, das Kurfürst Joachim kurz vor Abschluß der Verhandlungen an die Prokuratoren seines geistlichen Bruders nach Rom richtete: über die Frage der Beibehaltung des Stiftes Halberstadt neben zwei Erzbistümern müsse schließlich Albrecht sich selbst entscheiden, „denn der Artikel betrifft die Conscienzien und Geld an", in Bezug auf das Geld sei er dem Bruder zu Hilfe bereit. Aus dieser flüchtigen Berührung des Gewissenspunktes glaubt Professor Schulte erwiesen, daß Kurfürst Joachim die simonistische Natur der ganzen Abmachung durchschaut und dieselbe mißbilligt habe. Nun bedarf es aber doch nicht des Verbrechens der Simonie, damit die Frage der

Beibehaltung eines großen Bistums neben zwei sehr bedeutenden Erzbistümern für einen 25jährigen Prinzen eine Frage des Gewissens würde. Eine solche Kumulierung der wichtigsten kirchlichen Ämter und Pfründen war bis dahin unerhört, und es ist bekannt, daß in Bezug auf Pluralität der Benefizien überhaupt unter den älteren Theologen auch recht strenge Ansichten ihre Vertreter hatten. Während des 13. Jahrhunderts waren in den Kirchen von England und Frankreich lange, heftige Kämpfe hierüber geführt worden, und mehr als einmal hatte die Pariser Sorbonne gegen die Erlaubtheit ihren feierlichsten Spruch gefällt. Mochte man zu Beginn des 16. Jahrhunderts in solchen Dingen auch nachsichtiger urteilen, ganz konnten die schweren Bedenken der Vorzeit noch nicht vergessen sein, und es bedurfte wahrlich nicht der theologischen Streitfragen, um die gleichzeitige Übernahme von drei ausgedehnten und wichtigen Bistümern zu einer Sache des Gewissens zu machen. Die Gewissensverantwortlichkeit liegt hier zu sehr in der Natur der Dinge. Später freilich, bei veränderten Verhältnissen und unter dem Einfluß neu entstandener Rücksichten, ist es mit der Kumulierung von Bistümern in Deutschland weniger ängstlich genommen worden. Aber dem Historiker liegt es ob, die Zeiten mit ihren Anschauungen wohl auseinanderzuhalten. Völlig ausschließen ließ sich bei Übernahme mehrerer Bistümer der Gewissenspunkt niemals.

Was nun aber die Höhe der Summe angeht, welche bei Gelegenheit der Dispenserteilung dem neuerwählten Erzbischofe von Mainz zu entrichten auferlegt wurde, so ist nicht zu übersehen, daß es sich zugleich um eine Art von Schadloshaltung handelte, indem das nicht unbeträchtliche servitium commune aus den beibehaltenen Bistümern den Einnahmen der Kurie unter den gegebenen Umständen diesmal entgehen mußte, und auch die Aussicht auf solche Erträgnisse verringert wurde.

Wenn demnach einzelne der Urteile des Herrn Professor Dr Schulte im vorliegenden Werke zur Ablehnung nötigen, so soll dies nicht entfernt einen Schatten werfen auf den männlichen Freimut und den vornehmen Sinn, mit denen er Angelegenheiten der fraglichen Art, soweit er sie in den Quellen angedeutet fand, durchwegs behandelt hat. Den Abscheu gegen jedes schmutzige Gebaren, gegen jede unehrenhafte Machenschaft, gegen jede ungeistliche Behandlung geistlicher Dinge, zumal bei Angehörigen des Klerus oder gar der hohen Prälatur, werden alle überzeugten Katholiken von Herzen mit ihm teilen. Zwar wird die allgemeine Geldbedürftigkeit und Geldkrankheit jener Tage, wie sie Schulte selbst (S. 181 f) so anschaulich gezeichnet hat, und auch die kindliche Unverfrorenheit des Italieners in Geldsachen, die einmal vom Nationalcharakter schwer zu trennen ist, für manches als Erklärung oder mildernder Umstand in Anschlag kommen dürfen. Aber viele der Schatten, die der Verfasser im Gebaren von Geistlich wie Weltlich aus jenen Tagen nachgewiesen hat, verdienen wirklich, mit jener edeln Entrüstung gebrandmarkt zu werden, welche er bei ihrer Mitteilung bekundet. Sollte aber auch manches herber klingen, als es der streng abwägenden Gerechtigkeit ganz entspricht, es wäre dies kein Grund, das Erscheinen des inhaltschweren Geschichtswerkes zu beklagen. Im Gegenteil darf man von allen

Seiten und in hohem Maße dem Verfasser dafür dankbar sein. Mag mit den paar neu enthüllten Flecken an den einstigen menschlichen Organen der Kirche die konfessionelle Hetze ihre Geschäfte aufzubessern suchen, von der Wahrheit, soweit es wirklich Wahrheit ist, hat die Kirche Christi nichts zu fürchten. Arbeiten von echten, gründlichen und weitschauenden Historikern werden stets zuletzt der Sache der Kirche zu gute kommen; sie seien stets freudig willkommen geheißen. Auch der Herr Verfasser hat, trotz vielleicht des gegenteiligen Scheines, nicht bloß um die Geschichtsforschung, sondern auch um die Kirche sich hier verdient gemacht.

Otto Pfülf S. J.

Geschichte der bildenden Künste. Von Dr **Adolf Fäh**, Stiftsbibliothekar in St Gallen. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit einem Titelbild, 36 Tafeln und 940 Abbildungen im Texte. Lex.-8° (XX u. 786) Freiburg 1903, Herder. *M* 20.40; geb. *M* 25.—

In kaum mehr als Jahresfrist ist die zweite Auflage von Dr Fähs Grundriß der Geschichte der bildenden Künste unter dem entsprechenderen Titel: „Geschichte der bildenden Künste" in zwölf Lieferungen fertiggestellt und ausgegeben worden. War schon die erste Auflage, wie die Kritik allgemein anerkannt hat, eine tüchtige, von großer Sachkenntnis und reifem Urteil zeugende Leistung und ein durchaus brauchbares Handbuch der Kunstgeschichte, so gilt das noch weit mehr von dieser zweiten, die in mehrfacher Hinsicht die verbessernde und bereichernde Hand an sich erfahren hat. Die Anordnung des Stoffes ist freilich im ganzen dieselbe geblieben. Der Kunst des Orients folgt die griechische, die italische und die altchristliche Kunst, die Kunst des Islams, die romanische Kunst, die Gothik und zuletzt die Renaissance. Ebenso ist der Wortlaut des Textes im allgemeinen nach Möglichkeit beibehalten worden. Doch gewahrt man allenthalben die Spuren der bald sichtenden und ausscheidenden, bald erweiternden und vervollständigenden Tätigkeit des Verfassers. Neu ist die Einleitung, welche von den primitiven Formen der Kunst und der Kunst der von europäischem Einfluß unberührten Volksstämme Mittel- und Südamerikas handelt, neu der Abschnitt über die Kunsttätigkeit Chinas und Japans, neu namentlich der sorgfältig gearbeitete zehnte Abschnitt, der eine vortreffliche Übersicht über die wichtigsten Erscheinungen auf den Gebieten der Architektur, Plastik und Malerei während des an wechselnden Kunstströmungen so reichen 19. Jahrhunderts gibt, neu endlich das Glossar technischer Ausdrücke, durch welches das bloße Verzeichnis derselben, wie es die erste Auflage bot, zum großen Vorteil des Werkes ersetzt worden ist. Aber auch in den aus der ersten Auflage herübergenommenen Abschnitten finden sich manche Stellen, welche die bedeutungsvolleren, gesicherten Resultate neuerer Forschung wiedergeben, so in den Kapiteln über die Kunst der Inder, die Kunst der Phönizier u. a. Auf die in den letzten Dezennien so stark ventilierte sogen. byzantinische Frage, auf die gerade in den letzten Jahren lebhaft geführten Erörterungen über die deutschen Miniatorenschulen und die von Strzygowski mit Eifer verfochtene These von der Beeinflussung der abendländischen Kunsttätigkeit durch

asiatische und koptische Vorbilder ist der Verfasser nicht eingegangen, nicht mit Unrecht, da ja noch unter Fachleuten keine Einigkeit erzielt ist. Immerhin hätten einige orientierende Bemerkungen nicht geschadet.

Als vielleicht ebenso wichtig wie die ergänzende hat sich übrigens die sichtende Tätigkeit des Verfassers erwiesen. Bei einer Kunstgeschichte, welche nicht für Fachleute, sondern für die weiteren Kreise solcher Gebildeten bestimmt ist, die ihre Mußestunden den künstlerischen Bestrebungen früherer Zeit weihen wollen, kommt es nicht darauf an, alle möglichen Einzelheiten dem Text einzufügen und das Detail im Übermaß zu häufen. Erforderlich ist, in klaren Zügen ein Bild der Entwicklung des Kunstschaffens in seinem Aufsteigen und seinem Niedergang zu geben, in festen Linien die charakteristischen Merkmale der jeweiligen Kunstepochen darzustellen und die wesentlichen Eigentümlichkeiten der Schulen, Meister und Kunstrichtungen an klassischen Beispielen darzulegen. Wird dieser Anforderung entsprochen und daneben hier und da gelegentlich auf bemerkenswertere Erscheinungen von minderer Wichtigkeit hingewiesen, so genügt das vollauf. Was darüber hinausgeht, dient nicht zur Förderung der Klarheit, sondern erdrückt und verwirrt. Von diesen Gesichtspunkten hat sich denn auch der Verfasser bei der Durcharbeitung der zweiten Auflage leiten lassen und zum Vorteil des Buches manche entbehrlichen Einzelheiten an Namen, Daten und Reflexionen ausgeschieden. In welchem Umfang solches geschehen, beweist am besten der Umstand, daß das Werk trotz bedeutendster Vermehrung des Bilderschmuckes und trotz so mancher Erweiterungen noch nicht um 80 Seiten zugenommen hat. Vielleicht ist sogar der Verfasser im einzelnen etwas zu gründlich vorgegangen. So hätte ich den Mailänder Palliotto, das großartigste Werk der Goldschmiedekunst des 9. Jahrhunderts, welches man mit Unrecht einer späteren Zeit hat zuschreiben wollen, um seiner eminenten Bedeutung willen nicht gestrichen gewünscht.

Eine noch größere Sichtung und Verbesserung als der Text haben die Illustrationen erfahren. Manche der Abbildungen der ersten Auflage wurden ganz ausgeschaltet, andere in verkleinertem Maßstab aufgenommen oder durch zweckdienlichere ersetzt und der so gewonnene Bestand dann noch um etwa die Hälfte vermehrt. Als Folge hiervon weist die neue Auflage im ganzen 940 Textbilder und 35 Tafeln gegenüber 458 Textillustrationen und 27 Einschaltbildern der ersten auf. Von den Textbildern stellen eine Anzahl vorzügliche farbige Reproduktionen dar. Aber auch in Bezug auf das übrige Illustrationsmaterial hat der Verlag in anerkennenswertester Weise dafür Sorge getragen, daß es vollauf dem Stand der heute so fortgeschrittenen Reproduktionstechnik entspreche.

Die zweite Auflage der Fähschen Kunstgeschichte ist mit großer Sorgfalt vorbereitet worden. Ungenauigkeiten von irgend welchem Belang sind mir nicht aufgefallen. Das in Betracht kommende Material ist dem Zweck entsprechend in völlig genügendem Maße zur Aufnahme und zur Verarbeitung gelangt, die Sprache liest sich angenehm, die Darstellungsweise ist klar, übersichtlich und gefällig, der Bilderschmuck mit großem Verständnis ausgewählt, kurz die zweite Auflage darf als vorzüglich geeignet zur Einführung in die Kunstgeschichte bezeichnet und darum allen Interessenten auf das wärmste empfohlen werden. Insbesondere

sei hervorgehoben, was bei Katholiken gewiß mit ins Gewicht fallen sollte, daß sie vor manchen akatholischen Kunstgeschichten, denen sie nach Inhalt und Illustrationsmaterial sicher ebenbürtig ist, dadurch sich auszeichnet, daß sie mit vollem Verständnis für die christlich-religiöse Kunst geschrieben ist, nirgends etwas enthält was verletzen könnte und auch im Bilderschmuck die nötige Dezenz walten läßt, ohne dabei übertriebener Ängstlichkeit zu huldigen.

Jos. Braun S. J.

La solidarité sociale, ses nouvelles formules. Par ***M. Eugène d'Eichthal.***

La solidarité sociale comme principe des lois. Par ***M. Charles Brunot.*** 8⁰ (154) Paris 1903, Picard et Fils.

Die auf biologischer Grundlage aufgebaute „organische" Solidarität Durkheims, welche die „mechanische" der Urzeiten abgelöst, sich aber lediglich auf Arbeitsteilung und Vertrag stützte — eine Solidarität, bei der auch der entfesselte Kapitalismus seine Rechnung finden konnte — hat das Schicksal der meisten sozial-biologischen Theorien geteilt: Fuimus Troes et ingens gloria Teucrum! Doch was zunächst lag: Rückkehr zur christlichen Solidarität — sagte wenigstens Léon Bourgeois nicht zu. Er suchte die Brücke zwischen der faktischen Solidarität und der juridisch-moralischen in einer Weise zu schlagen, wie es dem Geschmacke der Freunde der Laienmoral entsprach: Der Mensch — er mag wollen oder nicht — ist durch Geburt Mitglied der Gesellschaft. Er wird geboren als deren Schuldner. Die Nahrung, die er verzehrt, ist die Frucht einer langen Kultur, die Sprache ein Erbgut; die Ideen sind zum großen Teil von den Vorfahren aufgehäuft; die Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel, — kurz alles, was das Glück der heutigen Kultur und Zivilisation ausmacht, ist Bestandteil der Errungenschaften der Gesellschaft, allen gegenwärtigen Gliedern der Gesellschaft zu ihrem Wohle hinterlassen — von der Gesellschaft. Schon durch die Tatsache seiner Geburt, seiner Existenz kontrahiert daher der Mensch eine Schuld, eine Verpflichtung von der Art, wie das Zivilrecht sie als Quasi-Kontrakt bezeichnet. Durch diesen Quasi-Kontrakt ist der Mensch verpflichtet, nicht nur seine Kräfte für die Erhaltung der Gesellschaft einzusetzen, sondern auch von dem Seinigen abzugeben an diejenigen Glieder der Gesellschaft, die in dem Genuß der Erbschaft zu kurz gekommen sind. Das Almosen ist also nicht etwa ein Akt der Liebe, sondern eine Pflicht der Gerechtigkeit, eine Restitution, die Bezahlung einer Schuld. Als logische Folge aber ergibt sich hieraus, daß der Staat, die öffentliche Gewalt, welche die Erfüllung der Rechtspflichten erzwingt, für den Ausgleich in dem Genuß der Erbschaft, für die Erfüllung der quasi-kontraktlichen Verpflichtungen aufkommen muß. So wird die quasi-kontraktliche Solidarität schließlich zur Grundlage des positiven Rechtes und aller sozialen Verpflichtungen.

Mit dieser neuen Formulierung der Solidarität beschäftigt sich nun diese vom Institut de France, Académie des sciences morales et politiques,

herausgegebene Schrift. E. d'Eichthal erklärt sich gegen Bourgeois, Ch. Brunot verteidigt die quasi-kontraktliche Solidarität. Die am Schlusse beigefügten Bemerkungen der Mitglieder der Akademie (Passy, Leroy-Beaulieu, Levasseur, Sorel, Inglar, Boutroux, Cheysson, Rostand, de Tarde, Glasson, Stourm) sind durchgängig ablehnend.

Zur Würdigung der Theorie sei kurz folgendes hervorgehoben:

1. Die Bezugnahme auf Art. 1370—1371 des Code civil ist völlig verfehlt. Dort wird von Verpflichtungen gegen Dritte gesprochen, die sich an freiwillige Handlungen einer Person anknüpfen können. Der Quasi-Kontrakt Bourgeois' aber schließt sich an die Tatsache der Geburt, die notwendige Zugehörigkeit zur Gesellschaft an, Momente, die von dem freien Willen des Menschen völlig unabhängig sind, so daß die Anwendung des Kontraktsbegriffs in jeder Form ganz widersinnig erscheinen muß.

2. Wohin führt diese Solidarität? Offenbar zum Kollektivismus. Die Ungleichheiten, die in der Gesellschaft bestehen, sollen ausgeglichen werden vermöge einer den Gliedern obliegenden quasi-kontraktlichen Rechtspflicht zur Begleichung einer Schuld; der Staat mit seiner Gesetzgebung muß für die Durchführung aufkommen. Wo ist die Grenze? Bourgeois' Theorie kennt eine solche nicht, er mag sagen, was er will. Mit logischer Notwendigkeit wird erst Halt gemacht werden, wenn keine Ungleichheit mehr besteht. Das ist aber der Kommunismus, die Auflösung der Gesellschaft. Denn die Gesellschaft beruht gerade auf der Ungleichheit, der gegenseitigen Ergänzungsfähigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit.

3. Die Theorie setzt eigentlich eine kommunistische Auffassung schon voraus. Die Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit des Ausdrucks „Gesellschaft" dient dazu, das zu verhüllen. Und doch, wenn die „Gesellschaft" gewissermaßen als Erblasserin sich darstellt, dann erscheint die Gesellschaft eben als rechtliches Subjekt aller jener Güter, die sie uns hinterläßt. In Wahrheit sind es die Einzelnen, die als Urheber, Erwerber, Spender jener Güter zu gelten haben, die Einzelnen allerdings inmitten der Gesellschaft.

Daß uns Verpflichtungen gegenüber der Gesellschaft obliegen, lehrt auch das christliche Sittengesetz, aber denn doch in ganz anderer Weise als Monsieur L. Bourgeois. **Heinrich Pesch** S. J.

Licht und Wahrheit. Ein Sang für alle, auf welche das Ende der Welt gekommen ist. Von **Friedrich Randsen.** 8° (424) Berlin 1903, Walther. Brosch. *M* 5.—; geb. *M* 6.50

Ein Mystiker in unserer realistischen Zeit, der in einem Sang von über 1200 Stanzen allen, „auf welche das Ende der Welt gekommen ist", Buße und Bekehrung predigt! Daß es ihm dabei bitter Ernst ist, kann nicht bezweifelt werden. Welche Mühe muß es ihm gekostet haben, diese etwa 10000 Reime zu „schmieden" in einem so schwierigen Versbau, und er hat sich dabei keinerlei Freiheiten gestattet. Schon um dieses riesigen Fleißes willen soll es uns nicht verdrießen, sein Opus durchzuarbeiten — „genießen" kann man wohl kaum sagen,

denn es ist und bleibt eine anstrengende Lektüre. Nun, man kann schließlich auch von Klopstocks „Messias“, von Dantes „Göttlicher Komödie“ und von manchen andern ernsten Dichtungen nicht gerade behaupten, daß sie eine leichte und unterhaltliche Lesung seien.

Nandsen ist Protestant (wohl Prediger?); doch neigt er stark zur katholischen Kirche hin; ja er nimmt sogar die Unfehlbarkeit des Papstes an. Aber es bleibt ihm manches in der katholischen Lehre unklar und unverstanden. Überhaupt ist Klarheit nicht seine starke Seite; das hängt wohl mit seiner mystischen Geistesrichtung zusammen. Er scheint überzeugt, daß das Ende der Welt nahe ist, predigt Buße und schildert die Zeit des großen Abfalls und des Sieges von „Licht und Wahrheit“ unter einem großen Papste, um den sich der Rest der treuen gläubigen Gemeinde in einer neuen Peterskirche schart.

Skizzieren wir kurz den Inhalt der Dichtung. Sie ist in zwei Teile von je 10 Gesängen zerlegt; doch ist diese Einteilung eine rein äußerliche, wie ja auch ihre Titel „Licht“ und „Wahrheit“ synonyme Ausdrücke sind.

Im 1. Gesang (Fehlgeburten) sucht der Dichter als ein neuer Diogenes Menschen in diesen unsern letzten Zeiten. Nachdem er die Schönheit der Natur besungen hat, deren Krone der Mensch sein sollte, kommt er zu dem traurigen Ergebnis, daß sein Suchen umsonst sei. Die Menschen haben ihrer gottgewollten Würde vergessen, ja sie sehnen sich nicht einmal nach der verlornen Würde.

„Ich suche Könige in Macht und Ehren,
Und finde nur der Schranzen feil Geschlecht.
Ich suche Meister, welche Weisheit lehren,
Und höre Narren fälschen Licht und Recht.
Ich suche Starke, die sich kräftig wehren,
Und seh' in schwerer Fron den feigen Knecht.
Ach wenn sie seufzten wenigstens und schrien:
‚O könnten Nacht und Banden wir entfliehen!‘“ (I 1 18)

Alle huldigen der „Tierheit“, dem „Lügengeist“, der „Heuchelei“: mit derben Zügen wird der moderne Sinnenmensch gezeichnet. Das sind wirklich, verglichen mit ihrer erhabenen Bestimmung, traurige „Fehlgeburten“. Doch läßt der Dichter nicht jede Hoffnung sinken. Auf seiner weiteren Suche findet er in einem „Dichter und Staatsminister“ einen „Unmenschen“, vielleicht richtiger den modernen „Übermenschen“. Der Christushaß und die innere Hohlheit dieser Genuß- und Ehrenjäger wird scharf gezeichnet. „O möcht' ein Blitzstrahl doch das Kreuz zerschmeißen!“ Das ist ihr Wunsch. Das Fest bei dem „Dichter-Minister“ ist eine bittere Satire:

„Wie laut die Schwätzer doch und Schmeichler lärmen
Von ihm, der Dichter größestem Gestirn!
Wie zart die kleingehirnten Damen schwärmen
Von dem umlockten großen Denkerhirn! ... (I 2 24)

Der „Übermensch“ entwickelt in langer Rede seine Grundsätze:

„Du darfst niemals an uns den Maßstab legen,
Wie an die Laster in dem niederen Volk“

sagt er in nicht sehr poetischer Sprache, muß aber gestehen, daß das Ende seines Genußlebens der Selbstmord, Fausts „Giftphiole“, sein werde. Das ist also auch nicht der Mensch, den unser Dichter sucht; doch:

„Wer Licht ersehnt, ich gebe es dem Blinden,
Wer Menschen sucht, fürwahr, er soll sie finden!“

so wird ihm am Ende des 2. Gesanges „von oben gleich Donnerschlägen“ zugerufen, und so findet er denn im 3. Gesange endlich „Menschen“.

Er trifft einen schlichten Landmann, der ein Frühlingslied singt. Die Stanze ist eine der schönsten des ganzen Gedichtes, und wir wollen sie hersetzen; dennoch ist zu bedauern, daß Randsen nicht, wenigstens zur Abwechslung in der ermüdenden Stanzenreihe, bei solchen lyrischen Stellen ein leichteres Versmaß wählte.

„Der linde Lenz zieht ein in das Gelände.
Von Eis und Schnee befreit ist Fluß und Feld.
Die Herrschaft des Gestrengen hat ein Ende;
Ein Keimen, Regen geht durch alle Welt.
Es fliegt die Lerche himmelan behende,
Zum Preise des, der alles trägt und hält.
Das Schlüsselblümlein spricht an Bächleins Borden
Zum Quell: ‚Freu dich, 's ist Frühling worden!‘“ (I 3 1)

Dieser Landmann-Sänger und, wie es sich bald zeigt, Priester ist „ein wahrer Mensch“. Er geleitet den Dichter in seine Hütte und erzählt ihm seine Geschichte. Er ist aus Italien eingewandert und die Vereinigung von Romane und Germane scheint unserm Dichter das Ideal des Menschen:

„Heiß glüht des Welschen Herz gleich Ätnas Schlünden,
Kühl wie der Quell des Deutschen Haupt erst wägt ...
Wo beide sich aufs innigste vereinen,
Dort, denk ich, müßt' ein ganzer Mann erscheinen.“

Die Gemeinde entspricht diesem Priester, der nun im 4. Gesang in einer Predigt dem Dichter das Bild des „Idealmenschen“ entwirft; es ist der durch Gnade und Wahrheit geadelte Mensch, der Christ. Manch schönes und geistreiches Wort wird da über Gnade und Wahrheit gesprochen; aber die Predigt — eine solche ist es, wächst zu sehr ins Breite und manches darin, z. B. was über die Ehe gesagt wird, bedürfte der Korrektur. In diesem und dem folgenden Gesange verliert die Muse immer mehr die Führung; viele und auch längere Stellen sind eben doch nur gereimte Prosa. Die Bekehrung (5. Gesang), zu der sich der Dichter auf diese Predigt hin entschließt, soll ernst genommen werden durch volle Weltentsagung und Nachfolge des gekreuzigten Heilands. Die Bekehrung in letzter Stunde ist ihm „gewiß nur Schein“ (Str. 31); auch das heilige Öl kann, wie er meint, da nicht mehr vor den Höllenflammen retten (Str. 34). In diesen und ähnlichen Stellen unterschätzt der Protestant die übernatürliche Wirksamkeit der Sakramente; doch ist er begeistert für die heilige Beicht und will durchaus nichts davon wissen, daß es genüge, Gott seine Schuld zu bekennen:

„O sel'ge Reue, heil'ges Selbstverklagen,
Damit der Herr von Schulden ledig spricht!
O schöne Scham, zerknirschtes Brüsteschlagen,
Wenn durch die Tränenwolk' die Gnade bricht!
O demutvolles Zagen, Ratbefragen,
Das Flehn um Unterweisung, Trost und Licht!
Nur wer vor Menschen hat die Deck' zerrissen
Verborgner Schmach, nur der zeigt ein Gewissen." (I 5 48)

Aber mit der Lossprechung ist es nicht genug; die verziehene Sünde erheischt Buße, und so sendet der Priester den Büßer „nach des Baltschen Meeres Borden" in einen Wald, um sich in der Weltflucht, in Arbeit, Buße und Gebet zu üben. Im 6. Gesang „Die Reise" begleiten wir ihn „zum Aufgang zwischen Ost und Norden durch Germanien" in diesen Wald. Unterwegs sehen wir, wie er die Versuchung des schönen Gärtnermädchens zur Ehe, des Hufschmieds und des Bauern zu bürgerlichem Wohlstand, des Soldaten zu Ruhm und Ehren, eines schönen, klugen Knaben — wohl eine Personifikation der Dichtkunst — zu eiteln Träumereien überwindet, und schon nahe seinem Ziel erinnert ihn noch einmal ein Findelkind an die Laster der Welt, der er jetzt entsagt.

Mit Begeisterung begrüßt der Dichter (7. Gesang) bei der Ankunft im Walde die Stätte seiner Vorbereitung auf ein neues Leben:

„Sei mir gegrüßt, Natur, du heil'ge, schöne,
In deiner Einsamkeit so hehr und groß!
Sieh, suchend kommt hier einer deiner Söhne
Nach Fried' und Ruh in deinem Arm und Schoß,
Daß hier er, ferne von dem Weltgetöne,
Genieß der Menschenferne lieblich Los,
Daß er durch deinen Vorhof möge steigen
Zum Himmelschor der sel'gen Engelreigen." (I 7 1)

Da umfangen ihn „der Gottesnähe Schauer mehr noch als zu Jerusalem und Rom". Da baut er sich in rüstiger Arbeit seine Einsiedelei, die recht poetisch beschrieben wird; da hängt er in seiner Zelle das Bild des dorngekrönten und gekreuzigten Heilands auf und besingt sein bitteres Leiden in sieben Liedern, eigentlich mehr Betrachtungen, die den 8. Gesang Salve caput cruentatum bilden. Manche dieser Strophen sind wirklich tief empfunden. Andere Betrachtungen in seiner Einsamkeit bieten Nandsen „Die Heiligen" (9. Gesang) und die Erinnerung an die Toten (10. Gesang), wobei er episodenartig seiner Eltern und seines Jugendlebens gedenkt. Sein Glaube siegt über seine Trauer; begeistert ruft er den Abgeschiedenen zu:

„Ihr seid nicht tot! Wenn eure Zeit erfüllet,
Dann weckt euch Gott aus Grabesruh und -nacht
Dann werdet ihr, im Strahlenkleid gehüllet,
Zur Stätte seiner Herrlichkeit gebracht,

Wo seine Hand die Kummerträne stillet
Und aus dem Weinen eitel Freude macht.
Dort strahlt die Sonne seiner Gnad' und Wahrheit.
Durch Todesdunkel gehts zur Himmelsklarheit." (I 10 48)

So lebt der Einsiedler in Arbeit den Garten bestellend und frommer Betrachtung; er hört auf das Lied, das ihm die Erde, das Rauschen des Windes im Wald, das Brausen der Meereswellen vorsingen; die Flüchtigkeit der Zeit, die Jahreszeiten lassen ihn im Wandel der Zeiten (II. Teil, 1. Gesang) den Unwandelbaren finden:

„Ob auch den Sinn des Lenzes Pracht berücket,
Du sei mir Schmuck und Freude, Glanz und Zier,
Der Sommer mit dem Ährenkranz sich schmücket,
Du, Lebensquell, nach dir steht mein Begier.
Ob sonst die Hand im Herbste Früchte pflücket,
Die meine hebe ich hinauf zu dir,
Daß durch des Winters allgemeines Sterben
Du mich zur Freude führest deiner Erben." (II 1 55)

Nachdem der Büßer also zu seiner Sendung sich vorbereitet, erscheint ihm Christus im Traume und erteilt ihm die Weihe (II. T., 2. Ges.). Als Prophet soll er dem Papste eine Botschaft überbringen:

„Dem Fuße schaffe dein Gehorsam Flügel,
Bis der Apostelfürsten heil'gen Ort
Du hast erreicht, die Stadt der sieben Hügel,
Der ew'gen Wahrheit diamantnen Hort.
Was deinem Geist mein Geist dort zugerufen,
Sprich laut und frei es an Sankt Petri Stufen." (II 2 13)

Er macht sich also auf, nachdem seine Zelle und der Wald ringsum beim Baue einer Bahnlinie zerstört wurden, und zieht über die Alpen, deren Schönheit er in ein paar recht guten Stanzen schildert. Wie ihm dabei die Natur das Symbol des Seelenlebens ist, mag die folgende Strophe zeigen:

„Wie doch die Nebel wogen und sich ballen!
Das ist der Stolz in seiner Nichtigkeit.
Wie doch die Bäche sieden, kochen, wallen!
Das ist die Seele in des Lebens Streit.
Das Hüttlein wankt, wenn die Lawinen fallen,
Das ist des Erdenglücks Unsicherheit.
Es blinkt das Edelweiß an Felsenschlüften,
Das ist die Freude an den Totengrüften." (II 2 52)

In Rom angekommen hält er sofort seine Rede vor Sankt Peter (II. T., 3. Ges.).

„Der du vom heil'gen Geiste überkommen
Der Gnad' und Wahrheit ewigen Gehalt,
Der du Sankt Petri Schlüssel übernommen,

Zu binden und zu lösen die Gewalt . . .
O Vater sprich den Spruch, den unfehlbaren,
Zu Heil und Segen deiner Christenscharen!" (II 3 1—2)

So redet er ehrfurchtsvoll den Papst an. Was er aber dann als Botschaft Gottes ihm vorträgt, ist im ganzen sehr verwunderlich, wenn auch manches Körnchen Wahrheit in seiner Rede enthalten ist. Die spanische Inquisition, die Bartholomäusnacht, die Bedrängung der Protestanten in Österreich unter Kaiser Ferdinand, die Verurteilung Giordano Brunos und ähnliches kennt er offenbar nur in protestantischer Beleuchtung. Er zieht daraus den Schluß, man dürfe sich nicht fleischlicher Waffen im Kampfe für die Wahrheit bedienen, obschon er anderseits der Kirche die Pflicht zuspricht, falsche Lehren zu verdammen. Man soll nach der Bibel das Unkraut im Weizen wachsen lassen. Dann fordert er den Papst auf, das Bibellesen, und zwar der ganzen Heiligen Schrift, allen Katholiken zur Pflicht zu machen: „Befiehl es, Seelenhirte, deiner Herde!" (II 3, 43.) Dabei eifert er aber auch gegen das bloße Bibelchristentum der Protestanten. Ferner will er, der Papst solle sorgen, daß die katholische Predigt „biblischer" werde, ohne „eitle Wundermären", doch auch formvollendeter. Die Lutheraner predigen besser. Chrysostomus und die großen französischen Prediger werden als Muster vorgestellt. Endlich verlangt er für Schwache, denen die Bürde des Priestertums zu schwer wird, die Erlaubnis in den Laienstand zurücktreten zu dürfen und schließt seine Predigt also:

„Wenn erst die Kirch' der Sakrament und Gnaden
Mehr die des Schriftworts und der Predigt wird,
Den Priestern auf den allzuschmalen Pfaden
Mehr Freiheit gibt der Kirche erster Hirt, . . .
Wenn erst der Papst herrscht über freie Christen
Kann er getrost zum Sieg der Welt sich rüsten!" (II 3 62)

Was der Papst zu dieser Rede sagt, wird uns nicht verraten, dagegen nimmt sie der römische Pöbel sehr ungnädig auf. Da scharen sich — neun graue Schwestern von Berlin um den „Propheten" und retten ihn in das Refektor ihres römischen Klosters! Und da erfährt er nun, daß, während er weltabgeschieden im Walde am Baltischen Meere weilte, der alte fast hundertjährige Papst gestorben ist (NB. Das Gedicht ist vor dem Tode Leos XIII. geschrieben). Jetzt sitzt ein deutscher Papst auf Petri Stuhl, unterrichtet die Kardinäle in der Bibel, geht offen „im schwarzen, nicht zu langen Priesterrocke" in Rom umher, besucht die Predigten und spendet Lob und Tadel, je nach ihrem Gehalt; anderseits aber verbietet er den Protestanten die Benützung der Archive, empfängt keine Andersgläubigen, auch keine akatholischen Fürsten, und hat soeben König und Minister exkommuniziert! Und während die „Äbtissin", „die Leiterin Matrone", diese wunderbare Märe erzählt, wird der Papst auf Befehl des exkommunizierten Ministers an Petri und Pauli Fest am Altare vom römischen Pöbel überfallen und aus dem Petersdom verjagt.

Unser Prophet eilt an die Seite des Papstes und wohnt dieser „Vertreibung aus dem Tempel" (II. T., 5 Ges.) bei. Nach der Rede des

Ministers und dem feierlichen Protest des Vergewaltigten, ergreift der Papst die Monstranz und schreitet durch die tobende Menge aus den Räumen des Domes:

„Den schwarzen Papst seht ihm zur rechten Seiten,
Zu seiner Linken den Propheten gehn,
Und hinter ihm die Kardinäle schreiten" (II 5 55),

und wie die Prozession aller Mönche und treuen Gläubigen aus dem Portale schreitet, da öffnet sich, allen sichtbar, der Himmel,

„Zur Rechten von Maria und zur Linken
Sah'n Pauli Schwert wir, Petri Schlüssel blinken" (II 5 59),

und in der Schar der Seligen erblickt er Buonarotti, den Erbauer der Riesenkuppel, der in heiligem Zorne den Hammer gegen sein Werk schwingt, es zertrümmernd. Ein glücklicher poetischer Griff.

Der Papst flüchtet das heiligste Sakrament in eine Privatwohnung und hält dann eine Rede (Ges. 6), die in dem Satze gipfelt „die Herzen seien unser Königreich!" nachdem aller äußere Prunk ihm genommen ist. Die treue Gemeinde leistet ihrem Hirten einen begeisterten Treuschwur, dann glaubt der Dichter durch den Anschlag seiner Thesen an der ehernen Pforte (Ges. 7) feierlich Stellung gegen alle spezifisch protestantischen Lehren, namentlich die lutherische Rechtfertigungslehre, nehmen zu müssen. Es scheint uns aber, es sei ihm nicht gelungen, diesen spröden Stoff dichterisch zu gestalten. Packender ist der folgende Gesang „Das Eselsfest". Statt mit den Sansculotten der Vernunft göttliche Ehre zu erweisen, beten die Fortschrittschristen als Symbol der Gottheit den Esel an, weil er, wie ihr Gott, sich ohne Sträuben alle Schmach aufbürden läßt. Es ist ein furchtbar derber Hohn auf die Philosophie des Unglaubens, der Esel wird also angeredet (II 8 31 34 f):

„Der du geschaffen hast das Rund der Welten,
Vielleicht dem Werden auch nur zugesehn,
Und thronest in des Himmels goldnen Zelten,
Vielleicht auch nur auf Nirgendheimes Höh'n,
Wenn du nicht bist, so sollst du uns doch gelten
Als Herrscher ..."
„Du höchster Gegenstand für die Gedanken,
Zwar nicht bestehend, sondern nur Begriff,
Gibst zwar nicht Maß den Dingen, Ziel und Schranken
Doch als tiefsinnig Wort den letzten Schliff ..."
„Mag sein, du kannst nichts tun und nichts vollbringen,
Dein Leben hängt an unserem Bestand,
Dich als den Ordner von den Erdendingen
Nur das Bedürfnis unseres Geists erfand ...
Ob wir von dir nichts wissen und nichts kennen,
So wollen wir dich dennoch Vater nennen," usw.

Zu diesem modernen „Glaubensbekenntnis" sagt der Esel „Ja", wird aber endlich ungebärdig und teilt seinen Anbetern Hufstritte aus. Endlich öffnet sich

der Boden „wo einst lag Petri heiliges Gebein“ und verschlingt den Esel samt dem zehnten Teil seiner Anbeter.

Die tiefste Verirrung des Menschengeistes ist unserm Dichter aber der Philosoph Nietzsche; ihm und seinem traurigen System widmet er den 9. Gesang des 2. Teiles: Also sprach Zarathustra. Er ist ihm „hirnverletzt von eines Esels Hufen“, „der mit dem hufgetroffenen Gehirn“, weil er „das Tier in uns als Gottheit verehrt“. Aber trotz seines „Gott verhöhnenden Gebelfers“ will er ihn doch vor Gericht verteidigen, weil er nur offen ausgesprochen, was andere denken. Nicht ohne Mitleid schildert er seinen Wahnsinn und Tod.

Als lichter Gegensatz zu der traurigen Verirrung der von der Kirche Abgefallenen strahlt das Schlußbild der kleinen aber treuen Gemeinde in dem letzten Gesange: Das Fest des Lammes. Aus Liebe legen sie ihre Gaben zusammen zum Bau eines neuen St Petersdomes. Umsonst will der Papst zuerst die Summe „nicht Prunk, nur Liebe und Barmherzigkeit“ zuwenden; doch muß er sich dem frommen Drängen der Christenheit fügen, und rasch steigt der herrliche Bau himmelan. In einer Reihe schöner Stanzen wird seine Pracht uns geschildert und mit dem Kirchweihfest kommt der Sang von Licht und Wahrheit zum Abschluß. Er endet mit einem erhabenen Gebete des Papstes also:

„O Herr, den Sünde an das Kreuz gebunden,
Mach uns von Schuld und Macht des Teufels frei!
Um deine Striemen, deine Todeswunden,
Steh' uns im Tode, treu'ster Heiland, bei!
Der du beim Vater Preis und Ruhm gefunden,
Die Herrlichkeit des Himmels uns verleih'
Durch deine Gnade und in deinem Namen!
Und alle Frommen sprechen: Amen! Amen!“

Nur halbbefriedigt wird man das Buch beiseite legen. Trotz mancher schöner Stellen kann man es als Dichtung nicht für ein gelungenes Werk bezeichnen. Es fehlt die poetische Gestaltung; die auftretenden Personen sind wie in Nebel gehüllt und statt zu handeln ermüden sie durch endlose Reden, die leider nur zu oft nichts als mühsam gereimte Prosa sind. Auch wirken manche Plattheiten des Ausdrucks störend. Dennoch wird das Ganze ernste Leser, wenn auch nicht vollkommen befriedigen, so doch durch seine Originalität unterhalten und oft, namentlich wo er der modernen Genußsucht und Afterphilosophie den Spiegel vorhält, ihres Beifalls sicher sein. Fromme Leser werden sich an Nandsens Liebe zum gekreuzigten Heiland erbauen, dem wirklich viele schöne Stanzen gewidmet sind. Lesern dagegen, die nur nach Genuß haschen, ist das Buch nicht zu empfehlen; bei ihnen würde gewiß das Wort in Erfüllung gehen, welches der „Dichter-Minister“ im 2. Gesang unserem „Propheten“, dem „närrischsten der Narren“, sagt:

„Sollst reden, und kein Mensch soll dich verstehen,
Begeistrungsvoll, und sie verspotten dich!“

Jos. Spillmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Summa theologica. Tom. 5: Tractatus de Deo-Homine. Pars altera. Mariologia-Soteriologia. Auctore L. Janssens O. S. B. 8° (XXXIV u. 1022) Friburgi 1902, Herder. *M* 12.—; geb. *M* 14.80

Auch in diesem Bande mit seinem Reichtume spekulativer Untersuchungen und positiven Materials lehnt sich der bewährte Dogmatiker eng an den hl. Thomas an. Dies hemmt zwar, wie der Verfasser selbst erklärt, in etwa den freien Lauf; es bietet aber Gelegenheit, ein tieferes Verständnis des großen Meisters anzubahnen. Die Behandlung der Geheimnisse des Lebens unseres Herrn und der allerseligsten Jungfrau wird unter der Hand des Verfassers zu einer reichen Quelle für Predigt und Katechese. Hierhin gehören die schönen Diskurse über die göttliche Mutterschaft, über den hl. Joseph, die verschiedenen Namen des Herrn, über die Vorbilder der Gottesmutter usw. Auch eine solide aszetische Selbstbildung hat der Verfasser vor Augen. Ihr dienen nicht bloß eine Reihe herrlicher Stellen aus der Liturgie und den Vätern, sondern auch eigentliche aszetische Zusätze. Die Diskurse über einzelne Lehren des hl. Bonaventura und des hl. Anselmus, des Paschasius Radbertus und Ratramnus bedeuten entschieden eine Vertiefung des Verständnisses für die Theologie des Mittelalters.

Aber auch den Bedürfnissen der Jetztzeit sucht Janssens gerecht zu werden. Die Anhänge: De B. M. V. ortu, dotibus ac nomine, De cantico B. M. V. wie besonders die ganze Abhandlung über die Jungfräulichkeit Mariä zeigt, daß der Verfasser die modernen Erscheinungen nicht aus dem Auge verliert. Wir wünschten, daß die Bezugnahme auf dieselben eine noch mehr kontinuierliche wäre. Dagegen könnten andere Partien gekürzt werden. Fragen, welche keiner soliden Antwort Raum bieten, dürften ruhig ungestellt bleiben (S. 201). Bei den Namen des Herrn hätten wir eine eingehendere Behandlung des Servus Domini und des Filius Hominis freudig begrüßt. An Materialien würde es nicht fehlen. Ebenso wird der Leser beim descensus Christi ad inferos nur ungern eine Darlegung der Stelle 1 Petr 3, 18 vermissen. Möge es dem Verfasser gelingen, das vortreffliche Werk bald zum Abschluß zu bringen.

Minges, Parthenius O. F. M.

I. **Compendium theologiae dogmaticae generalis.** 8° (VIII u. 290) Monachii 1902, Lentner. *M* 4.—

II. **Compendium theologiae dogmaticae specialis,** pars prior. 8° (VIII u. 282) Ebd. 1901. *M* 4.—

III. **Compendium theologiae dogmaticae specialis,** pars posterior. 8° (VIII u. 222) Ebd. 1901. *M* 3.20

Das vorliegende Kompendium erhält einen besondern Wert durch eingehendere Berücksichtigung des hl. Bonaventura und des Duns Scotus. Den letzteren nimmt es gegen die Anschuldigungen der Protestanten in Schutz. Der Verfasser folgt im ganzen, wie der Lehre, so auch der Methode der Scholastik, ohne sich jedoch in Bezug auf letztere sklavisch zu binden. Eine Reihe von dogmenhistorischen Fragen

sind organisch mit den Thesen verknüpft. Die Darstellung ist durchsichtig und klar. Bei den grundlegenden Thesen ist das Schriftargument eingehend dargelegt; bei andern Thesen hätten wir in dieser Beziehung etwas mehr gewünscht. Der Verfasser ist in Darlegung der Streitfragen unter katholischen Schulen sehr irenisch, nur bei der Frage über die Analysis fidei klingt das Urteil über die Ansicht von Mazzella, Pesch und andern etwas hart. Ein Mißverständnis liegt wohl vor, wenn Minges sagt: censent in ipso actu fidei motivum fidei directe et formaliter non ab intellectu sed a voluntate obtineri. — Wenn alle drei Bände das Lob korrekter Doktrin, glaubenswarmer Darstellung, praktischen Sinnes verdienen, so müssen wir doch dem zuletzt erschienenen Bande Theologia generalis eine ganz besondere Anerkennung spenden. Der Verfasser zeigt große Belesenheit im Gebiete der vergleichenden Religionswissenschaft und ebenso in den Kontroversfragen der Lehre über die Kirche, ihre Entstehung, Verfassung und Ausbreitung. Die Sicherheit, mit der Minges die Irrungen Harnacks und anderer aufzeigt, die siegreiche Ruhe, mit der er die Tatsachen reden läßt und die Gegner mit ihren eigenen Waffen schlägt, gibt der Darstellung einen eigenen Reiz.

Die Heiligkeit Gottes und der ewige Tod. Von J. Stufler S. J. kl. 8° (IV u. 430) Innsbruck 1903, Rauch. *M* 4.—

Das Werk nimmt besondere Rücksicht auf die Lehren des Würzburger Gelehrten Dr Hermann Schell. Bei der eminenten Wichtigkeit der Sache war eine solche Monographie sehr erwünscht. Der erste Teil bietet grundlegende Voruntersuchungen über die Verstocktheit der Verdammten; der zweite befaßt sich mit der spekulativen Erklärung des Problems. Hier bringt Stufler einen eigenen Lösungsversuch, der annehmbar erscheint, jedoch der thomistischen Ansicht weniger schroff gegenübersteht, als der Verfasser selbst annimmt. Der dritte, weitaus größte Teil beschäftigt sich mit dem Problem des ewigen Todes bei Schell. Stufler weist nach, daß die früher von Dr Schell geäußerten Ansichten über das Wesen der Todsünde, die Dauer der Höllenstrafen, eine mögliche Apokatastasis der Geister mit der Lehre der Heiligen Schrift, der Väter und den kirchlichen Lehrentscheidungen sich nicht vereinen lassen. In kleineren und nebensächlicheren Fragen scheinen uns mildere Urteile wohl möglich.

La très sainte Eucharistie. Exposition de la foi des douze premiers siècles de l'Église sur le dogme de la présence réelle d'après les écrits des pères. Par Mgr Béguinot, Évêque de Nîmes. 8° Tome I (XVI, 544) Tome II (556) Paris 1903, Lethielleux. *Fr.* 12.—

Der heutigen religiösen Unwissenheit gegenüber möchte der Verfasser auf die Quelle des Glaubens hinweisen, der heutigen Scheu gegen das Übernatürliche die Art und Weise gegenüberstellen, in welchen die Väter gerade diese Seite des Christentums betonten. Es werden zu diesem Zweck aus den Sammlungen von Migne, Assemani, Pitra Auszüge aus 191 Schriftstellern von den Evangelien bis zum hl. Franz von Assisi zusammengestellt, denen dann noch die Lehre des hl. Thomas von Aquin und des Konzils von Trient beigefügt werden. Den Anforderungen der kritischen Geschichtswissenschaft sollte in höherem Grade Rechnung getragen sein.

Die wahre Kirche Christi. Von Dr Andreas Brüll. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Professor Joseph Brüll. 8° (VI u. 46) Freiburg 1903, Herder. 60 *Pf.*

Die Schrift beweist in klarer, durchsichtiger Sprache aus dem Ursprung, aus den Eigenschaften und aus der Lehre der römisch-katholischen Kirche, daß diese die wahre Kirche Christi sein muß. Ein Hauptvorzug derselben neben der Klarheit ihrer Form und der Wärme der Darstellung ist die Benutzung neuester Werke, wie Grisars Geschichte Roms und der Päpste, und die Berücksichtigung neuester Tagesereignisse. Auch dem Laien ist das Büchlein nur zu empfehlen.

Grundlinien idealer Weltanschauung. Aus Otto Willmanns „Geschichte des Idealismus" und seiner „Didaktik" zusammengestellt von Professor Dr J. B. Seidenberger. 8° (VIII u. 300) Braunschweig 1902, Vieweg. *M* 3.—; geb. *M* 3.80

Die beiden Hauptwerke Willmanns, in diesen Blättern wiederholt gewürdigt, gehören zweifellos zu dem Bedeutendsten und Erhebendsten, was die noch christliche Literatur Deutschlands in den letzten 50 Jahren zu verzeichnen hatte. Der Umfang dieser Werke und die Anforderungen, die sie an den Geist des Lesers stellen, mußten den Kreis derer, die aus denselben Nutzen schöpfen konnten, notwendig einschränken. Es war daher ein sehr berechtigtes Unternehmen, das Wertvollste in einem kürzeren Auszuge zusammenzudrängen. Die eigenartig formschöne Darstellung ist dabei möglichst gewahrt; die sprudelnde Fülle von Wissen und Ideen hat keinen Eintrag erlitten. Auf 111 Seiten entrollt sich an den großen Erscheinungen der Vorzeit die Geschichte des Idealismus; zwei folgende Abteilungen beleuchten im Lichte der idealen Weltanschauung das dreifache Gebiet, das ihr offen liegt: Glaube, Forschung, Leben. In einer Zeit, da edler strebenden Geistern oft jede Orientierung im Bereiche der Philosophie unheilvoll abgeht und schmerzlich vermißt wird, empfiehlt sich von selbst ein solches Lehrbuch echter Weltweisheit.

Le culte des Saints dans l'Afrique chrétienne d'après les inscriptions et les monuments figurés par Dr Gaston Rabeau, Prêtre de l'Oratoire. 8° (84) Paris 1903, Fontemoing.

In den ehemals so volkreichen, heute wüst liegenden Provinzen Nordafrikas hat man etwa 300 altchristliche Basiliken mit Altarresten und Inschriften auf Heilige oder Reliquien aufgefunden. Die vorliegende Schrift stellt alle diese Funde nach Kategorien zusammen. Am meisten verehrt waren in Afrika die römischen Heiligen, die Märtyrer der Heimat genossen meist nur einen lokalen Kult. Die Anrufung der Heiligen ist auch auf afrikanischem Boden bezeugt (S. 25); nicht ganz wenige Inschriften reden von den Reliquien des Kreuzes Christi. Viele Märtyrer, von deren Verehrung die Inschriften reden, sind später völlig vergessen worden und heute gänzlich unbekannt. Noch in einer andern Beziehung beweisen die Inschriften die Lückenhaftigkeit unserer geschichtlichen Quellen: die hll. Cyprian und Stephanus, deren Kult in Afrika so verbreitet war, sind auf den Inschriften nur je einmal genannt.

La Faculté de Théologie de Paris et ses Docteurs les plus célèbres. Par l'abbé P. Feret. Époque Moderne. Tome troisième: XVIIe siècle. Phases historiques. 8° (VI u. 520) Paris 1904, Picard. *Fr.* 7.50

Im engen Anschluß an das vorhandene, zum Teil ungedruckte Aktenmaterial verzeichnet vorliegender Band die wichtigeren Vorkommnisse im Leben der berühmten

Fakultät während des 17. Jahrhunderts. Da verketten sich ineinander die Kämpfe des Jansenismus und des Gallikanismus, des Cartesianismus und des Quietismus, in welche alle die Fakultät verwickelt wurde. Der Streit über die Unfehlbarkeit des Papstes füllt das ganze Jahrhundert, und die Adoptierung der Deklaration des Klerus von 1682 ist nur der Schlußstein einer langen Entwicklung. Mit Entschlossenheit verteidigt die Fakultät den Aristoteles und die Lehre über Materie und Form gegen mutwillige Angriffe der Neologen, fast leidenschaftlich gebärdet sie sich in der Verurteilung von du Boulays dreibändiger Geschichte der Universität Paris. Den für die Wiedervereinigung der getrennten Christenheit eifernden Brachet de la Milletière zensuriert sie wegen seiner unpraktikablen Vorschläge, den Dominikaner Rigal, weil er molinistisch klingende Sätze verficht, einen Theatiner, weil er theologische Anschauungen in allzu verschwommene und hochtönende Phrasen kleidet usw. Die Hauptkosten des Bandes müssen aber die Jesuiten tragen, gegen welche als Rivalen die Universität von ihrem ersten Erscheinen an den Kampf auf Leben und Tod eröffnet hatte. Hier macht es sich recht fühlbar, daß der Darstellung ausschließlich Berichte der einen Seite zu Grunde liegen. Auch bei durchaus loyaler Gesinnung des Verfassers und zweifellos authentischen Aktenstücken bleibt die Einseitigkeit nicht zu vermeiden. Mit vollem Rechte sind mehrere Schriften, welche Jesuiten zu Verfassern hatten, durch die Fakultät zensuriert worden, allein auch diese Schriften und die ihnen zu teil gewordenen Zensuren müssen im Lichte der geschichtlichen Entwicklung, nach dem derzeitigen Stande der Disziplin, welcher sie angehören, wie im Zusammenhang mit den übrigen, die Zeit bewegenden Fragen gewürdigt werden. Auch manche der allgemeinen Erwägungen des wohlmeinenden Verfassers (z. B. S. 342 u. 382) geben einer Einsprache Raum. Die klägliche Rolle, wie anscheinend in den Akten der Fakultät, haben tatsächlich die Jesuiten im damaligen Frankreich nicht gespielt. Beachtung verdient die Äußerung des Kardinals Richelieu (S. 147) über das Schulmonopol. Für die früheren Bände des groß angelegten Werkes vgl. diese Zeitschrift LVIII 223; LX 452; je weiter es voranschreitet, desto mehr gewinnt es an Schätzbarkeit und Brauchbarkeit.

Die pfarramtlichen Aufzeichnungen (Liber consuetudinum) **des Florentius Diel zu St Christoph in Mainz** (1491—1518). Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Dr Franz Falk. [Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. IV. Bd, 3. Heft.] 8° (VIII u. 66) Freiburg 1904, Herder. *M* 1.40

So gering der Umfang, so groß ist die Bedeutsamkeit dieser neuen Veröffentlichung des vielverdienten Historikers. Die Aufzeichnungen eines braven Mainzer Pfarrers, teils zum Zweck der regelmäßigen sonntäglichen Ankündigungen, teils zu nützlichen Anhaltspunkten für den Seelsorger selbst, gewähren tiefen Einblick in die Art der Pfarrseelsorge und des kirchlichen Lebens im Volke während der letzten Jahrzehnte, welche den Reformwirren vorausgingen. Nicht nur Gemeindegottesdienst und Kirchenjahr, Machtbereich des Pfarrers und Vergünstigungen des Ordensklerus, sondern die ganze kirchliche Praxis in Buße und Beicht, Ablaß und Abgabe, Eucharistie und Predigt spiegelt sich hier mit lebenstreuer Unmittelbarkeit. Um das hochinteressante Schriftstück auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, ist die deutsche Übersetzung vorangestellt worden. Daß aber nicht, wenigstens im lateinischen Text, auch der zweite, liturgische Teil zur vollständigen Mitteilung kam, ist sehr zu

beklagen. Zuweilen, wie S. 20 u. 32, ist die Übersetzung nicht ganz glücklich. Stellen, wie die über die hl. Eucharistie S. 15 aus der verschrieensten Zeit der „Veräußerlichung“ und „Verderbtheit“ der Kirche, sind eine wahre Erquickung.

Braunau und der dreißigjährige Krieg. Geschichtliche Studie von Laur. Wintera. Gymnasialprogramm 1903. gr. 8° (88) Braunau 1903.

Bereits in seiner „Geschichte der protestantischen Bewegung in Braunau“ (Prag 1894) hat der Verfasser den historischen Irrtum richtig gestellt, welcher die Schließung der protestantischen Kirche in Braunau durch den dortigen Abt an die Spitze der Verwicklungen stellt, die zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges geführt haben. Mit verstärkten Waffen tritt er hier abermals der noch immer allgemein verbreiteten Annahme entgegen, entrollt aber zugleich von den Schicksalen Braunaus während des Krieges ein Bild, mehr als alles andere geeignet, jene grauenhafte Heimsuchung des Vaterlandes richtig ermessen zu lehren. Die Schrift ist inhaltsschwerer, als ihr Umfang erwarten läßt; man möchte sagen: wer sie nicht gelesen, weiß nicht ganz, was der Dreißigjährige Krieg gewesen ist. Des Verfassers Einseitigkeit für Wallenstein ist harmlos und leicht verzeihlich.

Der Kurfürstentag zu Mühlhausen 18. Okt. bis 12. Nov. 1627. Von Dr Karl Breuer. 8° (122) Bonn 1904, Universitäts-Buchdruckerei.

Derartige Spezialuntersuchungen über wichtige Kreuzungspunkte im Verlauf großer geschichtlicher Verwicklungen sind stets lohnend, um so mehr, wenn, wie es hier der Fall, neue archivalische Quellen zur Verwertung kommen. Bemerkenswert dürfte der Antrag der vereinigten Kurfürsten sein (10. Nov. 1627), Tilly in Anerkennung seiner Verdienste in den Fürstenstand zu erheben. Ein entscheidender Einfluß wird dem Tage zuerkannt in Bezug auf die bayrische Kurwürde wie den Erlaß des Restitutionsediktes. Im übrigen waren nach dem späteren Worte eines Teilnehmers „alle Räusch' umsonsten getrunken“. Wie in einer Schrift über diese Periode des Dreißigjährigen Krieges, welche sich doch mit älteren Werken wie Gindely, Hurter, Opel fortwährend auseinandersetzt, das viel bedeutendere von Onno Klopp völlig ignoriert werden durfte, ist schwer erklärlich.

Wohnungs- und Besitzverhältnisse der einzelnen Bevölkerungsklassen im Kölner Kirchspiel St Kolumba vom 13. bis 16. Jahrhundert. Von Dr Jos. Greving, Privatdozent an der Universität Bonn. [Sonderabdruck aus Annalen des Hist. Vereins f. d. Niederrhein LXXVIII.] 8° (80) Bonn 1904, Hanstein.

Die hübsche, mit vielen trefflichen Tabellen erläuterte Untersuchung bildet die Fortsetzung einer früheren über „die Steuerlisten des Kirchspiels S. Kolumba in Köln“ (1900), welche in diesen Blättern LX 588 die verdiente Anerkennung gefunden hat. Den damals zum Teil schon ausgebeuteten Listen ist hier eine Reihe neuer Momente abgewonnen worden; auch noch andere ergiebige Archivalien, wie die Herdsteuerliste von 1582, das Verzeichnis der gottesdienstlichen Lokale, gefertigt vom Pfarrer Peter Hausmann 1691, und die Kommunikantenliste von 1716, sind recht glücklich herangezogen. Die Zusammenstellungen über die Bauart der Häuser, über die Hauszeichen, die Niederlassung von Fremden, die Hauskapellen, das Verhältnis der verschiedenen Berufsarten, unter welchen die der Metallarbeiter (Schwertfeger, Harnischmacher usw.) es allen andern weit zuvortun, könnten die

Wißbegierde auch weiterer Kreise reizen. Im ganzen zeigt die Schrift wieder, wie viel Gewinn aus den schlichtesten archivalischen Beständen gezogen werden kann, wenn zu ihrer Bearbeitung liebevolle Hingabe mit wissenschaftlicher Einsicht sich verbindet.

Three-Quarters of a Century (1807 to 1882). Vol. III: Forty years in the United States of America. By the late Rev. Augustus J. Thébaud S. J. 8° (360) New York 1904, published by the United States Catholic Historical Society.

Diese Aufzeichnungen eines scharf beobachtenden, kenntnisreichen französischen Priesters, der von 1838 bis 1885 unablässig in verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten gewirkt und an dem wunderbaren Aufschwung der katholischen Kirche daselbst den lebendigsten Anteil genommen hat, bieten für den katholischen Amerikaner außerordentlichen Reiz und reiche Belehrung nach vielen Seiten hin. Manches ist auch für den ferner Stehenden der größten Beachtung wert, so die Darstellung des amerikanischen Sklavenwesens vor dem Sezessionskriege, die Erfahrungen mit der Negerbevölkerung, die wohlwollende Würdigung der deutschen Einwanderung, der Eigenschaften und Verdienste der zugewanderten deutschen Katholiken, die außerordentlichen Schwierigkeiten für das wissenschaftliche Emporkommen der höheren katholischen Schulen u. dgl. Auch über mehrere der hervorragendsten Bischöfe finden sich wertvolle Urteile oder Mitteilungen. Der Verfasser hat einen eigenen Blick, überall das Gute herauszufinden, und findet Freude daran, es anzuerkennen. Er ist mit Leib und Seele Amerikaner, doch dabei zu gediegen katholisch, um von amerikanischen Abirrungen auch nur den leisesten Anflug bemerkbar werden zu lassen. Der trefflich geleiteten United States Catholic Historical Society macht es Ehre, daß sie diesem Teile der Aufzeichnungen Thébauds zur Veröffentlichung verholfen hat, der für die Kirchengeschichte der Vereinigten Staaten die Bedeutung einer sehr schätzenswerten Quellenschrift für immer behaupten wird. Der Umstand, daß die gegenwärtige Publikation ausdrücklich als „dritter Band" bezeichnet wird, erscheint als eine Art Versprechen, daß auch die vorausgehenden Teile, Thébauds Erinnerungen an Frankreich und Rom, dem Publikum geschenkt werden sollen.

Klare Köpfe. Charakterzeichnungen deutscher Protestanten, die katholisch geworden sind. Skizziert von Friedrich Beetz. kl. 8° Heft 1—13. Aachen 1902—1903, Schmidt. Jedes Heft 40 S. Einzeln 25 *Pf.*; Subskriptionspreis 20 *Pf.*

Die hier gebotenen Konvertitenbilder sind kurze Auszüge aus den größeren Werken von Räß und Rosenthal. Jedes Bändchen enthält zehn Charakterbilder, die ganze Sammlung soll deren 300 umfassen. Die „Konvertiten" von Räß und die „Konvertitenbilder" von Rosenthal verdienen es in der Tat, in der kürzeren Form von Skizzen in die weitesten Kreise getragen zu werden. Sie sind auch eine Apologie der Kirche, und zwar eine ebenso leicht faßliche wie packende. Klar und ruhig denkende, ehrenhafte Protestanten, welche nach reiflicher Überlegung und meist unter Überwindung großer Hindernisse und manchen Opfern die Konfession, in der sie groß geworden waren, verließen, um zur katholischen Kirche zurückzukehren, weil sie eben diese als die wahre erkannt hatten, sind unzweifelhaft lebendige Beweise für deren Göttlichkeit, Wert und Wahrheit.

Ein kleines Schriftchen von demselben Verfasser: **Fixsterne. Untrüglicher Wegweiser für Katholiken und Protestanten** (kl. 8° [111] Aachen 1902, Schmidt. 60 *Pf.*), bietet eine Zusammenstellung der katholischen Glaubenswahrheiten an der Hand des apostolischen Glaubensbekenntnisses nebst kurzer Begründung aus der Heiligen Schrift und eine Reihe von Aussprüchen hervorragender Protestanten über die katholische Kirche und deren Einrichtungen. — Ein im gleichen Verlage erschienenes Büchlein von A. Wettstein, Pfarrer: **Zurück zur katholischen Kirche?** (kl. 8° [118] 1903. 75 *Pf.*) behandelt in solider, ansprechender Weise die Kontroverslehren. Es kann Konvertiten als Lektüre sowie beim Konvertitenunterricht als Unterlage empfohlen werden.

La Mission de M. de Forbin-Janson . . . auprès du Grand Duc et de la Grande Duchesse de Toscane. Mars—Mai 1673. Récit d'un témoin. Par C. Douais, évêque de Beauvais. 8° (VIII et 204) Paris 1904, Picard.

Margarete von Valois, zweite Tochter von Ludwigs XIII. bekanntem Bruder Gaston, war nach Mazarins Staatsweisheit 1660 als 15jährige mit dem Erbprinzen von Toskana vermählt worden, und alle äußeren Verhältnisse wie die natürlichen Gaben der beiden Gatten schienen Glück zu verheißen. Allein ärgerlich, nicht eine Königin geworden zu sein, und verdrossen über die vom Pariser Hofe durchaus verschiedenen Gebräuche in Florenz, verlegte sich die Prinzessin darauf, durch Unarten, Bosheiten und Launen ihrem braven Gatten zum grausamsten Quälgeist, für den ganzen Hof zum bösen Kobold zu werden, schlimmer noch als später Mlle de Montpensier, die Tochter des Regenten (gerade in Margaretes Todesjahr 1721 mit dem Prinzen von Asturien vermählt), für den Hof von Madrid. Nach 12jähriger Ehe, in welcher sie Cosimo III. drei Kinder geschenkt hatte, entfernte sie sich unter dem Vorwande eines Ausflugs dauernd von ihrem Gatten, und um dessen bekannte Gewissensängstlichkeit zu foltern behauptete sie jetzt die Ungültigkeit ihrer Ehe wegen Mangels an Einwilligung. Ihr Vetter Ludwig XIV. stand eben auf der Höhe der Macht, und mit Rücksicht auf ihn legte der Hof von Florenz heldenmütige Geduld und Mäßigung gegen das böse Weib an den Tag. Der König schickte einen seiner gewiegtesten Diplomaten, um eine Aussöhnung herbeizuführen. Von dem vertraulichen Berichte eines Beteiligten über diese völlig gescheiterte Mission ist die zweite Hälfte, nur in einer einzigen Handschrift erhalten, in den Privatbesitz des gelehrten Bischofs von Beauvais gekommen, der hier den ganzen Bericht und eine Anzahl damit zusammenhängender Schriftstücke aus verschiedenen Archiven verwertet, um zu der von Rodocanachi 1902 veröffentlichten Biographie der Prinzessin eine Ergänzung zu bieten. Die 43 beigegebenen Briefe enthalten auch sonst Bemerkenswertes.

Hagiographischer Jahresbericht für die Jahre 1901 u. 1902. Zusammenstellung aller im Jahre 1901/1902 in deutscher Sprache erschienenen Werke, Übersetzungen und Artikel über Heilige, Selige und Ehrwürdige. Im Verein mit mehreren Freunden der Hagiologie herausgegeben von L. Helmling O. S. B. 8° (VIII u. 204) Kempten 1903, Kösel. *M* 3.—

Eine erfreuliche Weiterentwicklung des Unternehmens seit dem Erscheinen des Jahresberichtes für 1900 (vgl. diese Zeitschr. LXI 559) ist unverkennbar. Die zur Verzeichnung kommenden Arbeiten, löblicherweise diesmal numeriert, sind

beträchtlich zahlreicher, und bei der Mehrzahl der Besprechungen, soweit sie wirklich hagiologische Leistungen betreffen, kann man sagen „kurz und gut“. Im allgemeinen soll nicht nur die Kritiklosigkeit, sondern auch die achtungs- und schonungslose Hyperkritik bekämpft werden. Auch die direkt auf das Praktische abzielenden hagiographischen Darstellungen finden, sofern sie nicht zu sehr auf Abwege geraten sind, entsprechende Würdigung. Protestantische Arbeiten sind zahlreich besprochen, stets mit jener Rücksicht, welche die Gebräuche der Gastfreundschaft fremden Gästen zugestehen. Dem Verzeichnis der besprochenen Arbeiten, das nicht gerade zum Vorteil in 4 Abteilungen (weil getrennt für 1901 und 1902) auseinanderfällt, geht eine Abteilung voraus, welche prinzipiellen Erörterungen vorbehalten ist, und eine andere mit „Abhandlungen und Untersuchungen über einzelne Heilige“. In letzteren ist von Dr B. Sepp recht Brauchbares niedergelegt. Das ganze Unternehmen bietet neben anderem Nutzen jedenfalls das Gute, daß es auf manche wertvolle Erscheinungen und Resultate aufmerksam macht, die sonst, in kleinen Splittern durch die ganze Literatur hin zerstreut, leicht dem Blicke sich entziehen.

Sancti Antonii de Padua Vitae duae, quarum altera hucusque inedita. Edidit, notis et commentario illustravit Léon de Kerval. 8° (XIV et 314) Paris 1904, Fischbacher. *Fr.* 10.—

Nachdem Abbé Lepitre 1901 (St. Antoine de Padoue, vgl. diese Zeitschr. LXI 332) die Aufmerksamkeit darauf hingelenkt hatte, wie sehr in der unermeßlichen Antoniusliteratur die Kenntnis und richtige Bewertung der Quellen in Abstand gekommen sei, war es ein großer Dienst der Wissenschaft wie auch der frommen Antoniusverehrung erwiesen, daß diese Quellen selbst, kritisch genau bearbeitet, allgemein zugänglich gemacht wurden, wie es hier in zweckdienlichster Weise geschieht. Den Band eröffnet die legenda prima, wahrscheinlich 1232 verfaßt, die allen, auch den ältesten Darstellungen zu Grunde liegt, von der aber eine kritisch genügende Ausgabe fast unzugänglich war. Eine spätere legenda „Benignitas“, um 1316 von einem Minoriten zu Padua hergestellt, bringt zu dieser legenda prima mannigfache Ergänzungen, welch' letztere, rein mechanisch ausgehoben und zusammengestellt, in einem Manuskripte aus dem Ende des 15. Jahrhunderts erhalten sind. Die ganze legenda „Benignitas“, wie es scheint, in etwas erweiterter Form, hat noch Surius vorgelegen, der sie in seinen Lebensgeschichten der Heiligen frei überarbeitete. Nach sachgemäßer Würdigung und diplomatisch genauer Mitteilung dieses wichtigen Fundes folgt an dritter Stelle eine kritische Zusammenstellung und Abschätzung der sämtlichen Quellenschriften zum Leben des hl. Antonius, d. h. der ganzen älteren Literatur bis zum 15. Jahrhundert. Die berechtigte Freude über die gediegene Leistung wäre, wenn nicht größer, doch gewiß ungetrübter gewesen ohne die zahlreichen oft scharfen Seitenhiebe, die nicht notwendig waren und die nur das Gegenteil des etwa bezweckten Nutzens bewirken können.

Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. Von Kapitän O. Sverdrup. Mit 225 Abbildungen, darunter 69 Separatbilder und 9 Karten. 2 Bände. 8° (XII u. 576 und X u. 542) Leipzig 1903, Brockhaus. Geb. *M* 20.—

Vorliegendes Werk schildert die zweite Nordpolfahrt des durch Nansen so berühmt gewordenen „Fram“. Die Leitung der vierjährigen Forschungsreise übernahm diesmal Nansens einstiger Gefährte Sverdrup. So grimmig und energisch

der Kapitän auf dem Titelbilde dreinschaut, so humorvoll und anschaulich weiß er zu erzählen. An kühnen und oft aufregenden Abenteuern und Kämpfen ist kein Mangel. Das Werk liest sich wie ein Stück alter Wikingerfahrten in moderner Umgestaltung. Man lernt aus demselben aber auch den eigenartigen Reiz verstehen, den diese Nordlandsfahrten auf kühne, eiserne Männerseelen auszuüben im stande sind, und die reichen Ergebnisse für die Kartographie unseres Erdballs, die Aufschlüsse über die meteorologischen, geologischen, botanischen und zoologischen Verhältnisse dieser einsamen mächtigen Inselgruppen nordwestlich von Grönland lassen den Aufwand von Kosten und Mühen, die gerade Schweden und Norwegen an die Polarforschung gesetzt, durchaus gerechtfertigt erscheinen. Die treffliche Ausstattung ist die bekannte aller Brockhausschen Publikationen. Es ist das unbestreitbare Verdienst der Leipziger Weltfirma, der Reihe nach die wichtigsten und bedeutungsvollsten Entdeckungs- und Forschungsreisen der Neuzeit dem deutschen Publikum rasch und in musterhafter Form vermittelt zu haben, und „Neues Land" stellt sich den hochinteressanten Vorgängern würdig an die Seite.

Geschichte der Nationalökonomik in vier Monographien über Colbert, Turgot, Smith, Marx nebst einer philosophischen Systematik der Nationalökonomie. I. Merkantilismus von Colbert. Von Franz August Schweizer. 8° (VIII u. 64) Ravensburg 1903, Dorn (Alber). *M* 1.35

Eine fleißige und belehrende, auf Quellenstudium beruhende Monographie. Der Colbertismus erscheint hier zwar vor allem als ein wirtschaftspolitisches System, beherrscht durch den einheitlichen nationalwirtschaftlichen Gedanken in der speziellen Ausgestaltung jener Zeit: Reichtum der Nation im Dienste des Königs! Die absolutistische Staatsidee beeinflußt natürlich die Wahl der Mittel zur Erreichung der wirtschaftspolitischen Ziele. Im allgemeinen kann der Colbertismus als die bessere Form des Merkantilismus gelten. Spekulativ veranlagte Leser werden mit Interesse die allgemeinere nationalökonomische Auffassung des Verfassers, die nicht nur Geist, sondern auch tieferes Verständnis bekundet, zur Kenntnis nehmen und dabei, in der Voraussetzung einer teilweise notwendigen Klärung der Ideen und des Ausdrucks, mannigfache Anregung und Belehrung empfangen können.

Die ersten Elemente der Wirtschaftslehre. Nach der neunten Auflage der Primi Elementi di Economia Sociale von Dr Luigi Cossa, bearbeitet von Dr Ed. Moormeister. Vierte, vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr Karl Görres. 12° (VI u. 182) Freiburg 1903, Herder. *M* 1.70; geb. *M* 2.10

Die Stellung Cossas in der Wissenschaft und die Vorzüge seiner bei aller Kürze des Ausdrucks allseitigen „Elemente der Wirtschaftslehre" sind bekannt. Hier handelt es sich nicht nur um eine Übersetzung, sondern um eine Bearbeitung, die namentlich in ihrer neuesten Fassung die deutsche Gesetzgebung ausgiebig berücksichtigt. Eine trefflich gegliederte Bibliographie am Schlusse des ausgezeichneten Buches erhöht nicht wenig dessen Wert.

Annuaire-Almanach. De l'Action populaire. Guide social 1904. Administration de l'Action populaire. 8° (XXXII et 384) Lille-Paris, Lecoffre; Lyon-Paris, 1904, E. Vitte. *Fr.* 1.50

Wer bei den vielen trüben Nachrichten, die in letzter Zeit aus Frankreich kommen, sich versucht fühlt, Gegenwart und Zukunft des unglücklichen Landes als

eine in jeder Hinsicht trostlose aufzufassen, der wird sein Urteil doch einigermaßen berichtigen müssen, wenn er hier das Gesamtbild jenes echt sozialen Strebens überblickt, wie es gerade in den treu katholischen Kreisen mehr und mehr zur Geltung gelangt. Im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit sei es offen gesagt: alle Achtung vor jenen durch Geist, Gesinnung, Betätigung hervorragenden Männern, die hier ihre Grundsätze, aber auch, was in reicher Fülle, auf dem Gebiete der Organisation, im großen und im kleinen geleistet wurde, dem Leser vorführen. Da ist nicht nur die Rede von christlicher Nächstenliebe, von Patronage, von der der Verchristlichung der einzelnen Gesellschaftsglieder. Nein, jene Männer (de Mun, Goyau, de Seilhac, Veuillot, Blondel usw.) scharen sich um das Banner der sozialen Gerechtigkeit, fordern eine Besserung der gesellschaftlichen, innerstaatlichen Verhältnisse, indem sie ganz richtig von der Voraussetzung ausgehen, daß in einem schlechten sozialen Milieu das Christentum der Massen der Bevölkerung nur Schaden leiden kann.

Der dreißigjährige Petroleumkrieg. Eine handelswissenschaftliche Studie, mit einer Weltkarte der Petroleumsproduktionsgebiete und einer Karte der Petroleumfelder Rumäniens. Von Dr Freiherr Osw. v. Brackel und Josef Leis. 8° (XVI u. 464) Berlin 1903, Guttentag. *M* 7.—; geb. *M* 8.—

Das Werk bietet nicht nur interessante Aufschlüsse über die Petroleumsproduktion im allgemeinen und die rumänische Produktion insbesondere, sondern darf auch als eine beachtenswerte handelspolitische Studie bezeichnet werden, insofern es den Schutz des deutschen Konsums gegen die mächtige Monopolistengruppe der Standard Oil Company zum Gegenstande seiner Untersuchung macht.

La Terre et l'Atelier: Jardins ouvriers. Par M. Louis Rivière. [Bibliothèque d'Économie sociale.] 12° (VIII u. 220) Paris 1904, Lecoffre. *Fr.* 2.—

L'Enfance coupable. Par M. Henri Joly. [Bibliothèque d'Économie sociale.] 12° (223) Paris 1904, Lecoffre. *Fr.* 2.—

Beide Schriften verdienen Beachtung auch in Deutschland. Die erstere behandelt verschiedene Mittel und Wege, wie namentlich in den Städten die Möglichkeit, ein kleines Grundstück, einen Garten zu erlangen, der Arbeiterbevölkerung geboten werden kann und teilweise schon geboten wird. In der zweiten beschäftigt sich der Verfasser auf Grund reicher Erfahrung mit den Maßregeln der Hilfe und Vorbeugung gegenüber den Gefahren, welchen heute die Jugend der ärmeren Klassen insbesondere ausgesetzt ist.

La Coopération. Par M. P. Hubert-Valleroux. [Bibliothèque d'Économie sociale.] 12° (228) Paris 1904, Lecoffre. *Fr.* 2.—

In wenigen Schriften, die sich mit dem Genossenschaftswesen beschäftigen, ist ein so umfassendes Material auf kleinem Raume zusammengestellt, die geschichtliche Entwicklung der Coopération zugleich so klar, lebendig, umfassend geschildert, wie hier. Selbstverständlich berücksichtigt der Verfasser vor allem Frankreich und Belgien, daneben werden aber auch über England, Deutschland, die Schweiz Mitteilungen gemacht.

L'Art à Toulouse. Matériaux pour servir à son histoire du XVe au XVIIIe siècle. Par C. Douais, évêque de Beauvais. 8° (214) Paris 1904, Picard.

Aus den Archivbeständen einstiger Toulouser Notariate werden 96 Kontrakte aus der Zeit von 1452 bis 1725 über Anfertigung von Kunstgegenständen oder Ausführung künstlerischer Aufträge in lateinischem, französischem oder romanischem Wortlaut mitgeteilt, jedesmal unter Voranstellung der kurzen Inhaltsangabe. Da die bestellten Kunstwerke meist bis in die Einzelheiten beschrieben sind und die Verträge zum großen Teil noch dem 15. und 16. Jahrhundert angehören, so versteht sich der Wert von selbst. Die ersten 80 Seiten sind der kirchlichen Kunst gewidmet und bringen Abmachungen über Paramente und Kirchengefäße, Glocken und Orgel, Kirchenbau und Gemälde u. dgl. Die Anfertigung eines Taufbrunnens (S. 154) und das mit Skulpturen verzierte Portal des Inquisitionsgebäudes (S. 140) hätten wohl auch hierher gehört. Der zweite der Profankunst vorbehaltene Teil berichtet über den Bau von Brücken und Sänften, die Marmortransporte für den König (Heinrich II.), den Abbruch alter Bauwerke, besonders aber über die Arbeiten für die Wohnungen vornehmer Herrschaften, u. a. für das erzbischöfliche Palais. Wie im ersten Teil der Bau einzelner Kirchen zu kleinen Exkursen über den Verlauf der Baugeschichte Anlaß bot, so werden im zweiten Teil die Herrschaftshäuser der Vornehmen der Anstoß für recht anziehende und lohnende familiengeschichtliche Studien. Richtig mahnt der um die wissenschaftliche Forschung hochverdiente Verfasser, daß zu weiterreichenden und endgültigen Urteilen die Zahl der hier gegebenen Dokumente noch nicht ausreiche.

Das Taubensymbol des Hl. Geistes (Bewegungsdarstellung, Stilisierung, Bildtemperament). Von Walter Stengel. Mit 100 Abbildungen. 8° (32) Straßburg 1904, Heitz. *M* 2.50

Wie das Studium kleiner Einzelheiten auch in der Kunstgeschichte oft ungeahnte Belehrung bringt, beweist diese eingehende Untersuchung über die Art, wie die Taube des Heiligen Geistes besonders in Bildern der Verkündigung, der Taufe und des Pfingstfestes, sowie in Darstellungen der heiligsten Dreifaltigkeit und Gregor d. Gr. von den Künstlern gebildet wurde. Man kann die Entwicklung, welche die bildliche Wiedergabe eines abwärts fliegenden und eines aufrecht in der Luft schwebenden Vogels im Verlaufe der Kunst durchgemacht hat, der Geschichte einer Blume vergleichen. In den ältesten christlichen Bildern scheinen die Flügel der abwärts fliegenden Taube ausgebreiteter gewesen zu sein, wie am Schlusse des Tages die Blume ganz entfaltet ist. Am Abend schließt sich die Blüte, sie bleibt während der Nacht geschlossen. So sind im Mittelalter die Flügel der Taube wie gebunden, zur Hälfte eingezogen, einer Knospe gleich, die mit dem Beginn der neuen Zeit aufblüht und sich entfaltet. In der Mittagsschwüle verflattert die Blume. Das Gefieder der Taube, das bis ins 16. Jahrhundert meist zu einer einheitlichen Fläche zusammengebunden war, wird häufig von den Vertretern des Barock an den Spitzen auseinandergezerrt. Die Eigentümlichkeiten seiner Zeit beherrschen den Maler selbst in der Darstellung der Nebensachen. Seine Werke sind Bilder seines von der Umgebung stark beeinflußten Geistes. Der Verfasser vollendet hoffentlich noch manche Arbeiten solcher Art, welche durch ihre in die Einzelheiten eindringende Beobachtung neue Einblicke in die Entwicklung der Kunst eröffnen.

Der liturgische Choral. Von Dr Benediktus Sauter O. S. B., Abt von Emaus in Prag, herausgegeben von seinen Mönchen. 8° (86) Freiburg 1903, Herder. Brosch. *M* 1.—; geb. *M* 1.50

Das Werkchen will nicht über die technische Seite des Choralgesanges und seine rein künstlerische Ausführung sprechen, sondern „jenes geistige, innerliche, übernatürliche Moment in Erwägung ziehen, das dem Choral seine wahre Bedeutung, Würde und Weihe verleiht und ihm das Anrecht gibt, nicht etwa bloß Kirchengesang zu sein, sondern so recht eigentlich ‚der Gesang der Kirche' zu heißen, ja selbst einen integrierenden Teil der Opferhandlung zu bilden". Die Schrift ist recht geeignet, das Verständnis und die Wertschätzung des Chorals zu fördern.

Die Wahrheit in der gregorianischen Frage. Choral nach den Handschriften und den Schriftstellern. Von G. Gietmann S. J. kl. 8° (76) Paderborn 1904, Schöningh. 80 *Pf.*

Die Schrift ist veranlaßt durch die Arbeit des Seckauer Benediktiners P. Birell: „Der gregorianische Gesang" und eine Entgegnung auf darin gemachte Aufstellungen. Es sind zwei Hauptfragen, die in ihr zur Behandlung kommen. Stimmt der Rhythmus, wie ihn die Schule von Solesmes lehrt, der sog. freie oder oratorische Rhythmus, zu den Zeugnissen der älteren, mittelalterlichen Musikschriftsteller und zu den Zeichen der Handschriften, und gibt es stichhaltige Gründe, für die mündliche und schriftliche Überlieferung des ältesten Choralgesanges die Treue und Beharrlichkeit anzunehmen, welche man ihr wohl zuschreiben möchte? Der Verfasser verneint das eine wie das andere. Es wäre zweckmäßig gewesen, wenn er gleich eingangs die beiden strittigen Hauptpunkte genau fixiert und einer eingehenden Erläuterung unterzogen hätte, da solches das Verständnis der Untersuchung nicht unwesentlich erleichtert hätte. Aber auch so bildet die Schrift mit ihren ruhigen, sachlichen Erörterungen einen wertvollen Beitrag zum Studium des altehrwürdigen Chorals und eine willkommene Ergänzung zu den Ausführungen, die der Verfasser in seiner trefflichen Kunstlehre (III 283 ff) dem Rhythmus im Choralgesang widmet.

Über die Geschichte und Pflege des katholischen deutschen Kirchenliedes. Von Ernst von Wildenburg. 8° (42) Bregenz, Teutsch. 45 *Pf.*

Der Verfasser tritt mit warmen Worten für die Pflege des deutschen Kirchenliedes ein. Das deutsche Kirchenlied hat sich in seinem geschichtlichen Werden einen Platz beim Gottesdienst erobert, und es wäre nicht bloß unberechtigt, sondern auch von größtem Nachteil für die Anteilnahme der Gläubigen am kirchlichen Leben, es daraus verdrängen zu wollen. Wo nach Vorschrift der Kirche der liturgische Choral gesungen werden muß, soll natürlich auch nur dieser ausgeführt werden. Im übrigen aber ist es ein sehr verdienstliches Werk, nach besten Kräften den deutschen Volksgesang zu pflegen.

Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte. Herausgegeben von Artur L. Jellinek (Wien). I. Band. 8° (IV u. 78) Berlin 1903, Duncker. *M* 6.—

Das Unternehmen ist gedacht als Beiblatt der von Dr M. Koch zu Breslau begründeten „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte", die in den Vierteljahrsheften ihrer beiden vollendeten Jahrgänge bereits eine Zusammenstellung der einschlägigen Neu-Erscheinungen zu geben pflegten. Gleich den „Studien" wird die

„Bibliographie" in vierteljährlichen Heften ausgegeben, deren jedes gleichmäßig nach den vier Rubriken sich zerlegt: Allgemeines und Theoretisches; Stoffe und Motive; Literarische Beziehungen und Wechselwirkungen (im allgemeinen); Einfluß und Fortleben einzelner Autoren. Besonders zu beachten ist, daß nicht bloß Titel gegeben werden, und zwar mit großer Umsicht von überall her gesammelt, sondern oft auch recht dankenswerte Winke und Verweisungen beigefügt sind. Der vorliegende I. Band gibt die zur Literatur Bezug habenden Erscheinungen von Mitte 1902 bis Mitte 1903. Die Anordnung ist von gefälliger Übersichtlichkeit; ein dreifaches Register tut vorzügliche Dienste; nur die Zerlegung in vier getrennte Abteilungen, wenn auch augenblicklich vielleicht dem Abonnenten willkommen, bewährt sich für ein Nachschlagewerk auf die Dauer weniger günstig. Übrigens ist dieses Nachschlagewerk auch jetzt ein treffliches Hilfsmittel, das sich dem Fachmann unentbehrlich, aber auch den Vertretern anderer wissenschaftlichen Gebiete überaus nützlich erweisen wird.

Mathematische Geographie. Ein Leitfaden, zunächst für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, bearbeitet von Professor Dr A. Hoffmann. Fünfte, verbesserte Auflage, bearbeitet von J. Plaßmann. Mit 50 in den Text gedruckten Figuren und einer großen Sternkarte. 8° (VIII u. 172) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 2.—

Aus der Praxis der Schule herausgewachsen, verrät das Buch durch geschickte Anlage, Kürze und Klarheit, gute Figuren, beigefügte Verständnisfragen und Übungsaufgaben überall den tüchtigen Lehrer. Zu Selbstunterricht und rascher Orientierung ist es sehr geeignet. Die Neuauflage ist in die allerbewährtesten Hände gelegt worden, durch welche das Buch nicht nur auf der Höhe des heutigen Wissens erhalten wurde, sondern auch formell praktisch manchen Gewinn davontrug. Bei den dankenswerten kurzen historischen Anmerkungen wären S. 101 die Jahreszahlen zu berichtigen, S. 52 einiges über Joh. Kepler.

Katechetisches. Im Junfermannschen Verlag zu Paderborn ist in dritter verbesserter Auflage das zunächst für die Diözese Paderborn bestimmte, aber auch anderswo sehr brauchbare „Hilfsbüchlein zum kleinen Katechismus" von Seminardirektor J. Schröder (8° [256] Brosch. *M.* 2.—) erschienen. Die rasche Folge dreier Auflagen bestätigt, was dieser Zeitschrift LXIII 323 bei erstem Erscheinen des Büchleins zu dessen Lob gesagt wurde. Auch die für den Gebrauch von Lehrerseminaren geschriebene, für Schulzwecke überhaupt recht dienliche **Kleine Kirchengeschichte** desselben Verfassers (vgl. diese Zeitschr. LVII 216) konnte bei F. Schöningh in Paderborn in vierter Doppelauflage erscheinen (8° [VI u. 128] M. 1.40). Aus dem Köselschen Verlag zu Kempten verzeichnen wir zwei weitere Bändchen der katechetischen Handbibliothek: Nr 36, Pröblein aus den Sonntags-Episteln von A. Stanislaus (12° [332] Brosch. *M.* 1.80) und Nr 38, „Die siebenfache Gnadenquelle", Katechesen über die Sakramente im Allgemeinen von Benedict Repeŝny, Benefiziat (12° [208] Brosch. *M.* 1.20). Die „Pröblein" sind keine zusammenhängende Erklärung der Episteln, sondern nur los aneinandergereihte Bemerkungen zu einzelnen Sätzen oder Worten, die vielfach selbst mit dem Text nur in äußerlicher Verbindung stehen. Nichtsdestoweniger kann das Büchlein, in dem an treffenden, originellen Gedanken kein Mangel ist, bei der Katechese gute Dienste leisten, freilich nicht bei der Schule, wohl aber der Volkskatechese. Der

„Kontrovers-Katechismus“ des weil. P. Scheffmacher S. J., der in neuer Ausgabe aus dem Verlage von Gustav Schmidt zu Aachen (12° [142] Geb. 60 *Pf.*) uns vorliegt, ist zwar zunächst nicht für den katechetischen Unterricht bestimmt, indessen kann er auch den Katecheten bestens empfohlen werden. Die beständige Hetzerei gegen die Kirche und ihre Lehre in Schrift und Wort, der zunehmende Indifferentismus, die fast notwendige Folge des Verkehrs mit Andersgläubigen, und andere Ursachen erheischen gebieterisch mehr denn je eine scharfe Betonung der Kontroverspunkte in der Katechese. Wird das Kind in ihnen nicht genügend unterrichtet und gefestigt, so ist Gefahr, daß es später beim Eintritt ins Leben entweder völlig Schiffbruch am Glauben leidet oder doch religiöser Gleichgültigkeit verfällt. Die „Abschiedsworte an die Jugend bei Entlassung aus der Schule“ von Prof. P. Muck 16° [54] (Mainz, Kirchheim. 50 *Pf.*) sind als Geleitbüchlein für die Schuljugend, zumal höherer Schulen, beim Abschluß der Schuljahre gedacht und zu diesem Zweck in der Tat recht empfehlenswert, doch scheint uns der Preis für das kleine Schriftchen zu hoch. Der „Ehekatechismus“ von P. J. Höller C. SS. R. (16° [72] Dülmen i. W., Laumannsche Buchhandlung. 20 *Pf.*) soll ein Leitfaden für Braut- und Eheleute sein, kann aber auch bei Erteilung des Brautunterichtes und Volkskatechesen über das Sakrament der Ehe mit Nutzen zu Grunde gelegt werden.

Von der französischen Übersetzung des **Volkskatechismus von Spirago**, die bei F. X. Leroux u. Co. in Straßburg von Abbé N. Delsor herausgegeben wird, verzeichnen wir den dritten (Schluß-) Teil, der von der Gnade und den Gnadenmitteln handelt.

Ausgeführte Katechesen über Kirchengebote, Sünde, Buße für das 4. Schuljahr. Bearbeitet von Heinrich Stieglitz, Stadtpfarrprediger in München. kl. 8° (IV u. 312) Kempten u. München 1904, Kösel. Brosch. *M* 2.40; in Leinwand geb. *M* 3.—

Die vorliegenden Katechesen sind nicht, wie die bisher erschienenen beiden, die katholische Glaubenslehre und die Gebote Gottes behandelnden Bändchen für das sechste, sondern für das vierte Schuljahr bestimmt, schließen sich diesen aber in der Methode durchaus an. Sie enthalten viel brauchbares Material, doch fehlt es nicht an Ungenauigkeiten. Ungenau ist es z. B. zu sagen: Ein Kirchengebot boshaft übertreten, das ist schwere Sünde. Die Gebote der Kirche verpflichten uns streng, d. h. unter schwerer Sünde (S. 6), ungenau, wenn schon Kinder von sechs Jahren schlechthin zum Anhören der sonntäglichen Messe verpflichtet werden (S. 19), ungenau, wenn es heißt, man dürfe an Fasttagen morgens und abends etwa die Hälfte von dem essen, was man sonst an andern Tagen esse (S. 24); ungenau, wenn die natürliche Reue eine Heidenreue genannt wird, die auch ein Heide haben könne, während doch in Wirklichkeit selbst der Heide eine übernatürliche Reue mit Gottes Gnade erwecken kann, ja muß (S. 204). Es ist nicht nötig, ja nicht einmal möglich, den Kindern des vierten Schuljahres bereits alles zu sagen. Was man ihnen indessen vorträgt, muß durchaus genau sein. Von den früher erschienenen „Ausgeführten Katechesen über die katholische Glaubenslehre für das 6. Schuljahr“ ist eine zweite Auflage erschienen, die mehrfache Verbesserungen aufweist und die wir hier gerne verzeichnen (8° [VIII u. 352]. Brosch. *M.* 2.40, geb. *M* 3.—

Handbuch für die Perikopenstunde. Von W. von der Fuhr, Religionslehrer des königlichen Lehrerseminars zu Odenkirchen. 8° (276) Köln 1904, Bachem. Brosch. *M* 3.60; geb. *M* 4.80

Das Handbuch enthält im Anschluß an die amtlichen Lehrpläne vom 1. Juli 1901 die Erklärung der heiligen Messe und sonstigen kirchlichen Gebräuche, des Kirchenjahres, der sonn- und festtäglichen Evangelien, einer Anzahl ausgewählter Heiligenlegenden und der gebräuchlichsten Kirchenlieder. Es ist zunächst für den Gebrauch an den Präparandenanstalten und Lehrerseminarien geschrieben, doch soll es auch später dem Lehrer in seiner Praxis eine Hilfe für die sog. Perikopenstunde sein, jene Stunde im Religionsunterricht, welche speziell der Erklärung des Evangeliums, des Kirchenjahres, der Kirchenlieder und ähnlichem gewidmet ist. Die Behandlung der Liturgie und des Kirchenjahres ist durchweg korrekt und zweckgemäß, die Erklärung der Perikopen und Kirchenlieder kurz, aber klar und ausreichend, die Darstellung der Heiligenleben recht ansprechend. Nicht ganz befriedigen die Ausführungen über die Baustile. Insbesondere ist es verfehlt, wenn (S. 27) gesagt wird, der Renaissancestil sei durchaus weltlich und ohne Würde; auch ist es irrig, daß die Segnung der Meßkleider wohl schon seit dem 1. Jahrhundert üblich sei. In der Literaturangabe sind neuere Erscheinungen zu wenig berücksichtigt. Indes hindern diese Ausstellungen von untergeordneter Bedeutung nicht, das Handbuch als für seinen Zweck recht brauchbar zu bezeichnen.

Zweihundertdreißig ausgewählte Beispiele zum zweiten Gebot Gottes. Von Dr Joseph Anton Keller. Mit kirchlicher Approbation. kl. 8° (XVI u. 260) Mainz 1903, Kirchheim & Co. Geh. *M* 2.40

Pfarrer Dr Keller, der eifrige Exempelsammler, hat im vorliegenden Werkchen seinen Exempelbüchern das 28. Bändchen hinzugefügt. Auch dieses enthält für den Unterricht wie die persönliche Erbauung manches Brauchbare, doch hätten wir im ganzen eine sorgfältiger sichtende Hand gewünscht, namentlich da, wo Gottesgerichte erzählt werden. Gerade bezüglich solcher heißt es mit aller Strenge wägen und scheiden, sollen dergleichen Erzählungen nicht mehr Schaden als Nutzen bringen. Ein anderer Fehler ist mangelhafte Zitierweise.

Was ist Wahrheit? Antwort auf die wichtigste Frage des Menschen. Von Joseph Gusy, Pfarrer. 12° (108) Breslau 1903, Goerlich. Brosch. 60 *Pf.*

Eine populäre Darstellung der christlichen Glaubenswahrheiten. Sie ist klar, leichtfaßlich und solid.

Goldkörner. Eine Sammlung kleiner Ratschläge zur Vervollkommnung und zur Beglückung des Lebens. Nach dem Französischen bearbeitet von Gräfin E. Holnstein. Vierte, vermehrte Auflage. 16° (304) Paderborn 1902, Bonifaciusdruckerei. *M* 1.—

Ein Büchlein voll trefflicher Gedanken, dessen Inhalt vollauf den Titel rechtfertigt. Möge man fleißig die Goldkörner, die in ihm geborgen sind, lesen.

Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus nach den vier Evangelisten. Eine Evangelienharmonie von Joh. Baptist Lohmann, Priester der Gesellschaft Jesu. Volksausgabe. kl. 8° (356) Paderborn 1903, Junfermann. *M* 1.20

Die vier heiligen Evangelien. Aus dem vom Heiligen Stuhle approbierten Bibelwerke herausgegeben von Augustin Arndt S. J. 8° (364) Regensburg 1903, Pustet. 70 *Pf.*; geb. *M* 1.—

Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Übersetzt und erklärt von Augustin Arndt S. J. 8° (IV u. 760) Regensburg 1903, Pustet. *M* 1.60; geb. *M* 2.40

Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Nach der Vulgata übertragen, mit Einleitungen und kurzen Erläuterungen versehen von Dr P. Beda Grundl O. S. B. 2 Teile. Zweite Auflage. Mit 3 Karten. 8° (VIII u. 840) Augsburg 1904, Huttler. Geh. 95 *Pf.*; in Lederband *M* 2.—

P. Lohmann gibt unter Anschluß an den Text der vier Evangelien ein Leben des Herrn und begleitet dasselbe mit kurzen, gehaltvollen Anmerkungen. P. Arndt bietet die Texte der Evangelien und des Neuen Testamentes in der von ihm sorgsam verbesserten Übertragung von Allioli unter Hinzufügung vieler Anmerkungen. P. Grundl hat die Übersetzung des Neuen Testamentes neu besorgt und sich mit weniger Anmerkungen begnügt. Der Wunsch, womit der hochw. Bischof von Augsburg sein Werk begleitet, gilt auch den andern, wodurch die Berichte der Evangelisten weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden sollen: „Mögen viele aus diesem Buche, das die Worte des Herrn und die Schriften mehrerer von seinem Geiste inspirierten Apostel enthält, durch fleißige und aufmerksame Lesung desselben Licht, Wärme und Kraft in sich aufnehmen, wie das jeder erfährt, der die Schrift im Geiste ihres Urhebers und ihrer Bewahrerin, der heiligen Kirche, liest."

Die göttliche Liebe in Glaube und Leben. Eine Theologie der Liebe. Sechs Betrachtungen von P. Severus Raue O. F. M. 8° (X u. 82) Freiburg 1903, Herder. *M* 1.—; geb. *M* 1.60

In sechs Vorträgen tut der Verfasser dar, wie Gott unsere Liebe verdient, wie Liebe uns mit ihm vereint und uns sittlich vervollkommnet. Seine begeisterte Lobpreisung der Erhabenheit und Wirksamkeit der Königin der Tugenden, des Grundgesetzes des Christentums, behandelt in fesselnder Weise einen „Gegenstand von unermeßlicher Fruchtbarkeit für das Heil der Seelen" und gibt „einen in seiner Weise vollständigen und einheitlichen Überblick" über die Heilsordnung.

Kleinere aszetische Schriften.

Goldene Himmelsleiter. Belehrungen über das Gebet mit einem Anhange von Gebeten für verschiedene Anliegen. Zusammengestellt nach mehreren Originalausgaben des P. Martin von Cochem, von einem Mitglied des Kapuzinerordens. 12° (VIII u. 166) Mainz 1903, Druckerei Lehrlingshaus. 75 *Pf.*; geb. *M.* 1.— Der „hochnützliche und sehr tröstliche Unterricht über das mündliche Gebet", den P. Martin von Cochem „aus den geistreichen und honigfließenden Offenbarungen der hl. Gertrudis und Mechtildis" ausgezogen hat, verdient in dieser neuen Form viele Leser, weil er zeigt, wie Störungen, die nicht selten selbst eifrigen Betern belästigend im Wege stehen, zu behandeln sind. S. 97—164 gibt als Anhang verschiedene kräftige, meistens von den beiden genannten Heiligen herstammende Gebete.

Sonst heißt es immer, man habe nichts gegen die katholische Kirche, nur den „Ultramontanismus" oder „Jesuitismus" wolle man bekämpfen. Hier macht der berufene Wortführer des evangelischen Bundes mit dieser Haarspalterei kurzen Prozeß und gesteht, daß die Ansicht Ledderhoses: „die katholische Kirche sei eine Ausgeburt der Hölle", noch heute als die allein richtige zu gelten habe!

Auch sonst plaudert Herr Fey ganz unbefangen aus der Schule. Als seiner Zeit in Lüdinghausen eine Mission mit Polizeigewalt mundtot gemacht worden war, versicherten die dortigen Protestanten, sie hätten nichts mit diesem Gewaltakt zu tun. Fey dagegen erzählt: „Wo es aber doch einmal, wie vor einigen Jahren zu Lüdinghausen in Westfalen, der protestantischen Gemeinde gelang, durch Einspruch auf Grund des Gesetzes eine Aufhebung der Jesuitenmission zu erzielen, regte sich der ultramontane Fanatismus in der abschreckendsten Weise, wie denn der ehrwürdige greise Pfarrer von Lüdinghausen von dem ultramontanen Pöbel aufs gröblichste beschimpft wurde und kaum noch seines Lebens sicher war."

Der evangelische Bund und die von ihm inspirierten protestantischen Gemeinden tun also genau das, was sie den Jesuiten aus der Zeit der Gegenreformation zum Vorwurf machen: sie betrachten die katholische Kirche als Ausgeburt der Hölle und setzen zum Kampfe gegen sie polizeiliche Gewaltmittel in Bewegung. Trotzdem rühmen sie sich ihrer Duldsamkeit, verlangen für ihren Kampf die unbeschränkte Freiheit, für die Katholiken aber — Ausnahmegesetze. Dabei wollen manche Leute noch gar nicht begreifen, warum diese Art von Evangelium bei hoch und niedrig so wenig Achtung und Einfluß genießt.

2. Aus Spanien schreibt ein Vertreter der „Los von Rom-Sache" an die Berliner protestantische Wochenschrift „Reformation" (Nr 28 vom 10. Juni 1904):

„Es hoffen viele, daß wir mit der Republik, die wir ersehnen, mehr Freiheit in Spanien bekommen werden. Auch wir sind dieser Zuversicht. Haben wir doch guten Grund dazu, zumal die Republik schon einmal — wenn auch nur wenige Jahre lang (1868—1875) volle Freiheit uns gegeben ... O, es muß eine gründliche Reinigung hier vorgenommen werden."

Was würde wohl geschehen, wenn in Deutschland ein ausländischer Sendbote so offen sein Bedürfnis nach einer Staatsumwälzung im Deutschen Reiche zur Schau trüge?

Und diese „unpolitischen" Leute beklagen sich, daß man ihnen in Österreich und Spanien nicht Freiheit genug gönne!

Der geschichtliche Charakter des vierten Evangeliums.

Am Schluß des 20. Kapitels des Johannes-Evangeliums heißt es: „Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor seinen Jüngern getan, die in diesem Buche nicht aufgezeichnet sind; diese aber sind aufgezeichnet, damit ihr glaubet, daß Jesus ist Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr mit diesem Glauben das Leben habet in seinem Namen.“ Man sollte meinen, es sei doch sonnenklar, daß, wer so schreibt, die Wirklichkeit und Tatsächlichkeit der im Buche enthaltenen Zeichen ein für allemal behaupten und sichergestellt wissen wolle. Denn aus den von Jesus gewirkten Zeichen sollen die Leser schließen und erkennen, daß Jesus wahrhaftig der Christus und Sohn Gottes sei. Wie soll aber eine solche Kenntnis zu stande kommen oder nur vernünftigerweise vom Schriftsteller gefordert werden können, falls diese Zeichen nicht volle Wahrheit und Wirklichkeit sind, sondern bloß mehr oder minder vom Schriftsteller selbst zurecht gemachte Bilder, Allegorien, Symbole?

Trotz dieser so durchsichtig klaren Meinungsäußerung des Verfassers des vierten Evangeliums fehlt es nicht an zahlreichen Stimmen, die dem vierten Evangelium fast allen geschichtlichen Wert absprechen. Man spricht nicht bloß von einer großen Freiheit in der Wiedergabe historischer Erinnerungen und von einem merkwürdigen Mischungsverhältnisse aus Objektivität und Subjektivität (z. B. Beyschlag, Ritschl, Lobstein, Kaftan, Resch, Köhler, Wendt, Sanday u. a.), man laviert zwischen symbolischer und geschichtlicher Auffassung (Ewald, Luthardt), oder legt sich eine im fließenden Übergang zur idealen Darstellung befindliche Geschichtlichkeit zurecht (Weizsäcker), eine idealistische Geschichte (Immer), oder anerkennt nur mehr eine reine ideale Darstellung (Wittichen), ein Lehrbildgewebe (Hönig, Thoma). Daß Geschichtsbilder und Reden aus Philonismus und gnostischen Gedanken abzuleiten seien, scheint vielen eine ausgemachte Sache; diese Ansicht (sagt H. J. Holtzmann, Einleitung[3] 437) herrscht fast allent-

halben im Lager der strengen Kritik und ist auch bereits in populäre Darstellungen übergegangen (Wolf, Krenkel, Schwalb, W. Brückner); in weiten Kreisen eingebürgert tritt dieselbe Auffassung in Holland auf (Scholten, Matthes, Meijbom, Hoekstra, Loman); auch in Frankreich und in England tritt die gleiche Richtung zu Tage (Gustave d'Eichthal, Stap, Aubé, Havet, Reville, Tayler, Hanson). In der französischen Zeitschrift Revue du clergé français (1. November 1899) und in Études bibliques (Paris 1901) anerkennt Loisy in etwa noch den geschichtlichen Wert des vierten Evangeliums; dieser wird aber vollständig geleugnet in dessen Buch Le quatrième Évangile (Paris 1903).

So mag denn eine Untersuchung, ob das vierte Evangelium wirklich Geschichte gibt und Geschichte geben will, heute wohl am Platze sein.

Es wird von niemand bestritten, daß die Synoptiker, die Verfasser der drei ersten Evangelien, Geschichte geben und geben wollen, daß aus ihnen das geschichtliche Bild Christi und seines Wirkens und seiner Umgebung zu gewinnen sei. Dieses vorausgesetzt, erhalten wir als ersten Ausweis für die geschichtliche Anlage des vierten Evangeliums die unbestreitbare Tatsache, daß in demselben nicht wenige Angaben enthalten sind, durch welche die Erzählungen der Synoptiker ergänzt, erläutert, vor voreiliger, unrichtiger Auffassung geschützt werden. Sind demnach die synoptischen Angaben Geschichte, so sind es auch diese ergänzenden und erläuternden Züge und Umstände, welche zu jenen Tatsachen im vierten Evangelium geboten werden und die synoptische Erzählung vervollständigen.

Die Synoptiker erzählen die Taufe Jesu durch Johannes den Täufer, dann Jesu Aufenthalt in der Wüste nebst den drei Versuchungen; daran wird unvermittelt die Nachricht geknüpft, Jesus sei nach der Gefangennahme des Täufers nach Galiläa zurückgekehrt (Mt 4, 12. Mk 1, 14. Lk 4, 14). Da gewinnt es den Anschein, als sei Johannes gleich anfangs des öffentlichen Lebens Jesu in den Kerker geworfen worden. Erläuternd und ergänzend greift hier das vierte Evangelium ein; der ganze Abschnitt 1, 29—3, 36 belehrt uns über Ereignisse, die stattfinden vom ersten Auftreten Jesu nach seinem Wüstenaufenthalte bis zu der von den Synoptikern berichteten Rückkehr nach Galiläa; Täufer und Jesus wirken einige Zeit öffentlich, gleichzeitig. Und der Verfasser des vierten Evangeliums ist sich bewußt, daß er da etwas erzähle, was manchem wegen der allgemein verbreiteten Erzählung der Synoptiker sonderbar erscheinen

könnte; daher fügt er, um das Auffallende seiner Erzählung gegenüber den Synoptikern zu erklären und zu rechtfertigen, 3, 24 die ausdrückliche Versicherung hinzu: „Denn Johannes war noch nicht in den Kerker geworfen." Hiermit wird also eine Ergänzung der synoptischen Berichte angezeigt und zugleich einem falschen Verständnisse derselben vorgebeugt. Diese plötzliche Zwischenbemerkung: denn noch nicht ..., nimmt offenbar Rücksicht auf eine Darstellung, die den Schein erwecken konnte, der Täufer sei ja schon längere Zeit eingekerkert — und so konnte es nach den Synoptikern scheinen.

Liest man Mt 4, 18 und Mk 1, 16, so erhält man den Eindruck, als seien Simon und Andreas, Johannes und Jakobus mit Hinterlassung ihrer Habe auf ein Wort von Jesu ihm gefolgt, ihm, den sie noch nie gesehen, von dem sie noch kein Zeichen, keine Machtäußerung wahrgenommen. Und so stellte es auch Gregor dar in seiner Homilie zur Stelle. Aber dieses Auffallende verschwindet durch den Bericht des vierten Evangeliums. Da weist der Täufer seine Jünger an den Messias, Andreas und Johannes gehen ihm nach, beide bringen den Bruder zu Jesus; sie sind Zeugen des Wunders zu Kana, Zeugen der Wunder zur Osterzeit in Jerusalem; nach dieser Vorbereitung verstehen wir, wie sie auf ein Wort Jesu alles verlassen und sich ihm unzertrennlich anschließen. Auch da ist also Jo 1, 35 bis 3, 36 eine notwendige Erläuterung und Ergänzung der früheren synoptischen Darstellung. Im gleichen Abschnitt treffen wir noch einen geschichtlichen Zug, der eine Szene der synoptischen Leidensgeschichte erklärt. Falsche Zeugen treten auf und bezichtigen den Heiland: er hat gesagt: ich kann den Tempel zerstören und nach drei Tagen wieder aufbauen (Mt 26, 61. Mk 14, 58). Wie kommen diese zu einer solchen Beschuldigung? Bei den Synoptikern bleibt diese Anklage unerklärt. Ihre geschichtliche Veranlassung bietet uns einzig Jo 2, 19. In gleicher Weise weist uns Jo 1, 33 den Grund, warum der Täufer zu dem nahenden Jesus sagen konnte: ich muß von dir getauft werden — er hatte nämlich die Offenbarung erhalten, der Messias käme zu ihm. Der Auftrag, zu taufen (Mt 28, 19), könnte unvorbereitet, unmotiviert erscheinen; aus dem vierten Evangelium ersehen wir den Unterricht Jesu über seine Geistestaufe (3, 5), wir sehen die Jünger in der Spendung einer vorbildlichen Taufe (3, 22; 4, 2), also in der Vorübung.

Wie unvorbereitet erscheinen bei den Synoptikern die Einsetzungsworte der Eucharistie: Dies ist mein Leib; dies ist mein Blut! Sieht es nicht aus,

als würden die Jünger förmlich überrascht durch das so plötzlich an sie herantretende unbegreifliche Geheimnis? Wiederum ist es das vierte Evangelium, das uns zeigt, wie der Herr bereits vor einem Jahr durch die Rede in Kapharnaum vom Essen seines Fleisches und vom Trinken seines Blutes das Geheimnis vorbereitet (6, 52 ff). Wie oft mögen wohl die Jünger im Laufe des Jahres über diese „harte Rede“ nachgedacht haben — dergleichen haftet von selbst im Gedächtnisse — und dann, beim Abendmahl, da ersahen sie in den einfachen, klaren Worten die Lösung des Rätsels; sie waren vorbereitet für das Verständnis, wie es die Natur der Sache und die Weisheit des Lehrers erheischte; und so erweist sich eben dadurch die Rede in Kapharnaum als echt geschichtlich.

Bei den Synoptikern tritt uns die schwarze Tat, der Verrat Judas', scheinbar plötzlich, unerwartet, unvermittelt entgegen. Es ist aber klar, daß ein solcher Gesinnungswandel von treuer Jüngerschaft bis zum Angebot: „Was wollt ihr mir geben?“, nicht urplötzlich sich vollzieht. Den geschichtlichen Hinweis finden wir abermals im vierten Evangelium. Bereits das Jahr vorher erscheint Judas als einer, der den Glauben an Jesus verloren hat: Ist nicht einer aus euch ein Teufel? er sagt dieses von Judas Ischariot (6, 71), und dieser Judas war ein Dieb (12, 6). Beide Bezeichnungen weisen psychologisch, geschichtlich die abschüssige Bahn. Hat man nur den synoptischen Bericht vor Augen, mag man sich billig etwas verwundern, wie so auf einmal die begeisterte Volksbewegung und der triumphierende Zug Jesu von Bethanien nach Jerusalem zu stande kommt. Scharen aus Jerusalem kommen ihm entgegen, und seiner ansichtig, jubeln sie ihm zu, schwenken Palmzweige (12, 13) und wallen vor ihm her, breiten ihre Obergewänder auf den Weg und rufen: „Hosanna dem Sohne Davids; gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn!“ (Mt 21, 9.) Dieses gewaltige Aufflammen der Begeisterung erklärt uns einzig die schlichte Angabe 12, 18: „Deswegen auch kam ihm die Schar entgegen, weil sie vernommen, daß er dieses Zeichen gewirkt“ — die Auferweckung des Lazarus, dieses Zeichen, gibt die einzig genügende Antwort. Und, um auch einen kleinen Umstand zu erwähnen, wird nicht das turbae quae praecesserunt bei Matthäus erst recht verständlich durch das johanneische processerunt obviam ei? Wenn wir Jesum bei den Synoptikern klagen hören: „Jerusalem, wie oft wollte ich deine Kinder versammeln“ usw., so finden wir den geschichtlichen Beleg für jenes „wie oft“ eben nur im vierten Evangelium.

Recht kurz, ja auffallend kurz, berichtet Lukas (23, 3 4): Pilatus fragte Jesum: Bist du der König der Juden? Jesus bejaht es, und Pilatus sagt den Hohenpriestern und den Volksscharen: Ich finde keine Schuld an ihm. Wie so? ist nicht gerade „König der Juden" der Klagepunkt, die Schuld, die Jesus bejaht? Im vierten Evangelium wird uns die geschichtliche Auskunft: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" usw. (18, 36 ff). Überhaupt bringt gerade die johanneische Leidensgeschichte eine Fülle einzelner Züge, die das Geschichtsbild ungemein anschaulich, konkret, individuell gestalten und zugleich die synoptischen Berichte ergänzen. Einiges sei angedeutet: wie weiß der Verräter, wo Jesus sicher zu finden? Antwort 18, 2; wie kommt Petrus in den Vorhof des Hohenpriesters? 18, 16; der Ruf Jesu: Ich dürste (19, 28), erklärt die synoptischen Angaben (Mt 27, 48. Mk 15, 36). Hier erst, im vierten Evangelium, treten klar hervor die Verhandlungen vor Pilatus, dessen wiederholte Versuche, Jesum freizugeben, den Haß der Juden durch die entsetzliche Schmerzensgestalt Jesu zu beschwichtigen; hier auch die Anstrengungen der Juden, um endlich Pilatus nach ihrem Willen zum Todesurteil zu zwingen; die Synoptiker geben einfach den Kreuzestitel: Jesus, König der Juden; sollen die Hohenpriester den Stachel nicht empfunden haben? 19, 21 gibt das echt Geschichtliche und zugleich mit 19, 22 quod scripsi, scripsi auch das echt Psychologische, Individuelle.

Sind die Synoptiker geschichtlich zu verstehen, so sind es zweifelsohne auch die im vierten Evangelium gebotenen Ergänzungen, Erklärungen, Weiterungen. Dieser Folgerung wird man sich nicht entziehen können.

Ein zweiter Beleg für die Geschichtlichkeit des vierten Evangeliums gibt sich kund in den ganz bestimmten Angaben über Zeit und Ort der Ereignisse. 1, 28: das geschah in Bethanien jenseits des Jordans, wo Johannes taufte; 1, 29: am andern Tage sah Johannes Jesum kommen; 1, 35: am andern Tage stand Johannes wiederum daselbst mit zwei seiner Jünger; 1, 39: es war aber um die zehnte Stunde; 1, 43: am folgenden Tage wollte er nach Galiläa gehen; 2, 1: am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana; 2, 12: hierauf ging er nach Kapharnaum, daselbst blieben sie nur wenige Tage; es war aber das Osterfest der Juden nahe; 3, 23: Johannes taufte in Ännon bei Salim; 4, 5: er kam nach Sichar, einer Stadt Samariens; dort ist der Jakobsbrunnen; 4, 43: nach zwei Tagen zog er von dannen und ging nach Galiläa; 4, 46: er kam nach Kana, wo er Wasser in Wein verwandelt hatte; 4, 52: gestern um die siebte

Stunde verließ ihn das Fieber; 4, 54: das ist das zweite Zeichen, das er wirkte, als er von Judäa nach Galiläa kam; 5, 1: hernach war ein Fest der Juden, und Jesus ging hinauf nach Jerusalem; es befindet sich aber in Jerusalem beim Schafteich ein Bau, Bethesda, mit fünf Hallen; 5, 9: es war aber jener Tag ein Sabbat; 6, 1: hernach begab sich Jesus auf das jenseitige Ufer des Galiläischen Meeres, das bei Tiberias ist; 6, 3: er ging auf den Berg und setzte sich mit seinen Jüngern; 6, 4: nahe war Ostern; 6, 15: als sie ihn zum König machen wollten, floh er abermals allein auf den Berg; 6, 16: als es spät geworden war, gingen die Jünger zum Meer hinab; 6, 19: als sie eine Strecke von 25 oder 30 Stadien gerudert hatten, erblickten sie Jesum; 6, 22: am folgenden Tage; 6, 23: andere Schiffe kamen von Tiberias; 7, 1: hernach wanderte Jesus in Galiläa umher; 7, 2: nahe war das Laubhüttenfest; 7, 10: er zog auch hinauf, aber nicht offenkundig, sondern wie inkognito; 7, 14: als die Festzeit schon halb abgelaufen war, stieg er zum Tempel hinauf; 7, 37: am letzten großen Tage des Festes rief Jesus; 7, 50: Nikodemus, der zur Nachtzeit zu Jesus gekommen war (3, 2), sprach zu ihnen; 8, 20: diese Worte sprach Jesus beim Schatzbehälter; 9, 7: am Teich Siloe wasche deine Augen; 9, 14: es war Sabbat; 10, 22: es war aber das Tempelweihfest in Jerusalem; es war Winterszeit, und Jesus war im Tempel, in der Halle Salomons; 10, 40; Jesus ging abermals in die Gegend jenseits des Jordans, wo Johannes zuerst getauft hatte; 11, 1: Lazarus war aus Bethanien, dem Flecken, in dem Maria und Martha wohnten; 11, 6: Jesus blieb noch zwei Tage am gleichen Orte; 11, 17: er war bereits vier Tage im Grabe; 11, 18: Bethanien war aber in der Nähe von Jerusalem ungefähr 15 Stadien entfernt; 11, 54: Jesus begab sich in die Gegend bei der Wüste zu einer Stadt mit Namen Ephrem; nahe war aber das Osterfest der Juden; 12, 1: sechs Tage vor Ostern kam Jesus nach Bethanien, wo Lazarus gestorben war, den er auferweckte; 12, 12: am folgenden Tage bereiteten ihm die Volksscharen den feierlichen Einzug in Jerusalem.

Daß die Leidensgeschichte nicht allegorisch oder symbolisch zu fassen sei, ist von selbst klar; doch seien auch hier die genauen Ort- und Zeitbestimmungen kurz bemerkt, da eben diese, hier zweifellos geschichtlich, auch dadurch für die früheren als geschichtlich zu fassenden Angaben Zeugnis ablegen.

Jesus überschreitet 18, 1 den Bach Cedron und begibt sich jenseits desselben in einen Garten; 18, 16: Petrus stand vor der Türe draußen;

18, 18: die Sklaven und Diener standen beim Kohlenfeuer, weil es kalt war und wärmten sich; auch Petrus stand bei ihnen; 18, 28: es war am Morgen, als sie Jesum von Kaiphas ins Prätorium führten; sie selbst gingen nicht hinein; Pilatus ging zu ihnen hinaus; 18, 33: abermals ging Pilatus ins Prätorium hinein; 19, 4: wiederum ging Pilatus hinaus; 19, 9: er ging ins Prätorium; 19, 13: er führte Jesum hinaus, setzte sich auf den Richterstuhl nieder am Platze, der Lithostrotos heißt, hebräisch aber Gabbatha; 19, 14: es war aber parasceve paschae, etwa die sechste Stunde; 19, 20: nahe bei Jerusalem war der Ort, wo sie ihn kreuzigten; 19, 31: wegen des Sabbats — es war aber der Tag jenes Sabbats besonders feierlich — sollten die Körper nicht am Kreuze bleiben; 19, 41: nahe war ein Garten und im Garten ein Grabmal, ein neues (ungebrauchtes); da begruben sie ihn wegen des Rüsttages der Juden, weil das Grab nahe war; 20, 1: am ersten Wochentage, als es noch dunkel war, begab sich Maria Magdalena zum Grabe; 20, 11: Maria stand außen beim Grabe; 20, 19: als es spät abends war an jenem Tage, dem ersten Wochentage, und die Türen geschlossen waren am Orte der Versammlung der Jünger, kam Jesus und stand in der Mitte; 20, 26: und nach acht Tagen waren wiederum die Jünger drinnen; bei verschlossenen Türen kam Jesus und stand in der Mitte.

Ein fernerer Beweis, daß die mitgeteilten Reden, Äußerungen nicht frei erdichtet sind, auch nicht rein allegorisch oder symbolisch zu fassen, sondern daß sie tatsächlich als geschichtlich und wirklich verstanden werden müssen, wird vom Verfasser selbst geliefert in nachträglichen Bemerkungen über das Verständnis der Worte; so z. B. 2, 21: das sagte er aber vom Tempel seines Leibes; als er nun von den Toten auferstanden war, erinnerten sich seine Jünger, daß er dieses gesagt; 6, 6: das aber sagte er, um ihn zu prüfen; denn er selbst wußte, was er zu tun im Begriffe war; 6, 72: er sagte das aber betreffs Judas; 7, 5: denn nicht einmal seine Brüder (Vettern) glaubten an ihn; 7, 39: das sagte er aber vom Geiste, den die Gläubigen empfangen sollten; 10, 6: sie verstanden aber seine Rede nicht; 11, 13: Jesus hatte dieses in Bezug auf dessen Tod gesagt; sie aber glaubten, er habe vom Zustande des Schlafes gesprochen; 11, 51: das sprach aber Kaiphas nicht aus sich selbst, sondern, da er Hoherpriester war in jenem denkwürdigen Jahre, weissagte er, daß Jesus sterben solle für das Volk; 12, 16: das haben seine Jünger damals nicht gleich eingesehen; aber als Jesus verherrlicht war, erinnerten sie sich, das

sei von ihm geschrieben und sie hätten so gehandelt (wie die Prophetenstelle verlangte); 12, 33: so aber sprach er mit dem klaren Hinweis auf seine Todesart; 13, 11: er kannte seinen Verräter, daher sagte er: ihr seid rein, doch nicht alle; 13, 28: keiner aber der Tischgenossen wußte, weshalb er so zu Judas gesprochen; einige glaubten, weil jener den Beutel hatte, Jesus habe ihm gesagt: Kaufe, was wir zum Feste brauchen, oder daß er den Armen etwas geben solle. — Wer so schreibt, was will der anders, als geschichtlich berichten?

Das durch und durch geschichtliche Gepräge bekundet sich weiterhin in der Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Plastik der Darstellung (so besonders Kap. 1, 19 f; Kap. 2 9 11 13 und durchgängig in der Leidensgeschichte, Kap. 21). Hier genüge es zum gleichen Erweise noch aufmerksam zu machen auf einzelne spezielle Züge, in denen unverkennbar die persönliche Erinnerung, die Augenzeugenschaft des Schriftstellers sich spiegelt; so 4, 28: da ließ sie ihren Wasserkrug stehen und eilte in die Stadt; 6, 5: Christus fragt Philippus, und Philippus meint, Brot für 200 Denare würde nicht ausreichen; Andreas, der Bruder des Simon Petrus, bringt die Kunde, es sei ein Knabe da mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen, fügt aber ganz naiv dazu: Aber was soll das bei so vielen? Wie dramatisch ist die Szene 7, 45 ff: die Tempeldiener waren beauftragt, Hand an Jesum zu legen; sie wagen es nicht und kommen ohne Jesum zu den Auftraggebern: Warum habt ihr ihn nicht hergebracht? Seid ihr auch verführt worden? Hat denn einer der Angesehenen oder der Pharisäer an ihn geglaubt? Nur dieser Pöbel, der das Gesetz nicht kennt; verflucht sind sie! Da mahnt Nikodemus: Richtet denn unser Gesetz einen Menschen vor aller Untersuchung? Jetzt fallen sie über den unbequemen Mahner her: Bist du etwa auch ein Galiläer? Forsche in der Schrift und lerne: von Galiläa kommt kein Prophet! Wie nach dem Leben gezeichnet ist das Verhalten der Parteien, bevor Jesus am Laubhüttenfest sich zeigt! Wo ist er? fragen alle, und dann streiten sie; die einen sagen: er ist gut; nein, entgegnen andere, er verführt die Scharen (7, 11—12). Wie treffend ist 13, 23 ff der etwas ungestüme, stürmische Charakter Petri geschildert! Er kann nicht ruhig abwarten, er muß gleich es herausbringen, wer der Verräter sei, er winkt dem bei Jesus ruhenden Jünger zu usw. Während Markus erzählt: Einer der Umstehenden zog das Schwert, schlug einen Diener des Hohenpriesters und hieb ihm das Ohr ab, nennt unser viertes Evangelium diesen einen

Simon Petrus, kennt den Namen des Dieners: er heißt Malchus, weiß, daß das rechte Ohr getroffen wurde; in gleicher Weise ist die bestimmte Angabe: ein Verwandter dieses Malchus ruft dem ableugnenden Petrus zu: Habe ich dich denn nicht im Garten bei ihm (Jesus) gesehen? (vgl. Mk 14, 47. Jo 18, 10 26). Ebenso ist bei den Reden sorgfältig angemerkt, wer dieselben durch Einwürfe, Fragen unterbrochen, oder eben dadurch den Verlauf der Rede anders gestaltet habe (vgl. Kap. 3 4 6 8 11); wir vernehmen die Fragen und Entgegnungen von Petrus, Thomas, Philippus, Judas non ille Iscariotes (13, 37; 14, 5 8 22). Freilich behauptet Loisy: Les incidents qui se produisent pendant les instructions du Sauveur, à savoir les interruptions, les questions, les murmures, les disputes entre les assistants, ne sont qu'un procédé littéraire pour animer et faciliter le développement des thèses johanniques (Le quatrième Évangile 86). Und der Beweis ist eben nur die Annahme: Das Evangelium kann nicht geschichtlich sein. Dafür, daß die erzählten Wunder nicht geschichtlich seien, sondern bloß als Form, Einleitung, Symbol der nachfolgenden Lehre gelten sollen, wird von Loisy ein Beweis versucht. Aber was für einer? Man höre: L'histoire du paralytique se perd dans le discours qu'elle introduit; il en est de même pour celle de l'aveugle-né; on ne sait que devient Lazare après sa résurrection (a. a. O. 83). Hätte also, damit das Wunder geschichtlich verstanden werde, eine Lebensskizze des Gichtbrüchigen, des Blindgebornen, des Lazarus für die Zeit nach erfolgtem Wunder beigegeben werden sollen? Mit dieser Forderung kann Loisy alle Wunder bei den Synoptikern als ungeschichtlich erweisen. Nirgends ist angegeben, was die Geheilten nach ihrer Heilung getan, was aus der Tochter des Jairus später geworden, welchen Lebenslauf der von den Toten erweckte Jüngling von Naim gehabt usw. Eine andere Beweisführung Loisys ist typisch für sein ganzes Verfahren: Der Evangelist legt Jesu die Worte in den Mund (il fait dire à Jésus): Ich bin die Auferstehung und das Leben; was braucht es mehr um die Allegorie handgreiflich zu machen et comment aller plus loin sans détruire toute apparence d'histoire? (S. 88.) Denn nach Loisy hat der Verfasser des vierten Evangeliums keine besondere Tradition; er entnimmt seinen Stoff den früheren Evangelien, und diese bieten ihm, der selbst keine persönlichen Erinnerungen hat, die Angaben (des données), die er als Symbole verwendet, en modifiant plus ou moins et parfois très considérablement leur forme (S. 61 77);

scheint er ja die höchste Gleichgültigkeit (cette suprême indifférence) in Betreff der Geschichte zu haben (S. 80). Loisy steht nicht an zu behaupten: an verschiedenen Stellen bringt der Evangelist Behauptungen von erstaunlicher Genauigkeit (und die nichtsdestoweniger des geschichtlichen Wertes bar sind), um seinen Erzählungen den Anschein der Augenzeugenschaft zu geben (l'apparence de la chose vue. S. 87).

Was ist also das vierte Evangelium nach Loisy? „Nichts anderes als eine große theologische und mystische Allegorie, das Werk einer wissenschaftlichen Spekulation, das in Betreff der Form nichts gemeinschaftlich hat mit der Predigt des geschichtlichen Christus“ (S. 75). Aber wie kommt es, daß der Evangelist selbst auf diese fortwährende mystische Allegorie nirgends hinweist, daß er im Gegenteil eine „staunenswerte Genauigkeit“ in kleinen, konkreten Zügen und Szenen entwickelt? Loisy hat nur die Ausflucht: der Evangelist habe wohl für seine Schüler, die seine Art kannten, deutlich genug gesprochen (S. 87); das Buch sei anfänglich nicht bestimmt gewesen à être mis dans toutes les mains; son symbolisme profond ne le rend intelligible que pour les intelligences préparées; es war wohl geschrieben pour un cercle choisi, un groupe de disciples plutôt encore que pour une grande communauté chrétienne (S. 93); sein Buch scheine anfänglich nur bestimmt gewesen zu sein für einen kleinen Kreis von Eingeweihten (à un petit cercle d'initiés), welchen zum Verständnis eine leise Andeutung hinreichte, qui comprenaient les choses à demi mot (S. 66). Diese Eingeweihten waren also die intelligences préparées, die allein belehrt waren, im Buche keine Geschichte, nur Allegorie und Symbol zu sehen! Die Ehre, zu diesem petit cercle d'initiés zu gehören, überlassen wir gern denen, die sie wollen; bleiben wir unterdessen mit dem gesunden Menschenverstand stehen bei der klar ausgeprägten Geschichtlichkeit des Evangeliums, dessen pneumatischer Charakter eben nur auf der Wirklichkeit der Geschichte, der Tatsachen und Lehren des geschichtlichen Christus sich aufbaut und darstellt.

Überblicken wir das Erörterte. Das vierte Evangelium ergänzt durch manche, genaue, individuelle Züge die Darstellungen der Synoptiker; es erläutert durch seine Angaben die oft wegen Kürze oder lückenhafter Erzählung mißverständliche Ausdrucksweise derselben; bietet also öfters den Schlüssel zum richtigen Verständnis der synoptischen Geschichte — das Evangelium selbst ist in Angabe der Umstände von Zeit und Ort von fast peinlicher Genauigkeit; die Erzählungen sind voll lebendiger Anschaulich-

keit; die Handlungen und Aussprüche Jesu und der Jünger werden durch beigefügte Bemerkungen dem wahren, geschichtlichen Verständnisse vermittelt; die naiven Fragen und Unterbrechungen der Reden Jesu tragen in sich selbst das Gepräge der Geschichtlichkeit; ist die Leidensgeschichte tatsächlich Geschichte, so sind es auch die vorhergehenden Kapitel: überall derselbe Stil, dieselbe konkrete, plastische, ins einzelne gehende Erzählung, die als Erzählung gelten will, nirgendwo das rein Symbolische andeutet, sondern alle Eigenschaften der geschichtlichen Darstellung aufweist. Und ist nicht schon ein ausreichender Beweis hierfür der vom Verfasser angegebene Zweck: Diese (Zeichen) sind geschrieben (wenige aus den vielen, die Christus getan), damit ihr glaubet, daß Jesus ist der Christus (Messias), der Sohn Gottes? Oder seit wann sind erdachte Symbole Beweise für den Charakter und die Taten einer geschichtlichen Person?

Kurz, das vierte Evangelium schließt sich ergänzend und erklärend an eine dreifache geschichtliche Darstellung eng an; es trägt in sich selbst alle Erfordernisse und Eigenschaften einer geschichtlichen Erzählung; also bietet es wirklich Geschichte.

Jos. Knabenbauer S. J.

Ein verschwundener Kirchenschatz des 14. Jahrhunderts.

Die letzten Jahrzehnte haben aus dem Staube der Archive und Bibliotheken auch manche Inventare mittelalterlicher Kirchenschätze ausgegraben und der Öffentlichkeit übergeben. Leider wurden dieselben nicht immer genug gewürdigt, noch viel weniger nach Verdienst ausgenützt. Und doch bilden die alten Schatzverzeichnisse eine so wertvolle Ergänzung zu dem noch vorhandenen Bestand an Kunstdenkmalen des Mittelalters. Was wir davon jetzt noch in den Kirchen, den Museen und den Privatsammlungen besitzen, sagt uns nur, was sich an Schöpfungen mittelalterlichen Kunstfleißes bis in die Gegenwart hineingerettet hat, nicht aber, was einst die Schatzkammern der Kirchen füllte und zur Zierde des Hauses Gottes und der Verherrlichung der gottesdienstlichen Feier diente. Davon vermögen uns nur die Schatzverzeichnisse ein Bild zu geben, in

denen sie, Stück um Stück, wie sie sich zur Zeit ihrer Abfassung vorfanden, getreulich und sorgsam verzeichnet stehen. Erst aus diesen Inventaren lernt man, mit welcher Überfülle kostbarsten Kirchengerätes fromme Altvordern einst in religiösem Sinne das Heiligtum zum Preise Gottes und zu Ehren der himmlischen Patrone bedachten, lernt man, was geübte Künstlerhand im Verein mit frommem Sinn an Reliquiarien, Kelchen, Prachteinbänden liturgischer Bücher, heiligen Gewändern, kostbaren Behängen und sonstigen gottesdienstlichen Gebrauchsgegenständen in unermüdetem Fleiß zu schaffen verstanden hat. Um so wichtiger aber sind diese Schatzverzeichnisse, als gerade das, was in ihnen eingetragen steht, am wenigsten sich dem Lose der Zerstörung zu entziehen vermochte. Es waren eben zumeist Sachen aus kostbarem Metall, welche nur zu oft entweder die Habgier beutelustiger Söldnerhorden reizten oder in Zeiten der Nöten in den Schmelztiegel wandern und den leeren Kassen aufhelfen mußten. Was aber an Gewandstücken sich in den Schatzkammern befand, ging von selbst durch den Gebrauch zu Grunde, denn noch war niemand da, der ein verschlissenes und unbrauchbar gewordenes Pluviale oder eine schadhafte Kasel als textile Merkwürdigkeit aufbewahrt hätte, um späteren Generationen Kunde vom Kunstfleiß früherer Tage zu geben. War den Gewändern oder Behängen Gold oder Silber eingewebt, so wurden sie ausgebrannt; bestanden die Paramente nur aus Seide, so wurden sie, mochte das Gewebe auch noch so wertvoll sein, besten Falls zerschnitten, und was noch brauchbar war, zur Herstellung anderer und zum Flicken verwendet. So aber stehen wir heute in Bezug auf die mittelalterlichen Kleinarbeiten in Metall und Textilien weit weniger günstig da, als in Bezug auf die Werke der Malerei und der Holz- sowie Steinplastik, an denen kein Mangel herrscht, zumal aus dem späteren Mittelalter, wo nicht etwa religiöser Fanatismus sich zur Bilderstürmerei hinreißen ließ und dem „mittelalterlichen Abgöttertum und papistischen Greuel" in Vandalenart jähen Untergang bereitete, oder eine spätere Zeit mit gänzlich veränderter Geschmacksrichtung das Alte, weil unmodern und unzierlich, rücksichtslos beiseite schob. Welchen Wert hatte auch eine Holzstatue für einen Soldaten, der nach Beute lechzte, und was möchte man im Schmelztiegel mit einem Steinbild oder einem Gemälde anfangen?

So sind also die mittelalterlichen Inventare von höchster Bedeutung für die Kunstgeschichte des Mittelalters, für die Entwicklung und Betätigung des Gewerbefleißes und der gewerblichen Tätigkeit wie für die

Geschichte des Kultus, des religiösen Frommsinns und begeisterter Opferfreudigkeit in Förderung der Ehre Gottes und der lieben Heiligen.

Man durchlese doch nur einmal das Inventar des Apostolischen Stuhles aus dem Jahre 1295, die Schatzverzeichnisse von St Paul zu London aus den Jahren 1245, 1295, 1402, die Inventare von St Peter zu Rom aus den Jahren 1361, 1454, 1489, das Schatzverzeichnis von St Johann im Lateran von 1455, von San Francesco zu Assisi von 1320, des Santo zu Padua von 1396, das Inventar von Exeter (1277, 1327) und York von 1360, 1364, 1548, die ermländischen Inventare des 16. Jahrhunderts, zum großen Teil nur Wiedergaben der Schätze kleinerer Kirchen, die Schatzverzeichnisse der Dome zu Olmütz von 1435, Würzburg von 1448 und Mainz ca 1250, das Inventar des Klosters Michelsberg zu Bamberg von 1485 und unter vielen sonstigen namentlich auch die Inventare von St Veit zu Prag aus dem 14. Jahrhundert.

Welch eine Fülle von Nachrichten über den Reichtum an kostbarsten Geräten und Paramenten, wie er sich damals dank der Freigebigkeit der Gläubigen in so manchen Kirchen aufgehäuft hatte, über das Kunstschaffen in jenen Tagen, das Material, die Techniken, die Herkunft der Stoffe, die Ikonographie; wie viele erbauliche Ausblicke auf die religiöse Gesinnung, welche alle diese Schätze zu stiften wußte, und jene unbegrenzte Opferbereitheit bei hoch und niedrig, geistlich und weltlich, welche höher als das private Heim das allen gemeinsame Haus des Herrn stellten. Und wie mancher Name frommer Geber ist wie in einem Buch des Lebens durch die Inventare kommenden Zeiten und Geschlechtern aufbewahrt worden, der sonst im Dunkel der Vergangenheit untergegangen wäre! Hier zum Belege nur ein kurzer Auszug aus dem überreichen Inhalt eines der Prager Schatzverzeichnisse, das im Druck volle 26 Quartseiten umfaßt [1]. Es wurde im Jahre 1387 am Oktavtag des Festes der Unschuldigen Kinder durch Boleslaus, den derzeitigen Dekan von St Veit, zwei Canonici, den Sakristan Smylo und den Subsakristan Wenzeslaus abgefaßt und ist übersichtlich in eine Anzahl von Abschnitten eingeteilt, die mit entsprechenden Überschriften versehen sind.

---

[1] Die Prager Inventare, die bisher nur bruchstückweise publiziert waren, sind jüngst in vorzüglicher Weise vollständig veröffentlicht worden in dem Werk des Prager Domherrn Dr A. Podlaha: Chrámový poklad u sv. Víta u Praze. Prag 1903. Der hochw. Herr Verfasser hat sehr gut daran getan und allen Dank verdient, daß er seinem Werk über die Kunstschätze und die Bibliothek von St Veit zu Prag nicht bloß eine Reihe der vortrefflichsten Abbildungen beifügte, sondern auch die so wichtigen alten Schatzverzeichnisse darin vollständig zum Abdruck brachte (vgl. unter Empfehl. Schriften dieses Heftes).

Die Reliquiare. Das Inventar hebt an mit der Aufzeichnung der Reliquiare, und zwar macht die rubrica de capitibus, das Kapitel von den Reliquienbüsten, den Anfang. Es waren, wie aus dem Inventar von 1354 hervorgeht, nur zum geringsten Teil ganze Häupter, welche in diesen capita eingeschlossen waren; es handelte sich vielmehr fast immer nur um kleinere Partikeln des Schädels, der Kinnlade, der Stirn oder sonst eines Teiles des Kopfes, aber so hoch wurden diese spärlichen Überbleibsel gewertet, daß man lebensgroße, kunstreiche Büsten aus edlem Metall anfertigen ließ, um im Innern des Kopfes oder in einem Medaillon vor der Brust die Reliquie würdig zu bergen. Das Inventar weiß von der enormen Zahl von 27 Reliquienbüsten zu erzählen.

Da gibt es ein caput s. Viti, s. Wenceslai, s. Adalberti, s. Sigismundi, alles Büsten hochverehrter Landesheiligen, aber auch capita s. Chrysogoni mart., s. Ananiae prophetae, s. Bartholomaei, s. Marci, s. Lucae, s. Urbani papae, s. Ignatii pont. et mart., s. Purchardi episc. et mart., s. Stephani protomart., s. Vincentii, s. Ioannis apostoli, s. Gregorii M., s. Othmari, s. Antoniae, s. Iustinae virg., s. Sapientiae virg., s. Hilariae reginae, s. Richardi confessoris, s. Leonardi, s. Leodegarii, s. Longini, s. Romani, s. Maluzii, s. Victoris, eine lange bunte Folge, alle aus Silber getrieben, ganz oder teilweise vergoldet und vielfach reich mit Perlen und Edelsteinen geziert. Zwei der Büsten bestanden aus purem Gold: die Büsten des hl. Wenzeslaus und des hl. Sigismund. Letztere muß besonders kostbar gewesen sein; es gehörte zu ihr nicht nur ein prächtiger, mit neunzehn Perlen, drei Saphiren, fünf Smaragden, sieben Rubinen und sieben Diamanten verzierter Brustschmuck in Form einer Agraffe, ein Geschenk der Gemahlin Ottos des Faulen von Brandenburg, einer Tochter Karls IV., sondern auch zwei Kronen, von denen die eine, gleichfalls eine Gabe der Markgräfin und mit Perlen und Gemmen reich ausgestattet, an Festtagen, die andere, einfachere, an Sonntagen der Büste aufgesetzt wurde. St Urbanus und St Gregorius waren mit einer Tiara geschmückt, die mit Perlen, Saphiren und sonstigen Edelsteinen besetzt war, die hll. Adalbert, Markus, Lukas, Ignatius, Burchard, Othmar trugen eine kostbare Mitra; bei St Richard vermerkt das Inventar eine Krone, bei St Antonia und Faustina ein kammartiges Diadem, bei St Adalbert einen Brustschmuck in Gestalt einer Kamee; bei St Chrysogonus hebt es das lang herabwallende, bei den hll. Ananias und Bartholomäus das gekräuselte Haar hervor.

Siebenundzwanzig aus Silber oder Gold getriebene Reliquienbüsten von Lebensgröße würden heute für sich allein schon völlig hinreichen, eine Schatzkammer weltberühmt zu machen. Und doch kamen in St Veit zu den capita noch in langer Reihe hinzu manus, imagines, monstrantiae, cruces, tabulae und namentlich die Schreine, tumbae.

Die manus waren Reliquiare in Form aufrechtstehender Arme. Sie wurden häufiger brachia genannt und kommen schon in der Frühe des zweiten Jahrtausends vor. Da man selten so glücklich war, einen ganzen Arm oder auch nur eine ganze Hand zu besitzen, enthielten sie in der Regel nur Partikeln von Hand- oder Armreliquien. Wie das Inventar von 1354 lehrt, verhielt es sich auch mit den Armreliquiarien im Schatz von St Veit so:

Im ganzen hat das Inventar von 1387 nicht weniger denn 22 manus zu verzeichnen, die allesamt aus vergoldetem Silber bestanden. Drei bargen Reliquien der hll. Apostel Thaddäus, Philippus und Matthäus, fünf andere solche der Landes- und Kirchenpatrone St Veit, St Wenzeslaus, St Adalbert, St Sigismund und St Ludmilla, in den übrigen fanden sich Hand- oder Armreliquien anderer Heiligen, wie des hl. Florentius, des hl. Hermagoras, des hl. Cassius, des hl. Longinus, des hl. Germinianus, des hl. Dionysius, des hl. Lazarus, der hl. Margareta u. a. Manche der manus waren mit Perlen, Gemmen oder auch wohl Schmelzen kostbar verziert. Die Hand St Veits hielt ein Kruzifix, das mit Edelsteinen und Perlen besetzt war, St Wenzeslaus' Hand einen ähnlich behandelten Apfel, die Hand St Gerhards, Bischofs von Toul, ein silbervergoldetes Steinchen, wahrscheinlich weil der Heilige gegen Steinleiden angerufen wurde, die Hand der heiligen Jungfrau und Märtyrin Ottilia Reliquien des hl. Erhard. Bei andern, wie bei der Hand des hl. Adalbert, der hl. Ludmilla, des hl. Sigismund, des hl. Prokopius, verzeichnet das Inventar einen oder zwei mit Rubinen oder Saphiren besetzte Ringe. Die manus des hl. Prokopius hatte ein früherer Dekan der Prager Kathedrale, namens Předboj, geschenkt, diejenigen der hll. Ludmilla und Margareta waren nach dem Inventar von 1354 Gaben eines gewissen Nikolaus von Holubitz.

Unter den imagines, welche das Schatzverzeichnis unter der rubrica de imaginibus aufzählt, sind Reliquienstatuetten zu verstehen, wie sie noch jetzt hie und da in den Schatzkammern als Reste alter Herrlichkeit sich erhalten haben.

Es gab ihrer im Prager Schatz nach dem Inventar von 1387 volle dreizehn. Zehn derselben stellten St Bartholomäus, St Thomas, St Matthäus, St Andreas, St Matthias, den hl. König Ludwig, Maria mit dem Jesuskind, St Margareta, St Barbara und St Wenzeslaus dar. St Bartholomäus hielt in den Händen ein Messer samt seiner mit Zähnen noch versehenen Kinnlade, St Thomas, St Andreas und St Ludwig eine kleine Reliquienmonstranz, welche bei St Ludwig einen Dorn von des Herrn Krone enthielt. Auch Maria trug eine Monstranz aus Bergkristall; es war eine Partikel von den Windeln Christi darin zu sehen. Bei St Wenzeslaus, der als Ritter mit Lanze und Fahne dargestellt war, waren die Reliquien in der Brust geborgen.

Von den übrigen drei imagines stellte eine einen Engel dar, welcher in seiner Hand einen Zahn des hl. Martin trug. Die zweite bestand aus zwei Engeln, welche ein silbernes Scheibenreliquiar emporhielten, das Reliquien des hl. Johannes des Täufers umschloß und von einer Kristallmonstranz mit Haar der hl. Maria Magdalena überragt wurde: eine reizende Einrichtung, von der sich noch jetzt hie und da, z. B. im Aachener Münster, Beispiele erhalten haben. Von eigentümlicher Art war das dritte Stück. Es bestand aus drei imagines, die sich in einem kristallenen Schiffchen mit Reliquien des hl. Petrus und „schwimmenden Fischen“ befanden [1].

Der monstrantiae, Reliquienschaugefäße, die seit dem 14. Jahrhundert so beliebt wurden, besaß der Prager Domschatz acht. Dazu kam eine größere Anzahl kleinerer Reliquiare in Form von Kästchen, Zylindern, Agraffen und ähnliche, einschließlich der in der Sakristei der St Michaelskapelle aufbewahrten. Alle waren aus Silber gemacht, vergoldet, manche auch mit Edelsteinen und Perlen reich ausgestattet.

Von den Reliquien, welche sie einschlossen, waren einzelne von etwas eigentümlicher Art. So begegnet uns unter ihnen z. B. der Stab Mosis, Manna, das der Herr den Israeliten gab, und Milch der Gottesmutter [2]. Sehr zahlreich waren die Reliquien des Herrn. Denn man hatte nicht bloß Partikeln vom heiligen Kreuz, sondern auch solche vom heiligen Nagel, dem Schweißtuch, dem Purpurgewand, dem Spottkleid, dem Tischtuch des Heilands, dem Tisch, der Krippe, der Wiege. Die Gegenwart steht solchen und ähnlichen Reliquien skeptischer gegenüber als unsere Vorfahren; wir stoßen uns an der naiven, kritiklosen Aufnahme alles dessen, was nur den Namen Reliquie führte. Indessen muß man, um gerecht zu bleiben, die Zeiten aus sich beurteilen und nicht andere Zeiten und fremde Verhältnisse zum Maßstab nehmen. Obendrein wird jene

[1] In einem von der „Mainzer Chronik“ mitgeteilten Inventar des Mainzer Domes wird von einer melonenförmigen Schale aus Smaragd erzählt, welche an hohen Festtagen vor dem Hochaltar aufgehängt wurde, nachdem man Wasser und zwei oder drei kleine Fischlein in dieselbe hineingetan und einen Deckel aufgesetzt hatte. Der Chronist fügt hinzu, wenn die Fischlein sich bewegten, hätten die alten Weiblein und sonstige einfältige Leute geglaubt, der Stein sei lebendig (Böhmer, Fontes II 255). Ob es sich in obigem Falle mit der navicula cum piscibus natantibus ähnlich verhielt, muß dahingestellt bleiben.

[2] Kalkstückchen von dem Kalksteinfelsen einer Grotte bei Bethlehem, in welcher nach der Legende Maria das Jesuskindlein oft genährt haben soll. Trefflich spricht sich über diese und ähnliche Reliquien P. Beissel in der Schrift: Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts (47. Ergänzungsheft der „Stimmen aus Maria-Laach“) aus, auf dessen Ausführungen daher hier verwiesen sei.

Naivität nicht wenig verklärt durch den Geist kindlicher Frömmigkeit und schlichten, festesten Glaubens, in dem sie zuletzt wurzelte, und der das Kostbarste nicht sparen hieß, wo es galt, die Reliquien würdig zu zieren.

Unter der Rubrik monstrantiae haben die Verfasser des Inventars auch einen Teil der Kreuze aufgeführt, wohl darum, weil diese auch Reliquien enthielten. Andere sind unter den Reliquienschätzen verzeichnet, die in der Sakristei der St Michaelskapelle aufbewahrt wurden. Es waren ihrer im ganzen zwölf, größere und kleinere. Vier bestanden aus reinem Gold, zwei aus Bergkristall, die andern aus vergoldetem Silber. Auch bei den Kreuzen war an Edelsteinen, Schmelzen und Perlen nicht gespart worden. Einige hatten allem Anschein schon ein höheres Alter, da das Inventar bei ihnen eine Anzahl von defekten vermerkt. Schon das Inventar von 1354 erwähnt elf Kreuze, darunter drei, die aus Gold angefertigt und mit Edelsteinen verziert waren. Sie stammten zum Teil unzweifelhaft noch aus den Tagen der Přemysliden. Die tabulae reliquiarum, welche die rubrica de tabulis enthält, waren tafelartige Reliquiare, die von einem Rahmen umschlossen waren und die Reliquien unter Glas oder Kristall bald bloß im Mittelfeld bald auch in der Umrahmung enthielten. Die Schatzkammer konnte sich sechs solcher tabulae rühmen. Bei einer, bei welcher in der Mitte ein Kruzifix und darüber ein aus Perlmutter geschnitztes Bild Christi angebracht war, merkt das Inventar an, sie pflege an Festtagen ausgestellt zu werden. Eine andere — wie die übrigen aus vergoldetem Silber — erweckt unser Interesse, weil sie Reliquien der Patriarchen enthielt.

Den Schluß des Verzeichnisses der Reliquiare bilden die tumbae, Schreine. Es werden ihrer unter der rubrica de tumbis vierzehn aufgezählt. Der kostbarste, der von Karl IV. gestiftete Schrein des hl. Wenzeslaus, wird an einer andern Stelle des Schatzes aufs eingehendste in allen seinen Teilen und mit allen seinen Kostbarkeiten inventarisiert.

Die Reihe der Schreine beginnt mit der tumba s. Viti; sie war aus vergoldetem Silber. Der silbervergoldete, mit Bildwerk gezierte Schrein des hl. Adalbert, der an zweiter Stelle folgt, war eine Stiftung des Prager Bischofs Johannes von Dražiž (1301—1343). Es schließen sich an die Schreine des hl. Markus, des hl. Lazarus, des hl. Albanus, des hl. Urbanus, des hl. Januarius, der hl. Fortunata, der hl. Sapientia, des hl. Florentius, der hll. Sergius und Bacchus, der heiligen Gefährten St Ursulas, alle mit Silber bekleidet, mit Amethysten und anderem Gestein besetzt, mit reichen Bekrönungen versehen und gleich der tumba s. Adalberti zum Teil mit figürlichen Darstellungen geschmückt.

Der Schrein des hl. Florentius wurde auf zwei eisernen Trägern über dem Altar der Mansionarii [1] aufbewahrt. Nur eine tumba, in der drei Häupter von Genossen der hl. Ursula ruhten, wird als aus Holz angefertigt und bemalt, und nur eine, ein Schrein mit Reliquien vom Haupt des hl. Vinzenz, als parva bezeichnet.

Es war eine prächtige Sammlung von Schreinen; den Glanzpunkt derselben, wie überhaupt des ganzen Schatzes bildete aber die tumba s. Wenceslai. Sie war aus Gold und wie es scheint mit doppelter Verdachung versehen. Am Kopfende waren unten die aus Onyx geschnittenen, mit prächtigen Kronen bedeckten Bilder Karls und seiner Gemahlin angebracht; höher hinauf gewahrte man St Wenzeslaus mit der Fahne in der einen und dem Schild in der andern Hand, begleitet von zwei Engeln, darüber eine Darstellung Christi oder der segnenden Hand Christi. Seitlich schmückten den Schrein oben die Bilder der hll. Paulus und Petrus, eine sog. maiestas Domini, d. i. Christus in der Herrlichkeit, die Bilder Mariä, des hl. Markus und der drei andern Evangelisten, im ganzen sechs Tafeln, von denen die dritte und die vorletzte dem Deckel zweier Plenarien entnommen waren. Eine zweite mittlere Reihe von Tafeln enthielt die Darstellungen der hll. Vitus, Adalbert und Wenzeslaus, ein goldenes Kreuz zwischen zwei Engeln sowie die Bilder der hl. Ludmilla und der in Böhmen viel verehrten heiligen fünf Brüder. Unten folgte das Martyrium der hll. Vitus, Adalbert, Wenzeslaus, Ludmilla und der heiligen fünf Brüder. Unter der Tafel mit dem Bilde Mariä bzw. dem Kreuz hing ursprünglich eine Reliquientafel mit Reliquien der Krippe des Herrn. Zur Zeit der Abfassung des Inventars war sie jedoch bereits weggenommen worden. Auf der unteren Verdachung hatten Abbildungen des Bischofs von Leitomischl, Albert von Sternberg, des Bischofs von Straßburg und späteren Erzbischofs von Mainz, Johann von Luxemburg, und sechs anderer Herren, die zum Schreine beigesteuert, samt deren Wappen einen Platz gefunden; denn wenn auch der Schrein vor allem das Werk Karls IV. war, so hatten doch auch andere Herren ihren Beitrag zu demselben geliefert. Die obere Verdachung bestand aus schlichten Goldplatten. Am Fuße des Kopfendes war nach einem Inventar

[1] Karl IV. stiftete 1343 in St Veit ein Kapitel von Präbendaren, das aus zwölf Priestern, sechs Diakonen und sechs Subdiakonen bestand und im Marienchor jeden Tag das Marianische Offizium abhalten mußten. Es waren das die obengenannten mansionarii.

von 1420 der Altar angebracht. Der Schrein muß ein Werk von seltenster Pracht gewesen sein. Wies doch das Kopfende allein über 236 Perlen, 41 Saphire, 27 Rubinen, 12 Karfunkel, 11 Smaragden, 1 Topas, 5 Kameen, 1 Diamant und dazu noch wenigstens 438 sonstige Edelsteine auf, bei denen im Inventar eine nähere Bezeichnung fehlt.

Welch ein Glanz, wenn an Festtagen alle diese Kostbarkeiten aus den dunkeln Truhen und Schränken der Sakristeien in die Kirche gebracht, dort im Chor und auf den Altären zum Preise des Allerhöchsten, zur Ehre der Heiligen, deren Reliquien die Behälter bargen, zur Erhöhung der Festesfreude und zur Erbauung des Volkes ausgesetzt wurden und in dem Schein des Goldes, des Silbers, der Edelsteine und Perlen die Lichter tausendfach sich brachen und widerfunkelten! In der Tat, Karl IV. konnte stolz sein auf das, was er geschaffen. Denn wie der neue herrliche St Veitsdom, zu dem sein Vater im Jahre 1344 in seinem Beisein den Grundstein gelegt hatte, vor allem sein Werk war, so auch der Reliquienschatz desselben. Wohl hatte auch schon der alte Dom kostbare Reliquien besessen, doch bildeten sie im Vergleich mit dem, was Karl IV. hinzufügte, den weitaus geringeren Bruchteil. Das Inventar von 1354 bekundet das. Wohin immer Karl auf seinen Fahrten kam, suchte er Reliquien für seine Lieblingsschöpfung zu erwerben, und wenn er deren erhalten, ließ er sie entweder selbst auf das kostbarste fassen oder setzte doch das Kapitel von St Veit durch seine Freigebigkeit in stand, für sie würdige Behältnisse zu schaffen. Bezeichnend für diesen Eifer des Kaisers ist ein Schreiben, das er unter dem 17. Februar 1354 an das Kapitel von St Veit richtete, um diesem mitzuteilen, welch kostbare Reliquien er zu Trier bekommen. Obwohl er, so erzählt er in dem Briefe, große Geldsummen vom Elektus und dem Kapitel ohne alle Verletzung der Gerechtigkeit und ohne Tadel befürchten zu müssen hätte haben können, so habe er doch himmlische und geistliche Schätze, nämlich Reliquien, vorgezogen, welche ihm denn auch, wenngleich ungern, bewilligt worden seien. Zu statten sei ihm gekommen, daß die Erzdiözese ihres Oberhirten beraubt gewesen sei, und daß man gehofft habe, ihn durch Gewährung seiner Bitte zu vermögen, beim Papste für eine raschere Wiederbesetzung des Trierer Stuhles einzutreten. So sei er denn in den Besitz der Reliquien gekommen. In Dei nomine ... et *praesertim ad honorem et exaltationem sanctae Pragensis ecclesiae, volentes eam multiplicibus sanctorum reliquiis gloriosius in-*

signiri[1]. Für Karl IV. war seine kaiserliche Würde ein mächtiger Talisman, der ihm alle Reliquienschätze erschloß und ihn in stand setzte, binnen wenig Jahren die Prager Kirche mit Reliquien in einem Maße auszustatten, daß sie wenige ihresgleichen hatte. In Trier war es dem Kaiser sogar vergönnt, mit eigener Hand die erbetenen Partikeln von der heiligen Kreuzreliquie und dem Stab des hl. Petrus abschneiden zu dürfen.

Noch müssen wir einiger Gegenstände hier gedenken, die unter dem Titel rubrica armorum aufgeführt werden, da sie zumeist gleichfalls Reliquien waren. Es sind der Helm, das Schwert und das Panzerhemd des hl. Wenzeslaus, das Schwert des hl. Mauritius, das Schwert des hl. Stephan von Ungarn, das Banner des hl. Georg, ein Geschenk Karls IV., zwei kostbare Schilde und drei aus Elfenbein geschnitzte Hörner. Die Scheide, welche das Schwert des hl. Wenzeslaus umschloß, war mit Edelsteinen und Perlen geschmückt.

Ein anderer Passus, der mit rubrica insignorum et primo regalium überschrieben ist, enthält Angaben über die böhmischen Krönungsinsignien, eine goldene, mit Saphiren, Smaragden und Rubinen reich besetzte Krone, den goldenen Reichsapfel, das silbervergoldete Zepter und einen goldenen, mit einem Rubin geschmückten Ring. Die Krone war aus einer älteren Krone hergestellt worden, welche zu einem Bild des hl. Wenzeslaus gehört hatte, infolgedessen auch sie nach dem Willen des kaiserlichen Stifters für gewöhnlich der Büste des Heiligen als Kopfschmuck diente.

Heilige Gefäße und Geräte. Nicht so reich wie an Reliquienbehältern war der St Veitsdom zur Zeit der Abfassung des Inventars an liturgischen Gefäßen und Geräten. Es könnte das auffällig erscheinen, indessen darf man nicht außer acht lassen, daß manches Metallgerät, welches jetzt eine bedeutende Rolle beim Gottesdienst spielt, um das Ende des 14. Jahrhunderts bei weitem noch nicht in dem Maße wie gegenwärtig im Kultus hervortrat, so die Kerzenleuchter, mit denen heute an Festtagen die Altäre zum Überfluß bedeckt werden, die Ostensorien, die beim Mangel der modernen Segensandachten nur wenig zur Verwendung kamen, die Ciborien, für die mit der gewaltig steigenden Zunahme der Kommunionen gleichfalls in der Neuzeit eine neue Zeit begann. Die Wahrnehmung,

[1] Das Schreiben ist samt einer Zahl anderer Dokumente, welche ebenfalls über die Bemühungen Karls IV., den St Veitsdom mit Reliquien zu bereichern, interessante Aufschlüsse geben, von Herrn Kanonikus Dr Podlaha in seinem oben angeführten Werk (S. 31 ff) abgedruckt.

welche man im Prager Inventar macht, steht denn auch nicht allein. Sie kehrt bei allen spätmittelalterlichen Schatzverzeichnissen wieder. Es lag eben der Grund in den Eigentümlichkeiten des Gottesdienstes, wie sie dem Mittelalter im Gegensatz zur Gegenwart eigentümlich waren.

Übrigens war der St Veitsdom keineswegs arm an liturgischen Geräten. Insbesondere waren die Meßkelche in stattlicher Zahl im Schatz vertreten; denn das Inventar vermerkt ihrer in der rubrica de calicibus seu vasorum sacrificiis nicht weniger denn zwanzig. Zwei, von denen namentlich sich einer auch durch seinen kostbaren Perlen-, Gemmen- und Bilderschmuck auszeichnete, bestanden samt ihrer Patene aus Gold, die übrigen aus vergoldetem Silber. Auch von diesen waren manche mit Perlen, Edelsteinen, Korallen und bildlichen Darstellungen reich verziert. So wies einer dieser Kelche, der als sollemnis, d. i. für die Festtage bestimmt, charakterisiert wird, auf dem Fuß den Gekreuzigten samt zehn andern Bildern auf. Ein anderer war mit fünfzehn Gemmen, mit einem Kruzifix und den vier Evangelistensymbolen, wieder ein anderer mit den in Email ausgeführten Bildern des Gekreuzigten, der allerseligsten Jungfrau, des hl. Johannes und des den Mantel zerteilenden hl. Martin auf dem Fuß ausgestattet usw. Auch Kelche, auf denen Inschriften oder Wappen angebracht waren, fehlten nicht. So trug einer neben anderem Schmuck per capitalia, in großen Buchstaben, wie das Inventar ausdrücklich angibt, den Lobspruch: Sanctus Dominus Deus Sabaoth, ein anderer den verstümmelten Engelsgruß: Ave Maria gratia, ein dritter die Worte: Pater noster sanctus. Von den Wappen, die sich auf einzelnen der Kelche finden, wird eines als das des Königs von Ungarn bezeichnet, ein zweites als das der Herren von Lipa, ein weiteres als das der Grafen von Herdek. Einer der Kelche war ein Geschenk des Sakristans Smylo. Auch die Patenen waren zum Teil mit bildlichen und sonstigen Verzierungen versehen. So wies eine Patene die maiestas Domini, eine zweite das Lamm Gottes, eine dritte die Darstellung des Gekreuzigten auf. Die zum vorhin erwähnten goldenen Kelch gehörende Patene war wie dieser mit herrlichem Perlenschmuck und Edelsteinen verziert.

Von sonstigem gottesdienstlichen Gerät werden erwähnt vier silberne Weihrauchfässer, von denen eines mit Bildwerk geschmückt und vergoldet und ein anderes für die Adventszeit bestimmt war, sieben silberne Leuchter, darunter ein vergoldeter, eine silberne Glocke, ein Geschenk der Königin von Ungarn, vier silbervergoldete Pollen, acht unvergoldete silberne und zwei mit

Email versehene kupferne Kännchen. Dazu kamen ferner drei Pyrides, ein Ostensorium, eine Onyxschale, zwei Weihrauchschalen, verschiedene Gefäße aus Bergkristall, ein silberner Eimer für die Austeilung des Weihwassers, drei silberne Kannen für die heiligen Öle, ein silbernes, mit Jaspissteinen besetztes Becken u. a. Von den Pyriden bestanden zwei aus Bergkristall, die dritte aus Gold; zu letzterer gehörten zwei silberne Einsätze. Das Ostensorium war in seinem oberen Teil ganz aus Gold hergestellt; das Behältnis des heiligsten Sakraments war aus Kristall, der Fuß und die Bilder des Kaisers und der Kaiserin, mit denen das Gefäß geschmückt war — ein den heutigen Anschauungen fremdartiger Brauch —, aus vergoldetem Silber gemacht. Die Monstranz war, wie so vieles andere, ein Geschenk Karls IV. Auch die Onyxschale war eine Gabe des Kaisers, der sie zum Gebrauche bei Krankenprovisionen und der Austeilung der Osterkommunion bestimmt hatte, und zwar, wie es scheint, als sog. Spülkelch, d. i. als Kelch, aus dem den Kommunikanten nach Empfang des heiligsten Sakraments Wein zur Ausspülung des Mundes gereicht wurde. Sie wird schon im Inventar von 1354 aufgeführt. Von den Weihrauchschalen war eine aus einem Jaspis, die andere aus einem Amethyst geschnitten; erstere war mit einer Montierung aus reinem Gold versehen. Sehr auffällig sind in dem Verzeichnis der vasa sacrificii zwei Zangen aus Silber. Sie wurden, wie das Inventar angibt, zur Austeilung der heiligen Kommunion gebraucht, jedoch nicht, wie man wohl vermuten möchte, wenn Pestkranke oder Aussätzige kommuniziert wurden, sondern wenn der Erzbischof persönlich das heiligste Sakrament ausspendete, wie das Inventar von 1354 bezeugt. Es ist das einzige Mal, daß uns derartige Zangen bisher in mittelalterlichen Inventaren aufgestoßen sind, aber eben deshalb ist die Notiz betreffs dieser forcipes um so bemerkenswerter.

An die rubrica de calicibus schlossen sich noch an die rubrica de capsis, die rubrica altarium viaticorum und das Verzeichnis der plenaria. Unter den capsae sind die quadratischen Behälter verstanden, in denen die Korporalien aufbewahrt wurden, die „Korporalienhäuser", wie sie in der Volkssprache genannt wurden. Sie waren im Mittelalter allenthalben in Gebrauch und wurden gern kostbar ausgestattet, ein Beweis, wie sehr man auf eine geziemende Aufbewahrung der Korporalien bedacht war. Von den capsae, deren im Prager Inventar drei vermerkt sind, war eine ringsum mit Silber, oben aber mit vergoldetem Silber beschlagen und in der Mitte des Deckels mit dem Lamme Gottes geschmückt.

Sie wurde mit Hilfe eines silbernen Knäufchens und einer seidenen, in silberne Kügelchen endenden Schnur geschlossen. Die zweite wies auf der Oberseite des Deckels ein aus Perlen gearbeitetes und im Kreis von Edelsteinen und Perlen umgebenes Lamm Gottes auf, während auf seiner Unterseite eine aus Korallen bestehende Rosenstaude angebracht war. Die dritte war ganz einfach; mit rotem Seidenstoff überzogen, trug sie als Schmuck bloß den Namen Jesu.

Im Kapitel der altaria viatica sind die Reise- oder Tragaltärchen verzeichnet, welche der Dom besaß. Derartige Altärchen waren im Mittelalter sehr gewöhnlich. Der Dom zu Prag besaß nach dem Inventar von 1387 sechs. Eines, es bestand aus Amethyst und war mit vergoldetem Silber montiert, hatte Kaiser Karl IV. als Tisch gedient und war durch den Breslauer Bischof Předslav (1341—1376) zu Ehren der Gottesmutter geweiht worden. Ein zweites war mit Gold beschlagen, mit figuralen Elfenbeinskulpturen verziert und mit vier Saphiren samt andern Edelsteinen und Perlen besetzt. Füße scheint keines der Tragaltärchen besessen zu haben. Bei einem freilich, das mit vergoldetem Silber bekleidet war, hatten sich deren ursprünglich vorgefunden; sie waren indessen zur Zeit der Aufstellung des Inventars bereits abgebrochen. Es war, wie aus dem Inventar von 1355 erhellt, mit figürlichen Darstellungen geschmückt und in Kastenform gearbeitet.

Die plenaria, von denen das Schatzverzeichnis redet, sind, wie aus einer Urkunde Karls IV. vom Jahre 1354 hervorzugehen scheint[1], in der älteren Bedeutung des Wortes als Vollevangeliare, d. i. Evangeliare, in denen außer den Evangelien auch die Episteln Aufnahme gefunden hatten, und nicht in seinem jüngeren Sinn als Vollmissalien aufzufassen. Es waren ihrer im Schatze im ganzen acht, von denen sich namentlich drei durch ihre kostbaren Deckel auszeichneten. Derselbe war bei allen dreien mit lauterem Gold bekleidet und selbst bei dem einfachsten von ihnen immer noch mit 49 Gemmen besetzt. Einer heißt im Inventar plenarium s. Marci, weil ihm 16 Blätter eines Evangeliums des hl. Markus angebunden waren, das von dem Heiligen mit eigener Hand geschrieben sein sollte. Der Kaiser hatte sie auf seine dringenden Bitten, non violentia, non venali commercis, sed humilitatis et ferventis fidei zelo atque lacrimarum fluentium pretio, wie es in der Urkunde heißt[2], vom

[1] Podlaha, Chrámový poklad u sv. Víta u Praze 41. [2] Ebd. 38.

Patriarchen von Aquileja erhalten und auf den Einband die bedeutende Summe von 2000 Gulden verwendet[1]. Bei dem zweiten plenarium enthielt einer der Deckel in der Mitte eine skulptierte Darstellung des Gekreuzigten, der andere war, wie der Deckel des St Markusplenariums zur Zeit, da das Inventar abgefaßt wurde, nicht mehr an seinem ursprünglichen Ort, da beide an der Prachttumba des hl. Wenzeslaus einen Platz gefunden hatten. Der Deckel der andern Plenarien war mit Silber überzogen. Bei einem derselben war auf ihm die so beliebte Darstellung der maiestas Domini angebracht, bei drei andern waren Elfenbeinplatten mit figürlichem Bildwerk in ihn eingelassen. Alle Plenarien kommen schon im Inventar von 1355 vor. Einige stammten allem Anschein nach aus der Zeit der Přemysliden. Ein Pontifikale, das am Schluß der Liste der Plenarien aufgeführt wird, war mit vergoldetem Silber bekleidet und auf einem der Deckel mit dem Bild des Gotteslammes, auf dem andern mit dem des Gekreuzigten versehen.

(Schluß folgt.)

Jos. Braun S. J.

Das Rätsel des Lebens.

Eine entwicklungsphysiologische Studie.

Warum gleichen die Kinder ihren Eltern? Warum wird aus einer Eichel stets wiederum eine Eiche und aus einem Hühnerei stets wiederum ein Huhn? Woher kommt die spezifische Gesetzmäßigkeit, nach welcher aus dem befruchteten Ei einer jeden Art stets wiederum ein gleiches Wesen sich entwickelt, wie dasjenige war, welches jener Eizelle das Leben gab? Was bestimmt den Keim des neuen Individuums gerade zu diesem und nicht zu einem andern Entwicklungsgange? Sind ferner die Gesetze, welche die Entwicklung leiten, rein mechanische, oder gibt es überdies vitale Gesetze, die über das Geschehen in der leblosen Natur wesentlich erhaben sind?

[1] Podlaha, Chrámový poklad u sv. Víta u Praze 39.

Das sind ohne Zweifel höchst interessante und wichtige Fragen, wichtig nicht bloß für die biologische Forschung, welche das Rätsel des Lebens naturwissenschaftlich zu lösen sucht, sondern nicht minder auch für die Philosophie, die in das Wesen des Lebens mittels der Lebenserscheinungen einzudringen bestrebt ist.

Wir stehen also vor dem Determinationsproblem, d. h. vor der Frage nach den determinierenden Ursachen der Embryonalentwicklung. Von ferne gesehen gleicht dieses Problem für das Auge des Laien vielleicht einem stacheligen Igel, an dem ein wahrer Wald von fachwissenschaftlichen Termini emporstarrt, so daß der gewöhnliche Menschenverstand sich ihm kaum gefahrlos zu nahen vermag. Wir wollen nun heute einmal versuchen, ob es uns nicht gelingt, den Igel des Determinationsproblems dazu zu bewegen, daß er seine Stacheln niederlege und sich unsern Lesern in harmloser gemeinverständlicher Gestalt entrolle.

Die hier zu behandelnde Frage steht in engem Zusammenhange mit einer früheren Abhandlung in dieser Zeitschrift[1], in welcher die Beziehung der Zellteilungsvorgänge zu den Problemen der Befruchtung und Vererbung untersucht wurde. Wir kamen dabei zu dem Ergebnisse, daß man mit großer Wahrscheinlichkeit die Chromatinbestandteile der Kerne der Keimzellen, der Chromosomen derselben, als hauptsächliche materielle Träger der Vererbungserscheinungen und daher auch als Hauptträger der eigentümlichen Entwicklungsgesetze einer jeden Tier- und Pflanzenart anzusehen habe.

Damit ist jedoch erst eine Seite des Problems der organischen Entwicklung berührt, jene nämlich, welche Gegenstand der mikroskopischen Zellenlehre ist. Wir stehen jetzt vor einer Reihe von weiteren Fragen, die von hohem Interesse sind für das Rätsel des Lebens. Beruht die Entwicklung des befruchteten Eis auf einer Selbstdifferenzierung, welche ausschließlich durch die inneren, schon im Ei vorhandenen Entwicklungsfaktoren geleitet wird, oder beruht sie auf einer abhängigen Differenzierung, welche großenteils durch äußere Ursachen bestimmt wird? Haben wir somit

---

[1] LXII (1902), Heft 5, 539 ff. Eine viel eingehendere Behandlung der zwischen den Zellteilungsvorgängen und den Problemen der Befruchtung und Vererbung obwaltenden Beziehungen siehe in unserem Buche Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie, Freiburg i. Br. 1904, 6. Kap., 84—145.

für die Theorie der Präformation, welche die Vorbildung des ganzen künftigen Wesens im Ei annimmt, uns zu erklären, oder für die Theorie der Epigenesis, welche die Neubildung der Organe desselben im Laufe des Entwicklungsprozesses behauptet? Die Beantwortung dieser Fragen umfaßt das sog. Determinationsproblem. Wir wollen nun unsern Lesern kurz zu schildern suchen, wie weit es bisher gelungen ist, dieses schwierige Problem zu lösen. Hierbei werden wir auch darauf ganz besonders zu achten haben, ob die individuelle Entwicklung der organischen Wesen von einer eigenen vitalen Gesetzlichkeit beherrscht wird, wie der Vitalismus annimmt, oder ob sie durch bloße physikalisch-chemische Ursachen sich befriedigend erklären läßt, wie der Mechanismus behauptet.

Der Zweig der Biologie, der sich mit der experimentellen Erforschung der Gesetze und Ursachen der organischen Formbildung befaßt, ist die Entwicklungsphysiologie. Wilhelm Roux, der hauptsächliche Begründer dieses Wissenschaftszweiges, nannte ihn allerdings „Entwicklungsmechanik". Da jedoch die mechanische Erklärung der betreffenden Vorgänge nur einen Teil jenes Problems darstellt, deshalb glauben wir mit Hans Driesch, der sich um die Erforschung dieses Gebietes besonders verdient gemacht hat, den Namen „Entwicklungsphysiologie" vorziehen zu müssen[1].

[1] Zur Literatur sei hier nur erwähnt: das „Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen", herausgegeben von W. Roux in Halle a. S. Ferner die Schriften von: W. Roux, Einleitung zu den Beiträgen zur Entwicklungsmechanik des Embryo (Zeitschrift für Biologie XXI [1885]); Die Entwicklungsmechanik der Organismen, eine anatomische Wissenschaft der Zukunft, Wien 1890. — E. Pflüger, Über den Einfluß der Schwerkraft auf die Teilung der Zellen und auf die Entwicklung des Embryo (Archiv für die gesamte Physiologie XXXII [1883]); Beiträge zur Entwicklungsmechanik des Embryo. Nr 1. Zur Orientierung über einige Probleme der embryonalen Entwicklung (Zeitschrift für Biologie XXI [1885]); Über die Bestimmung der Hauptentrichtungen des Froschembryo im Ei und über die erste Teilung des Froscheis (Breslauer ärztliche Zeitschrift 1885). — O. Hertwig, Über den Wert der ersten Furchungszellen für die Organbildung des Embryo (Archiv für mikroskopische Anatomie XLII [1893]); Die Zelle und die Gewebe II, Jena 1898. — A. Weismann, Das Keimplasma, Jena 1892; Vorträge über Deszendenztheorie, Jena 1902. — E. B. Wilson, *Amphioxus* and the Mosaic-Theory of Development (Journal of Morphology VIII [1893]). — H. E. Crampton, Experimental Studies of Gastropod Development (Archiv für Entwicklungsmechanik III [1896]). — C. O. Whitman, Evolution and Epigenesis (Wood's Hall Biological Lectures 1894). — Hans Driesch, Analytische Theorie

Vielleicht bedünkt es manchem Leser, die soeben aufgeworfenen Fragen seien schon befriedigend beantwortet durch die früher geschilderten Ergebnisse der mikroskopischen Morphologie. Unter normalen Verhältnissen wird, wenigstens bei den höheren Organismen, die Entwicklung eines neuen Individuums nur durch die Befruchtung eingeleitet. Die Befruchtung besteht aber ihrem Wesen nach in der Kernvereinigung von Ei- und Samenzelle, einer Vereinigung, zu welcher vielfach das männliche Centrosoma die eigentliche Anregung gibt. Da nun die Chromosomen der Keimzellkerne die mikroskopisch sichtbaren materiellen Träger der Vererbung sind und in bestimmter Zahl und bestimmter Anordnung von den Eltern auf die Kinder übergehen bis zur Bildung der Keimzellen der folgenden Generation, und da sie somit während des ganzen Entwicklungsverlaufes eine gewisse Selbständigkeit bewahren, wie Boveris Theorie von der Individualität der Chromosomen annimmt, so scheint es vielleicht manchem eine müßige Frage zu sein, ob die Entwicklung des befruchteten Eis auf Präformation oder auf Epigenesis, auf selbständiger oder auf abhängiger Differenzierung beruhe. Ist denn diese Frage nicht schon durch obige Ergebnisse beantwortet zu Gunsten der Präformation und der selbständigen Differenzierung?

---

der organischen Entwicklung, Leipzig 1894; Die organischen Regulationen, Leipzig 1901; Kritisches und Polemisches (Biologisches Zentralblatt XXII [1902], Nr 5 6 14 15; XXIII [1903], Nr 21—23); Ergebnisse der neueren Lebensforschung (Politisch-Anthropologische Revue II [1903], Heft 10). — C. Herbst, Formative Reize in der tierischen Ontogenese, Leipzig 1901. — Th. H. Morgan, Regeneration, New York and London 1901. — O. L. Zur Straßen, Über das Wesen der tierischen Formbildung (Verhandlungen der Deutschen Zoologischen Gesellschaft 1898, 142—156). — K. Heider, Das Determinationsproblem (Verhandl. der Deutschen Zoolog. Gesellsch. 1900, 45—97). — L. Kathariner, Über die bedingte Unabhängigkeit der Entwicklung des polar differenzierten Eis von der Schwerkraft (Archiv für Entwicklungsmechanik XII [1901], 4. Heft); Weitere Versuche über die Selbstdifferenzierung des Froscheis (Archiv für Entwicklungsmechanik XIV [1902], 1. u. 2. Heft). — Eine allseitige vortreffliche Darstellung des Determinationsproblems geben Korschelt und Heider in ihrem Lehrbuch der vergleichenden Entwicklungsgeschichte der wirbellosen Tiere, Allgemeiner Teil, 1. Lfg, Jena 1902, I. Abschn. Vgl. besonders das 2. Kapitel desselben „Das Determinationsproblem" (S. 81—150). Daselbst ist auch die einschlägige Literatur mit erschöpfender Vollständigkeit angegeben. — Von botanischen Arbeiten, die sich mit der Entwicklungsphysiologie beschäftigen, sind namentlich zu erwähnen: W. Pfeffer, Pflanzenphysiologie I², Leipzig 1897, u. II, 1. Hälfte, 1901. Ferner G. Klebs, Über Probleme der Entwicklung (Biologisches Zentralblatt XXXIV [1904], Nr 8 9 14 15 16 usw.).

So einfach liegt die Sache nicht. Auch bei der Voraussetzung, daß die Chromosomen der Keimzellkerne als hauptsächliche materielle Vererbungssubstanzen von einer Generation auf die andere übergehen, bleibt doch noch das Problem der Entwicklung des Organismus aus der befruchteten Eizelle zu lösen. Es bleibt noch die schwierige Frage zu erörtern: Auf welchen Ursachen beruht die Erscheinung, daß die aus der einen Eizelle bei ihrer Furchungsteilung entstehenden Gruppen von Zellen sich voneinander morphologisch und physiologisch immer mehr unterscheiden, je weiter die Entwicklung des Embryos fortschreitet? Wie kommt es, daß diese Zellengruppen zu den verschiedenen Geweben und Organen eines und desselben Individuums sich ausgestalten? Mit andern Worten: Auf welchen Ursachen beruht dieser Prozeß der harmonischen Differenzierung, durch den aus der scheinbar so einfachen Eizelle der komplizierte Wunderbau des ganzen Organismus mit all seinen mannigfaltigen Teilen hervorgeht?

Die Entwicklungsphysiologie, deren Studium wir uns nunmehr zuwenden, sucht jenem Problem auf einem ganz andern Pfade näherzutreten als die mikroskopische Anatomie. Während letztere mit Hilfe der modernen Färbungs- und Schnittmethoden die Gewebe und Zellen des Lebewesens unter den stärksten Vergrößerungen untersucht und die morphologischen Veränderungen im Kerne und im Cytoplasma der Zellen zu ergründen bestrebt ist, geht die Entwicklungsphysiologie auf experimentellem Wege vor. Sie nimmt beispielsweise ein lebendes Froschei, unterwirft es den verschiedensten künstlichen Eingriffen der Pressung, der Drehung, der Trennung oder der teilweisen Zerstörung seiner Furchungskugeln usw. und sieht dann zu, wie der Embryo unter diesen Verhältnissen sich entwickelt; daraus zieht sie dann ihre Schlußfolgerungen auf die Entwicklungsgesetze und die Entwicklungsursachen der lebenden Wesen.

Bevor wir auf die Ergebnisse der modernen Entwicklungsphysiologie näher eingehen, müssen wir jedoch einen flüchtigen Rückblick tun auf die Vorgeschichte des Determinationsproblems. Die Frage, ob und in welcher Form das künftige Individuum bereits im Ei enthalten sei, hat auch schon die Denker früherer Jahrhunderte emsig beschäftigt, obwohl ihnen zur Lösung derselben nur sehr dürftige Anhaltspunkte zu Gebote standen. Im 17. und 18. Jahrhundert bekannten sich die hervorragendsten Forscher wie Swammerdam, Malpighi, Leeuwenhoek, Haller, Bonnet und Spallanzani zur Präformatiostheorie, die man

damals auch Evolutionslehre[1] (Entfaltungslehre) nannte. Von den Beobachtungen über die Entwicklung des Schmetterlings in der Puppe und der Pflanzenblüte in der Knospe ausgehend, stellten sie den Satz auf: Die Entwicklung ist bloß die Entfaltung bereits vorhandener Teilchen, welche in der Eizelle bzw. in der Samenzelle nur wegen ihrer Kleinheit und Durchsichtigkeit unserer Wahrnehmung sich entziehen. In der Tat lassen sich ja auch in der reifen Schmetterlingspuppe sämtliche Organe des künftigen beschwingten Falters bereits nachweisen, und ebenso auch in der reifen Knospe sämtliche Organe der künftigen Blume. Auf die Keimesentwicklung der lebenden Wesen angewendet, führte diese Entfaltungstheorie allerdings zu höchst sonderbaren Folgerungen. In der ersten Eizelle jeder Art müßten bereits alle Individuen der folgenden Generationen in unendlicher Zahl und in unendlich kleiner Form eingeschlossen gedacht werden. So müßten beispielsweise die Eizellen der ersten Katze bereits alle Zukunftskätzchen, die bis zum Ende der Welt geboren werden sollten, in winziger Miniaturausgabe umschließen. Daher hat man diese Theorie auch als „Einschachtelungstheorie" bezeichnet.

Im Jahre 1759 trat Kaspar Friedrich Wolff in seiner Theoria generationis zum erstenmal der alten Präformationslehre entgegen und wurde dadurch zum Begründer der Theorie der Epigenesis. Auf eine genaue Untersuchung der Entwicklung des Hühnchens gestützt, stellte er die Behauptung auf, das Ei sei nur ein unorganisierter Stoff, der sich erst im Laufe der Entwicklung allmählich organisiere. Richtig an dieser Ansicht Wolffs ist die Wahrnehmung, daß die Organe des Embryos wirklich neugebildet werden, weil ja das befruchtete Ei, wie man erst im 19. Jahrhundert erkannte, noch den Charakter einer einfachen Zelle hat und somit nicht aus „Organen" bestehen kann. Irrtümlich dagegen war die Behauptung Wolffs, das Ei sei noch ein unorganisierter Stoff; denn die moderne Mikroskopie hat uns den wunderbar feinen Bau der Eizelle und ihres Kerns unter dem Mikroskope enthüllt und uns zugleich gezeigt, wie bestimmte Substanzen des Zellkerns, die Chromosomen, als materielle Träger der Vererbung auf die Furchungszellen des sich

[1] Heute nennt man Evolutionstheorie bekanntlich meist die Lehre von der Stammesentwicklung der Organismen, nicht die Lehre von ihrer individuellen Entwicklung. Um Mißverständnisse zu vermeiden, haben wir daher auch im obigen das Wort Präformationstheorie für die Evolutionstheorie im älteren Sinne gebraucht.

entwickelnden Eis mit ebenso wunderbarer Gesetzmäßigkeit sich verteilen. Wir wollen jedoch hier der geschichtlichen Entwicklung des Determinationsproblems nicht weiter vorgreifen.

Mit dem fortschreitenden Studium der Entwicklungsprozesse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewann die Theorie der Epigenesis immer mehr an Boden und wurde bald zur herrschenden Lehre. Der berühmte Zoologe Rudolf Leukart konnte 1853 in seinem Artikel „Zeugung" schreiben: „Unsere Kenntnisse von der Entwicklung des Embryo wie von der Bildung der Zeugungsstoffe lassen nur eine Deutung zu, und diese ist im Sinne der Epigenese. Es kann keinem ferneren Zweifel unterliegen: Der Embryo ist das Produkt einer Neubildung, die an die Zeugungsstoffe anknüpft." Sogar noch 1872 bezeichnete Ernst Haeckel in seiner „Anthropogenie" den Embryo des Menschen im sog. Monerulastadium[1] als eine „ganz gleichartige, strukturlose Masse", als ein „einfaches Kügelchen von Urschleim". Haeckel muß allerdings den menschlichen Embryo durch eine stark getrübte Brille betrachtet haben, wenn er noch 1872 von seinem feineren histologischen Bau so wenig zu sehen vermochte. Ähnlich erging es übrigens Goette 1875 mit dem Ei der Unke. Er erklärte dasselbe für eine unorganisierte, nicht lebende Masse, welche aus der Umwandlung einer oder mehrerer Keimzellen hervorgegangen sei.

Die Theorie der Epigenesis sollte jedoch nicht lange mehr ihre Herrschaft behaupten. Mit der Vervollkommnung der modernen Mikroskopie erkannte man bald in der Ei- und Samenzelle Elemente von hochkomplizierter Zusammensetzung, welche durch einen besondern Reifeprozeß für die Vereinigung ihrer Kernsubstanzen, die bei der Befruchtung erfolgt, sich vorbereiten müssen. Hiermit neigte sich das Zünglein der Wage wieder zu Gunsten der Präformationstheorie, wenn sie auch nicht

---

[1] Die „Entdeckung" dieses Stadiums der menschlichen Keimesentwicklung ist einem Beobachtungsfehler Haeckels zu verdanken. Er glaubte nämlich irrtümlich, daß das Keimbläschen des Embryos sich im Beginne der Embryonalentwicklung auflöse. Nach Haeckels phantastischer Anthropogenie sollte das Monerulastadium des menschlichen Keimes eine stammesgeschichtliche Wiederholung des Monerenstadiums unserer ältesten Vorfahren sein. Tatsächlich ist jedoch nicht bloß dieses phylogenetische Monerenstadium erdichtet, sondern nicht minder auch das ontogenetische Monerulastadium in der menschlichen Embryogenie. Zur Kritik der Haeckelschen Stammesgeschichte des Menschen siehe auch unsere Ausführungen in der Abhandlung „Zur Anwendung der Deszendenztheorie auf den Menschen" (diese Zeitschrift LXV [1903], 9. Heft, 395 ff; ferner „Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie", Freiburg i. B. 1904, 10. Kap., 286 ff).

in Gestalt der alten Einschachtelungslehre, sondern in einer völlig neuen Form auftrat.

Im Jahre 1874 stellte Wilhelm His[1] für die individuelle Entwicklung der Wirbeltiere das Prinzip der organbildenden Keimbezirke auf, nach welchem bestimmte Bezirke des befruchteten Eis vermöge ihrer speziellen inneren Anlage zur Bildung bestimmter Organe im Embryo dienen sollten. Zugleich unterzog er in seiner Studie die Haeckelschen Phantasien über die Entwicklungsgeschichte des Menschen einer vernichtenden Kritik. Auch bei vielen andern Tieren fand das neue Prinzip der organbildenden Keimbezirke eine wichtige Stütze, indem sich herausstellte, daß schon im Ei durch die sog. primäre Eiachse ein animaler und ein vegetativer Pol des Eis gegeben sei, durch welche die Richtung der Ausgestaltung des künftigen Embryos bestimmt wird. Hiermit hatte sich die Entwicklungsphysiologie wiederum der Präformationstheorie erheblich genähert.

Aber schon im Jahre 1883 schien abermals eine Schwankung zur Epigenesis hin einzutreten durch die Versuche, welche Eduard Pflüger über den richtenden Einfluß der Schwerkraft auf die Entwicklung von Froscheiern anstellte. Diesen Versuchen verdanken wir das Pflügersche Prinzip der Isotropie des Eiplasmas, nach welchem sämtliche protoplasmatische Bestandteile des Eis unter sich gleichwertig sein sollten in Bezug auf die Bildung der Organe des Embryos. Pflüger versetzte Froscheier in eine sog. Zwangslage, welche dadurch entsteht, daß das Ei infolge mangelhafter Quellung der Gallerthülle sich innerhalb der letzteren nicht mehr drehen kann. Unter normalen Verhältnissen richtet sich die schwarz pigmentierte animale Hälfte des Froscheis, welche aus leichteren Substanzen besteht, stets nach oben, während der hellgelbe vegetative Pol nach unten gerichtet erscheint. Wenn nun das Ei in die erwähnte Zwangslage gebracht wird, so kann die Eiachse einen beliebigen Winkel mit der Vertikalen bilden; trotzdem steht auch in diesem Falle die erste Furchungsebene des sich entwickelnden Eis stets senkrecht. Man könnte daher glauben, daß die Schwerkraft allein es sei, welche die Richtung der Teile des Embryos bestimme, gleichviel welche Partie des Eis beim Beginne der Furchung oben oder unten liegt.

Die Schlüsse, welche Pflüger hieraus auf die Isotropie des Eiplasmas zog, erwiesen sich jedoch nicht als haltbar. Schon Wilhelm Roux und

[1] Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung, Leipzig 1874.

Oskar Hertwig vermuteten, daß die Abhängigkeit des Entwicklungsverlaufes des Froscheies von der Richtung der Schwerkraft nur eine Folge des ungleichen spezifischen Gewichtes seiner Teile sei. Bei den in Zwangslage befindlichen Eiern wird zwar die Drehung der Eirinde verhindert, aber die Umordnung der Substanzen im Innern des Eis wird dadurch gar nicht beeinflußt; Born hat dies durch eigene Versuche nachgewiesen.

Um die von Pflüger für so bedeutungsvoll erklärte Richtungswirkung der Schwerkraft auf die Entwicklung des Embryos aufzuheben, brachte Roux die sich entwickelnden Froscheier in beständig wechselnde Lagen zur Richtung der Schwerkraft, indem er sie auf einer Scheibe in einer Vertikalebene rotieren ließ. Trotzdem entwickelten sich jene Eier in der normalen Zeit und in völlig normaler Weise. Roux hatte jedoch, wie Kathariner[1] neuerdings zeigte, bei seinen klinostatischen Versuchen die Schwerkraft durch eine andere Kraft, die Zentrifugalkraft, ersetzt. Daher blieb es bei jenen Experimenten noch unbewiesen, daß die Entwicklung des Eis völlig unabhängig sei von einer äußeren richtenden Kraft. Kathariner wandte daher, um der Lösung jener Frage beizukommen, eine andere Methode an. Er ließ die befruchteten Froscheier durch einen Wasserstrom in fortwährender Drehungsbewegung erhalten. Aber auch jetzt entwickelten sich die Froscheier in völlig normaler Weise, wenngleich etwas langsamer als gewöhnlich. Durch diese Experimente ist sichergestellt, daß die Ursachen für die spezifische Entwicklung des Froscheis zum Frosch im Ei selber liegen, nicht in den äußeren Einwirkungen. Die Entwicklung des Eis beruht auf Selbstdifferenzierung, wie schon Roux betont hatte. Der von Pflüger zu Gunsten der Epigenesis aufgestellte Satz: „Ich denke mir, daß das befruchtete Ei zur späteren Organisation des Tieres ebensowenig eine wesentliche Beziehung besitzt als die Schneeflocke zur Größe und Gestalt der Lawine, die unter Umständen aus ihr hervorgehen kann; daß aus einem Keim immer dasselbe entsteht, kommt daher, daß er immer unter dieselben äußeren Bedingungen gebracht ist" — dieser Satz kann jetzt als endgültig widerlegt betrachtet werden.

Wenn selbst Forscher wie Oskar Hertwig[2], die der vitalistischen Auffassung nicht fernstehen, trotzdem glaubten, den äußeren Faktoren,

---

[1] Über die bedingte Unabhängigkeit des polar differenzierten Eis von der Schwerkraft (Archiv für Entwicklungsmechanik XII [1901], 4. Heft, 597—609); Weitere Versuche über die Selbstdifferenzierung des Froscheis (ebd. XIV [1902], 1. u. 2. Heft, 289—299). [2] Die Zelle und die Gewebe II (1898).

beispielsweise der Wärme, die Rolle von spezifischen Entwicklungsursachen zuschreiben zu müssen, so beruht dies auf einer Verwechslung der Entwicklungsbedingungen mit den Entwicklungsursachen. Durch mannigfaltige äußere Einwirkungen vermögen wir zwar eine raschere oder eine langsamere, eine normale oder eine krankhaft gestörte Entwicklung zu erzielen; aber wir sind nie und nimmer im stande, die spezifischen Entwicklungsgesetze, beispielsweise des Froscheis, zu ändern. Wenn also das Froschei stets zum Frosche wird, so beruht dieser Vorgang auf Selbstdifferenzierung des befruchteten Eis.

Falls wir somit das entwicklungsfähige Ei als Ganzes betrachten, so ist die Frage, ob Präformation oder Epigenesis sein Werden beherrsche, hiermit zu Gunsten der Präformationstheorie beantwortet; die im Ei selber schlummernden Anlagen sind der eigentliche Grund seiner spezifischen Entwicklung. Damit ist jedoch das Determinationsproblem noch nicht endgültig gelöst. Wir stehen jetzt erst vor der neuen, viel schwierigeren Frage: Wie verhalten sich denn die einzelnen Teile des befruchteten Eis zueinander? Ist ihre Entwicklung eine völlig selbständige, auf Selbstdifferenzierung beruhende, oder steht sie in gesetzmäßiger Abhängigkeit von den übrigen Teilen des Eis und beruht somit auf abhängiger Differenzierung?

Die Pflügersche Theorie von der Isotropie des Eiplasmas, nach welcher alle Teile des Eis untereinander völlig gleichwertig sein sollen in Bezug auf die Entwicklung der verschiedenen Organe des Embryos, haben wir bereits oben (S. 391) erwähnt. Sie erweist sich als nicht haltbar; denn wie Roux festgestellt hat, wird bereits vor den ersten Furchungsteilungen des Eis die Medianebene des künftigen Embryos bestimmt durch die Kopulationsrichtung des Furchungskerns, d. h. durch den Weg, den bei der Befruchtung der männliche Vorkern eingeschlagen, um sich mit dem weiblichen Vorkerne zum Furchungskern des befruchteten Eis zu vereinigen. Die neueren mikroskopischen Forschungen enthüllten ferner die gesetzmäßige Verteilung der Chromatinsubstanz des Furchungskerns auf die Tochterzellen des Eis, durch welche der Entwicklungsprozeß des neuen Individuums eingeleitet wird. Wir müssen daher den Chromosomen der Zellkerne eine wichtige determinierende Rolle für die Bildung der Organe des neuen Wesens zuschreiben. Dadurch gewinnt das namentlich von Roux und Weismann vertretene Prinzip der organbildenden Kernbezirke eine feste Stütze. Auch hier scheint somit die Präformationstheorie der Epigenesis überlegen zu sein.

Wenn man nur jene epigenetischen Anschauungen berücksichtigt, die, auf mechanistischer Grundlage beruhend, die ganze Entwicklung des Embryos bloß durch die verschiedenen Zug- und Druckwirkungen der Furchungskugeln aufeinander erklären wollen, so ist die Epigenesis allerdings ziemlich hoffnungslos. Eine gute Kritik dieser einseitig mechanistischen Lösungsversuche des Determinationsproblems hat O. L. Zur Straßen in einem Vortrage gegeben, den er auf der achten Jahresversammlung der Deutschen Zoologischen Gesellschaft zu Heidelberg am 3. Juni 1898 hielt[1].

Nach O. Hertwig sollte die Teilung des befruchteten Eis in Zellen von verschiedener Größe und Beschaffenheit nur von dem Dottergehalte der Zellen und von der äußeren Gestalt der Furchungskugeln (Blastomeren) bewirkt werden. Die feinen Mechanismen der mitotischen Kernteilung, durch welche das Ei in die Zellgruppen des Embryos sich verwandelt, sollten nur für die Zellteilung als solche die Ursache sein, nicht aber für die mit ihr verbundene Differenzierung dieser Zellen zu Geweben und Organen. Vor allem versuchte Hertwig durch den mechanischen Einfluß des Dottergehaltes des Eis die sog. inäquale (ungleichmäßige) Zellteilung zu erklären, durch welche Tochterzellen von verschiedener Größe entstehen. Wenn beispielsweise an dem einen Pole des Eis mehr Nahrungsdotter (Deuteroplasma) aufgehäuft ist als an dem andern, so soll nach Hertwig der Kern der Eizelle durch die Dottermasse mechanisch weggedrängt werden zu dem entgegengesetzten Eipol hin; das Ergebnis hiervon muß dann die Teilung des Eis in zwei ungleich große Furchungskugeln sein.

So einleuchtend dies auch klingt, so handelt es sich hier doch um keine allgemein gültige Gesetzmäßigkeit, wie O. Hertwig glaubte, und noch viel weniger um eine solche von rein mechanischer Natur. Es gibt nämlich, wie Zur Straßen hervorhebt, nicht wenige Fälle, z. B. bei der Furchung des Eis des Spulwurms *(Ascaris)*, wo es gerade umgekehrt zugeht, als Hertwigs obiges „Gesetz" es verlangt. Wenn hier das Ei seine erste Furchungsspindel bildet, so zeigt sein Plasma eine obere hellere, dotterarme, und eine untere dunklere, dotterreiche Partie. Bei der nun folgenden Teilung wird trotzdem die obere Tochterzelle die größere, die untere die kleinere, trotz ihres Dotterreichtums.

Auch die Ungleichheit des Teilungsrhythmus der Furchungskugeln wollte O. Hertwig durch mechanische Wirkung des Dotters ganz einfach

[1] Über das Wesen der tierischen Formbildung (Verhandl. S. 142—156).

erklären. Die dotterreicheren Zellen sollten sich langsamer teilen als die dotterärmeren, weil die Dottermasse den Teilungsvorgängen des Protoplasmas einen äußeren Widerstand entgegensetze. Aber auch hier gibt es Tatsachen, die das mechanische Gesetz Hertwigs geradezu auf den Kopf stellen. Nach Jennings haben bei der Entwicklung des Rädertierchens *Asplanchna* und mancher andern Formen gerade die größeren, dotterreicheren Zellen eine entschiedene Tendenz sich schneller zu teilen als die kleineren, dotterärmeren.

Da rein mechanische Faktoren ihrer Natur nach notwendig immer in derselben Weise sich betätigen müssen, so folgt aus diesen „Ausnahmen" von den mechanischen Gesetzen Hertwigs, daß dieselben auch dort, wo sie scheinbar die „Regel" bilden, gar keine „rein mechanischen Gesetze" sind, sondern daß ihnen eine vitale Gesetzmäßigkeit zu Grunde liegt, welche die Tätigkeit der mechanischen Faktoren beherrscht und regelt.

Wichtiger noch für die Entscheidung der Frage, ob durch die Wechselwirkung rein mechanischer Ursachen die Formbildung des Organismus sich erklären läßt oder nicht, ist die geregelte Teilungsrichtung der Zellen des Embryos; denn jedes Wachstum, das in bestimmter Richtung erfolgt, wird durch die entsprechende Gestaltung der Kernfiguren bei den mitotischen Teilungsprozessen der Zellen in seine Bahn geleitet, und daher ist die Reihenfolge der Furchungsstadien des sich entwickelnden Keimes in allererster Linie auf jene geregelte Teilungsrichtung begründet. Würde es demnach gelingen, ein rein mechanisches Prinzip zu finden, das letztere zu erklären vermag, so wären wir auch in der kausalmechanischen Erklärung der Entwicklungsvorgänge um einen großen Schritt vorangekommen. Oskar Hertwig glaubte wirklich, ein solches Prinzip gefunden zu haben. Sein diesbezügliches „Gesetz" lautet: Die Teilungsspindel der Zelle wird in der Richtung der größten Protoplasmamasse, also bei Zellen, die von der Kugelgestalt abweichen, in die längste Achse der Zelle eingestellt. Vom rein mechanischen Standpunkt aus ist dies auch ganz selbstverständlich, und in der Tat stimmen viele Fälle mit diesem Gesetze gut überein. Aber es gibt anderseits wieder eine große Menge von Tatsachen, welche gegen jenes Gesetz Hertwigs sprechen. Es läßt sich, wie Zur Straßen hervorhebt, eine erdrückende Fülle von Beispielen anführen, in denen die Teilungsspindeln nicht, wie es mechanisch so bequem und naheliegend erscheint, in die längste Zellachse sich einstellen, sondern in irgend eine kürzere, oft sogar in die allerkürzeste, wobei die Spindel den stärksten Druck geradezu aufsucht, statt ihn zu ver-

meiden, wie sie es nach Hertwigs mechanischer Voraussetzung tun sollte. Hierher gehören beispielsweise sämtliche Zylinderepithelien sowie auch sehr viele junge Blastulastadien[1] von verschiedenen Organismen. In Bezug auf die Furchungsstadien des Embryos haben ferner Jennings bei einem Rädertiere *(Asplanchna)*, Conklin bei der Pantoffelschnecke *(Crepidula)*, Bergh bei verschiedenen Krustentieren und Sobotta bei dem Lanzettfischchen *(Amphioxus)* dargetan, daß eine direkte, mechanisch leicht begreifbare Einwirkung der Zellform auf die Spindelrichtung gar nicht existiert. Das oben erwähnte „mechanische Gesetz" Hertwigs ist somit unhaltbar.

Ebenso unhaltbar ist daher auch die später von dem Amerikaner J. Loeb aufgestellte Theorie, daß die geordnete Wechselwirkung der Teile des Embryos lediglich auf dem mechanischen Drucke beruhe, den die eng zusammengedrängten Furchungskugeln aufeinander ausüben und durch den ihnen eine bestimmte geometrische Gestalt rein äußerlich aufgezwungen werden soll. Derartige roh mechanische Erklärungsversuche sind auf dem Gebiete der Embryologie fast ebenso unglücklich wie auf jenem der Tierpsychologie[2].

Fig. 1. (sp. = Spindel.)

Zur Straßen kommt daher zu dem Schlusse, „daß die Zelle in ihrem lebendigen Plasma Mechanismen enthält, die sie befähigen, eine bestimmte, dem Ziele der Ontogenesis entsprechende Teilungsrichtung selbständig aufzufinden und durchzuführen".

Er hat dies auch experimentell bestätigt an den Eiern des Spulwurms *(Ascaris)*. Hier liefert die zweite Furchungsteilung einen klassischen Fall der Einstellung der Richtungsspindel (sp) in die kürzeste Zellachse (Fig. 1).

---

[1] Unter der Blastula versteht man jenes erste Entwicklungsstadium des Embryos, in welchem das äußere Keimblatt (das Ektoderm) als einschichtige Zellenlage in Form einer Hohlkugel oder Blase sich anlegt. Hierauf folgt das Gastrulastadium, in welchem durch Einstülpung eines Teils der Blastula der Urdarm sich bildet und das innere Keimblatt (das Entoderm) angelegt wird. Zwischen das äußere und das innere Keimblatt schiebt sich später eine dritte Zellenlage, das sog. mittlere Keimblatt (das Mesoderm) ein.

[2] Über letztere vgl. unsere Abhandlung „Zur mechanischen Instinkttheorie" (diese Zeitschrift LX [1901] Heft 2 u. 3). Eine Kritik der chemisch-physikalischen Befruchtungstheorie von J. Loeb siehe in unserem Buche: Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie [2], Freiburg 1904, 121 ff.

Wenn es rein mechanische Ursachen wären, welche hier das Protoplasma zwängen, die Teilungsspindel gerade so einzustellen, so müßte es namentlich bei der unteren der beiden Furchungskugeln in Fig. 1, welche unter einem stärkeren Drucke steht als die obere, durch Aufhebung jenes Druckes leicht gelingen, die Zelle dazu zu bewegen, daß sie nun ihre Spindel in die längste Achse einstelle. Zu diesem Zwecke verwandelte Zur Straßen durch Hin- und Herrollen der Eier unter einem Deckglase die kugelige Form der Eier in eine länglichovale, so daß jetzt die beiden Furchungszellen Platz genug hatten, um ihre Spindeln in den längsten Durchmesser einstellen zu können. Aber dies geschah trotzdem nicht: auch die untere Zelle orientierte ihre Spindel ganz unbeirrt in die normale Lage, nämlich in die Richtung der kürzesten Zellachse. Ähnliche Wahrnehmungen machte Zur Straßen auch an den zweizelligen Stadien langgestreckter Rieseneier von *Ascaris*, welche eine länglichovale Gestalt haben und bei denen die Furchungskugeln so wenig unter einem mechanischen Drucke stehen, daß sie sogar frei in der Eihülle schweben und sich gegenseitig nur in einem Punkte berühren. Auch hier stellen die beiden Zellen ihre Spindeln trotzdem in die kürzeste Achse ein (Fig. 2). Wir kommen daher durch diese entwicklungsphysiologischen Versuche vor allem zu dem negativen Ergebnis, daß die rein mechanischen Gesetze Hertwigs, J. Loebs usw. völlig unzutreffend sind und keine kausale Erklärung der betreffenden Vorgänge zu bieten vermögen. Zur Straßen glaubte übrigens auf Grund seiner Experimente auch zu dem positiven Schlusse berechtigt zu sein, „daß die zur Teilung bereite Zelle feinste Mechanismen enthält, die über den zeitlichen Eintritt der Mitose, die Richtung der Spindel, das Größenverhältnis der Produkte von innen heraus entscheiden. Es ist nicht anders, als besäße die Furchungszelle einen sie sicher leitenden Instinkt".

Fig. 2.

Es sind also nicht bloß die bestimmenden Ursachen für die spezifische Entwicklung im Ei selber gelegen, sondern die Wechselwirkung der einzelnen Teile des sich entwickelnden Eis wird überdies von einem teleo-

logischen Gesetze beherrscht, welches die mechanischen Faktoren auf das Ziel der Embryonalentwicklung einheitlich hinlenkt.

Wir sind hiermit der Lösung des Determinationsproblems wenigstens etwas näher gekommen. Aber die Frage, ob Präformation oder Epigenesis das Grundgesetz der Entwicklungsprozesse bilde, ist damit noch nicht beantwortet. „Die Ontogenesis kann nur durch Evolution, nicht durch Epigenesis erklärt werden" — so behauptet Weismann[1] als extremer Vertreter der Präformationstheorie. Ihm stellt dagegen O. Hertwig[2] den Satz entgegen: „Die Entwicklung eines Geschöpfes ist nimmermehr eine Mosaikarbeit, vielmehr entwickeln sich alle einzelnen Teile stets in Beziehung zueinander, oder die Entwicklung eines Teiles ist stets abhängig von der Entwicklung des Ganzen."

Wie bei allen wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten, so ist auch hier vor allem eine klare und bestimmte Fragestellung nötig, damit wir wissen, was jede der beiden Theorien behauptet. Wir fragen daher mit Korschelt und Heider[3]:

„Existieren bereits im Ei zum Beginn der Entwicklung gesonderte, selbständige Anlagen, welche sich unabhängig von den übrigen Partien des Eis zu bestimmten Bildungen des Embryos entwickeln? Und wenn ja, wie sind diese Anlagen entstanden? Können derartige Anlagen auch noch später auftreten? Oder:

„Entwickeln sich die verschiedenen Bildungen des Embryos niemals selbständig, sondern stets in Abhängigkeit von den übrigen Partien desselben? In diesem Falle hätten wir einen beständigen, geheimnisvollen Einfluß des Ganzen auf seine einzelnen Teile zu statuieren. Oder:

„Partizipieren beide Bildungsweisen, die selbständige und die abhängige, an der Entwicklung des Embryos, und wenn ja, in welchem Maße?"

---

[1] Das Keimplasma, Jena 1892, 184. Auch in seinen neuesten „Vorträgen über Deszendenztheorie" (Jena 1902) nimmt Weismann noch einen entschieden präformistischen Standpunkt ein, obwohl er der Epigenesis viel mehr Zugeständnisse macht als früher.

[2] In seinem Vortrage: Ältere und neuere Entwicklungstheorien, Berlin 1892, 29.

[3] Lehrbuch der vergleichenden Entwicklungsgeschichte usw., 1. Lfg. Jena 1902, S. 93—94.

Im ersten Falle, wenn nämlich Präformation allein die Entwicklung beherrscht, würde nicht bloß die Entwicklung des ganzen Eis, sondern auch diejenige der einzelnen Organe des künftigen Lebewesens auf Selbstdifferenzierung beruhen; sie wäre dann ausschließlich Mosaikarbeit. Im zweiten Falle, wenn nämlich Epigenesis allein den Entwicklungsprozeß leitet, würde das ganze Werden des Organismus auf abhängiger Differenzierung beruhen, die von der Idee des Ganzen gleichsam informiert wird. Im dritten Falle endlich würde die Entwicklung teils auf Präformation, teils auf Epigenesis zurückzuführen sein, die sich in ihrer Wirkungsweise harmonisch verbinden. Man könnte dann mit Driesch den Werdevorgang des neuen Individuums als epigenetische Evolution bezeichnen. Wie wir weiter sehen werden, hat diese dritte Alternative das Richtige getroffen und kommt der Wahrheit am nächsten.

Allerdings gilt nicht bloß im Menschenleben sondern auch in den Entwicklungserscheinungen der Lebewesen der bekannte Satz: „Eines schickt sich nicht für alle!" Bei den Eiern verschiedener Organismen und bei den verschiedenen Entwicklungsstadien ein und desselben Organismus ist die Beteiligung der Selbstdifferenzierung und der abhängigen Differenzierung eine mannigfaltig verschiedene. Wir müssen daher an der Hand von Korschelt und Heiders „Lehrbuch der vergleichenden Entwicklungsgeschichte" etwas näher auf die einzelnen Fälle und auf die einzelnen entwicklungsphysiologischen Versuche der modernen Forschung eingehen. Vorher haben wir jedoch einige hauptsächlich von Hans Driesch eingeführte entwicklungsphysiologische Ausdrücke zu erklären, die trotz ihres gelehrten Klanges einen sehr einfachen Sinn haben.

Driesch unterscheidet zwischen der prospektiven Bedeutung und der prospektiven Potenz einer Zelle oder eines Furchungsabschnittes im Laufe der individuellen Entwicklung des Organismus. Unter prospektiver Bedeutung versteht er die wirkliche Bestimmung der betreffenden Zelle, unter prospektiver Potenz dagegen ihre mögliche Bestimmung. Wir können daher die prospektive Bedeutung auch als Entwicklungsschicksal bezeichnen, die prospektive Potenz als Entwicklungsmöglichkeit. Ein Vergleich aus dem Menschenleben wird diese Unterscheidung uns besser veranschaulichen. Nehmen wir an, ein Junge besitze die Anlage zu einem Kesselflicker. Gestalten sich nun die Umstände seines Lebenslaufes so, daß er wirklich Kesselflicker wird, so war es seine

prospektive Bedeutung, Kesselflicker zu werden. Aber die prospektive Potenz desselben Jungen war offenbar eine viel umfangreichere; denn er konnte an und für sich vermöge seiner natürlichen Anlagen eventuell auch Scherenschleifer oder Schullehrer, Kanonier oder Schriftsteller werden. Die prospektive Potenz einer Zelle umfaßt somit die Summe ihrer Entwicklungsmöglichkeiten oder die Summe der in ihr enthaltenen Entwicklungsanlagen, von denen jedoch tatsächlich nur eine oder wenige ganz bestimmte im Laufe der Entwicklung betätigt werden; diese letzteren stellen dann die prospektive Bedeutung der betreffenden Zelle und ihrer Nachkommen dar. Eine beliebige Furchungskugel des Süßwasserpolypen *Hydra* hat nach den Untersuchungen von Brauer die Fähigkeit, Ektodermzellen und Entodermzellen zu erzeugen. Dagegen haben Ektodermzellen späterer Entwicklungsstadien desselben Tieres bereits die Fähigkeit verloren, Entodermzellen zu liefern. Die prospektive Potenz der Zellen von *Hydra* erleidet somit im Laufe der individuellen Entwicklung (der Ontogenesis) eine Einschränkung. Im allgemeinen können wir den Satz aufstellen: Die Entwicklungsmöglichkeit (prospektive Potenz) einer Zelle ist um so beschränkter erstens, je höher organisiert das betreffende Lebewesen ist, und zweitens, je weiter die individuelle Entwicklung jenes Organismus bereits fortgeschritten ist; ja sie kann sogar gleich Null werden, wovon die verhornten Epidermiszellen unserer Haut ein bekanntes Beispiel geben.

Durch die Annahme des Begriffs der prospektiven Potenz ist eigentlich die Tatsächlichkeit der Epigenesis bereits anerkannt; denn es wird ja durch jene „Entwicklungsmöglichkeit" ausgesagt, daß Zellen oder Zellengruppen, welche ursprünglich die Herstellung einer bestimmten Bildung besorgen sollten, unter Umständen eine andere Entwicklungsrichtung einzuschlagen vermögen. Diesen Umwandlungsprozeß bezeichnet man als Umdifferenzierung oder Umdeterminierung. Bei solchen Vorgängen macht sich ein geheimnisvoller Einfluß des Ganzen auf die einzelnen Teile des Organismus geltend, durch den letztere zur Entwicklung eines wirklich lebensfähigen Wesens zielstrebig zusammenwirken. Alle Entwicklungsprozesse, welche diesen Charakter tragen, bezeichnet man mit Driesch als regulatorische Vorgänge oder als organische Regulationen[1].

[1] Auf die ebenfalls von Driesch aufgestellte Unterscheidung zwischen primären und sekundären Regulationen, zwischen primärer und sekundärer perspektiver Potenz usw. brauchen wir hier nicht weiter einzugehen.

Mit der prospektiven Potenz oder der Entwicklungsmöglichkeit der Zellen hängt der ebenfalls von Driesch aufgestellte Begriff des äquipotentiellen Systems innig zusammen. Als ein solches System bezeichnet man eine Zellengruppe, deren einzelne Zellen die gleiche Entwicklungsmöglichkeit besitzen. Diese äquipotentiellen Systeme teilt Driesch weiter ein in determiniert-äquipotentielle Systeme und in undeterminiert äquipotentielle oder harmonisch-äquipotentielle Systeme. Bei ersteren, bei den determiniert-äquipotentiellen Systemen, ist die Zahl der Möglichkeiten dessen, was aus einem einzelnen Elemente der betreffenden Zellengruppe werden kann, eine engbegrenzte. So kann beispielsweise von jedem beliebigen Querschnitte eines Weidenzweiges Sproßbildung oder Wurzelbildung ausgehen, aber über diese beiden Möglichkeiten geht die prospektive Potenz jener Zellen des Weidenstammes nicht hinaus. In den harmonisch-äquipotenziellen Systemen dagegen kann jedes einzelne Element jede beliebige Rolle übernehmen, und daher ist die Zahl der Entwicklungsmöglichkeiten eine sehr weitbegrenzte. Jeder der einzelnen Teile eines solchen Systems kann gleichermaßen eine ganze komplizierte Gestaltungsleistung vollbringen; welche er vollbringen wird, darüber entscheidet die Lage des Teiles zum Ganzen, dem alle Teile harmonisch untergeordnet sind: daher „harmonisch-äquipotentielles System". So vermag z. B. jede der einzelnen Zellen des 32zelligen Furchungsstadiums des Seeigeleis nicht bloß den ihr zukommenden zweiunddreißigsten Teil des Embryos zu bilden, sondern, wenn man jene 32 Zellen künstlich voneinander trennt, so ist jede derselben im stande, sich zu einer zwar kleinen, aber ganzen Seeigellarve zu entwickeln!

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Achim von Arnim im Spiegel seiner Briefe.

Nur sechs Freundesbriefe sind es, bisher ungedruckt, welche hier zur Mitteilung kommen sollen. Drei stammen aus der Zeit, die für Achim v. Arnim den Höhepunkt dichterischen Schaffens und häuslichen Glückes bezeichnet. Die drei andern gehören seinen allerletzten Jahren an, Spätsommer-Blüten nach vollendeter Reife. Nicht literarische Kunstschöpfungen hat man vor sich, noch Muster angeborener Anmut des brieflichen Ausdruckes: nur die schlichte Aussprache, einem vertrauten Bekannten gegenüber, über dies und das, was für den Augenblick den Sinn gefesselt hält. Inhaltlich jedoch sind diese Freundesmitteilungen bedeutend genug und auch mannigfaltig genug, um den Schreiber in seinem innersten Selbst durchschauen zu lassen. Politische wie religiöse Anschauungen zeichnen sich in diesen achtlos hingeworfenen Bemerkungen mit der Treue der Naturwahrheit, das Herz für Familie und Freundschaft, das Interesse für Wissenschaft und Kunst, der Sinn für Komik und Humor: alles schimmert deutlich hervor mit dem ungezwungenen Geplauder des Freundes zum Freund, von denen beiden man in Wahrheit sagen konnte, daß sie „rein waren und ohne Falsch, edel durch und durch“.

Über Arnims vornehme Natur und lauteren Sinn sind alle Seiten einig. Die Schwächen seiner Dichterwerke, viel und groß, leugnet niemand, nur die wahren Perlen, welche sie hier und dort enthalten, werden von denen nicht gewürdigt, die der „Romantik“ abhold sind. Gleichwohl ist Arnim auch heute noch, obwohl nicht der bedeutendste, doch der am meisten und allgemeinsten geschätzte unter allen Romantikern. Sein Leben und seine Schriften weisen weniger an sittlicher Verirrung auf als die manch anderer, und das macht ihn besonders achtbar für den Katholiken; hingegen ist er katholischem Denken und Fühlen nie so nahe gekommen wie andere Vertreter der romantischen Schule, und das läßt ihn Gnade finden bei den Gegnern.

Wenn aus diesen Briefen irgend etwas mit voller Klarheit sich ergibt, so ist es nun allerdings, daß ungeachtet aller poetischen Vorliebe für das Mittelalter und aller Freundschaft mit katholischen Kreisen, teils gleichgültigen teils ernsten, in dem märkischen Junker die ganze protestantische Grundrichtung zäh fortgelebt hat. Auf der andern Seite hinwieder haben

diese Briefe doch etwas Versöhnendes. Sie zeigen bei Arnim einen tieferen religiösen Sinn, man möchte sagen christlichen Ernst, Heimweh nach religiöser Wahrheit. Seiner Gattin Bettina war solches fremd. Mit den ernsten katholischen Männern seines Bekanntenkreises hatte er dadurch manches gemein; über viele große Fragen konnte er sich mit ihnen verständigen, selbst mit ihnen sympathisieren, konnte sie hochschätzen und von ihnen ehrlich nach seinem ganzen Werte geschätzt werden.

Ludwig Joachim v. Arnim war 26. Januar 1781 zu Berlin geboren aus altem märkischen Geschlecht. Zu Göttingen und Halle studierte er Naturwissenschaften nicht ohne Erfolg, warf sich aber zuletzt gänzlich der Dichtkunst in die Arme. Seit 1801 war er aufs innigste befreundet mit dem begabtesten der Romantiker, Klemens Brentano, mit welchem er 1805—1808 die bekannte Sammlung alter deutscher Volkslieder „Des Knaben Wunderhorn" herausgab, der Poesie wie dem deutschen Vaterland zum Dienst. Sein erstes größeres Werk „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" erschien 1810. Im folgenden Frühjahre vermählte er sich mit Brentanos Schwester Bettina und lebte seit 1814 mit seiner Familie meist auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme in der Mark. Nachdem er bereits in jüngeren Jahren viel und weit gereist, unternahm er nochmals 1829 eine längere Rundreise durch Süddeutschland und Österreich. Am 21. Januar 1831 wurde er in der Vollkraft des Alters durch einen Schlagfluß jäh seiner Familie entrissen.

Der Mann, an welchen die Briefe gerichtet sind, war seit 1809 von der damaligen Universitätsstadt Landshut her mit dem Hause Savigny und mehreren der Geschwister Brentano befreundet. Es ist der nachmals im katholischen Bayern vielbekannte Geh. Obermedizinalrat Dr Johann Nepomuk v. Ringseis. Als er 1814 zur Vervollständigung seiner medizinischen Ausbildung auf längere Zeit nach Berlin kam, wurde er von dem Ehepaar v. Savigny mit großer Liebe aufgenommen und trat mit dem ganzen Freundes- und Bekanntenkreis desselben in regen Verkehr [1]. Hier traf er auch Frau v. Savignys jüngere Schwester Bettina wieder, für welche ihn eine mit Bewunderung wie mit Teilnahme vermischte Vorliebe bis ins hohe Alter nicht verließ. Sie hatte sich inzwischen mit Achim v. Arnim vermählt, und es ergab sich von selbst, daß er auch mit diesem ihrem edlen Gatten „schnell in das herzlichste Verhältnis geriet".

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXVI 34.

Nachdem Ringseis vollends zu Anfang 1816 durch mehrwöchentlichen Besuch im Brentano-Hause in Frankfurt bei der ganzen Familie als gemeinsamer Freund eingebürgert war, wurde er fast mit zur Verwandtschaft gezählt[1]. Mit zwei Brüdern und drei Schwestern Brentano unterhielt er brieflichen Verkehr, desgleichen mit zwei Schwägern, dem berühmten Rechtslehrer Friedrich Karl v. Savigny und mit Achim v. Arnim, wenn auch mit dem letzteren etwas spärlicher.

Die Briefe, soweit noch erhalten, werden in ihrer Vollständigkeit wörtlich gegeben mit Ausnahme einiger weniger Sätze, die dem Bereiche der Kinderstube angehören, wie sie im Briefe eines Familienvaters an einen befreundeten Arzt von selbst sich ergeben, die aber für ein weiteres Publikum jeder Bedeutung entbehren. Ein kurzes Empfehlungsschreiben, weil belanglos, ist gleichfalls unberücksichtigt geblieben. Dahingegen erschienen die medizinischen Auseinandersetzungen Arnims vom Dezember 1829 immer noch bezeichnend genug, um die Mitteilung zu verlohnen.

Wiepersdorf bei Dahme, 25. März 1816.

Lieber Gevattersmann![2] Wir sind durch Deinen Frankfurter Brief zu der Wahrscheinlichkeit gekommen, daß Du unsern, an den verstorbenen Freund[3] (dessen Tod wir in treuem Herzen herzlich mitbetrauern) überschriebenen, nicht erhalten hast, sei es daß dessen Krankheit zwischengetreten oder irgend eine der im zerstückelten Deutschland häufigen Briefunterschlagungen auf der Post. Mit gleicher Treue, wie Du unserer gedenkst, haben auch wir Deiner in guten Stunden nicht vergessen, und das heißt nach meinem Sprachgebrauch einen im Gebet einschließen. Daß Du nun die gelehrte Bahn ernstlich eröffnest, macht mir Freude. Die Welt hat jetzt viel Störendes für die Gelehrsamkeit. Aber Du bist in Dir fest, so wird sie Dir nichts anhaben. Einen Rat kann ich Dir nur geben, weil ich Deiner Märsche und Nachtwachen zu einer medizinischen Seltsamkeit in Berlin gedenke, es hilft selten, etwas vom Geiste oder von der Gelegenheit erzwingen zu wollen. Das Beste gibt sich von selbst dem Fleißigen. Ich habe so viele junge Gelehrte mit allen schönen Hoffnungen untergehen sehen, weil sie alles erreichen, alles durch ihre Kraft erzwingen wollten. Der Feldherr läßt seine Soldaten ruhig kochen, wenn er schon den Kanonendonner hört; so muß auch der Mensch sein physisches Dasein gelten lassen. —

Von den Frankfurtern hattest Du nur zu kurz geschrieben. Melinens Unglück, worin sie sich christlich fügt, scheint ein wahrer Hauptspaß, nämlich die

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXIV 564 f.

[2] Bei Arnims ältestem Sohn Friedmund war, neben Gneisenau und Schinkel, Ringseis Pate gestanden.

[3] Oberpostrat Baron Jos. v. Pfetten in München. Vgl. Ringseis, Erinnerungen I 285.

Geschichte mit Christian Schlosser zu sein, den Guaita wirklich überaus schonend behandelt hat in seiner Wut, der Chef der katholischen Unterrichtsanstalten zu werden[1]. Das muß endlich jeder einsehen, und die Sache kann sich nur zum

---

[1] In dieser Angelegenheit ist begreiflicherweise die Brentanosche Verwandtschaft voreingenommen, und aus Arnim spricht hier etwas von der Leidenschaftlichkeit seiner Gattin Bettina. Dr Ludwig Geiger hat im „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" 1903 15. Mai (Nr 20, S. 316) in einem Aufsatz „Goethe und Frankfurt" den Verlauf der Sache unparteiisch geschildert. Schon 1814 war, wohl von seiten der Geistlichkeit, der hochgebildete Konvertit Christian Schlosser aufgefordert worden, sich um das katholische Schulwesen anzunehmen. Am 3. November 1815 wurde dann für Frankfurt eine „katholische Kirchen- und Schulkommission" eingerichtet, welcher der Gemahl Meline Brentanos, der Geh. Rat v. Guaita, angehörte, neben Christian Schlosser und den Geistlichen Räten Marx und Orth. Am 16. November 1815 trat in der Kommission der Geistliche Rat Orth mit dem Antrag hervor, Christian Schlosser als Schulmann von Fach mit der inneren Leitung der Schulen zu betrauen, während die Kommission die äußere Verwaltungsgeschäfte besorgte. Guaita wollte das durchaus nicht zulassen, und um es zu verhindern, bot er sich selbst an, die innere Leitung der Schule zu übernehmen. Bei dem hohen Ansehen, das Guaita in der städtischen Verwaltung genoß, schuf dies eine peinliche Lage. Guaita, ein sehr tüchtiger Finanzmann, hatte sich früh dem Kaufmannsstande gewidmet und nur geringe wissenschaftliche Studien gemacht; außerdem war er durch die städtischen Angelegenheiten ohnehin vollauf in Anspruch genommen. Von der Tätigkeit Christian Schlossers hingegen ließ sich wirklich eine Hebung des Schulwesens versprechen; die Spitzen der katholischen Geistlichkeit waren es, welche ihn dafür vorgeschlagen hatten und seine Ernennung wünschten. Um Guaita zum Rückzug zu nötigen, griff nun der etwas ältere Bruder, Dr iur. Joh. Friedrich Schlosser, Advokat und seit 1807 Mitglied des Stadtgerichtes in Frankfurt, 1812 Oberschul- und Studienrat, in die Sache ein, derselbe, der sich um Goethes Angelegenheiten in Frankfurt so sehr verdient gemacht hat. (Sein Vater, H. P. Schlosser, war Bruder von Goethes Schwager.) Auch er war im Dezember 1814 zur katholischen Kirche zurückgekehrt und teilte daher die Frankfurter katholischen Interessen. Es ist der in katholischen Kreisen jener Zeit so viel bekannte „Rat Schlosser". Dieser veröffentlichte jetzt die 46 Seiten umfassende Broschüre: „Aktenmäßige Darlegung eines in der „Katholischen Kirchen- und Schulkommission" zwischen dem Herrn Direktor, Senator v. Guaita und sämtlichen übrigen Mitgliedern derselben eingetretenen Vorganges, die Einrichtung und innere Leitung des zerrütteten hiesigen katholischen Schulwesens betreffend, mit Beifügung mehrerer diesen Vorgang betreffenden Aktenstücke. Frankfurt 1816."

Da ein Teil dieser Ausführungen auch auf den Nachweis abzielte, daß Guaita die notwendige wissenschaftliche Qualifikation für die von ihm so unerwartet beanspruchte Stellung abgehe, so war natürlich schon deshalb die Schrift für die ganze Verwandtschaft empfindlich. Guaitas sonst milde und liebenswürdige Gattin schrieb darüber an Dr Ringseis 26. Februar 1816:

„Sie wissen vielleicht schon, daß die lang und oft besprochene Schrift von Schlosser gegen uns heraus ist, und daß ich recht herzlich froh darüber bin, sollen Sie erfahren. Sie enthält nichts als persönliche Beleidigungen, die man verachten

Vorteil Guaitas endigen. Ich habe in Berlin alle Aktenstücke darüber bei Savigny gelesen, und man erkennt wieder, daß es nicht allein hilft, seine religiösen Meinungen zu ändern, um ein anderer Mensch zu werden. Christian Schlosser war und bleibt der vorlaute eingebildete Schwätzer, und Friedrich Schlosser der in Recht und Unrecht ihm dienende Bruder. Wäre es ökonomische Not bei dem Schlosser, die ihn ins Amt triebe, so hätte der Zorn einige Entschuldigung. Aber die Schlosser sind sehr wohlhabend, ja reich zu nennen. Es ist also in dem Christian wahrhaftig nichts als der Hochmut über seine Weisheit, die ihren Wirkungskreis verfehlen möchte [1]. Zuviel schon von ihm.

Der Christian Brentano [2] hat sich in die Staatsangelegenheiten geworfen und steht mit Guaita nicht gut. Das ist vielleicht erst nach Deiner Abreise geschehen. Sein Brief an Savigny über die Angelegenheiten entwickelte nur an sehr vielen Lokalspäßen, daß ihm die Sache viel Spaß macht, und so wird's gehen wie mit allen seinen andern Liebhabereien, er wird sich bald einen Ekel dran fressen und Stadt und Staatsverfassung, Bürgerschaft und Rat mit einem kurzen „Laßtmichallein“ 2c. aufgeben. Der Moses, der die Gesetzestafeln zerschmiß im Zorn über sein Volk, steckt in zu vielen guten Leuten, und ich fühle mich selbst nicht frei von ihm. Das macht und gibt ein gewisses Übergewicht

---

und seiner Zeit gehörig zu belangen wissen wird und muß. Es ist hier ergangen, wie das Sprichwort sagt: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“, denn die Schlosser haben sich große Verachtung dadurch zugezogen. Ich will immer lieber der beleidigte Teil als der Beleidiger sein, und somit bin ich ganz zufrieden, wie's geworden ist.“

Am 12. April 1816 konnte sie bereits nachtragen: „Guaita hat eine kleine Schrift für diejenigen, so die Schlossersche haben, herausgegeben, die ganz einfach den eigentlichen Gang des Vorganges enthält und sehr ruhig und sanft ist. Sollte sie Ihnen vielleicht vorkommen, so schreiben Sie mir aufrichtig Ihre Meinung darüber; sie Ihnen extra zu schicken, finde ich nicht der Mühe wert.“

[1] In ähnlichem Sinne lautet der bittere Scherz Christian Brentanos über ihn aus dem Januar 1816 (bei Ringseis, Erinnerungen I 287). — Nach Böhmer, der den Rat Friedrich Schlosser so aufrichtig hochgeschätzt und ihm ein so ehrenvolles Andenken gesetzt hat (Janssen, Joh. Friedr. Böhmers Briefe und kleinere Schriften III 478) war Christian Schlosser: „ein geistvoller, aber etwas überspannter Mann, der sich nacheinander in der Medizin, der Poesie, dem Erziehungsfach und der Politik versuchte, meist außerhalb Frankfurt lebte und am 14. Februar 1829 starb“ (ebd. 479). Christian Schlosser war bereits 1812 zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Nach diesen Frankfurter Verwicklungen leitete er eine Zeitlang als Direktor das Gymnasium zu Koblenz und scheint in dieser Stellung günstig anregend auf die Schüler gewirkt und das Vertrauen der Familien besessen zu haben. Durch bureaukratische Schikanen wurde er jedoch verdrängt. Später lebte er in Rom. Vgl. J. v. Görres, Politische Schriften IV 567; Rosenthal, Convertitenbilder I [2] 818, wo mit großer Achtung seiner gedacht ist.

[2] Vgl. Stimmen aus Maria-Laach LXV 369 ff.

dem schlechten Gesindel. Es bleibt immer ruhig und ungestört bei seiner Sache, die Motive mögen noch so schlecht sein. Der Himmel kann sich, wenigstens in manchen Aufträgen, ganz auf sie verlassen, daß sie dieselben durchführen. —

Den russischen Kaiser siehst Du nach meiner Überzeugung zu tragisch und Meyer [1] zu wichtig an. Er mag nicht ohne religiöses Gefühl sein, aber er hängt an zu vielen Weltverhältnissen, als daß diese Richtung ihn weder zu etwas Großem noch zu etwas Schädlichem führen kann. Auch ist die Frau, welche ganz bestimmt die Verfasserin des geistlichen Vereins der Monarchen ist, Frau v. Krüdener [2], zu gutmütig und zu schwach, um ihn zu einem oder anderem fortzutreiben. Es wird bei den christlichen Versicherungen bleiben und im übrigen die Politik den alten Gang gehen. —

Daß wir in Preußen zwei protestantische Bischöfe mit violetten Gardelitzen am Kragen bekommen haben, wird Dir bekannt sein, scheint Dir vielleicht auch in der Ferne wichtig, ist aber an sich durchaus unbedeutend, bloß ein Zeremonienstück [3]. Übrigens befestigt der Teufel, wenn auch nicht der leibhaftige bayrische, von dem Baader erzählt hat, doch der echte geistige, seine Herrschaft immer mehr bei uns in der Zivilverwaltung. Görres ist durch ihn unterdrückt [4]; er hatte sich diesmal hinter Rußland gesteckt.

Klemens [5] ist wohl, hat eine Abendgesellschaft gestiftet, die ich einmal be-

---

[1] Der vielseitig gelehrte ehemalige Major Joh. Friedr. v. Meyer („Bibel-Meyer") gehörte mit zur engeren Brentano-Freundschaft, und auch Ringseis hatte bei seinem Aufenthalt in Frankfurt viel mit ihm verkehrt (vgl. Erinnerungen I 287). Für eingehendere Schilderung des interessanten Greises vgl. Joh. Karl Passavant. Ein christliches Lebensbild, Frankfurt 1867, 79 f.

[2] Vgl. Frau v. Krüdener, Bern 1867, 165 f.

[3] Klemens Brentano hatte darüber 3. Februar 1816 aus Berlin an Arnim geschrieben: „Der König hat Sack und den Königsberger Postelius (gemeint ist Borowsky) zu Bischöfen ernannt; sie kriegen violette Litzen und Generalleutnantsrang und 2000 Taler Zulage zur Equipage." Vgl. Steig, Arnim I 344.

[4] Der von Görres mit so viel Ruhm geleitete „Rheinische Merkur" war von Staatswegen unterdrückt worden. Die letzte Nummer (357) erschien 10. Januar 1816. Der Legationssekretär Dorow schrieb darüber aus Dresden, 29. März 1816: „Nie wäre es dahin gekommen, würde nicht durch das Nichtverbot das ganze gute Verhältnis mit A(lexander I. von Rußland) verschoben worden sein, welchen wir nun einmal als Freund haben wollen." Vgl. Sepp, Görres und seine Zeitgenossen, Nördlingen 1877, 248 ff.

[5] Klemens Brentano, Arnims Schwager, zur Zeit in Berlin wohnhaft. Die Abendgesellschaft ist vielleicht die im Hause des Staatsrates Stägemann, wo man alle Donnerstag sich traf und wo Fragen der Kunst und Literatur besprochen wurden. Hier war es, wo Brentano mit Luise Hensel zusammentraf (vgl. Diel-Kreiten, Klemens Brentano II 61). Doch spricht Brentano (an Arnim 3. Februar 1816) auch von dem Freitagabend, den er mit Graf Pfuel, Wilhelm v. Schütz u. a. allwöchentlich bei der Kleist zubringe und wo Dichterwerke gelesen würden. Vgl. Steig, Achim v. Arnim I 344.

suchte, schreibt fleißig. Bei Pistors[1] alles beim alten, die Lützow[2] und ihr Kind recht wohl, in Savignys Hause ebenso. Bettinchen[3] wird recht liebenswürdig, der Kleinste recht gesund.

Von den Medizinern weiß ich wenig, nur daß ein gewisser Koreff[4], den Du vielleicht in Paris gesehen, mit 3000 Reichstalern als Hardenbergscher Leibarzt angestellt ist. ...

Sei herzlich umarmt und christlich von Deinem Achim Arnim.

Berlin, 25. April 1817.

Lieber Ringseis! Da sind wir wieder auf demselben Fleck wie damals, wieder ein Knabe geboren (den 24. März) und wir alle sind gesund. Da fällt uns denn manchmal ein, daß Du uns fehlst und daß wir nichts von Dir hören. Kaum weiß ich mit Bestimmtheit, ob Du in Würzburg angestellt bist[5], ob Du hingezogen. Doch hoffe ich, Deine Adresse irgendwo zu gewinnen, und ich bin mit dem Briefschreiben gegen Dich in alter Schuld. Aber so geht's auf dem Lande; es begegnet einem wenig, was des Mitteilens wert, und über die religiösen Verbindungen, die Dich beschäftigten[6], könnte ich aus der Ferne nichts Haltbares denken. Ihr Wert wird sich in der Dauer bewähren; sie scheinen wohl eine innere Bestimmung zu haben. Das religiöse Modegeschwätz in unsern Tagen macht mich zuweilen, ich fühle wohl diesen unbilligen Zorn, auch gegen das Echte ungerecht. So ärgert es mich allerdings, wenn hier junge Leute das Schristchen des Boos[7] über Luthers Schriften hinaussetzen, aber ich bin darum

---

[1] Oberpostrat Pistor in Berlin, dessen Haus ein Hauptsammelpunkt für die Brentanosche Freundschaft. Vgl. Steig, Arnim I 114; Ringseis, Erinnerungen I 193; Diel-Kreiten, Klemens Brentano I 284.

[2] Leo v. Lützow, Bruder des bekannten Freischarenführers und gleichfalls Offizier, war vermählt mit der schönen Berta v. Laroche, einer Verwandten der Brentanos von mütterlicher Seite. Ringseis war vom Berliner Aufenthalte 1814 her mit allen diesen Familien in freundlichen Beziehungen. Vgl. Erinnerungen I 193.

[3] Tochter von Friedr. Karl v. Savigny und der Kunigunde Brentano, Nichte und Patenkind von Arnims Gattin, später vermählt mit dem griechischen Minister v. Schinas.

[4] Der israelitische Arzt Dr J. F. Koreff, der sich viel mit magnetischen Kuren beschäftigte. Vgl. Joh. Karl Passavant, Ein christliches Lebensbild 115 f; Ringseis, Erinnerungen II 285, IV 35.

[5] Ringseis hatte zu Anfang 1817 den Antrag einer Professur für die medizinische Klinik der Universität Würzburg erhalten. Vgl. Erinnerungen I 366.

[6] Die aftermystische Bewegung im damaligen Bayern. Vgl. diese Zeitschrift LXVI 38 f.

[7] Pfarrer Martin Boos geb. 1762, Angehöriger der Diözese Augsburg, war wegen separatistischer Schwärmerei wiederholt in Untersuchung und Strafe gekommen, bis ihm der Bischof von Linz, ein Freund Sailers, die Pfarrei Gallneukirchen in Oberösterreich verlieh. Auch hier mußte er 1816 weichen und wurde auch aus Bayern ausgewiesen. Die preußische Regierung gab ihm 1817 eine Anstellung erst als Religionslehrer in Düsseldorf, dann als Pfarrer in Sayn bei Koblenz. Er

nicht blind gegen das Verdienst der kleinen Schrift, die etwas Eigenes enthält, in Sinn und Erweckung durchs tätige Leben, während mir Kannes[1] und Schuberts[2] Schriften so vorkommen, als ob sie in einer andern Periode der Literargeschichte das Entgegengesetzte hätten sammeln, fühlen, behaupten können. Für Bekehrte oder Wiedergeborene sind sie zu weitelaut. Da war doch Stilling[3] bei allen seinen Schwächen ein ganz anders durchgebildeter Mensch, und sein Tod ist ein ernster Verlust für die frommen Gemeinden, die ihn verehrten. Ich lasse eben hier in einer Zeitschrift („Der Gesellschafter von Gubitz") eine kleine Erinnerung an ihn und an seine „Geisterkunde"[4] einrücken. Wenn Du für

---

starb 1825, ohne aus der Kirche ausgetreten zu sein. Das hier gemeinte Schriftchen scheint nicht im Buchhandel erschienen zu sein. Wenigstens findet sich unter den bekannten Schriften des Boos keine, die hier passen würde. Vermutlich handelt es sich um eine von Boos handschriftlich ausgearbeitete „Detaillierte Geschichte der Erweckungen in Gallneukirchen", zu deren Abfassung und Übersendung Sailer ihn aufgefordert hatte und welche Sailer selbst dem Grafen Stolberg bei einem Besuche in Schlesien mitbringen wollte. Vgl. Aichinger, Joh. Mich. Sailer, Freiburg 1865, 299.

[1] Joh. Arnold Kanne, geb. zu Detmold 1773, nach unstäten Lebensschicksalen Professor der Philologie in Nürnberg, dann der orientalischen Sprachen zu Erlangen. Er beschäftigt sich in seinen Werken hauptsächlich mit Mythologie, vergleichender Religionsgeschichte, aber auch „Erweckungen". Er war nach vielen inneren Wandlungen zum positiven Christentum zurückgekehrt. Er starb 1824. Arnim meint wahrscheinlich das Werk „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen" (1816—1817).

[2] Gotthilf Heinrich v. Schubert, Sohn eines sächsischen Pastors, geb. 1780, ursprünglich praktizierender Arzt und nebenbei Schriftsteller, nachher Mineralog und Naturwissenschaftler und nebenbei etwas Mystiker. Recht ehrenvoll spricht von ihm Dr M. Jocham, Memoiren eines Obskuranten 42 56 f. Er starb 1860 als Professor in München. Die Werke, welche Arnim im Auge hat, sind zweifelsohne „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" (1808) und „Symbolik des Traumes" (1814).

[3] Jung-Stilling war 2. April 1817 zu Karlsruhe als 77jähriger Greis gestorben. In bescheidenen Verhältnissen geboren, hatte er sich zum angesehenen Arzte emporgearbeitet. Der katholische Pfarrer Molitor in Attendorn hatte ihn zuerst in die Augenheilkunde eingeführt und ihm dadurch eine Existenz begründet. Schon als Handwerksgeselle in Solingen war Stilling zu den pietistischen Kreisen der Anhänger Speners und Tersteegens in Beziehung gekommen. Nachdem er in Heidelberg und Marburg medizinische Professuren bekleidet und als Augenarzt sich einen Namen erworben hatte, gab er sich immer ausschließlicher dem Mystizismus hin; von 1803 bis 1817 lebte er beim Kurfürsten Karl Friedrich von Baden nur noch der „Beförderung der Religion und des praktischen Christentums" durch Schriftstellerei und ausgedehnte Korrespondenz. Seine vom Universitätsaufenthalt in Straßburg stammenden freundlichen Beziehungen zu Goethe haben Jung-Stilling für weitere Kreise hauptsächlich bekannt gemacht.

[4] Eine Rezension dieses Werkes hatte er schon im Herbst 1809 für die „Heidelberger Jahrbücher" geschrieben. In einem Briefe vom 22. Oktober 1809 nennt er

dieses Blatt mir etwas von interessanten Kunstnachrichten, guten Anekdoten, Theatergeschichten und sonstiger leichter unterhaltender Ware schicken kannst, so sende es entweder an die Maurersche Buchhandlung in Berlin oder gelegentlich durch Savigny. Du kannst vielleicht durch solche Mitteilungen manchem braven Künstler nützlich werden, und sind es gute Beiträge von einiger Länge, so werden 8 Reichstaler für den gedruckten Bogen honoriert. Ich habe bei dem Blatte kein anderes Interesse als darum, weil der Herausgeber wirklich einigen Sinn für freie Äußerung zu haben scheint. —

Von Deinen hiesigen Freunden sei Dir nun pflichtmäßig berichtet. Klemens[1] hat vor einigen Tagen eine Generalbeicht von 10 Bogen eng geschrieben abgelegt. Sie geht von alten Jahren an. Er versicherte mir, es sei ein ungeheurer Sündenhaufen gewesen. Ich möchte wohl wissen, ob von dem Beichtwesen eine gute Wirkung unter den Katholiken gefunden wird. In sehr stolzer, trotziger Zeit, wie jene war, wo die katholische Religion noch im ganzen lebendig bestand, mochte auch dies wesentlich sein. Jetzt leiden die Menschen viel eher an zu großer Zerknirschung, an Mangel des Selbstvertrauens, Unbestimmtheit ihrer Entschlüsse und Anhalten an andern. Es wird alles in die Richte kommen. Savigny (er und die Seinen sind gesund) ist Mitglied des Staatsrates geworden, eine Auszeichnung, die ihm vielleicht viele Geschäfte bringt und in seinen Studien [hemmt], aber er kann auch nützlich wirken, wenn die Umstände ihn begünstigen.

Die Berta (La Roche)[2] ist wieder . . . leidend. Der alte Klein[3] ist neulich über seine Sporen gestolpert und die Treppe heruntergefallen, das heißt in hiesiger Sprache die Treppe heruntergeschlagen, und bald breitete sich das Gerücht aus, ihn habe der Schlag gerührt. Von allen Seiten drangen Leute in sein Haus. Das nahm er so übel, daß er mit verbundenem Kopf heraussprang und ihnen sagte, daß wenn sie noch fortführen von seinem Tod zu reden, so wolle er ihnen handgreiflich erläutern, daß er noch lebe. — Rust[4] macht hier entsetzlich viele Hungerkuren, und Gräfe[5] schneidet und schindet, wo sich nur einer hingeben will, und ganz sanft streicht Wolfart[6] mit magnetischer Hand über

---

es „ein herrliches, tiefsinniges und dabei so menschliches Buch wie eine griechische Mythologie". Vgl. Steig, Arnim I 261.

[1] Klemens Brentano war zehn Jahre den Sakramenten der Kirche fern gewesen; am 27. Februar 1817 raffte er sich zur Wiederaussöhnung auf. Vgl. Diel-Kreiten, Klemens Brentano II, Freiburg 1878, 75.

[2] Vermählte Freifrau v. Lützow; vgl. oben S. 408.

[3] General v. Klein.

[4] Dr Joh. N. Rust, vormals Professor in Krakau, später Vorstand des Medizinalwesens in Berlin, berühmter und genialer Arzt, bekannt auch durch urwüchsige Grobheit.

[5] K. F. Gräfe, Professor der Chirurgie an der Universität Berlin, unter dem Ringseis daselbst studiert hatte.

[6] Karl Christ. Wolfart hatte in Berlin eine eigene Anstalt für magnetische Behandlung der Kranken eingerichtet. Auch mit ihm war Ringseis persönlich be-

die Verhungerten und Zerschnittenen. Zum Schluß des Briefes ein guter Spaß aus Bayern. Es sitzen ein paar Studenten im Wirtshaus und sprechen über allerlei Philosophie, wobei der eine mehrmals das Wort „der Instinkt" braucht. Ein Offizier ihm gegenüber unterbricht ihn und sagt: „Nein, mein Herr, ich bin da zu Hause, Sie sind irrig, der Inn stinkt nicht, aber es ist ein kleiner, schlammiger Mühlenbach, von dem sagen es wohl die Leute."

Sei freudig in Deinem Berufe und behalte mich und Bettinen, die Dir gern schriebe, wenn das Kind ihr Zeit ließe, in gutem Andenken.

Dein Arnim.

Die Kronenwächter, 1 Band, erscheint von mir in der hiesigen Maurerschen Buchhandlung diesen Mai.

Karlsbad, den 12. August 1817.

Lieber Freund und Gevatter! Du hast Deine Sache mit Beelitz[1], den ich Dir empfohlen hatte, so vortrefflich gemacht, er hat mir so viel Dank gesagt für alles, wozu Du ihm behilflich gewesen, daß ich mich verpflichtet fühle, meinen Dank durch zwei Freunde Dir abzustatten, die in jeder Hinsicht Dir willkommen und erfreulich sein werden. Der eine ist Professor Steffens[2] aus Breslau, der zwar durch Schellings genaue Bekanntschaft schon mancherlei Berührungen in München gewinnen wird, dem ich aber wünsche, daß er Dich kennen lerne und auch Boos, wenn es möglich. Der andere, Herr v. Schütz[3], durch seine Poesien, den „Lacrimas", „die Gleichen", die „Myrte" usw. hinlänglich bekannt, Dir vielleicht noch näher durch religiöse und philosophische Ansichten. Mit beiden habe ich hier recht schöne, vertrauliche Tage verlebt.

---

kannt geworden. Trotz wiederholten Widerspruchs der medizinischen Fakultät wurden Wolfart und Koreff (auf Betreiben des für den Magnetismus eingenommenen Staatskanzlers Hardenberg) durch Kabinettsordres (Juni 1816 und Februar 1817) zu „ordentlichen Professoren für Heilmagnetismus" ernannt.

[1] Unter dem 11. Juni 1817 hatten Arnim wie auch Geheimrat Dr E. L. Heim einen Direktor Beelitz sehr angelegentlich an Ringseis empfohlen, der im Begriff stand, mit seiner Gemahlin eine Vergnügungsreise nach München anzutreten.

[2] Henrich Steffens, Norweger von Geburt, seit 1804 ordentlicher Professor der Naturphilosophie, Physiologie und Mineralogie an der Universität Halle, 1811 bis 1832 in Breslau, nachmals in Berlin. Er war poetisch und phantastisch angelegt, eine Schellingsche Natur, mischte sich auch in Politik, Philosophie und Religionsfragen. Seine Dichtungen und Novellen fanden vielen Beifall. Der Richtung nach war er Pietist. Sein Aufenthalt mit Schütz in München 1817 währte acht Tage, während welcher er bei seinem verehrten Meister Schelling wohnte und mit F. H. Jacobi und Franz v. Baader persönlich Bekanntschaft machte.

[3] Christian Wilhelm v. Schütz, geb. 1776 zu Berlin, romantischer Dichter und auch sonst vielseitiger Schriftsteller. Schon vor seiner Konversion, die wohl erst um 1830 erfolgt ist, trat er als Verteidiger der katholischen Kirche auf, zu welcher er seit langen Jahren hinneigte. Katholik geworden, führte er 1833 die Verteidigung des bedrängten Erzbischofs Dunin von Gnesen-Posen. Vgl. Rosenthal, Convertitenbilder I[2] (1878) 488 f.

Ich habe fortdauernd gute Nachrichten von Frau und Kindern erhalten. Morgen reise ich von hier und denke bald bei ihnen zu sein. Ob mir das Wasser, das ich innerlich und äußerlich ohne Schonung getrunken habe, auch ebenso ohne Schonung gegen das anfangende Hämorrhoidalübel wird gewirkt haben, wogegen ich es mir verschrieben, das wird sich nun zeigen. Die Brunnen haben vor allen andern Medizinen das Gemeinschaftliche voraus, gleichsam ein Abbild der Kirche für den Leib zu sein; doch darf das Bild nicht zu genau betrachtet werden.

Gestern war ich in Joachimsthal, wo Mathesius, den ich neu herausgebe [1], seine Predigten über Luther hielt und immer über den Sieg der reinen Lehre jubiliert. Dennoch ist durch Ferdinands Befehl die ganze Lehre dort sowie in Karlsbad ausgerottet. Es gibt dort keinen einzigen Evangelischen, so zwingbar sind Völker in ihrem Heiligsten. Wenn ich nicht als Protestant mich täusche, so ist dennoch hier eine Einwirkung dieses Religionswechsels noch zu spüren. Das Äußere der katholischen Kirche hat sie viel weniger ergriffen als im übrigen Böhmen. Selten hört man Heilige anrufen; die Wallfahrten sind wenig zahlreich; es ist eine gewisse Liebe zum Unterricht verbreitet; sie stehen auf einer Mittelstufe, die hier wenigstens keinen Nachteil bringt [2]. Denn dienstfertigere, harmlosere Leute wie die Bewohner dieser Gegend wird man selten finden.

Sei herzlich begrüßt, Du treues Haus. Achim Arnim.

Wien, 3. November 1829.

Liebster Ringseis! Gar oft dachte ich Deiner im Gebirge, wo das Wetter mir wohlwollte [3]. Schöne, warme, sonnige Tage leuchteten mir über Salzburg und Berchtesgaden. Du würdest entzückt und verzweifelt gewesen sein: entzückt, weil Salzburg auch einmal zu Bayern gehörte, verzweifelt, weil es nun einen andern Herrn bekommen hat. Der Reisende muß eine Heilige verehren, die noch in keinem Kalender genannt wird, obgleich alle ihr nachtrachten und ihr Er-

---

[1] Johann Mathesius, 1504 zu Rochlitz geboren und katholisch erzogen, wurde durch Lesung von Luthers Schriften seiner Kirche entfremdet, studierte seit 1529 in Wittenberg, leitete 1532—1540 die Schule zu Joachimsthal in Böhmen, lebte 1540 bis 1541 als Luthers Hausgenosse in Wittenberg, kehrte dann nach Joachimsthal zurück, wo er 1545—1565 lutherischer Pfarrer war. Er hat eine Lutherbiographie hinterlassen und eine Reihe von Predigtbüchern herausgegeben. Er stand im Ruf großer Beredsamkeit. Noch im Laufe dieses Jahres 1817 erschien in der Maurerschen Buchhandlung zu Berlin ein Band in gr. 4°: „Des alten Herrn Magisters Joh. Mathesius, Predigten über die Historien von des ehrwürdigen in Gott seligen teueren Mannes Gottes, Dr M. Luthers, Anfang, Lehre, Leben und Sterben. Herausgegeben von L. J. v. Arnim. Mit den Bildnissen Luthers und Melanchthons."

[2] Die günstige Auffassung, welche Arnim hier einem betrübenden religiösen Indifferentismus angedeihen läßt, erklärt sich aus der Kürze seines Aufenthaltes und der Oberflächlichkeit seiner Beobachtungen bei sehr wohlwollender Gemütsart.

[3] Arnim hatte sich im Oktober 1829 in München aufgehalten und hier hauptsächlich mit Ringseis verkehrt.

scheinen erflehen; sie heißt Wetterglück. Sie war meine Begleiterin, führte mich durch die wunderbare Gegend um Salzburg nach Berchtesgaden; mit ihr beschiffte ich den Königssee; sie blieb mir treu unter den Sternen, die sich mit kaltem Schauder im See spiegelten. Zwei liebliche Töchter des Gebirges, Katti und Lise, ruderten mit ihr um die Wette, so daß die Fahrt schnell und glücklich bei allen Wasser- und Hochfällen, Bergschlössern, Einsiedeleien vorübergeführt, dennoch nicht übermäßig lange dauerte. Das war aber auch mein Glück. Denn der österreichische Mautner versicherte an der Grenze, daß er nach 10 Uhr niemand durchlassen wollte, sogar meine Beschreibung von Salzburg in Beschlag nehmen, und ich rettete sie nur, weil ich ihm aus dem Titelblatte bewies, sie sei in Wien gedruckt worden.

O Ihr in Bayern, wüßtet Ihr Euer Glück zu schätzen und wolltet nicht rechten um Kleinigkeiten mit Eurem König, der wahrlich Großes getan hat und viel Glück aussäte, was bestehen wird! Koch-Sternfeld der Besessene[1] mag toben, so viel er will. Nicht etwa in der Verfassung allein lag soviel Freiheit des Wirkens und der Mitteilung, deren sich Bayern erfreuen sollte; denn was steht fest von solchen Beschlüssen und Beschwörungen, wo so mächtige Nachbarn entgegenarbeiten?[2] Es gehörte seine persönliche Entschlossenheit dazu, sie geltend zu machen. Wer kann es ihm verargen, wenn er das mühsam Errungene beeinträchtigt glaubt, daß er denen nicht wohl will[3], die nicht scheiden können, was des Kaisers ist und was Gottes, die ihren Übermut und ihre üble Laune, ihre Mißgunst und ihr inneres Mißgeschick der leichtsinnig horchenden Menge als Regel, als Weisheit, als Glaubenssache einschreien wollen. Ich habe noch nie einem Fürsten geschmeichelt, und Eurem König könnte ich doch etwas der Art antun, wenn ich die Gelegenheit wüßte.

Von Salzburg reiste ich bis Wien, weil der Eilwagen voll, die Beiwagen schlecht waren, auch meinen Mantelsack nicht mitnehmen wollten, in Retourchaisen, einmal in einem Prachtwagen, dann auf dem Bock des Malers Sattler[4],

---

[1] Ernst Joseph Ritter v. Koch-Sternfeld in München, tüchtiger und hochangesehener Nationalökonom, schriftstellerisch ungemein tätig. Vielleicht bezog sich seine Opposition gegen den König auf die nicht genügende Beachtung des anderswo mächtig emporkommenden Eisenbahnwesens, den kostspieligen Bau des Donau-Mainkanals u. dgl.

[2] König Ludwig I. hatte bei seinem Thronantritt 1825 nicht nur die Verfassung vom 26. Mai 1818 bereitwillig beschworen, eine seiner ersten Regierungshandlungen war auch die Aufhebung der bisherigen Zensur für nicht politische Blätter. Freisinnige Maßnahmen dieser Art erweckten Besorgnisse bei Metternich und veranlaßten diplomatische Vorstellungen.

[3] Die strengkirchliche Richtung nach der Auffassung eines Protestanten aus Preußen.

[4] Joh. Mich. Sattler, geb. 1786 zu Neuburg in Österreich, an der Wiener Akademie gebildet, lebte seit 1819 in Salzburg. Mit seinem Sohne, den er gleichfalls zum Maler geschult hatte, bereiste er die größeren Städte, seine Panoramen zu zeigen.

der das Panorama zeigte, dann mit einer alten Frau, endlich mit einem Eisenhändler, der mit seinem Handlungsdiener und Markthelfer zur Messe nach Wien zog. Die Gelegenheit war günstig, manches kennen zu lernen, was ein Reisender sonst nicht zu sehen Gelegenheit hat. Die Donau-Ufer lernte ich durch einen Umweg, welchen der Kaufmann machte, noch in anderer Gegend kennen bei Yps, wo des Kaisers Lustschloß Persenbeug[1] in der reichsten Gegend prangt. Hätte der schöne Strom nur Schiffe, Schiffe, wie sie sind in aller Welt mit Segeln! Aber diese schwarz und gelb gestreiften, eingefallenen Schilderhäuser mit dem seltsamen Ruderbau scheinen noch aus Salomo Geßners[2] erstem Schifferversuche herzustammen.

Von hiesigen Kunstschätzen ist nicht genug zu rühmen; sie haben sich sehr vermehrt. Die lebenden Künstler können aber damit verhungern, denn die Kunst wird angesehen wie eine alte Seltsamkeit, die man aufheben muß, insofern alles Alte bewahrt werden soll. Das Neue scheint aber bedenklich, verfänglich, und man muß wenigstens drei Jahrhunderte warten, um zu bestimmen, was davon zu halten sei.

Viel Vergnügen macht mir der Schauspieler Karl, der früher in München gastierte, und Raimund[3], der einige wohlerfundene und kräftig durchgeführte dramatische Scherze für die Leopoldstadt geschrieben hat, die besten Rollen darin selbst ausführend. Sehr vielen Dank bin ich dem Landschaftsmaler Olivier[4] schuldig; er hat mich zu allen Sammlungen geführt, ein herzlicher, heiterer Geist, immer fortschreitend in seiner Kunst. Sein eben beendigtes Ölbild von Salzburg übertrifft alle seine früheren Arbeiten. Er ist Schwiegervater seines Bruders[5], der jetzt in München, auch Schnorrs[6]; beide haben Stieftöchter von ihm geheiratet. Gern teilte ich Dir mehr mit, aber die Zeit fehlt. Sollten Briefe meiner Frau angekommen sein, so schicke sie nach Berlin zurück, wohin ich selbst in zwei Tagen gehe.

---

[1] Persenbeug, kaiserliche Residenz im Kreise Ober-Wienerwald, am linken Donau-Ufer, dem Orte Ips oder Ybbs auf dem rechten Ufer gerade gegenüber.

[2] Gemeint ist der Idyllendichter, der 1730 zu Zürich geboren war und 1788 in seiner Vaterstadt starb. Unter seinen bekannteren Dichtungen trägt eine (1762) den Titel „Der erste Schiffer".

[3] Ferdinand Raimund, geb. 1790 zu Wien, gest. 1836 zu Pottenstein in Niederösterreich. Er war Schauspieler und Dichter, ein echtes Wienerkind, und hatte sich sein eigenes komisches Genre geschaffen. Schon 1815 hatte er mit vielem Erfolg am Theater der Leopoldstadt gastiert und trat 1817 in ein dauerndes Verhältnis zu dieser Bühne, seit 1828 war die artistische Leitung derselben ihm anvertraut.

[4] Ferdinand Olivier, der zweitälteste unter drei als Maler bekannten Brüdern, lebte 1811—1833 in Wien, nachher in München, wo er 1841 starb. Er machte sich einen Namen durch ausgezeichnete Landschaften teils in Lithographie teils in Ölbildern.

[5] Der jüngere Bruder Woldemar Friedrich, Historien- und Porträtmaler, 1818 in Rom, 1824 in Wien, 1829 in München, später in seiner Vaterstadt Dessau.

[6] Julius Schnorr v. Karolsfeld, der in Wien Schüler Ferdinand Oliviers gewesen war, seit 1827 in München.

Meiner verehrten Schützerin, die mir milde ihr Haus öffnete[1], tausend herzliche Grüße. Erzähle ihr, wie es mir ergangen, und wenn Görres zurückgekommen, so sag ihm, wie schmerzlich ich seine Abwesenheit gefühlt und wie wohl ich mich doch in seinem Hause befunden habe. Sobald ich bei den Meinigen, schreibe ich ihm. Nochmals tausend Dank Dir und Deiner Frau für alle Freundschaft.

Achim Arnim.

Wiepersdorf bei Dahme, 15. Dezember 1829.

Liebster Ringseis! Seit Wien, von wo ich Dir einige Zeilen schrieb, habe ich Deiner gar oft gedacht, am meisten aber jetzt, wo ich Hahnemanns Organon[2] lese und gern einem so offenen redlichen Geiste wie dem Deinen mich erklären möchte. Es scheint mir nämlich, daß Hahnemann im Eifer seiner Erfindungen einen großen Teil der bisherigen Erfahrungen verkannt hat, oder vielmehr, daß die Wahrheit vieler Beobachtungen wegen der widersprechenden Theorie anderer ihm verdunkelt wurde. Er führt dort viele Erfahrungen an, wie in der früheren Praxis homöopathisch verfahren worden sei, aber er schließt sehr viele aus, die gleiches Recht verdienen. Blutegel wirken nicht dadurch, daß sie den Andrang des Blutes ableiten, sondern indem sie diesen auf den höchsten Grad bringen. Darum ist das Anlegen derselben bei rheumatischen Schmerzen so ganz unleidlich und eigentlich eine kurze Krankheitskrisis. So wirken auch Brechmittel und Purganzen, wo ähnliche Leerungen aus dem Erfolge der Krankheit hervorgehen würden. Aus Liebhaberei an den kleinen Mitteln übersieht er die ganz ähnlichen Wirkungen stärkerer Mittel bei mangelnder Diät, welche doch in vielen Verhältnissen gar nicht zu erzwingen ist, wie dies ein Homöopath selbst eingestand, der in einem russischen Spital zu heilen versuchte. Hahnemann müßte versuchen, was seine Mittel wirken, wenn Leute vom guten, gewürzten Essen, vom Wein, Bier usw. nicht abzuhalten sind, wie groß dann die Portion eingerichtet werden müsse. Selbst die Praxis der Braunianer[3] gewinnt eine andere Ansicht, wenn wir sie in Hahnemanns Sinn betrachten. Er heilte öfter, wo die Krankheit ähnlich erregte, oft aber tötete er, wo er falsch griff oder durch ungeheure Mittel eine noch ärgere Krankheit erzeugte als jene, die er bekämpfen wollte.

Ich glaube in dieser Verbindung Hahnemanns mit der älteren Praxis etwas sehr Wichtiges entdeckt zu haben. Sag mir, ob's wahr ist. Nur auf die Praxis kommt es mir an, und da muß man eingestehen, daß schon auf anderem Wege geheilt worden, daß Hahnemanns ganze Ansicht falsch sein müsse, wenn sie diese früheren Heilungen als Lüge angreift, wie er und seine Schüler aus Übereilung wirklich getan haben. Das Bedeutende der Gleichnisse in der Bibel

---

[1] Görres' Gattin, bei welcher Arnim gewohnt hatte.

[2] Samuel Hahnemann, Organon der rationellen Heilkunde, Dresden 1810; erschien 1829 in vierter vermehrter Auflage.

[3] Nach dem englischen Mediziner John Brown (gest. 1788) und seinen Elementa Medicinae (1780) wird ein eigenes System der „Braunianismus" benannt.

für das Heil der Welt ist unverkennbar; Hahnemann heilt auch mit Gleichnissen similia similibus.

Von der Litanei der philosophischen Schulen weiß Hahnemann zu seinem Glück und Gedeihen nichts. Doch wäre es leicht, ihn naturphilosophisch und Hegelisch zu deduzieren, auch selbst beiden das Ansehen zu geben, als ob es schon bei ihnen im Keim gelegen, als ob sie es nur zu sagen vergessen hätten. Solche Kunststücke sind jetzt leicht. Ich wollt's ebenso leicht aus dem römischen oder lutherischen Katechismus, Swedenborg oder Baader herleiten, denn Theorien ziehen sich nach der Hand wie seine weiche Handschuhe.

Nun eine Bitte noch, die Du ohne große Mühe erfüllen kannst. Bei Herrmann und Barth in München sind unter dem Namen Bilder-Enzyklopädie (S. 25 seines Katalogs) zu 6 Gulden das Ries Kinderbilder erschienen. Von diesen wünschte ich durch irgend eine Buch- oder Kunsthandlung in Berlin ein Ries zu beziehen (meine Adresse ist Dorotheenstraße 31 E), mit der jene Handlung in Rechnung steht (so bin ich mit Dümler in Berlin gut bekannt und schlage ihn vor), daß so dort ich nur die Fracht, keine Erhöhung des Preises trage, sondern diesen in Berlin bezahle. Die Handlung hat dabei den Vorteil, wenn die Sachen gefallen, vielleicht einen starken Absatz zu bekommen. Boisserée steht mit mehreren Handlungen in Verbindung; vielleicht könnte der am besten raten.

Herzliche gute Wünsche Dir für Frau und Kind, fürs Haus, in dem ich so gute Aufnahme fand, fürs Land, das mich so vielfach erfreute.

Gern zöge ich mit Dir, und wenn auch hoher Schnee läge, zum Starnberger See. Es war da recht schön. Grüße Schubert[1], den ich bei dem Mancherlei, was ich zu beschauen hatte, weniger gesehen als ich sollte, Seyfried[2] und alle übrigen Bekannten. Von Herzen der Deine Achim Arnim.

Wiepersdorf, den 8. Mai 1830.

Liebster Ringseis! Ich kenne den Drang Deiner Geschäfte und weiß, daß Du eigentlich für dreie arbeitest, als Lehrer, Arzt und Geschäftsmann, was freilich eine unbillige Belastung ist. Aber deswegen fordere ich auch keine Briefe von Dir und verlange höchstens, daß Du Dich meiner bei meinen geschriebenen Worten erinnerst. Als Du noch Zeit hattest, da warst Du ein rüstiger Briefschreiber, nun hat die Zeit Dich, und es kann nicht anders sein. Görres kann Dir allerlei von mir mitteilen, Dir aber sei es geklagt, daß ich ungeachtet aller homöopathischen Pulver noch nicht ganz geheilt bin von gastrischen Wehen, nur daß die Anfälle kürzer werden, mein Glaube also noch immer sich erhält. Frau und Kinder waren nach den letzten Briefen wohlauf, ich hoffe, daß Dich die Deinen in gleicher Wohlfahrt erfreuen, und daß Dir die Münchener Welt wohlwill und Dir förderlich ist. Ich glaube, daß Du mit Walther[3], den Du verehrst, in ein freundschaftliches

---

[1] Prof. Dr Gotth. H. Schubert; vgl. oben S. 409, A. 2.

[2] Hauptmann Anton Seyfried, Stammgast in der Tafelrunde bei Görres.

[3] Philipp Franz v. Walther, einst Professor der Physiologie und der Chirurgie an der Universität Landshut, 1818—1830 an der neubegründeten Universität Bonn,

Verhältnis getreten. Für Bonn ist er ein bedeutender Verlust, wozu Rusts[1] Grobheit die Veranlassung gegeben hat. Übrigens sucht sich Rust in Berlin durch ein unablässiges Hintreiben zum Bau eines großen Krankenhauses zu verewigen. Der Plan ist genehmigt; es kommt in einer neuen Straße bei der Charité zu stehen, so daß beide vereint benutzt werden für die verschiedenartigen Kranken. Es wird aber noch zweimal so groß wie die Charité und mit aller Einsicht ausgeführt, welche die fortgesetzte lange Erfahrung geliehen hat. Ein gutes Zeichen für den jetzigen Zustand der Charité mag es sein, daß der alte Abscheu dagegen verschwunden, daß gar manche sich für Geld dahin begeben, um sich heilen zu lassen. Auch von einem neuen großen Irrenhause ist die Rede, so wie auch die Tierarzneischule ein neues Haus in dem Dir wohl noch bekannten Garten, der Charité gegenüber, in neuer Straße erhält.

Das Museum wird im nächsten Monat eröffnet. Der Zufall hat hier erstaunlich viel zu einer Geschichte der Malerei zusammengeführt, wie es nirgends zu finden, selbst nicht in Italien. Schinkel hat sich in allen seinen Arbeiten, wie er das Lokal eingerichtet, erschöpft. Noch fehlen etwas antike Statuen, obgleich 90 große Figuren und eine Masse kleinerer nicht unbedeutend sind, unter diesen einige ganz vortrefflich. Aber für die riesenhaften Säle ist es doch nicht genug, und für Gipsabgüsse sind die Leute zu hoffärtig. Selbst die reiche ägyptische Sammlung wollen sie nicht da einstellen, weil darin zu wenig der Kunst angehört.

Die Werdersche Kirche, deren Du Dich vielleicht als einer Art Stall erinnerst, ist nun in altem Stil beendigt, ein Gewölbe von Spitzbogen so hoch wie die Münsterkirche von Straßburg. Dagegen sind die beiden Türme zusammen noch nicht $^2/_3$ vom Münsterturm. Schöne Bilder von Begas[2], Schadow[3] und Wach[4] schmücken Altar und Orgel. Der Bau hat sehr viel Eigentümliches;

1830—1849 in München tätig, ein tüchtiger Gelehrter und sehr verdient um das Medizinalwesen in Bayern, dabei von gediegener Bildung und ebenso imponierender wie gewinnender Haltung.

[1] Dr Joh. Nep. Rust; vgl. oben S. 410, A. 4.

[2] Maler Karl Begas, Vater des bekannten Bildhauers Reinhold Begas, geb. 1794 zu Heinsberg bei Aachen, gest. 1854 als Hofmaler zu Berlin. Für die Werdersche Kirche malte er 1827 das große Altarbild von der Auferstehung Christi.

[3] Friedrich Wilh. Schadow, Historienmaler, seit 1819 als Professor an die Akademie in Berlin berufen, seit 1826 Direktor der Akademie in Düsseldorf und um dieselbe hochverdient, 1829 Gründer des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen. Er war 1814 zu Rom zur katholischen Kirche zurückgekehrt und gehörte der sog. Schule der „Nazarener" an.

[4] Michael Wach, geb. 1787 zu Berlin, in Berlin, Paris und Rom gebildet, seit 1819 in Berlin. Mitglied und Professor der dortigen Akademie geworden, errichtete er eine eigene Malerschule, in der allmählich viele Schüler sich sammelten; 1829 wurde er Mitglied des akademischen Senats und starb zu Berlin im November 1845. Seine bedeutendste Schöpfung ist die Darstellung der drei göttlichen Tugenden für die Werdersche Kirche in Berlin (1828—1830).

alle Zieraten sind in Ton gebrannt, sogar ein großer Michael über dem Haupteingange.

Wenn Dich noch theologische Streitigkeiten berühren, so hättest Du diesen Winter in Berlin reichen Stoff gefunden. Eine Kirchenzeitung[1], die dort erscheint, ist der Träger dieser Ergießungen, die besonders zwei Gegenstände, ein neues Gesangbuch und zwei Professoren in Halle, Wegscheider[2] und Gesenius[3], im Auge hatten. Der eine Gerlach[4], dessen Du Dich wohl noch erinnerst, war ein Hauptkämpfer. Savigny ist seiner homöopathischen Lebensweise noch immer treu und zu allen Arbeiten hergestellt, obgleich er noch zuweilen leidet. Sein Sohn treibt nun in die praktische Juristerei. Die Tochter ist noch immer aller Verheiratung fern. La Roches haben sich ganz zur frommen Verbindung gewendet, er ist Haupt der evangelischen Missionen. Die Lützow kränkelt, hat ein kürzlich geborenes Kind verloren. Der alte Heim ist noch immer tätig[5].

So habe ich Dir alles zusammengetragen, was mir von Deinen Bekannten in Berlin einfiel. Grüße herzlich alle meine Münchener Bekannte. Dir und Deiner Frau meine herzliche Ergebenheit. Dein Achim v. Arnim.

Barth hat nichts von den Kinderbildern besorgt, um die ich Dich bat. Er tut unrecht, sich nicht einen Kommissionär in Berlin anzuschaffen. Ich möchte ihm guten Absatz zusichern.

Nur acht Monate später schied der Dichter aus dieser kleinen Welt.

---

[1] Die Hengstenbergsche „Evangelische Kirchenzeitung".

[2] Julius Aug. Ludw. Wegscheider, geb. 1771, seit 1810 ordentlicher Professor der Theologie in Halle. Er starb daselbst 1849. Er ist der anerkannte Dogmatiker des Rationalismus.

[3] H. F. Wilhelm Gesenius, bedeutender Orientalist, seit 1810 Professor der Universität Halle, seit 1828 beteiligt an der Redaktion der „Allgemeinen Literaturzeitung".

[4] Ernst Ludwig v. Gerlach, seit 1829 Gerichtsdirektor in Halle, veröffentlichte auf Grund mehrerer ihm vorliegender Kollegienhefte (von Guericke und Hävernick) in der „Evangelischen Kirchenzeitung" 1830, Nr 5 u. 6 Artikel über den „Rationalismus auf der Universität Halle", welche großes Aufsehen erregten und eine amtliche Untersuchung gegen die genannten Professoren zur Folge hatten. Dieselben blieben jedoch unbehelligt im Amte und gewannen nur an Sympathien bei ihren jugendlichen Zuhörern. Gerlach ist der bekannte konservative Publizist und Politiker, Rundschauer der Kreuzzeitung und hervorragendes Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses seit 1849. Obwohl gläubiger Protestant, trat er im Höhepunkt des Kulturkampfes 1873 der Zentrumsfraktion bei, welcher er bis zu seinem Tode 16. Februar 1877 als Zierde verblieb.

[5] Dr Ernst Ludwig Heim, genialer Diagnostiker, der Ringseis persönlich große Zuvorkommenheit bewiesen hatte. Vgl. Ringseis, Erinnerungen I 177 ff.

Otto Pfülf S. J.

Nationale Eigenart und geistiger Gehalt der zu Düsseldorf ausgestellten Kunstwerke.

(Schluß.)

Die internationale Kunstausstellung läßt leider die Eigenart der Düsseldorfer Maler nicht ganz richtig zur Geltung kommen. Eine durch verhängnisvolle Umstände zum großen Teil aus jüngeren Leuten bestehende Jury hat der modernen Richtung Tor und Tür geöffnet, dagegen die Zahl der zur Ausstellung angemeldeten Bilder der älteren stark dezimiert. Die in der städtischen Kunsthalle weit abseits von der internationalen Ausstellung dargebotene Sammlung von Arbeiten des Vereins der Düsseldorfer Künstler macht einen ganz andern, ja einen einheitlicheren und wohltuenderen Eindruck als die in den Düsseldorfer Sälen des Kunstpalastes befindliche. Würden doch beispielsweise im Kunstpalast die klangreichen Namen Andreas und Oswald Achenbach fehlen, wenn nicht Professor Oeder in dem von ihm eingerichteten Saal so vielen trefflichen Sachen der älteren Düsseldorfer noch eben ein Plätzchen gesichert hätte. Die Namen Albert Bauer, Beinke, Comans, Feldmann, Lauenstein, Müller, Nütgens, Rocholl, Salentin, Wittschas sucht man vergebens in der internationalen Schaustellung. Dementsprechend wächst jene Partei stark an, die sich in der Ausstellung ärgert, so oft sie an einem Bilde den Zettel findet: „Angekauft vom Kunstverein von Rheinland und Westfalen", weil der Kunstverein nach ihrer Meinung nur „abgestandene Ware" kauft und verlost, welche „mit Freuden in ihren Zimmern aufgehängt wird von reichen Schmarotzern, die von neuerer Kunst nichts verstehen, nicht ahnen, durch welch tiefen Abgrund eine mühselig hergestellte Illustration getrennt wird von echten Kunstwerken der Malerei, worin Farbe und nichts als Farbe verwendet ist, um Stimmung zu machen. Sog. Kunstfreunde älteren Stils begnügen sich mit altem Krempel, mit Darstellungen hundertmal gezeigter Geschichtchen, sehen mehr auf den elenden Inhalt als auf die *reine Kunst*, die sich nur mit treuer Darstellung des Geschauten befaßt und die durch jede Reflexion, besonders durch Geist und Witz, schwer geschädigt wird."

„Wo es Licht, Luft, Farben, Formen gibt, findet der (moderne) Maler hinfort künstlerische Motive. Es ist für ihn gleichgültig, ob er sie auf dem Lande, im Bauernhause, in den Salons, den Theatern, auf Bällen

oder im Familienleben sucht. Der Inhalt sinkt zur Bedeutungslosigkeit herab. Wie die Farben ineinander klingen und verschmelzen, wie Licht und Schatten im Gegensatz miteinander ringen, wie das Licht und die Luft die Gegenstände umspielen, das allein macht den Reiz ihrer Werke aus.“ [1]

Daß solche bittern Kritiker nur bei ihren hochmodernen, fast immer dem Christentum mehr als kühl gegenüberstehenden Parteigenossen Beifall finden, daß dagegen bei achtenswerten Künstlern noch immer die Meinung herrscht, ein Bild müsse auch etwas zu denken geben, müsse sich nicht nur an die Augen, sondern auch an den Geist des Menschen wenden, beweisen viele vom Publikum offenbar bevorzugte Genrebildchen, die nicht durch aufdringlichen Umfang sich bemerkbar machen, sondern so klein bleiben, daß sie in einen wohnlich eingerichteten Saal oder in ein Zimmer noch hineinpassen.

Vornehm und zugleich bescheiden ist Graf Merveldts in ruhigen Farben gemalter „Abendfrieden“, worin eine ältere Dame in einem vornehm ausgestatteten Prunksaal liest, heller ein kleineres Gemälde desselben mit einem jüngeren Mädchen, das in einer einsamen, fast leeren Kammer ein „altes Buch“ durchblättert, das sie aus einer mit Eisen beschlagenen altertümlichen Kiste hervorholte. Traut ist auch Huthsteiners „Abendläuten“: in einer armen, aber reinlichen Bauernstube läßt eine Frau ihr Spinnrad ruhen, um zu beten. Wendlings „Interieur“ bietet eine weiß getünchte, von Licht erfüllte Kammer mit weiten Fenstern und in ihr zwei mit Handarbeiten beschäftigte, fleißige und saubere Holländerinnen. Ein zweites „Interieur“ desselben mit ähnlichen Lichtwirkungen zeigt, wie eine Frau die ihr von einem Matrosen gebrachte „Botschaft von hoher See“ liest. An die Meisterwerke der alten Holländer erinnert Nordenbergs halbdunkle „alte Bäckerei“ mit einer in ihr beschäftigten Frau und dessen „Interieur“ mit einer „alten Frau am Herd“. Volkharts „Verstecken“ schildert das neckische Spiel zweier Verliebten, Schönnenbeck zwei Männer beim „Bohnenspiel“, dann einen Alten, der sich zum „Feierabend“ seine lange Pfeife anzündet. Gemütliches Kaffeetrinken schildert G. Janssen in einer „Altweiberzusammenkunft“ und Sohn-Rethel in seinen „Holländischen Bauern“. Sterns „Niederländische Kneipe“ ist mit höchster Lebenswahrheit geschildert, ebenso trefflich zeigt Claus Meyer, wie „Nach

[1] Koeppen, Die moderne Malerei in Deutschland 30.

dem Spiel“ derjenige, welcher verlor, mit Unlust seinen Beutel hervorholt, um zu zahlen. Leider tritt im Bilde, worin letzterer die Erscheinung des Auferstandenen zu schildern versucht, der zu seinen Jüngern sagt: „Fürchtet euch nicht“, weit schärfer hervor, daß der Maler Fischer in ihrem Wirtshaustreiben gut beobachtet hat, als daß er mit jener Ehrfurcht erfüllt ist, welche bei Schilderung der Ereignisse der Heiligen Schrift unerläßlich bleibt, solange man am christlichen Standpunkt festhält.

Tiefernstes Gefühl herrscht in Mückes „Schwere Stunden“; denn weinend sitzt eine Mutter an der Wiege ihres erkrankten oder verstorbenen Säuglings, in Havers armer Küche, worin eine kranke Frau, „einsam“ beim Feuer sitzend, ihren kranken, verbundenen Kopf stützt. Im „Tag der Almosen“ zeigt uns Maennchen in einem Teile des Kreuzganges vor der Klosterpforte eine Schar kranker, alter und armer Leute in ihrem durch Elend und Siechtum gedrückten Wesen. In unangenehmer Lage ist Kiederichs „Spion“, weil er von Soldaten aufgegriffen und zu Offizieren geführt ist, welche dessen „an die falsche Adresse“ gelangten Brief lesen. Stilvoller und ergreifender ist das große Bild, worin Hans Kohlschein „v. Lützows Freischar vor dem Kampfe“ darstellt, indem er durch Hervorhebung einiger charaktervoller Reiter den Geist jener Helden offenbart. Es tut wohl, wenigstens ein echt patriotisch gedachtes Bild in tüchtiger Ausführung zu finden, männliche Kraft verherrlicht zu sehen, nachdem man so lange mit dem geistlosen Kult des „ewig Weiblichen“ hingehalten und bis zur Ermüdung übersättigt worden ist. Ein solches Bild ist doch eines Deutschen würdiger als jene immer von neuem wiederholten Szenen aus Ateliers, in denen man keine höheren Ideale zu kennen scheint als weibliche Akte, wodurch moderne Maler immer tiefer in den Sumpf der Harems sich hineinarbeiten.

Rheinischer Humor, der in Düsseldorf stets ein gastliches Heim fand, beseelt Philippis „Morgenstunde“ eines friedfertigen, bürgerlichen Ehepaares. Der Mann hat sich vor einen kleinen Spiegel gestellt, um sich zu rasieren, sie bürstet seinen Rock aus, weil er einen wichtigen Besuch machen will. Der „Teppichstopfer“ von Heß hat sich auf den Boden hingesetzt und richtet all seine geistigen und leiblichen Fähigkeiten auf das wichtige Ziel hin, einen Faden in seine Nadel einzufädeln. Eine durch v. Bochmann in Gips geformte und bemalte „alte Jungfer“ drückt ihre Katze hätschelnd an ihr Herz. Solche einheitlich gesammelten, durch Inhalt, Zeichnung und Farbe auf ein Ziel hin gestimmten Werke sind und bleiben wirkungs-

voll. Mit Geist und Witz, mit Ernst oder Scherz gefüllt, sind sie zu Zimmerzierden trefflich geeignet und die besten Antworten für alle jene hochweisen Ästhetiker und Kunstkritiker, welche den Malern ans Herz legen, inhaltsleere, nur Farbenstimmung und Lichtwirkung schildernde Bilder fertigzustellen. Die Herren vergessen, daß ihr hochgefeierter Böcklin nicht nur durch Farben, sondern ebenso, ja noch mehr durch den phantastischen Inhalt seiner Gebilde fesselt und anregt, gefällt und Käufer findet.

Einheit hat Simm (München) in sein Bild gebracht, weil die „am Stickrahmen“ beschäftigte Person offenbar nur an eines, an die Förderung ihrer feinen Arbeit dachte, nun aber plötzlich gestört ihren Blick anderswohin richtet. Ruhige, in sich gefestigte Zufriedenheit erfüllt den von Knaus gemalten Invaliden und macht den alten, armen Mann bedeutungsvoll. Oben im Saal der alten Holländer hängt ein wertvolles Bild, das ebenso eindringlich wirkt durch seine Einheit; denn in ihm hebt eine alte Frau den Zipfel ihres Kopftuches etwas auf, beschaut ihn genau und will sich wohl anschicken, ihn zu flicken. Große Künstler machen aus den einfachsten Sachen bemerkenswerte Dinge. Marx begnügt sich, ein „Gartenkonzert“ skizzenhaft hinzumalen und würzt sein Bild dadurch, daß einige leichtfertige Dämchen mit jungen Leutnants kokettieren. Das ist ja für die Schar junger Fräulein, welchen die Ausstellung einen angenehmen Zeitvertreib bietet, besonders wenn es draußen regnet und im Garten die Musik nicht mehr anziehend ist, sehr ansprechend.

Daß Düsseldorfs beste Künstler gewillt sind, an der alten Art festzuhalten und von den neuen Richtungen nur das Erprobte anzunehmen, beweisen unter anderem Graf Brühls kräftige, durch den frischen Wald ziehende Hirsche und Kröners Birkhahnbalz. Verlockende Sirenengesänge verheißen Düsseldorfs Kunst eine neue glanzvolle Zukunft, wenn es nun endlich einmal sich ermannen, sich entschließen wolle, nicht mehr provinziell zu sein, sondern großstädtisch, ein weitreichendes Kunstzentrum gleich Berlin oder Paris. Sie laden die Künstlerschaft ein, die alten Quellen und Wurzeln ganz aufzugeben, denen sie ihr Emporwachsen verdankt, und sich hineinzustürzen in den Strudel wechselnder Moden.

Die den Berliner Künstlern dicht neben den Düsseldorfern eingeräumten Säle dürften doch zeigen, wohin man kommt, wenn keinerlei Schultradition herrscht und jeder seine Wege geht. Menzels Talent erglänzt in drei ihm eingeräumten Sälen, aber welchen Einfluß übt er auf seine Genossen? Nach den verschiedensten Richtungen hin versuchte er sein Glück. Er fand

Ehrung als höfischer Geschichtsmaler, als scharfer Beobachter der Natur, als tüchtiger Illustrator, sogar in seinen Adressen als Dekorationsmaler im besten Sinne des Wortes. Wo zeigen sich in den Berliner Sälen seine Schüler, seine Nachfolger? Immer ist in seinen bedeutenderen Werken ein Gedanke verkörpert; dagegen zeigt Liebermann, der hervorragendste Meister der Berliner Sezession, eine „Bleiche", worauf arme Frauen Wäsche ausbreiten, einen „Kartoffelacker" zur Erntezeit, einen „Biergarten" und „ein Kind mit Spielzeug". Er hat das alles sehr naturwahr geschildert. Wird aber solche Kunstfertigkeit unser armes Volk veredeln, Einfluß üben auf die heranmarschierenden Bataillone der Umsturzparteien?

Den 21., den Berlinern eingeräumten Saal beherrscht Arthur Kampfs „Tänzerin". Sie ist in ein schreiend rotes Gewand gehüllt und führt, mit einem Fuß auf den Boden stampfend, einen wirbelnden Tanz auf. Anregung zu einem solchen Werke ist zu Berlin nicht in den königlichen Museen zu finden. Da herrscht feinerer Rhythmus der Linien und Formen bei den Trägern echter Kulturentwicklung des alten Griechenlands und Italiens, ja auch bei den berühmteren Deutschen und Niederländern.

Nichts weniger als bildend und edel ist Corinths „Perseus und Andromeda". In dessen Bild „Odysseus kämpft mit dem Bettler Iros" tritt der nackte Held der homerischen Gedichte seinen Gegner mit dem Fuße gegen den Bauch und kratzt er ihm ein Auge aus, während eine Gesellschaft der häßlichsten Männer und Weiber mit Befriedigung sich an dieser vornehmen Szene laben. Ist dies Bild, ist Brandenburgs „Frau Minne", ein nacktes Weib, das in buntem Wolkenschimmer aus der Luft zu einem schmachtenden, im Grase sitzenden Ritter herniederschwebt, eine würdige Vertretung der Haupt- und Residenzstadt des neuen Deutschen Reiches? Nachdem feingebildete Männer von europäischem Ruf, denen gewaltige Geldmittel zur Verfügung gestellt wurden, in dieser Hauptstadt musterhafte Museen bauten, ausstatteten und ordneten, zeigen Berliner Maler Tausenden von Besuchern der Ausstellung ihre „Modelle" in der gemeinsten Weise, in viel lüsterneren Stellungen als selbst Hodler und Amiet im Saale der Schweizer, von denen das Düsseldorfer Tageblatt am 28. Juni schrieb: „Diese Darstellungen sind so abstoßend, so ekelerregend, daß jede sittliche Gefahr für den Beschauer einfach ausgeschlossen ist. Vom rein ästhetischen Standpunkte jedoch ist diese Mache wohl das Tollste, was in Düsseldorf bisher einem Kunst suchenden und betrachtenden Publikum geboten worden ist." Jene von einem Düsseldorfer Maler verfaßte Skandalbroschüre, die

den modernsten Standpunkt vertritt[1], schreibt: „Frechere Zotler sind selbst nicht unter den Primitiven der Bahnhofsaborte zu finden. Ich bewundere die sonst so ängstliche Sittenpolizei der frommen Düsselstadt, die so etwas unbeanstandet, vor der Öffentlichkeit frech herausfordernd, unter dem Deckmantel der Kunst sich hinpflanzen läßt." Von des Berliners Slevogt Bild mit seinen den Ritter umgebenden Dirnen sagt sie: „Unsere Zeit fordert Fernwirkung und darum breitgemalte, lebensgroße Schinken. Selbst die Schafe, Schweine[2] und anderes Viehzeug wollen jetzt in Lebensgröße gemalt sein. Es ist die zur Tollheit gewordene übermütige Lebenslust, die den Fürsten der Welt, den Satanas, mit seinem vernichtenden Hohnlachen auf den Thron erhebt. Es ist das glänzende Licht der Zauberin Circe, dem sie alle wie die Motten zufliegen, von unwiderstehlicher Sinnenlust gezogen, und in dem sie unrettbar verbrennen, nachdem das Lächeln der Zauberin sie in Schweine verwandelte."

Mit Genugtuung konnte man in der Ausstellung sehen, wie Prinz Eitel Fritz, den so oft ausgesprochenen Ansichten seines kaiserlichen Vaters entsprechend, sich mit sichtlicher Unlust abwendete von solchen gemeinen Gemälden und sich in einen andern Saal begab.

Beachtenswert ist es, was andere über Corinths Werke schreiben. Der von Monsignore Dr Johann Graus zu Graz geleitete „Kirchenschmuck" sagt im Augustheft S. 156: „Die moderne Kunst verwendet mit einer gewissen Vorliebe Motive aus dem Religiösen, um den Kult des Nackten zu pflegen, läßt dabei aber alle höheren, religiösen Gesichtspunkte außer acht und dient nur dem ‚Fleische'. Die ‚moderne' Kunst muß es hierin schon arg treiben, wenn es sogar ihren Anhängern ‚zu rund' wird, wenn sogar ein judenliberales Blatt, die ‚Wiener Neue Freie Presse', sich über den Mangel christlicher höherer Auffassung bei ihr beklagt. In einem Feuilleton ‚Die Ausstellung der Berliner Sezession' (Nr 14314) schreibt sie über ein ‚religiöses' Gemälde von Louis Corinth u. a. folgendes:

„Im Nebensaal, in dem einige Führer der Sezession ihre Werke vereinigt haben, ist von Louis Corinth eine ‚Grablegung Christi' zu sehen. Es ist sehr

---

[1] Der Titel lautet: „Frechheit ist Trumpf", Stuttgart 1904, Klemm, 13 f.

[2] Vgl. in der Ausstellung Mayer-Frankens „Verlorner Sohn", halbnackter Junge zwischen schwarzen Säuen; Hulks „Muttersorgen", eine alte Sau mit Ferkeln; Courtens' „Auf der Lagerstätte", ein Mutterschwein mit vielen Jungen. Selbst Menzel hat sich herbeigelassen, „Schweine im Kornfeld" zu malen (Nr 53).

anzuerkennen, wenn ein moderner Maler ein so ernstes und großes Thema sich wählt. Allerdings hat Corinth ja nichts Erhabenes schaffen wollen. Er ist Naturalist. Für Corinth handelt es sich bei der ‚Grablegung Christi' vor allem darum, den Leichnam eines Mannes zu zeigen, der eine grauenvolle Todesstrafe erlitten hat; und als echt moderner Naturalist, für den das wahrhaft Natürliche erst das Abstoßende ist, hat er es sich angelegen sein lassen, namentlich die Wunden an dem Leichnam gebührend hervorzuheben. Sie sind mit rotem und schwarzem Blute dick bedeckt; und besonders die zerbrochenen, blutbesudelten Füße sehen scheußlich aus. Ein Jünger hält das Leichentuch, in dem die Beine ruhen, ein anderer faßt unter der Schulter an. Der Kopf des Toten mit dem verzerrten grünlich-blassen Leichengesicht ist, da ihn niemand stützt, nach unten gestürzt, die Haare sind über den Kopf hinweggefallen, und eine Hand schleift auf dem Boden. Diese ganze Szene bringt nur zum Ausdruck, wie schwer es selbst für mehrere Personen ist, den Leichnam eines ausgewachsenen Mannes zu halten. Nichts in dem Bilde deutet an, daß es der Leichnam eines Erlösers, eines Heilandes ist. So verlangt es der Naturalismus, wie man ihn jetzt versteht. Der Maler hat nur zu malen, was er sieht. Überhaupt: Nur nichts Seelisches in einem Bilde! Das verdirbt die Farbenwirkung. Freilich kann sich Corinth darauf berufen, daß auch viele alte Meister, wenn sie den Leichnam Christi malten, alle Schrecken des Todes mit dem gräßlichsten Realismus wiedergegeben haben. Auf ihren Bildern kam dann das Seelische zu seinem Recht in den Gesichtern derer, die um den Leichnam bemüht waren. Dazu jedoch reicht die Kraft Corinths nicht aus; auf den Toten schauen Gesichter herunter, die ernst aber gänzlich ausdruckslos sind. Selbst mit der Madonna hat Corinth nichts anzufangen gewußt. Und man sieht mit voller Klarheit, welch seelenlose, rein äußerliche Kunstübung dieser Naturalismus der Berliner Sezession ist, der sich breit macht, wenn er die Wunden eines Leichnams malen kann, und der versagt, sobald es gilt, den Schmerz einer Mutter zu schildern, der doch wahrhaftig auch natürlich ist.

„Ein typisches Beispiel dafür, daß die ‚moderne' Kunst auf religiösem Gebiet sich in voller Dekadenz befindet."

Die „Zeitschrift für bildende Kunst", das größte und bedeutendste deutsche Organ zur Förderung neuerer Kunst, äußert sich über den zu Berlin von Christian Landenberg ausgestellten Christus:

„Die Karnation hat allgemein einen Ton angenommen, in dem das Versilbern der Nacht und die grauenhaft beginnende Verwesung sich fast zu ausgesprochenem Grasgrün vereinigen! So malt man tote Fische, aber keinen toten Heiland!"

Über das von Corinth zu Berlin ausgestellte große Bild der Enthauptung des Täufers sagt sie:

„Der Henker ist da wirklich nicht mehr als ein Bademeister, Salome ein unartiger norddeutscher Backfisch, und bei dem Effekt, daß das Prinzeßchen dem

toten Haupte das Augenlid aufklappt, fallen einem wirklich amerikanische Sensationsdramen ein. Sprechen wir es aus, daß der Anfang des 20. Jahrhunderts den Deutschen, wenigstens soweit die größte politische Einzelbildung im Bundesstaate wirkt, die Trennung von Staat und Kunst gebracht hat, ähnlich wie in ganz Europa die Trennung von Kunst und Kirche seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts eine Tatsache ist; daß fast alles, was in den letzten Jahrzehnten in der größten Stadt des Deutschen Reiches unter dem Namen ‚Nationale Kunst' geschehen ist, nur Dinge geschaffen hat, die weder dem gebildeten Auge erfreulich, noch für einen praktischen Zweck verwendbar sind." [1]

Ein Rundgang durch die internationale Kunstausstellung neuerer Meister zeigt dem Gesagten gemäß trotz weit verbreiteter moderner Richtungen, welche in allen Ländern Vertreter besitzen, doch für jedes Land nationale Eigenart. Die meiste Selbständigkeit, überdies am meisten Geist und Witz haben sich die Düsseldorfer bewahrt. Koeppen [2] beliebt zwar zu erklären: „Die Kunst dieser Ausstellungen (zu München, Dresden und Berlin) zeigt rein äußerlich drei Gruppen: Die Hofkunst (der staatlich angestellten Akademieprofessoren und der Schüler dieser Herren), die Dutzendkunst der Durchschnittsgesellschaft (welche hübsche bunte Geschichten aus dem bürgerlich-häuslichen Familienkreise in hergebrachter Weise erzählt, in ihrer Technik aber in altbewährten Bahnen wandelt) und die moderne oder die Sezessionskunst. Diese Sezessionisten stellten kein Programm auf. Besondere Schulrichtungen wurden ausgeschlossen, jedes Werk war willkommen, trug es nur persönliches Gepräge und modernen Geist." Die größte Anzahl der Wiener Bilder und jene der Düsseldorfer, welche sich an Gebhardt und P. Janssen anschließen, gehört demnach zur Hofkunst. Wenn Düsseldorfer auf alten Pfaden rüstig weiterschreiten, sind ihre Erzeugnisse der Dutzendkunst zuzuweisen. Nur einige auffallende Düsseldorfer Gemälde dürfen die Ehre beanspruchen, moderne Kunstwerke zu sein. Auf sie aber paßt das Wort [3]: „Die Werke unserer Sezessionisten behalten fast immer etwas Rohes."

Verläßt man, durch derartige Aufklärung belehrt, die Säle der internationalen Kunstausstellung, um sich in die „kunsthistorische Ausstellung" zu begeben, so gewahrt man in ihr bald zwei streng voneinander geschiedene Gruppen, diejenigen der mittelalterlichen und der neueren Meister. Letztere zeigen, abgesehen von einem Dutzend französischer, italieni-

---

[1] Zeitschrift für bildende Kunst 1904, Leipzig, Seemann, August, 255 253 251.

[2] Die moderne Malerei in Deutschland 7 f.

[3] Kunstchronik, N. F. XV, Nr 13, Sp. 218.

scher, spanischer und deutscher Werke, an 150 Gemälde flämischer und holländischer Künstler des 17. und 18. Jahrhunderts. Wertvoll sind viele dieser Schildereien ohne Zweifel, manche waren kaum bekannt. Die Leiter der Ausstellung, besonders Professor Clemen und Dr Firmenich-Richartz, mußten sich großer Mühewaltung unterziehen, um dieselben zusammenzubringen und so gut aufzustellen. Aber viel neues Licht über die Geschichte der Kunstentwicklung wird dadurch kaum gewonnen. Doch legen alle durch fleißige und sorgsame Ausführung laut Verwahrung ein gegen die immer mehr einreißende Sucht der Modernen, unfertige Skizzen und allzurasch hingeworfene Werke dem Publikum als Befreiung vom Joche der Überlieferung und als Morgenröte einer neuen Kunstepoche anzupreisen.

Wichtiger sind für die Kunstforschung und die ästhetische Beurteilung der mittelalterlichen Werke zuerst die Miniaturen, dann die Tafelmalereien.

Die Kenntnis der Buchmalerei ist bedeutend gefördert worden durch die Zusammenstellung einer außergewöhnlich großen Zahl der kostbarsten Handschriften, deren Wert mehrere Millionen übersteigt, und durch die von Dr Arthur Haseloff angefertigte, in seltener Liberalität öffentlich ausgestellte Sammlung von Photographien wichtiger rheinischer Miniaturen. In Düsseldorf sind jetzt zum ersten-, vielleicht auch zum letztenmale Vertreter der großen „Reichenauer Schule" des 10. und 11. Jahrhunderts (vgl. S. 186) und der bis dahin kaum beachteten Kölner Miniaturisten in erlesenen Beispielen zusammengebracht worden. Daß Köln wenigstens seit dem 10. Jahrhundert bis zum Ausgange des Mittelalters eine zusammenhängende Reihe hervorragender Miniaturisten besaß, haben jene Photographien in Verbindung mit den in Düsseldorf zusammengebrachten Handschriften bewiesen. Die Herren Clemen, Firmenich und Haseloff werden dies nächstens in großen, illustrierten Werken noch klarer dartun. Schon hier sei die Aufmerksamkeit hingelenkt auf zwei kleine Bücher aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Das eine gehört der Bibliothek zu Darmstadt, aus ihm durften wir nichts photographieren, aus dem andern können wir dank der Munifizenz des Besitzers, des Fürsten Salm-Salm zu Anholt, einige Abbildungen bringen (vgl. Abb. 1 u. 2). Sein nur 9 cm hohes, 8 cm breites, auf Pergament geschriebenes Gebetbuch enthält die Tagzeiten der Gottesmutter, deutsche Gebete, die Bußpsalmen und die Allerheiligenlitanei mit 16 zart, fein und innig fromm ausgeführten Bildchen. Gemalt wurden

letztere von einem Schüler des Stephan Lochner, des Meisters des Dombildes, vielleicht in dessen Atelier. Der auf der Schließe und im Buche dargestellte goldene Löwe im roten Felde beweist wohl, daß das Buch für eine Gräfin von Sayn hergestellt wurde.

Lehrreich ist es, die Miniaturen dieses kleinen Gebetbuches mit zwei andern zu Düsseldorf ausgestellten Werken Lochners zu vergleichen, weil man dadurch klar erkennt, wie sehr schon die großen Künstler des 15. Jahrhunderts auf Harmonie der Farben achteten. In jenem Gebetbuch sind alle Farben dünn aufgetragen, damit der Glanz des Pergamentes hindurchscheine, die Bildchen sich als Illustrationen in das kleine Buch eingliedern

Abbildung 1.
Aus einem Gebetbuch des Fürsten zu Salm-Salm, Anholt.
Düsseldorfer Ausstellung Nr 566 [1].

Abbildung 2.
Aus einem Gebetbuch des Fürsten zu Salm-Salm, Anholt.
Düsseldorfer Ausstellung Nr 566.

können, alles fein und zart bleibe. In dem kostbaren, nur 36 cm hohen, 23 cm breiten Tafelgemälde der Prinzessin Moritz von Sachsen (Nr 21) sind die Farben weit tiefer, aber ruhig auf Blau gestimmt. Drei blau gekleidete Engelchen schauen durch ein Fenster hinein in den Stall von Bethlehem, drei weitere, ebenfalls in blaue Gewänder gehüllte Engel, singen auf die Dachsparren hingelehnt, ein siebter blau gekleideter Himmelsbote verkündet auf dem Felde den Hirten, daß Christus geboren ward. Die Kleider des ersten Hirten sind blaugrün, der Himmel wieder blau. Grau

[1] Abbildungen 1 bis 3 sind nach Aufnahmen des P. Braun S. J. hergestellt und noch unveröffentlicht.

und grün lassen die blauen Töne noch mehr hervortreten. Maria trägt einen weiten tiefblauen Mantel und betet das Kind an, welches durch seine helle Farbe als Mittelpunkt des Ganzen hervortritt. Im Gegensatz zu diesem Bilde ist in demjenigen des Kölner Priesterseminars, bei der überlebensgroß dargestellten „Madonna mit dem Veilchen“ (Nr 17), alles auf Helles, freilich durch die Restauration etwas stechend gewordenes Rot und auf Gold gestimmt. Hier sind die Engel und das Brustbild Gottes des Vaters, Marias Kleid und Mantel hochrot. Unten geben der dunkelgrüne Rasen und das schwarze Kleid der Stifterin eine feste Grundlage.

Koloristisch wichtig ist auch das aus Aachener Privatbesitz nach Düsseldorf gesandte Bild, worauf die Erlösung armer Seelen aus dem Fegfeuer dargestellt ist. Es stammt aus der Zeit um 1429, zeigt aber schon eine Nachtszene. Der Mond erhellt die am Himmel stehenden Wolken. In dem dunkeln Hintergrunde fliegen sechs hell gekleidete Engel. Unten sind in den Flammen des Fegfeuers grau in grau viele Menschen dargestellt. Vier Engel tragen ein Brot, ein Kleid, eine Kanne mit Getränk und eine Schüssel hinab, um die in den Flammen nach Erlösung Rufenden an die Werke der Barmherzigkeit zu erinnern, welche ihre Verwandten für sie verrichteten. Zwei Engel tragen dann die wegen solcher Werke Befreiten hinan zu Gott. Ähnliche Szenen bietet das prachtvolle, vom Herzog von Arenberg unter Nr 564 ausgestellte Gebetbuch der Katharina von Kleve, seit 1430 Gemahlin des Herzogs Arnold von Geldern [1]. Fast ebenso schön als dies Gebetbuch ist das von demselben Besitzer ausgestellte Gebetbuch (Livre d'heures) aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (Nr 572), dem unsere dritte Abbildung entnommen ist.

Abbildung 3.
Aus einem Gebetbuch des Herzogs von Arenberg.
Düsseldorfer Ausstellung Nr 572.

Die meisten zu Düsseldorf ausgestellten Tafelgemälde kölnischer Meister waren freilich, wie die Werke der dort gesammelten Holländer, wenigstens

[1] Der schöne Gedankengang dieses kleinen Gemäldes und jener Miniaturen ist vor einigen Jahren bei Herstellung eines neuen großen Chorfensters in St Andreas zu Köln benutzt worden. Das Gebetbuch werden wir in der Revue de l'art chrétien ausführlich würdigen.

in Abbildungen bekannt und werden kaum neue Ergebnisse bringen. Anders liegt die Sache hinsichtlich der westfälischen Malereien. Die ältesten unterscheiden sich wenig von den kölnischen.

Hinsichtlich der Plastik des 13. Jahrhunderts steht doch jetzt fest, daß Westfalen keineswegs hinter Köln zurückstand, sondern ihm weit vorauseilte [1]. Wenn man sich nun entschließt, die Soester Kunst zur westfälischen, also nicht zur kölnischen zu rechnen, braucht in demselben Jahrhundert das Land der roten Erde auch in der Malerei nicht hinter Köln zurückzutreten. Die beiden Altartafeln von Frödenberg und Warendorf haben dann für den Beginn des 15. Jahrhunderts, die Reste eines Werkes des sog. Liesborner Meisters für die Mitte desselben, den Vergleich mit Kölner Werken jener Zeit nicht zu scheuen. Um 1450 gewann Köln freilich durch Meister Stephan einen entschiedenen Vorsprung. Es schritt durch engere Anlehnung an die flämischen Meister rasch voran. Aber Westfalen blieb konservativer, entwickelte, ohne die großartigen Werke der Niederländer unberücksichtigt zu lassen, die alten Keime weiter. Die Ausstellung bietet der gelehrten Forschung darum mehrere wichtige Aufgaben: erstens die Bedeutung und die Entwicklung des sog. Meisters von Kappenberg, zweitens jene der beiden Dünewegge, drittens diejenige des Jan Joest von Kalkar klarer zu stellen. Das alles ist sehr schwer, weil wir über die niederrheinische und holländische Kunst im 15. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 16. so wenig wissen, da leider der Bildersturm fast alles wegfegte und auch Westfalen verwüstete. Doch diese kunsthistorischen Fragen können hier in diesem Aufsatze nicht behandelt werden.

Faßt man zum Schlusse die Gesamtheit der mittelalterlichen Malereien zusammen, so bilden sie schon durch ihren Inhalt einen starken Gegensatz zu den neueren. Fast alle behandeln religiöse Stoffe; die meisten stammen aus Kirchen, alle stehen fest und sicher auf den Grundlagen der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Sie gehören darum, um im Sinne der Modernen zu reden, „zur Dutzendware"; denn sie fügen sich ganz und voll den Anforderungen der Überlieferungen ihrer Zeit. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts studieren ihre Meister immer eifriger die Natur, lassen sie ihre provinzielle und ihre persönliche Eigenart immer deutlicher hervortreten. Es ist außerordentlich lehrreich, zu betrachten, wie der Goldgrund nach und nach belebt wird, zu verschwinden

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXV (1903) 457.

anfängt und zuletzt eine weit in die Tiefe sich verlierende Landschaft den Hintergrund füllt. Man sieht, wie die Engel immer mehr ihre ätherische Leichtigkeit verlieren, wie ihre Flügel sich verkleinern, ihre Körperlichkeit sich verdichtet, bis sie zu Putten werden, in den Gemälden mancher Neueren sogar zu unschönen Mädchen, denen ihre Flügel nicht zur Zierde dienen, sondern zur Last werden und freiere Bewegung hindern. Blumen werden mit immer größerer Liebe behandelt und, besonders in den feineren Handschriften, naturtreu wiedergegeben. Auch die Heiligen treten ihren Verehrern näher, legen deren Kleider, Waffen und Kennzeichen an, kommen ihnen als edle und vornehme, reiche und verklärte, aber lebenskräftige und wohlwollende Schützer entgegen.

Die religiöse Malerei des ausgehenden Mittelalters war groß durch die Vereinigung zweier sich widerstreitenden Elemente: das Gebundensein an den alten Kern und dessen überlieferte Formen hielt in Schranken, das Bestreben neu, naturwahr und volkstümlich zu sein, trieb voran, um im Wettstreit so vieler Künstler und Schulen obenauf zu bleiben.

Die Zeit um das Jahr 1500 glich in vielem der unsrigen. Auch damals trat das religiöse Element mehr und mehr zurück, auch damals wurden konservativere Meister von voraneilenden Künstlern in mancherlei überholt. Wie im 13. Jahrhundert die Gotiker in Deutschland eine Art Sezession bildeten, so im 15. begeisterte Freunde der Natur, im 16. die Anhänger der italienischen und der französischen Renaissance. Geschichte ist die Aufeinanderfolge von Werden und Vergehen, der Streit zwischen Älterem und Neuerem, der Wechsel zwischen Schlechterem und Besserem, der stets wiederholte Versuch eines vermeintlichen oder wirklichen Fortschrittes und einer echten oder trügerischen Vervollkommnung. Es gärt und grollt in unserer Gesellschaft. Kunst und Kultur suchen in fieberhafter Aufregung nach neuen Bahnen. Es wäre fehlerhaft, alles Althergebrachte und nur dieses festhalten zu wollen, fehlerhaft, gegen Neuerungen sich unbedingt sträuben zu wollen. Aber an einem Anker müssen wir festhalten, eine Bahn verfolgen, eine Überzeugung hochhalten, daß nur jene Kunst gesund ist, welche auf dem Boden des Christentums aufwächst, jede andere aber nur giftige Früchte bringt, ihre Meister und deren Volk verdirbt.

Stephan Beissel S. J.

Rezensionen.

Concilii Tridentini Actorum Pars Prima: Monumenta concilium praecedentia, trium priorum sessionum acta. Collegit, edidit, illustravit ***Stephanus Ehses.*** [Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum etc. Nova Collectio. Tomus IV.] 4° (CXLII u. 620) Friburgi Br. 1904, sumptibus Herder. M 45.—

Mit dem vorliegenden vierten Bande nimmt die der Herausgabe der eigentlichen Konzilsakten gewidmete Serie, und demnach die wichtigste des Gesamturkundenwerkes über das Tridentinum, ihren Anfang. Nur die ersten Verhandlungen der Väter zu Trient, von der Eröffnung des Konzils 13. Dezember 1545 bis zur dritten Sitzung, 4. Februar 1546, welche für ein ersprießliches Zusammenwirken die Vorfragen erledigen, gelangen hier zur Mitteilung. Wiewohl bereits dem Konzile selbst angehörend, tragen sie doch den Charakter von Vorberatungen und bilden als solche den Abschluß einer langen Kette unendlich mühevoller Verhandlungen und unerquicklicher Erörterungen, durch welche das so heiß ersehnte Konzil erst in die Wirklichkeit übergeführt werden konnte. Die Gesamtheit dieser Vorverhandlungen bildet den Inhalt des Bandes, der wie eine Art Vorhalle zur Konzilsaula gedacht ist, wie ein Stufengang, der zum Schauplatz des Konzils allmählich hingeleiten und zur richtigen Auffassung seiner Kämpfe und Schwierigkeiten, seiner Beratungen und Beschlüsse vorbereiten soll. Auf die dogmatischen und disziplinären Verhandlungen der Kirchenversammlung, welche mit der vierten öffentlichen Sitzung anheben, wird erst der folgende Band einzugehen haben, und diesem ist daher auch die genauere Beschreibung des Handschriftenmaterials, soweit es Akten und Protokolle des Konzils selbst angeht, noch vorbehalten worden.

Gegenwärtiger erster Band der Acta bietet also zunächst in 348 Nummern (fünf derselben, erst im Verlauf der Drucklegung zum Vorschein gekommen, wurden nachträglich der Einleitung angehängt) die Vorbereitungsstadien des Konzils, von der entscheidenden Konsistorialsitzung 8. April 1536 bis zur Eröffnungsbulle 13. Dezember 1545. Als Appendix schließen 18 weitere Dokumente der päpstlichen Kanzlei sich an, welche auf die Reform der Kurie Bezug nehmen, angefangen mit dem Konsistorium vom 20. November 1534 bis zu der nicht zur Veröffentlichung gelangten Reformbulle vom 31. Dezember 1546. Den anfäng-

lichen Konzilsverhandlungen fallen in einem dritten Hauptabschnitt des Bandes noch 21 Nummern zu. Die orientierende historische Abhandlung, welche dieser dreigliedrigen Dokumentensammlung vorausgeschickt ist, erstreckt sich nicht über den gleichen Zeitraum, sondern schließt einstweilen mit der Verweigerung Mantuas als Konzilsort im März 1537. Mag an dieser Anordnung im ganzen auf den ersten Blick einiges befremdlich erscheinen, so kann doch in Anbetracht der Umstände kein Zweifel bestehen, daß Gründe offenbarer Zweckmäßigkeit oder unausweichlicher Notwendigkeit für solche scheinbare Anomalien maßgebend gewesen sind. An dem, was durch den Band tatsächlich geleistet wird, und an der ganzen Art, wie der Herausgeber der Acta seine große Aufgabe löst, kann man sich rückhaltlos erfreuen. Schon die historische Einleitung (auf 124 Quartseiten in 13 Kapiteln), die vom Schluß des Laterankonzils 1517 ihren Ausgang nimmt, ist mit wertvollem Urkundenmaterial angefüllt und bringt vielfache Belehrung. Namentlich sind die Berichte Laurentio Campeggios aus der Zeit seiner Mission nach Deutschland 1530—1531, welche der Verfasser schon längst gesammelt und zur Herausgabe bereitet hat, gut zur Verwertung gekommen. Der Hauptgewinn entfällt dabei auf das Pontifikat des Unglückspapstes Klemens VII. Das Schwankende und Unstete, das in seiner Politik sich kundgab, ist bekannt, aber das furchtbare Unheil, das innerhalb weniger Jahre über ihn selbst, über die Stadt und über die Kirche hereinbrach, erklärt vieles; auch ein Mann von festerer Entschlossenheit und glücklicherem Blick wäre solchen Schlägen kaum gewachsen gewesen. Dahingegen wird jetzt in seine Beweggründe und Plane ein ziemlich sicherer Einblick verstattet, der seinen guten Willen und seine rechtlichen Absichten erkennen läßt auch da, wo man bisher zu den härtesten Anklagen gegen ihn Anlaß genommen hat. Die Darlegungen dürften manches ungerechte Urteil der Geschichtschreibung sühnen.

Indes sind dieser Darstellung wie auch der Urkundensammlung mit Recht von vornherein feste Schranken gezogen worden. Weder die Geschichte der Reformation, noch die ganze politische Zeitlage oder die gesellschaftlichen Zustände der damaligen Welt sollen geschildert werden; dafür stehen die Arbeiten anderer, wie Hergenröthers, Le Plats, Pallavicinis usw., zur Verfügung. Gegenwärtig handelt es sich ausschließlich um das Konzil, die Pläne, die für ein solches gemacht, die Erwägungen, die angestellt, die Schritte, die unternommen wurden. Kundige Prüfung darf der hierbei getroffenen Auswahl und Scheidung die Anerkennung nicht versagen, daß in der Beschränkung sich der Meister zeigt.

Anderseits mußte aber bezüglich des Hauptgegenstandes in der historischen Einleitung der innere Zusammenhang, in der Dokumentensammlung eine gewisse Kontinuität und Vollständigkeit angestrebt werden. Wie zahlreich daher auch die Dokumente sind, welche ihrem Wortlaut nach hier zum erstenmal bekannt gegeben werden, und wie schätzenswert die Bereicherung, die dem historischen Wissen aus denselben erwächst, es bleibt doch ein namhafter Teil von solchem, was in den großen Geschichtswerken eines Raynald und Pallavicini oder in den mannigfachen Urkundensammlungen neueren Datums, wie bei Theiner, Döllinger, Druffel, Brandi, bereits gedruckt vorlag. In fast allen Fällen dieser Art stand aber dem

Verfasser ein zuverlässigerer und weit besserer Text zur Verfügung, und dient daher der erneute Abdruck nicht nur einer relativen Vollständigkeit der jetzigen Sammlung, sondern einer vielfältigen Berichtigung und Nachprüfung des früher Bekannten. Im ganzen wird daher dieser Band zutreffend gekennzeichnet werden als eine reiche Ergänzung, ein sicherer Wegweiser und ein treffliches Korrektorium in Bezug auf die ganze Masse der über die Vorbereitungsstadien des Konzils bereits vorhandenen Publikationen.

Im Vorwort kommt der Verfasser auf die dringende Notwendigkeit zurück, welche vorgelegen habe, die Urkunden zur Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung, so wie es geschieht, vollständig und authentisch ans Licht zu geben. Der ganze vorliegende Band bietet die Bekräftigung. Hier liegt nun endlich die schlichte Wahrheit offen vor Augen, in Hunderten von unantastbaren Dokumenten, von denen jedes, mit Sorgfalt entziffert, gewissenhaft verglichen, allseitig kommentiert, eines das andere beleuchtet. Die früheren schönen Arbeiten des Verfassers, die ziemlich alle auf nahe verwandtem Gebiete der geschichtlichen Forschung sich bewegt haben, leisten für seine wissenschaftliche Umsicht wie für die Gediegenheit seines Urteils volle Gewähr, nicht minder für seinen ungescheuten Mut der Wahrheit. Ein diensterprobter Kenner der vortridentinischen Periode, hat er vor vielen andern Forschern das voraus, daß er durch und durch die Kirche kennt in ihrer Lehre und ihrer Praxis, ihrer Seelsorge und ihrer Verwaltung, überdies aber auch Rom und Italien genauer kennt, die Kurie und ihren Geschäftsgang, ohne deshalb deutschen Anschauungen und Überlieferungen fremd zu sein. Über eine so vielumstrittene Epoche der Kirchengeschichte eine Urkundensammlung der beschriebenen Bedeutung zu erhalten von solcher Seite, ist allerdings höchst wertvoll schon mit Rücksicht auf die zahllosen Mißverständnisse, Entstellungen, Verdächtigungen, Beargwöhnungen, in welchen sich die „Wissenschaft" von Sarpi an bis auf Druffel, und leider auch noch spätere, bisher gefallen hat.

Es ist fürwahr nicht das letzte Verdienst dieses Bandes, daß darin an zahlreichen Stellen zu Tage gebracht wird, in welchem Maße selbst Historiker von Namen, wie Baumgarten (Gesch. Karls V.), Druffel, Ranke usw., an der geschichtlichen Wahrheit sich vergriffen und zuweilen unter dem Schein der vollsten Sachlichkeit und der genauesten Quellenkenntnis die Dinge in ihr Gegenteil verkehrt haben. Es ist wieder eine Belehrung über das, was man in Deutschland unter „voraussetzungsloser Forschung" zu begreifen liebt. Das Muster solcher Voraussetzungslosigkeit ist August v. Druffel mit seiner krankhaften Sucht, überall, wo kirchliche Bestrebungen oder Akte der kirchlichen Autorität in Frage kommen, nur Arglist, Tücke, Eigennutz und jede Art niedriger Nebenabsichten zu entdecken.

Daß nicht nur über die Geschichtschreiber der Neuzeit, sondern weit mehr über die unglücklichen Vorgänge des 16. Jahrhunderts in dem vorliegenden Bande Licht verbreitet wird, versteht sich von selbst, ebenso daß Deutschland dabei am meisten hervortritt. Von manchem treuen Verteidiger des katholischen Glaubens und von manchem braven deutschen Bischof ist näher die Rede; auch unter den Kurialen und unter den Konzilsbeamten finden sich Deutsche. Eine liebenswürdige

Erscheinung, die auf vielen Seiten wiederkehrt, ist Otto Truchseß, der nachmalige Kardinal; auch seiner hochangesehenen Familie wird S. 234 ehrenvoll gedacht. Unter den vielen lehrreichen Winken für eine richtige Beurteilung jener unglücklichen Zeit verdient ein Wort des Bischofs von Feltre, Thomas Campeggio, besonders hervorgehoben zu werden. Er war der Bruder des bekannten Kardinals Laurentio, und obgleich selbst nie Kardinal, ausgezeichnet durch persönliche Gaben wie durch die Erfahrungen und Verdienste eines langen Lebens. In den Angelegenheiten des Konzils war er einer der gewichtigsten Ratgeber der Kurie. Dieser Prälat hatte wiederholt seinen Bruder auf den Legationsreisen begleitet und war später auch selbst als Legat nach Deutschland abgeordnet worden. Bei den ersten Vorberatungen des Konzils entstand nun die Frage, ob mit Glaubensdekreten oder mit Reformdekreten der Anfang der Verhandlungen zu machen sei, und es war dabei am 18. Januar 1546 eine Äußerung laut geworden, die Reform müsse vorausgehen: durch Übelstände und Mißbräuche sei der Häresie das Tor geöffnet worden, durch Abstellung derselben werde sie von selbst wieder schwinden. Dagegen erhob sich der greise Bischof von Feltre mit aller Entschiedenheit. Nicht die Mißbräuche hätten die falsche Lehre geboren, vielmehr habe erst die falsche Lehre jene Verwilderung der Sitten und jene Zerrüttung der kirchlichen Zustände herbeigeführt, die man jetzt beklage. Schon auf dem letzten Wormser Reichstag, am 8. Dezember 1540, habe er selbst öffentlich und vor Zeugen es ausgesprochen: infolge der neuen Lehre vermöge er jenes Deutschland nicht wiederzuerkennen, das er vor 20 Jahren gekannt habe, so sehr sei gute Sitte aus Deutschland verschwunden (ob nova dogmata ... adeo fore mutatos mores. S. 568).

Ein paar kleine Einreden gegenüber dem herrlichen Band seien nun aber doch verstattet. Kardinal Aleander, über die Konzilsangelegenheit so genau orientiert, wird S. LVII der Einleitung des Irrtums geziehen, weil nach seiner Angabe — und er war doch sehr nahe beteiligter Zeitgenosse — die Bedingungen, welche Klemens VII. für eine Konzilsberufung sich vorbehalten hatte, die fünf capitula, dem Kaiser schon im November 1530 zugestellt worden wären. Ehses läßt dieselben erst 25. Januar 1531 durch die Bischöfe Gambara und Scledus zu Brüssel überreicht werden. Anderseits bringt aber Ehses selbst S. XI adn. 5 Auszügliches aus dem Brief Kardinal Loaysas an Francisco de los Cobos vom 21. Dezember 1530, in welchem der Kardinal den päpstlichen Abgesandten Gambara ankündigt und näher charakterisiert, aber auch bereits von den fünf capitula spricht als von einer am Kaiserhofe vollständig bekannten Sache.

Eine andere Bemerkung betrifft die technische Einrichtung des Bandes. Die äußere Erscheinung ist ja ohne Zweifel ungemein gefällig, sauber und übersichtlich, alles dabei sorglich überlegt und mit aller Konsequenz durchgeführt. Der Druck ist schön und tadellos; es wird schwer halten, auch nur ein unbedeutendes Versehen aufzuspüren. Wer den Band nur zum Staat in der Bibliothek stehen hat als Musterleistung einer Quellenedition oder als Monument katholischen Gelehrtenfleißes, kann beim Durchblättern oder beim gelegentlichen Nachschlagen seine helle Freude daran haben. Aber wehe dem Historiker, der darauf angewiesen ist, nachts bei Lampenlicht für eigene Arbeiten die reiche Fundgrube auszubeuten und aus den tiefen Kolonnen kleingedruckter Anmerkungen dicht durcheinander wimmelnde spanische,

italienische, lateinische Bruchstücke, unedierte Brieffragmente, abgekürzte Literaturangaben und, mitten unter den fremden Dokumenten verborgen, oft wertvolle Bemerkungen und Winke des Verfassers mühsam auszugraben. Es wird nicht oft ohne tränendes Auge abgehen. Dazu kommt, daß abgesehen von den reich bemessenen und vollgespickten Anmerkungen wiederholt auch Nummern des Textes ganz oder teilweise, manchmal mehrere große Quartseiten ohne Unterbrechung, in Kleindruck gesetzt sind, und dies keineswegs bei nebensächlichen, sondern bei wichtigen Dingen. Da könnte doch dem praktischen Bedürfnis leicht entgegengekommen werden. Man bräuchte nur bei denjenigen Dokumenten, oder zuweilen bei zusammenhängenden Gruppen von Dokumenten, deren Inhalt oder handschriftliche Überlieferung es wünschenswert erscheinen läßt, eine kleine, spezielle Einleitung vorauszuschicken in bequem lesbarer, wenn auch vom Druck der Dokumente deutlich unterschiedener Schrift. Die Anmerkungen würden dadurch bedeutend entlastet, die Benutzung angenehmer und die Übersichtlichkeit eine noch vorteilhaftere, als sie jetzt schon ist.

Im übrigen ist die große Leistung, welche hier vorliegt, nach allen Richtungen hin eine überaus erfreuliche und im besten Sinne bedeutungsvolle, so daß man nicht genug eine baldige und glückliche Weiterführung herbeiwünschen kann.

Ganz besondere Anerkennung aber verdient die männliche Festigkeit, mit welcher der katholische Historiker, der uns diesen Band geschenkt hat, der Sache der Wahrheit dient. Auf der einen Seite scheut er sich nie, alles unverkürzt mitzuteilen, was zu seiner Aufgabe gehörig in den Quellen sich findet, mag es etwa auch ungünstig lauten für hohe kirchliche Kreise. Er scheut sich auch nicht, Fehler oder Übelstände namhaft zu machen, die er vorhanden glaubt. Mit einer gewissen Strenge z. B. rügt er wiederholt das erregte Verfahren des ersten Konzilspräsidenten, der nachmals selbst den päpstlichen Thron besteigen sollte. Auch hinsichtlich der Schwäche, die der große Farnesepapst für seine Familie getragen hat — ein freilich herrlich begabtes und um die Kirche hochverdientes Geschlecht — ist er keineswegs nachsichtig, sondern spricht bei jeder sich nur bietenden Gelegenheit mit Nachdruck sein tadelndes Bedauern aus. Auf der andern Seite hat Dr Ehses auch den Mut, es hervorzuheben, wenn Maßnahmen oder Äußerungen der Leiter und Berater der Kirche mißverstanden oder böslich mißdeutet worden sind; er weist darauf hin, wenn bisher unerkannte Momente zu Gunsten der kirchlichen Organe sprechen, wenn an sich begründete Anklagen durch sachliche Gründe gemildert oder eingeschränkt werden, oder wenn die Gegner der Kirche auf dem offenen Widerspruch mit der Wahrheit sich ertappen lassen. Einer vollen Unbefangenheit und mannhaften Wahrheitsliebe sich bewußt, läßt er sich nicht einschüchtern durch das Schreckgespenst der verpönten „apologetischen Tendenz", wie leider manche heutige Historiker, die sich katholisch nennen. Wahrheit ist ihm nicht nur das, was für die katholische Kirche und ihre Organe ungünstig lautet — wie man im modernen Deutschland mehrfach zu glauben scheint — sondern Wahrheit ist ihm alles, was in den Quellen unzweideutig vorliegt oder für den, der Geist und Verhältnisse einer Geschichtsperiode gründlich erfaßt, sich aus den Quellen mit Sicherheit ergibt.

Nicht geringere Unbefangenheit bekundet der Verfasser in Bewertung der Historiker, die auf gleichem Felde wie er vor ihm gearbeitet haben. Voll Gerechtigkeit gegen die bereits Verstorbenen, voll Artigkeit und Rücksicht für die noch Lebenden, trägt er kein Bedenken, jedem entgegenzutreten, wo dieser von der Wahrheit abweicht oder von andern Momenten als den kritisch historischen sein Urteil beeinflussen läßt. Wie Dr Ehses mehrmals Veranlassung nimmt, eigene frühere Irrtümer zu bekennen, ist auch kein einziger seiner Vorgänger, der nicht mannigfache Berichtigungen, oft auch ernstliche Zurechtsetzungen von ihm erfährt. Noch bereitwilliger aber erscheint der Verfasser, das Verdienst anzuerkennen, wo er es findet. Hier aber muß es ihm zu besonderem Lob gereichen, daß er den Mut gehabt hat, auch Pallavicini gegenüber keine Ausnahme zu machen.

Für den modernen Historiker, namentlich innerhalb unseres eigenen katholischen Lagers, ist dieser arme Kardinal Pallavicini ja ein im voraus gerichteter Mann. Bei seiner berühmten Geschichte des Konzils von Trient hatte der Unglückliche ja eine „apologetische Tendenz", das aber ist „die Sünde, die nie vergeben werden kann". Es fehlt die „Voraussetzungslosigkeit", und mithin kann sein Werk die Wahrheit nicht enthalten!

Daß dieses bis ins 19. Jahrhundert hochangesehene Werk einen apologetischen Zweck verfolge, hat Pallavicini selbst offen an die Spitze gestellt; es war ihm ja gegenüber den Schmähungen und Verleumdungen Sarpis vom Papst der Auftrag zur Abfassung geworden. Die Notwendigkeit der Abwehr hat zu seiner Konzilsgeschichte den Anstoß gegeben. Das aber hat Pallavicini nicht abgehalten, streng quellenmäßig zu arbeiten, viele wichtige Aktenstücke zum ersten Male mitzuteilen, die benutzten Handschriften anzugeben und bei seinen Urteilen, neben der Feinheit des Blickes und der Vertrautheit mit den Verhältnissen der Kurie, einen Freimut an den Tag zu legen, der für jene Zeit Staunen weckt und der dem unerschrockenen Mann die Achtung aller späteren Historiker hätte sichern sollen. Um Pallavicini nicht ungerecht zu sein, darf man eben nicht Anschauungen und Verhältnisse des 20. Jahrhunderts mit denen der Mitte des 17. Jahrhunderts im päpstlichen Rom verwechseln wollen. Auch heute noch, nach so vielen neueren Veröffentlichungen, hat Pallavicinis Geschichte ihren Wert, und noch auf lange hinaus wird man von dem scharfblickenden Italiener vieles lernen können. Trotzdem erfordert ein Wort der Gerechtigkeit für ihn heute einen nicht geringen Mut.

Der Herr Verfasser hat gleich auf der ersten Seite seines schönen Werkes, schon in der Vorrede, durch diesen Mut sich selbst geehrt. Er hat seinem Vorgänger sachkundig und wahrheitsgemäß ein Zeugnis ausgestellt, fern von jedem Überschwang, aber so, daß Pallavicini als Historiker des 17. Jahrhunderts ein besseres sich kaum wünschen konnte. Künftige Jahrhunderte — denn auch das neue Werk ist für die Jahrhunderte bestimmt — werden dem Forscherfleiß, der Wahrheitsliebe, dem gesunden Urteil, der Mannhaftigkeit des Herrn Verfassers die Gerechtigkeit, wie er sie seinem erlauchten Vorgänger hat widerfahren lassen, gewißlich nicht versagen.

Otto Pfülf S. J.

Konfessionsstatistik Deutschlands. Mit einem Rückblick auf die numerische Entwicklung der Konfessionen im 19. Jahrhundert. Von **H. A. Krose** S. J. Mit einer Karte. gr. 8⁰ (XII u. 198) Freiburg 1904, Herder. *M* 3.60

Der hochw. Verfasser legt im ersten Teile seiner Schrift den gegenwärtigen Stand der Konfessionen dar; in einem zweiten Abschnitt zeigt er, wie die heutige konfessionelle Zusammensetzung des deutschen Volkes sich entwickelt hat, und untersucht schließlich im dritten Teil die direkten Ursachen der konfessionellen Verschiebungen.

Die Angaben über den gegenwärtigen Stand der Konfessionen beziehen sich auf deren numerische Verhältnisse und auf ihre örtliche Verteilung (Karte). Als unterste Grenze der Untersuchung wählt der Verfasser die landrätlichen Kreise in Preußen und die analogen Verwaltungseinheiten in andern Bundesstaaten. Ließe sich auch heute schon das erforderliche statistische Material für eine Konfessionsstatistik der Gemeinden beschaffen, so urteilt Krose doch mit Recht, daß in einer solchen Zusammenstellung bei der Fülle der Einzelheiten das Gesamtbild der konfessionellen Zusammensetzung des deutschen Volkes an Klarheit verlieren würde. Die Angaben über die Verteilung der Konfessionen auf die vielfach von der administrativen Einteilung abweichenden Reichstagswahlkreise bilden eine willkommene und nützliche Beigabe.

Der zweite Teil behandelt die numerische Entwicklung der Konfessionen im Laufe des 19. Jahrhunderts, und zwar zunächst die geschichtlichen Grundlagen der heutigen Konfessionsverteilung im allgemeinen, dann die Entwicklung unter der Reichsbevölkerung sowohl im ganzen als in den einzelnen Bundesstaaten mit Einschluß von Elsaß-Lothringen. Wenn auch heute noch die Abhängigkeit der Konfessionsverteilung von der ehemaligen Territorialeinteilung eine unverkennbare ist (cuius regio illius religio!), so hat doch im 19. Jahrhundert und namentlich in den letzten Dezennien, unter der Herrschaft der Freizügigkeit, bei den außerordentlichen Verkehrserleichterungen, der Abwanderung der Landbevölkerung in die Städte und Industriezentren, eine starke Mischung der Konfessionen Platz gegriffen. Besonderes Interesse beansprucht der dritte Teil, der sich mit den Ursachen der konfessionellen Verschiebungen beschäftigt. Vier unmittelbare Ursachen, die in einem bestimmten Gebiete innerhalb eines bestimmten Zeitraumes den numerischen Besitzstand der dort ansässigen Konfessionsgemeinschaften und ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung verschieben können, werden vom Verfasser aufgeführt: 1. Stärkere natürliche Bevölkerungsvermehrung der Angehörigen einer Konfession durch größeren Überschuß der Geburten über die Sterbefälle; 2. ungleiche Beteiligung der Konfessionen an der Ein- und Auswanderung; 3. Übertritte von einer Konfession zur andern, soweit diese sich nicht gegenseitig ausgleichen; 4. ungleiche Verteilung der Kinder aus Mischehen auf die dabei beteiligten Konfessionen.

Auf Grund sorgfältiger Untersuchungen gelangt Krose zu dem Schlusse, daß an und für sich die natürliche Bevölkerungsbewegung für das Reich im

ganzen zu einer allmählichen Verstärkung des Prozentsatzes der Katholiken führen müßte. Auch aus dem Einfluß der Wanderbewegung kann sich das im zweiten Teile von dem Verfasser nachgewiesene Vordringen der Evangelischen in der Gesamtbevölkerung nicht erklären. Genaue und zuverlässige Angaben über den Konfessionswechsel stehen nicht zu Gebote. Wäre hierbei der Protestantismus wirklich der gewinnende Teil, die relative Verschiebung des konfessionellen Besitzstandes zu Ungunsten der Katholiken würde damit in ausreichender Weise nicht erklärt. Als Gesamtergebnis seiner Untersuchungen bezeichnet der Verfasser vielmehr, daß die katholische Kirche in Deutschland durch die immer mehr zunehmenden Mischehen fortgesetzt große Verluste erleide. Die Mischehen haben ihr viele Hundertausende ihrer Anhänger entrissen und dadurch ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung des deutschen Vaterlandes erheblich verringert. Für den zahlenmäßigen Nachweis müssen wir auch diesbezüglich auf die Schrift selbst verweisen.

Dem Verfasser standen die besten Quellen zur Verfügung. Er hat sie mit großem Geschick und strengster Gewissenhaftigkeit benutzt. Das höchste Lob, das einer Schrift dieser Art überhaupt gespendet werden kann, Objektivität und volle Zuverlässigkeit in Angaben und Schlüssen, darf Kroses Konfessionsstatistik für sich beanspruchen. Es ist eine bei aller klugen Beschränkung erschöpfende, durch Berücksichtigung der geschichtlichen und ursächlichen Verhältnisse wissenschaftlich wertvolle, durch Klarheit und Übersichtlichkeit ausgezeichnete, für ähnliche Arbeiten vorbildliche Schrift. Niemand, der sich in Zukunft mit deutscher Konfessionsstatistik beschäftigen wird, kann Kroses Arbeit unbeachtet lassen.

Heinrich Pesch S. J.

Manuel Social. La Législation et les oeuvres en Belgique. Par ***A. Vermeersch*** S. J., Docteur en Droit et en Sciences politiques et administratives, Professeur de Théologie morale et de Droit canonique. Avec une préface de ***M. Gérard Cooreman,*** Membre de la Chambre des Représentants, Ancien Ministre de l'Industrie et du Travail. Nouvelle édition, refondue et considérablement augmentée. 8⁰ (XL u. 1010) Louvain, Uystpruyst, Paris 1904, Giard & Brière. *Fr.* 12.50

Der Vorwurf, daß Belgien von allen modernen Industriestaaten am zähesten die manchesterlichen Grundsätze festgehalten habe und ein kapitalistisches Musterland geblieben sei, kann heute mit Recht nicht mehr erhoben werden. Belgien hat während der letzten zwanzig Jahre, also in der Zeit, wo die katholische Mehrheit des Landes die Ministerien besetzte, eine ganze Reihe trefflicher Arbeiterschutzbestimmungen gesetzlich festgelegt, die Gewerbeinspektion, ständige Ausschüsse für Vertretung der Arbeiter und Vermittlung, eine gesetzliche Grundlage für die Berufsvereine, gesetzliche Bestimmungen über den Arbeitsvertrag, über Lohnzahlung geschaffen, die gewerblichen Schiedsgerichte vermehrt usw. Solche Fortschritte verdienen um so mehr Anerkennung, weil in denselben der Bruch mit dem tief-

eingewurzelten individualistischen Prinzip sich definitiv vollzogen hat. „Wenn man sich alle die Hindernisse vergegenwärtigt“, sagt Vermeersch (S. 302), „die den Weg zur Besserung der Verhältnisse versperren, die Vorurteile, die wahren oder vermeintlichen Interessenkonflikte, die parlamentarische Oppositon, wie sollte man da dem Eifer, der praktischen Weisheit jener das gebührende Lob vorenthalten, die ohne Nachgiebigkeit, ohne Gewalttätigkeit, ohne Staatssozialismus eine solche Fülle nützlicher Reformen durchgesetzt und das Land mit aller Entschlossenheit auf den Weg sozialer Reformen geführt haben.“ In der Tat, Belgien hat in sozialpolitischer Arbeit, angesichts der gewaltigen Schwierigkeiten doppelt Bewunderungswertes geleistet. Es befindet sich freilich, wie Vermeersch immer wieder betont, noch auf dem Wege der sozialen Reform; es wird diesen Weg aber nicht mehr verlassen, bis auch das Ziel der Reform in vollem Umfange erreicht sein wird.

Erstaunlich fruchtbar ist in Belgien die private Initiative, unerschöpflich die Kraft der christlichen Liebe. Die Darstellung ihrer Werke und Betätigungsformen füllte einen großen Teil des Manuel Social aus. Man darf in Wahrheit behaupten, daß kein Land auf diesem Gebiete Belgien die Palme streitig machen dürfte. Für das Gebiet der Arbeiterversicherung wird sich allerdings mit freien Hilfsvereinen, mit der Bereitstellung und Unterstützung von Spar- und Versorgungskassen, vielleicht auch mit der ingeniösen Wahrung der Freiheit der Unternehmer unter gleichzeitiger Ausdehnung ihrer Haftbarkeit (risques professionels, S. 911 ff), das Ziel einer ausreichenden und genügend gesicherten Fürsorge für die große Masse der Arbeiter kaum vollkommen erreichen lassen. Alle Anerkennung verdient aber für dieses Gebiet das unverdrossene Streben, die nach Möglichkeit besten Zustände in konsequenter Weiterbildung der Gesetzgebung herbeizuführen.

Nationalökonomen wie Sozialpolitiker werden aus dem mit außerordentlichem Fleiße, klugem Urteile, umfassender und gründlicher Kenntnis des gesamten Materials geschriebenen Werke Vermeerschs reiche Belehrung schöpfen können.

Heinrich Pesch S. J.

Vom Gebiete der kirchlichen Kunst. Von Monsignore Dr **Johann Graus**, fürstbischöfl. geistl. Rat, K. K. Konservator für Steiermark und Universitätsdozent. Mit 98 Illustrationen. 8° (220) Graz 1904, Styria. *M* 4.—

S. Maria im Ährenkleid und die Madonna cum cohazono vom Mailänder Dom. Von Monsignore Dr **Johann Graus**. Mit 15 Illustrationen. 8° (20) Graz 1904, Styria. *M* 1.—

Seit mehr als 25 Jahren hat Graus das Organ des christlichen Kunstvereins für die Diözese Seckau, den „Kirchenschmuck“, mit Geschick und Kraft geleitet. Klar war ihm der Satz: „Der Vorurteile ist die Welt voll, auf Gerechtigkeit muß gewartet werden“ (S. 220). Gestützt auf reiche Kennt-

nisse, die er nicht nur aus Büchern, sondern auch aus regem Verkehr mit Künstlern sowie aus vielen weiten Reisen schöpfte und Jahr um Jahr vermehrte, hat er den Kampf gegen verbreitete Vorurteile geführt. Heute kann er mit Genugtuung sehen, daß die lange erwartete Gerechtigkeit ihn nicht unbelohnt lassen wollte, daß seine Hauptthese als richtig angenommen ist: „Engherzigkeit in Stilsachen, (übertriebene) Einschränkung des Stilgebietes steht ganz außer der Gesetzgebung der Kirche, sie widerspricht völlig der Handlungsweise der Kirche" (S. 171). Seine These, daß der Satz: „Die Kunst der Renaissance ist nicht christlich, sondern heidnisch", das innerste Wesen der katholischen Kirche verkennt, darf als unanfechtbar hingestellt werden. Den Beweis für deren Richtigkeit liefert die große, S. 105 f aus dem Jahrgang 1885 neu abgedruckte Abhandlung. Ebenso wertvoll sind die neu abgedruckten Aufsätze über das Verhältnis der Kirche zu den verschiedenen Stilen, zur Entwicklung des Grundrisses katholischer Gotteshäuser, zum Zentralbau und zu einschiffigen Anlagen.

Seit 1904 ist der „Kirchenschmuck" inhaltlich wesentlich erweitert, als praktische Zeitschrift umgestaltet und durch Beitritt vieler neuer Mitarbeiter bedeutsamer geworden. Was seine neue Folge zu leisten verspricht, zeigt der treffliche in Separatabdruck herausgegebene Aufsatz: „S. Maria im Ährenkleide." Er behandelt ein Bild, worin Maria jugendlich, mit aufgelösten langen Haaren stehend, mit gefalteten Händen und ohne ihr Kind dargestellt ist. Sie trägt ein blaues Kleid, das mit goldenen Ähren besät, am Halse mit einem Kranze abwärts gerichteter Flammen umsäumt und durch einen schmalen Gürtel zusammengebunden ist. Graus hat in Süddeutschland aus der Zeit vom 15. bis 17. Jahrhundert bereits über dreißig solcher Bilder gefunden und nachgewiesen, daß alle auf ein wenigstens seit dem 15. Jahrhundert im Dome zu Mailand von den Deutschen hochverehrtes Gnadenbild zurückgehen. Die Verzierung mit Ähren und der Halsschmuck gehen wohl auf ein Kleid zurück, das die Herzogin Katharina Visconti um 1400 dem Bilde geschenkt hatte. Das Bild war ursprünglich eine auf einem Altare des Domes stehende Statue. Als diese beim Einsturz eines Glockenturmes untergegangen war, wurde um 1465 die Erinnerung daran in einem Gemälde festgehalten, um 1485 aber lebte es neu auf in einem Standbild aus Marmor. Schon eine im 5. Jahrhundert angefertigte Marmorplatte zu Tarascon zeigt Maria als Tempeljungfrau mit langen aufgelösten Haaren und zum Gebete erhobenen Händen. Als neuer Beitrag zu den zahlreichen Nachweisen, wodurch Graus die Geschichte dieses ehemals so hoch angesehenen Gnadenbildes der Madonna cum cohazono, d. h. „Unsere Liebe Frau mit den langen Haaren", erläutert hat, diene der Hinweis auf die Darstellung der Sibylla Cineria in den Sälen des Appartamento Borgia des Vatikans, deren Spruchband die Worte enthält: Quedam pulchra facie, prolixa capillis, sedens sede strata nutrit puerum, dans ei lac proprium. Freilich erschien dieser Sibylle die Gottesmutter thronend und mit ihrem Kinde, aber doch so, daß ihre langen, also nicht durch einen Schleier verhüllten Haare besondere Aufmerksamkeit erregten.

Steph. Beissel S. J.

Das Rituale von St Florian aus dem zwölften Jahrhundert. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von **Adolph Franz.** Mit 5 Tafeln in Farbendruck. 4⁰ (XII u. 208) Freiburg 1904, Herder. Brosch. *M* 8.—

Herr Prälat Franz hat seinem Werk über die Messe im Mittelalter rasch einen neuen, sehr bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte der Liturgik in Deutschland durch die Herausgabe eines dem 12. Jahrhundert entstammenden Rituales von St Florian folgen lassen. Die Bedeutung des letzteren besteht teils darin, daß es eines der ältesten bekannten liturgischen Bücher dieser Art ist und als Typus der Ritualien des 12. Jahrhunderts gelten kann, teils in manchen ihm noch eigenen Funktionen und Segnungen, wie die Skrutinienordnung, die Wasser- und Feuerprobe, die Segnung verunreinigter Quellen, alter aus heidnischer Zeit herrührender Gefäße u. ä., wodurch es gleichsam an der Grenzscheide zweier Zeiten steht. Übrigens ist es nicht bloß die sorgfältige und gewissenhafte Wiedergabe des Rituales, was die Publikation so wertvoll erscheinen läßt, sondern auch und fast ebensosehr die Einleitung zu ihm, und die ihm angefügten Erläuterungen und Bildtafeln. Die Einleitung orientiert zunächst über die Literatur hinsichtlich der mittelalterlichen Ritualien und behandelt dann die Entstehung und Entwicklung dieser Klasse gottesdienstlicher Bücher, in welchen die in der gewöhnlichen priesterlichen Seelsorge vorkommenden liturgischen Funktionen, wie Spendung der Sakramente, Segnungen, Prozessionen u. ä., zum praktischen Gebrauch zusammengestellt sind. Ihr Ursprung fällt etwa ins 12. Jahrhundert, indem man damals anfing, aus den Sakramentarien und Pontifikalien auszuscheiden, was in den Bereich der priesterlichen Tätigkeit fiel, und dieses zu einer besondern handlichen Sammlung zu vereinigen. Es ist derselbe Prozeß, der sich bereits etwas früher hinsichtlich der Pontifikalien vollzogen hatte, d. i. zum Gebrauche der Bischöfe dienender Zusammenstellungen liturgischer, zumal bischöflicher Funktionen. Einen besondern Namen führten jene Sammlungen anfangs nicht; erst seit dem 13. Jahrhundert traten sie unter wechselnden Bezeichnungen wie Manuale, Rituale, Agenda, Liber agendarius, Obsequiale u. ä. auf. Des weiteren gibt die Einleitung eine ausführliche Beschreibung des Rituales von St Florian nach Form und Inhalt, dann folgen eingehende Mitteilungen über ein dem 14. Jahrhundert entstammendes, für die Kenntnis der Weiterbildung der Ritualien sehr belehrendes zweites Rituale von St Florian; den Beschluß machen nähere Angaben über ein Lambacher Rituale des 12. Jahrhunderts, das seinem Inhalt nach ungleich ärmer als das gleichzeitige von St Florian, dieses hinwieder durch seinen bildlichen Schmuck übertrifft, der teils aus Initialen teils aus selbständigen Bildern besteht und auf den beigefügten Tafeln zum größten Teil in vorzüglichen Reproduktionen wiedergegeben ist. Die Darstellungen sind ebensowohl für die Ikonographie wie die Geschichte der Liturgik wertvoll, weil sie vornehmlich liturgische Funktionen, Exorzismus, Taufakt, Segnung der Pilger, Kaltwasser- und Feuerprobe u. ä. zur Anschauung bringen. Aus den Erläuterungen zum Text, in denen sich manche feine kritische Beobachtungen finden, müssen die Ausführungen über die Skrutinien

und Ordalien hervorgehoben werden. Zu S. 119, 4 wäre analog dem Ordo für die Wasserprobe et casula in excepta casula zu verbessern gewesen; in den S. 188 mitgeteilten Hexametern sind wohl alle Zahlen als Buchstaben zu lesen und nicht bloß L.

Herr Prälat Franz hat sich durch die Veröffentlichung des Rituales von St Florian ein wirkliches Verdienst um die Liturgik erworben. Es besteht ein äußerst fühlbarer Mangel an im Druck herausgegebenen mittelalterlichen handschriftlichen Ritualbüchern aus Deutschland. Was Martène und selbst Gerber in dieser Beziehung bieten, ist im ganzen nur wenig; jedenfalls harrt noch ungleich mehr in den Bibliotheken der Veröffentlichung. Hoffentlich bezeichnet die uns beschäftigende Arbeit den Beginn einer Reihe ähnlicher Publikationen oder gar die Herausgabe eines Corpus liturgicum alamannicum im Sinne eines auf liturgischen Handschriften aus Deutschland sich aufbauenden, in der Anlage an Martène De antiquis ecclesiae ritibus sich anschließenden Sammelwerkes, das den noch vorhandenen Bestand der alten liturgischen Codices in entsprechenden Auszügen bietet.

Jos. Braun S. J.

Malta Cananea ossia Investigazioni filologico-etimologiche nel Linguaccio Maltese, studio di ***Annibale Preca.*** 8⁰ (768) Malta 1904. *Fr.* 10.—

Italienisch abgefaßt und teilweise schon in Artikelform im Januar bis März 1896 in der Gazzetta di Malta veröffentlicht, wendet sich diese Schrift zunächst an die italienisch redenden gebildeten Kreise der Insel Malta, um sie über die alte Volkssprache aufzuklären, welche noch von der weitaus größeren Zahl der Bewohner der Inseln Malta und Gozo gesprochen wird. Der Grundstock derselben ist semitisch, aber mit Griechisch, Lateinisch und den verschiedensten neueren Sprachen bunt durchmischt. Zu einer eigentlich literarischen Bedeutung, wie z. B. das Isländische als Erbin der altnordischen Literatur, ist diese seltsame Insularsprache nie gelangt. Das älteste Druckwerk ist ein Diözesankatechismus, den 1570 der Apostolische Visitator Msgr Duzina in Rom herausgab, um für die dringendsten religiösen Bedürfnisse der Landbevölkerung zu sorgen. Eine Grammatik, verfaßt von dem Malteser Kanonikus Pietro Agius de Soldanis (Nuova Scuola di Grammatica per agevolmente apprendere la lingua Punica-Maltese), wurde erst 1750 zu Rom gedruckt. Sie blieb 60 Jahre lang der einzige Schlüssel zu dieser Sprachinsel, bis der berühmte Sprachforscher und Lexikograph Gesenius das darin enthaltene Material für seinen „Versuch über die maltesische Sprache" (Leipzig 1810) verwandte. Seither hat sich wohl auf Malta eine Akademie zur Pflege und Erforschung der alten Volkssprache gebildet; durch die Bemühung seeleneifriger Priester ist auch eine kleine Erbauungs- und Unterhaltungsliteratur herangewachsen. Die systematische Erforschung der Sprache ist jedoch wegen Mangel an geschulten Kräften nur wenig vorangeschritten, während die gelehrten semitischen Forscher der übrigen Welt dieselbe wohl mitunter streiften, aber sie als ein „verdorbenes Arabisch" keiner näheren,

voraussichtlich sehr mühsamen und kaum dankbaren Untersuchung würdigten. Es gehörte der begeisterte Lokalpatriotismus eines Maltesers selbst dazu, um, wie der Verfasser Annibale Preca, fünfzig Jahre einer solchen mühseligen Forschung zu widmen, auf Grundlage eines überaus dürftigen gedruckten oder handschriftlichen Materials, vielfach nur anknüpfend an Orts- und Eigennamen, zumeist aber an den Wort- und Formenschatz, die Redewendungen und die Spruchweisheit, wie sie im Munde des Volkes weiterlebt. Er ist sehr gegen den Arabismo assoluto eingenommen, d. h. es verdrießt ihn sehr, daß man seine „maltesische Sprache" nur als ein „verdorbenes Arabisch" gelten lassen will; sein Bestreben ist sichtlich dahin gerichtet, den semitischen Bestand derselben wenigstens teilweise in eine höhere Vergangenheit hinaufzurücken und ihr wo möglich einen selbständigen Platz in der Reihe der semitischen Sprachen zu erkämpfen. Auf seiner abgelegenen Insel von den großen Mittelpunkten philologischer Forschung, Universitäten, Akademien, gelehrten Gesellschaften und Bibliotheken fast völlig abgetrennt, an verhältnismäßig sehr dürftige Mittel gewiesen, konnte er eine so schwierige Aufgabe nicht in durchschlagender und befriedigender Weise lösen; aber es ist erstaunlich, ein wie reiches Wissen sich der fleißige Mann in seiner Isolierung erworben, welche Fülle von Stoff er zur Lösung seiner Aufgabe zusammengetragen und wie geschickt er dieselbe häufig verwertet hat. Für eine weitere Erforschung der maltesischen Sprache bietet er jedenfalls bedeutend mehr Material, als es Gesenius und Renan zugänglich war, und so kann das mühsame Werk des inzwischen verstorbenen, verdienstvollen Forschers den Freunden semitischer Studien bestens empfohlen werden. Der dritte Abschnitt (Toponimia e Genealogia, S. 437—692) bietet auch dem Ethnographen und Geographen wertvolle Aufschlüsse und Notizen.

A. Baumgartner S. J.

1. **Münsterscher Musenalmanach 1904.** Herausgegeben von **B. Schmitz.** 8° (98) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung. *M* 1.50

2. **Frommer Freude voll.** Dichtungen von **Christoph Flaskamp.** 8° (80) Ebd. *M* 1.50

1. Der erste Münstersche Musenalmanach bietet uns in einem Strauße duftiger Blüten den Beweis, daß auch heute noch im Lande der roten Erde jugendfrische Poesie gedeiht. Manche der gebotenen Stücke sind wirklich ganz vortrefflich und lassen von den jungen Dichtern für die Zukunft reife Früchte hoffen; keines ist so minderwertig, daß es zu beanstanden wäre. Der Sammler und Herausgeber verdient volles Lob; er hat nur Gutes ausgewählt. Die Namen der Dichter sind: H. Jos. Brühl, Christoph Flaskamp, Joseph Gieben, Joseph Minn, Theodor Mußhoff und Theodor Voigt. — Brühl, Flaskamp und Voigt ringen um die Palme; doch wird man auch Minn und Mußhoff keineswegs echte poetische Begabung absprechen. Manchmal schäumt die Jugend noch etwas über, sind die Beiwörter in gar zu glühenden Farben gewählt; doch das ist kein gar zu großer Schaden, wenn nur echte Begeisterung für das Schöne, Reine, Große das Herz bewegt — und das ist durchweg der Fall. Ein herzliches Glückauf den jungen

Dichtern, und mögen sie sich inskünftig auch noch erhabenere Stoffe auserwählen als Naturstimmungen und irdische Liebe! Es findet sich z. B. kein einziges Lied, das der Königin der reinen Minne, der jungfräulichen Gottesmutter oder ihrem gottmenschlichen Kinde geweiht wäre; ungern vermißt man das in einem Liederkranze junger katholischer Dichter. —

Brühl beginnt seine Beiträge mit ein paar prächtigen Stimmungsbildern, die in der neueren Poesie so ziemlich die erste Stelle einnehmen. „Märznacht" umschreibt glücklich Uhlands bekanntes Distichon. Schön wird in „Einzug" die Ankunft des Frühlings besungen:

„Der Südwind fliegt auf weichen Schwingen.
Das ist ein wundervoller Tag!
Auf allen Wegen Kindersingen,
In allen Büschen Amselschlag.
Heut' steigt von unsern Bergen nieder
Der Mai, der Glück und Freude blickt,
Grün weht der Mantel um die Glieder
Mit Schlüsselblumen reich bestickt.

Nun freilich, einen „Mantel" sollte man dem Mai nicht umhängen, wenn er auf „Südwinds Schwingen" kommt! Aber schön ist die folgende Strophe:

„Sieh, neckend lockt am Dorngehege
Die schönsten Blüten er heraus,
Und auf das ärmste Haus am Wege
Streut er den Blumensegen aus.
Mit heitrem Lachen, hellem Singen
Zieht vor ihm eine Kinderschar,
Frischgrüne Efeuranken schlingen
Sich in der Kleinen blondes Haar." ...

Unter den Stimmungsbildern ist vielleicht „Heidekreuz" das beste:

„Spätrot verglüht. Das ist die Heide
Rotschimmernd im Sommerkleide.
In den Lüften schwirret Käfergesumm,
Sonst alles stumm.
Einsam ein Kreuz. Das Schmerzensbild
Falbe Blumen kränzen.
In der sterbenden Abendpracht sie glänzen
Wie ein verlornes Glück, wehmutsvoll, mild.
Hier will ich rasten
Von des Weges Müh'n,
Von des Tages Lasten,
Von der Mittagssonne Glüh'n,
Auf die Heide senkt sich ein Traum
Tiefer Ruh.
Mir ist so wohl, als ob die Schmerzen schieden
Die Augen fallen zu.
Ins Herz, ich merk' es kaum,
Schleicht stiller Kreuzesfrieden."

In „Dem Weibe“ bewährt der Dichter, im Gegensatze zu den Modernen, eine ideale Auffassung; „Moses letztes Gebet“ ist eine Art Ballade und schließt sehr schön mit dem Ausblicke auf den kommenden wahren Führer und Fürsten des auserwählten Volkes. Auch alle übrigen Gaben Brühls sind vollwertig.

Von Flaskamp, der Brühl ebenbürtig an die Seite tritt, haben wir das hübsche Büchlein Gedichte „. . . frommer Freude voll“ alsbald zu besprechen. Sieben dichtet von „Dämmerung“, „Mondnacht“, „Melancholie“, „Nachtfriede“, „Selige Ruh’“, dem Gegenstande gemäß etwas gar zu weich, traumselig und verschwommen. Mehr Kraft und Leben muß er sich schon zu gewinnen suchen. Minn bietet in seinen fünf Gedichten wenigstens ein sehr schönes, das er „Schwüle“ überschreibt:

Sengend lagert ein Sonnenbrand
Über den durstigen Auen,
Heiß der Himmel und heiß das Land,
Nirgend ein Wölkchen zu schauen.

Zitternd tanzt und flimmernd die Luft,
Falter sich wiegen dazwischen,
Steigt ein sonnenverbrannter Duft
Talwärts aus müden Gebüschen.

Leise durchzieht’s die Natur wie Gebet
Um den erquickenden Regen.
Mein verglühendes Herz auch fleht
Lechzend um himmlischen Segen.“

Mußhoff bringt ein warm empfundenes „Lied eines Westfalen“. Hübsch ist die neckische „Frage“. Ganz schön „Die Liebe wacht“:

„Ein Licht geht nach dem andern aus;
Im Abendhauche klingt von Haus
Zu Haus ein leises ‚Gute Nacht!‘
Im Dorfe schläft nun alles ein,
Nur einer nächtlich einsam wacht;
Was nur die Liebe kann allein,
Die Liebe will nicht müde sein.
Vom Kirchlein, lindenüberdacht,
Weht über stille Gräberreih’n
Mildsegnend her ein sanfter Schein.“

Und nun Theodor Voigt! Vielleicht ist er der begabteste unter den sechs Dichtern des Almanachs, jedenfalls ist er an einem gesunden Realismus den Gefährten überlegen und es fehlt ihm nicht an packenden Bildern, auch nicht an Selbstironie. Aber dann und wann schlägt er auch Saiten an, die einen Mißklang verursachen. „Die Hühnerjagd“ wäre nach unserem Geschmacke besser, wenn die letzten zwei Strophen gestrichen würden. Da reißt uns „Die Fliege im Getränke“ aus aller poetischen Stimmung heraus, das American girl ist doch etwas stark overdone. So toll ist auch eine junge Amerikanerin nicht. „Das Lumpenlied“ und „Exmatrikel“ sind für den Dichter charakteristisch. Auf die „Sicilianen“ und was damit zusammenhängt hätten wir lieber verzichtet. Dagegen sind „Herbstgedicht“, „Sehnsucht“ (Über graue, graue Dächer), „Bei Nacht“, „Tiefer Wunsch“, „Herbstlied“ echte Dichtergaben. Als Probe sei das letztgenannte angeführt:

„Die Windsbraut küßt in sausender Fahrt
Der Erde struppigen Stoppelbart.
Die letzte Glut ist knisternd verloht,
Die Stare ziehn und das Laub wird rot. —
Aber uns, uns leuchtet die Sonne.

Auf stillen Wegen im Abendrotglanz,
Da halten die Mücken letzten Tanz;
Und der Nebel liegt wie ein weißes Band,
Auf dem müden, fruchtentbundenen Land. —
Aber uns, uns leuchtet die Sonne.

Ja mein Herz ist froh, mein Herz ist still;
Laß es herbsten so traurig, wie es nur will.
Ich lache in Frühlingswonne.
Was dein Antlitz sagt, deine Hand mir spricht,
Ist heimwehsüßer als Spätherbstlicht.
Und über uns leuchtet die Sonne."

2. Christoph Flaskamp haben wir in der obigen Darstellung übergangen, weil die von ihm aufgenommenen Gedichte sich in dem schönen Büchlein „Frommer Freude voll" finden, das eine eigene Besprechung und Empfehlung verdient. Unserem jugendlichen Dichter wird alles, was er erlebt, zum Lied: „Freuden und Leiden, Lieben, Scheiden, Meiden". Das kündet er in dem schönen Widmungsgedicht „Nehmt":

„Einen Kelch, geformt vom Gold
Wahrer Worte laß ich blinken . . .
Allen Seelen, die mir hold,
Geb' ich draus mich selbst zu trinken.

Alle Leiden, die ich litt,
Alle Lust, die ich genossen,
Alles Glück, das ich erstritt,
Hab' ich in den Kelch gegossen.

Nehmt und trinkt von meinem Trank.
Reich bin ich, daß ich vergeude —
Nehmt und trinkt — nicht euren Dank,
Seht, ich will nur eure Freude."

„Fromme Freude" ist wirklich der Grundton dieser Lieder, auch wenn sie aus Leid und Reue und Schmerz erblüht sind. Er hat den Weg „heim" gefunden, wie er uns es so tief in „Heimkehr" empfinden läßt:

„Dunkel ist der Schattengang
Unter Tannenkronen,
Dämmerdunkel . . . Wegentlang
Christi Kreuzstationen.

Busch und Bäume . . . alles noch
Still und schön wie weiland;
Bild auf Bild — und hügelhoch
Hängt am Kreuz der Heiland.

Ach, durch Hunger, Haß und Spott
Hat's mich umgetrieben —
Nur die Heimat und mein Gott
Sind noch treu geblieben."

Auch die Mutter ist ihm treu geblieben, und er ihr; die drei Gedichte, die er der Mutter widmet, lassen uns einen Blick in sein innerstes Wesen tun. „Die

Liebe", die er in einem Kranz von zehn Liedern feiert, ist nicht durch sündige Lust entweiht. So kann er von ihr sagen:

„Leben ist Leiden ohne Ende,
Leben ist Leiden immerzu —
Nie verlöschend ohne Ruh'
Flackern des Herzens Opferbrände.

Aber die Liebe reicht uns die Hände,
Aber die Liebe gibt Seelenruh'
Und führt uns der Heimat zu
Durch der Erde laute Gelände." —

Die irdische Liebe, die brennt und schmerzt, muß sich zur himmlischen Liebe verklären. Das singt er in „Gluten":

Brandopferherd aus Fleisch und Blut
In meiner Brust, mein armes Herz,
Gilt denn der Preis so hoch und lehrt
Dulden den steten Wundenschmerz
Der flackerroten Flammenglut,
Die langsam, langsam dich verzehrt?

Hell aus der Loh' ein Sehnen singt
Nach einem fernen Flammenmeer;
Das brennt nicht mehr — das leuchtet nur
Wie Frühlingssonne, rein und hehr,
Ist Licht, das alle Welt umschlingt,
Ist lichte, lautre Liebe nur.

Vergehen mußt du, Brandaltar,
Mein irdischarmes Herz, dann schlägt
Empor die Glut aus Erdennacht
Ins Licht, das Gottes Antlitz trägt,
Das von ihm ausgeht sonnenklar
Und mich unendlich glücklich macht."

Das sind hohe, erhabene Gedanken, eines christlichen Sängers würdig, der sein Ziel richtig erfaßt hat! Und so wollen wir mit der schönen Strophe aus „Einkehr" schließen, die als ein Motto seiner Lieder gelten darf:

„Nun weiß ich, wem mein Sein gehört —
Stillächelnd über Menschenspott,
Von eitler Liebe nicht gestört,
Von falscher Sehnsucht nicht betört,
Sing' Lob und Dank ich meinem Gott." —

Flaskamp und seinen Gefährten hoffen wir noch oft unter unsern katholischen Dichtern zu begegnen. Möge ihr Beispiel auch in andern Kreisen veredelnd und befruchtend wirken!

J. Spillmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Handbuch der katholischen Dogmatik von Dr M. Jos. Scheeben. IV. Bd, herausgegeben von Dr Leonhard Atzberger. gr. 8° Freiburg, Herder. 1. Abtl. (XII u. 458) 1898. *M* 6.— 2. Abtl. (VI u. 208 [S. 459 bis 666]) 1901. *M* 2.80 3. (Schluß-) Abtl. (XVI u. 276 [S. 667 bis 944]) 1903. *M* 4.—

Der bewährte Eschatologe Dr L. Atzberger hat trotz mancher Hindernisse das Werk des sel. Scheeben zum Abschluß gebracht. Der vierte Band umfaßt die Lehre von der Gnade, von der Kirche, von den Sakramenten und von den letzten Dingen. Die Darstellung ist knapp und präzis, aber durchsichtig und klar. Die Doktrin schließt sich mit warmer Liebe an die großen Meister der Schule und der Spätscholastik an. Bei der großen Belesenheit des Verfassers hätten wir es dankbar gesehen, daß die wertvollen Bemerkungen über die Anschauungen in der modernen protestantischen Theologie noch häufiger wären. Atzberger neigt in den großen Kontroversen trotz einiger Ausstellungen mehr auf Seite des Molinismus. Seine Polemik ist immer maßvoll und wohlwollend. Sehr richtig bemerkt er S. 234, es habe oft den Anschein, als vergesse man, daß das Problem von Gnade und freiem Willen nicht ein Problem der leblosen Natur sei und nicht von der Idee mechanischer Vorgänge aus gelöst werden könne. In der Lehre von den Sakramenten tritt Atzberger für eine dynamisch-organische Wirksamkeit derselben ein. Das unterscheidende Merkmal gegenüber physischer und moralischer Wirksamkeit ist jedoch nicht klar genug dargelegt. Die Vorzüge des Werkes zeigen sich besonders bei Behandlung der Eschatologie. Hier hat sich der Verfasser ja schon durch seine früheren Werke einen dauernden Namen erworben. Der Prediger findet in diesem letzten Teil eine wahre Goldgrube.

Einführung in die heilige Schrift. Ein Abriß der biblischen Geographie, Archäologie, Einleitung in das Neue und Alte Testament samt Hermeneutik. Fünfte, verbesserte Auflage. gr. 8° (XII u. 538) Regensburg 1904. *M* 4.20

Diese anonyme „Einführung in die Heilige Schrift" hat sich in der exegetischen Literatur einen hervorragenden Posten errungen. Das bezeugt schon ihr Erscheinen in fünfter Auflage. Sie verdient in Wirklichkeit die beste Empfehlung. In lichtvoller Weise ist das Wissenswerte der einzelnen Fächer dargelegt, sind die verschiedenen Ansichten mitgeteilt, kritisch abgewogen und beurteilt; zu weiteren Studien wird durch Angabe einer reichen, bis auf die Gegenwart sich erstreckenden katholischen und akatholischen Literatur Anleitung gegeben. Was im Vorwort als anzustrebendes Ziel bezeichnet wird: das Buch soll nicht bloß Resultate mitteilen, sondern es soll auch den Weg kenntlich machen, der zu den Resultaten führt oder geführt hat, und so zu selbständiger Arbeit die nötigsten Fingerzeige geben, das wird in ausgiebigem Maße erreicht. Reichhaltigkeit des Inhalts, besonnenes Urteil müssen als hervorragende Eigenschaften bezeichnet werden.

L'Immaculée Conception. Courte Histoire d'un Dogme. Par le R. P. Xavier-Marie Le Bachelet S. J. 16° Paris 1903, Librairie Bloud et Co. Première Partie: L'Orient. (62) Deuxième Partie: L'Occident. (62) Zusammen *Fr.* 1.20

Die beiden Schriften gehören zu dem groß angelegten Flugschriftenunternehmen Science et Religion. Études pour le temps présent (vgl. diese Zeitschrift LXVI 477—484). Sie bilden eine Fortsetzung zu zwei Arbeiten des P. Le Bachelet in der gleichen Sammlung Le Péché Originel dans Adam et ses descendants. Exposé apologétique. 1er Partie: Justice et Chute originelle. 1902 (62). 2em Partie: La tache héréditaire. 1902 (62). Die zwei Schriften über die unbefleckte Empfängnis geben eine zwar gedrängte, aber sehr inhaltreiche Geschichte dieser Glaubenslehre. Im Osten hat sich die Lehre anders entwickelt als im Westen. Das Morgenland preist seit den Tagen Justins Maria als das volle Gegenbild der ersten Eva, als die zweite Eva, welche durch den zweiten Adam und mit ihm die Schlange vollständig überwunden hat. Sehr früh wird dort auch schon das Fest der Empfängnis Marias begangen, im 8. Jahrhundert ist auch schon der Ausdruck „unbefleckte Empfängnis" geprägt, und der Glaube an diese Wahrheit erhält sich in den Kirchen des Ostens, auch in den von Rom getrennten, durch die Jahrhunderte ohne merkliche Störung und darum auch ohne das Empfinden, daß diese Lehre einer förmlichen und feierlichen Entscheidung bedürfe. Im Abendlande folgte auf einen ähnlichen Fortschritt in den ersten elf Jahrhunderten vom hl. Bernhard an eine Periode langer und heftiger Geisteskämpfe um diese Lehre, in denen namentlich Duns Scotus der Wahrheit zum Siege verhalf. Tief gewurzelt in der Überzeugung der Gläubigen hielt dann die Lehre ihren Siegeszug, bis sie am 8. Dezember 1854 an St Peters Grab in dem Glaubensspruche Pius' IX. ihren vollen Triumph feierte. Der Verfasser legt das alles mit Umsicht und Mäßigung dar; er ist mit den einschlägigen Schriften, auch deutschen und englischen, vertraut, sieht den Schwierigkeiten fest ins Auge, hütet sich vor falschen Väterstellen, spannt und preßt kein Schriftwort, liefert aber den klaren Beweis, daß diese Lehre zu dem Offenbarungsschatze gehört, welchen die Apostel vom Gottessohne und dem Heiligen Geiste empfangen und der Kirche vererbt haben.

Aus derselben trefflichen Broschürensammlung seien hier noch einige dogmen- und kultusgeschichtliche Arbeiten erwähnt:

In drei Schriften (L'Eucharistie dans l'Église primitive, L'Agape dans l'Église primitive, La Primauté de l'évêque de Rome dans les trois premièrs siècles. 16° [61 62 59] Paris 1903—1904) legt der Lazaristenpater V. Ermoni dar: wie in den ersten zwei Jahrhunderten die Eucharistie aufgefaßt und gefeiert wurde, was man unter der „Agape" der Urkirche sich zu denken hat, wie die römischen Bischöfe während der drei ersten Jahrhunderte über die ganze Kirche als Nachfolger des Petrus die Vorrechte ausübten, welche dieser von Christus erhalten.

In der Schrift: La Confession Sacramentale dans l'Église primitive (1903) weist der gelehrte Geschichtsforscher Vacandard, in Deutschland besonders durch sein klassisches Leben des hl. Bernhard von Clairvaux bekannt, an der Hand der Väter und ähnlicher Zeugen die Vorstellung zurück, daß die Urkirche nur öffentliche Vergehen vor das Bußgericht gezogen und nur ein öffentliches Bekenntnis, also keine Ohrenbeicht gekannt habe. Ähnlich stellt er sich zu der Behauptung, die Sünder, welche für ihre wunde Seele Heilung suchten, seien damals an gewisse, mit

besondern „Charismen" begabte Geistesmänner gewiesen worden ohne Rücksicht darauf, ob diese Seelenärzte mit der ordentlichen priesterlichen Gewalt bekleidet waren oder nicht. Sehr lehrreich, wenn auch vielleicht nicht über allen Widerspruch erhaben, sind die Abschnitte, welche uns zeigen, auf welchen Wegen man in den ersten Zeiten die Befreiung von läßlicher Sündenschuld suchte, und wie die Kirche es meinte, wenn sie den Gläubigen für schwere Sünden nur einmalige Lossprechung in Aussicht stellte.

Thomae Hemerken a Kempis, Canonici Regularis O. S. A., Opera omnia, voluminibus septem edidit additoque volumine de Vita et Scriptis eius disputavit Michael Iosephus Pohl. Volumen II: Tractatuum asceticorum partem alteram complectens: De imitatione Christi cum novem Tractatulis. Volumen III: Tractatuum asceticorum partem tertiam complectens: Meditatio de incarnatione Christi; Sermones de vita et passione Domini, cum tribus Miscellaneis. Hoch-12° (XVI, 516 u. VIII, 440) Friburgi Brisg. 1904, sumptibus Herder. *M* 4.40 u. *M* 3.60

Eine kritische Gesamtausgabe der Werke des gottseligen Thomas von Kempen ist etwas, was die ganze christliche Welt erfreuen muß. Bedenkt man, daß die letzte Gesamtausgabe 1759 erschienen ist, bei den obwaltenden Verhältnissen notwendig unvollkommen bleiben mußte und selbst in dieser Gestalt selten und schwer zugänglich ist, so kann man es nicht genug begrüßen, daß ein deutscher Kempisforscher, zugleich geschulter Philologe, der durch mehrere wertvolle Arbeiten auf diesem speziellen Gebiete sich bereits einen Namen gemacht hat, den Mut faßte, die schöne Aufgabe auf sich zu nehmen. Das Werk ist in acht Bände geteilt, von welchen drei nunmehr vollendet vorliegen. Der zuerst erschienene fünfte Band (Gebete und Betrachtungen über das Leiden Christi) ist schon 1902 in diesen Blättern (LXII 460) zur Beachtung empfohlen worden. Der angezeigte zweite Band enthält (mit zahlreichen Verbesserungen im Text) die berühmten vier Bücher von der Nachfolge Christi und noch eine Reihe kleinerer erbaulicher Lesungen für Ordensleute. Die Anordnung ist so getroffen, daß im ersten und größeren Teil des Bandes der lateinische Text ohne alle gelehrte Beigabe deutlich und gefällig dem Auge entgegentritt. Ein umfangreicher kritischer Apparat aber, welcher jedes Fädchen bis zum äußersten Ende zu verfolgen liebt, ist als Anhang beigegeben, so daß auch der Forscher und Gelehrte vollauf seine Rechnung findet. Eine peinvolle philologische Sorgfalt, aber auch begeisterte Liebe zur Sache machen sich überall bemerklich. Im dritten Bande, der bei gleicher Anordnung dieselben kritischen Grundsätze befolgt, nimmt der wissenschaftliche Apparat nur geringeren Raum ein (40 S. auf 400 S. Text), läßt aber die äußerste Sorgfalt nirgends vermissen. Den Hauptinhalt bilden die „Betrachtung der Menschwerdung", die „Predigten über Christi Leben und Leiden", „Gebetserhebungen über das Leiden Christi, die seligste Jungfrau und andere Heilige", alles voll Frömmigkeit und heiliger Salbung. Innerliche Seelen werden sich daran erquicken, solche, die andern über die Geheimnisse Christi zu sprechen haben, großen Gewinn daraus ziehen. Diese Schriften sind wahrhaft ein Denkmal katholischer Innerlichkeit und innigster Jesuliebe gerade in jener Zeit, welcher am meisten „Veräußerlichung" und „Überwuchern des Heiligenkultes" angedichtet worden ist. Das noch beigefügte „kleine Alphabet" ist eine praktische Lebensregel für Ordensleute, und das Schriftchen „Van goeden Woerden" das einzige, was von Thomas

in niederdeutscher Sprache erhalten ist. Der Herausgeber hat es mit einer trefflichen lateinischen Übersetzung begleitet. So steht zu hoffen, daß durch die neue Ausgabe auch minder bekannte Werke des liebenswürdigen Geisteslehrers wieder einen ausgedehnteren Leserkreis gewinnen.

Der Englische Peterspfennig und die Lehenssteuer aus England und Irland an den Papststuhl im Mittelalter. Von Dr O. Jensen. 8° (IV u. 108) Heidelberg 1903, Hörning u. Beckenbusch. *M* 2.40

Die fleißige Spezialuntersuchung wirft Licht nicht nur auf die innigen Beziehungen Altenglands zum Apostolischen Stuhl, sondern auch auf die Entwicklung des päpstlichen Besteuerungs- und Finanzwesens. Gegenüber P. Fabers Étude sur le „liber censuum“ (1892) und Recherches sur le denier de St Pierre en Angleterre bedeutet sie einen guten Fortschritt. In manchen Bemerkungen freilich und im blinden Vertrauen auf Matthäus Paris verrät sich die Voreingenommenheit des akatholischen Forschers. Doch ist im ganzen die gehaltreiche Arbeit sachlich und wirklich wissenschaftlich gehalten.

Ubertin von Casale und dessen Ideenkreis. Ein Beitrag zum Zeitalter Dantes. Von Dr Joh. Chrysostomus Huck. gr. 8° (VIII u. 108) Freiburg 1903, Herder. *M* 2.80

Aus den Schriften des bekannten Spiritualenführers, soweit sie in den Bibliotheken von Padua und Florenz noch vorliegen, werden die erreichbaren Daten über sein Leben wie seine Anschauungen und Tendenzen sorgfältig zusammengestellt. Der geistige Zusammenhang, den sein Arbor vitae mit den Schriften des Abtes Joachim aufweist, führt im letzten Abschnitt zu einer Darlegung über diesen merkwürdigen Propheten und dessen wahre wie unterschobene Schriften. Dieselbe genügt, um die Ankündigung einer „quellenmäßigen Untersuchung über die joachimitische Literatur“ durch den Herrn Verfasser mit Freuden begrüßen zu lassen. Wünschte man auch zuweilen etwas Zurückhaltung im Urteil wie im Gebrauche kühner sprachlicher Bilder, so wird man doch die wackere und brauchbare Arbeit gern anerkennen.

Beiträge zur Geschichte der Kölnischen Franziskaner-Ordensprovinz im Mittelalter. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet von P. Patricius Schlager O. F. M. 8° (X u. 304) Köln 1904, Bachem. *M* 3.60

So wenig die stille Tätigkeit eines im Volke stehenden religiösen Ordens an sich geeigenschaftet ist, dem Blick des Geschichtsforschers sich aufzudrängen, so waren doch die Minoritenniederlassungen in Deutschland von zu großer Bedeutung, um nicht auch in der Geschichtschreibung unseres Volkes ihren Platz zu beanspruchen. Dank einer fleißigen und ergiebigen Forschung, vorab in den Archiven von Duisburg, Düsseldorf und Köln, ist es dem Verfasser gelungen, trotz mancher Dunkelheiten und Lücken, die einstweilen noch bleiben, im ganzen ein gesichertes Bild davon zu entwerfen, wie der Orden in Deutschland sich verzweigt und dann in der Kölnischen Ordensprovinz sich entfaltet und immer wieder verjüngt hat. Nachdem so ein festes Gerüste gewonnen ist, werden mannigfache Ergänzungen, nicht nur aus den Archiven, sondern zweifellos auch aus der bereits gedruckten Literatur sich von selbst finden. Besondere Abschnitte sind den Predigern, Schriftstellern und Gelehrten, den neun Weihbischöfen wie den durch Heiligkeit des Lebens ausgezeichneten Brüdern

gewidmet. Daß unter diesen Namen wie Dietrich Coelde und Joh. Brugmann, Duns Scotus und Heinrich Harp, Julian von Speier und der schottische Dichter Wilh. Dunbar sich finden neben zahlreichen andern, genügt, um den Wert dieser Abschnitte zu kennzeichnen. Im Anhang sind auch eine Anzahl Dokumente beigegeben. Wenn die bewegte innere Geschichte des Ordens und der mehrfache Gegensatz, in welchen im Laufe der Zeit die Minoriten gegenüber andern Interessenkreisen gelegentlich geraten mußten, der Darstellung vielleicht manche Schwierigkeiten bot, so muß anerkannt werden, daß mit Würde, Maß und Bescheidenheit dieselben überwunden wurden. Die Arbeit verdient hohes Lob und ist recht brauchbar.

Corrispondenza inedita dei Cardinali Consalvi e Pacca nel tempo del Congresso di Vienna (1814—1815) ricavata dall' Archivio secreto Vaticano per il P. Ilario Rinieri. 8° (LXXXII u. 774) Torino 1903, Unione Tipografico-Editrice. *L.* 12.—

Consalvi und Pacca haben einen begründeten Ruf nicht nur als Staatsmänner, sondern auch für Handhabung der Feder. Paccas „Denkwürdigkeiten" sind bekannt; Consalvi ist in seinen diplomatischen Noten wie in seinen Briefen unübertroffen. Die halb amtliche, halb vertrauliche Korrespondenz zwischen solchen Männern in hochbedeutsamer Zeit muß mannigfache Anziehung bieten. Wohl handelt es sich an erster Stelle um die Wiedergewinnung des päpstlichen Länderbesitzes, die Consalvis diplomatischem Geschick großenteils auch wirklich gelungen ist, aber auch die sonstigen großen europäischen Angelegenheiten werden mit Scharfblick erörtert. Persönliche Begegnungen des Kardinals mit vielen der europäischen Fürsten und bekannten Diplomaten geben der Neugierde reichen Stoff. Pikante Zwischenfälle fehlen nicht, wie die Schwierigkeit des Kardinals, für ein Antwortschreiben an die Lebensgefährtin Talleyrands die passende Adresse zu finden, die Unterhandlungen mit Kronprinz Ludwig von Bayern wegen des barberinischen Faun, die Veröffentlichung der polizeilich aufgefangenen, für die Kurie so beschimpfenden Briefe Msgr Salamons durch Napoleon usw. Die kirchlichen Angelegenheiten zumal Englands, Rußlands, Deutschlands erhalten ihren Anteil. Mit Vergnügen liest man die täglichen Aufzeichnungen des savoyischen Gesandten Marquis San Marzano, der durchaus papstfreundliche Politik treibt, und mit Consalvi, den er unterstützt, in bestem Einvernehmen lebt. Bei dem ungeheuern Umfang der zum Teil durch Formalitäten in Anspruch genommenen Korrespondenz hat der Verfasser den Weg eingeschlagen, eine Auswahl des Wichtigsten und Bedeutendsten zu treffen (80 Nummern), aus den übrigen Schriftstücken jedoch nur das Bemerkenswertere in Anmerkungen beizufügen. Rinieri ist als erfolgreicher Durchsucher der Archive und geschickter Herausgeber aus seinen früheren Werken bekannt (vgl. diese Zeitschr. LXII 235; LXIII 454).

Correspondance du Duc d'Enghien (1801—1804) et Documents sur son enlèvement et sa mort. Par le Cte Boulay de la Meurthe. Tome I. 8° (LXVIII u. 522) Paris 1904, Picard. *Fr.* 8.—

Im März 1904 waren es 100 Jahre, daß der letzte Nachkomme des großen Condé von Napoleons Häschern auf neutralem Gebiete überrumpelt, fortgeschleppt und auf summarisches Urteil zu Vincennes erschossen wurde. Den Anstoß zu diesem Gewaltstreich gegen das Haus Bourbon gab die im vorausgegangenen Februar entdeckte Verschwörung Cadoudals und Pichegrus. Das der hundertjährigen Erinne-

rung geweihte Urkundenwerk, das mit vielen trefflichen Erläuterungen hier zur ersten Hälfte vorliegt, soll in monumentaler Weise die Tatsache verewigen, daß der 32jährige Herzog von Enghien jener Verschwörung völlig fremd war, und nach der ganzen Lage der Dinge wie nach seinen persönlichen Anschauungen und Plänen an derselben nicht von ferne beteiligt sein konnte. Zwar steht über diese fleckenloseste und sympathischste Gestalt unter den damaligen bourbonischen Prinzen das Urteil ebenso fest wie das Verdikt über den an ihm begangenen Mord, aber die edle Ritterlichkeit der Condés lassen diese Briefe doch noch stolzer hervortreten, und die gesammelten Schriftstücke gewähren tiefen Einblick in die damalige europäische Diplomatie, das napoleonische Polizeiwesen, die Verhältnisse des Hauses Bourbon und der einflußreicheren Emigrantengesellschaft. Erhebend sind die Eindrücke nicht, trotz mancher gewinnenden Züge. Namentlich erscheint die Entweihung und Zerrüttung des Familienlebens in jenen hochstehenden Kreisen so allgemein und tiefgewurzelt, daß über Abgründe der Verderbtheit wie über selbstverständliche Dinge mit elegantem Lakonismus hinweggegangen wird. Wahrhaft erfrischend berührt neben diesem Sumpfe menschlicher Schwäche und Selbstsucht der biedere Heldensinn Georges Cadoudals und seiner Leute, denen in diesem Bande mit Recht eine ansehnliche Stelle eingeräumt worden ist.

General Tilly der Siegreiche. Herausgegeben von J. B. Mehler. Mit vielen Abbildungen. 8° (216) München (o. J.), Seyfried u. Co. Geb. *M* 1.20; in Geschenkband *M* 1.80

Diese volkstümliche Darstellung von Tillys Heldenleben hat zunächst die Mitglieder marianischer Kongregationen oder katholischer Schulen und Vereine im Auge; neben Weckung vaterländischen Sinnes zielt sie darauf ab, die christlichen Tugenden und seltenen Charaktervorzüge des großen Feldherrn hervorzuheben. Bei geringem Preis ist die Ausstattung sehr gefällig, die zahlreichen, oft mühsam beschafften Abbildungen sind mit viel Verständnis und Glück gewählt. Etwas streng wird mit Pappenheim verfahren, weil dieser nicht auf die gleiche Stufe der Selbstentsagung sich erhebt wie Tilly. Es sind aber doch nur die nebensächlichen Untugenden eines feurigen Kriegsmannes, die in Betracht kommen. Gegenüber einem Bernhard von Weimar oder einem Coligny, für die selbst Katholiken zuweilen als Lobredner sich hergeben, und im Vergleich zu den sämtlichen calvinischen und lutherischen „Heroen" jener Tage war Pappenheim noch ein makelloser Held, auf den Bayern stolz sein darf und dessen der Katholik sich nicht zu schämen braucht. Im übrigen sei dem Verfasser Dank für sein prächtiges, von katholischer Wärme wohltuend durchwehtes Tilly-Buch.

Franz X. von Zottmann, Bischof der Diöcese Tiraspol. Züge katholischen und deutschen Lebens aus Rußland, geschildert von Al. Zottmann, Pfarrer. 8° (XII u. 220 mit 28 Illustrationen.) München 1904, Roth. *M* 2.40

In der Diözese Eichstätt 1826 geboren und im dortigen Seminar wie an den Universitäten Würzburg und München ausgebildet, wurde Zottmann nach längerem Aufenthalt in Rußland 1860 zu Saratoff zum Priester geweiht. Beim Nachlassen der kirchlichen Verfolgung sah er sich 1872 zum Bischof der größten Diözese der Welt erhoben, die erst seit 1850 bestand und die auf 14 000 Quadratmeilen 220 000 Gläubige von sechs verschiedenen Nationalitäten zählte. Unter drückenden Schwierig-

leiten hat der fromme und begabte Prälat Kathedrale und Seminar geschaffen, die kirchliche Verwaltung geordnet und einen Klerus herangebildet. Aus Gesundheitsrücksichten resignierte er 1889 und starb in seiner Heimat 1901. Die frisch geschriebene Lebensskizze enthält viel des Erbauenden, gestattet aber auch erwünschten Einblick in die Zustände der in Rußland noch geduldeten römisch-katholischen Glaubensgemeinschaften und namentlich in die Verhältnisse der blühenden deutschen Ansiedelungen an den Ufern der Wolga. Bei dem lebhaften Interesse, das augenblicklich dem russischen Weltreich sich zuwendet, kommt die Schrift gerade zur rechten Stunde.

Die Schola Carolina Osnabrugensis. Festschrift zur Elfhundertjahrfeier des Kgl. Gymnasium Carolinum zu Osnabrück. Von Prof. Dr Jul. Jaeger. gr. 8° (VI u. 128) Osnabrück 1904, Pillmeyers Buchh. *M* 2.75

Nur wenige Schulen können auf eine so weit hinaufreichende, nicht leicht eine andere auf eine so bewegte und wechselreiche Vergangenheit zurückblicken wie die Gründung des großen Kaisers Karl im Sachsenlande, die nach verheerenden Stürmen kaum wieder neu erstarkt, allen Katholiken Deutschlands neu ehrwürdig geworden ist als die Stätte der Jugendbildung unseres Windthorst. Heute steht noch der alte Baum in frischer Kraft, wetteifernd mit den triebfähigsten Bildungsanstalten, die ein späteres Jahrtausend ihm an die Seite gepflanzt hat. Ein Zeichen des hohen Sinnes, der heute noch an dieser Stätte waltet, war das schöne Fest, mit welchem der Denktag der um so viele Jahrhunderte zurückliegenden Gründung begangen worden ist. Die Festschrift, die bei diesem Anlaß ausging, ist indes keineswegs ein bloßes Zierstück, sondern ein schätzenswerter Beitrag zur deutschen Schulgeschichte. Selbst auch die prächtigen Illustrationen haben historischen Wert. Für die ersten Jahrhunderte fließen freilich die Quellen nur spärlich, aber von der Zeit des Münsterschen Humanismus an belebt sich das Bild immer mehr. Merkwürdig sind die äußeren Schicksale der Schule, wie auch für lange Zeit die Ausgestaltung der konfessionellen Verhältnisse. Am meisten fesselt aber doch der genaue Einblick in den Kleinbetrieb der Schule: Lehr- und Lernweise, Studienplan und Kalender, Aufsicht und Disziplin. Als Ganzes ist die Schrift recht geeignet, mit der Liebe zur Anstalt den Sinn für die historische Vergangenheit zu wecken.

Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie. Von Dr Max Ettlinger. 8° (86) Köln 1903, Bachem. *M* 1.50

Der Verfasser verfolgt den Entwicklungsgedanken in den Geisteswissenschaften der neuesten Zeit. Der heuristische Wert der Deszendenztheorie für die Psychologie, die Kriterien des Bewußtseins, das Lernen der Tiere durch Gedächtnisübung und Nachahmung, die Eigenart des tierischen und menschlichen Seelenlebens werden näher untersucht. Das Schlußergebnis, zu dem der Verfasser kommt (S. 81), ist, daß durch die Anwendung der Deszendenztheorie auf die Psychologie unsere wissenschaftliche Einsicht nicht gefördert, sondern eher gehemmt und verwirrt wird. Obwohl wir mit manchen Ausführungen des Verfassers über die Kriterien des Bewußtseins nicht einverstanden sind, so können wir doch die Schrift allen Psychologen zum Studium empfehlen.

Wie man in Jena naturwissenschaftlich beweist. Von Dr E. Dacqué. 8° (28) Stuttgart 1904, Kielmann. 60 *Pf.*

Die kleine, mit berechtigter Satire geschriebene Schrift kennzeichnet das Beweisverfahren der Haeckelschen Schule gegenüber ihren wissenschaftlichen Gegnern. Professor J. Reinke in Kiel hatte in seinem Werke „Die Welt als Tat" (3. Aufl., Berlin 1903) und in seiner „Einleitung in die theoretische Biologie" (Berlin 1901) sowie in einer Abhandlung im „Türmer-Jahrbuch" 1903 die Annahme einer Urzeugung der organischen Wesen für durchaus unwissenschaftlich erklärt und sich entschieden für die Schöpfungshypothese ausgesprochen. Dadurch hatte er den Groll des monistischen Altmeisters Ernst Haeckel in Jena erregt, und ein Schüler Haeckels, Heinrich Schmidt in Jena, suchte die Urzeugungshypothese zu verteidigen in einer kleinen polemischen, in echt Haeckelschem Stile geschriebenen Schrift: „Die Urzeugung und Professor Reinke." Gegen diese Apologie der Haeckelschen Theorie wendet sich die obengenannte Schrift E. Dacqués. Sie zeigt in einem ziemlich ruhigen, aber des Humors und der schärfsten Kritik stellenweise nicht entbehrenden Stile die Haltlosigkeit der Urzeugungstheorie Haeckels und hebt zugleich die grenzenlose Anmaßung gebührend hervor, mit welcher Haeckel und seine Schüler das Monopol der Wissenschaftlichkeit für sich allein in Anspruch nehmen.

Die Arbeiterfrage. Von Prof. Dr F. Hitze. Vierte, verbesserte und ergänzte Ausgabe. (18.—21. Tausend.) gr. 8° (IV u. 210) M.-Gladbach 1904, Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. Anhang: Die Arbeiterfrage im Lichte der Statistik. (55) Nachträge (19) *M* 1.—

Mit großer Freude begrüßen wir diese neue Ausgabe eines wirklich vortrefflichen Buches, das mehr Nutzen gestiftet hat als manche andere Werke, die mit größerer Breite den gleichen Stoff behandeln. Hitze wollte nur einen „Abriß" der Arbeiterfrage geben, eine möglichst klare und präzise Darstellung der deutschen sozialen Gesetzgebung in ihrem gegenwärtigen Stand, aber auch mit Bezeichnung der weiteren Ziele einer praktischen Sozialreform. Da der Verfasser seine ganze Lebenskraft der Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes erfolgreich gewidmet hat, findet sich bei ihm die wissenschaftliche Kenntnis und das praktische Verständnis der Arbeiterverhältnisse in hervorragendem Maße vereinigt. Davon legt jede Seite dieser schon seit langem populär gewordenen Schrift beredtes Zeugnis ab.

Bleibet im Hause. Ein Beitrag zur Frauenfrage. Von Lucy von Hebentanz-Kaempfer. 8° (132) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 1.50

Die „Emanzipation" der Frau ist durch das Christentum besiegelt. Wer sie darüber hinaus weiterführen wollte, verläßt die Wege des Heiles. „Wir möchten die Frau retten, vor sich selbst und vor falschen Propheten. Wir möchten es klar machen, daß ihr Wirkungskreis nicht im Arbeitsfelde des Mannes liegt, daß er, vermöge des Ordnungsgebotes, welches die Welt erhält, dort nicht liegen kann." Das ist Grundauffassung und Tendenz des Buches. Die Verfasserin verkennt nicht die ernste Bedeutung der Existenzfrage für das weibliche Geschlecht unserer Zeit. Sie glaubt auch nicht, daß mit einem einzigen großen Mittel, sondern nur mit vielen großen und kleinen Mitteln geholfen werden könne. Aber ihrerseits betont sie vor allem den Beruf der Frau im Hause selbst, fordert hierfür eine geeignete

und bessere Vorbildung, als sie heute meist geboten wird. Nicht in allen Details wird man der Verfasserin beistimmen können. Was sie z. B. über Zollpolitik (S. 19 ff) sagt, ist wenig begründet und gehört nicht zur Sache. Im übrigen zeichnet sich die Schrift aus durch eine echt christliche Auffassung, feine Beobachtung, nüchternes Urteil und edle Sprache.

Handbuch des Mädchenschutzes. Insbesondere für Priester und die Mitglieder charitativer Vereine. Von Dr Wilhelm Liese. 12° (VIII u. 314) Freiburg 1904, Charitasverband für das katholische Deutschland. *M* 3.—

Der Verfasser will eine umfassende Darstellung der Bestrebungen des Mädchenschutzes bieten, ohne jedoch ins Weite zu schweifen. Er behandelt in der Einleitung die Änderungen in der Lage des weiblichen Geschlechtes, die Folgen und Gegenmaßregeln, die Stellung des Seelsorgers zum Mädchenschutz. In sechs Abschnitten werden sodann besprochen: die Fürsorge für die Dienstboten, Fabrikarbeiterinnen, die weiblichen Angestellten im Handel und Verkehr, für weibliche Reisende und Auswandernde, für gefährdete, gefallene und gefangene Mädchen, die Gründung und Leitung der Vereine und das Leben in denselben; schließlich finden in einem Anhang ihren Platz: die Statuten verschiedener Vereine, ein Verzeichnis der Dienstboten-, Arbeiterinnen- und Gehilfinnenvereine mit ihren Heimen, der Vertrauensmänner des St Raphaelsvereins in Europa und Amerika. — Schon die kurze Inhaltsangabe zeigt die hohe praktische Bedeutung dieser Schrift. Die Ausführungen im einzelnen beweisen eine außerordentlich weitgreifende Erfahrung des Verfassers, ein von aufrichtiger Nächstenliebe, aber auch von weiser Unterscheidung und bewährter Klugheit geleitetes Urteil. Die Schrift bildet die 13. Nummer der überaus empfehlenswerten, vom Charitasverbande herausgegebenen Abhandlungen. Vor allem die Seelsorger ohne Ausnahme, in Stadt und Land, werden dem Verfasser für diese so wertvolle Schrift dankbar sein.

Kleinere Schriften über Sozialismus:

Der Sozialismus. Von Casimir Stemlin. 12° (110) Ingenbohl 1901, Selbstverlag des Verfassers. — Das Büchlein behandelt nicht nur den Sozialismus, sondern beweist auch mit großer Wärme die Bedeutung des Christentums und des göttlichen Sittengesetzes für die Fragen des wirtschaftlichen Lebens.

Das rothe Gespenst. 12° (32) Verlag von „Kreuz und Schwert". 25 *Pf.* — Urgesunde Ansichten über soziale Frage und Sozialismus, die Pflicht der Beteiligung an den politischen Wahlen werden hier in populärer Form dargelegt und begründet.

Katechismus der sozialdemokratischen Religion und Revolution. Systematisch geordnete Fragen beantwortet von der sozialdemokratischen Partei, von Parteiorganen und einzelnen Genossen der Sozialdemokratie. Von J. Klein. 12° (46) Berlin 1903, Schlosser. 30 *Pf.* — Ein praktisches Büchlein, für die Belehrung des Volkes wohl geeignet.

Bonner Beiträge zur Anglistik. Herausgegeben von Dr M. Trautmann. 8° Bonn 1904, Hanstein.

1. Heft XIV: Die Kildare-Gedichte. Die ältesten mittelenglischen Denkmäler in Anglo-Irischer Überlieferung. Von Dr W. Heuser. (VIII u. 232) *M* 7.—

2. Heft XV: Die Sprache der altenglischen Glossen im Ms. Harley 3376. Von Dr Paul Boll. — Über Erhaltung des altenglischen kurzen und langen æ-Lautes im Mittelenglischen. Von Karl Dan. Bülbring. (VI u. 140) *M* 5.—

3. Heft XVI: Das Beowulflied. Als Anhang das Finn-Bruchstück und die Waldhere-Bruchstücke. Bearbeiteter Text und deutsche Übersetzung. Von Moritz Trautmann. (XII u. 188) *M* 4.—

1. Verfasser vereinigt hier eine Anzahl altenglischer Texte, deren äußere und innere Merkmale auf den Südwesten Irlands, den alten english pale, als Entstehungsort hinweisen, wo im 12. und 13. Jahrhundert zuerst die westsächsischen Eroberer festen Fuß faßten, und wo heute noch die Volkssprache in den Baronies von Forth und Bargy deutliche Anklänge an die Formen jener Schriftdenkmäler aufweist. Den Kern bilden 17 Dichtungen, die sich neben lateinischen und altfranzösischen Stücken im Ms. Harley 913 vorfinden und aller Wahrscheinlichkeit nach dem Franziskanerkloster von Kildare und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstammen. Aus ihnen sind neun Gedichte geistlichen Inhalts, andere satirisch; vier beruhen auf fremden, sprachlich ungleichartigen Vorlagen. Nachdem aus dem sicher Gegebenen die Eigentümlichkeiten des in jenen Landstrichen einst gesprochenen anglo-irischen Dialektes wohl zum erstenmal mit voller Klarheit festgestellt sind, ist es dem Verfasser nicht schwer, in andern bereits bekannten Texten wie auch in bisher nicht bearbeiteten Handschriften den anglo-irischen Ursprung nachzuweisen. Der fachgemäßen Dialektforschung gehen Nachrichten über die Geschichte und Beschaffenheit der betreffenden Handschriften und die literarische Verwandtschaft der überlieferten Texte zur Seite. Schon die Zusammenstellung dieser uralten Sprachdenkmäler und Volksdichtungen mit kritischer Behandlung nach einheitlichen Grundsätzen macht die Arbeit zu einem schätzenswerten Beitrag zur englischen Literaturgeschichte.

2. Ein dem 10. Jahrhundert angehöriges, leider unvollständiges Glossar wird auf die dialektische Beschaffenheit seiner englischen Ausdrücke näher untersucht; es ergibt sich das Vorhandensein zahlreicher Formen, welche einer vom Westsächsischen des Königs Alfred und des Abtes Älfric abweichenden Mundart angehören, jedoch nicht als Entlehnungen aus dem Kentischen oder Anglischen anzusehen sind, vielmehr als echt sächsische Patoisformen. Bülbring, dessen Aufstellungen hierdurch eine neue Bestätigung erhalten, hat seinerseits eine für die Sprachlehre des Mittelenglischen nicht unwichtige Untersuchung beigefügt.

3. Die langerwartete Neuausgabe des Beowulfliedes liegt also endlich vor, wenigstens der Text, mit den von Trautmann für unerläßlich gehaltenen Verbesserungen und manchen guten Vorschlägen, dazu eine möglichst wortgetreue Prosaübersetzung. Die Erläuterungen, die bei der mangelhaften Textüberlieferung allerdings von der größten Wichtigkeit sind, wurden leider zusamt dem Wörterbuch einer späteren Lieferung der „Beiträge" vorbehalten. Aber dem Anglisten nicht minder als dem Literaturfreund ist schon jetzt ein guter Dienst erwiesen. Im Anhang wird das Finn-Bruchstück, wie schon früher (Beitr. VII 55) in altenglischen Staben, aber in neuer kritischer Bearbeitung, die Waldherebruchstücke (über die Beitr. V 162) zum erstenmal in Staben abgedruckt. Änderungen machen sich namentlich im zweiten Bruchstück bemerkbar.

Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfdichter. Eine literarische Studie von Heinrich Bischoff, Professor an der Universität Lüttich. Mit dem Bildnisse Heinrich Hansjakobs. 8° (140) Kassel 1904, Weiß. *M* 1.60; geb. *M* 2.20

Daß auf einen bedeutenden katholischen Schriftsteller der Gegenwart in einer besondern Studie aufmerksam gemacht, über die Gesamtheit seiner Leistungen Überschau gehalten und das, was sie an Poesie und geistigem Gehalt, an Zartheit und Urwüchsigkeit in sich bergen, verständnisvoll gewürdigt werde, ist an sich erfreulich. Der Umstand, daß ähnliches schon vor einigen Jahren durch A. Pfister geschehen, und daß die jetzige „Studie" von einem die spezifisch katholische Anschauung ablehnenden Standpunkt aus geschrieben, ändert nichts an dieser Genugtuung. Man wird es dem Verfasser auch Dank wissen, daß er auf Lebenslauf, Schicksale, Anschauungen und Lieblingsideen seines Helden näher eingegangen ist, wozu ohnehin der Inhalt vieler von dessen Schriften fast die Nötigung bot. Das Buch ist aber doch weit eher „literarische Plauderei" als „Studie", und manche kunstkritische Sätze werden ausgesprochen, die man mit ernstem Kopfschütteln liest. In Hansjakobs Leben werden Wandlungen und Ideen ihm zum Ruhm und Verdienst angerechnet, die bei dem originellen, an Einfällen und Ausfällen übersprudelnden Manne subjektiv entschuldbar erscheinen mögen, die aber doch einer weit kundigeren und weiseren Abwägung bedurft hätten, als ihnen hier zuteil geworden ist. Zu Auseinandersetzungen über politischen und religiösen Katholizismus bot die kurze „literarische Studie" gewiß nicht den geeigneten Raum.

Christliche Kunst. Serie I bis V. Je fünf farbige Kunstblätter in kl. Folio. Mit erläuterndem Text von S. Staudhamer. München 1904, Gesellschaft für christliche Kunst. Je *M* 3.—

Schöne Werke fördern Liebe zu echter Kunst und zu tüchtigen Meistern nachhaltiger und sicherer als vielerlei Gerede. Darum sind die Jahresmappen wirksame Helfer geworden bei den Bestrebungen der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst. Entscheidenden Einfluß wird auch das neue „Pracht-Lieferungswerk" gewinnen, dessen fünf bis dahin erschienenen Serien mit 25 farbigen Blättern laute Anerkennung und warme Empfehlung verdienen. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß Werke christlicher Meister der Neuzeit bevorzugt sind und das Schwergewicht nicht gelegt ist auf bekannte Werke der großen Italiener, die deutschem Wesen doch ferner stehen, nicht einmal auf Erzeugnisse der mittelalterlichen Epoche. Unsere Kunst muß wiederum national, sie muß für das 20. Jahrhundert modern, für unsere Kirchen katholisch sein. Ein Zusammenschluß kirchlich gesinnter Künstler, wie Gelehrte ihn im Görresverein fanden, ist unbedingt nötig. Kommt er erst jetzt, zur elften Stunde, hoffentlich noch nicht zu spät, so muß er jedenfalls mit Aufwand aller Kräfte gestärkt werden. Möchten darum die Serien der „christlichen Kunst" viele Abonnenten gewinnen. In katholische Häuser passen sie doch zweifelsohne mehr als ähnliche Publikationen Seemanns.

Der Dom zu Münster in Westfalen. Geschichte und Beschreibung des Baues und seiner bildnerischen Ausstattung von C. A. Savels. Mit 2 Karten und 87 Abbildungen auf 17 Lichtdruck-Tafeln und im Text. 4° (72) Münster i. W. 1904, Regensberg. *M* 6.—

Die älteren Aufnahmen des Domes zu Münster und die Untersuchungen über dessen Baugeschichte genügten seit langem nicht mehr. Um so willkommener sind

die ebenso schönen als klaren hier gebotenen Pläne und Ansichten. Sie zeigen das Gotteshaus im Innern und Äußern, in Grundriß und Aufriß. Der Text beschäftigt sich eingehend mit der Baugeschichte und legt dieselbe klar dar. Doch dürfte die Datierung der Figuren und Ornamente der Vorhalle kaum richtig sein. Der Preis ist mit Rücksicht auf die wertvollen Abbildungen und Tafeln sehr mäßig.

Turm- und Glockenbüchlein. Eine Wanderung durch deutsche Wächter- und Glockenstuben. Von Dr Karl Bader. 8° (XII u. 222) Gießen 1903, Ricker. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Freundliche Ausstattung, insbesondere eine Anzahl von guten Abbildungen berühmter Glocken und Türme wären geeignet, von vornherein für die Schrift einzunehmen. In der Tat hat der Verfasser mit sichtlicher Liebe aus den Sprüchen des Volksmundes, dem Gebiete der Kunst, den Reichen der Geschichte, Sage und Poesie überaus vieles, oft Treffliches gesammelt, was nur mit Kirchturm und Glocke, mit Turmuhr, Turmspitze, Turmwächter u. dgl. einigen Zusammenhang hat. Bei dem wirklichen Reichtum vermißt man leider jede Übersichtlichkeit der Anordnung; die Inhaltsangabe muß dies ersetzen und zugleich die Stelle des Registers vertreten. Hier und dort öfter wiederkehrende Bemerkungen gegenüber denen, „deren Glauben in irrige Bahnen geraten", bezeugen Mangel an Verständnis für katholische Auffassung, aber auch an gutem Geschmack. Böswillig ist es nicht gemeint, das zeigt schon die Rüge (S. 113) gegen den unduldsamen Geist, der in so vielen Inschriften protestantischer Kirchenglocken sich kundgibt. Aber die Sorge um den „Aberglauben" der Katholiken hätte der Verfasser sich ersparen können, und es wäre schon im Interesse seiner Schrift gewesen, auf seine Glossen über katholische Glockenweihe, Glockentaufe und Marienverehrung zu verzichten; geistreich sind sie nicht.

Gottesdienst und Kirchenausstattung. Nachschlagebuch für katholische Geistliche und Kirchenbeamte. Von M. Brandenburg, Pfarrer zu Karthaus in Westpreußen. 8° (152) Berlin 1903, Germania. *M* 2.40

Die Schrift ist, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, vor allem für Priester bestimmt, die allein oder zu zweit in kleineren Gemeinden wirken und nur selten oder nie in die Lage kommen, feierlichen Gottesdienst zu halten, und baut sich auf dem Memoriale rituum Benedikts XIII. auf. Der erste Teil behandelt die Kirchengebäude und deren Ausstattung, der zweite den Gottesdienst an gewöhnlichen Wochentagen, der dritte den sonntäglichen Gottesdienst, der vierte die Feier des Kirchenjahres, der fünfte und letzte die gottesdienstlichen Handlungen bei besondern Gelegenheiten. Die Bemerkungen über die gottesdienstlichen Geräte und Paramente sind zum großen Teil Hartmanns Repertorium, Schmids Cäremoniale u. a. entnommen. Vielleicht wäre eine selbständigere und zugleich ausgiebigere Behandlung vorzuziehen gewesen.

Broschürensammlung der „Schweizerischen Kirchenzeitung". Eine Weile des Nachdenkens über die Seele. Homiletisch-philosophische Betrachtungen für gebildete Christen. Von A. Meyenberg, Professor der Theologie und Canonicus in Luzern. 8° (52) Luzern 1904, Räber & Co.

In edler Sprache behandelt die Broschüre auch dem gebildeten Laien verständlich eine sehr wichtige, tiefgreifende philosophische Frage. Sie beweist in religiös-anmutender Form die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Menschenseele.

Für die weiteren Kreise, an welche sich die Schrift wendet, wäre es angebracht, noch etwas mehr „aus dem Rahmen der Allerheiligenpredigt“ herauszutreten, ohne jedoch der ganzen Abhandlung ein Körnchen der religiösen Salbung und Weihe zu nehmen. Auch dürfte der Unterschied der Menschenseele von der Tierseele in irgend einer Form bewiesen werden müssen, um auch einem geschulten Denker beim ersten und Hauptbeweise kein Hinterpförtchen des Entkommens zu lassen.

Reuemotive für die Kinderbeicht. Bearbeitet von Heinrich Stieglitz, Stadtpfarrprediger in München. kl. 8° (IV u. 106) Kempten 1904, Kösel. *M* 1.—

Die Bearbeitung der einzelnen Reuemotive, wie sie das vorliegende Büchlein bietet, darf als trefflich bezeichnet werden. Der Verfasser weiß die verschiedenen Beweggründe anschaulich, praktisch und mit großer Wärme vorzutragen. Nur hätten wir gewünscht, daß am Schluß die tatsächliche Erweckung der Reue und namentlich des guten Vorsatzes etwas stärker betont worden wäre, als es wirklich geschieht. Dann kann Referent dem Verfasser nicht zustimmen, wenn dieser in der Einleitung bemerkt: „Ebensowenig empfiehlt es sich, bei jeder Beicht die sämtlichen Reuemotive durchzugehen; denn bloß flüchtig hingeworfene Gedanken lassen das Herz meist kalt. Das Gemüt muß erst erwärmt und der Wille bewegt werden. . . . Ein Reuemotiv, anschaulich und plastisch in kindlicher und anregender Sprache dargeboten, wird dieses Ziel am besten erreichen“, und wenn er demgemäß die einzelnen Exhorten durchweg auf ein Motiv beschränkt. Reue erwecken will gelernt sein, sagt der Verfasser mit Recht. Aber es will auch gelernt sein, aus den verschiedenen Motiven Reue zu erwecken; dazu ist es aber unseres Erachtens notwendig, daß bei jeder Beicht die Kinder angeleitet werden, das an der Hand verschiedener Motive zu tun. Insbesondere sollte keine Beicht vorübergehen, bei der sie nicht von neuem angelernt und angeregt werden, eine vollkommene Reue zu erwecken. Bei einer Kinderbeicht sich lediglich auf Motive wie Sündenlohn, Sündengefahr, das verlorene Paradies, das Fegfeuer, Todesgedanken, Häßlichkeit der Sünde, und zwar nur auf eines derselben beschränken, scheint Referenten nicht sehr pädagogisch. Übrigens ist es keineswegs so schwer, mit den Kindern vor der Beicht auf Grund verschiedener Motive den Reueakt zu machen, wenn nur diese im Unterricht in geeigneter Weise erläutert wurden. Darin hat natürlich der Verfasser recht: keine Schablone und keine flüchtig hingeworfenen Gedanken.

Die heilige Adventszeit. Von Dom Prosper Guéranger. Autorisirte Uebersetzung. Mit einem Begleitworte von Dr Friedrich Schneider. Dritte Auflage. 8° (XVI u. 538) Mainz 1904, Kirchheim. *M* 4.20

Die Tatsache, daß das 15 Bände umfassende, in dieser Zeitschrift VII 358 und XVIII 345 empfohlene, große Werk seit 1874 schon in dritter Auflage erscheint, liefert den sichern Beweis für dessen Gehalt und Brauchbarkeit. Es gibt in schöner deutscher Übersetzung die in Brevier und Meßbuch niedergelegte römische Liturgie nebst ausgewählten Stücken aus andern Liturgien des Morgen- und Abendlandes, ist also sehr geeignet, in den Geist des Kirchenjahres einzuführen und das kirchliche Leben zu förden.

Das Gebetsleben Jesu Christi, des Sohnes Gottes. Von Dr Margreth. gr. 8° (XII u. 320) Münster 1902, Aschendorff. *M* 6.—

Diese dankenswerte Monographie gibt A in § 1—3 eine Übersicht über die Quellen für die Lehre vom Gebete Christi, dann behandelt B das Gebet Christi.

Aus dem ersten Teil, der bloß ein Zehntel des gesamten Werkes umfaßt, heben wir die Zusammenstellung der einzelnen Schrifttexte in griechischer und deutscher Sprache hervor. Der zweite Teil umfaßt eine Reihe interessanter Fragen. § 4—7 behandeln die Tatsache des Gebetes Christi (des irdischen und himmlischen), die dogmatische Erklärung sowie die Frage nach der Notwendigkeit des Gebetes. In § 8 kommt die äußere Beschaffenheit des Gebetes zur Sprache. § 9—14 behandeln den Gegenstand des irdischen Gebetes Christi; die Lob- und Dankgebete, die Segensgebete, die Opfer- und Leidensgebete, die Gebete um die eigene Verherrlichung, die Gebete für die Apostel und die Hierarchie, für die Gläubigen und alle Menschen kommen einzeln zur Sprache; § 15 handelt über den Gegenstand des himmlischen Gebetes; in § 16—20 wird das Gebet Christi als Opferfunktion, als Gebet unseres Hauptes, in seiner unfehlbaren Wirksamkeit und seinem Beispiel für uns betrachtet. Ein dreifaches Verzeichnis: die einzelnen Gebete Christi, die angeführten Schriftstellen, die wichtigen Materien umfassend, beschließen die Monographie. Besonders ansprechend, zum Teil ergreifend erscheinen uns: die Gedanken über die Anrede (S. 118 u. 119), die Gedanken über das messianische Lob- und Dankgebet (S. 139 ff), über das hohepriesterliche Gebet (S. 155 ff), über das Opfergebet im Ölgarten (S. 167 f), über die Gebete des Herrn für seine öffentliche Wirksamkeit (S. 235 ff), das Gebet Christi als Beispiel für uns (S. 296 f). — Bei der Fülle schönen Stoffes wollen wir über Kleinigkeiten nicht rechten, obgleich die Ausführungen auf S. 280 uns nicht befriedigten. Um dem Buch einen größeren Leserkreis und eine weitere Benutzung zu sichern, möchten wir wünschen, daß manche Partien in einer zweiten Auflage kürzer gefaßt würden.

Anleitung zur Beruhigung ängstlicher Seelen. Von P. D. Karl Quadrupani, Barnabit. Aus dem Italienischen übersetzt von Johann Baptist Berger, Pfarrer zu Boppard. Fünfte Auflage. kl. 8° (VIII u. 170) Regensburg 1904, Manz. 80 *Pf.*

Dasselbe Buch. Mit den Zusätzen des Chevalier du Chambon de Mésilac versehen. Zweite Auflage. 16° (320) Paderborn 1903, Bonfacius-druckerei. 50 *Pf.*

Die von Quadrupani verfaßte tröstliche Abhandlung erschien in Italien bereits in 30 Auflagen, in französischer Übersetzung bereits in 18. Die an zweiter Stelle genannte Ausgabe ist durch Zusätze vermehrt, welche du Chambon aus den Schriften des hl. Franz von Sales beifügte. Diese Beigaben sind fast ebenso lang als der ursprüngliche Text, dienen zur Erweiterung und Vertiefung und haben durch das Ansehen des hl. Franz besondern Wert.

L'âme religieuse temple de Dieu. Retraite de consécration ou d'anniversaire par Olivier Lefranc T. O. P. 12° (170) Paris 1903, Lethielleux. *Fr.* 1.—

Die Lehre des hl. Paulus, Christen seien Tempel Gottes, wird mit Berücksichtigung des Tempels des Alten Bundes und der christlichen Kirchen sowie der an und in den Gotteshäusern vollzogenen gottesdienstlichen Handlungen begründet und zu Nutzanwendungen verwertet. Außerdem wird hingewiesen auf die dreifache Bedeutung der Stadt Jerusalem, auf Maria, den auserlesensten Tempel Gottes, und auf die Häuser des Simon, des Zachäus, Matthäus und Lazarus, in die der Herr einkehrte. Es ergaben sich dadurch viele fruchtbare und neue, das kleine Buch ansprechend und brauchbar machende Vergleiche.

Neue Marianische Literatur.

Das fünfzigjährige Jubiläum der feierlichen Verkündigung der Unbefleckten Empfängnis hat eine Reihe Gelegenheitsschriften veranlaßt. **L'immaculée Conception.** Par J. B. Terrien S. J. kl. 8° (180) Paris 1904, Lethielleux. *Fr.* 1.50. Die Schrift, ein Auszug aus dem trefflichen, in dieser Zeitschrift (LX 454 u. LXIV 338) angezeigten Buche La mère de Dieu et la mère des hommes, bietet eine durch theologische Gründlichkeit und echte Frömmigkeit ausgezeichnete Darlegung der Auserwählung und ersten Begnadigung Mariens.

„Keine Makel ist an dir" (Hl 4, 7). Ein Büchlein über die unbefleckte Empfängnis der Gottesmutter Maria. Mit einem Anhange verschiedener Gebete und vielen Bildern nach Gemälden berühmter Meister. Von P. Josef Schneider S. J. kl. 8° (118) Klagenfurt 1904, St Josef-Verein. Zehn Kapitel erklären in volkstümlichem, zuweilen etwas derben Tone die Bedeutung des Dogmas. Die zweite Hälfte des Büchleins bietet Andachtsübungen. — Anspruchslose, aber brauchbare Festbüchlein sind auch: **Maria, ohne Sünde empfangen.** Von P. Jos. Krebs C. SS. R. 12° (IV u. 108) Dülmen 1904, Laumann. Geb. 50 *Pf.* **Maria Immaculata.** Von Ludwig Soengen S. J. 12° (116) M.-Gladbach 1904, Kühlen. 30 *Pf.*; geb. 50 *Pf.* **Gnaden-Novene** zu Ehren der heiligen Gottesmutter Maria nebst einem Anhang der gewöhnlichen Gebete von Fr. X. Brors S. J. 12° (VIII u. 112) Weißensee-Berlin 1904, Waßmann, Pfarrer. Geb. 50 *Pf.*

Ein reichhaltiges, Priestern sehr nützliches Hilfsmittel zur eigenen Erbauung und zur Vorbereitung auf Predigten ist **Pietas Sacerdotalis** erga immaculatam Conceptionem beatissimae Virginis Mariae. Fasciculus precum meditationum et documentorum, quae collegit P. Henricus Watrigant S. J. 32° (343) Tornaci 1904, Desclée. *Fr.* 1.50.

Kühlen hat ein großes **Jubiläums-Gedenkblatt** herausgegeben. In Chromolithographie *M* 1.—, in Lichtdruck 80 *Pf.*, dazu ein „Immakulataschild" 20 *Pf.*

Von Dr Philipp Hammer, **Der Rosenkranz**, eine Fundgrube für Prediger und Katecheten, ein Erbauungsbuch für katholische Christen, wurde der erste Band in dieser Zeitschrift (XL 261) empfohlen. Er behandelt den Rosenkranz im allgemeinen, dessen Credo und das Vaterunser. Im zweiten Bande wird der Anfang, im dritten, bereits in vierter Auflage vorliegenden (gr. 8° [VIII u. 400] Paderborn 1903, Bonifaciusdruckerei. *M* 3.40), der Schluß des ersten Teils des Ave Maria erklärt, im vierten Bande der zweite Teil desselben sowie die Übung der drei göttlichen Tugenden. Folgen sollte noch eine Erklärung der fünfzehn Geheimnisse in gleicher gemütvoller und unterhaltender Schreibweise, welche das ganze Werk zu einem anziehenden und nützlichen Lesebuch für fromme Seelen macht. Der Tod setzte jedoch dem Wirken des Verfassers ein Ende.

Der hochheilige Rosenkranz in 31 Betrachtungen, Gebeten und Beispielen. Für den Monat Oktober und die Maiandacht bearbeitet von W. Cramer. Vierte, vermehrte Auflage. 12° (210) Essen-Ruhr 1904, Fredebeul. Geb. 60 *Pf.* — Für jeden Tag ist eine Betrachtung gegeben, welche sich auf den Wortlaut des Rosenkranzes, dessen Zweck und Form bezieht und mit einem Gebete sowie mit einem Beispiel endet. Alles ist klar, belehrend und anregend, so daß das Büchlein sich auch für gemeinsame Andachten brauchbar erweist.

Schlichte Gedanken über den Rosenkranz, von Schwester Maria Loyola, Klosterfrau zu York. Mit einer Vorrede von Herbert Thurston S. J. Aus

dem Englischen. 8° (X u. 267) Mainz 1904, Kirchheim. M 1.80; geb. M 2.20 Die einfachen, gehaltvollen Gedanken dieses kleinen Buches über die Geheimnisse des Rosenkranzes werden wegen ihrer neuen Form und wegen der anspruchslosen Art, in der eine fromme Klosterfrau sie vorträgt, Eindruck machen auf viele Leser und ihnen zum betrachtenden Beten des Rosenkranzes, das ja zur Gewinnung der Ablässe erfordert wird, gute Dienste leisten.

Neuer Mai-Monat. Mit Zugrundelegung des alten Büchleins von P. Alphons Muzzarelli herausgegeben von Dr Johannes Praxmarer. Zweite, durchgesehene Auflage. 8° (208) Mainz 1904, Kirchheim. 90 *Pf*; geb. M 1.20 — Einunddreißig auf die Tage des Maimonates verteilte Betrachtungen behandeln die Stoffe, welche in Exerzitien vorgelegt werden, und bezwecken, eine Anleitung zur Besserung des Lebens zu geben, und zwar unter besonderer Hilfe Marias. Ein Beispiel ist für jeden Tag beigefügt und wird bei gläubigen Seelen nicht ohne Wirkung bleiben.

Mater admirabilis. Die wunderbare Mutter. Eine Maiandacht in Beispielen von wunderbaren Gebetserhörungen von J. P. Toussaint, Priester der Diözese Luxemburg. Zweite Auflage. 8° (IV u. 212) Mainz 1904, Kirchheim. Geb. M 1.— Der Verfasser glaubt, die Andacht zur Gottesmutter würde wohl „am besten" gefördert „durch die anschauliche Erzählung der Gnadenerweise, mit welchen Maria jene belohnt, die vertrauensvoll ihre Zuflucht zu ihr nehmen". Selbst wenn alle Beispiele sicher beglaubigt wären, muß doch die dogmatische Grundlage stets der entscheidende Kern bleiben, besonders in unserer Zeit. Zum Privatgebrauche mag das Büchlein bei einfachen Leuten Dienste leisten, zum Vorlesen in öffentlichen Maiandachten ist es nicht zu empfehlen.

Ein Blumenstrauß, der Himmelskönigin gebunden. Eine Sammlung von Maiandachten für Kirche und Haus. Von Gemminger, Priesterhausdirektor. Zweite Auflage. 12° (VI u. 496) Regensburg 1903, Pustet. M 1.80; geb. M 2.40 — Das Buch bietet zwei Maiandachten mit je einunddreißig recht frommen, verständlichen und durch Beispiele anziehend gemachten Betrachtungen. Einiges ist freilich weit hergeholt, besonders in den sieben Betrachtungen über das Verhältnis Marias zu den einzelnen Sakramenten, auch sind für die Richtigkeit der angeführten Väterstellen die nötigen Nachweise nicht gegeben. Das Ganze ist aber einfachen Leuten, die guten Willens sind, sehr dienlich.

Lasserres **„Unsere liebe Frau von Lourdes"** hat Herder (Freiburg 1903) in der freien Übersetzung von M. Hoffmann in achter Auflage herausgegeben. Vgl. über das Buch diese Zeitschrift XXXI 436. M 3.—

Originell und populär, erbaulich und anregend ist ein von P. Valentin verfaßter **„Marianischer Sprachunterricht".** Neun Betrachtungen oder Briefe über den Gebrauch, welchen Maria, die Mutter Gottes, von ihrer Zunge gemacht hat. (12° [70] München 1904, Pfeiffer. 60 *Pf.*) Die Betrachtungen behandeln das Stillschweigen und das Reden Mariä, finden in letzterem je ein Wort der jungfräulichen Reinheit, Demut und Nächstenliebe, des Dankes, Schmerzes und Mitleides sowie der Belehrung.

Wert und Übung der Andacht zur allerseligsten Jungfrau oder: Warum und wie soll man Maria verehren? Von Gallifet, Priester der Gesellschaft Jesu. Aus dem Französischen. Neue Ausgabe, besorgt von P. Franz Miller S. J. 12° (190) Regensburg 1904, Manz. M 1.— Das treffliche, 1750 in Lyon zuerst erschienene und oft in verschiedenen Sprachen herausgegebene Werk, legt dem

Titel entsprechend in zwei Teilen dar, welche Gründe zum Vertrauen auf die Hilfe der Gottesmutter anregen, und wie man ihre Tugenden nachahmen soll. Sein Wert ist so allgemein anerkannt, daß es einer weiteren Empfehlung nicht bedarf.

Deutsche Poesie von den Romantikern bis auf die Gegenwart. Für Schule und Haus ausgewählt und mit kurzen Lebensbeschreibungen der Dichter sowie zahlreichen Erläuterungen versehen von Professor Dr Otto Hellinghaus. Dritte, sehr verbesserte und erweiterte Auflage. gr. 8° (XVI u. 706) Freiburg 1903, Herder. *M* 4.80; geb. *M* 6.—

Die Brauchbarkeit dieser schönen Blütenlese aus der neueren deutschen Dichtkunst beweist, daß sie bereits in dritter Auflage und so stark erweitert vorliegt. Die Grundsätze, nach denen die Auswahl geschah, sind die altbewährten: 1. Alles Aufgenommene darf der christlichen Schule und Familie unbedenklich in die Hand gegeben werden. 2. Die Proben haben eigenen Wert und dienen zugleich zur Charakteristik des betreffenden Dichters. 3. Keine Bruchstücke, sondern immer ein abgeschlossenes Ganze. Die Zahl der Dichter ist in der neuen Auflage von 71 auf 89, die der Gedichte von 678 auf 991 gestiegen. Sehr willkommen sind die kurzen Lebensbeschreibungen und die zahlreichen Erläuterungen. Das Buch ist dadurch zu einer Literaturgeschichte in Beispielen von Novalis bis auf Detlev v. Liliencron, Gustav Falke und Theodor Herold geworden und bietet insofern Wertvolleres als das neulich in diesen Blättern gelobte „Poesie fürs Haus", das die Gedichte nach ihrem Inhalte gruppiert hat, während Hellinghaus die chronologische Ordnung vorzog.

Im Zeichen der Jakobinermütze. Erinnerungen aus dem Tornister eines Soldaten der Revolutionsarmee. Nach dem Tagebuche eines Zeitgenossen bearbeitet von Theodor Graf von Scherer-Boccard. (Neue Ausgabe.) 8° (796) München 1903, Volksschriftenverlag. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

Die lieben alten Erinnerungen aus dem Tornister eines Soldaten der Revolutionsarmee, die uns vor einem halben Jahrhundert bei ihrer Lesung vor Spannung erzittern ließen, haben es wohl verdient, neu aufgelegt zu werden. Fehlt es doch in der Gegenwart nicht an Verblendeten, welche die französische Revolution verhimmeln und ihre Blutmenschen als Helden der Freiheit hinstellen möchten. Hier werden sie von einem Zeitgenossen, Alexis von Monteuil, dessen Aufzeichnungen Graf Scherer-Boccard folgte, wahrheitsgetreu gezeichnet. Die neue Auflage folgt, soviel wir sie verglichen haben, getreu der zweiten Auflage von 1857 (Hebler, Frankfurt a. M.), nur hat sie die vielen kleinen Kapitelchen in größere zusammengefaßt und mitunter eine erläuternde Note beigefügt. Es läßt sich nicht leugnen, daß die alte Ausgabe in drei Bänden handlicher war als die vorliegende.

Die Kirchfahrerin. Erzählung aus dem Volksleben von M. Buol. 8° (182) Köln, Bachem. *M* 1.50; geb. *M* 2.40

Auch ohne die Erklärung im Vorwort, daß das hier Gebotene nicht eigene Erfindung sei, wird jeder Leser die Überzeugung gewinnen, Wahres und Echtes in dieser vorzüglichen Erzählung vor sich zu haben. So etwas läßt sich nicht erfinden — das ist aus dem katholischen Volksleben herausgewachsen! Das arme „Moidle" aus dem Pustertale mit seinem schweren Geschicke, dem ererbten Fluche einer hartherzigen Ahnfrau, der erst durch die Sühne liebevollen Opfers gelöst wird, muß

das Interesse des Lesers in hohem Grade gewinnen. Die Charaktere sind psychologisch vertieft und heben die schlichte Erzählung über das gewöhnliche Maß literarischen Wertes hoch empor.

Neufränkische Lieder und Weisen. Von August Deppisch. 8° (388) Leipzig, Woerl. *M* 3.—

Die „Neufränkischen Lieder" enthalten im ganzen, was Inhalt und Form betrifft, doch manches „Altfränkische", und wir betrachten das durchaus als keinen Tadel. Begeisterung für Gott und Kirche, patriotische Treue und Ergebenheit an das bayrische Herrscherhaus kommt durchweg zum Ausdruck. Leider ist die poetische Form nicht durchwegs so einwandfrei wie der gesunde, kernige Inhalt. Die Lieder müßten sehr gesichtet werden. Was nur mehr oder weniger geschickt gereimte Prosa ist, dürfte in einer neuen Auflage nicht wieder erscheinen. Das Lehrgedicht „Die Schulfrage" z. B. enthält ja ganz vorzügliche Gedanken, kann aber doch kaum zur Poesie gerechnet werden, und so noch manches andere. Dafür sind einige der Lieder und der humoristischen Dichtungen recht gut gelungen.

Eremos. Auf der Fahrt nach dem Frieden. Eine Seelengeschichte in italienischen Tagebuchaufzeichnungen. 12° (274) Rom 1904, Pustet.

Unter dem Pseudonym „Eremos" birgt sich ein tüchtiger deutscher Gelehrter. In der Tat entwirft er uns mit gewandtem Stifte eine Reihe der herrlichsten Naturschilderungen und tiefempfundene Stimmungsbilder. Freilich tritt dadurch die eigentliche „Seelengeschichte" bis etwa in die Mitte des Buches, wo der Dichter mit den Campagna-Kindern zusammentrifft, etwas in den Hintergrund. Auch hat der Professore tedesco vielleicht gar zu viel Reminiszenzen aus der altrömischen Geschichte in seine Tagebuchblätter eingeflochten. Aber der Grundgedanke, daß man nur durch Weltentsagen zum Seelenfrieden gelange, wird schließlich gut gelöst. Dennoch bilden wohl den Hauptwert die wundervollen Natur- und Stimmungsbilder vom Tyrrhenenmeer, von der römischen Campagna, vom Nemisee, aus den Sabinerbergen. In diesen glühenden Schilderungen wie auch in den eingestreuten Gedichten spricht sich eine feurige Dichterseele aus. Reifen Lesern sei das Büchlein empfohlen; für die Jugend ist es zu überschwenglich.

Bilder aus dem Tiroler Volksleben. II. **Die Pestkapelle im Gaisfale.** Originalerzählung aus dem Tiroler Volksleben von Josef Praxmarer. Verfasser des „Aus den Flegeljahren in die Mannesjahre" usw. Dritte Auflage. 8° (416) Bozen 1904, Auer & Co, vorm. J. Wohlgemut. *Kr.* 2.50; kart. *Kr.* 3.—; geb. *Kr.* 3.50

Praxmarer ist wegen seiner volkstümlichen, warmen, aber kräftig-derben Sprache, mit welcher er Episoden aus der Geschichte seines Landes und Züge aus dem Volksleben zu schildern versteht, in weiten Kreisen geschätzt. Der vorliegende Band ist bereits die dritte Auflage zweier Erzählungen, die mehr durch die Idee — Edelsinn und Treue — als durch den inneren Zusammenhang der Begebenheiten miteinander verknüpft sind. Ohne das Mittel einer künstlichen Spannung versteht es der Verfasser, uns für seine ehrlichen, biedern Gestalten zu interessieren. Wir fühlen mit diesem heldenmütigen Löffelschmied den Schmerz über das Unglück seines schönen Vaterlandes, bewundern die Treuherzigkeit und den Edelsinn des Jörgele und freuen uns herzlich, daß beide im Frieden ihre alten Tage verleben. Eine Lesung, die erfrischt, hebt, veredelt!

1. **Aus den Tiroler Bergen.** Lustige und leidige Geschichten von Reimmichl (Seb. Rieger). Zweite Auflage. 8° (448) Brixen, Preßvereins-Buchhandlung. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

2. **Im Tirol drinn'.** Neue Geschichten aus den Bergen von Sebastian Rieger (pseud. Reimmichel). Zweite Auflage. 8° (374) Brixen 1904, Preßvereins-Buchhandlung. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

Bald muntere bald tieferntste Erzählungen sind es, die Seb. Rieger, der beliebte tirolische Reimmichel, uns in den beiden Bändchen bietet. Tiroler, wie sie leibten und lebten und hoffentlich auch jetzt noch nicht ausgestorben sind, — tapfer, fromm, voll Vaterlandsliebe und Gottvertrauen — ziehen die Helden dieser Erzählungen an uns vorüber. „Der Fahnlbua", „Das Blüeh-Moidele", „Der Bergnarr", „Die Heldenbraut" u. a. wirken geradezu ergreifend. Für die fröhlichen („lustigen") Geschichten wäre zuweilen eine knappere, packendere Form angeraten.

Miszellen.

Allerlei Glossen zum Freidenkerkongreß in Rom. Unter so günstigen äußeren Verhältnissen trat noch kein Freidenkerkongreß zusammen wie der diesjährige. Weder London (1882 und 1887) noch Paris (1889 und 1900), weder Amsterdam (1883) noch Antwerpen (1885), weder Madrid (1892) noch Brüssel (1895), nicht einmal die Calvinstadt Genf (1902) konnte auf das Freidenkerherz eine solche Anziehungskraft ausüben, zu so hochgradiger Begeisterung entflammen und eine solche Fülle prachtvollen Deklamationsstoffes bieten wie das Rom von 1904. Man denke sich doch! Rom immer noch — jetzt bereits im 20. Jahrhundert — der Sitz desjenigen, der beansprucht, der unfehlbare Lehrer der Menschheit und der geschworene Feind der Gedankenanarchie zu sein! Rom am 20. September, also am Jahrestag des Einmarsches der piemontesischen Truppen durch die Porta Pia und des Zusammenbruches der weltlichen Herrschaft des Papstkönigtums! Rom mit seinem Collegium Romanum, das die italienische Regierung in zarter Aufmerksamkeit dem freien Gedanken zum Tummelplatz angewiesen hatte, dasselbe Collegium Romanum, wo das durch die Jesuiten immer und mit aller Energie vertretene Prinzip der geistlichen und weltlichen Autorität und deren herrschgewaltige Logik und Wissenschaft jahrhundertelang die stolzesten Triumphe gefeiert hat! Mein Herz, was willst du mehr?

In der Tat war denn der Besuch dank der Fürsorge der französischen und italienischen Regierungen, welche die großen Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsgesellschaften veranlaßt hatten, den Kongreßmitgliedern alle nur irgendwie möglichen Erleichterungen zu gewähren, ein befriedigender, ja guter. Nach dem

offiziellen Berichte mögen etwa 5000 Köpfe an den Veranstaltungen teilgenommen haben. Unter den ca 1500 Ausländern zählte man nahe an 1000 Franzosen und etwa 400 Spanier, während der Rest aus Deutschen (72), Belgiern, Russen, Holländern, Engländern und Amerikanern zusammengelesen war. Es mag aber gleich beigefügt werden, daß es keine Unehre ist, wenn das germanische Element gegen das romanische in bedeutender Minderheit blieb und das angloſächsische fast ganz verschwand. Was also die Zahl der Besucher betrifft, konnte sich selbst der Sanguiniker damit zufrieden geben. Die Qualität freilich hätte besser sein können. Die Regierung ließ sich nur durch ihre Gendarmerie und Carabinieri vertreten, selbst der freidenkerische Unterrichtsminister, der doch sein Erscheinen zugesagt hatte, fand noch zur rechten Stunde, daß er verhindert sei. Von geistigen Kapazitäten merkte man auch nicht viel. Allerdings tat die Frankfurterin noch am 23. September mit den vielen „Gelehrten von Weltruf", welche dem Kongresse beiwohnten, gewaltig groß. Allein sie muß schlecht berichtet gewesen sein; denn gerade die bekanntesten unter den von ihr aufgezählten Namen, der Franzose Berthelot, der Norweger Björnstjerne Björnson, der Italiener Lombroso, glänzten durch ihre Abwesenheit, und der Spanier Salmeron, der Museumsdirektor Sergi und selbst unser Ernesto Häckel konnten für diesen Ausfall nur einen schwachen Ersatz bieten.

Der Freidenkerkongreß von Genf hatte Berthelot mit Häckel das Ehrenpräsidium für die Versammlung in Rom angetragen. Aber Marzellin Berthelot ging nicht nach Rom, und das war gescheit von ihm; er war viel gescheiter als sein Mitehrenpräsident Ernst Häckel von Jena.

Es ist ein liebliches Idyll, in welchem uns Gaston Mouray, ein Teilnehmer am Kongresse, unsern gelehrten Landsmann vorführt. Das Festbankett zwischen den Ruinen des alten Imperatorenpalastes auf dem Palatin war vorüber — das Bankett zu *Fr.* 3.50. Das geborstene Mauerwerk, die gestürzten Säulenkolonnaden des Augustuspalastes, die prachtvollen Lichteffekte eines wunderbarschönen italienischen Herbsttages, diese harmonisch abgegrenzten Baumgruppen, dieses Dunkel der Zypressenhaine, dieses Azurblau des Himmels, der sich über die römische Campagna wölbt, — ein Hintergrund wie geschaffen, um das ehrwürdige Gelehrtenhaupt Ernst Häckels von Jena zu seiner vollen Geltung zu bringen. „Ich hatte einige Augenblicke das Glück, mit Professor Häckel zu plaudern. Er saß auf einem ausgebrochenen Kapitäl, im Halbschatten der breiten Krempen seines Schlapphutes aus weichem Filz — das ist der Hut, den Carlyle auf dem Porträt von Whistler trägt. Ich sah seine klaren Augen funkeln, Kindesaugen von deliziöser Reinheit und Feinheit. Und welch ein gutmütiges, verbindliches Lächeln! Welch eine Heiterkeit in seinem ganzen Wesen! Dieser Mann besitzt, man fühlt es, alle Gewißheiten (toutes les certitudes), und er ist glücklich. Als ich ihn um seine Ansicht über die heutige französische Wissenschaft fragte, gab er zur Antwort: ‚Sie haben, wie übrigens auch wir in Deutschland, keine Gelehrten mehr wie jene, deren Entdeckungen und Gedanken während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts die Welt durchstrahlten und erleuchteten. Cuvier und Claude Bernard, wer ist an ihre Stelle getreten?'" Der französische

Journalist hatte wohl keine Lust zu bemerken: Weder Cuvier noch Claude Bernard würden heute ihren Gelehrtenruf in Rom kompromittieren, denn sie waren nicht Freigeister, sondern gläubige Christen. Er hatte vielleicht auch keine Zeit dazu, denn bereits spielte die Musik, die Klänge der Marseillaise wirbelten zum azurblauen Himmel empor, und die Kongressisten, Männlein und Weiblein, marschierten in gehobenster Stimmung über das Forum Romanum — zur Arbeit in der Aula maxima des Römischen Kollegs.

Hier wäre der Ort gewesen, wo der „Vertreter Deutschlands", wie er sich stolz zu nennen beliebte, sein Licht hätte leuchten lassen können. Er hat es nicht getan. Oder sollte etwa die Vertretung des „deutschen Gedankens" darin bestehen, daß Häckel ein Zustimmungstelegramm an Combes, den brutalen Unterdrücker des freien Gedankens, beantragte? oder darin, daß er am Standbild Giordano Brunos einen Kranz niederlegte mit der stolzen Inschrift auf der roten Schleife: „Ernesto Haeckel per la Germania"? oder gar darin, daß er dreißig Thesen über seine monistische Weltanschauung im Felleisen über die Alpen schleppte, die man in Rom weder hören, noch studieren, noch diskutieren wollte, die aber zum Glück für Deutschland schon vorher durch das Frankfurter „Freie Wort" veröffentlicht waren? In Rom aber wollte man, wie es scheint, nicht einmal seinen charakteristischen germanisch-griechischen Wortschatz kennen lernen, nicht seine „embryonische Psychogenie", seine „cänogenetischen" Wechsel, sein „Psychoplasma", nicht seine „Cytopsyche", „Cänopsyche", „Histopsyche", „Neuropsyche", nicht seine „Ästhesis", „Tropesis", „Pyknosis", nicht einmal seine „Dysteleologie". Diese Barbaren von Romanen, die von solcher Wissenschaft nichts wissen wollten! Vielleicht hat es ihnen der Freidenker Karl Vogt angetan, der einmal gesagt hat, er verstehe selbst mit dem Lexikon in der Hand nichts davon. Interessant wäre auch die Vorführung des Bathybius Haeckelii und dessen Entwicklung zum Homo sapiens gewesen; lehrreich und absolut neu ein anständiger Beweis für die generatio aequivoca — die Hauptgegner Pasteur, Tyndall, Quatrefages, Claude Bernard und so viele andere wissenschaftliche Größen waren ja nicht zugegen, und die anwesenden Freidenker hätten seinen Hauptbeweis, man müßte sonst eine Schöpfung annehmen, unbesehen und blindlings angenommen; dem wissenschaftlichen Milieu, in dem sich der Ehrenpräsident jetzt befand, hätte es durchaus entsprochen, wenn er seine kühnsten Behauptungen über die Entwicklungslehre zum besten gegeben hätte, jene Behauptungen, die selbst einen Ch. Darwin erzittern ließen und die dem Professor von Jena in freidenkerischen Kreisen den Ehrennamen des „Enfant terrible des Darwinismus" eintrugen (Claparède). Es ist überhaupt so eine eigene Sache um die Wissenschaft des „Ehrenpräsidenten des 10. internationalen Freidenkerkongresses". Man erkundige sich darüber einmal bei Karl Vogt, Virchow, Du Bois-Reymond oder bei Dennert, Paulsen, Harnack, Loofs u. a., die nicht gerade übermäßig sklavisch am alten Christenglauben festhalten und dem freien Gedanken einen ziemlichen Spielraum belassen. E. Häckel ein Gelehrter von Weltruf!

Und doch war E. Häckel unbestritten die erste und, da Berthelot die Freundlichkeit hatte, wegzubleiben, die einzige „wissenschaftliche Größe" auf

dem Freidenkerkongreß! „Er war glücklich.“ Der Professor einer deutschen Hochschule ist glücklich mitten unter einer schreienden, heulenden, sich zankenden und balgenden revolutionären Bande, welcher der roteste belgische Sozialist Demlon Vorhaltungen über Anstand machen muß! Er ist Ehrenpräsident dieser Bande! Neben ihm sitzen und kommandieren Sozialisten rotester Färbung, und Häckel ist glücklich! Man singt und spielt die Marseillaise, die Internationale, die Carmagnole, und auf Häckels feinen, reinen Zügen spielt das bekannte deliziöse Lächeln! Man entfaltet die rote Fahne, man predigt die soziale Anarchie, die Revolution, den Königsmord: Häckel sieht und hört alles, er steht dabei und lächelt verbindlichst! „Er ist glücklich!“ Wenn es nicht zur Unehre der Wissenschaft wäre, möchte man zu seiner Entschuldigung annehmen, er habe von allem, was um ihn her vorging, nichts gehört, gesehen, verstanden; er habe bei seiner Wallfahrt zum Giordano Bruno-Denkmal nichts von dessen freien Sitten und homosexuellen Ungeheuerlichkeiten gewußt; er habe nie gehört, daß ein gewisser Giuseppe Garibaldi, zu dessen Standbild unser deutscher Professor gleichfalls pilgerte, im Jahre 1870/71 deutsche Krieger aus dem Hinterhalte niederknallen ließ! Wäre er doch wie sein Kollege Berthelot schön zu Hause geblieben! Der Glückliche wäre jetzt glücklicher und um eine kolossale Blamage ärmer.

Der Kongreß hub mit einer Wallfahrt zur Bresche der Porta Pia an. Die „Kölnische Zeitung“ nennt den Aufzug einen „Radauzug“. Es ließ sich doch so flott marschieren unter den Klängen der Kapelle „Umberto I.“, zwischen den spalierbildenden Carabinieri, auf den Takt der unvermeidlichen Marseillaise. Aber diese Franzosen! Da entfalten sie eine blutrote Fahne, singen Revolutionslieder, vergreifen sich am savoyischen Wappen! So was muß die Polizei nervös machen! — An der Porta Pia angelangt, hält der belgische Sozialist Fournémont, der Generalsekretär des Kongresses, die Festrede. Er spricht von der großen französischen Revolution, er spricht von der Gründung der Internationale im Jahre 1864 in London, er spricht von den Ereignissen des 20. September 1870 an der Porta Pia: er sagt aber nicht, was der Einzug der piemontesischen Kanonen mit der Gedankenfreiheit zu tun habe. Oder sollte das auch Gedankenfreiheit sein, wenn das Raubtier das wehrlose Lamm überfällt und zerreißt? Der frechste Straßenräuber wäre dann der größte Freidenker!

Über den Verlauf des Kongresses selbst ist nicht viel zu sagen. Die Tagesblätter, und zwar auch die der gedankenfreiesten Richtung, sind darüber nicht sehr erbaut. „Von allem Anfang an hatten die Anarchisten und Sozialdemokraten rotester Färbung die Führung an sich gerissen und die Freiheit des Wortes durch ihre terroristische Taktik zu nichte gemacht. . . . Eine Tagesordnung Hubbards erklärte den Papst für den Leiter eines Syndikats, dem der besondere Schutz der Gesetze nicht gebühre. . . . Die Tagesordnung wurde mit Jubel aufgenommen. Eine andere Tagesordnung schaffte Gott ab, eine dritte pries die Universalrepublik als die der Menschheit einzig zuträgliche Regierungsform, und eine vierte brandmarkte die Sozialpolitik des italienischen Kabinetts. Der Kongreß schloß mit einem begeisterten Hoch auf die Universalrepublik und die soziale Revolution. Die Staatsbehörden hatten dem wüsten Treiben (!) dieser Pseudogelehrten (!) mit

einer seltenen Langmut zugesehen." So die „Neue Freie Presse". Wie verschämt tut dagegen die Indépendance Belge: „Wozu es vertuschen wollen? Man muß die Wahrheit auch gegen sich selbst zu sagen wissen. Es ist sehr zu bedauern, daß die Behauptung des freien Gedankens im Angesichte des Vatikans nicht immer den Charakter der Würde und Logik, der Ordnung und Disziplin, wie es wohl wünschenswert gewesen wäre, an sich trug." Humorvoller spricht schon die „Neue Züricher Zeitung": „Der Internationale Freidenkerkongreß ist kein gelehrtes, sondern ein politisches Stelldichein höchst zweifelhafter Art gewesen. Sozialisten aller Länder, aber besonders Frankreichs, Spaniens und Italiens überwogen; selbst an Anarchisten fehlte es nicht. Das schöne Geschlecht war durch ein paar zigarettenrauchende Russinnen und Jüdinnen vertreten, die für die Befreiung des Weibes eine Lanze brachen" usw. Die erzliberale, kirchenfeindliche Zeitung La Capitale spricht von dem „bedauernswerten Ausgang", den der Kongreß genommen, von seinen Besuchern als von „den extravagantesten und bizarrsten Elementen, die man auf der Welt habe finden können"; diese hätten „durch ihre Ausschreitungen mit vollen Händen die Lächerlichkeit auf den Kongreß gehäuft". „Die Angelegenheit des freien Gedankens . . . hat nie so viel Unglück erlebt wie während des Kongresses. Im ganzen genommen ist er als eine große und lächerliche Eselei erschienen, ja sozusagen wie eine Burleske schlimmster Sorte." Neben der „lächerlichen Eselei" und der „Burleske schlimmster Sorte" erscheinen Bezeichnungen wie „immense Kinderei", „großartige Kirmeß", „allseitiges Fiasko", die man anderswo lesen konnte, wie die reinsten Koseworte.

Woher diese allgemeine Verstimmung? Woher diese Verurteilung in allen auch nur halbwegs anständigen Kreisen? Doch wohl nicht daher, daß der Kongreß gegen das Papsttum, die Kirche, die Religion gerichtet war? Gewiß nicht. Hätten die Freidenker in Rom nur gegen die Herrschgelüste des Vatikans, gegen den Übermut des Klerikalismus, gegen das Königtum Christi und etwa noch gegen den persönlichen außerweltlichen Gott gewettert; hätten sie nur auf Trennung von Kirche und Staat und allenfalls auf Unterdrückung der Kirche, nur auf vollständige Laisierung des Unterrichts und der Erziehung, nur auf brutale Knechtung und Unterdrückung Andersdenkender beantragt; hätten sie nur die Abschaffung der Garantiegesetze und die Auslieferung des Papstes an den Pöbel gefordert und erzwungen: wahrhaftig, sie hätten mehr erreicht; der Liberalismus hätte mit verschränkten Armen und deliziösem Lächeln ihnen zu Gevatter gestanden, und der Freidenkerkongreß wäre als Großtat des freien Gedankens in die Annalen der Geschichte eingetragen worden.

Woher also die Verstimmung? Ach, der Freidenkerkongreß hatte das Unglück, frei zu denken, nicht bloß über Religion und Kirche und Papsttum, sondern auch über Kapital und Eigentum, über Regierungsrechte und Regierungsformen, über Königtum und Republik, und er hatte den weiteren unglücklichen und unverzeihlichen Einfall, auch konsequent zu denken. Warum sollte denn das Eigentum des Großkapitalisten unantastbarer sein als der Besitz der Armen und der Kirche? Warum sollte das Königtum eines Viktor Emanuel geheiligter

sein als die Krone des Priesterkönigs auf Petri Thron? Sind überhaupt Rechte noch denkbar, wenn man einmal die Abschaffung Gottes beschlossen hat? Wozu also erschrecken über die notwendigen praktischen Folgerungen seines eigenen Freidenkertums? Wozu indigniert tun, wenn die soziale Revolution, wenn die Universalrepublik ausgerufen wird? Wozu es als „eine Unschicklichkeit" — wie zart! — bezeichnen, wenn ein französischer Abgeordneter in öffentlicher Versammlung zur gewaltsamen Beseitigung der Könige auffordert? Wozu sich also entrüsten über den wüsten Hexensabbat, der sich während dreier langer Tage in der Aula maxima des Collegium Romanum abspielte? Dieser ekle Hexensabbat bietet übrigens nur einen schwachen Vorgeschmack von dem grauenhaften Durcheinander, dem die menschliche Gesellschaft bei der konsequenten Durchführung des Freidenkertums entgegengeht — dem Pandämonium!

Und das Facit aus dem ganzen Rummel?

Der „Avanti", der italienische „Vorwärts", lacht und höhnt über den lendenlahmen, theorisierenden Liberalismus, das Kathederfreidenkertum, das für immer erdrückt worden sei; eines habe der Kongreß ins hellste Tageslicht gesetzt: den sieghaften Vormarsch des Sozialismus. Darin mag der „Avanti" recht haben: Das Kathederfreidenkertum — die academia — wird den sieghaften Vormarsch der Anarchie nicht aufhalten, im Gegenteil nur fördern und dabei selbst verbluten.

Aber auch der Sozialismus wird seinen Meister finden. Denn drüben im Vatikan betet und trauert der Statthalter Christi: die Beleidigungen und Blasphemien, welche Gottes Majestät zugefügt werden, erfüllen seine glaubensinnige Seele mit tiefem Schmerze, und der Papst fordert zur Sühne auf. Gleichzeitig protestiert er gegen die erneuten schreienden Verletzungen seiner heiligsten Rechte und damit der Rechte aller Fürsten und Könige. Er weint bei dem Gedanken, zu welchen Untiefen des Elends und der Verzweiflung die menschliche Gesellschaft durch das Freidenkertum getrieben wird. Er weint, aber er hofft. Gottes allmächtige Hand schützt sichtbar seine Kirche. Der Dom des hl. Petrus ruht auf zu festem Gestein, als daß er durch das Gekrächze und die Gestikulationen einiger wutschnaubenden, zigarettenrauchenden Bellen de Saraga und Genossinnen ins Wanken käme. Die Anfeindungen haben der Kirche immer noch Triumphe gebracht. Der letzte Freidenkerkongreß war von Anarchisten, Sozialisten, Freidenkern jeder Schattierung als Gegenstück zum Vatikanischen Konzil geplant und in Szene gesetzt: er verkrachte an seiner eigenen „Lächerlichkeit" und „Eselei".

—ρ

Zur Jubelfeier der Unbefleckten Empfängnis.

(8. Dezember.)

Wie einst vor fünfzig Jahren geht heut von Mund zu Mund
Ein Jubelruf gar selig durchs weite Erdenrund.

Er gilt der makellosen, der reinsten Himmelsbraut,
Dem wunderbarsten Tempel, den sich der Herr erbaut,

Der hehren Bundesarche, dem Vlies des Gedeon,
Dem Paradiesesgarten, dem lichten Gnadenthron,

Dem wunderbaren Dornbusch, den nie die Glut versehrt,
Dem Davidsturm, der siegreich den Feind von uns gewehrt,

Dem Reis aus Jesses Stamme, dem goldnen Himmelstor,
Der Lilie zart und lieblich, die nie den Duft verlor,

Dem Weib, das, ohne Sünde, der Schlange Haupt zertrat,
Der Menschheit Ruhm gerettet, nach Gottes ew'gem Rat.

Der Sündflut Wogen brachen sich scheu an ihrem Fuß,
Eh' noch als Gottesmutter sie ehrt des Engels Gruß.

Im ersten Augenblicke ward sie durch Gottes Huld
Erlöst und rein bewahret von jeder Sündenschuld.

So strahlt sie lichtumwoben inmitten dieser Welt
Voll Schuld und Not und Sünde, das reinste Gotteszelt.

Den Mond zu ihren Füßen, ums Haupt den Sternenkranz,
Trägt sie als lichten Mantel des Lenzes Sonnenglanz.

Von ihren reinen Händen ziehn Strahlengarben aus
Und fluten Licht und Leben ins dunkle Erdenhaus.

Es weicht von Adams Söhnen des Fluches Todesnacht,
Ein neuer Schöpfungsmorgen, ein neuer Tag erwacht.

Herab zu den Verbannten der Ew'ge selber steigt,
Sein Friedensbogen funkelt, der Sturm der Sünde schweigt.

Die Wahrheit das Erbarmen nicht zürnend mehr verneint,
Gerechtigkeit und Frieden ein sel'ger Kuß vereint.

Bis zu der Gottheit Höhen die Menschheit ringt empor,
Kein Flammenschwert des Engels droht mehr an Edens Tor.

Empor aus Not und Sünde, empor aus Qual und Schmerz
Zieht uns mit milder Liebe der Jungfrau Mutterherz.

Es glätten sich die Wogen, und durch das weite Meer
Zieht unverletzt und siegreich der Kirche Schiff einher.

Und wie der neunte Pius voll Liebe, voll Vertrau'n
Empor zur Jungfrau blickte in Not und Todesgrau'n,

Und wie der greise Leo bei ihr Erhörung fand
Und ihr die schönsten Rosen zum heil'gen Kranze wand,

Schaut auch der zehnte Pius zu ihrem Thron empor,
Schmückt ihre Festaltäre mit reichstem Blütenflor,

Und jubelnd stimmt der Erdkreis ein in sein flehend' Wort:
Maria, sündenlose! o sei du unser Hort!

Alexander Baumgartner S. J.

Unsere Liebe Frau vom guten Rat.

„Ich sehe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt“, singt der Dichter. Aber keines der Bilder vermag dieses wunderbare Wesen, nach Gott das schönste und größte, in seinen Vorzügen, Ehren, Würden und in der Herrlichkeit seiner Bedeutung und Macht zu schildern. Kunst und Gelehrsamkeit, Kindessinn und Seherblick, der Alte und der Neue Bund haben für diese „Kaiserin der Welt und des Himmels“ ein Hof- und Titelbuch zusammenzustellen sich bemüht und sind noch nicht damit zu Ende gekommen. Wie jeder Frühling neue Blüten und Blumen ansetzt und gebiert, so eifert jedes Jahrhundert, durch neue Titel und Nennungen seine Verehrung und Liebe gegen die seligste aller Frauen zu betätigen und zu verewigen.

So begrüßt, kaum aus der Wiege gehoben, unser Jahrhundert jetzt in amtlicher Anrufung Maria als die Mutter des guten Rates. Es ist eine der letzten Verfügungen des Papstes Leo XIII. und einer der vielen Beweise seiner kindlichen Andacht und Verehrung zur Gottesmutter, daß er diesen Titel der Lauretanischen Litanei einfügte (den 22. April 1903). Es ist eine hehre und liebliche und bedeutungsvolle Benennung, die einer Ratgeberin der Christenheit und Spenderin des guten Rates.

I.

Der Rat ist eine Betätigung der Klugheit, deren Aufgabe darin besteht, uns die rechten Mittel zum Ziel zu zeigen. Der praktische Verstand wendet nämlich vermittelst der Klugheit die allgemeinen Grundsätze des sittlichen Lebens auf die einzelnen vorkommenden Fälle an, welche von uns eine Entscheidung fordern, zeigt, was unter diesen Umständen zu tun ist, und ordnet das Erkannte als Mittel an. Der Rat ist gut, wenn er das rechte Mittel zum guten Ziel trifft und vorschreibt, schlecht aber ist er, wenn er verkehrte Mittel zum guten Zweck, oder gute Mittel zu einem

verworfenen Zweck anordnet. Guter Rat ist nun vor allem auch im übernatürlichen Leben wichtig und notwendig. Deshalb gibt es nicht bloß eine eigene übernatürliche Tugend, die uns guten Rat vermitteln soll, nämlich die Tugend der Klugheit, und nimmt diese in einem gewissen Sinne unter allen sittlichen Tugenden den ersten Rang ein, sondern zur leichteren und praktischeren und sichereren Betätigung derselben wird uns sogar eine besondere Gabe des Rates verliehen, die zu den Gaben des Heiligen Geistes gehört (Is 11, 2).

Wer sieht auch nicht ein, wie unendlich wichtig für uns unter allen Umständen der gute Rat ist? Unser ganzes sittliches Leben besteht seiner Vollkommenheit nach in der Geradheit und Übereinstimmung unseres Willens und Handelns mit dem Willen Gottes und unserem ewigen Ziel. Dazu also ist vor allem erfordert, daß wir bei den Entscheidungen, die zu treffen sind, erkennen, welches der Wille Gottes und welches Mittel diesem Ziel entsprechend ist. Darin nun gerade besteht der gute Rat. Ohne diese Gabe des Rates ist alle Klugheit und Weisheit wie eine Klinge ohne Heft, wie ein Ding ohne Namen und wie die Schrift sagt, eine verborgene Weisheit und ein versteckter Schatz, die niemand von Nutzen sind (Sir 20, 32). Wer ist nun aber im stande, immer zu wissen, was nach dem Willen Gottes ist und was uns zum ewigen Ziele führt? „Unzuverlässig sind die Gedanken der Sterblichen und unsicher unsere Berechnungen, denn der verwesliche Leib beschwert die Seele. . . . Deinen Ratschluß aber, wer kann ihn kennen, außer du gibst ihm Weisheit und schickst deinen Heiligen Geist aus den Höhen?“ (Weish 9, 14 f.) Groß ist von außen der Widerstreit des Bösen und Guten um uns, ja in unsern eigenen Herzen sind die Stimmen der Verlockung und der eigenen inneren Gelüstigkeit oft so stark und überzeugend, daß es eine schwere und oft unmögliche Aufgabe ist, zu erkennen und zu befolgen, was uns wirklich zum Heile dient. Da ist dann wirklich guter Rat teuer, und hundert Geheimräte der Welt mögen nicht ausreichen mit all ihrer Weisheit und Erfahrung.

Wie überaus wichtig, wie segensreich oder verhängnisvoll erweist sich oft für uns und andere, für Zeit und Ewigkeit, einen guten Rat zu haben und zu befolgen oder auf die Pfade eines verfehlten Ratschlusses zu geraten! Vornehmlich ist die Gabe des guten Rates aber wichtig für solche, die andere zu leiten und zu regieren haben, für Vorgesetzte, Seelenführer und für Regenten von Gemeinwesen. Mit Recht heißt die Klugheit bei den Gottesgelehrten die Tugend der Regenten und die Führerin und Wagen-

lenkerin aller Tugenden. Wie schrecklich hat sich der unweise und böse Rat der Jugendgenossen an Roboam gerächt! Er kostete ihn die größere Hälfte seines Reiches (3 Kg 12, 13 f). Die Schrift nennt ihn deshalb den törichten Nachfolger seines weisen Vaters Salomon, ja den Törichtesten des Volkes und den Verlassensten an Klugheit, der das Volk durch sein Unternehmen zum Abfall brachte (Sir 47, 27 28). Machte doch auch ein verruchter Rat das ganze Volk Gottes zum Gottesmörder und zum Mörder an seinem Berufe und an seiner Auserwählung (Jo 11, 50). Noch jetzt heißt die Stätte, wo der Rat gegeben worden sein soll, „der Berg des bösen Rates". Es ist ein sicheres Strafgericht Gottes über ein Volk, wenn er es des Rates bar und ohne Einsicht und Verständigkeit läßt (Dt 32, 28), wenn er von ihm wegnimmt alles, was stark und kräftig ist, Ratgeber, Richter und Propheten, wenn er ihm Kinder zu Fürsten gibt (Is 3, 1 f), wenn er es ausliefert in die Hand von trügerischen Ratgebern (Klgl 2, 14. Jr 23, 16 f. Ez 13, 4). Im Gegenteil ist es ein Wort des Segens, wenn der Herr zu einem Volke spricht: „Ich werde bestellen Richter, wie sie früher waren, und Räte wie von alters, danach wirst du genannt werden Stadt des Rechtes, eine treue Burg" (Is 1, 26). Deshalb mahnt die Heilige Schrift so oft und eindringlich: „Rat und Klugheit weise nicht ab von dir" (Sir 6, 24). „Wer weise ist, hört auf Rat" (Spr 12, 15). „Des Weisen Rat ist eine Quelle des Lebens" (Sir 21, 16). Im Gegenteil warnt sie auch: „Bewahre dein Herz vor einem Ratgeber" (ebd. 37, 9), und: „Bereite dein Herz mit gutem Rat, kein anderer wird für dich mehr Wert haben" (ebd. 37, 17). Die Weisheit aber, die versteht, was wohlgefällig vor Gott, was richtig ist nach seinem Gesetz, wohnt bei Gott als Beisitzerin seines Thrones. Von dort muß sie kommen und uns lehren, wie wir das Heil finden (Weish 9, 4 9 18 19). Und sie kommt zu uns, vermittelt durch Engel und Menschen, die Gott uns zu Ratgebern bestellt, namentlich durch Maria, die Mutter des guten Rates.

II.

Maria ist die beste Ratgeberin. Die Begründung liegt ganz und gar in der Beziehung Marias zum Gottmenschen, Jesus Christus. Christus, der Gottmensch, ist wahrer Sohn Gottes und die zweite Person in der heiligsten Dreifaltigkeit und als solche die Person der Weisheit Gottes und der Inbegriff und die Quelle aller Erkenntnis Gottes und des Heiles. Schon als ewige, königliche Weisheit ist sie lieblich und erhaben geschildert

in der Schrift, in dem freundlichen Verkehr mit den Menschenkindern als Urheberin der physischen Ordnung, als Führerin, Leiterin, Ratgeberin und Retterin der Menschheit aus dem Verderben der Welt und des Heidentums (Weish Kap. 6 7 8 13 14 15). In dieser Eigenschaft wurde sie von den Propheten verkündigt und vorausgesagt als der große Ratgeber (Js 9, 6), auf dem der Geist des Rates selbst ruhen sollte (ebd. 11, 2). Und so erschien sie wirklich in der Gestalt des Gottmenschen und offenbarte sich als die Quelle aller Gotterkenntnis und des Heiles (Mt 12, 18), als Licht- und Ratspender, der alle Welt erleuchtet (Jo 1, 9; 8, 12) und betätigt sich noch fortwährend in der Kirche durch den Glauben, durch sein Gesetz und seine Gnadenwirksamkeit fort und fort durch alle Geschlechtsfolgen in den heiligen Seelen, die sie zu Freunden und Propheten Gottes macht (Weish 7, 27).

Dieser göttlichen Weisheit und großen Ratgeberin der Menschheit nun steht niemand näher als Maria. Sie ist die Mutter Jesu. Sie hat uns die Menschwerdung dieser Weisheit vermittelt, sie hat uns dieselbe geboren und aller Welt geschenkt mit allen Segnungen der Wahrheit und des Heiles. Das setzt sie in die nächste Nähe des Gottmenschen und macht sie zum vorzüglichsten Werkzeug nicht bloß wie einst zur Verwirklichung der Menschwerdung, sondern auch zur vornehmsten Vermittlerin all ihres Gnadensegens, auch in der Spendung des guten, heilwirkenden Rates. Und das vor allem, weil sie die Mutter Jesu ist. Es hat Gott gefallen, uns Jesus, die Quelle aller Gnade und alles Heiles, durch Maria zu geben. Dieser Ratschluß Gottes ist auch der Grund und das Fundament des großen Gesetzes, nach dem bei allen Gnadenerteilungen auch Maria eine mitwirkende Hand hat. Deshalb heißt sie vornehmlich „die kluge Jungfrau“, „der Sitz und Thron der Weisheit“. Auf ihrem Schoße und in ihren Armen thront immerdar die ewige, menschgewordene Weisheit und spendet Rat und Heilserkenntnis auf ihre Fürbitte und durch ihre mütterliche Hand. Maria ist das vornehmste Gefäß und das Orakel des guten Rates in der Eigenschaft als Mutter Jesu. — Sie ist es aber auch in der Eigenschaft als unsere Mutter. Weil sie Mutter Jesu ist, ist sie auch unsere geistige Mutter, die Mutter aller Christen und Menschen. Die Mutter aber ist die erste und beste Ratgeberin des Kindes. Es ist ja die Pflicht der Mutter, durch Rat und Tat dem Kinde beizustehen und seine Schritte und Entschließungen zu leiten. Wie könnte auch der Rat einer solchen Mutter nicht gut sein, die so voll des Geistes Gottes

und wahrster Liebe zu uns ist? Wann klingt auch der Rat lieblicher, annehmlicher und eindringlicher, als wenn er von den Lippen einer Mutter fällt und mit der Macht unergründlicher Liebe an unser Herz pocht? Das ist dann das Gesetz des Herrn, makellos, das Herz erquickend, süßer als Honig und Honigseim, die Augen erleuchtend und Weisheit verleihend den Kleinen (Ps 18, 8 f). Maria ist wirklich die Mutter in Israel, die Stadt, in der man fragen muß nach den Wegen des Herrn (2 Kg 20, 19). — Maria ist endlich Ratgeberin der Christenheit, weil sie unsere Königin ist. Auch diesen Ehrenrang teilt sie auf ihre Weise mit ihrem Sohn. Wie wir Christus einfach unsern Herrn und König nennen, so Maria Unsere Liebe Frau, unsere Herrin und Königin. Eine Königin muß aber weisen und beratenden Sinnes sein. Maria ist es mehr als ihre Ahnherren David und Salomon, mehr als ihr Vorfahre Joseph, der durch seine Ratweisheit das Pharaonenland rettete und seinem Volke ein Hort und Ernährer und Stammvater wurde. Königinnen haben oft nicht viel hineinzuraten in Reichsgeschäfte. Wohl aber Maria. Nicht als ob sie wirklich Rat abzugeben hat. Nein, sie führt aber die Ratschlüsse Gottes mit der Menschheit aus, sie offenbart dieselben an die Menschen und leiht ihnen ihren Arm, sie zu vollführen. So ist die Mutter Gottes das vornehmste Werkzeug der Ausführung der Absichten Gottes. Es gibt in der Kirche und Christenheit kaum ein großes Werk, eine bedeutsame Unternehmung, eine Ordensstiftung, bei welcher sie nicht ratend eingriff. Wegen der innigen Beziehung Marias zu Christus wendet die Kirche auf sie die Verse an, die der ewigen Weisheit gelten: „Ich, die Weisheit, wohne bei Überlegungen und bin unter einsichtsvoller Erwägung. Mein ist Rat und Recht, mein ist Klugheit; durch mich regieren die Könige, und verordnen, was recht ist, Gesetzgeber; durch mich herrschen Fürsten und Gewalthaber" (Spr 8, 12 14—16). Was ist die Regierung der Welt und die Gewalt über sämtliche Erdenherrscher gegen die Ehre und Macht, als fürbittender Vortrags- und Ausführungsrat gleichsam Zutritt zu dem Rat der heiligsten Dreifaltigkeit zu haben, wie Maria sie besitzt und ausübt? Wer also des Rates bedarf, der gehe zu Maria. Eine bessere Ratgeberin gibt es nicht. Rat geben ist ihre Aufgabe und ihr himmlisches Amt. Deshalb ist sie „die Mutter des guten Rates".

Aber wie spendet uns nun Maria die Wohltat ihres guten Rates? Auf dreifachem Weg.

Erstens durch das Beispiel und Vorbild ihres schönen, tugendlichen Lebens. Wie das Leben des Gottmenschen, so ist auch das Leben Marias

„voll Gnade und Wahrheit“ (Jo 1, 14) und der Spiegel der höchsten Tugend und Vollkommenheit. Es ist ganz eingerichtet nach den Räten der Vollkommenheit des Evangeliums und selbst ein Bruchteil des Evangeliums. Wie jede Seite des Evangeliums uns Ratschläge der Vollkommenheit erteilt, so jede Seite des Lebens der Gottesmutter. Und so wie es ganz eingerichtet ist nach dem Evangelium, so auch ganz angepaßt für uns, für alle Stände und für alle Lagen des menschlichen Lebens. Dieses Leben, so wunderbar und ausnahmsvoll nach der inneren Seite, ist in der äußeren Erscheinung und Gestaltung ganz unser aller Leben, ganz natürlich und menschlich in Pflicht und Recht, in Arbeit und Ruhe, in Freud' und Leid, in stetem Wechsel von guten und bösen Tagen. Wir finden da Rat in jeder Lage unseres Lebens. Wenn nun schon Bilder sprechen und Rat erteilen, um wie viel mehr das Lebensbild der vollkommensten, gnadenreichsten und liebenswürdigsten Jungfrau, das Lebensbild unserer Mutter im höchsten Sinne der Bedeutung? Lernen wir aus dem Buche des Lebens der Gottesmutter und denken wir uns, was sie in ihrem Erdenwandel in ähnlichem Umstand gewählt und getan. Das ist sicher ein guter und himmlischer Rat.

Der zweite Weg, auf dem Maria uns guten Rat erteilt, ist die Gnade der Erleuchtung und Einsicht, die sie uns fürbittend erlangt. Es gibt nicht wenige Heilige, denen sie diese Wohltat selbst durch wahrnehmbare Ansprache gespendet hat, wie einem hl. Stanislaus, Petrus Nolaskus, Raimund von Pennafort und Alfons Liguori. Das sind aber besondere Gnadenbewilligungen und gehören nicht zum gewöhnlichen Lauf des christlichen Lebens. Dieser äußeren Offenbarungen braucht es aber nicht. Es stehen Maria tausend Wege offen zu unserem Herzen. Bald ist es ein gutes Buch, bald ein Freund und Vater unserer Seelen, ein Ereignis und ein Vorfall, an die der gute Rat für uns sich knüpft, vornehmlich aber die Gnade der inneren Einsprechung, die Gabe der wirklichen Gnade, welche Maria uns vermittelt und welche unsern Verstand erleuchtet und unsern Willen anregt, der gewordenen Erleuchtung zu entsprechen. Wer zählt die Glücklichen alle, denen Maria in ihren Zweifeln geraten, die sie in ihrer Ungewißheit aufgehellt, denen sie aus Schwierigkeiten und Bedrängnissen den Weg gewiesen, die sie mit mildem Trost heimgesucht und die sie glücklich zum Ziele geleitet hat? Waren doch manche dieser Ratsgnaden der Anfang der Wege Gottes und die Einweisung in die Pfade des Heiles und der Heiligkeit für immer. Wenn unserem leiblichen Auge

die geistige Welt offen läge, wir würden mit Überraschung und Staunen sehen, wie die milden freundlichen Strahlen, welche von dem Throne der Himmelskönigin ausgehen und die geistige Welt der Seelen durchfluten, nicht weniger, als das sichtbare Sonnenlicht die irdische Schöpfung mit seinen Lichtwellen durchleuchtet und stets neue Welten von Leben und Schönheit hervorzaubert, das Reich der überirdischen Ordnung aufhellen und ganze Himmel geistiger Freude und Heiligkeit schaffen zum Frommen der Seelen und zum unaussprechlichen Wohlgefallen des Schöpfers. Maria ist das Lichtgestirn, das wie kein anderes die Glanzfülle der geistigen Zentralsonne auffängt und unserer armen, finstern Erde und ihren Kindern zuwendet.

III.

Auf welche Art und Weise können wir uns nun der Wohltat des guten Rates versichern?

Wer des Rates bedarf, muß vor allem um Rat fragen und um Rat bitten. Es ist wohl das wenigste, was wir tun können, den Mund und die Hand öffnen, um zu empfangen. Es heißt bei uns Menschen, wer fragt, der vernimmt. Und um guten Rat zu vernehmen, lassen es sich die Menschen nicht selten lange Wege und große Opfer kosten. Bei Maria kostet es bloß eine herzliche Bitte. Die göttliche Weisheit hat wirklich ein Haus des Rates für die Christenheit gebaut (Spr 9, 1). In diesem Hause wohnt und schaltet eine Herrin, überaus teilnehmend und gütig gegen alle; nie läßt sie die Leuchte ausgehen in der Nacht (ebd. 31, 18); sie schläft nicht (Ps 120, 3); sie hält stets offenes Haus und empfängt jeden, der anklopft, und hört alle an mit ausgiebiger Langmut und Güte, ja sie selbst ladet die Hilfsbedürftigen ein, bei ihr zu kaufen ohne Silber und Kaufpreis (Is 55, 1). Diese Herrin ist Maria, die gütige, milde und süße Hausmutter der Christenheit.

Zweitens müssen wir zu Maria gehen und sie bitten mit Vertrauen. Was es da heißt von jedem Notruf zu Maria, das gilt auch von der Bitte um guten Rat. Es ist nicht erhört, daß sie eine Bitte zurückgewiesen und nicht erhört habe. So oder so, finden wir immer Gehör bei ihr, oft in einem viel besseren, höheren und ersprießlicheren Sinne für uns. Denn weise ist sie, überaus gütig und mächtig. Sie findet in der Erhörung unser Heil, die Ehre und Verherrlichung ihres Sohnes und die süßeste Genugtuung ihrer mütterlichen Liebe, uns wohlzutun. Maria ist also wirklich „die Ratgeberin aus Tausenden" (Sir 6, 6). Es gilt nun

nicht mehr ganz, was der Prediger sagt (7, 29), bei den Männern habe er unter tausend bloß einen gefunden und unter den Weibern keine, die das alte Unheil und die Verwirrung der Sünde in der Welt gutgemacht. Dieses Idealbild ist neben Christus auch seine heilige Mutter durch ihre Reinheit, ihre Güte und Weisheit.

Drittens endlich tun wir, um uns immerdar dieser Hilfe des guten Rates zu versichern, gut, unsere mächtige Herrin und Liebe Frau durch täglichen treuen Dienst nach Vermögen und nach Eingebung unseres Herzens zu ehren. Man muß also mit ihrem Dienst nicht warten, bis die Zeit der Not und des Bedürfnisses eintritt. In bösen und guten Tagen verdient sie von uns geehrt zu werden. Das heißt wachen immerfort, Tag und Nacht an ihrem Throne (Spr 8, 34). Wohl uns dann! Ihre Diener kennen nicht Not und die Bedrängnis böser Tage (ebd. 31, 15 21 22).

Gar lieblich und herzgewinnend sind die Worte, mit denen die Heilige Schrift das mütterliche Walten der göttlichen Weisheit unter den Menschenkindern, ihren Lieblingen, (ebd. 8, 31) schildert. „Ist jemand klein, so komme er zu mir" (ebd. 9, 4). „Kommet zu mir, ihr Kleinen, ich will euch mitteilen meinen Geist und euch kundgeben meine Worte" (ebd. 1, 22 23). „So ruft die Weisheit und erhebt die Klugheit ihre Stimme. Auf die Höhen und erhabenen Gipfel, an den Weg, mitten auf die Straße stellt sie sich, an den Toren redet sie und spricht: O Männer, zu euch rufe ich, und meine Stimme ergeht an die Menschenkinder. Lernet Klugheit, Kinder, merket auf . . ., über wichtige Dinge will ich sprechen, und meine Lippen werden sich öffnen, um das Recht zu verkünden" (ebd. 8, 1—6). Man sollte sagen, dem Seher sei ein Blick vergönnt gewesen in kommende glückliche Zeiten, in das Reich der katholischen Kirche, wo so ein königliches, mütterliches Wesen seine milde Herrschaft führt. Wer denkt bei den „Höhen", bei den „Toren" und „Straßen" nicht unwillkürlich an die Heiligtümer der Mutter der Christenheit, die unsere Städte und Berge zieren, die immer offen stehen, wo sie jedem Rats- und Hilfsbedürftigen ihr Ohr und Herz leiht, und wo sie still und unauffällig in unzählige Menschenherzen Licht, Trost und die Erkenntnis des Heiles ergießt? Diese Heiligtümer der Gottesmutter sind die wahren Orakel der Christenheit.

IV.

Ein solches Heiligtum und, man möchte sagen, das sichtbare Wahrzeichen und die Wiege der Andacht zu Maria unter der Anrufung der Mutter des guten Rates ist das Städtchen Gennazano in Italien.

Wo die römische Campagna gegenüber den Albaner- und Volskerbergen sich zu hügeln beginnt und ein anmutiges Vorland bildet, das mit seinen frischen Taleinschnitten und mit den kastanien- und eichengekrönten Höhen sich allmählich zu den schneebedeckten Häuptern des Apennin erhebt, da, zwischen Palestrina und Anagni, liegt Gennazano, wie alle sog. castelli Romani an einen jähen Hügel hinangelagert. Die Landschaft war einst ein Teil des alten Latium, der Wiege der Weltbeherrscherin Rom, und des ältesten römischen Heidendienstes. Wie in Rom die jungfräuliche Gottesmutter den alten Dienst der jungfräulichen Vesta, der Hüterin und Mutter des römischen Reiches, durch ihren Altar verdrängte, so pflanzte sie auch hier nach der Austreibung des Heidentums eine Stätte ihres reinen Dienstes als Mutter der Erkenntnis und schönen Liebe (Sir 24, 24). In hohem Altertum schon soll hier ein Heiligtum der Gottesmutter gestanden haben. Im Mittelalter war Gennazano ein Feudalgut der mächtigen Familie Colonna, von deren Walten auch das zinnengekrönte Tor und der Baronalpalast laut genug Zeugnis geben. Eben die Colonna übergaben im Jahre 1356 das Heiligtum, das von der Höhe des Hügels das ganze Städtchen überschaut und beherrscht, der Sorge und Obhut des Augustinerordens.

Im Jahre 1467, unter der Regierung Papst Pauls II., soll der Legende nach aus Skutari in Albanien durch Engelshände plötzlich das jetzige Gnadenbild, gleichsam vor dem Ansturm der Türken flüchtend, hierher gebracht worden sein, und die vielen Wunder, durch welche die Gottesmutter sich an dieser Stätte besonders gnädig zeigte, gaben den Anlaß zum Umbau des Gotteshauses und zur Begründung der berühmten Wallfahrt, die dem Gnadenort Loreto wenig nachgibt. Die Wallfahrer, die aus allen Ländern kamen, nahmen auch überallhin Abbildungen der Mutter des guten Rates mit und verbreiteten die Andacht weit über Italien hinaus nach Deutschland, Spanien und Belgien, wo zahlreiche Heiligtümer der Verehrung Unserer Lieben Frau unter demselben Titel errichtet wurden. So predigt nun, wie die ewige Weisheit, auch Maria überall den Menschenkindern und weist sie durch ihren Rat auf die Pfade des Heiles.

Das Gnadenbild selbst, der Ausdruck und äußere Anknüpfungspunkt der Andacht, ist ausnehmend frisch, lebendig und lieblich. Es ist ein mäßiges Fresko von unbestimmtem Alter und stellt die Mutter Gottes im Brustbild dar. Sie trägt das göttliche Kind im Arme, und das Kind hinwieder hält die Mutter umschlungen. Der rechte Arm des Kindes legt sich

zärtlich um den Nacken der Mutter, so daß die äußersten Fingerspitzen der kleinen Hand an der andern Seite des Halses der Mutter noch sichtbar sind, und mit der linken Hand faßt es vertraulich in den goldenen Saum am Halsausschnitt ihres Kleides. Das kindliche Haupt schmiegt sich liebkosend an die mütterliche Wange, und sie erwidert den Kuß mit einem unnennbar zärtlichen Blick, indem sie ihr Haupt, Stirn an Stirn, Aug in Aug an das Haupt des Kindes legt. Die Mutter trägt ein grünes Kleid, das Kind ein rotes, und beider Gewand ziert an Hals und Arm ein goldener Saum. Ein großer blauer Mantel endlich umfließt Mutter und Kind. Das Antlitz beider zeigt eine himmlische Frische und Anmut in Farbe und Blick der schönen blauen Augen und eine Fülle von Milde und Zärtlichkeit, der man selten an einem andern Muttergottesbild begegnet. Namentlich scheint auf der weiten, geistesmächtigen Stirn des Kindes wirklich ein Strahl der ewigen Weisheit und Schönheit zu spielen. Über dem Vorhang, der den Hintergrund des Bildes abschließt, wölbt sich ein strahlender Regenbogen. Es gibt in der Tat kaum ein Madonnenbild, das diesem an Anmut und Lieblichkeit gleichkommt.

Das ist nun der geistige Inhalt und der irdische Untergrund des Titels „Maria, Mutter des guten Rates", den Papst Leo als neue Perle dem Bilderkranz der Lauretanischen Litanei eingefügt. Es ist wirklich eines der „tausend Bilder", die Maria lieblich ausdrücken und der Christenheit zur Verehrung und Liebe vorführen. Das Bild ist lieblich, hehr und hochbedeutend. Was gibt es lieblicheres denn Maria als mütterliche Ratgeberin ihrer geistigen Kinder und sorgliche Hausmutter der irdischen Gottesfamilie? Hehr und erhaben ist es, weil es Maria in der innigsten Beziehung zur göttlichen Weisheit, ganz eingehüllt in den Glanz des ewigen Lichtes (Weish 7, 26), und in der Teilnahme und Ausübung der höchsten Erlösungstätigkeit, als geistige Mitregiererin des Reiches Gottes schauen läßt. Wichtig und bedeutend aber ist die Aufgabe einer Beraterin der Christenheit gewiß zu jeder Zeit, namentlich aber in unsern Zeitläuften, wo ganz andere Ratgeber, ja eine ganze Legion von Ratgebern in wirklichem Fleisch und Blut und in Gestalt von Büchern und Blättern, von Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft und selbst unweisen und gottentfremdeten Gesetzgebungen, als ebensoviele Apostel und Ratgeber des Unglaubens, der Unsittlichkeit, der Afterweisheit, der Unbotmäßigkeit und Gottlosigkeit gegen die Menschheit losgelassen scheinen und die Wege der

einzelnen, der Kinder und Unmündigen, das Familien- und Staatsleben zu verderben sich abmühen. Entgegen den Veranstaltungen der göttlichen Weisheit steht auch richtig überall, auf Straßen, an Toren und auf allen Höhen die Weisheit der Welt und des Fleisches und sucht die Völker auf die Abwege der Sünde und des Unglaubens zu ziehen. Wie angebracht und notwendig ist da die Anrufung und Andacht zur Mutter des guten Rates. Das Bild der Lieben Frau vom guten Rat sollte deshalb füglich warnend und behütend überall stehen an allen Scheidewegen des Lebens, in der Familien- und Arbeitsstube, vor allem aber, wo Menschen das öffentliche Wohl beraten, an Versammlungsorten der Volksvertretung und der höchsten Regierung. Da wäre namentlich der rechte Platz für diejenige, bei der Weisheit und scharfsinnige Überlegung ist und durch welche die Könige und Herrscher regieren und Gesetzgeber Recht bestimmen (Spr 8, 15). Unsere guten Altvordern dachten so und liebten es, durch fromme, sinnbildliche Schilderungen in ihren Ratssälen an Recht und Gerechtigkeit und jede „gute Art des Regiments" erinnert zu werden. Die christliche Kunst hat darin Meisterwerke geschaffen. Gibt es nun ein lieblicheres und eindringlicheres Bild aller guten Zucht und der besten Regierungsweise als das Bild der Mutter vom guten Rat, der weisen, edlen und königlichen Jungfrau, der hehren Gottesmutter und höchsten Königin der Welt und des Himmels, die auf ihrem Arm den König der Könige, den göttlichen Rat- und Gesetzgeber, die eingeborne Weisheit trägt und den Menschenkindern vorhält? So hat ein gottbegnadeter Schilderer[1] in dem kunstsinnigen Siena wirklich der ratspflegenden Weisheit der Stadt die Gottesmutter mit ihrem göttlichen Kinde als Vorbild „des guten Regiments" an die Wände ihres Stadthauses gemalt. Und ein deutsches Volk, wohlberühmt wegen seiner Verehrung zur Gottesmutter, hat an öffentlicher Stelle in der Inschrift eines ihrer Standbilder ein schönes, bedeutungsvolles Zeugnis dieses katholischen Gemeinsinnes mit diesen Worten verewigt:

Rem, Regem, Regimen, Regionem, Relligionem
Conserva Bavaris virgo Maria tuis! (Maximilianus I. 1638.)

[1] Simone Martini 1315.

M. Meschler S. J.

Die neuzeitliche Entwicklung im Handwerk.

Das Handwerk im Mittelalter, seine Blüte, sein Verfall hat uns an anderer Stelle beschäftigt [1]. Heute wendet sich unsere Aufmerksamkeit der zweiten Epoche zu, der Zeit, die charakterisiert ist durch den Sieg des individualistischen Freiheitsgedankens auf wirtschaftlichem Gebiete.

Die innere politische Entwicklung Deutschlands, die weitere Ausbildung des Territorialstaates, die fortschreitende Zentralisierung des Rechts und der Macht im modernen Staate hatten die Grundlagen des alten rein lokalen, zünftlerischen Gewerberechts erschüttert. Dazu die Vermehrung der Bevölkerungszahl, die Änderungen in der Technik, im Verkehr, — alles vereinte sich, um den Untergang der einst so blühenden, jetzt durch zahlreiche Mißbräuche in der öffentlichen Meinung diskreditierten Zunft zu beschleunigen.

Fast aussichtslos erschien insbesondere der Kampf gegen den mächtigsten Feind des Kleingewerbes, die Manufaktur und Fabrik. Der Großbetrieb nahm stetig zu. Seine Vorteile waren unverkennbar. Die Anwendung der Maschine ermöglichte es, auch den gesteigerten Anforderungen vielfach auch besser und billiger zu genügen, als die handwerksmäßige Produktion es vermocht hätte. Je mehr aber der Fabrikbetrieb sich ausdehnte, in um so weiterem Umfange entzog sich die gewerbliche Produktion den Fesseln des Zunftsystems.

In derselben Richtung wie das neue Betriebssystem wirkten sodann noch die sozialen Machtverschiebungen, welche sich an die Herrschaft des Merkantilismus anschlossen. Dieser hatte Handel und Industrie zur Blüte gebracht, die oberen Schichten der Mittelklassen gestärkt, den Bürgerstand zu einem mächtigen Faktor im Staatsleben gemacht. Das Beamtentum wurde zum großen Teil den bürgerlichen Kreisen entnommen. Sie lieferten die Vertreter der Wissenschaft und Literatur, bildeten und beherrschten die öffentliche Meinung, standen aber selbst im Dienste der Aufklärung, waren begeisterte Anhänger des individualistischen Freiheitsgedankens der rationalistischen Philosophie, der Physiokratie, des Smithschen

[1] Vgl. „Wechsel und Wandel in der Handwerkerpolitik", diese Zeitschrift LXVI (1904) 62 ff 186 ff.

Systems. Immer kräftiger ertönte aus dieser wirtschaftlich starken, politisch und geistig strebsamen Klasse der Ruf nach allgemeiner Rechtsgleichheit und Freiheit, nach Beseitigung aller überlieferten Privilegien, nach Aufhebung jeder Form wirtschaftlicher Gebundenheit.

So wurden in Frankreich, nachdem schon vorher durch Turgots Einfluß der Zunftzwang zum Teil und für kurze Zeit aufgehoben war, die Zünfte als Bestandteile der ständischen Ordnung von der großen Revolution völlig zertrümmert. Das französische Gewerberecht fand dann alsbald in diejenigen deutschen Gebiete Eingang, welche direkt oder indirekt der Herrschaft Frankreichs unterworfen waren, in die Länder des linken Rheinufers, das Königreich Westfalen, das Großherzogtum Berg.

Auch Preußen folgte durch Edikt vom 2. November 1810 dem französischen Vorbilde. Hielt man hier noch an der Konzession fest, so handelte es sich dabei doch nur um ein individuelles Privilegium von ausschließlich steuerrechtlicher Bedeutung. Jeder Beliebige, der sein Steuerpatent löste, erlangte die Befugnis, ein Gewerbe zu betreiben. Nur für einzelne Gewerbe wurde, im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ordnung, besondere polizeiliche Genehmigung erfordert. Allein auch diese Erlaubnis war nicht konstitutiven, sondern rein deklaratorischen Charakters. Sie schuf und gewährte kein Recht, sie erkannte dasselbe lediglich als vorhanden an. Zwar ließ man die Innungen noch bestehen, entkleidete sie aber ihrer öffentlich-rechtlichen Befugnisse. Die jetzige Innung war nur mehr ein Privatverein zur Pflege der gemeinsamen gewerblichen Interessen. Der Beitritt blieb frei. Das Vereinsleben wurde geregelt durch den privatrechtlichen Gesellschaftsvertrag, auf dem die Gemeinschaft beruhte. Den gleichen Standpunkt vertrat die allgemeine Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 für das gesamte preußische Staatsgebiet.

Hannover, Kurhessen, Oldenburg schafften die während der Fremdherrschaft eingeführte Gewerbefreiheit bald wieder ab. Auch in den andern deutschen Staaten zeigte sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfach ein Schwanken zwischen den Grundsätzen der Gewerbefreiheit und der Gebundenheit. Die bayerische Gesetzgebung hielt, ohne zünftlerisch zu sein, an dem Konzessionssystem fest und suchte auf diese Weise eine Art „geregelter Gewerbefreiheit“ durchzuführen.

Als der im Jahre 1848 zu Frankfurt a. M. tagende „deutsche Handwerker- und Gewerbekongreß“, gestützt auf „einen feierlichen, von Millionen Unglücklicher besiegelten Protest gegen die Gewerbefreiheit“, die Rückkehr zur Zunftverfassung in ziemlich radikaler Weise (mit Bestimmung der Meisterzahl an den einzelnen Orten, Verbot, mehrere Handwerke zugleich zu betreiben, Erschwerung des Überganges zu einem andern Gewerbe u. dgl.) gefordert hatte, wendeten die Regierungen ihre Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße der Handwerkerfrage zu. Eine preußische Verordnung vom 9. Februar 1849 kam sogar den Wünschen der Handwerker im weitesten Umfange entgegen. Allein die sog. „Gewerberäte“,

aus Fabrikanten und Handwerkern zusammengesetzt, die mit der Aufsicht über die Durchführung der neuen Bestimmungen betraut wurden, waren hierin ebenso lässig wie die Polizei. Dauernde Erfolge hat das Gesetz daher um so weniger erlangt, als in der Zwischenzeit auch beim Volke selbst die Strömung zu Gunsten der Gewerbefreiheit abermals an Stärke gewann.

Österreich baute zuerst seine Gewerbeordnung vom 20. Dezember 1859 auf dem Grundsatze der Gewerbefreiheit auf. Hessen-Nassau folgte diesem Beispiele 1860, Sachsen und Oldenburg, Baden und Württemberg 1861, die thüringischen Staaten 1862, Bayern 1868, Preußen 1869. Die für den ganzen Norddeutschen Bund am 21. Juni 1869 erlassene, 1871 auf das Deutsche Reich ausgedehnte Gewerbeordnung (R.-G.-O.) schloß sich eng an den liberalen Grundgedanken der damals herrschenden Theorie an.

Für die Schweiz stellt Art. 31 der Bundesverfassung vom 29. Mai 1874 den Grundsatz der Handels- und Gewerbefreiheit mit Rücksicht auf die Eidgenossen auf. An diesem Grundsatze müssen die kantonalen Gesetzgebungen festhalten. Ein einheitliches Gewerberecht für die Gesamtschweiz fehlt, wird aber neuerlich erstrebt.

Großbritannien hatte schon lange vor den kontinentalen Staaten das mittelalterliche Zunftwesen beseitigt. Belgien folgte der französischen Gesetzgebung. Italien bekennt sich zum Grundsatze der Gewerbefreiheit, wenn auch zahlreiche Spezialvorschriften denselben durchbrechen. Die skandinavischen Reiche führten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts den freien Gewerbebetrieb ein, nachdem sie lange noch an dem alten Satze festgehalten, daß das Gewerbe eine „städtische Nahrung" sei. Rußland, das, wie Deutschland, eine eigentliche Gewerbeordnung hat, bekennt sich im allgemeinen zum Prinzip der Freiheit, macht aber Ausnahmen hinsichtlich gewisser Personen, Betriebe, Waren. Russische Juden z. B. dürfen regelmäßig nur innerhalb der 15 Gouvernements, die als Judengebiete bezeichnet sind, ohne weiteres Handel und Gewerbe betreiben. Auch für russische Aktiengesellschaften wird ein vom Kaiser bestätigtes Statut gefordert[1].

Das Prinzip der Gewerbefreiheit hatte gesiegt. Die alten Formen der Gebundenheit auf gewerblichem Gebiete, Zunftrecht und Konzessionssystem, waren beseitigt. Der Betrieb eines Gewerbes stand jedem frei, soweit nicht durch das Gesetz für bestimmte Einzelfälle Ausnahmen gemacht wurden. Auch war der gleichzeitige Betrieb mehrerer Gewerbe zulässig. Desgleichen durfte dasselbe Gewerbe von demselben Unternehmer an verschiedenen Orten (Filialen) zugleich betrieben werden. Ebenfalls die Art des Gewerbebetriebes war freigegeben, Herstellung, Qualität, Preisbestimmung, Absatz der Produkte dem Inhaber des Gewerbes ganz über-

---

[1] Vgl. Wörterbuch der Volkswirtschaft I 885 ff. — Staatslexikon der Görres-Gesellschaft II ^{2} 1360 ff.

lassen. Das Publikum sollte seine Interessen selbst vertreten, Preis und Qualität der Waren prüfen[1].

Wenn man die Gewerbeberechtigung als einen Ausfluß der persönlichen Freiheit, als eine natürliche Befugnis des Individuums hinstellte, so läßt sich dagegen kaum etwas einwenden. Unbegründet dagegen war die Meinung, als ob jenes natürliche Recht des Menschen erst jetzt zur richtigen Geltung gekommen sei. Man mag über die Zünfte der Verfallzeit urteilen, wie man will, das Zunftsystem als solches hat die natürliche Befugnis zur wirtschaftlichen Betätigung nicht in Zweifel gezogen. Es stellte nur Normen für die Ausübung jenes Rechtes auf, bildete die geschichtliche Form, in welcher zugleich der soziale Charakter der Arbeit unter den gegebenen konkreten Umständen seine praktische Durchführung gefunden hatte. Die Gewerbefreiheit gewährte demgegenüber nicht ein neues subjektives Privatrecht, welches der Zunftperiode fremd gewesen wäre. Sie ist überhaupt in sich kein persönliches Recht, sondern ein volkswirtschaftliches, legislativ-politisches Prinzip, das für die Ausübung des natürlichen Arbeitsrechts keine publizistischen, im Interesse des Standes und der bürgerlichen Gemeinschaft aufgerichteten Schranken kennt.

Nachdem die Hemmnisse des Gewerbebetriebes gänzlich gefallen, vollzog sich der Siegeslauf des kapitalistischen Großbetriebes in beschleunigtem Tempo. Technik und Arbeitsteilung konnten sich frei entwickeln. Nicht nur die maschinelle Industrie eroberte neue Gebiete, selbst solche, in welchen ihrem Vordringen von einem geschickten und kräftigen Handwerke erfolgreich hätte widerstanden werden können; neben dem maschinellen erscheint auch der handwerksmäßige Großbetrieb auf kapitalistischer Grundlage. Viele Handwerker müssen im Dienste des Kapitalisten arbeiten, der dann in Bazaren, Magazinen, Warenhäusern mit zahlreichen Filialen in verschiedenen Stadtteilen oder Städten das Publikum mit Handwerksprodukten versorgt. Man hat diese Entwicklung volkswirtschaftlich zu rechtfertigen versucht, indem man hinwies auf die bessere Verteilung und Ausnutzung der Arbeitskräfte, auf die Verminderung der Generalunkosten, der Ausgaben für Heizung, Licht usw. Wir bestreiten diese Vorteile des kapitalistischen, wenn auch nichtmaschinellen Großbetriebes keineswegs. Nur fragt sich, ob das Konsumenteninteresse unbedingt eine solche kapitalistische

---

[1] Vgl. Elsters Wörterbuch der Volkswirtschaft. Neukamp, Gewerbegesetzgebung I 874.

Form der Versorgung des Publikums erheischt, und ob denn nicht doch der Untergang so vieler Handwerker, die zu hausindustriellen Lohnarbeitern herabgedrückt werden, ein unverhältnismäßig großes Opfer des Volkswohlstandes bedeutet. Jedenfalls könnte selbst ein ökonomisch gut gestelltes Privatbeamtentum jener großen Unternehmungen den sozial unabhängigen gewerblichen Mittelstand in keiner Weise ersetzen.

Waren die selbständigen Handwerker schon hart bedrängt durch die Konkurrenz des kapitalistischen Großbetriebes, so erstanden ihnen dazu noch aus den eigenen Reihen gefährliche Widersacher, endlose Schwierigkeiten und Verlegenheiten. Es ist von Interesse und Wichtigkeit in unserer Frage, den Zusammenhang gerade dieses Übelstandes mit der Gewerbefreiheit ins klare Licht zu setzen. Die Gewerbefreiheit vermochte vor allem nicht, der Eigenart des Handwerks gerecht zu werden. Alle liberalen Gewerbeordnungen werfen Handwerk und Fabrik in denselben Topf, als Arten oder Formen der allgemeinen Gattung: Stoffveredlung, Gewerbe. Es geschieht das nicht zufällig. Die Berücksichtigung dessen, was dem Handwerke eigentümlich ist, ohne das es als solches nicht fortbestehen kann, würde ja unwillkürlich zu Erwägungen und Schlußfolgerungen führen müssen, welche der Gewerbefreiheit im Prinzip widerstreiten. Daher wird, bewußt oder unbewußt, wenn Fabrik und Handwerk einander gegenübergestellt werden, mit aller Sorgfalt das dem Handwerke am meisten Charakteristische jeder unliebsamen Bloßstellung entzogen. Oder sollte es wirklich genügen, Manufaktur und Handwerk lediglich nach dem Umfang des Betriebes, nach der Zahl der beschäftigten Arbeitskräfte zu unterscheiden, dort von einer Fabrik zu reden, wo der Gewerbebetrieb mit mechanischer Betriebskraft sich vollzieht? Auch in der Werkstätte mancher Handwerker finden sich heute Werkzeug- und Kraftmaschinen, ohne daß dadurch die Werkstätte zur Fabrik wird. Äußere Verschiedenheiten des Betriebes nach Umfang und vorwiegender Kraftverwendung heben nicht den wichtigsten Unterschied hervor, treffen nicht die Eigenart des Handwerks, sind unsicher, veränderlich, kaum ohne Willkür gewählt. Auch heute noch ist das Handwerk — wie z. B. das kantonale bernische Gewerbegesetz[1] ganz richtig hervorhob — ein persönlich durch den „Meister" eventuell mit Hilfe von „Gesellen" und „Lehrlingen" ausgeübter Gewerbebetrieb bestimmter Berufs-

[1] W. Krebs, Grundsätze und Zielpunkte einer schweizerischen Gewerbeordnung (1889) 10.

arten. Diese persönliche Gliederung: Lehrling, Geselle, Meister, der Umstand ferner, daß der Meister oft mit und neben dem Gesellen in der Werkstätte den Gewerbebetrieb ausübt, unterscheiden Fabrik und Handwerk wenigstens ebensosehr, wenn nicht charakteristischer, als die Verschiedenheiten des Betriebsumfangs und der vornehmlich verwendeten Betriebskraft. Mit andern Worten: das Handwerk hat naturgemäß eine abgestufte Fachbildung. Lehrlinge und Gesellen befinden sich in der berufsmäßigen Vorbildung. Wenn das Handwerk als solches bestehen soll, dann muß dieses Verhältnis bewahrt, gestärkt, mehr oder minder der Willkür entzogen werden. Die rein negative Gewerbefreiheit aber vermochte das nicht. Hatte die Zunft nur gelernte, männliche, erwachsene Gesellen gekannt, so erlaubte die Freiheit, alle möglichen Arbeiter an sich zu ziehen. In dem Großgewerbe spielte die Konkurrenz gelernte gegen ungelernte Arbeiter aus, Geschlecht gegen Geschlecht, Alter gegen Alter, nur um billig zu produzieren. Im Handwerk aber vertrat bald der halb ausgelernte Lehrling den Gesellen und der oberflächlich gebildete Geselle den gediegenen Meister. Wozu denn auch Schranken, da man das Vertrauen auf die Zukunft des Handwerkes nahezu verloren hatte? Wozu eine besondere Sorge für die berufsmäßige Vorbildung der jungen Handwerker? Wozu Hemmnisse, welche die Möglichkeit einer frühen Verselbständigung — allerdings mit halber, unzulänglicher theoretischer und praktischer Fachbildung — begrenzt oder beseitigt hätte? Das paßte nicht zu den freiwirtschaftlichen Axiomen, zur „natürlichen" Selbstregulierung des Wirtschaftslebens, zur wirtschaftlichen Selbstverantwortlichkeit usw. Schriftlicher Lehrvertrag, Beaufsichtigung des Lehrverhältnisses, Gesellen- und Meisterprüfung, das war ein überwundener Standpunkt! Auch das gesamte Fortbildungsschulwesen mußte folgerichtig auf den Selbsttrieb der einzelnen Interessenten angewiesen bleiben.

Das Ergebnis dieser goldenen Freiheitsperiode war eine schwere Schädigung des Handwerkes. In der Tat regulierte die vielgepriesene Selbstliebe alles, auf seiten des Meisters wie des Lehrlings und Gesellen. Der Meister sah in dem Lehrling nur die billige Arbeitskraft. Möglichst viele Lehrlinge zu halten mußte für ihn von Vorteil sein. Er drillte sie, züchtete sie, wie sein Vorteil es erheischte; aber er unterrichtete sie nicht, bildete aus ihnen keine tüchtigen Gesellen heran. Der Lehrling anderseits wollte nicht so sehr lernen als möglichst bald verdienen. Bei der häufigen Gespanntheit des gegenseitigen Verhältnisses war leicht ein Anlaß gefunden,

die Lehre vor der Zeit zu verlassen. Oder der Lehrling lief einfach weg, auch ohne Grund. Mit dem Segen seiner gesetzlichen Vertreter, Eltern, Vormünder, fand ja der halbausgebildete Junge Unterkunft und Verdienst in einer andern Werkstatt oder gar in der Fabrik, dem Eldorado der Freiheit. Es war vorerst für den zunächst Beteiligten ein nicht geringer Schaden, daß seine Ausbildung ein Stückwerk geblieben. Zu wirklichen „Meistern" konnten solche Leute späterhin wohl kaum jemals werden. Sie blieben dazu verurteilt, Stümper im Handwerk oder Fabrikarbeiter zu sein. Aber der Schaden erstreckte sich nicht minder auf den ganzen Stand. Es fehlte bald an der genügenden Zahl brauchbarer Gesellen. Die Leistungsfähigkeit des Handwerkes nahm ab. Ein weit verbreitetes, man kann sagen planmäßig großgezogenes Pfuschertum entzog dem Handwerk das Vertrauen der Konsumenten, schädigte den ehrlichen, tüchtigen Meister durch minderwertige, aber billige Konkurrenz, eröffnete der Großindustrie Gebiete, die von einem leistungsfähigen Kleingewerbe ganz wohl hätten behauptet werden können. Jene „Hunderttausende minderwertiger Existenzen, die immer wieder aus sich selbst heraus geboren wurden und ihren unheilvollen Einfluß auf immer breiterer Grundlage ausübten", sagt Gustav Koepper[1], sie „mußten bald auch den besseren Teil ihres Standes auf eine tiefere Stufe herabdrücken. . . . So war es möglich, daß im Handwerk ganze Berufe im vollsten Sinne des Wortes von der Großindustrie, von der Maschine verschlungen wurden, nicht weil die Waren hier besser und billiger hergestellt wurden, sondern einfach, weil es an dem wohlausgebildeten Nachwuchse fehlte. Das Schuhmacherhandwerk ist nicht dem Kaufmann zum Opfer gefallen, sondern den oben geschilderten Zuständen. Der Schuhmachermeister, der vielleicht Ende der achtziger Jahre noch zehn Gesellen beschäftigte, sah sich gezwungen, einen Laden mit fertiger Ware zu eröffnen, nicht weil die Kundschaft für Werkstattarbeit gefehlt hätte, sondern weil er auf die Dauer keine Gesellen mehr auftreiben konnte, die den Anforderungen, die er an ihre Fähigkeiten stellen mußte, genügten! Diese Entwicklung ist an sich nicht überraschend; überraschend ist nur, mit welcher Schnelligkeit sie sich unter dem Einfluß ungezügelter Gewerbefreiheit vollziehen konnte!"

Aber auch die Beziehungen zwischen Gesellen und Meister hatten sich gründlich geändert. Mochten kaum jemals alle Gesellen zur

---

[1] Handwerks Art, Handwerks Recht (1904) 20 f.

Selbständigkeit gelangen, der naturgemäße Abschluß der Gesellenzeit ist und bleibt doch immer die Meisterschaft, das Gesellentum als solches nur ein Durchgangsstadium. Das entspricht eben der Eigenart des Handwerks. Solange die Entwicklung ihren natürlichen Verlauf nimmt, besteht daher im Handwerk keine soziale Scheidung zwischen dem Unternehmer und seinen Gehilfen. Gewiß fehlt es nicht an Interessengegensätzen. Was aber fehlt, das ist die volle klassenmäßige Sonderung der Interessen. Die wegen des Lohnes, der Arbeitsbedingungen vielleicht miteinander streiten, sind hier Glieder ein und desselben Standes mit vielen gemeinsamen Standesinteressen. Jetzt aber war der Geselle „frei" geworden. Das Vorbild der Fabrik hatte im städtischen Handwerk immer mehr zur Lösung der häuslichen Gemeinschaft zwischen dem Meister und seinen Gehilfen geführt. Die Lockerung des persönlichen Verhältnisses aber erleichterte die Ausbildung eines schroffen Gegensatzes, wobei die kleinliche Interessenpolitik der Handwerksmeister oft noch mehr erbitterte, als bei den Fabrikarbeitern die Selbstsucht der großen Unternehmer. Bedrängt durch die Konkurrenz sah sich der Handwerker nun noch zahlreichen Verwicklungen ausgesetzt durch seine eigenen Gehilfen. Aber auch der Geselle war in seiner Freiheit schutzlos und hilflos allen Wechselfällen des Lebens überliefert. Die alten „Gesellenladen", soweit sie noch bestanden, hatten keine Bedeutung, keine Kraft und Leistungsfähigkeit mehr.

Allen diesen Schwierigkeiten und Bedrängnissen gegenüber erwiesen sich die nach der R.G.O. von 1869 zugelassenen freien Innungen — soweit sie überhaupt noch bestanden — als völlig machtlos. Da sie bloße Privatvereine waren, so mußte ihnen vor allem die zur wirksamen Vertretung der Handwerksinteressen erforderliche Stetigkeit und Festigkeit abgehen. Die Zahl der Mitglieder wechselte sehr. Unzufriedene Elemente, die sich den Majoritätsbeschlüssen nicht fügen wollten, traten aus. Die erforderlichen Geldmittel zu beschaffen, dazu fehlte der Opfersinn und die dauernde Begeisterung für das Innungswesen in seiner derzeitigen Gestaltung. So erklärte es sich, wie ein beträchtlicher Teil der Handwerker unentwegt die Wiederherstellung eines modifizierten Zunftsystems forderte, die Abhängigkeit des selbständigen Gewerbebetriebes von der Aufnahme in die Zunft auf Grund eines Befähigungsnachweises. Anderseits wurde selbst von Freunden des Mittelstandes dieser Wunsch ebenso nachdrücklich als unerfüllbar bezeichnet. Niemals habe der fabrikmäßige Großbetrieb der Innung angehört. Er lasse sich heute noch viel weniger in die Zucht

hineinzwängen. Eine brauchbare Abgrenzung von Fabrik und Handwerk aber sei unmöglich. Statt der unpraktischen und wirkungslosen Rückkehr zu überlebten Rechtsformen empfehle sich daher viel eher eine **Reform auf individualistischer Grundlage**[1], die Bildung neuer Rechts- und Wirtschaftsformen auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse.

Unter Anerkennung der Gewerbefreiheit als der nunmehrigen Grundlage des Wirtschaftslebens suchte diese Richtung daher in dem **Genossenschaftswesen**, den Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, die dem Kleingewerbe dringend notwendige Stärkung durch „soziale Selbsthilfe".

Schon im Laufe des 18. Jahrhunderts hatten sich in England Genossenschaften in der Form von Konsumvereinen gebildet mit dem Zwecke einer Verbilligung der Lebensmittel für die arbeitenden Klassen. Die französischen Genossenschaften, die seit dem Julikönigtum sich lebhafter entwickelten, waren vorerst meist Produktivgenossenschaften der Arbeiter. In Deutschland diente die Genossenschaftsbewegung (Schulze-Delitzsch) von vornherein mehr dem Zwecke, durch solidarischen Zusammenschluß die Vorteile des kapitalistischen Großbetriebes in den Dienst des Kleingewerbes zu stellen. Die Vereinigung vieler kleiner Kapitalien ermöglichte zunächst die Bildung einer großen Kapital- und Kreditmacht, um den einzelnen Genossen gegen billigen Zins Vorschuß oder Kredit zu gewähren. Der gemeinsame Bezug der Rohstoffe in größeren Quantitäten gestattete den Einkauf unter vorteilhaften Bedingungen. Auch die Verbindung zu gemeinsamer Herstellung und gemeinsamem Verkaufe, die Magazinvereine und Produktivgenossenschaften, dienten wie Rohstoffvereine, Vorschuß- und Kreditvereine demselben Zwecke, den Kampf mit dem kapitalistischen Großbetriebe unter günstigeren Bedingungen aufzunehmen, als dies der isolierte Handwerker zu tun vermochte[2]. Vom Staate erwartete man dabei nur ein der Natur und dem Zweck der Genossenschaft entsprechendes Gesellschaftsrecht, das der Genossenschaft ermöglichte, als juristische Person zu existieren. Diesem Verlangen entsprach das preußische, späterhin auf das ganze Reichsgebiet ausgedehnte Gesetz über die rechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften vom 4. Juli 1868. Dennoch blieben diesen Genossenschaften noch manche Schwierigkeiten zu überwinden. Ihre Erfolge waren wesentlich bedingt durch eine vortreffliche Verwaltung. Die Genossenschafter selbst aber verfügten regelmäßig persönlich nicht über die hierzu erforderliche Zeit und die ausreichenden Fähigkeiten. Man war daher auf ein besonderes Beamtentum angewiesen, welches an dem Gedeihen der Genossenschaft nicht immer das notwendige Interesse bekundete. Anderseits wurde durch jeden Mißgriff der Verwaltung bei der bestehenden Solidarität aller Genossen vielleicht deren wirtschaftliche Existenz in Frage gestellt. Für die Schulden der Genossenschaft haftete nämlich zunächst das Genossenschaftsvermögen, subsidiär aber

[1] Bornhak, Das deutsche Arbeiterrecht (1892) 44 ff.

[2] Vgl. A. Retzbach, Die Handwerker und die Kreditgenossenschaften (1899) 4.

jeder Genossenschafter mit seinem eigenen Vermögen. Ein neues Genossenschaftsgesetz vom 1. Mai 1889 gestattete nun die Einführung einer beschränkten Haftung. Auch wurde die obligatorische Revision der Genossenschaften gesetzlich angeordnet. Durch Gesetz vom 31. Juli 1895 ist dann für Preußen die Zentral-Genossenschaftskasse gegründet worden, um den auf dem Prinzip der Selbsthilfe beruhenden (weniger kapitalkräftigen) Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften den erforderlichen Bankkredit zu gewähren. In Österreich besteht vielfach die löbliche Gepflogenheit, daß seitens der Regierungsbehörden die Stadtverwaltungen auf leistungsfähige Genossenschaften zur Ausführung größerer Aufträge hingewiesen werden. In Deutschland hat sich leider das Genossenschaftswesen beim Kleingewerbe viel weniger entwickelt[1] als innerhalb des landwirtschaftlichen Gebietes. Der Handwerkerstand steht, wie es scheint, noch zu sehr unter dem Einflusse einer alle Tatkraft und Initiative lähmenden Depression. Wird da geholfen, gelingt es, dem Handwerk von neuem Hoffnung, Mut, Vertrauen auf seine Zukunft einzuflößen, dann erst dürfte wohl das Genossenschaftswesen seine volle Bedeutung erlangen für die Hebung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und somit für die Erhaltung und Stärkung des gewerblichen Mittelstandes.

Aber lohnt es sich überhaupt noch, dem Handwerk besondere Sorgfalt zuzuwenden? Haben die Reformbestrebungen zur Erhaltung des Handwerks irgendwelche Aussichten auf praktischen Erfolg, oder kann es sich lediglich nur noch darum handeln, diesem einst so blühenden Stande das Sterben zu erleichtern, nachdem die Gewerbefreiheit usw. ihm den Todesstoß versetzt hat?

Man hat berechnet (Thilo Hampke), daß sich gegenwärtig in Deutschland trotz allen Rückgangs[2] noch etwa 1 375 000 selbständige Handwerker, 1 125 000 Gesellen und 440 000 Lehrlinge befinden, — mit den Angehörigen der Meister ein beträchtlicher Bruchteil des gesamten Volkes. Ist damit schon der Beweis erbracht, daß sich bisher die handwerksmäßigen Kleinbetriebe immerhin in großer Zahl neben der Großindustrie tatsächlich erhalten konnten, so wird uns ein Blick auf die einzelnen Entwicklungsvorgänge innerhalb der gewerblichen Produktion in der Über-

---

[1] Vgl. Retzbach, Wie kann das Genossenschaftsgesetz für die Handwerker nutzbar gemacht werden? in „Soziale Tagesfragen" (Volksverein) 16.—18. Heft (1901) 33 ff. — Ferner derselbe, Die Handwerker und die Kreditgenossenschaften (1899). — „Arbeiterwohl": Bedeutung und Organisation von Kreditgenossenschaften für das Handwerk (1898), Heft 7. — Crüger u. H. Jäger, Rohstoffgenossenschaften für Handwerker (1896). — Crüger, Anleitung zur Gründung von Handwerkergenossenschaften (1900). — Die von Crüger herausgegebenen „Blätter für Genossenschaftswesen" (Wochenschrift).

[2] Retzbach, Die Handwerker und die Kreditgenossenschaften 1 ff.

zeugung von der Lebensfähigkeit des Handwerks noch mehr bestärken müssen. Man darf ohne Zweifel K. Bücher[1] beistimmen, wenn er im Hinblick auf das Handwerk von einem tiefgreifenden Umbildungsprozeß, teilweise von einem Verwitterungsprozesse spricht. Aber die Frage bleibt, in welcher Weise, in welchem Umfange dieser Prozeß sich vollzieht, und ob jene Umwandlungen unbedingt zum schließlichen Verderben des Handwerks führen müssen. Indem wir einige der wichtigsten allgemeinen Ergebnisse der unter Büchers Leitung mit außerordentlicher Sorgfalt veranstalteten Untersuchungen des „Vereins für Sozialpolitik" über die Lage des Handwerks[2] uns vor Augen führen, werden wir zugleich darüber belehrt, daß nicht nur Gewerbefreiheit und Großindustrie an dem Unglück des Handwerks schuld sind, — eine Erkenntnis, die sowohl für die Beurteilung der gegenwärtigen Verhältnisse, wie für die Behandlung der Reformfrage von größter Tragweite ist.

Es hat sich nämlich gezeigt, daß die Handarbeit, das Handwerk nicht bloß durch Maschine und Fabrik bedroht und verdrängt wird. Außer den Fortschritten der Produktionstechnik kommt die moderne volkswirtschaftliche Bedarfsgestaltung für den Rückgang des Handwerkes wesentlich in Betracht[3].

Zunächst hat eine örtliche Zusammenziehung des Bedarfs stattgefunden. Die räumliche Umschichtung der Volksmassen in Stadt und Land, die großstädtischen Menschenanhäufungen, die Kriegsheere, die Staats- und Gemeindeanstalten, die ausgedehnten Transportunternehmungen usw. bilden heutzutage Mittelpunkte eines massenhaften Bedarfs an gewerblichen Produkten. Das Handwerk, vor allem der isolierte Handwerker, steht einer solchen Bedarfskonzentration ratlos gegenüber. Der städtische und namentlich der großstädtische Konsument verlangt ferner eine reiche Auswahl gebrauchsfertiger Waren, die der gewöhnliche Handwerker nicht bieten kann, jedenfalls nicht in der Fülle und Mannigfaltigkeit, wie das Warenhaus sie an demselben Orte in sich vereinigt.

Dazu kommt noch in sachlicher Hinsicht eine größere Gleichartigkeit des Bedarfs. Die Unterschiede der Lebensgewohnheiten in den verschiedenen Bevölkerungsschichten sind heute nach vielen Seiten hin weniger schroff. Kosten gewerbliche Produkte nicht zu viel, dann werden auch die unteren Volksklassen dieselben sich aneignen wollen, während die Billigkeit der Ware es den irgendwie besser Gestellten ohne allzu große Opfer erlaubt, selbst einem raschen Modenwechsel Rechnung zu tragen. So besteht für eine ganze Reihe von Artikeln ein Massenbedarf an billiger Ware, wie sie die Fabrik, nicht aber das Handwerk liefern

---

[1] Die Entstehung der Volkswirtschaft[3] (1901) 217 ff 224.

[2] Die Ergebnisse sind niedergelegt in Bd LXII—LXXI der Schriften des Vereins für Sozialpolitik.

[3] Vgl. Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft[3] 225 ff.

kann. Auf der andern Seite werden im heutigen Kulturleben der Industrie manche so großartige Aufgaben gestellt, welche nicht einmal die Fabrik des älteren Typus zu lösen vermag, geschweige die Betriebsweise des Handwerkes. „Die Anfertigung einer Lokomotive, eines Dampfkrahns, einer Schnellpresse, der Bau einer Strombrücke oder eines Kriegsschiffes, die Ausstattung einer städtischen Straßenbahn mit Schienen und Betriebsmaterial lassen sich nicht mit bloßem Handwerkszeug und Handwerkskräften vollziehen. Sie bedürfen mechanischer Einrichtungen von gewaltiger Leistungskraft, hochgebildeter Techniker und Handarbeiter von sehr verschiedener Qualifikation. . . . Man kann geradezu sagen, daß es heute industrielle Aufgaben gibt von einer Größe, daß sie nur von wenigen, ja vielleicht nur von einer oder zwei Firmen in Europa ausgeführt werden können. Es hat sich dafür neben dem älteren Typus der Fabrik, welcher seine Stärke in der gleichartigen Massenfabrikation findet, ein neuer Typus ausgebildet, dessen Daseinsberechtigung in der Größe der Produktionsaufgaben liegt. Man könnte diese jüngere Art gewerblicher Großunternehmungen mit dem bereits gebräuchlichen Ausdrucke ‚Fabrikationsanstalt‘ benennen. An der Spitze steht ein Stab von eingeschulten Technikern, die über umfassende mechanische Hilfsmittel gebieten, denen die nötige Handarbeit in wirksamster Weise angegliedert ist.“[1]

Da konzentrierter Bedarf sich nicht durch zerstreute Produktion befriedigen läßt, so mußte, wie Bücher ausführt, dem Konzentrationsprozesse des Bedarfs ein Konzentrationsprozeß auf dem Gebiete der gewerblichen Produktion zur Seite gehen. Dieser aber ist es gerade, dem das Handwerk weithin erliegt[2].

Indem Bücher dann auf die einzelnen Vorgänge eingeht, unterscheidet er für die Verdrängung folgende fünf Fälle[3]: 1. Verdrängung des Handwerks durch gleichartige Fabrikproduktion (z. B. Weberei, Schuhmacherei). 2. Schmälerung seines Produktionsgebietes durch Fabrik oder Verlag (z. B. die Fabrikation des Schlosses wird dem Schlosser entzogen, andere Zweige seines Produktionsgebietes verbleiben ihm. Oder es werden verschiedene Handwerke zu einer einheitlichen Produktionsanstalt (Möbelfabrik, Wagenbauanstalt u. dgl.) verschmolzen. Auch zieht die Fabrik häufig die Anfangsstadien der Produktion an sich. Der Bautischler bezieht die zugeschnittenen Parkettböden, der Schmied die fertigen Hufeisen usw.). 3. Angliederung des Handwerks an die Großunternehmung. (Jeder große Fabrikbetrieb hat eigene Schlosserei, Reparaturwerkstätten u. dgl.) 4. Verarmung des Handwerks durch Bedarfsverschiebung. (Spinnrad, Spule, Haspel braucht die ländliche Bevölkerung nicht mehr; Holz- und Zinngefäße sind ersetzt durch Gefäße aus Blech, Porzellan, Steingut usw.) 5. Herabdrückung des Handwerks zur Heim- und Schwitzarbeit durch das Magazin.

Wenn aber auch der geschichtliche Umwandlungsprozeß auf gewerblichem Gebiete das Handwerk wirtschaftlich und sozial von der ersten Stelle an die zweite Stelle gerückt habe, so ist Bücher gleichwohl weit entfernt, dem Hand-

[1] Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft 225—227.
[2] Ebd. 229. [3] Ebd. 230.

werke die Existenzberechtigung und Lebensfähigkeit abzusprechen. Er meint, daß „das Handwerk in allen Fällen, wo es gebrauchsfertige, raschem Verderben nicht ausgesetzte Waren liefert, die in bestimmten Typen für Durchschnittsbedürfnisse hergestellt werden können, im höchsten Maße gefährdet sei, selbst da, wo eine technische Überlegenheit des Großbetriebs nicht vorhanden ist" [1]. In allen Fällen dagegen, wo das Handwerksprodukt lokal angebracht oder individuell angepaßt werden muß, könne selbst das städtische Handwerk sich behaupten, auch in den größeren Städten, wenn der Betrieb einen kleinkapitalistischen Charakter annehme (mit Verkaufsmagazin, z. B. Klempner, Sattler, Schneidermaßgeschäfte usw.).

Wir fügen die vielleicht etwas optimistische Ansicht eines Mannes bei, der aus der Praxis seines Amtes eine zuverlässige Kenntnis der Verhältnisse sich verschaffen konnte. Der Sekretär der Handwerkskammer von Koblenz, Gustav Koepper, weist in seiner wertvollen Schrift: „Handwerks Art, Handwerks Recht" [2] zunächst darauf hin, daß die Großindustrie eine ganze Anzahl neuer Handwerke begünstigt, wenn nicht geschaffen habe, daß sie für einen erheblichen Teil des Handwerks die Vorarbeiten (Halbfabrikate) liefere. Bei den vielen Schädigungen solle man sich auch dieser Vorteile bewußt bleiben, welche die Großindustrie dem Handwerk geboten. Indem sodann Koepper den heutigen Stand des Handwerks überblickt, glaubt er dasselbe zweckmäßig in vier Abteilungen scheiden zu können. Als die erste Abteilung betrachtet er diejenigen Handwerke, die fast vollständig an die Großindustrie verloren gegangen sind. Hierzu gehören die Weber, die Spinner, die Nagelschmiede, die Nadler, die Seiler, die Kammacher und vielleicht noch die Hutmacher. Zur zweiten Gruppe gehören diejenigen, die zurzeit im Kampfe mit der Großindustrie stehen. Ein Teil derselben dürfte durch die Vollendung und Eigenart des handwerkmäßigen Erzeugnisses, bei dem wachsenden Bedarf an Luxusartikeln und der fortschreitenden Verfeinerung des täglichen Lebens, der großindustriellen Massenfabrikation gegenüber sich behaupten können. Läßt das industrielle Produkt eine Reparatur zu, dann vermag das Handwerk auch als Reparaturbetrieb, etwa in Verbindung mit einem Ladengeschäft, in welchem die Fabrikware umgesetzt wird, immerhin noch fortzubestehen. Unter die zweite Gruppe fallen besonders die Buchbinder, Bürstenmacher, Pinselmacher, Färber, Feilenhauer, Gerber, Gürtler, Handschuhmacher, Korbmacher, Küfer, Messerschmiede, Müller, Mühlenbauer, Siebmacher, Schirmmacher, Schlosser, Schmiede, Schuhmacher, Stuhlmacher, Schiffbauer, Seifensieder und Uhrmacher. Die dritte Gruppe verfügt über ein dem Handwerk wohl für alle Zeiten vorbehaltenes Gebiet. Es sind das die Barbiere [3], Friseure und Perückenmacher, auch die Bäcker, die Bandagisten, Brunnenbauer, Buchdrucker, Konditoren, Gelb- und Rotgießer, Zinn- und Metallgießer, Glockengießer, Gold- und Silberarbeiter, Goldschläger, Silberschläger, Klempner, Kürschner, Kupferschmiede, Maler und Anstreicher,

[1] Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft 240. [2] (1904) 104 ff.

[3] Der Barbier produziert zwar keine „Waren", ist aber von alters her den Handwerkern zugezählt worden. Vgl. O. Thissen, Beiträge zur Geschichte des Handwerks in Preußen (1901) 9.

Vergolder, Lackierer, Mechaniker, Optiker, Metzger, Posamentiere, Dachdecker, Hufschmiede, Schornsteinfeger, Ofensetzer, Stukkateure, Tapezierer, Dekorateure, Polsterer, Wagner, Zimmerer, Maurer, Pflasterer, Installateure, Elektrotechniker usw. Nimmt man namentlich auf das Bauhandwerk Rücksicht, so umfaßt diese Gruppe vielleicht die Hälfte sämtlicher Handwerksbetriebe, welche durch die Großindustrie nicht angetastet, teilweise sogar gefördert werden. Zur vierten Gruppe gehört das gesamte Kunsthandwerk, das ebenfalls der Großindustrie nicht zum Opfer fallen wird, von derselben vielmehr mannigfache Förderung erfährt.

Es wäre somit nach allem jedenfalls verfehlt, das Handwerk schlechthin als einen verlorenen Posten zu betrachten und zu behandeln[1]. Wir wollen es nicht tadeln, wenn man bei der Frage der Lebensfähigkeit des Handwerks darauf hinweist, daß mehr als die Hälfte der handwerksmäßigen Meister auf dem Lande ansässig ist und dort, wenn auch ein ärmliches, so doch relativ sicheres Auskommen findet. Gewiß, die Landbevölkerung wendet sich noch gerne an den bekannten, befreundeten Handwerksmeister, statt an den offenen Markt. Die alte Kundenproduktion besteht da im weitesten Umfange fort. Man garantiert sich gewissermaßen gegenseitig den Absatz der eigenen Produkte, der Bauer dem Handwerker wie umgekehrt der eine Handwerker dem andern. Auch kann der ländliche Handwerker durch den Anbau einer Ackerparzelle, mit Kuh oder Ziege, einen Teil seiner Bedürfnisse nebenbei gewinnen. Aber auch das durch die technisch-ökonomische Entwicklung und die Bedarfsgestaltung der Neuzeit stärker bedrängte städtische Handwerk weist, wie Adler mit Recht betont[2], in jeder Mittelstadt noch immer Dutzende, in jeder Großstadt Hunderte von Leuten auf, die es durch Fleiß, Tüchtigkeit, Solidität sogar zu erheblichem Wohlstand gebracht haben.

Ziehen wir also das Fazit aus obigen Darlegungen: die Bedeutung, welche das Handwerk im Mittelalter für die gewerbliche Produktion besaß, hat es heute nicht mehr. Als gewerbliches Betriebssystem steht es in der Gegenwart für manche Zweige an zweiter Stelle. Wenn aber schlechthin gesagt worden ist, die Kleinbetriebsformen lähmten die nationale Produktivkraft, sie seien „rückständige, überwundene, rohe, um nicht zu sagen sozial hemmende Produktionsmethoden", welche die tatsächliche Nationalproduktion hinter der technisch möglichen zurückhielten, so nennt auch

---

[1] Vgl. auch M. Mendelson, Die Stellung des Handwerks (1899) 238 ff. — W. Kulemann, Das Kleingewerbe (1895) 9 ff.

[2] G. Adler, Epochen der deutschen Handwerkerpolitik (1903) 70 f.

Bücher diese Überschätzung der Großindustrie eine „kurzsichtige wirtschaftspolitische Studierstubenlogik"[1].

Kann die Lebensfähigkeit und der Wert des Handwerks als kleingewerblicher Betriebsform auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht in ernstlichen Zweifel gezogen werden, so rechtfertigt anderseits die hohe soziale Bedeutung des gewerblichen Mittelstandes[2] für Erhaltung des gesellschaftlichen Gleichgewichts, die Unabhängigkeit, der konservative Geist, der Familiensinn, die im Handwerk eine Heimstätte finden, alle Bestrebungen zur Erhaltung dieses edlen Bestandteiles der Gesellschaft, soweit sie nach Ziel und Art sich in den rechten Grenzen halten.

In dem gewerblichen Mittelstande, sagt Hitze[3], „vereinigt sich 1. Kapital, Intelligenz und Arbeit; derselbe bildet so die vermittelnde Schicht zwischen der Bourgeoisie und dem ‚Proletariat', d. h. der Masse jener, die nichts einzusetzen haben, als ihrer Hände Arbeit. 2. Im Handwerk arbeiten Meister (Unternehmer) und Geselle (Gehilfe) in persönlicher Gemeinschaft; Geselle und Lehrling stehen, namentlich in Kleinstadt und Dorf, vielfach noch in Familiengemeinschaft mit dem Meister; es herrscht noch nicht jene Kluft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wie in der Großindustrie. 3. Im Gewerbe besteht noch eine aufsteigende Ordnung von Lehrling, Geselle und Meister, indem noch im allgemeinen jeder durch Fleiß, Tüchtigkeit und Sparsamkeit zur wirtschaftlichen Selbständigkeit sich emporringen kann. 4. Der Handwerker arbeitet in erster Linie für den lokalen Markt, auf Bestellung für die Kundschaft, die sich aus allen Schichten der Gesellschaft rekrutiert; persönliche Beziehungen verknüpfen Produzent und Konsument — sozial wertvolle Beziehungen zur Ausgleichung der wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Gegensätze im Gemeinde- und Staatsleben. 5. Der Handwerkerstand dient auch insofern dem Ausgleich der Stände, als die Söhne des Bauernstandes, des Kaufmanns-, Beamten- usw. Standes, für welche im eigenen Stande kein Platz mehr ist, dort Aufnahme finden, wie anderseits der Handwerker den ‚höheren' Ständen wertvolle Kräfte zuführt. 6. Im Handwerkerstande herrscht noch religiöser Ernst, sittliche Kraft, Liebe und Treue zu König und Vaterland, — sittliche Güter, die als Erbe der Jahrhunderte übernommen, wohl leicht erhalten, aber bei der Richtung der modernen wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung nur schwer und langsam neu erworben werden können. „So ist die Erhaltung und Hebung des Handwerkerstandes im Interesse des sozialen und sittlichen Gleichgewichtes der bestehenden Gesellschaftsordnung eine der wichtigsten und ernstesten Aufgaben der Sozialpolitik".

---

[1] Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft 213 f. Wertvolle Aufschlüsse zur Frage der Lebensfähigkeit des Handwerks bieten O. Thissens Beiträge zur Geschichte des Handwerks in Preußen (1901) mit Vorrede von F. J. Neumann (XII ff). — Vgl. auch Stieda, Die Lebensfähigkeit des deutschen Handwerks (1897).

[2] Referat, in Schriften des Vereins für Sozialpolitik LXXVI (1898) 36 f.

[3] Vgl. Victor Brants, La petite industrie contemporaine (1902) 157.

Aber wie kann geholfen werden, — und ist das, was bisher geschehen, ausreichend, um zu dem erstrebten Ziele zu gelangen?

Man könnte sagen: Die Menschen sind nicht für eine bestimmte Art der Warenproduktion, sondern umgekehrt ist diese für die Menschen da. Wenn also die Einführung der Maschinen einen so wichtigen Stand um Wohlstand und Brot bringt, dann möge man dem großindustriellen Betriebe bzw. seiner weiteren Ausdehnung unübersteigbare Schranken ziehen. Das wäre eine höchst unverständige Argumentation, die ihre Spitze sofort gegen das Handwerk selbst richten müßte. Auch das Handwerk ist nicht Selbstzweck. Es steht mitten im Fluß der geschichtlichen Entwicklung. Zerschlägt man heute die alten Maschinen, morgen werden neue an ihrer Stelle stehen. Wenn die gewerbliche Produktion, wie alle Produktion, ihr naturgemäßes Ziel in der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse hat, dann wird jede bestimmte Art von Güterproduktion nur so weit sich behaupten können, als sie jenem Ziele zu entsprechen, dem Bedürfnisse der Konsumenten sich anzupassen im stande ist. Der Bedarf und die Art seiner Befriedigung, sie ziehen überall in letzter Linie und schließlich immer siegreich die Grenzen zwischen alten und neuen Formen der Produktion. Nun aber stellt die maschinelle Großindustrie für manche Gebiete gewerblicher Produktion ihre Erzeugnisse unstreitig mit Rücksicht auf den Bedarf besser und billiger her, als das Handwerk dies vermöchte. Sie bedeutet daher insoweit einen wahren Fortschritt, eine Vervollkommnung der allgemeinen Wohlfahrt, auf welche die Gesellschaft nicht verzichten kann und niemals verzichten wird. Jeder Reformvorschlag, welcher der technischen Entwicklung, der maschinellen Produktion gewaltsam die Wege verlegen will, muß somit a limine abgewiesen werden [1].

Soweit aber anderseits durch eine größere Zahl selbständiger Handwerker der Bedürfnisbefriedigung des Volkes in ebenso guter Weise genügt wird als durch die Fabrik, durch eine kleine Anzahl von Großunternehmern, so weit wird eine von gesunden nationalökonomischen Prinzipien ausgehende Wirtschaftspolitik aus Gründen der Allgemeinheit mit aller Entschiedenheit die Produzenteninteressen des Kleingewerbes wahrnehmen, für die Erhaltung und Stärkung des Handwerks eintreten. Mit Recht ist es ja als ein schwacher Trost bezeichnet worden, wenn Sombart zur Beleuchtung des durch den Kapitalismus geschaffenen höheren Wohl-

---

[1] Hitze, Schutz dem Handwerk (1883) 20.

standes auf die feine Einrichtung der modernen Rasierstuben u. dgl. hinweist. Die Erhaltung des gewerblichen Mittelstandes bedeutet doch etwas mehr für das Wohl der Gesellschaft, als der bloße Komfort einer Rasierstube, mit dem der Kapitalismus uns beglückt.

Der gewerbliche Mittelstand aber kann in der Tat und muß erhalten werden überall da, wo sein Zurückbleiben sich lediglich als das Werk einer einzig durch größere Kapitalkraft übermächtigen Konkurrenz, einer gegebenen Organisation des Kredits usw. darstellt, oder wo die geringere Leistungsfähigkeit des Handwerks durch seine mangelhafte technische und kaufmännische Ausbildung, geschäftliche Indolenz u. dgl. verursacht wird. Wir treten somit durchaus nicht für eine „Immobilisierung" (Bücher) der Technik und der gewerblichen Produktion ein, verlangen ohne Rückhalt von dem Handwerk, daß es sich entsprechend der neuzeitlichen Entwicklung weiter fortbilde und umbilde [1]. Von einer künstlichen Organisation allein die Überwindung des Mangels an Leistungsfähigkeit zu erwarten, wäre Torheit. Wird aber die Organisation zugleich in den Dienst einer Erhöhung der Leistungsfähigkeit gestellt, so erkennen wir auch in ihr ein höchst wirksames Mittel an, um dem Handwerke in seiner Notlage erfolgreich zu helfen.

Dabei bleibt zu beachten, daß solche Vorschläge wenig Aussicht auf Erfolg haben, die dem Zwang eine so weite Ausdehnung geben wollen, wie sie durch das Gesamtwohl des Volkes nicht unbedingt erfordert wird. Der heutige freiheitliche Geist duldet keine willkürlichen oder doch nicht als notwendig erwiesenen Schranken. Wir halten fest an der Konkurrenz, wenn auch nicht an der absolut freien Konkurrenz. Die Möglichkeit einer Auslese, eines Emporsteigens wirklich tüchtiger Elemente muß gewahrt bleiben. Ferner darf die Ausübung der naturrechtlichen Befugnis jedes Erwachsenen, durch Arbeit sein Brot zu verdienen, keiner ungebührlichen Erschwerung begegnen. Kurz, welche Wege die Reform immer beschreiten wird, alle Beschränkungen der Freiheit, die dem Gemeinwohle widerstreiten, die nach Art und Umfang den Bedürfnissen der Gegenwart nicht Rechnung tragen, sind zu vermeiden. Ein Gebundenheitssystem, welches einfachhin das mittelalterliche Zunftsystem kopieren wollte, steht daher für heute ganz außer Frage. Die alte Trennung von Stadt und Land, die Einführung eines Analogon zur städtischen Bannmeile, um ausschließlich

[1] Victor Brants, La petite industrie contemporaine 14.

den Handwerkern eines bestimmten Bezirkes die Versorgung der dortigen Konsumenten zu sichern, ist undenkbar. Ebensowenig aber, wie die Zwangs- und Bannrechte früherer Zeiten, lassen sich in der Gegenwart jene mißbräuchlichen Beschränkungen der Zahl der Gewerbetreibenden durch „geschlossene“ Zünfte, die „Sperrung“ der Zunft gegen Auswärtige u. dgl. rechtfertigen oder durchführen.

Aber anderseits hat ebenfalls das Freiheitssystem in der Form der gewerbefreiheitlichen Zeit sich überlebt, nachdem die verderblichen Folgen dieses Systems allenthalben zu Tage getreten sind. Als Turgot im Jahre 1776 die Aufhebung des Zunftzwanges verfügte, berief auch er sich auf das natürliche Menschenrecht eines jeden, seine Arbeit frei zu wählen. Sein Fehler war, daß er dieses Recht ganz individualistisch auffaßte. Er vergaß, daß der Mensch inmitten der Gesellschaft arbeitet, sozialen Rücksichten sich unterwerfen muß. Die individualistische Freiheit aber ist rein negativ, darum ihrem Wesen nach Ungebundenheit, der Gegensatz zu jener Ordnung, auf welche keine Gesellschaft dauernd verzichten kann. Selbst Turgot mußte das Prinzip der Freiheit korrigieren, wenigstens für seinen — Barbier und Apotheker. Und so ist es überall geblieben [1]. Neben der Freiheit des allgemeinen Gewerberechts, das höchstens eine polizeiliche Anmeldung erfordert, schreitet die Approbation, die Konzession einher, richtet ein partikulares Gewerberecht mannigfache Schranken auf für diejenigen Gewerbe, deren ungeschickter Betrieb gemeingefährlich werden könnte. Bei uns wird für gewisse Betriebe, zur Vermeidung einer Gefährdung oder Belästigung des Publikums, die Genehmigung der gewerblichen Anlage gefordert. Auch der Nachweis einer persönlichen Befähigung ist z. B. den Hufschmieden nach landesgesetzlichen Bestimmungen nicht erlassen. Ferner kann mit Rücksicht auf das Ortsbedürfnis für einzelne Gewerbe eine Beschränkung eintreten (z. B. Schankwirtschaft, Pfandleihgewerbe u. dgl.). Auch für den Gewerbebetrieb im Umherziehen, für das Wandergewerbe (Gegensatz: stehendes Gewerbe mit festem Domizil) wurden bestimmte Erfordernisse oder Schranken aufgestellt und späterhin noch verschärft. Man kann sagen: diese und ähnliche Beschränkungen dienen nur oder in erster Linie dem Schutz der Konsumenten. Ohne Zweifel! Die Konsumenteninteressen finden bei der größeren Konkurrenz der Gewerbe-

[1] Vgl. Chr. Moufang, Die Handwerkerfrage (1864) 20 ff, wo ältere Zeugnisse gegen die Gewerbefreiheit angeführt werden.

freiheit ihre Rechnung. Sie sind anderseits dabei mehr gefährdet, als unter der Herrschaft des Systems der Gebundenheit mit Qualitätskontrolle. Die frei sich entwickelnde Technik kann auch der Verfälschung der Waren dienen. So mußte man Gesetze schaffen gegen Warenverfälschung, Fleischschaugesetze, Gesetze gegen den unlautern Wettbewerb, die Reklame mit Lug und Trug. Auch der Kartellierung der Großbetriebe, soweit sie zur Ausbeutung von Arbeitern und Konsumenten führt, wird man mehr und mehr entgegentreten müssen. Nachdem nun aber einmal das Prinzip der absoluten Freiheit in vielfacher Weise zum Schutze der Konsumenten beschränkt werden mußte, glaubt der Handwerkerstand, um so eher eine Korrektur der Gewerbefreiheit auch im Interesse der Produzenten fordern zu dürfen; eine Beschränkung der Freiheit einmal zum Schutze gegen das Pfuschertum, auch gegenüber der Kapitalmacht, wo dieselbe sich in das eigenste Gebiet der handwerksmäßigen Produktion eindrängt, ohne daß der technische Fortschritt, das offenkundige allgemeine Interesse der Konsumenten eine solche Verdrängung des Handwerks unbedingt erforderten.

Die hierhin gehörigen Forderungen lassen sich auf zwei Punkte zurückführen: die Frage der Vorbildung und die Frage der Organisation[1]. Wir werden demnächst zu untersuchen haben, wie weit und in welcher Weise die Gesetzgebung den diesbezüglichen Wünschen des Handwerks bisher entgegengekommen ist.

Heinrich Pesch S. J.

Ein verschwundener Kirchenschatz des 14. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Paramente. Der Löwenanteil am Inventar ist den Paramenten zugefallen. Umfaßt doch deren Verzeichnis im Druck nicht weniger denn volle zehn Quartseiten. Zuerst werden die bischöflichen Insignien, die Mitren, Pastoralstäbe mit ihren panniselli, die Pektoralien, Ringe, Handschuhe und Rationalien aufgeführt, dann folgen unter ebensovielen Rubriken

[1] Vgl. Haider, Salzburger Thesen über die Handwerkerfrage usw. (1884) 7 ff.

die vollständigen Ornate, die Meßgewänder, die Alben, die cortinae, die Fahnen, die pallae, die mappae, die Sängerstäbe, die Missalienkissen, die Wandteppiche, die nachones, die divi und schließlich in langer Reihe die Pluvialien.

Der Mitren, infulae genannt, besaß der Schatz acht. Alle waren mit Perlen, silbervergoldeten Zierplättchen in Gestalt von Rosetten, Sternen oder ähnlichem und Edelsteinen, einzelne auch mit Stickereien verziert und zum Teil von großem Wert. Besonders war eine ein hervorragendes Prachtstück, leicht begreiflich, wenn man vernimmt, daß sie ein Geschenk Karls IV. darstellte. Sie war aus Goldstoff gemacht, zu dem lauteres Gold gebraucht worden war, und auf jedem Schild mit zwei großen Medaillons in Vierpaßform und sechs kleineren geschmückt, die sich gleichmäßig auf die beiden Hälften der Schilde verteilten und mit Saphiren, Smaragden, Diamanten, Rubinen und Perlen besetzt waren.

An Hirtenstäben fanden sich im Schatz vier vor. Einer — er wird als Stab des hl. Adalbert bezeichnet und schloß das vom Kaiser aus Trier mitgebrachte Stück des Stabes des hl. Petrus ein — hatte durch Karl IV. eine neue Montierung erhalten, bei der es die Freigebigkeit des kaiserlichen Schenkgebers weder an Gold noch an Gemmen und Perlen hatte fehlen lassen. Ein zweiter, eine Gabe des Prager Bischofs Tobias (1279—1296), bestand aus vergoldetem Silber und lief in der Krümmung in einen Drachenkopf aus, der im Maul einen Rubin hatte. Der dritte, ein Geschenk des Prager Weihbischofs Přibyslaus und zum Gebrauch des jedesmaligen Weihbischofs bestimmt, war aus Holz gemacht und mit vergoldetem Silber überzogen; er wies in der Krümme eine Bischofsstatuette auf. Der vierte Stab wird baculus Sancti Pauli genannt, weshalb, ist aus dem Inventar nicht erkennbar. Mit vergoldetem Silber bekleidet war er oben mit einer Gemme von bräunlicher Farbe geschmückt.

Die panniselli, welche im Anschluß an die curvaturae verzeichnet werden, waren Zierbehänge, die seit dem späteren Mittelalter unterhalb der Krümme an den Hirtenstäben angebracht zu werden pflegten. Ursprünglich Sudarien, Schweißtücher, mittelst deren man den Hirtenstab hielt, wurden sie rasch zu bloßen Zierstücken und in dieser Eigenschaft dann gern reich verziert. Das Prager Inventar berichtet von zweien solcher panniselli. Beide waren mit Perlen besetzt; eines war außerdem mit silbervergoldeten Knäufchen und dem Bild Christi geschmückt.

Von den sechs Pektoralkreuzen, welche das Inventar verzeichnet, bestanden zwei aus Gold. Eines derselben, ein Geschenk des Erzbischofs und Kardinals Johannes, war mit 5 Saphiren, 21 Perlen und 8 kleinen Gemmen besetzt, von den übrigen war eines — es bestand aus Silber — mit einer Kamee verziert. Zwei der aufgeführten sechs Kreuze bargen, wie das Inventar ausdrücklich hervorhebt, Reliquien. Der Pontifikalringe gab es neun im Schatz von St Veit, von denen freilich einige bei Aufstellung des Schatzverzeichnisses nicht zur Stelle waren. Es waren zum Teil sehr kostbare Stücke. Zwei rührten von dem

sel. Bischof Andreas (gest. 1224) her, einer wird als annulus S. Thomae de Aquino bezeichnet. Besonders bemerkenswert aber ist der an erster Stelle genannte Ring, nicht sowohl wegen seines Edelstein- und Perlenschmucks, noch auch, weil er ein Geschenk Wenzels IV. bildete, sondern vor allem darum, weil er aus einem Ring der Kette des hl. Petrus hergestellt worden war.

An Pontifikalstrümpfen, Pontifikalsandalen und bischöflichen Handschuhen waren je zwei Paar im Schatz vorhanden. Die Handschuhe wiesen auf dem Handrücken nach Sitte des Mittelalters Medaillons auf, auf denen bei einem der beiden Paare das Gotteslamm und ein auf der Kathedra sitzender Bischof, bei dem andern Christus und die allerseligste Jungfrau dargestellt waren.

Die rationalia, von welchen das Inventar redet, bedeuten jenen dem erzbischöflichen Pallium nachgebildeten bischöflichen Schulterschmuck, der im Mittelalter bei den Bischöfen von Bamberg, Würzburg, Regensburg, Minden, Lüttich, Naumburg, Paderborn, Toul, Eichstätt, Krakau gebräuchlich war und bei den vier letztgenannten noch jetzt gebräuchlich ist. Die Beschreibung, welche es von denselben gibt, läßt es allerdings unklar, ob wir in ihnen dieses bald kragen-, bald gabelförmige Schultergewand oder einen pontifikalen Brustschmuck von der Form einer Agraffe zu sehen haben, wie er im 12. und 13. Jahrhundert mehrfach unter dem Namen rationale erwähnt wird und noch auf Bildwerken des 13. Jahrhunderts nachweisbar ist. Allen Zweifel aber behebt die Schilderung, welche ein Inventar vom Jahre 1396 von einem von Erzbischof Johannes VI. (1379—1396) geschenkten Rationale gibt [1], zumal dieses im Schatzverzeichnis von 1387 ausdrücklich als crux de perlis super ornatum, quem fecit dominus Iohannes, archiepiscopus modernus bezeichnet wird. Die drei Rationalien müssen sehr kostbar gewesen sein, da sie reich mit Perlen besetzt waren. Auffallend und durchaus ungewöhnlich, aber darum um so bemerkenswerter ist, daß sich unter ihnen auch ein rationale diaconale vorfand, während doch sonst das Schmuckstück ein bischöfliches Privileg war. Dieses diakonale Rationale ist ein Unikum in der Geschichte des Rationales [2].

Von der Fülle der nicht bischöflichen Gewänder und der übrigen Paramente läßt sich eine eingehendere Beschreibung unmöglich liefern. Sie

---

[1] Podlaha, Chrámový poklad u sv. Víta u Praze LVIII: Aliud rationale quod donavit dns Iohannes archiepiscopus pragensis de perlis, gemmis et argento deaurato, a parte anteriore habens Virginem gloriosam cum puero et sub ipsam angelum, qui tenet infulam, et in inferiore parte sanctam Catharinam. In parte anteriori ad latus sinistrum deficiunt tres lectuli cum gemmis. In parte dextra ante textum „Maria" deficit unus lectulus cum gemma. In parte posteriori habens crucifixum; ad latus dextrum deficit lectulus cum gemma. Item inferius sub curvatura archiepiscopi deficit lectulus cum gemma et supra crucem habet pelicanum et haec omnia de perlis (in Perlstickerei).

[2] Über das Rationale vgl. Braun, Das Rationale, in Zeitschrift für christliche Kunst, Jahrg. 1903, Nr 4 (mit Abbildungen).

würde den Raum, der diesen Zeilen gesetzt ist, um ein vielfaches überschreiten. Wir müssen uns daher mit einer skizzenhaften Schilderung des Bestandes begnügen.

Der ornatus integri, d. i. der vollständigen aus Kasel, Dalmatik, Tunicella (hier subtile genannt) und Pluviale bestehenden Gewandsätze vermerkt das Inventar in allem 34, der Kaseln werden 25 aufgeführt, der Alben, welche alle mit reichen, zum Teil höchst kostbaren Besätzen versehen waren, 28, der Humeralien 57, darunter 17 mit Paruren geschmückte Humeralien. Ganz besonders reichhaltig ist aber das Verzeichnis der Pluvialien, deren das Inventar außer den zu den ornatus integri gehörenden noch etwa 150 andere aufführt. Sie waren teils Stiftungen frommer Gläubigen, deren Namen das Inventar sorgsam anmerkt, teils eine Hinterlassenschaft verstorbener oder auf einen Bischofssitz beförderter Kanoniker, teils endlich sog. cappae professionis, d. i. Pluvialien, welche von den neu eintretenden Domherren auf ihre bzw. ihres Kanonikates Kosten beschafft werden mußten. Es begreift sich daher auch, daß die Stoffe, aus denen sie verfertigt waren, fast nur erstklassiges Material darstellten und daß manche aus ihnen nicht bloß auf dem Schild mit reichen Stickereien und sonstigem Schmuck, sondern auch mit kostbaren Saumbesätzen versehen waren.

Der cortinae vermerkt und beschreibt das Schatzverzeichnis 47. Es waren das zum Teil Behänge, die nach uraltem, aus altchristlicher Zeit stammendem Brauch seitlich und hinten um den Altar aufgehängt wurden und diesen nach drei Seiten abschlossen. Sie wurden bald an beweglichen Armen, bald an Stangen, die auf Säulen ruhten, befestigt. Im späteren Mittelalter liebte man es, oben auf diesen Säulen Engelfiguren mit den Leidenswerkzeugen oder sonstige Statuen anzubringen. Der Gebrauch erhielt sich am Rhein und in Belgien vielerorten bis ins 17. Jahrhundert hinein. Einige der im Inventar verzeichneten cortinae dienten an Festtagen zur Verzierung der Orgel, sowie der Schreine und Altäre der hll. Wenzeslaus, Vitus und Sigismund. Eine war zur Verhüllung des Triumphkreuzes in der Fastenzeit bestimmt, also ein sog. Hungertuch — sie war von weißer Farbe —, andere wurden im Chor und über dem Chorgestühl als Wandbehänge verwendet.

An vexilla, Kirchenfahnen, treffen wir im Schatz von St Veit 2 einzelne Fahnen und 6 Fahnenpaare an; der pallae, d. i. Altarbekleidungen oder Antependien, führt das Inventar 30 auf, von denen sich eine große Zahl durch kostbare figürliche Stickereien auszeichneten, der mappae oder Altartücher 26, darunter manche, die mit prächtigen Bordüren verbrämt waren, der baculi, d. i. Stäbe, welche die Canonici nach der consignatio von 1420 bei Prozessionen zu tragen pflegten, 21, von denen einer zwar nur aus Eisen bestand, aber mit silbernen Knäufen versehen war, die übrigen ganz aus Silber gemacht waren, der Kissen, welche als Unterlage der Plenarien dienten, oder auf den Sitz der Präzentoren, der vor dem Singpult in der Mitte des Chores befindlichen Vorsänger, gelegt wurden, 15, der tapecia, Teppiche und Decken für die fürstlichen

Grabmäler in St Veit, 31. An kostbaren seidenen manutergia, Handtüchern, vermerkt es 10, an nachones, wertvollen Seidenstoffen, die als Decken sowie zur Herstellung von Paramenten verwendet wurden und zum größten Teil bei Gelegenheit von Exequien vornehmer Personen gestiftet worden waren, 25, an diva, einer Baldachinart, 5.

Es ist in der Tat eine überaus stattliche Zahl von liturgischen Gewändern und sonstigen Paramenten, welche das Prager Inventar aufgezeichnet hat. Und doch ist es nicht sowohl ihre große Anzahl, welche unser Interesse erweckt, als vielmehr das Material, aus dem sie, bis auf die Behänge herab, fast ausschließlich bestanden, und die reiche Ausstattung, die sehr vielen obendrein zu teil geworden war.

Unter den Stoffen, aus denen die Paramente gemacht waren, sind die verschiedenartigsten kostbaren Gewebe vertreten; Sammete, Sammetbrokate, Brokate, Imperial, Baldekin, Byssus, Atlas, Cendel, Taft, Nacho, Marmatum und Sylherz (Silhéř). Als Futterstoffe werden genannt tela (Linnen), Barchent, laniatum (Wollzeug), Cuklerz (kukléř), Postawecz, Cendel und Cendelin [1]. Die Sammete und Seidenzeuge stammten nach der Beschreibung, welche das Inventar von ihrer Musterung gibt, wohl meistens aus Italien, insbesondere aus Lucca — pannus lucanus wird ausdrücklich erwähnt — doch fehlte es auch nicht an byzantinischen und orientalischen Stoffen, welche letztere einigemal mit bestimmten Worten

[1] Es bietet viele Schwierigkeit, die Bedeutung der Stoffnamen in mittelalterlichen Inventarien festzustellen, da der Sinn, den man mit ihnen verband, weder überall noch in den verschiedenen Zeiten der gleiche blieb, zumal bei größerer Entfernung vom Fabrikationsort. Übrigens gilt noch heutzutage ganz dasselbe. Was nun die im Text erwähnten Namen anlangt, so vergleiche man wegen Sammet, Sammetbrokat, Brokat, Atlas und Taft: Braun, Winke für die Anfertigung und Verzierung der Paramente 5 ff. Imperial scheint im Prager Inventar einen besonders schweren Seidenstoff zu bezeichnen. Nacho (auch nassetum) und Baldekin bedeuten einen gemusterten Stoff von der Art unserer Brokate und Brokatelle. Ein Unterschied zwischen beiden Bezeichnungen ist nicht ersichtlich. Unter Byssus dürfte nach spätmittelalterlicher Weise ein feiner weißer Seidenstoff, nicht aber ein feines Linnen- oder Baumwollzeug zu verstehen, Marmatum aber als Moiré zu erklären sein. Sylherz, ursprünglich ein Gewebe aus Arras, sog. Harras oder Harrasch, bezeichnet im Inventar von 1387 ein schillerndes Seidenzeug, der Technik nach ein Taft, bei dem für Kette und Einschlag ein Faden von verschiedener Farbe genommen wurde (Ornatus integer in tenui serico viridi mutabili dicto silherz; Podlaha, Chrámový poklad u sv. Víta u Praze XXXVIII), Cendel, das in mittelalterlichen Inventaren eine große Rolle spielt, ein einfarbiges, meist leichteres taft- oder köperartiges Seidengewebe, Cendelin, wie es scheint, einen halbseidenen Futterstoff. Cuklerz (mit cucullus zusammenhangend, also ursprünglich Zeug für einen Mönchscucullus) wird als Wollstoff aufzufassen sein. Postawecz bedeutet einen seidenen Futterstoff, dessen Beschaffenheit nicht näher angegeben ist, Barchent einen groben Linnenstoff.

unter der Bezeichnung pannus Sarasmorum (statt Saracenorum) oder sarasinus aufgeführt werden.

Höchst interessant sind die Angaben, welche das Inventar über die Muster der Stoffe macht. Wer sich mit den mittelalterlichen Textilien vertraut gemacht hat, glaubt manchmal unwillkürlich die Gewebe vor sich zu sehen, so eingehend sind nicht selten die Beschreibungen, welche von den Stoffmustern nach Gegenstand und Farbe geboten werden.

Es ist eine bunte Folge von Dessins, die das Inventar verzeichnet, und kaum minder bunt ist die Reihe der Motive, die bei den Mustern zur Verwendung gekommen sind. Da begegnen uns Greife, Adler, Hasen, große und kleine Vogelgestalten, Löwen, Leoparden, Elefanten, Hirsche, ein- und mehrschwänzige Drachen, Hunde, Fische, geflügelte Rosse, Schwäne, Pfauen, Pelikane u. a., mehr oder weniger phantastische oder naturalistische Tiergestalten, Rosen, Lilien, Glockenblumen, großes und kleines Blattwerk und sonstige meist nur als flores bezeichnete vegetabilische Gebilde, ferner Kreuze, Sterne, Pfauenfedern, sarazenische und lateinische Inschriften, Kronen, Kreise, schachbrettartige, gewürfelte und gestreifte Musterungen, Punkte, kleine goldene Scheiben nach Art von Goldmünzen, Türme, Frauengestalten, geflügelte Frauenköpfe, Mädchen, mit einem Körbchen und kleinen Vögeln, Hände, die Hunde festhalten, mit Ketten am Fuß gefesselte Tiere, wasserschöpfende Mädchen, strahlende Sonnen u. a. im mannigfaltigsten Wechsel und immer neuen, von schier unerschöpflicher Phantasie zeugenden Verbindungen. Aus den vielen hier nur einige Beispiele. Da gab es ein schwarzes Pluviale, auf dem in Gold gewebt Hunde in Umfriedigungen dargestellt waren, über ihnen die Sonne, welche ihre Strahlen auf sie herabsandte. Auf einem andern sah man auf rotem Fond in Gold große Vögel, zwischen deren Krallen ein Menschenhaupt angebracht war, im Wechsel mit kleinen Vögeln dargestellt, welche im Schnabel einen Zweig und in den Füßen ein Tuch hielten; wieder ein anderes wies auf rotem Grund goldene Hirschkälber und grüne Bäume auf. Zahlreich sind die Muster, in denen goldenes oder farbiges Blumen- und Rankenwerk mit Drachen, Löwen, Adlern oder sonstigem mehr oder weniger phantastisch behandeltem Getier verwebt waren. Auf einem nacho, den Herzog Johannes von Görlitz bei den Exequien eines Paulus v. Wlaşym geschenkt, gewahrte man auf grünem Fond in Gold Löwen, Bäume, pelikanartige Vögel, die auf den Bäumen ihre Jungen atzten, und Drachen, die mit den Löwen kämpften. Ein anderer nacho enthielt auf rotem Grund inmitten von Ranken und Blumen in Gold und farbiger Seide goldene Vögel, die mit den Klauen kleine Tiere gepackt hatten, und goldene Hunde, die aus einem von Strahlen umglänzten Dorngebüsch hervortreten. Ein Pluviale aus rotem nacho war mit goldenen Vögeln, Vierfüßlern und Buchstaben gemustert. Auf einem gelb und weiß gestreiften Altarbehang waren Reiter in gelben Kreisen zur Darstellung gekommen. Zahlreich sind die Gewebe, deren Dessin sich aus Kreisen, die mit paarweise gegenübergestellten Tieren oder stilisiertem Blumen-

werk gefüllt waren, zusammensetzte. Den Granatapfel finden wir nicht ausdrücklich erwähnt, doch läßt die Beschreibung einiger Stoffe kaum einen Zweifel, daß sie mit dem Granatapfelmuster versehen waren. Wiederholt werden Zeuge erwähnt, die neben andern Motiven literae gentiles, arabische Inschriften, enthielten; so war ein Pluviale „auf rotem Fond mit goldenen Löwchen, heidnischen Buchstaben und grünen Vögeln" gemustert.

Man hat in die Muster der mittelalterlichen Stoffe allerlei Symbolik hineingeheimnist. Kaum ein Dessin, für das man nicht eine mystische Deutung versucht hat. Es war Übereifer. Gewiß hat es Muster gegeben, denen eine bestimmte religiöse Symbolik unterlegt war, allein ihre Zahl ist im ganzen sehr gering. Es waren fast ausschließlich Stoffe italienischer Fabrikation. Wie wenig man auf den symbolischen Sinn des Dessins sah, beweisen schlagend die so beliebten und darum von italienischen Seidenwebern gern imitierten Stoffe mit arabischen Inschriften. Hätte man nach der Bedeutung dieser literae gentiles geforscht, so würde vielleicht die Freude an diesen Zeugen etwas gemindert worden sein; denn man hätte dann oft entdeckt, daß es sich bei den fraglichen Inschriften um Lobsprüche oder Anrufungen Allahs und ähnliches handle. Allein wer kümmerte sich um ihren Sinn und ihren Inhalt? Man sah in ihnen lediglich, was man in den Greifen, Adlern, Drachen, Fischen, Burgen, Hunden, geflügelten Frauenköpfen, Reitern, wasserschöpfenden Mädchen usw. sah, ein gefälliges, zierliches Ornament. Es ist geradezu zum Ergötzen, was man alles in die mittelalterlichen Muster hineingelegt hat. Hat man sich doch z. B. dazu verstiegen, das Muster, auf dem zwei Hände zwei Hindinnen an Ketten halten, als symbolische Darstellung einer Gott wohlgefälligen Ehe auszulegen.

Man war in der mittelalterlichen Kunst sehr wenig engherzig. Auch die Inventare mit ihren Angaben über die Muster der zu den Paramenten verwendeten Stoffe bieten dafür manchen sprechenden Beleg. Wer heute unterschiedslos die Zeuge, von denen das Prager Schatzverzeichnis des Jahres 1387 erzählt, zu liturgischen Ornaten gebrauchen würde, bekäme sonder Zweifel recht oft den Vorwurf zu hören, daß er keinen Unterschied zu machen verstehe zwischen kirchlichen und unkirchlichen Stoffen. Und nicht mit Unrecht; denn die Zeiten, Anschauungen und Sitten sind in mannigfacher Beziehung andere geworden. Insbesondere fehlt dem Kulturmenschen unserer Tage jene kindlich naive Unbefangenheit in religiösen Dingen, welche eine charakteristische Eigenschaft des mittelalterlichen Menschen war. Es wäre aber durchaus verkehrt, wollte man den veränderten Verhältnissen nicht gebührende Rechnung tragen.

Doch nicht bloß in Bezug auf den Stoff, sondern auch in Bezug auf die Ausstattung müssen manche der im Inventar aufgeführten Paramente erstklassige Arbeiten gewesen sein. Zahlreich sind die Ornatstücke, bei denen schmalere und breitere Goldborten, Perlstickereien, aufgesetzte silbervergoldete Zierplättchen und was sonst zur Verzierung der Paramente zu dienen pflegte, ganz besonders aber figurale Stickereien ausgiebige Verwendung gefunden hatten. Außer dem Heiland und seiner heiligen Mutter sind es vor allem die hochverehrten Landespatrone, die immer von neuem auf den Paramenten wiederkehren. Am häufigsten kehren die Figurenstickereien bei den Pluvialien und Antependien wieder, begreiflich, weil die Sticker hier ihre Kunst am ungehindertsten walten lassen konnten. Ein Zeichen des beginnenden Verfalles des Geschmacks sind die auf nicht wenigen Paramenten vorkommenden Wappen der Geschenkgeber.

Bücher. Den Beschluß des Inventars machen die zur Dombibliothek gehörenden Bücher. Ihre Zahl ist, wenn mit dem Bestand moderner Bibliotheken verglichen, klein. Obendrein hatten die meisten oder doch wenigstens ein großer Teil derselben einen liturgischen Charakter. Für das ausgehende 14. Jahrhundert stellten sie indessen eine bedeutende Bibliothek und einen wirklichen Schatz dar; denn noch war ja die Buchdruckerkunst nicht erfunden und noch mußten die Bücher in mühseliger Arbeit von der Hand fleißiger Schreiber hergestellt werden.

Der Katalog der Dombibliothek, wie wir heute das Inventar der Bücher des Domschatzes nennen würden, umfaßt fünfzehn Rubriken, von denen die fünf ersten die liturgischen, fünf weitere die theologischen, die zwei folgenden die historischen, zwei andere die juristischen und eine letzte die philosophischen Schriften enthalten. Streng ist die Scheidung freilich nicht eingehalten worden, da sich z. B. unter die theologischen Werke Ciceros Reden und unter die historischen Cantionalia verirrt haben und den philosophischen ein Anhang in Gestalt sog. Ordinarien, d. i. die Gottesdienstordnung regelnder Bücher, und sonstiger liturgischer Werke gegeben ist.

Die erste Abteilung hebt an mit der rubrica de libris matutinalium, d. i. den Lektionalien und Antiphonarien, wie sie beim Chorgebet gebraucht wurden. Der Lektionalien werden 6, der Antiphonarien 8 aufgeführt, von denen allerdings eines verloren gegangen war. Die folgende Rubrik, libri gradualium, enthält 5 Gradualien, 1 Kyriale und 1 Sequentiar; die dritte, rubrica de libris officiorum, 15 Missalien; die vierte 2 Evangeliare und 4 Epistolare, die letzte 11 Psalterien samt einer Anzahl verschiedener anderer liturgischer Bücher, nämlich 2 libri viatici, d. i. Reisebreviere, von denen 1 (das kleinste) in der Sakristei der St Michaelskapelle angekettet war, wohl weil

es wegen seines bequemen Formats am ehesten in Gefahr stand, ausgeführt zu werden; ferner 2 Kollektorien, Sammlungen von Orationen, 1 Ordo, 1 Taufagende, 1 Benediktionale, 1 Pontifikale, 2 Regelbücher mit den Stiftsstatuten und endlich ein Register der Privilegien des Kapitels.

In der zweiten Abteilung werden zuerst die Bibeln samt den Glossen zu verschiedenen Büchern des Alten Testaments, 2 Schriften des hl. Augustinus, den jüdischen Altertümern des Josephus und einigen Summen verzeichnet, im ganzen 26 Nummern; dann folgen in 24 Nummern die libri omeliarum, Homilien Gregors d. Gr., Homilien des Origenes, Traktate des hl. Augustinus zu den Psalmen nebst einer Reihe sonstiger Psalmenerklärungen. Die dritte und vierte Rubrik enthalten Glossen zu den Evangelien, den Paulusbriefen, den kanonischen Briefen und der Apokalypse, in allem 16 Nummern. Den Schluß machen die libri doctorum, Werke Isidors, Gregors d. Gr., des Johannes Damascenus, Ruperts von Deutz, des Areopagiten, Innocenz' III., der hll. Ambrosius, Augustinus, Beda, Anselm, Bernard, Leo, Thomas von Aquin, Johannes Chrysostomus, darunter auch zwei Specula Ecclesiae, ein maius und ein minus, alles in allem 25 Bände.

Die dritte Abteilung vermerkt zunächst die libri chronicorum, von denen wir die Chronica regni Boemiae des Cosmas und eine zweite Chronica regni Boemiae hervorheben, im ganzen 5 Nummern, zu denen sich anhangsweise einige Cantionalia, Gradualia u. ä. gesellen, und dann die libri passionalium, Heiligenleben, denen die Verfasser des Inventars eine Anzahl von libri sermonum, Predigtbüchern, angefügt haben, zusammen 18 Nummern.

Die juristische Abteilung besteht aus den libri decretorum und den libri decretalium. Jene enthalten in 7 Nummern verschiedene kürzere oder längere Ausgaben von Gratians Dekret, diese in 18 Nummern Sammlungen von Dekretalen und sonstige kirchenrechtliche Schriften.

Die letzte Abteilung umfaßt nur die eine Rubrik libri artium und verzeichnet 24 Werke. Es finden sich unter ihnen neben andern, deren Autor nicht näher bezeichnet ist, Schriften von Aristoteles, Cicero, Seneca, Horaz, Sedulius, Averoës, Konstantin von Karthago, Vitruv, Makrobius, Priscian und Chalcidius. Ein Nachtrag, der sich an die letzte Abteilung anschließt, bucht noch eine Anzahl Pontifikalien, Ordinarien, Benediktionalien nebst verschiedenen Ordines für einzelne Pontifikalhandlungen, die Erteilung der Weihen und die Konsekration der Kirchen, die Ölsegnung am Gründonnerstag und die Vornahme der Exorzismen.

Das wäre ein kurzer Auszug des Inventars von St Veit aus dem Jahre 1387; es ist in der Tat ein glänzendes Bild, was er uns bietet. Freilich hat die Herrlichkeit nicht lange gedauert. Sie war rasch gekommen; wenige Jahrzehnte hatten genügt, um den Schatz von St Veit zu einem der hervorragendsten und glänzendsten Kirchenschätze seiner Zeit zu machen. Umfaßt das Inventar von 1354 erst 10 Quartseiten, so

hat dasjenige von 1355 es bereits auf 13 gebracht; im Jahre 1368 ist das Inventar auf 15 gestiegen, im Jahre 1387 aber auf volle 26. Es war nicht ein Faktor, der eine solche Zunahme zuwege brachte; mancher hatte vielmehr darauf eingewirkt, die tatkräftige, von hohen Idealen getragene Wirksamkeit der ersten drei Erzbischöfe von Prag, eines Ernst von Pardubitz, eines Johannes Očko von Wlašim und eines Johannes von Jenstein, der Eifer eines für den Glanz des neuen Domes begeisterten Kapitels, die Frömmigkeit und der Opfersinn des Adels wie des Bürgertums, namentlich aber und vor allem die großartige, nimmer ermüdende Freigebigkeit Karls IV. Wenn seine Regierung für Böhmen überhaupt so gesegnet gewesen ist, so ist sie ganz besonders für die Erbauung und Ausstattung des St Veitsdoms und im Zusammenhang damit für eine mächtig gesteigerte Pflege der christlichen Kunst in Prag von höchster Bedeutung gewesen.

Rasch indessen, wie der Schatz von St Veit entstanden, sollte er wieder zu Grunde gehen. Die Inventare von 1396 und 1413 zeigen ihn noch auf seiner Höhe, dann folgten die Hussitenkriege mit ihren Schrecken und ihren Greueln, und bald war es um den Schatz geschehen. Was nicht die beute- und zerstörungslustigen Hussitenhorden vernichteten, ging zumeist entweder in der durch die Kriege eingerissenen Unordnung zu Grunde oder wurde zur Bestreitung der Kriegskosten von Sigismund in klingende Münze umgewandelt. Im Jahre 1420 wurde der größte Teil der hervorragendsten Kostbarkeiten des Schatzes nach Burg Karlstein gebracht, darunter 11 Schreine samt Bruchstücken vom Schrein des hl. Wenzeslaus, 6 Büsten, 10 Armreliquiare, 2 goldene und 30 andere Kelche. Ein Jahr später flüchtete man einen andern Teil zum Kloster Ojvín; 1438 ging auf Befehl König Albrechts eine neue Sendung zum Karlstein, doch handelte es sich diesmal schon durchweg um Stücke von geringerer Bedeutung. Was in Prag verblieb, war so wenig, daß ein Inventar des Schatzes vom Jahre 1441 nur mehr drei Quartseiten füllt. Was zum Karlstein gekommen, war zwar der Scylla hussitischen Fanatismus entgangen, aber dafür der Charybdis der Geldnot Sigismunds verfallen. Von all den Prachtstücken, welche den Weg dahin gemacht, kam nur sehr wenig 1454 nach Prag zurück. Statt in ihren herrlichen Schreinen, Arm- und Kopfreliquiaren usw. mußten die meisten Reliquien in ärmlichen Ladulae (Kästchen) geborgen oder in Tücher eingehüllt die Heimkehr zum St Veitsdom antreten.

Gegen das dritte Viertel des 15. Jahrhunderts begann für den so schwer heimgesuchten Domschatz eine bessere Zeit. Die Tage der Ruhe brachten seinem fast ganz zusammengeschmolzenen Bestand einigen Zuwachs, der freilich im ganzen nur ein schwacher Ersatz für die auf immer verlorene alte Herrlichkeit war. Vor allem waren es reichbestickte Humeralienbesätze und Kaseln, um die der Schatz bereichert wurde; die neuen Reliquiare, welche um diese Zeit geschaffen wurden, waren mit Ausnahme weniger Stücke ohne hervorragende Bedeutung.

Was der St Veitsdom gegenwärtig an Kunstschätzen besitzt, stammt, soweit es nicht erst im 17. und 18. Jahrhundert entstand oder in späterer Zeit von anderswoher ihm eingefügt wurde, zumeist aus der letzten Hälfte des 15. und dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Von all den Kostbarkeiten, die er am Oktavtag des Unschuldigen Kinderfestes des Jahres 1387 barg, ist nur noch ein höchst spärlicher Rest vorhanden. Von den 27 Reliquienbüsten hat sich keine erhalten, denn von den fünf, welche sich zur Zeit im Schatze befinden, stammen vier erst aus der Neige des 15. Jahrhunderts, das dem 14. Jahrhundert aber angehörende Brustbild der hl. Ludmilla kam erst 1782 in den Besitz des Domes. Von den Armreliquiarien haben sich nur zwei samt dem Bruchstück eines dritten in die Gegenwart gerettet, von den Reliquienstatuetten hat sich keine erhalten, von den Monstranzen lassen sich nur noch drei nachweisen, von den Reliquientafeln besitzt der Schatz einzig die der fünf Brüder und selbst diese bloß als Torso; von den zahlreichen kostbaren Kreuzen sind nur ein Kristallkreuz und ein kleineres, goldenes, doppelarmiges Kreuz mit einer Partikel vom heiligen Kreuz geblieben; denn die beiden kostbaren goldenen Kreuze, die jetzt eine der hervorragendsten Zierden des Domschatzes sind, befanden sich um das Ende des 14. Jahrhunderts nicht zu Prag, sondern auf dem Karlstein. Die Tumben sind alle ohne Ausnahme verschwunden; nicht einmal dem Prachtschrein des hl. Wenzeslaus war ein besseres Los beschieden. Auseinandergenommen und zum Teil nach Burg Karlstein gebracht, mußte er hier mit so vielen andern Leidensgefährten zur Bezahlung der Söldner Sigismunds dienen. Auch die Kelche sind allesamt hin, von dem übrigen liturgischen Gerät aber ist nur der Onyxbecher, den Karl IV. einst gestiftet, auf unsere Zeit gekommen. Erhalten blieben sonst noch zwei der drei aus Elfenbein geschnitzten Jagdhörner, der Helm und das Panzerhemd des hl. Wenzeslaus, das Schwert des hl. Stephan, das sog. Banner des hl. Georg und einige unbedeutende

Reliquiare mit Reliquien des Herrn. Von der alten Dombibliothek ist, wie ein Vergleich des jetzigen Bestandes mit dem Inventar von 1387 zeigt, verhältnismäßig am meisten erhalten; Bücher ließen sich eben nicht umschmelzen, noch hatten sie für plündernde Horden besondere Anziehungskraft; immerhin stellt auch so die Zahl der geretteten Bücher nur einen geringen Teil der Bibliothek vom Jahre 1387 dar. Übersteigt sie doch im ganzen kaum zwei Dutzend. Am schlimmsten hat aber das Geschick den Paramenten mitgespielt. Keine cortina ist mehr vorhanden, keine mappa, kein Wandbehang, keines der zahllosen Pluvialen, keiner der kostbaren Ornate. Die einzigen Stücke, denen es vergönnt war, die Gegenwart zu schauen, sind zwei Kaseln, eine Mitra, ein Pontifikalhandschuh, ein Pontifikalring und vier allerdings kostbare, in Perlstickerei ausgeführte Albenparuren, wofern letztere nicht erst nach 1387 entstanden oder von Karlstein in späterer Zeit nach Prag gekommen sind. Im Inventar von 1387 sind sie nicht verzeichnet.

Das Los, welches dem Schatz von St Veit zu teil ward, steht nicht vereinzelt da. Es ist typisch für die mittelalterlichen Kirchenschätze, denen es zum Teil sogar noch schlimmer ergangen ist. Das Mittelalter war groß im Geben und Aufbauen, aber es war in den Tagen der Kriegsstürme und wild erregter Leidenschaften auch gewaltig im Nehmen und Zerstören, und so sehr wir die tiefe Frömmigkeit jener Zeit bewundern müssen, so sehen wir denn doch auch nur zu oft, wie die Habgier der Großen und der Frevelmut gewalttätiger Söldner ohne jede Scheu ihre Hand an das Heilige legen. All die herrlichen Kunstwerke, mit welchen gläubiger Frommsinn die Gotteshäuser füllte, gingen zum größten Teil nicht durch den zerstörenden Einfluß der Zeit, sondern durch die Leidenschaft der Menschen zu Grunde.

Man kann es nicht genug beklagen, daß von all den mittelalterlichen Werken kirchlicher Kleinkunst so viel verloren ging, und zwar vornehmlich das Beste und Kostbarste davon. Wir würden uns sicher in manchen Punkten ein ganz anderes Urteil über die Kunsttätigkeit im Mittelalter bilden können. Was wissen wir denn jetzt zuletzt von ihr? Ist das, was wir aus jenen Tagen besitzen, wirklich geeignet und genügend, uns einen klaren Einblick in das Kunsthandwerk der Vorzeit zu gestatten? Noch immer liebt man es heute, mit fabelhafter Sicherheit die noch vorhandenen Monumente zu datieren und bestimmten Schulen oder gar bestimmten Meistern zuzuweisen. Man konstruiert Schulen über Schulen,

und Heil dem Meister, dessen Name aus irgend einer Zeit, vielleicht als der einzige von hundert, durch irgend einen Zufall auf uns gekommen ist. Er wird sicherlich zum Mittelpunkt einer umfassenden Kunsttätigkeit und zum Schöpfer so und so vieler Kunstwerke gemacht. Es täte gut, wenn unsere Kunsthistoriker sich ein wenig mehr in den mittelalterlichen Inventarien umsähen, als es wirklich geschieht. Das Studium derselben würde sie gewiß zu bescheidenerer Zurückhaltung mahnen; denn es zeigt, wie wenig wir im Grunde von der mittelalterlichen Kleinkunst wissen und wieviel wir nicht wissen.

Wenden wir indessen unsern Blick noch einmal für einen Augenblick dem Schatz von St Veit zu. Es muß in der Tat ein Bild märchenhafter Pracht gewesen sein, wenn bei hochfestlichen Gelegenheiten die Truhen und Schränke ihren kostbaren Inhalt zum Schmuck des Domes und zur festtäglichen Ausstattung der Geistlichkeit hergegeben hatten. Welch ein Glanz mag sich insbesondere entfaltet haben, als es Erzbischof Johannes 1385 vergönnt war, den nach vierzigjähriger Bautätigkeit endlich fertiggestellten hochragenden Chorbau einzuweihen! Wenn je, so hat gewiß damals der Schatz das Schönste und Beste, was er umschloß, zur Mehrung der Festfeier, hergeliehen. Werfen wir darum einen Blick in das Heiligtum, das sich für die Stunde der Weihe aufs herrlichste gerüstet hatte, einer Braut gleich im Brautgeschmeide. Die Wände des Chores sind mit golddurchwirkten reichgemusterten Wandteppichen bekleidet; andere nicht minder kostbare Behänge schmücken die Orgel und die Rückwände des Chorgestühles, dessen Sitze und Pulte Spreiten aus Goldbrokat und farbenprächtig gemustertem Brokatell bedecken. Den Altar umgeben die von der Königin Blanka geschenkten Altarbehänge aus weißem und rotem Sammet, mit aufgestickten goldenen Schilden, während den Schrein des hl. Wenzeslaus ein mit goldenen Kreuzen und roter Borte geschmückter Prachtteppich umhüllt. Die Mensa des Hochaltars ist mit einem herrlichen Antependium verziert, dem inmitten das Bild der Gottesmutter mit dem Kinde, umgeben von Sternen und der Inschrift: Quae venis absque mora, pro te venerantibus ora, rechts und links aber die Figuren der Patrone aufgestickt sind; über die Mensa aber ist ein kostbares Altartuch mit breiter, schwerer Goldborte und den Wappen des ungarischen Königshauses ausgebreitet. Im Hintergrund des Altares stehen auf Bänken die vorzüglichsten Reliquienbüsten, Armreliquiare, Reliquienstatuetten, Ostensorien und Schreine. Andere haben im Chor auf Gestellen oder

auf den von prächtigen Behängen umhüllten Altären der Chorkapelle Aufstellung gefunden.

Die Zeremonien der Einweihung sind schon vorüber; bereits hat das feierliche Pontifikalamt eine Weile seinen Anfang genommen. In den oberen Reihen des Chorgestühls gewahren wir die Domherren, fast 60 an der Zahl, alle in Superpelliceen und glänzenden Pluvialien aus Sammet, Sammetbrokat, Brokat, Damast, Imperial und wie die herrlichen Stoffe immer heißen mögen, auf der Brust mit Perlen, Gemmen oder Bildwerk geschmückte Agraffen; die Dignitäre tragen kostbare Mitren. In den unteren Stalla haben die mansionarii ihren Platz, wie die canonici im Chorrock und Festtagspluviale; inmitten des Chores aber stehen vor dem Sängerpult, welches mit reichgewirktem, tief herabhängendem nacho bedeckt ist und das mit glänzenden Miniaturen gefüllte Graduale des Erzbischofs Ernst von Pardubitz trägt, die praecentores, Vorsänger, bekleidet mit Prachtchorkappen, auf dem Kopf die den Cantores eigene Mütze, in der Hand silberne Sängerstäbe. Näher dem Altare zu erblicken wir Akolythen in Alben, deren Ärmelrand und Saum Paruren aus rotem und gelbem Brokat aufgenäht sind, in der Hand teils silberne Leuchter, teils die silbervergoldeten, mit figürlichen Darstellungen verzierten Weihrauchfässer, teils endlich die von Karl IV. geschenkten, aus Jaspis und Amethyst geschnittenen Weihrauchschalen. Mitten auf der Mensa steht vor dem alten goldenen, mit zahlreichen Gemmen besetzten Kreuz, darin eine Partikel des heiligen Kreuzes, der große aus lauterem Gold gemachte, mit Edelsteinen und bildlichen Darstellungen verzierte Kelch, neben ihm die goldene mit Edelsteinen geschmückte Patene und — auf einem Kissen aus Brokat — das in Goldschrift auf Purpurgrund geschriebene uralte Missale, auf der Kredenz silbervergoldete Kännchen für Wasser und Wein, ein Becken nebst Kanne aus Silber für die Vornahme der Händewaschung und der mit silbervergoldetem Gotteslamm geschmückte Behälter für das mit kunstvoll gestickter Bordure versehene Korporale, welches der Diakon demnächst auf dem Altar ausbreiten wird.

Der Celebrans, d. i. der Erzbischof Johannes, und die Leviten sind in den kostbaren Ornat gekleidet, den die Kaiserin Elisabeth, die vierte Gemahlin Karls IV., dem Dom verehrte. Er besteht aus vorzüglichstem Imperial und ist in großen Perlen mit Adlern, Greifen, Löwen und den von Kronen überragten Buchstaben R. E., dem Monogramm der kaiserlichen Geschenkgeberin, geschmückt. Die Alben, wahre Festalben, eine Gabe

des Erzbischofs selbst, sind mit Paruren versehen, denen kunstverständige Hände in echten Perlen Heiligenbilder eingestickt haben. Auch die Zierbesätze der Humeralien, die sich kragenartig um den Hals legen, sind Prachtstücke der Stickerei. Auf dem Haupte trägt der Erzbischof eine von Gemmen und Perlen strotzende Mitra, die kostbarste, welche der Schatz birgt, seine Hände sind mit Handschuhen bekleidet, auf deren Rücken ein prächtiges Medaillon mit Emaillebildchen erglänzt. An der Rechten hat er neben andern auch den prachtvollen, aus einem Glied der Kette des hl. Petrus gemachten, mit Gold überzogenen und mit Diamanten samt andern Edelsteinen geschmückten Ring, den Kaiser Wenzel IV. 1381 dem Dom geschenkt hatte, in der Linken den Hirtenstab des hl. Adalbert, dem Karl IV. die Partikel vom Stabe des hl. Petrus hatte einfügen und eine so herrliche Ausstattung hatte geben lassen. Eben singt der Subdiakon aus dem goldenen Plenar die Epistel. Der Diakon steht zur Linken des Altars, während der Erzbischof auf seinem mit Decken aus Sammetbrokat geschmückten Thron sitzend zuhört: wahrlich, ein Bild, wie es nicht glänzender die Phantasie eines Märchendichters hätte erfinden können, und doch keine Schöpfung dichterischer Einbildungskraft, sondern lautere Wirklichkeit.

Zu allen Zeiten hat die Kirche nach Umständen und bestem Vermögen der Zierde des Gotteshauses und der gottesdienstlichen Feiern ihre liebende Sorge zugewendet. Durch die Stürme der Verfolgungen gezwungen, zur Feier der heiligen Geheimnisse in die ernsten, schaurigen Grüfte der Katakomben zu flüchten, hat sie selbst hierhin die Künste mit sich geführt. Die Malereien, die noch jetzt hie und da diese mittlerweile von Barbarenhorden verwüsteten heiligen Räume schmücken, sind dafür gleichsam lebendige Zeugen. Was aber die Kirche für den Schmuck des Gotteshauses gewirkt, seitdem die Stunde der Erlösung schlug und sie sich frei und ungefährdet in der Öffentlichkeit bewegen und ihrer göttlichen Sendung und Aufgabe gemäß betätigen durfte, davon wissen die herrlichen, im Glanz des Marmors und ihrer Mosaiken strahlenden, mit goldenem und silbernem Gerät auf das kostbarste ausgestatteten altchristlichen Basiliken, wie die mächtigen, in wuchtiger Urkraft sich aufbauenden romanischen Dome, die himmelanstrebenden gotischen Kathedralen und die zahllosen glänzenden Kirchenbauten der neueren Zeit in lauter, überzeugendster Weise zu erzählen. Der Grund aber, weshalb sie in dieser Weise alle Künste, Großkünste wie Kleinkünste, in ihren Dienst zog, war für sie in

erster Linie nicht die Erkenntnis, daß der Mensch ein Doppelwesen ist, das Anregung bedarf, wenn es religiös gehoben und begeistert werden soll, noch auch der Wunsch, den Gläubigen Ehrfurcht vor dem Gotteshaus und den darin sich vollziehenden heiligen Handlungen einzuflößen und ihnen in den Schöpfungen des Meißels und Pinsels gleichsam ein Bilderbuch zur Belehrung und Erbauung in die Hand zu geben, sondern das Bewußtsein, daß die Kirche mehr als ein bloßes Bet- oder Predigthaus, daß sie ein wahrhaftiges Gotteshaus, das irdische Gezelt des sakramentalen Gottes, und daß von den gottesdienstlichen Funktionen, die in ihr gefeiert werden, eine in aller Wirklichkeit die wunderbare unblutige Erneuerung des großen Versöhnungsopfers auf Golgatha ist. Ja, das ist es, was vornehmlich die Kirche zu jeder Zeit bis auf die Gegenwart bewog und bis in die fernste Zukunft bewegen wird, die Künste alle, welchen Namen sie auch führen, im Gotteshause heimisch zu machen und dieses mit deren besten und herrlichsten Schöpfungen zu füllen.

Indem die Kirche aber so zur Hüterin, Pflegerin und Förderin der Künste ward, hat sie auch ein bedeutendes Stück Kulturarbeit geleistet. Wie sie den Barbaren mit dem Glauben und dem Christentum auch das Wissen brachte und alle wahrhaft guten Ergebnisse der antiken Wissenschaft vermittelte, so nicht minder die mannigfachen Künste mit ihrem den Geist veredelnden und läuternden Einfluß. Welch ein Unterschied beispielsweise zwischen den Hütten der alten Germanen oder den rohen Holzbauten der Franken und den großartigen romanischen und gotischen Domen, zwischen den ungeschlachten, abschreckenden Unholden, mit denen unsere Altvordern Balken und Giebel schmückten, und den wie von übernatürlicher Lieblichkeit umflossenen und vergeistigten Gestalten, die in späterer, vom Christentum durchdrungener Zeit die heiligen Hallen füllten!

Die Kirche ist aber nicht bloß die treueste Schirmerin aller Künste geworden, sie hat es auch verstanden, eine wahre Volkskunst zu schaffen. Es waren lautere, edle und veredelnd wirkende, nicht auf bloßen Sinnenreiz oder gar die Erregung niederer Leidenschaften berechnete Schöpfungen, welche unter ihrer Fürsorge entstanden. Werke waren es, die zu allen, die es gut meinten, eine trauliche, verständliche Sprache redeten, Werke, nicht bestimmt für die unzugänglichen Kabinette irgendwelcher Großen, noch geschaffen zum Genuß und zur Ergötzung einiger weniger Auserlesenen. Die Meisterwerke, welche sie erstehen ließ, hat sie in die Öffentlichkeit gestellt, vor jedermann, damit alle, hoch und niedrig, reich und arm,

gelehrt und ungelehrt, sich daran erfreuen konnten und bei ihrem Anblick belehrt, erbaut und erhoben würden. So aber ist die Kunst, welche die Kirche zu aller Zeit gepflegt hat, im vollsten und edelsten Sinne stets eine „Kunst für alle" gewesen.

Jos. Braun S. J.

Das Rätsel des Lebens.

Eine entwicklungsphysiologische Studie.

(Schluß[1].)

Das Zünglein der Wage scheint sich nun wieder ganz entschieden der Epigenesis zuzuneigen. Bevor wir darüber ein endgültiges Urteil uns bilden und die Schlußfolgerungen ziehen, welche gegen den Mechanismus und für den Vitalismus auf diesem Gebiete sprechen, müssen wir jedoch die verschiedenen Tiergruppen kurz durchgehen, an denen die hauptsächlichsten entwicklungsphysiologischen Versuche angestellt worden sind.

An erster Stelle sind die Experimente an Amphibieneiern zu nennen, die zuerst von Roux seit 1883 unternommen wurden. Mit einer erwärmten Nadel stach er eine der beiden ersten Furchungskugeln des Froscheis an und brachte sie dadurch zum Absterben. Die unverletzt gebliebene Eihälfte entwickelte sich hierauf gerade so weiter, als ob ihre zerstörte Nachbarhälfte unversehrt geblieben wäre. Da letztere den Entwicklungsprozeß nicht mehr mitmachen konnte, so war das Ergebnis jener interessanten Versuche ein seitlicher Halbembryo (hemiembryo lateralis), also ein halber Zukunftsfrosch. In ähnlicher Weise gelang es Roux, durch Zerstörung einer Furchungskugel am vierzelligen Stadium des Froschkeimes einen Dreiviertelembryo zu erzielen usw.

Aus diesen Resultaten konnte man schließen, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen die beiden Furchungskugeln des zweizelligen Entwicklungsstadiums des Froschkeimes die Anlagen der rechten und der linken Körper-

---

[1] Siehe oben 384.

hälfte des zukünftigen Frosches enthalten, und daß diese Anlagen befähigt sind, unabhängig voneinander sich weiter zu entwickeln. Ebenso schien jedes Viertel des vierzelligen Entwicklungsstadiums je ein entsprechendes Froschviertel aus sich selber heraus, ohne Beeinflussung durch die andern drei Viertel, zu erzeugen. Roux formulierte dieses Ergebnis folgendermaßen: „Die normale Entwicklung ist von Anfang an ein System bestimmt gerichteter Vorgänge, welches in festen Beziehungen zu den Hauptrichtungen des späteren Embryos steht, derart, daß jede der vier ersten Furchungszellen nicht bloß einem bestimmten Viertel des Embryos räumlich entspricht, sondern auch für sich im stande ist, dieses Viertel hervorzubilden." „Die Entwicklung der Froschgastrula und des zunächst daraus hervorgehenden Embryos ist von der zweiten Furchung an eine Mosaikarbeit, und zwar aus mindestens vier vertikalen, sich selbständig entwickelnden Stücken."

Die Entwicklung des Froscheis schien also ganz den Gesetzen der Präformation und der Selbstdifferenzierung zu gehorchen, nicht den Gesetzen der Epigenesis und der abhängigen Differenzierung. Selbstredend war jedoch eine Verallgemeinerung dieses Ergebnisses auf die individuelle Entwicklung anderer Organismen nicht erlaubt. Ja sogar für den Frosch konnte Roux später feststellen, daß seine Halbembryonen sich nachträglich zu vollständigen Embryonen ergänzten, indem die fehlende Körperhälfte von der vorhandenen aus nachgebildet wurde unter Benutzung des Materials des durch die Operation geschädigten Furchungsabschnittes. Es trat also eine Umdifferenzierung ein, durch die der Halbembryo sich in einen ganzen Embryo verwandelte, eine organische Regulation, welche offenbar durch den Zweck des herzustellenden lebensfähigen Ganzen bestimmt wurde; sämtliche Präformationsmechanismen lassen uns bei der Erklärung dieser Erscheinung im Stich.

Später wiederholte Oskar Hertwig die Rouxschen Versuche am Froschei, kam dabei jedoch zu ganz andern Ergebnissen. Er beobachtete bei der Abtötung einer Furchungskugel des zweizelligen Stadiums, daß sich stets — mit einer einzigen Ausnahme — aus der unversehrt gebliebenen Hälfte des Embryos nicht ein Halbembryo, sondern direkt ein vollständiger Embryo von halber Größe herausbildete. Hier war also von „Mosaikarbeit" keine Spur zu finden, sondern nur von den Gesetzen der abhängigen Differenzierung, die von der Idee des Ganzen beherrscht wird.

Den Versuchen von O. Schulze und Th. Morgan blieb es vorbehalten, den scheinbaren Widerspruch zwischen den Resultaten, zu denen Roux und Hertwig an demselben Objekte und mit denselben Methoden gelangt waren, befriedigend aufzuklären. Ließ Morgan die von ihm operierten Froscheier nach der Operation in ihrer natürlichen Lage, nämlich mit dem schwarzen (animalen) Pole nach oben gerichtet, so erzielte er aus den unverletzten Eihälften ausschließlich Halbembryonen; kehrte er sie dagegen um, so daß der weiße (vegetative) Pol nach oben sah, so entwickelten sich meistens Ganzembryonen von halber Größe. Im ersteren Falle war die ursprüngliche Anordnung der Eisubstanz in der unversehrten Blastomere erhalten geblieben; daher setzte diese ihren gewöhnlichen Entwicklungsgang vorerst fort und wurde erst durch spätere Umdifferenzierung zu einem ganzen Embryo. Im letzteren Falle waren dagegen durch die Umkehrung des Eis die Substanzen desselben sofort in einer Weise umgelagert worden, welche direkt zur Regulierung der Entwicklung im Sinne des Ganzen führte. Ein regulierendes Prinzip der Embryonalentwicklung können wir übrigens für keinen der beiden Fälle entbehren.

Aus den erwähnten und andern entwicklungsphysiologischen Experimenten geht hervor, daß die beiden ersten Furchungszellen des Froscheis bei normaler Entwicklung eine verschiedene prospektive Bedeutung besitzen, indem sie zu den symmetrischen Hälften des Embryos sich ausgestalten. Hinsichtlich der prospektiven Potenz sind sie dagegen untereinander gleich und dem ungefurchten Ei äquivalent; denn aus jeder der beiden Hälften kann noch ein ganzer Embryo werden. Dasselbe gilt noch für das vierzellige Furchungsstadium des Froscheis; aus jeder der vier Blastomeren, die unter normalen Verhältnissen nur je ein bestimmtes Froschviertel zu bilden bestimmt sind, kann durch Trennung der Furchungskugeln noch ein ganzes, wenngleich sehr kleines Fröschlein sich entwickeln. In späteren Embryonalperioden dagegen, vom Achtzellenstadium des Keimes an, sind die einzelnen Furchungszellen nicht mehr untereinander gleichwertig; im genannten Stadium vermögen die vier Zellen der animalen Hälfte des Eis nur noch Organe der animalen Sphäre und die vier Zellen der vegetativen Hälfte nur noch Organe der vegetativen Sphäre zu erzeugen. Die prospektive Potenz der einzelnen Furchungszellen des Amphibieneis wird demnach mit der fortschreitenden Entwicklung immer mehr beschränkt und eingeengt.

Wir kommen nun zu den Versuchen an Eiern von Stachelhäutern (Echinodermen).

Wie im Amphibienei, so sind wahrscheinlich auch in jenem der Stachelhäuter die Hauptachsen des Embryos schon vor dem Beginne des Furchungsprozesses bestimmt, wenn wir auch nicht sicher wissen, auf welchen materiellen Strukturverhältnissen diese Präformation beruht. Am Amphibienei deutet bereits die verschiedene Färbung der beiden Eipole eine animale und eine vegetative Hälfte des Eis an, während am Echinodermenei eine derartige Verschiedenheit der Eisubstanzen nicht wahrnehmbar ist.

Unter den Eiern der Stachelhäuter sind namentlich jene der Seeigel (Echiniden) zu entwicklungsphysiologischen Versuchen sehr geeignet und bilden einen Lieblingsgegenstand für dieselben. Man kann hier die einzelnen Blastomeren des sich furchenden Eis nicht bloß durch Nadeln voneinander trennen oder durch Schütteln des Wassergefäßes, in welchem die Eier liegen, zur Isolierung bringen, sondern noch viel besser dadurch, daß man die Eier, wie Herbst zuerst entdeckt hat, in kalkfreies Wasser überträgt. Der Mangel des Kalkgehalts im Wasser genügt bereits, um die Furchungszellen zur isolierten Entwicklung zu veranlassen, ja selbst bei schon ziemlich weit vorgeschrittenen Stadien des Embryos genügt es, ihn in kalkfreies Wasser zu versetzen, um die einzelnen Zellen voneinander zu trennen.

Die Regulationsfähigkeit, das Umdifferenzierungsvermögen der Furchungskugeln ist bei den Eiern der Seeigel ein ungemein großes und hat zu wahren Triumphen der Epigenesis geführt. Während im Amphibienei nur die vier ersten Furchungszellen des Embryos, wenn man sie voneinander trennt, dazu befähigt sind, einen neuen ganzen Embryo zu bilden, erstreckt sich bei den Seeigeleiern dieses Vermögen bis auf das Blastulastadium, das nach der genauen Berechnung von Hans Driesch aus 808 Zellen besteht. Jede dieser 808 Zellen ist bezüglich ihres Entwicklungsvermögens allen übrigen gleichwertig. Driesch zerschnitt mit einer feinen Schere die Blastulastadien von Seeigeln, und zwar in ganz beliebigen Richtungen. An den Bruchstücken legten sich zunächst die Wundränder zusammen und verwuchsen. Dann rundete sich das Schnittstück zu einer kleinen kugeligen Blastula ab, die sich normal weiterentwickelte und schließlich eine vollkommene, wenngleich kleine Seeigellarve (Pluteus) lieferte. Die an den ursprünglichen Schnitträndern befindlichen Zellen würden bei normaler Weiterentwicklung einer nicht operierten Blastula eine ganz andere Lage im Embryo eingenommen haben

und zu ganz andern Geweben desselben verwandt worden sein, z. B. zur Bildung des Darms statt zur Bildung der äußeren Körperwand. Aus diesen Versuchen von Driesch folgt somit, daß in der Seeigelblastula noch sämtliche Zellen in Bezug auf ihr Entwicklungsvermögen untereinander gleichwertig sind: jede von ihnen kann jede beliebige Stelle und jede beliebige Rolle in dem zu bildenden Organismus übernehmen. Alle Zellen der Echinidenblastula sind somit bezüglich ihrer prospektiven Potenz untereinander gleich. Über das was schließlich aus der Zelle wird — über ihre prospektive Bedeutung — entscheidet die Lage der Zelle in dem nach seinen Achsenverhältnissen bereits ganz bestimmt determinierten Ganzen. Driesch hat daher den Satz aufgestellt: „Die prospektive Bedeutung der Zelle ist eine Funktion ihrer Lage."

Die Echinidenblastula ist somit ein schönes Beispiel eines harmonisch-äquipotentiellen Systems, in welchem jeder Teil jeden beliebigen andern Teil oder auch das Ganze selber zu ersetzen vermag. Ähnlich wie die geistige Seele des Menschen ganz ist in jedem Teile des Körpers und ganz im ganzen Körper, so ist hier das organische Entwicklungsvermögen ganz in jedem Teile des Embryos und ganz im ganzen Embryo. Ohne ein regulierendes Prinzip der Entwicklung, welches über den mechanischen Faktoren leitend steht, wäre diese wunderbare Einheit in der Mannigfaltigkeit völlig undenkbar. Hier kann nur der Vitalismus eine befriedigende Erklärung bieten, nicht aber der Mechanismus.

Je weiter die Entwicklung der einzelnen Organe des Tieres in der Echinidenlarve fortgeschritten ist, desto geringer zeigt sich das Umdifferenzierungsvermögen der einzelnen Zellen. Also auch hier wird — wie bei der Entwicklung des Froschembryos — die prospektive Potenz der einzelnen Zellen mit dem Fortschritte des Wachstums immer mehr eingeengt, obgleich sie bis ins Blastulastadium hinein noch unbeschränkt bleibt. „Sind also", so sagt Driesch, „die Organe ihrer Anlage nach ausnahmslos die Folgen korrelativen Geschehens (abhängiger Differenzierung) im weitesten Sinne, so sind sie in ihrer Ausbildung im wahren Wortsinne Selbstdifferenzierung." Also muß sich auch hier zur vollständigen Erklärung des Entwicklungsverlaufes die Epigenese mit der Präformation friedlich vereinigen.

Überblicken wir noch kurz die an Eiern anderer Tierklassen angestellten Versuche.

Bei den Eiern der Hydromedusen (Polypen und Medusen) verhalten sich die isolierten Furchungskugeln ganz ähnlich wie bei dem Ei des Wassermolches *(Triton)* unter den Amphibien. Sie runden sich nach der Isolierung wieder ab und bilden sich zu einem verkleinerten Ganzen um, fahren in ihrer Furchung fort und liefern schließlich entsprechend verkleinerte, aber sonst normale Larven. Zoja erzog aus den isolierten Blastomeren des zweizelligen und des vierzelligen Stadiums noch vollkommene Hydroidpolypen, aus denjenigen des acht- und des sechzehnzelligen Stadiums nur noch Larven (Planulae), die sich nicht weiter zu entwickeln vermochten. Also auch hier scheint die prospektive Potenz der einzelnen Furchungszellen des Embryos um so enger zu werden, je weiter die Entwicklung des Individuums bereits fortgeschritten ist.

Wie groß die Verschiedenheiten sein können, die zwischen den Entwicklungsgesetzen verwandter Tiergruppen obwalten, zeigt am besten ein Vergleich dieser entwicklungsphysiologischen Versuche mit jenen an den Eiern der Rippenquallen (Ktenophoren). Hier tritt nämlich schon sehr früh eine Beschränkung der prospektiven Potenz der einzelnen Blastomeren auf, welche ganz an die Mosaiktheorie erinnert. Die ersten Experimente wurden von Karl Chun mittels der Schüttelmethode angestellt. Es gelang ihm, bei der ersten Furchung des Eis von tentakeltragenden Ktenophoren die beiden Blastomeren voneinander völlig zu trennen und aus denselben Halblarven aufzuziehen, die statt der normalen 8 Rippen nur deren 4 und auch von den übrigen Organen bloß die Hälfte der Normalzahl besaßen. Spätere Forscher haben dieses Ergebnis im wesentlichen bestätigt gefunden, das wir dahin ausdrücken können, daß bei den Rippenquallen bereits den beiden ersten Furchungskugeln des befruchteten Eis eine ganz verschiedene und fest begrenzte prospektive Potenz zukommt; jede derselben kann nur einen halben normalen Organismus erzeugen, während bei den echten Quallen, die zu demselben Unterkreise des Tierreichs gehören, jede Zelle des sechzehnzelligen Stadiums noch befähigt ist, eine ganze kleine Larve zu liefern.

Wie die Entwicklung der beiden ersten Eihälften bei den Rippenquallen eine reine Mosaikarbeit ist, die in vollkommener Selbstdifferenzierung, ganz unabhängig von der Entwicklung der andern Blastomere, verläuft, so ist dies auch der Fall für die Ausbildung der Quadranten und Oktanten des Embryos, die durch die folgenden Fur-

chungsteilungen erzeugt werden. Erst wenn das Ektoderm (das äußere Keimblatt) den Embryo überwächst, scheint ein Zusammenarbeiten und eine gegenseitige Beeinflussung der Quadranten und Oktanten zu beginnen. Von besonderem Interesse ist hierbei die Entwicklung der Rippen, von denen die Rippenquallen ihren Namen tragen.

Aus den Versuchen der verschiedensten Forscher geht übereinstimmend hervor, daß das befruchtete Ei der Ktenophoren nur acht Rippen, und nicht mehr, zu produzieren im stande ist. Mit dem Fortschreiten der Furchung wird diese Entwicklungsmöglichkeit folgendermaßen lokalisiert, daß jedem Oktanten die Bildung einer einzigen Rippe zugeteilt wird. Da die Rippenanlagen aus den sog. Mikromeren (kleinen Furchungskugeln) des Embryos entstehen, die im sechzehnzelligen Stadium von den Makromeren (großen Furchungskugeln) sich differenzieren, so müssen wir sagen: jede der 8 Mikromeren besitzt das spezifische Anlagematerial für eine einzige Rippe, und die Entwicklung derselben ist somit eigentliche Selbstdifferenzierung.

Die Eier der Weichtiere (Mollusken) verhalten sich, obwohl dieser Tierkreis mit den Rippenquallen gar nicht verwandt ist, dennoch bei der Furchung ähnlich wie jene. Isolierte Blastomeren furchen sich weiter, als ob sie noch im Verbande des Ganzen lägen, und zeigen deshalb typische Teilfurchung. Die so entstandenen Halb-, Viertel- usw. Embryonen entsprechen zwar nicht ganz einer Hälfte, einem Viertel usw. des betreffenden Organismus, sondern ergänzen sich zu lebensfähigen Existenzen, indem das Ektoderm sie überwuchert und sogar schwache Ansätze zur Wimperbildung der normalen Larven auftreten. Weiter ließen sich diese Wesen jedoch nicht züchten, sondern starben ab. Die Entwicklung des Molluskeneis beruht somit im wesentlichen auf Selbstdifferenzierung der einzelnen Furchungszellen und kann als Mosaikarbeit bezeichnet werden. Einen ähnlichen ausgesprochenen Mosaikcharakter weist auch der Furchungsprozeß des Eis der Ringelwürmer (Anneliden) und der Fadenwürmer (Nematoden) auf.

Die Versuche an Eiern von Ascidien (Seescheiden), welche Chabry anstellte, schienen ebenfalls zu Gunsten der Mosaiktheorie und der Präformationslehre zu sprechen, indem dieser Forscher durch Trennung der beiden ersten Furchungskugeln Halblarven erzielte. Spätere Experimente von Driesch und Crampton haben jedoch gezeigt, daß hier die Sache ähnlich sich verhält wie bei manchen Stachelhäutern, z. B.

bei einem Seeigel *(Sphaerechinus)*. Die isolierten Furchungszellen beantworten den operativen Eingriff allerdings zuerst durch eine Defektfurchung, aus welcher ein Teilwesen hervorgeht. Aber nachträglich treten regulatorische Vorgänge ein, durch welche der halbe Embryo zu einem Ganzen sich ergänzt, so daß ganze Blastulä, Gastrulä und schließlich ganze Larven von halber Größe entstehen.

Während in den Eiern der Rippenquallen, der Weichtiere und mancher Würmer eine sehr geringe Regulationsfähigkeit sich äußert und die Entwicklung daher als Mosaikarbeit erscheint, schließen sich die Eier der Knochenfische (Teleostier) und diejenigen des berühmten Lanzettfischchens *(Amphioxus)* an die Formen mit hohem Regulationsvermögen an, wie wir sie unter den Stachelhäutern trafen. Bei den Eiern von *Amphioxus* ist jedoch eine gewisse Neigung der isolierten Blastomeren zur Defektfurchung, d. h. zur Bildung unvollständiger Embryonen, nicht zu verkennen; ferner zeigt sich bei ihnen eine sehr rasche Abnahme des regulatorischen Umdifferenzierungsvermögens mit dem Fortschreiten der Furchung. Immerhin überwiegt bei ihnen die abhängige Differenzierung wenigstens in den ersten Furchungsstadien ganz bedeutend über die selbständige Differenzierung.

Wir sind nun mit unserem Überblick über das entwicklungsphysiologische Verhalten der Eier verschiedener Tierklassen fertig und können zu den Schlußfolgerungen aus demselben übergehen. Um diese möglichst klar und kurz zu fassen, wollen wir sie in Frageform vorlegen.

Erstens: Beruht die individuelle Entwicklung der Organismen auf selbständiger oder auf abhängiger Differenzierung, auf Präformation oder auf Epigenese?

Wenn wir das befruchtete Ei als Ganzes betrachten, so beruht die Embryonalentwicklung desselben vom Anfang bis zum Ende auf selbständiger Differenzierung und demnach auf Präformation. Wenn wir dagegen die Wechselbeziehungen der einzelnen Teile des Eis und des sich aus ihm entwickelnden Keimes zueinander berücksichtigen, so lautet die Antwort: Die Entwicklung beruht teilweise auf Selbstdifferenzierung teilweise auf abhängiger Differenzierung. Das Gesamtbild der Entwicklung gestaltet sich demnach zu einer „epigenetischen Evolution.“

Im einzelnen ist die Anteilnahme der selbständigen und der abhängigen Differenzierung in dem Entwicklungsprozesse der Organismen

eine mannigfaltig gemischte und eine mannigfaltig verschiedene. Verschieden ist sie nicht bloß bei den Eiern verschiedener Tierklassen, sondern auch bei den verschiedenen Entwicklungsstadien ein und desselben Embryos. Bald stellt die Entwicklung der einzelnen Teile des Keimes gleichsam eine Mosaikarbeit dar, wo jeder Teil unabhängig vom andern sich ausgestaltet, z. B. bei der Entwicklung der Rippenquallen[1]. Bald gleicht sie vielmehr einem harmonisch-äquipotentiellen System, in welchem jeder Teil in beliebiger Weise seine Entwicklungsrolle mit derjenigen jedes andern Teils vertauschen oder sogar die Rolle des Ganzen übernehmen kann, z. B. bei der Seeigel-Blastula[2]. In beiden Fällen wird jedoch der geordnete Verlauf der einzelnen Phasen der Entwicklung von der Idee des herzustellenden Ganzen beherrscht, im letzteren Falle allerdings viel klarer und bestimmter als im ersteren.

Wir sahen ferner, daß im Beginn der Embryonalentwicklung die einzelnen Furchungszellen des Embryos meist eine weit größere Umdifferenzierungsfähigkeit zeigen als später, und daß somit die prospektive Potenz der einzelnen Zellen immer beschränkter wird, je weiter die einzelnen Organe des neuen Wesens sich ausbilden. In dieser Hinsicht beginnt die Entwicklung mit abhängiger Differenzierung und endet mit selbständiger Differenzierung der einzelnen Teile des Keims.

Zweitens: Welche Rolle spielt die Kernsubstanz der Eizelle bei der Entwicklung des Embryos?

Wir können diese schwierige Frage, welche vom Standpunkt der mikroskopischen Morphologie schon früher behandelt wurde[3], hier nur ganz flüchtig vom entwicklungsphysiologischen Gesichtspunkte aus besprechen.

Zwei Ansichten stehen sich auf diesem Gebiete schroff und unvermittelt gegenüber. Die eine der beiden Theorien, welche hauptsächlich von Wilhelm Roux und August Weismann vertreten wird, schreibt der chromatischen Kernsubstanz der befruchteten Eizelle und der aus ihr entstehenden Furchungszellen eine durchaus maßgebende, führende Rolle bei den Entwicklungsprozessen zu. Durch „erbungleiche Teilung" der Chromosomen der Zellkerne werden nach dieser Ansicht

---

[1] Vgl. oben S. 525, s. auch S. 526 f.

[2] Vgl. oben S. 523, s. auch S. 524 f.

[3] In unserem Buche: Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie, 6. Kapitel.

die materiellen Vererbungsträger auf die verschiedenen Zellen des sich bildenden Organismus verschieden verteilt und bestimmen dadurch den Charakter der künftigen Gewebe und Organe. Die andere Theorie dagegen, welche hauptsächlich von Oskar Hertwig und Hans Driesch verfochten wird, läugnet sowohl die Existenz als die Notwendigkeit einer erbungleichen Teilung der Chromosomen.

Für beide Theorien sprechen wichtige Tatsachen, während andere mit ihnen wiederum nur schwer vereinbar sind.

Die Theorie der erbungleichen Teilung steht in folgerichtigerem Zusammenhange mit den mikroskopisch nachgewiesenen Kernteilungsvorgängen bei der Befruchtung, welche uns nicht bloß die gesetzmäßige Verteilung der Chromatinsubstanz der Keimzellkerne auf die Tochterzellen des Embryos zeigen, sondern auch eine Verteilung, welche wenigstens in manchen Fällen eine wirklich erbungleiche zu sein scheint, indem die künftigen Keimzellen und die künftigen Körperzellen ganz auffallend verschiedene Chromatinanteile erhalten. Für das Ei des Spulwurms *Ascaris megalocephala,* Var. *bivalens* ist dies bereits durch Boveri und andere Forscher nachgewiesen, ebenso auch durch Giardina für das Ei eines Schwimmkäfers *(Dytiscus)*[1]. Zu Gunsten der erbungleichen Teilung lassen sich ferner jene obenerwähnten entwicklungsphysiologischen Erscheinungen deuten in denen die Entwicklung des Embryos vorwiegend von Selbstdifferenzierung der einzelnen Teile desselben beherrscht wird und eine Mosaikarbeit darstellt, z. B. bei der Entwicklung der Rippenquallen. Auch die Tatsache, daß mit der fortschreitenden Entwicklung des Keimes die prospektive Potenz der einzelnen Zellen desselben immer mehr eingeengt und beschränkt wird, läßt sich durch die Theorie der erbungleichen Teilung recht bequem erklären.

Gegen diese Theorie lassen sich jedoch zahlreiche andere, nicht minder bedeutsame Beobachtungen der Entwicklungsphysiologie anführen, vor allem jene, in denen die einzelnen Zellen des Embryos ein „äquipotentielles System" bilden, dessen einzelne Komponenten untereinander und mit dem Ganzen beliebig vertauscht werden können; bei der Bruchstückfurchung des Seeigeleis vermag ja jeder Teil der in beliebiger Richtung zerschnittenen Blastula wieder zu einer ganzen, entwicklungsfähigen Blastula zu werden. Hieraus scheint zu folgen, daß die Kernsubstanzen der einzelnen Zellen des Keimes

---

[1] Siehe ebd. S. 101 ff u. Fig. 21; S. 140.

untereinander völlig gleichwertig sind und daß somit keinerlei „erbungleiche Teilung“ bei dem Furchungsprozesse des Eis stattgefunden hat. Ungünstig für die Theorie der erbungleichen Teilung ist ferner die Tatsache, daß die Entwicklung der speziellen Anlagen der künftigen Organe des Embryos meist auf abhängiger Differenzierung beruht, während die Selbstdifferenzierung erst in späteren Stadien zur Geltung kommt; es scheint somit anfangs meist nur eine erbgleiche Teilung der Vererbungsträger stattzufinden. Möglicherweise werden künftige Forschungen uns einen geeigneten Weg zeigen, um beide Theorien, jene der erbungleichen und der erbgleichen Teilung, miteinander friedlich zu vereinigen, wobei allerdings manche Schroffheiten und Einseitigkeiten, welche diesen Theorien heute noch ankleben, erst abgeschliffen werden müssen.

Von viel größerer und für die philosophische Lösung des Lebensrätsels viel einschneidenderer Bedeutung als diese rein fachwissenschaftliche Frage ist die folgende, die wir deshalb auch etwas eingehender behandeln wollen.

Drittens: Lassen sich die Entwicklungsvorgänge durch mechanische Ursachen befriedigend erklären, oder müssen wir für sie eine eigene „vitale“ Gesetzlichkeit annehmen, welche die chemisch-physikalischen Faktoren der Entwicklung beherrscht und dieselben zur Bildung eines lebensfähigen Organismus zielstrebig hinlenkt? Mit andern Worten: Sollen wir uns auf dem Gebiete der philosophischen Erklärung der Entwicklungserscheinungen zum Mechanismus oder zum Vitalismus bekennen?

Der Mechanismus entsprang den großartigen Erfolgen, welche die mechanische Naturanschauung auf physikalischem und chemischem Gebiete im 19. Jahrhundert zu verzeichnen hatte. Er beruht jedoch, genau betrachtet, nur auf einer einseitigen Überschätzung der mechanischen Naturerklärung und kann deshalb vor einer gründlichen Kritik keineswegs standhalten. Allerdings zählt der Mechanismus auch heute noch unter den Naturforschern viele Anhänger, da alte Vorurteile sich nur langsam beseitigen lassen. Zu seiner Verteidigung gegen die Vertreter des „Neovitalismus“ hielt Professor Otto Bütschli auf dem fünften internationalen Zoologenkongreß zu Berlin am 16. August 1901 eine lange Rede über „Mechanismus und Vitalismus.“[1]

---

[1] Siehe die Verhandlungen S. 212—235.

„Der Mechanismus“, so sagt daselbst Bütschli (S. 213), „erachtet es für möglich, wenn auch zurzeit nur in beschränktestem Maße durchführbar, die Lebensformen und Lebenserscheinungen auf Grund komplizierter physiko-chemischer Bedingungen zu begreifen. Im Gegensatz hierzu leugnet der Vitalismus diese Möglichkeit. Er ist überzeugt, daß das physiko-chemische Geschehen der anorganischen Natur für die Begreiflichkeit der Organismen nicht ausreiche; daß vielmehr ein ganz besonderes Geschehen, wie wir es in der anorganischen Natur nicht erfahren, in der Organismenwelt bestehen müsse“. Die Fragestellung ist hiermit von Bütschli recht klar und zutreffend gegeben. Leider kann man dasselbe nicht von den Beweisen sagen, die er für den Mechanismus ins Feld führt. Wir haben seinen Vortrag mit Aufmerksamkeit angehört und mit noch größerer Aufmerksamkeit später durchgelesen, und doch fanden wir in ihm nur einen einzigen wirklichen Beweis für die mechanistische Lebenserklärung, einen Beweis, der in den Schlußworten des Vortrages ausgesprochen ist: „Begreifen können wir von den Lebenserscheinungen nur das, was sich physiko-chemisch erklären läßt“ (S. 235).

Der Herr Professor möge es uns gütigst verzeihen, daß uns dieser Beweis ganz „unbegreiflich“ vorkommt; denn wenn er richtig wäre, so würden die Gedanken des Herrn Redners für ihn selber wie für seine Zuhörer und Leser schlechthin unbegreiflich gewesen sein. Die Gedanken Bütschlis fallen nach seiner eigenen Ansicht ohne Zweifel unter die Kategorie der „Lebenserscheinungen“. Er möge uns also erst sein eigenes Denken physiko-chemisch erklären, bevor er von uns verlangt, daß wir seine Verteidigung des Mechanismus „begreifen“ sollen!

Hieraus dürfte bereits zur Genüge hervorgehen, daß in Bütschlis Beweisführung ein offenbarer Zirkelschluß enthalten ist, der ihr jede logische Kraft raubt. Er verwechselt die Begriffe „begreifen“ und „physiko-chemisch erklären“, und gibt beide für identisch aus. Das ist aber eine Zumutung, die wir uns im Interesse des gesunden Menschenverstandes nicht gefallen lassen können. Entweder setzte Bütschli bereits voraus, daß die Lebenserscheinungen, wissenschaftlich betrachtet, nur eine physiko-chemische Erklärung zulassen, und dann hat er eben vorausgesetzt, was erst zu beweisen war; oder er setzt es nicht voraus, und dann ist er uns den Beweis dafür, daß die Lebenserscheinungen nicht überdies eine eigene, vitale Gesetzmäßigkeit besitzen, einfachhin schuldig geblieben. Man sollte

doch endlich einmal aufhören, mit so fadenscheinigen Gründen die vitalistische Lebensauffassung zu bekämpfen.

Auch im Interesse der modernen Biologie müssen wir gegen Bütschlis völlig unbewiesene Behauptung protestieren, daß nur dasjenige für uns „begreiflich“ sei, was aus chemisch-physikalischen Ursachen erklärt werden kann, und so weit als es aus denselben erklärt werden kann. Dann wäre ja der wissenschaftliche Wert der großartigsten biologischen Errungenschaften unserer Zeit gleich Null. Oder sind wir etwa im stande, die Vorgänge der indirekten Kernteilung, der Befruchtung und der individuellen Entwicklung physiko-chemisch zu erklären? Sind sie deshalb für uns schlechthin „unbegreiflich“? Nein, das sind sie nicht; denn diese Erscheinungen begreifen wir hauptsächlich aus ihrem Zwecke, nicht aus ihren mechanischen Ursachen. Ebenso wie wir begreifen können, weshalb ein Schlüssel von bestimmter Form ein Schloß zu eröffnen vermöge, ohne daß wir vorher wissen müßten, durch welchen mechanischen Prozeß Schlüssel und Schloß in der Schmiede hergestellt worden sind, ebenso können wir auch die Bedeutung der Kernteilungsvorgänge für die Befruchtung und Entwicklung begreifen, ohne die chemisch-physikalischen Ursachen derselben zu kennen. Die Behauptung, daß die wissenschaftliche Begreifbarkeit eines biologischen Vorgangs auf die Kenntnis seiner physiko-chemischen Ursachen sich beschränke, ist daher eine falsche und materialistisch-engherzige Behauptung.

Mit den Beweisen, welche von andern Verteidigern des Mechanismus vorgebracht wurden, steht es übrigens nicht viel besser. So äußert sich der berühmte Physiologe Max Verworn in der Einleitung zu seiner neuen „Zeitschrift für allgemeine Physiologie“ (Bd I) gegen den Neovitalismus und zu Gunsten des Mechanismus folgendermaßen: „Die Prinzipien des Geschehens müssen überall die gleichen sein, solange wir uns in der Körperwelt bewegen.“ — Aber warum denn? Läßt sich denn das überhaupt a priori entscheiden? Ist nicht vielmehr die Frage, ob die Prinzipien des anorganischen und des organischen Geschehens die gleichen seien oder nicht, durch die Erfahrung zu beantworten? Die Erfahrung sagt uns aber, die Lebensvorgänge seien derart, daß sie einer rein mechanischen Erklärung sich nicht fügen wollen. Daher hat ein Vitalist das unbestreitbare Recht zu sagen: Die Lebensvorgänge werden von einer eigenen Gesetzlichkeit beherrscht, die über dem chemisch-physikalischen Geschehen steht. Verworn hat sich

übrigens durch seine Verteidigungsweise des Mechanismus den Boden unter den Füßen entzogen. Er beweist nämlich seinen Satz, daß die rein mechanischen Prinzipien für lebendige wie für leblose Körper gleiche Gültigkeit haben müssen, durch folgende Begründung: „Denn die Physiologie kann nie etwas anderes sein als Physik und Chemie, d. h. Mechanik der lebenden Körper." Nun, dann ist ja die Physiologie als eigener Zweig der Biologie ganz überflüssig; man soll ihn ruhig kassieren und der Physik und Chemie einverleiben, womit Herr Verworn als Physiologe schwerlich einverstanden sein wird.

Aber — so wendet man häufig zu Gunsten des Mechanismus ein — der Vitalismus steht ja im Widerspruch mit dem allgemein anerkannten *mechanischen Energiegesetze!* Wenn es ein eigenes vitales Geschehen gäbe, so würde dadurch das Gesetz von der Konstanz der Energiemenge im Universum durchbrochen: also ist der Vitalismus unhaltbar. — Was ist hierauf zu erwidern?

Das Energiegesetz ist *ein rein mechanisches Gesetz* und kann deshalb nur für die Wirksamkeit *mechanischer Faktoren* gelten. Für psychische und vitale Faktoren kann es daher nur insoweit Gültigkeit haben, als dieselben mechanischer Ursachen sich bei ihrer Wirkungsweise bedienen, weiter nicht. Wer somit auf das Energiegesetz sich beruft, um ein psychisches oder ein vitales Geschehen als unmöglich nachzuweisen, der setzt entweder stillschweigend voraus, daß *alles* Geschehen im Universum seinem inneren Wesen nach nur rein mechanisch sein könne — und dann setzt er eben schon voraus, was erst zu beweisen war — oder sein ganzes Beweisverfahren ist gegenstandslos.

Die Annahme eines eigenen vitalen Geschehens würde nur dann in wirklichem Widerspruche mit dem Energiegesetze stehen, wenn durch die Wirksamkeit des vitalen Prinzips das mechanische Energiequantum entweder erhöht oder vermindert würde. Aber eine derartige Vorstellung entspricht keineswegs dem wahren Vitalismus. Wir brauchen keine „Lebenskraft", die als Deus ex machina stoßend und schiebend in das Getriebe der mechanischen Faktoren eingreift, sondern nur ein *Lebensprinzip*, das als causa formalis die Atome und Molekeln des lebenden Körpers befähigt, ihre chemisch-physikalischen Tätigkeiten *in bestimmter, vitaler Richtung zu vollziehen.* Alles, was dabei an mechanischer Arbeit geleistet wird, kommt *ausschließlich* auf Rechnung der physiko-chemischen Faktoren, nicht auf Rechnung des Lebens-

prinzips: also kann letzteres gar nicht störend eingreifen in das Gesetz von der Erhaltung der Energie!

Diese einzig richtige Auffassung der Lebensgesetzlichkeit, welche die Organismen von den anorganischen Naturkörpern wesentlich unterscheidet, wurde schon von alters her durch die aristotelische Philosophie vertreten und findet neuerdings auch Anklang bei hervorragenden Naturforschern. Vor allem ist hier Hans Driesch zu nennen, der als einer der tüchtigsten Entwicklungsphysiologen für die „Autonomie der Lebensvorgänge" sich erklärt und das Prinzip der vitalen Gesetzlichkeit neuerdings ausdrücklich als ein den Entelechien des Aristoteles entsprechendes Formalprinzip bezeichnet[1]. Auch die „Dominanten" des bekannten Botanikers J. Reinke[2] stehen dem Begriffe der Entelechien nicht fern.

Diese Darlegungen dürften genügen, um einerseits die vom Mechanismus erhobenen Einwände zu entkräften und anderseits die richtige Auffassung des Vitalismus klarzulegen.

Wenn wir nun noch die Frage stellen, ob wirklich für die vernunftgemäße Erklärung der entwicklungsphysiologischen Vorgänge, die wir in dieser Abhandlung unsern Lesern vorführten, die Annahme einer eigenen vitalen Gesetzlichkeit nötig sei, welche über den chemisch-physikalischen Ursachen beherrschend steht, so können wir unsere Antwort kurz fassen: Die Annahme eines Lebensprinzips ist unbedingt erforderlich zur Erklärung der Entwicklungserscheinungen.

Auf die Unzulänglichkeit der von O. Hertwig, J. Loeb usw. unternommenen Versuche, den Furchungsprozeß des Eis durch rein mechanische Faktoren zu erklären, wurde bereits oben (S. 394 ff) hingewiesen. Die für die Epigenesis sprechenden Tatsachen der abhängigen Differenzierung und der Umdifferenzierung lassen sich ebenfalls, wie wir an verschiedenen Stellen hervorhoben (oben S. 397 u. 521 ff), nur dadurch erklären, daß der ganze Entwicklungsprozeß gleichsam beherrscht wird von der Idee des herzustellenden Ganzen, eine Ausdrucksweise,

---

[1] Ergebnisse der neueren Lebensforschung S. 14; s. auch desselben Verfassers „Organische Regulationen", Leipzig 1901, und „Die Seele als elementarer Naturfaktor", Leipzig 1903.

[2] Die Welt als Tat [2], Berlin 1903, S. 275—292; Einleitung in die theoretische Biologie, Berlin 1901, Kap. 19 u. 20. Die Dominantenlehre (Natur und Schule 1903, Heft 6 u. 7). Siehe auch die neue Schrift Reinkes: „Der Neovitalismus und die Finalität in der Biologie" (Biolog. Zentralblatt XXIV [1904], Nr 18 u. 19, S. 577—601).

die auch Korschelt und Heider in ihrem vortrefflichen „Lehrbuch der vergleichenden Entwicklungsgeschichte" wiederholt gebrauchen. Wir kommen also ohne eine teleologische Auffassung der Entwicklungsvorgänge nicht aus; sie sind völlig unbegreiflich ohne die Annahme eines Formalprinzips, das die mechanischen Ursachen beherrscht und zum Ziele der Herstellung eines lebensfähigen Organismus leitet.

Aber können wir dann nicht vielleicht die befruchtete Eizelle im Sinne der Präformationstheorie als eine wunderbar fein und kompliziert gebaute Maschine uns vorstellen, deren Räderwerk durch rein mechanische Ursachen abläuft und den gesetzmäßigen Aufbau des Organismus im Entwicklungsprozesse bewirkt? Diese „Maschinentheorie des Lebens" hat Hans Driesch, der früher ihr selber huldigte, in den letzten Jahren einer wiederholten gründlichen Kritik unterzogen und sie als völlig unhaltbar nachgewiesen. „Die Eier", so sagt Driesch[1], „sind der Ausgang eines ungeheuer komplizierten formgestaltenden Geschehens; jedes Ei möchte also wohl als kleine, jenseits der Grenze der Sichtbarkeit existierende, äußerst komplizierte Maschinerie gedacht werden können. Nun sind aber im Laufe der individuellen Entwicklungsgeschichte alle Eier durch Teilung von einer Zelle her entstanden. Wie kann eine „komplizierte Maschinerie" sich fortgesetzt teilen und doch immer ganz bleiben? Das kann sie eben nicht, und darum ist auch auf diesem Gebiete die Maschinentheorie widerlegt."

In der Tat, eine noch so fein und kunstreich gebaute Maschine, die sich aus eigenem Antriebe hundertmal teilt und doch in allen ihren Teilen die Fähigkeit bewahrt, von selber wieder zu einer ganzen Maschine zu werden, eine solche Wundermaschine ist absolut undenkbar.

Ebenso wie in der Entwicklung des Eis, so zeigt sich die Unhaltbarkeit der Maschinentheorie des Lebens auch in den aequipotentiellen Systemen[2]. Erinnern wir uns nochmals an dasjenige, was oben (S. 523) von der Blastula des Seeigeleis berichtet wurde. Man kann eine solche Blastula in beliebigen Richtungen durchschneiden, und aus jedem Stück wird von selber wieder eine ganze Blastula; ja jede der 808 Zellen des Blastulastadiums ist im stande, ihre ursprüngliche Entwicklungsrolle

---

[1] Ergebnisse der neueren Lebensforschung 15.

[2] Siehe oben S. 401.

mit derjenigen einer jeden andern Zelle derselben Blastula zu **vertauschen**. Nun denke man sich einmal eine Maschine, die aus 808 Teilen **besteht**; man zerschlage diese Maschine in Stücke und sehe dann zu, ob die einzelnen Stücke im stande sind, sich durch „physiko-chemische Faktoren" von selber wieder zu einer ganzen, betriebsfähigen Maschine zu ergänzen! Eine Maschine, die das zu leisten vermöchte, ist abermals **absolut undenkbar**.

Noch ein anderes klassisches Beispiel für die Unhaltbarkeit der Maschinentheorie des Lebens sei nach Driesch[1] hier kurz erwähnt. Er stellte mit einer Ascidie (Seescheide, *Clavellina lepadiformis*), einem ziemlich hoch organisierten Tier, eine Reihe von Zerschneidungsversuchen an: „Die *Clavellina* ist etwa 2—3 cm lang; ihr Körper gliedert sich in drei Abschnitte; den obersten bildet die außerordentlich große, korbartige Kieme, mit einer Ein- und einer Ausflußöffnung für das Wasser versehen; dann folgt ein verbindender schmaler Körperteil, welcher den Vorder- und Enddarm birgt, und zuunterst sehen wir den sog. Eingeweidesack mit Magen, Darm, Herz, Fortpflanzungsorganen usw.

„Zerschneidet man den Körper einer *Clavellina* in der Höhe des Verbindungsteiles, so daß man also den Kiemenkorb und den Eingeweidesack isoliert vor sich hat, so kann sich jeder dieser beiden Teile in drei bis vier Tagen zu einem ganzen Organismus vervollständigen, indem durch echte, von der Wundfläche aus geschehende ‚Regeneration' der Kiemenkorb sich einen Eingeweidesack, der Eingeweidesack einen Kiemenkorb verschafft.

„Nicht alle isolierten Kiemenkörbe der *Clavellina* verhalten sich, wie oben geschildert; etwa die Hälfte derselben, namentlich solche, die von kleineren Individuen stammen, kommen auch zwar zur Bildung eines neuen ‚Ganzen', aber auf ganz anderem Wege. Sie beginnen nicht mit einer Neu-, sondern mit einer Rückbildung. Die Organisation des Kiemenkorbes, seine wimpernden Spalten, seine Öffnungen usw. schwinden allmählich; nach fünf bis sechs Tagen ist gar keine Organisation mehr an den Gebilden zu erkennen; sie erscheinen als gleichförmige weiße Kugeln; ja als ich diese rückgebildeten Stücke zuerst vor mir sah, hielt ich sie geradezu für im Absterben begriffen oder schon abgestorben. Aber sie sind es nicht. Zwei bis drei Wochen können sie in diesem reduzierten Zustand verharren, dann beginnen sie eines Tages sich aufzuhellen und zu strecken,

[1] Studien über das Regulationsvermögen der Organismen. 6. Die Restitutionen der Clavillina lepadiformis (Archiv f. Entwicklungsmechanik XIV [1902], 1. u .2. Heft, 247—287); vgl. auch: Ergebnisse der neueren Lebensforschung 10—12.

und nach zwei bis drei weiteren Tagen ist wieder eine ganze Ascidie mit Kiemenkorb und Eingeweidesack da. Es ist das ein durchaus neuer Organismus, der mit dem alten keine Organisationsteile, sondern nur das Organisationsmaterial gemeinsam hat; sein Kiemenkorb ist nicht etwa der abgeschnittene alte: er ist viel, viel kleiner, hat viel weniger Öffnungsröhren und viel weniger und kleinere Öffnungen. Es ist gleichsam die alte Organisation des isolierten Kiemenkorbes zu einem indifferenten Gebilde eingeschmolzen worden, und aus diesem ist, wie in der Embryonalentwicklung, ein ganzer, kleiner Organismus neu erstanden. Mit dem Mikrotom ausgeführte Schnitte durch die rückgebildeten Kugeln zeigten, daß in der Tat die ‚Entdifferenzierung' der Organisation außerordentlich weit gegangen war."

„Nun kommen wir aber zu dem wichtigsten Punkte, den die Versuche an isolierten Kiemenkörben der *Clavellina* ergeben haben: nicht nur der isolierte Kiemenkorb, so wie er einmal ist, kann sich durch Rückbildung und Wiederauffrischung zu einer kleinen neuen Ascidie umgestalten; man kann auch den isolierten Kiemenkorb beliebig durchschneiden, entweder in eine obere und untere, oder in eine rechte und linke, oder in eine vordere und hintere Hälfte; auch die so gewonnenen Teilstücke bilden ihre Organisation zurück und frischen sich dann zu einer ihrer Organisation nach durchaus ganzen kleinen Ascidie wieder auf.

„Das ist gewiß ein äußerst seltsames Phänomen im Gebiete organischer Formgestaltung."

So weit Driesch. Vergleichen wir nun die formbildende Leistungsfähigkeit des zur indifferenten Kugel rückgebildeten Kiemenkorbes oder Kiemenkorbstückes von *Clavellina* mit dem beliebten Beispiel einer kompliziert gebauten Maschine, welche nach der Ansicht der Mechanisten das wesentliche Ebenbild des Organismus sein soll. Wir zerschlagen die Maschine in Stücke und nehmen dann ein Stück, das wir wieder zerschlagen, in nähere Beobachtung. Wir sehen nun, daß dieses Stück nach einigen Tagen von selber in einen unscheinbaren Trümmerhaufen zerfällt, bis man von den ursprünglichen Maschinenteilen gar nichts mehr wahrnimmt. So liegt der Trümmerhaufen einige Wochen still da, dann beginnt es sich in ihm plötzlich zu regen, die einzelnen Eisenteilchen fügen sich ganz von selber wieder zusammen, und zwar nicht etwa zu dem ursprünglichen Maschinenstücke, dem der Trümmerhaufen entstammte, sondern zu einer neuen ganzen kleinen Maschine, die nach demselben

Plane gebaut ist wie die alte! — Das ist ja die reinste Hexerei! — so wird jeder sagen. In der Tat, eine der Maschinentheorie des Lebens folgende *Clavellina* würde auf natürlichem Wege ein derartiges Kunststück nie und nimmer zuwege bringen. Wir sagen deshalb: Der Mechanismus, der trotz solcher Leistungen die *Clavellina* für eine bloße Maschine erklären will, fordert einen wahren Hexenglauben! Da wir jedoch der Überzeugung sind, daß natürliche Ursachen, nicht Zauberkünste, den Wundern der Entwicklung zu Grunde liegen, deshalb kommen wir zum Schlusse:

Der Vitalismus ist die einzig vernunftgemäße philosophische Theorie des Lebens; denn er sieht den Organismus nicht für eine leere Maschine an, sondern weiß auch den Baumeister zu finden, der in ihr wohnt!

E. Wasmann S. J.

Die Begleitfeste der Weihnacht.

Warum feiert man unmittelbar nach der Weihnacht die Feste des hl. Stephanus, des Apostels Johannes, der Unschuldigen Kinder?

Die Frage läßt sich recht wohl aufwerfen. An den ersten Tagen nach Ostern und Pfingsten wird niemals im Abendland das Gedächtnis eines Heiligen gefeiert, das Andenken an den Heiland oder den Heiligen Geist verdrängt durchaus die Heiligenfeste. Weihnachten verdrängt sie nicht, sondern scheint sie anzuziehen. Gleich am zweiten Tag der Festwoche läßt gleichsam der Herr dem Diener den Vortritt, und was sonst an keinem Feste des Herrn vorkommt, das geschieht auf Weihnachten: in der zweiten Festmesse wird an eine Heilige, die hl. Anastasia, ein eigenes Kirchengebet eingelegt. Woher und seit wann diese Bevorzugung der Heiligen in der Weihnachtszeit, seit wann und warum sind gerade Stephanus, Johannes, die Kinder von Bethlehem die Begleiter des neugebornen Gottessohnes?

I.

Bereits im Mittelalter hat man jene Fragen sich gestellt und sie in verschiedener Weise beantwortet. Ein nicht weiter bekannter Mönch der

Trierer Erzdiözese (aus Echternach?) verweist ums Jahr 1132 auf den altchristlichen Gedanken, daß in Christus auch die Kirche wiedergeboren ist, daß Christus und die Kirche ein Leib und ein Geist sind:

„Durch Christi Menschwerdung wiedergeboren und mit ihm ein Leib geworden feiert die Kirche zugleich die Tatsache, daß Christus um ihretwillen und sie selbst in Christus geboren wurde; sie feiert die Geburt ihres Hauptes und ihrer Glieder. Am ersten Tag die Geburt Christi, des Hauptes der aus drei Ordnungen bestehenden Kirche, welche sind die Märtyrer, die Lehrer, die gewöhnlichen Gläubigen." In Stephanus, dem ersten Blutzeugen, „dessen Beispiel alle andern gefolgt sind", würden alle Märtyrer geehrt, ebenso sämtliche Lehrer in dem Apostel und Evangelisten Johannes, „dem ersten und vorzüglichsten Lehrer der Kirchen", und endlich die gewöhnlichen Gläubigen in den Unschuldigen Kindern, die durch ihre Einfalt den einfachen Glauben der Gerechten vorbildeten [1].

Die schönen und tiefen Gedanken, welche dieser Darstellung zu Grunde liegen, hatten bereits im christlichen Altertum ihren Ausdruck gefunden. So ist z. B. nach dem hl. Leo Christi Eintritt in die Welt auch der Ursprung des christlichen Volkes und die Geburtsstunde des Hauptes die Geburtsstunde des Leibes; auch er sieht in den Unschuldigen Kindern die Vertreter des ganzen Heeres der Märtyrer [2].

Ganz ähnlich wie der Mönch von Echternach spricht sich ein größerer Zeitgenosse aus, dessen Darlegungen den weitesten Widerhall gefunden haben. St Stephanus, Johannes und die Unschuldigen Kinder, sagt in seiner geistreichen Weise der hl. Bernhard [3] (gest. 1153), stellen uns drei Arten von Heiligkeit, und zwar die drei einzig möglichen Arten von Heiligkeit, vor Augen. Stephanus ist Märtyrer dem Äußern wie dem Innern nach, Johannes hat vom Blutzeugen nur das Innere, den Willen zum Martyrium, die Unschuldigen Kinder nur das Äußere. Stephanus ist Märtyrer vor den Menschen, denn auch das innere Erfordernis zum Martyrium, die freiwillige Hingabe in den Tod, äußert sich bei ihm klar besonders in seinen letzten Worten. Johannes, mit seinem rein inneren Opfer, ist Märtyrer bloß vor den Engeln. Die Unschuldigen Kinder endlich sind Märtyrer Gottes. Denn weder Menschen noch Engel fanden an ihnen Verdienste; so sind sie das sprechendste Denkmal der Gnade Gottes.

---

[1] Epistola Iohannis monachi ad Adalberonem Trevirensem archiepiscopum, bei Martène et Durand, Veterum scriptorum ... amplissima collectio I, Parisiis 1724, 714 715.

[2] Serm. 26, n. 2; Serm. 38, n. 1 (Migne, Patr. lat. LIV 213 260).

[3] Sermo in nativ. ss. Innocent. (Migne a. a. O. CLXXXIII 139).

Die Ausführungen Bernhards sind in der Folge Gemeingut der mittelalterlichen Liturgiker geworden.

Nach Wilhelm Durandus (gest. 1296) z. B. werden die genannten Feste unmittelbar nach Weihnachten gefeiert: „Erstens damit Christus, das Haupt und der Bräutigam, mit sämtlichen (Arten von) Gefährten erscheine. Denn in seiner Geburt hat Christus, der Bräutigam der Kirche, drei Gefährten sich zugesellt, von welchen es im Hohenlied heißt: Mein Geliebter ist rot und weiß, auserwählt aus Tausenden. Weiß mit Rücksicht auf Johannes den Evangelisten, den herrlichen jungfräulichen Bekenner. Rot mit Rücksicht auf Stephanus, den Erstling der Märtyrer. Auserwählt aus Tausenden, mit Rücksicht auf die große Zahl der Unschuldigen. Zweitens aber, damit die Kirche alle Arten von Märtyrern vereinige, da in Christi Geburt die Ursache des Martyriums aller liegt.“ Letzterer Gedanke wird dann an der Hand des hl. Bernhard ausgeführt [1].

Nach Ablauf des Mittelalters hat sich der Scharfsinn der Liturgiker in ähnlichen Deutungen kaum mehr versucht, und wo solche auftreten, beanspruchen sie keinen höheren Wert als den eines mehr oder weniger geistreichen Einfalls. In diesem Sinn wird es zu beurteilen sein, wenn ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts in den Unschuldigen Kindern die Leibgarde des neugebornen Christkindes, in Stephanus den Kriegsobersten des Friedensfürsten, in Johannes seinen Reichskanzler erblickt [2].

Ausdrücklich bemerken die mittelalterlichen Liturgiker, der 26. und 27. Dezember seien nicht die Todestage der hll. Stephanus und Johannes. Der heilige Evangelist sei am 24. Juni, dem Todestag und Fest Johannes' des Täufers, ins Grab gestiegen. Der 27. Dezember könne etwa als der Tag betrachtet werden, an welchem ihm eine Kirche geweiht worden oder an dem er den „Patriarchenstuhl“ von Ephesus in Besitz genommen habe. Mit Stephanus aber verhalte die Sache sich so: Man feiere von ihm zwei Feste im Kirchenjahr, die Auffindung der Reliquien am 3. August und den Todestag am 26. Dezember, der Tag des Martertodes sei der 3. August. Man habe die Daten vertauscht, um Stephanus in die Nähe des neugebornen Christuskindes zu bringen [3].

All diese Deutungen sind nun gewiß ganz so sinnig und geistreich, wie die liturgischen Erklärungen des Mittelalters überhaupt zu sein pflegen. Manche der angeführten Gedanken mögen auch tatsächlich bei der Ausgestaltung unseres heutigen Brauches mitgewirkt haben. Allein rein ge-

---

[1] Durandus, Rationale divinorum officiorum lib. 7, cap. 42, Lugduni 1612, 460. Ähnliche Gedanken bei Joh. Beleth, Rationale cap. 70; Migne, Patr. lat. CCII 77; Sicard, Cremon. Mitrale lib. 9, cap. 6—8; ebd. 213 407 f.

[2] Th. Raynaudus, Trias fortium David, Rob. de Arbrisselo n. 44 (Opp. IX 174 a).

[3] Durandus a. a. O. lib. 7, cap. 21, p. 445.

schichtlich betrachtet, verhält sich die Sache doch ein wenig anders, als man in früheren Zeiten sich das vorstellte. Die Entwicklung der Begleitfeste hängt innig zusammen mit der Entstehung und Ausbildung des Kirchenjahres überhaupt und mit dem Aufkommen des Weihnachtsfestes. Über letztere beiden Punkte also zunächst einige kurze Bemerkungen.

II.

Gegen den Heiden Celsus, der die Christen wegen ihres Fernbleibens von den heidnischen Festlichkeiten tadelte, führt Origenes (gest. 254) den Gedanken aus, die beste Festfeier bestehe darin, daß man seine Pflicht tue und beständig das Gebet übe. Aber diese Antwort genügt ihm doch nicht ganz; er fühlt, daß man ihm entgegenhalten könne, „was an den Sonntagen, auf Karfreitag, Ostern, Pfingsten bei uns (den Christen) zu geschehen pflegt". Origenes wiederholt diesem Einwurf gegenüber, für den vollkommenen Christen sei jeder Tag ein Sonntag und Festtag, was er dann im einzelnen für jeden der vier genannten Tage ausführt[1].

Nach dem Zusammenhang der Stelle muß man annehmen, Origenes habe sämtliche Feste der damaligen Christenheit aufgezählt. Somit gab es deren um die Mitte des 3. Jahrhunderts noch äußerst wenige, und diese wenigen sind dieselben, welche schon in apostolischer Zeit durch eine besondere Feier ausgezeichnet waren. Für den Sonntag und Ostern ist der apostolische Ursprung sicher, mit dem Pfingstfest, zuerst erwähnt bei Tertullian, wird die Sache sich nicht anders verhalten[2]. Von einer Entwicklung des Kirchenjahres ist also in den beiden ersten Jahrhunderten der nachapostolischen Zeit keine Rede. Daß namentlich eine Feier der Geburt Christi mangelte, läßt sich auch sonst aus Bemerkungen des Origenes schließen. Die Heilige Schrift, sagt er mehrmals, berichte nur von schlechten Menschen — Herodes, Pharao —, sie hätten ihren Geburtstag gefeiert[3], und eine Bemerkung gegen Geburtstagsfeiern überhaupt, die Origenes anfügt[4], würde er sicher sich nicht erlaubt haben, wenn er von kirchlicher Feier der Geburt des Herrn etwas gewußt hätte. Allerdings hören wir

[1] C. Celsum VIII 21 (Migne, Patr. gr. XI 1549).

[2] Sonntag: 1 Kor 16, 2; Offb 1, 10; Apg 20; Ostern: 1 Kor 5, 7. Euseb., Hist. eccl. 5, 23 etc.

[3] In Matth. tom. 10, cap. 22; Hom. 8 in Levit. n. 3 (Migne a. a. O. XIII 896 a; XII 495 a).

[4] Ὁ φαῦλος τὰ γενέσεως ἀγαπῶν πράγματα ἑορτάζει γενέθλιον. In Matth. a. a. O.

schon in der Zeit des Origenes, bei seinem Lehrer Klemens, von einer Feier, die nicht apostolischen Ursprungs ist, nämlich von der Feier des Tauftages Christi. Aber es sind nur Häretiker, die Basilidianer, welche dies Fest am 11. oder 15. Tybi, d. h. am 6. oder 10. Januar begehen [1]. Die Art und Weise, wie Klemens von dieser Festlichkeit spricht, schließt die Annahme aus, auch die Katholiken hätten ein ähnliches Fest besessen.

Was von der Geburtsfeier des Herrn gesagt werden muß, findet seine Anwendung auch auf die Feste, welche heute die ständigen Begleiter der Weihnacht sind. Von einem Stephanus- oder Johannesfeste ist in den ersten Jahrhunderten nichts zu finden. Freilich begann sich spätestens von der Mitte des 3. Jahrhunderts an ein Heiligenkalender zu bilden, seine Anfänge liegen in der Sitte, die Cyprian (gest. 258) uns bezeugt [2], die Todestage der Märtyrer aufzuzeichnen, um bei der Wiederkehr dieser Tage beim heiligen Opfer ihre Namen nennen zu können.

Dasjenige, was auch noch heute an den Heiligenfesten die höchste Ehre für den gefeierten Seligen bildet, war also wenigstens damals schon im Gebrauch, und Andeutungen bei Tertullian und in der Märtyrergeschichte des hl. Polykarp lassen die gleiche Sitte auch schon für frühere Zeiten annehmen. Nun standen ja die Märtyrer ungemein hoch in der Schätzung und Verehrung der Christen, und unter ihnen nicht an letzter Stelle der hl. Stephanus, „der vollendete Märtyrer", wie die Märtyrer von Lyon um 170 ihn nennen [3], und der Lieblingsjünger, der um der besondern Liebe willen, die Christus ihm zugewendet, Gegenstand heiliger Sehnsucht und eines heiligen Neides war [4]. Allein ein Blick in den ältesten römischen Kalender zeigt, daß er oder Stephanus darum noch nicht mit einer besondern Festfeier geehrt wurden.

Das Kirchenjahr und der Kalender der ältesten Zeit war eben noch wenig ausgebildet und in manchen Punkten wenig folgerichtig. Von den drei großen Festkreisen, aus denen es besteht, dem Weihnachts-, Ostern-, Pfingstfestkreis, sind nur von zweien die Ansätze vorhanden. Es fehlt das Weihnachtsfest, und bevor es ein solches gab, konnte auch der Grund-

---

[1] Clem. Al., Strom. I 21 (Migne, Patr. gr. VIII 888a). In den Jahren, welche auf ein alexandrinisches Schaltjahr folgen, fallen die genannten Daten auf den 7. und 11. Januar.

[2] Cypr., Ep. 12, n. 2 (Hartel 503).

[3] Euseb., Hist. eccl. 5, 2 5.

[4] Dionys. Alex. bei Euseb. a. a. O. 7, 27.

gedanke, der dem späteren Kirchenjahr zu Grunde lag, nicht zur Ausprägung kommen, der Gedanke nämlich, daß Christi ganzes Leben im Laufe des Jahres von dem Christen geistig mitdurchlebt werden soll. Was ferner den Heiligenkalender angeht, so trug er, seiner Entstehung entsprechend, eher den Charakter des zufällig Zusammengewürfelten, als den einer planvollen Anlage. Man hatte nicht gleich, zu Anfang des 2. Jahrhunderts etwa, mit der Aufstellung solcher Verzeichnisse begonnen. Sie enthalten deshalb meist nur die späteren Heiligen und nur die Heiligen einer bestimmten Gegend. Beispielsweise enthält der älteste erhaltene Kalender, der der Stadt Rom vom Jahre 354, nur römische Märtyrer und fast nur solche aus dem 3. Jahrhundert. Es fehlen die älteren römischen Blutzeugen, wie z. B. der hl. Justin, der Märtyrerpapst Telesphorus. Es fehlen ferner Ignatius von Antiochien und Polykarp, Stephanus, Barnabas, Timotheus. Ja außer Petrus und Paulus sind nicht einmal die Apostel und Johannes der Täufer erwähnt. Ein Fest der Muttergottes sucht man ebenfalls vergebens. Im Kanon der heiligen Messe mochten manche dieser Namen genannt sein, Festtage aber fehlten noch.

III.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß eine Geschichte der Weihnacht und ihrer Begleitfeste für uns erst mit dem 4. Jahrhundert beginnt. War bisher der Kreis der kirchlichen Feste ein beschränkter und die Festfeier sehr entfernt von äußerer Prachtentfaltung, so änderte sich das alsbald nach dem Sieg des Christentums unter Konstantin. Das äußere kirchliche Leben begann nunmehr nach allen Richtungen hin sich mächtig zu entfalten. Es entstanden neue Kirchenbauten, die mit prächtigen Zeremonien eingeweiht und nach bestem Vermögen geschmückt wurden, die Liturgien erhielten ihre Ausbildung, der Bischof trat bald mit eigenen liturgischen Gewändern bekleidet an den Altar und bediente sich beim heiligen Opfer kostbarer Altargeräte. Besondern Aufschwung nahm auch die Heiligenverehrung. Man meinte zu wissen, daß es neue Märtyrer in der Zukunft nicht mehr geben werde, und wandte also der Verehrung der alten eine um so liebevollere Aufmerksamkeit zu.

In Kappadozien wie in Gallien und Afrika erstanden zu ihrer Ehre Kapellen und Heiligtümer. Die Reliquien von früher fast vergessenen Blutzeugen wurden wieder aufgesucht und erhoben. Zu den Grabmälern der beliebtesten Heiligen strömten in zahlreichen Scharen die Wallfahrer,

um dort zu beten oder Heilung von ihren Krankheiten zu suchen, und an den Märtyrerfesten begannen die Chrysostomus, Gregor von Nazianz, Basilius, Ephrem mit aller Pracht griechischer Redekunst die Kämpfe und Siege der christlichen Helden dem lauschenden Volke zu verkünden.

Auch das Kirchenjahr fand jetzt eine weitere Ausgestaltung, die oben berührten Mängel, die ihm noch anhafteten, wurden nunmehr stärker empfunden, und man befliß sich, ihnen abzuhelfen. Seit dem Beginn des 4. Jahrhunderts wird die Sitte, ein Fest zur Erinnerung an die Geburt des Herrn zu begehen, immer allgemeiner in der Kirche. Im Orient hält man den 6. Januar, das Fest der Epiphanie, für den Jahrestag derselben, in Rom dagegen ist im Kalender von 354 der 25. Dezember der Feier des gnadenreichen Ereignisses gewidmet. Seit den letzten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts dringt die Feier des 25. Dezember auch in die Gewohnheiten des Orients ein; das Epiphaniefest gilt dort fortan als der Erinnerungstag an die Taufe Christi im Jordan. Unterdessen ist aber auch das Epiphaniefest von der Westkirche übernommen worden, schon Filastrius von Brescia bezeugt um 383, daß, ausgenommen bei gewissen Häretikern, überall beide Feste begangen würden [1].

Chrysostomus nennt das Weihnachtsfest „das verehrungswürdigste und erhabenste von allen", es verhalte sich zu den übrigen Festen, wie die „Metropole" zu den übrigen Städten. Epiphanie, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten nähmen aus ihm Anfang und Ursprung [2]. In diesen Gedanken nahm man das Weihnachtsfest zum Grundstein und Anfangspunkt des neu zu schaffenden Kirchenjahres. In seine Nähe setzte man die Feste derjenigen Heiligen, die zum Anfang der Kirche und des Kirchenjahres in besonderer Beziehung standen.

Hierin liegt nun der erste Anfang der Begleitfeste der Weihnacht. Wir haben jetzt an der Hand der ältesten Zeugnisse deren ursprüngliche An-

[1] Filastrius, Adv. haer. cap. 112, ed. Marx 111. Über die Einführung des Weihnachtsfestes ist in letzter Zeit viel geschrieben worden, vgl. den Überblick über die Ergebnisse etwa bei K. A. H. Kellner, Heortologie, Freiburg 1901, 82—105. Es ist übrigens ein großer Irrtum, wenn man die Sache so darstellt, als ob Usener, Lagarde &c. die Geschichte des Weihnachtsfestes zuerst entdeckt hätten. Den älteren katholischen Gelehrten war dieselbe wohlbekannt. Man sehe nur, was Pagi (Breviarium Pont. Rom., Antwerp. 1717, 89; Migne, Patr. lat. CXXVIII 27), Cotelier zu Constit. apost. 5, 13 (Migne, Patr. gr. I 857 ff), Coustant zu den falschen Schreiben des Papstes Julius (Migne, Patr. lat. VIII 964 ff) bemerken.

[2] Sermo de S. Philogonio n. 3—4 (Migne, Patr. gr. XLVIII 752).

ordnung und spätere Entwicklung zu zeigen und die Gründe hervorzuheben, welche bei ihrer Einführung und Anordnung maßgebend waren.

1. Die ältesten der bezüglichen Nachrichten bietet uns der hl. Gregor von Nyssa (gest. 394). Wie sich aus seinen Festreden[1] entnehmen läßt, lautete bei ihm der Anfang des Kirchenjahres:

25. Dezember:	Weihnachten.
26. „	Stephanus.
27. „	Petrus, Johannes, Jakobus.
28. „	Paulus.

Keinem Christen sei es unbekannt, sagt Gregor ausdrücklich, daß nicht nur des Petrus, Johannes und Jakobus Andenken gefeiert werde, sondern zugleich dasjenige aller andern Apostel[2]. Es werden also die drei Apostel deshalb ausdrücklich genannt, weil sie die hervorragendsten und ersten[3] im Apostelbund waren, diejenigen, die vom Heiland selbst allein von allen als Zeugen seiner Verklärung, der Totenerweckung im Haus des Jairus, seines Todeskampfes am Ölberg auserwählt wurden[4]. Daraus geht hervor, daß unter Jakobus nicht der Sohn des Alphäus, der „Bruder des Herrn", der spätere Bischof von Jerusalem, sondern der Zebedäide, der Bruder des Apostels Johannes, verstanden ist. Abgesehen vom Paulusfest am 28. Dezember ist dieselbe Festordnung mittelbar bezeugt durch Asterius von Amasea[5].

---

[1] In diem luminum, Migne, Patr. gr. XLVI 579 b (Verschiedenheit von Weihnacht und Epiphanie); in S. Steph. or. 2, ebd. 725 c (Feste des 26. und 27. Dezember); in S. Basilium, ebd. 789 a (Paulusfest am 28. Dezember).

[2] In S. Stephanum laudatio 2 (Migne a. a. O. XLVI 732 d).

[3] Ebd. 725 c 729 b. [4] Ebd. 732 b c.

[5] Migne a. a. O. XL 340 d. Ob man eine Stelle der sog. Apostolischen Konstitutionen hierherziehen kann, ist zweifelhaft. Unter den Tagen, an welchen die Sklaven von Arbeit frei sein sollen, werden „die Tage der Apostel" und unmittelbar darauf „der Tag des Erzmärtyrers Stephanus" genannt. Viele Festtage einzelner Apostel kann es zur Zeit der Abfassung der Apostolischen Konstitutionen noch nicht gegeben haben. Wenn also der Verfasser die Aposteltage nicht einzeln nennt, so scheint das auf eine Sachlage zu deuten, wie sie beim Nyssener bezeugt ist. Für das Paulsfest am 28. Dezember hat man sich wohl auf den hl. Chrysostomus berufen, der in einer Homilie am 1. Januar sage, vorgestern (πρῴην) habe er das Lob des hl. Paulus verkündet. Allein πρῴην braucht nicht „vorgestern" zu bedeuten. Aus hom. 26 in 2 Cor. n. 5 (Migne a. a. O. LXI 582) scheint hervorzugehen, daß Chrysostomus Petrus und Paulus am 29. Juni feierte, was ein zweites Gedenkfest der Apostelhäupter am 28. Dezember nicht ausschließt. Auch „Euthalius" kennt das Apostelfest am 29. Juni; daß die betreffende Aufzeichnung aus dem Jahre 396 stammt, wird man wohl festhalten müssen.

Doch diese wohl früheste Anordnung scheint nicht langen Bestandes sich erfreut zu haben. Noch ungefähr zu Lebzeiten des Bischofs von Nyssa wurde ein griechisches Martyrologium verfaßt, das uns in einer 411 oder 412 niedergeschriebenen syrischen Übersetzung noch heute erhalten ist. Der Anfang dieses Festverzeichnisses lautet[1]:

26. Dezember: Der erste Märtyrer in Jerusalem, Stephan der Apostel, der Koryphäe der Märtyrer.

27. Dezember: Johannes und Jakobus, die Apostel in Jerusalem.

28. Dezember: In Rom Paul, der Apostel, und Symeon Kephas, der Koryphäe der Apostel unseres Herrn.

Man darf wohl annehmen, daß diese Festordnung aus der vorher betrachteten entstanden ist, es würde sonst Petrus nicht an zweiter Stelle neben Paulus stehen. Der Grund der Änderung ist wohl ebenfalls durchsichtig: man dachte, Petrus und Paulus gehörten mehr zusammen als der Apostelfürst und die beiden Söhne des Zebedäus; so schrieb man denn Petrus vom 27. auf den 28. hinüber.

Diese Änderung, so unbedeutend sie scheinen mag, erwies sich dennoch als eine folgenreiche. Solange Petrus, Johannes und Jakobus zusammen an demselben Tag verehrt wurden, war es offenbar, daß die Feier den Hauptaposteln galt, und es leuchtet von selbst ein, daß unter Jakobus nur der Bruder des Johannes verstanden sein konnte. Als Petrus von den beiden Zebedäiden getrennt wurde, verstand man den Grund nicht mehr, weshalb Jakobus und Johannes an demselben Tag gefeiert werden sollten, und es war unklar geworden, welcher von den beiden Jakobus gemeint sei. Ebenso war es jetzt nicht mehr recht einleuchtend, warum denn Petrus und Paulus als Begleiter des Geburtsfestes auftreten sollten.

In der Tat sollte sich bald zeigen, daß der ursprüngliche Gedanke, der den Begleitfesten zu Grunde lag, unkenntlich geworden war. Ein Kalendarium des 5. Jahrhunderts, das die Festordnung von Karthago angibt, läßt die Erinnerung an die Apostelfürsten fallen. Nach dem Weihnachts- und Stephanusfeste verzeichnet es an den gewöhnlichen Tagen[2]:

27. Dezember: (Das Fest) Johannes des Täufers und des Jakobus, des Apostels, den Herodes tötete.

28. Dezember: Die heiligen Kinder, welche Herodes tötete.

Zum erstenmal erhalten hier die Unschuldigen Kinder ihren Platz beim neugebornen Christkind, den sie fortan nicht mehr verlieren sollen.

---

[1] Acta SS. Nov. II [LII]. [2] Migne, Patr. lat. XIII 1228 a.

Johannes der Täufer hat wohl nur durch einen Schreibfehler in der Handschrift unseres Kalendariums den Apostel verdrängt. Jakobus wird noch richtig als der Bruder des Evangelisten Johannes aufgefaßt. Doch nicht lange behauptet sich diese Auffassung. Die griechische Urschrift des syrischen Kalenders von 411 oder eine lateinische Übersetzung derselben gehörte zu den Quellen, aus welchen im 6. und 7. Jahrhundert das berühmte und sehr einflußreiche sog. Martyrologium des hl. Hieronymus zusammengestellt wurde. Zu Beginn desselben, oder wahrscheinlicher zu Beginn einer der Quellen desselben, wird folgende Festreihe verzeichnet[1]:

25. Dezember: Weihnacht.
26. " Stephanus. . . .
27. " Die Aufnahme des hl. Johannes des Evangelisten bei Ephesus und die Bischofsweihe des hl. Jakobus, des Bruders des Herrn, der von den Aposteln als erster aus den Juden zu Jerusalem zum Bischof geweiht und um die Mitte der Osterzeit mit dem Martertod gekrönt wurde.
28. Dezember: Zu Bethlehem der Feiertag der heiligen unmündigen Säuglinge, die unter Herodes für Christus litten.

Aus Jakobus, dem Sohn des Zebedäus, ist der Sohn des Alphäus geworden.

Ein Schritt noch blieb zu tun, um die Festordnung des sog. Hieronymus zur heutigen umzugestalten: es mußte der 27. Dezember dem Evangelisten Johannes allein vorbehalten werden. Auch dieser letzte Schritt ist bald vollzogen worden. Die ältesten römischen Meßbücher, die den hll. Leo, Gelasius, Gregor beigelegten sog. Sakramentarien, nennen in der Umgebung des Weihnachtsfestes nur mehr einen Festtag des Evangelisten Johannes. Das sog. Sakramentarium Leos stammt nach gewöhnlicher Ansicht aus dem Ende des 5., nach Duchesne aus dem Schluß des 6. Jahrhunderts. Um diese Zeit also war die Entwicklung zu ihrem Abschluß gelangt[2].

Freilich ist durch die oben vorgelegten Notizen die Entwicklung nur im großen und ganzen gezeichnet. Wie sie im einzelnen in den verschiedenen Ländern sich gestaltete, und wie lange einzelne Gegenden ihre besondern Festordnungen beibehielten, ist schwer zu sagen.

Das Martyriologium des Hieronymus ist in Gallien — Burgund oder Auxerre — verfaßt, und in der Tat bietet eine Predigtsammlung, die in der

---

[1] Acta SS. a. a. O. [1]—[2].

[2] Am 26. Dezember fehlt in demselben eine Messe für das Stephanusfest, aber nur deshalb, weil die Festmesse schon unter dem 3. August steht (F. Probst, Die ältesten römischen Sakramentarien, Münster 1892, 113).

Wiener Väterausgabe unter dem Namen des Faustus, Bischofs von Reji in Südfrankreich, veröffentlicht wurde, eine Reihe von Homilien, die offenbar an die Festordnung des Hieronymianums sich anschließt. Auf drei Reden für das Weihnachtsfest folgen zwei auf den hl. Stephanus, eine auf die Kinder von Bethlehem, eine auf die Apostel Jakobus und Johannes. Die Überschrift einer Rede für Epiphanie bringt mit letzterem Fest jenes des Märtyrers Lucian von Antiochien zusammen, das in der Tat im syrischen Martyrolog von 411 wie in jenem des Hieronymus auf den 7. Januar fällt[1]. Allein wir dürfen nicht verschweigen, daß der bedeutendste Kenner der altchristlichen Predigtliteratur, G. Morin O. S. B., die fragliche Predigtsammlung zwischen dem Anfang des 6. und der Mitte des 7. Jahrhunderts entstanden sein läßt. Vieles weist aber auch er einem Gallier, dem hl. Cäsarius von Arles (gest. 542), zu[2]. Im übrigen ist es sicher, daß die Feier der hll. Johannes und Jakobus gerade in Gallien sich noch länger erhielt[3]. Der älteste gallische Kalender, der des Polemius Silvius vom Jahre 448, gibt uns über die Weihnachtswoche kaum Aufschluß, er erwähnt außer Petrus und Paulus nur sechs Heilige, darunter aus der Umgebung der Weihnacht nur Stephanus am 26. Dezember[4].

Für Italien zu Anfang des 5. Jahrhunderts wird man die Festreihe aufstellen dürfen:

26. Dezember: Stephanus.
27. " Johannes [und sein Bruder Jakobus?]
28. " Jakobus der Bruder des Herrn.

Denn die Überreste einer italienischen Chronik geben in ihrem älteren Teil, der nach Mommsen aus dem Ende des 4. oder Anfang des 5. Jahrhunderts stammt, als Todestag des ersten Märtyrers den 26. Dezember, als Todestag des jüngeren Jakobus den 28. Dezember an[5]. Ob ein Fest der Unschuldigen Kinder zur Zeit des hl. Leo in Rom gefeiert wurde, darf man bezweifeln. In seinen acht Reden auf Epiphanie kommt Leo der Große regelmäßig auch auf die Kinder von Bethlehem zu sprechen. Eine halbe Ausnahme bildet nur die vierte dieser Predigten, und diese spricht wenigstens von dem Wüten des Herodes. Man wird also schließen dürfen, daß der Evangelienabschnitt von dem Mord der Kinder in Rom auf Epiphanie verlesen wurde, und daß ein besonderes Fest derselben zu Leos Zeit noch fehlte. In dem berühmten Lektionar der Kirche von Kapua, das im Jahre 546 vollendet war und unter anderem ein Verzeichnis der Episteln

[1] Fausti Reiensis opp., ed. Engelbrecht, Viennae 1891, 223 ff 252.

[2] Rev. Bénédictine IX, Maredsous 1892, 51 f.

[3] Migne, Patr. lat. LXXII 232; Rev. Bénédictine X (1893) 250.

[4] Migne a. a. O. XIII 688.

[5] Fasti Vindobonensis, Mon. Germ. Auct. ant. IX 282 u. 283. Auch der Marmorkalender von Neapel (9. Jahrh.), orientalischen Ursprungs, aber in den Begleitfesten der Weihnacht dem okzidentalischen Brauch folgend, feiert am 29. Dezember Jakobus den Apostel.

des Kirchenjahres enthält, ist für die Weihnacht, für das Johannesfest und den Tag der Unschuldigen Kinder eine Festlesung angemerkt[1].

Merkwürdig ist ein spanischer Kalender der Kirchenprovinz Toledo etwa aus dem 10. Jahrhundert. Er bietet folgende Anordnung der Begleitfeste[2]:

25. Dezember: Weihnacht.
26. „ Stephanus.
27. „ Eugenia.
28. „ Jakobus der Bruder des Herrn, Apostel und Märtyrer Christi.
29. „ Aufnahme des hl. Johannes, des Apostels und Evangelisten.
30. „ Jakobus der Apostel, Bruder des hl. Johannes, mit seinen Gefährten.
8. Januar: Die Zerschmetterung (allisio) der Kinder von Bethlehem.

Ein Verzeichnis der Episteln und Evangelien, welche um die Mitte des 7. Jahrhunderts in Toledo während des Kirchenjahres gelesen wurden, stellt die Lesungen für den Tag der Unschuldigen Kinder ebenfalls nicht nach den hll. Stephanus und Johannes, sondern nach dem Tag der Erscheinung des Herrn[3].

2. Gehen wir jetzt noch einmal zurück auf die älteste Anordnung der Weihnachtswoche, wie sie durch Gregor von Nyssa und Asterius bezeugt ist. Jene Bischöfe waren Zeitgenossen der ersten Einführung der Weihnacht und ihrer Begleitfeste im Orient. In ihren Predigten können wir am ersten Aufschluß über die Gedanken und Absichten erhalten, aus denen jene Festordnung hervorgewachsen ist.

Zunächst spricht sich Gregor von Nyssa über den Grund aus, weshalb man mit dem Christfeste die Feier von Märtyrern verbinde.

„Christus“, so beginnt er seine zweite Lobrede auf Stephanus, „trat in die Welt als Heiland ein, und mit seinem Eintritt sproßten die Früchte der Kirche hervor. Es glänzte auf jener, der für die Wahrheit Zeugnis gibt, und zugleich mit ihm erglänzten die Zeugen des großen Heilsratschlusses. Die Jünger folgten dem Lehrer, in seinen Spuren wandelnd. Nach Christus die Christusträger, nach der Sonne der Gerechtigkeit die Erleuchter der Erde.“[4] Wenn die Sonne, die wir am Himmel sehen, aufgehe, so verdunkele sie mit ihren Strahlen den ganzen Chor der Sterne. Da aber Christus „der Aufgang aus der Höhe“ erschien, verdunkelte er nicht die heiligen Männer, die vor ihm waren, sondern umgab sie mit neuem Glanz und schuf neue Lichter, damit sie mit ihm zugleich

---

[1] Gerbert, Monumenta veteris liturgiae Alemannicae I 405; Codex Fuldensis, ed. E. Ranke, Marburg. et Lips. 1868, 165.

[2] Liber comicus s. lectionarius missae, quo Toletana ecclesia ante annos mille et ducentos utebatur, ed. D. Germ. Morin, Anecdota Maredsolana I, Maredsoli 1893, 405 394.

[3] Ebd. 28 34 43.

[4] Migne, Patr. gr. XLVI 721 a.

leuchteten. Denn die Propheten stehen jetzt in größerem Glanz da, weil ihre Voraussagungen erfüllt sind, und wie er selbst „das Licht der Welt" war, so teilte er von diesem Vorzug auch andern mit, indem er zu ihnen sprach: „Ihr seid das Licht der Welt." [1]

Man sieht, Gregor spricht hier ähnliche Gedanken aus, wie wir sie später bei den Liturgikern des Mittelalters weiter ausgeführt finden. Das Fest der Geburt Christi ist, wie es in einer dem hl. Basilius zugeschriebenen Rede heißt, auch „der Geburtstag der Menschheit. Heute ist die Strafe Adams aufgehoben. Es heißt nicht mehr: Staub bist du, und zu Staub sollst du wieder werden. Vielmehr wirst du, vereint mit dem himmlischen (Adam), zum Himmel aufgenommen werden" [2]. Deshalb ist das Fest der Geburt Christi von Festen der Heiligen begleitet.

Wenn die Apostel, als die Väter des Christentums, einen Ehrenplatz zu Beginn des Kirchenjahres erhielten, so kann das nicht überraschen. Auffallender mag es erscheinen, daß der hl. Stephanus vor ihnen den ersten Platz zugewiesen erhält. Auch der Nyssener scheint etwas von dieser Schwierigkeit empfunden zu haben. Er gibt sich alle Mühe, durch rednerische Antithesen das Passende dieser Anordnung zu zeigen.

„Gestern bewirtete uns der Herr des Weltalls, heute aber sein Diener. Der Herr, indem er für uns den Menschen anzog, der Diener, indem er für ihn den Menschen auszog. Der Herr, indem er in die niedere Behausung des irdischen Lebens für uns eintrat, der Diener, indem er in der Kraft des Herrn sie verließ. Der Herr, indem er für uns in Windeln gewickelt wurde, der Diener, indem er für ihn gesteinigt wurde. Der Herr, indem er den Tod überwand, der Diener, indem er dem niedergestreckten Tod den Fuß aufs Haupt setzte." Stephanus war der erste, der den Kranz des Bekennertums sich um die Stirn wand, der erste, der dem Chor der Blutzeugen eine Gasse bahnte. Ein denkwürdiges Schauspiel war der Kampf, den er bestand. Gegen ihn stand der Teufel, der seit Adams Fall an Siege über die Menschen gewohnt war, ihm trat jetzt Stephanus siegreich entgegen [3].

Besonders bemüht sich Gregor, den Gedanken fernzuhalten, als trete man der Ehre der Apostel zu nahe, wenn man einem andern vor ihnen den Vortritt zugestehe. Im Gegenteil, in Stephanus würden auch die Apostel geehrt, deren Arbeiten und Verdiensten die Heiligkeit und das Martyrium des ersten Märtyrers zuzuschreiben sei. Stephanus, dessen Name

---

[1] Migne, Patr. gr. XLVI 728 b c.
[2] Ebd. XXXI 1473 a.
[3] Laudatio 1 (Migne a. a. O. XLVI 704 a).

„Kranz“ bedeutet, sei ein Kranz, den niemand anders als eben die Apostel dem Herrn dargebracht hätten:

Die Juden setzten dem Herrn einen Kranz von Dornen aufs Haupt. „Die Werkmeister der evangelischen Wahrheit aber bringen als das erste Aufglänzen der christlichen Gottesfurcht als erste Garbe ihrer Arbeit auf dem Acker der Kirche den Stephanus dem Herrn dar, wie einen Kranz, der wahrhaft aus vielen und mannigfaltigen Tugenden geflochten ist.“ [1] Weder gebe es Märtyrer ohne Apostel, noch Apostel ohne Märtyrer. Der Märtyrer Lehrmeister seien die Apostel und der Apostel Abbilder die Märtyrer. Die Krone der Lehrer sei der Fortschritt der Schüler [2].

Ganz dieselben Gedanken führt Asterius in seiner Lobrede aus:

„Zürne mir nicht, Petrus, trage es mir nicht nach, Jakobus, verzeihe es mir, Johannes, wenn ich jenen (den Stephanus) nicht nur mit euerem heiligen Lebenswandel vergleiche, sondern ihm noch einen Vorzug zuteilen möchte. Freuet euch vielmehr innigst. Denn ihr seid, weil Väter, ohne Neid und freut euch über die Großtaten der Söhne. Denn wenn etwa Großes und Schönes bei Stephanus ist, so ist das ganz euer Eigentum.“ [3]

Aus diesen Äußerungen dürfen wir den Schluß ziehen, daß Gregor wie Asterius den 26. Dezember nicht als Todestag des ersten Märtyrers auffaßten. Denn sonst hätten sie die Schwierigkeit, die sie in der scheinbaren Bevorzugung des hl. Stephanus vor den Aposteln fanden, doch wohl einfach durch die Bemerkung gelöst, der Tag nach der Weihnacht sei eben der Todestag des hl. Diakons, und die Gewohnheit fordere, daß man den Festtag der Märtyrer an ihrem Todestag begehe. Von Petrus, Johannes und Jakobus gilt die gleiche Bemerkung. Man ehrte sie nicht deshalb am dritten Weihnachtstag, weil letzterer an ihren gemeinsamen Todestag erinnert hätte, sondern ihre Würde als Apostel war der Grund, weshalb man sie am Anfang des Kirchenjahres gefeiert sehen wollte. In späterer Zeit hat man allerdings geglaubt, die Festfeier der Apostel falle auf ihren wiederkehrenden Todestag.

Eine Frage legt sich hier von selber nahe. Im Orient wurde, wie gesagt, zuerst der 6. Januar als Geburtstag Christi gefeiert. Wann also haben sich die Feste der Apostel und des hl. Stephanus an der Feier der Geburt Christi angeschlossen, schon zur Zeit, da man noch den 6. Januar feierte oder erst nachdem das Weihnachtsfest am 25. Dezember allgemeine Verbreitung fand? Eine Antwort auf diese Frage ist schwierig. Doch scheint es nicht unwahrscheinlich,

---

[1] Laudatio 2 (ebd. 721 a b). [2] Ebd. 724 c.
[3] Migne a. a. O. XL 340 c.

daß Stephanus und die Apostel schon vor Einführung der Weihnacht ihren Festtag hatten. Der hl. Gregor von Nazianz bezeichnet in einer kurz nach 363 geschriebenen Rede [1] als die am höchsten gefeierten Märtyrer die hll. Johannes, Petrus, Paulus, Jakobus, Stephanus, Lukas, Andreas, Thekla. Die letztere ist genannt, weil sie die erste Märtyrin ist, Lukas und Andreas deswegen, weil seit 357 ihre Reliquien nach Konstantinopel übertragen waren und seitdem im Orient ihre Verehrung sehr verbreitet gewesen sein muß. Die übrigen Namen deuten auf die späteren Begleitfeste des Geburtstags Christi. Denn man wird die Worte des hl. Gregor von Nazianz kaum anders verstehen können als von eigentlichen Festtagen der genannten Heiligen.

IV.

Die Begleitfeste der Weihnacht hat, wie gezeigt wurde, die Westkirche vom Orient übernommen, aber Schritt für Schritt, was ihr überliefert wurde, in ihrer Weise ausgebildet und umgestaltet. Während die Entwicklung im Abendland in der oben gezeichneten Weise ihren Fortgang nahm, blieben auch die Kirchen des Ostens bei dem ursprünglichen Brauch nicht stehen, nur schlug hier die Entwicklung vielfach ganz andere Pfade ein als im Westen.

1. Die griechische Kirche hat die schöne Sitte ausgebildet, daß nach einem Festtage des Herrn oder der Muttergottes das Andenken derjenigen Heiligen gefeiert wird, die bei dem Gegenstand des Festes beteiligt waren. So folgt auf Epiphanie mit ihrer Erinnerung an die Taufe Christi für den 7. Januar der Gedächtnistag Johannes' des Täufers; am Tag nach Mariä Verkündigung erinnert man sich an den Erzengel Gabriel, am Tag nach Mariä Geburt an Joachim und Anna. Diesem Grundsatz zufolge mußte auch Stephanus seinen Platz am 26. Dezember der Mutter Gottes einräumen. Sein Fest folgt dann am 27., das der Unschuldigen Kinder am 29. Am Sonntag nach Weihnachten feiern die Griechen das Andenken an den hl. Joseph, an David und Jakobus, den Bruder des Herrn [2]. Des Apostels Johannes wird in der Weihnachtswoche nicht mehr gedacht.

Seit welcher Zeit der hl. Stephanus bei den Griechen der allerseligsten Jungfrau seine Stelle in nächster Nähe des neugebornen Heilands abgetreten hat, läßt sich schwerlich bestimmen. Aus einer Rede des hl. Chrysostomus geht hervor daß man zu seiner Zeit am Tag nach der Epiphanie noch nicht Johannes den Täufer, sondern den Märtyrer Lucian feierte [3]. Die Sitte der begleitenden Nebenfeste war also damals noch nicht zum Durchbruch gekommen, und daraus mag man schließen, daß auch Stephanus seine ursprüngliche Stelle am 26. Dezember noch inne hatte. Eine dem Patriarchen Proklus von Konstantinopel (gest. um 446) zugeschriebene Rede läßt als Festtag des Heiligen noch den 26. Dezember erkennen [4],

[1] Orat. 4 (C. Iulian. 1) n. 59 (Migne, Patr. gr. XXXV 589 b).

[2] N. Nilles, Kalendarium manuale I, Oeniponte 1896, 366 f.

[3] Rede auf diesen Märtyrer (Migne a. a. O. L 522).

[4] *Χθὲς ἐτέχθη καὶ σήμερον αὐτῷ Στέφανος προηνέχθη* (ebd. LXV 809 d).

ebenso der sog. Barbarus Scaligeri, dem eine nach 387 verfaßte griechische Chronik zu Grunde liegt[1]. Das Sirmondsche Synaxarium, das in Handschriften des 10. Jahrhunderts vorliegt, hat am genannten Tag das Muttergottesfest[2]; eine Bestimmung (Kanon 79) des Trullanischen Konzils vom Jahre 692 läßt es ebenfalls an diesem Tage vermuten.

2. Dem griechischen ähnlich ist der Festbrauch der Kopten und Westsyrer. Erstere feiern nach der Weihnacht am 27. Stephan, am 29. die Unschuldigen Kinder, am 30. Johannes den Evangelisten. Die Westsyrer ehren den hl. Stephan am 8. Januar, am 26. Dezember dagegen feiern sie die Mutter Gottes, am 27. die Unschuldigen Kinder[3].

Diese Festordnung ist indes bei den Syrern nicht die ursprüngliche. Ältere Lektionarien verlegen die Unschuldigen Kinder auf den 29. Dezember. Schon der monophysitische Patriarch von Antiochien, Severus, hat zwischen den Jahren 512 und 518 auf diese Opfer Herodes' eine Rede gehalten[4]. Welche Feste damals zwischen dem 25. und 29. Dezember lagen, ist nicht überliefert. Ein Fingerzeig ist vielleicht darin zu sehen, daß der jakobitische Patriarch von Antiochien, Michael der Syrer (1166—1199), in seiner Chronik die Apostelfürsten am 28. Dezember sterben läßt[5].

3. Eine ganz eigentümliche Festordnung haben die Ostsyrer (Nestorianer) ausgebildet. Die wenigen Gedenktage der Heiligen sind bei ihnen auf die Freitage des Kirchenjahres verteilt. Auf diese fallen also auch die Begleitfeste der Weihnacht. Am zweiten Freitag nach dem 25. Dezember ist der Gedenktag der Mutter Gottes, am ersten Freitag nach Epiphanie derjenige Johannes' des Täufers. Der Reihe nach folgen dann:

am 2. Freitag nach Epiphanie: Petrus und Paulus,
„ 3. „ „ „ die vier Evangelisten,
„ 4. „ „ „ Stephanus.

Die Apostel, die in andern Kirchen mehr oder weniger aus der Nachbarschaft der Weihnacht verdrängt sind, erhalten also hier einen Ehrenplatz, und Stephanus tritt in den Hintergrund.

Auch hier ist es recht schwierig, das Alter dieser Festordnung festzustellen. Sie findet sich unter anderem in einer Handschrift des 13. Jahrhunderts, welche die Lesungen (Perikopen) für das ganze Kirchenjahr enthält. Dasselbe verzeichnet überwiegend nestorianische „Heilige", neben ihnen kommen aber auch die Gründer der später jakobitisch gewordenen Klöster vor. Aller Wahrscheinlichkeit wurden diese aufgezeichnet, als jene Klöster noch nicht jakobitisch waren, das Verzeichnis

[1] Mon. Germ. Auct. ant. IX 281.
[2] Acta SS. Nov. Propyl. 343.
[3] Nilles, Kalendarium manuale II 700 f I 466 ff.
[4] Baumstark in Römische Quartalschrift XIII, Rom 1899, 315.
[5] Oriens christianus I, Rom. 1901, 189.

dürfte also aus der Zeit stammen, als die syrische Nation sich noch nicht in Nestorianer und Jakobiten gespalten hatte [1].

4. Wenn die bisher betrachteten Festordnungen von der ursprünglichen Einrichtung der Weihnachtswoche mehr oder weniger stark abgewichen sind, so haben dagegen andere Kirchen des Orients das Ursprüngliche entweder ganz oder doch auf lange Zeit hinaus treu festgehalten. Merkwürdigerweise bewahrte man das Alte am zähesten gerade in jenen Kirchen, welche gegen die Feier des 25. Dezember sich am sprödesten verhielten, nämlich bei den Armeniern und in Jerusalem.

Die mit Rom nicht vereinten Armenier haben das Weihnachtsfest nie oder doch nur eine Zeitlang angenommen [2]. Sie feiern die Geburt Christi nach wie vor am 6. Januar, und diese Verschiedenheit des Ritus bildete einen Streitpunkt in den Vereinigungsversuchen zwischen der griechischen und der armenischen Kirche [3]. Trotzdem feiern sie gegen Ende Dezember nacheinander zuerst den König David und Jakobus, den Bruder des Herrn, dann den hl. Stephan, dann die Apostelfürsten Petrus und Paulus, dann die Donnersöhne Jakobus und Johannes [4]. Hier ist also, eine kleine Umstellung abgerechnet, noch der uralte Brauch erhalten, wie er durch das Kalendarium von 411 bezeugt ist. Damit stimmt überein, daß die erst später aufgekommene Feier der Unschuldigen Kinder bei den Armeniern nicht im Dezember begangen wird, sie fällt 14 Tage nach dem Pfingstmontag [5].

In einer polemischen Schrift zur Rechtfertigung der armenischen Epiphaniefeier behauptet der armenische Katholikos (Oberbischof) Johannes II., der hl. Cyrill von Jerusalem habe das Festofficium für den Epiphanietag verfaßt, während er für den 25. Dezember das Gedächtnis des Apostels Jakobus und des Propheten David eingesetzt habe [6]. Danach hätten wir also das Urbild für die armenische Festfeier in Jerusalem zu suchen.

In der Tat ist es auch sonst überliefert, daß in Jerusalem, entgegen dem Brauche der sonstigen christlichen Welt, am 25. Dezember nicht das Weihnachtsfest, sondern das Andenken des Königs David und des Apostels Jakobus,

---

[1] Die Handschriftenverzeichnisse der kgl. Bibliothek zu Berlin. XXIII: Verzeichnis der syrischen Handschriften von Ed. Sachau. Nr 14, S. 27. — Ein jakobitisches Verzeichnis ebd. Nr 16 enthält die Anordnung: Weihnachten, Lobpreis der Muttergottes, Kindermord, Christi Beschneidung, Taufe Christi, Enthauptung Johannes', Stephanus, Fest der Muttergottes Mitte Januar, Christi Eintritt in den Tempel und Simeon der Greis.

[2] S. Weber, Die katholische Kirche in Armenien, Freiburg 1903, 519.

[3] Ioa. Nicaen., In nativit. Dom. (Migne, Patr. gr. XCVI 1435); Theoriani disputatio (ebd. CXXXIII 186); Isaac cathol. (CXXXII 1169) etc.

[4] Nilles, Kalendarium manuale II 629. Die Armenier feiern ihre Feste meist nicht an bestimmten Monatstagen, sondern an bestimmten Wochentagen. Die Feier des Stephanustages am 26. Dezember ist für das Jahr 1172 bezeugt durch Theorianus (Migne a. a. O. CXXXIII 265 c).

[5] Nilles a. a. O. II 581.

[6] Nach H. Goussen, Theologische Revue, Münster 1903, 226.

des Bischofs von Jerusalem, gefeiert wurde. Kosmas, der Indienfahrer, behauptet um 547 es ausdrücklich [1], und wenn man zweifeln kann, ob diese Angabe für seine Zeit noch zutreffend ist, da nach anderer Nachricht schon ein Jahrhundert früher Bischof Juvenal von Jerusalem die Feier der Weihnacht eingeführt hat [2], so ist es doch zweifellos, daß noch zur Zeit des hl. Hieronymus († 420) in Jerusalem die Geburt Christi nach alter Sitte am 6. Januar gefeiert wurde. Eine Predigt von ihm, zu Jerusalem am 25. Dezember gehalten und kürzlich durch G. Morin O. S. B. aus dem Staub der Vergessenheit wieder hervorgezogen, behandelt eingehend die in Jerusalem damals verhandelte Frage nach dem wahren Geburtstag Christi. Die Weise, in der das geschieht, ist zu bezeichnend für die damalige Auffassung, als daß wir nicht ein paar Sätze daraus hier anführen sollten [3].

„Weil denn jene (Maria) in ihrem Herzen nachsann, so wollen auch wir in unserem Herzen betrachten, daß Christus am heutigen Tag geboren wurde. Andere sagen, er sei an Epiphanie geboren; wir verurteilen nicht anderer Meinung, sondern halten es, wie wir unterwiesen worden sind. ... Es ist nicht unsere Erfindung, was wir vortragen, es ist die Ansicht unserer Vorfahren, die ganze Welt steht gegen die Meinung dieser Provinz hier. Aber da sagt jemand: Hier ist Christus geboren; wollen also die in der Ferne sind es besser wissen als die in der Nähe? — Wer hat euer Wissen euch mitgeteilt? Diejenigen, die in dieser Provinz hier waren, die Apostel nämlich, Petrus, Paulus und die übrigen Apostel. Ihr hier habt sie vertrieben, wir haben sie aufgenommen. Petrus, der hier war mit Johannes, der hier war mit Jakobus, hat auch uns im Okzident belehrt." Ferner seien in Palästina bis zur Zerstörung Jerusalems beständig Unruhen gewesen. „Anderswo war Friede, hier Krieg; anderswo konnte also die Überlieferung besser bewahrt werden als hier." Nach der Zerstörung Jerusalems aber seien weder Juden noch Judenchristen in Jerusalem geduldet gewesen. Ein fernerer Gegengrund sei der, daß die Festfeier der Palästinenser zur Annahme zwinge, Christus sei an demselben Jahrestag geboren und getauft. Außerdem wachse bis Weihnachten die Dunkelheit, von Weihnachten an aber das Licht. Passend lasse man also auch die Sonne der Gerechtigkeit am 25. Dezember geboren werden. Und endlich dürften zwischen der Geburt Johannes' des Täufers und derjenigen des Erlösers nur sechs Monate liegen. Auch diese Erwägung führe auf den 25. Dezember.

Hat wirklich Bischof Juvenal die Weihnacht in Jerusalem eingeführt, so liegt der Zeitpunkt dieser Umänderung nicht lange nach der angeführten Rede des hl. Hieronymus, und letztere bildet dann ein Zeugnis aus der Zeit des Überganges; man predigte am 25. Dezember damals schon über die Geburt des Erlösers, und nur amtlich und dem Namen nach gehörte der Tag dem König

---

[1] Cosmographia (Migne, Patr. gr. LXXXVIII 197).

[2] Basilius Seleuc. (Severianus von Gabala?), Orat. 42 (Migne a. a. O. LXXXV 469 b).

[3] Anecdota Maredsolana III 2 p. 396.

David und dem hl. Jakobus an. Hieronymus erwähnt der letzteren Festfeier ja mit keiner Silbe. Doch wie es sich auch damit verhalten mag, sicher ist, daß spätestens ums Jahr 570 in Jerusalem Weihnacht und Epiphanie zwei getrennte Feste waren und David und Jakobus jetzt am Tage nach Weihnachten gefeiert wurden [1]. In späterer Zeit finden wir den Jakobustag auf den 29. Dezember verlegt [2]. Für wen dadurch der 26. Dezember frei gemacht wurde, ist nicht überliefert, die Vermutung aber liegt nahe, daß dieser Tag dem Andenken der Muttergottes gewidmet war. Am 27. Dezember feierte man im 7. Jahrhundert den hl. Stephanus, am 28. die Apostelfürsten Petrus und Paulus [3].

Eine bunte Verschiedenheit des Festbrauches also bei den verschiedenen Nationen und Riten! Wäre es nicht geschichtlich nachweisbar, man würde kaum ahnen, daß all diese Mannigfaltigkeit aus ein und derselben Wurzel entsprossen ist. Und doch ist es so; ein und derselbe Gedanke liegt all den verschiedenen Gewohnheiten und Sitten zu Grunde, zum deutlichen Beweis, daß Einheit der Liturgie mit Einerleiheit nicht zusammenfällt.

---

[1] Itinerar des sog. Antoninus (Itinerara Hierosolymitana Corp. SS. eccl. lat. XXXV 179 166).

[2] Die sog. Kirchengeschichte des Zacharias Rhetor, herausgegeben von Ahrens und Krüger, Leipzig 1899, 260_{20}.

[3] Sophronius Hieros., Oratio in SS. Petr. et Paulum (Migne, Patr. gr. LXXXVII 3361).

C. A. Kneller S. J.

Rezensionen.

Staatslexikon. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr **Julius Bachem**, Rechtsanwalt in Köln. 5 Bände. Lex.-8° Freiburg 1900/1904, Herder. à *M* 13.50; in Original-Halbfranz à *M* 16.50

Ein staatswissenschaftliches Werk, das fest und unerschütterlich auf dem Boden der christkatholischen Weltanschauung steht, wird heutzutage mehr denn je darauf angewiesen sein, durch allseitige Gediegenheit und hohen inneren Wert seinen Platz an der Sonne zu erwerben und zu behaupten. Man konnte sich ursprünglich fragen, ob denn ein Unternehmen dieser Art, von solchem Umfange, das so hohen Anforderungen zu genügen hatte, bei den eigentümlichen Verhältnissen Deutschlands, der lange Zeit hindurch fortgesetzten systematischen Zurückdrängung katholischer Kräfte von den Stellen, die eine ausschließliche, vollkommene Hingabe an wissenschaftliche Forschungen ermöglichen, überhaupt gelingen könnte, ob der erforderliche Stab von Gelehrten zur Bewältigung der enormen Aufgabe in hinreichender Zahl dauernd zur Verfügung stehen würde. Alle Zweifel und Bedenken wurden indes durch den Erfolg widerlegt. Das Unternehmen, das unübersteiglichen Schwierigkeiten zu begegnen schien, war bald gesichert und ist, wie wir mit berechtigtem Stolze hinzufügen dürfen, glänzend gelungen. Praktiker und Theoretiker in großer Zahl, ausgezeichnet durch Wissen und Können, haben sich vereint, neuerdings ergänzt und vermehrt, um ein überaus wertvolles staatswissenschaftliches Lexikon zu schaffen, das sich schon in seiner ersten Auflage nicht nur in den gebildeten katholischen Kreisen großer Beliebtheit erfreute, sondern selbst bei ausgesprochenen Gegnern des katholischen Standpunktes, soweit dieselben ohne Leidenschaft und Voreingenommenheit einer objektiven, gerechten Würdigung Raum gaben, Beachtung, Anerkennung, zum Teil selbst großes Lob gefunden hat.

Daß eine zweite Auflage in mannigfacher Hinsicht Verbesserungen und Ergänzungen der ersten Auflage erstreben mußte, versteht sich von selbst. Diesbezüglich konnten wir bei der Ankündigung der zweiten Auflage in dieser Zeitschrift (LX 106) der Überzeugung Ausdruck verleihen, wie die Wahl des neuen

Herausgebers die möglichst besten Garantien böte für die glückliche Lösung der einer Redaktion des Staatslexikons gestellten Aufgaben. Nun das Werk vollendet ist, gereicht es uns zur großen Freude, unsere im voraus ausgesprochene Überzeugung durch die tatsächlichen Ergebnisse vollauf bestätigt zu sehen.

Nach der positiven Seite hin hat das Werk ohne Zweifel sehr gewonnen. Die einzelnen Artikel haben die inzwischen nötig gewordenen Ergänzungen, Verbesserungen erfahren; manches ist übersichtlicher und präziser gefaßt. In weiten Kreisen befremdet hat allerdings eine der Herausgabe der zweiten Auflage vorausgeschickte Erklärung, die verkürzt im Vorworte der jetzigen Ausgabe sich wiederfindet. Daß extreme Auffassungen und schroffe Form zu vermeiden sind, versteht sich ganz von selbst, ebenso, daß diesbezügliche Änderungen, wenn nötig, durchaus gerechtfertigt wären. Daraus aber eine quasi-programmatische Erklärung zu machen und diese noch mit der älteren Leuten aus der Zeit der altkatholischen Bewegung in ihrer damaligen Tragweite wohlbekannten, hier jedoch unbestimmten und darum unklaren Redensart von einer notwendigen Unterscheidung zwischen feststehenden Lehren der Kirche und Schulmeinungen zu belasten, war überflüssig, konnte leicht als kaum begründeter Tadel des hochverdienten Herausgebers der ersten Auflage und seiner Mitarbeiter gelten und mußte um so bedenklicher erscheinen gerade in einem Zeitpunkte, wo die alte Klarheit und Festigkeit in Prinzipienfragen, welche die Katholiken in schwerer und doch großer Zeit einig erhalten und stark gemacht hatte, hie und da nachzulassen schien. Die Befürchtungen, die sich an jene programmatische Erklärung mit Recht oder Unrecht anknüpften, haben sich jedoch glücklicherweise nicht erfüllt. Insbesondere fand der besonders hervorgehobene Artikel „Syllabus" auch in der zweiten Auflage eine vortreffliche Behandlung, die auf den gleichen Prinzipien wie der Artikel der ersten Auflage sich aufbaut, vielleicht sogar aus dem Umstande eine besondere Schärfe noch gewinnt, daß ihn diesmal ein anderer hochgeachteter deutscher Gelehrter als Verfasser zeichnete. Ob freilich sonst die einzelnen Änderungen der neuen Ausgabe jedesmal als Verbesserungen zu gelten haben, darüber muß der wissenschaftlichen Kritik das Urteil vorbehalten bleiben. So wurde bereits z. B. bezüglich der Stellung der Gelehrten zum Index eine von der Auffassung des betr. Artikels des Staatslexikons abweichende Anschauung geltend gemacht (von Hilgers, Index [1904] 47 ff. von Sägmüller, Lit. Rundsch. XXX, Nr 9, 1. Sept. 1904). Sp. 765 ist der Wortlaut der Thesen des Syllabus 77—79 gestrichen, während er in der ersten Auflage stand. Ohne diesen versteht man kaum die vorhergehenden Ausführungen, und gar ein Andersgläubiger versteht um so weniger, wie die Thesen Pius' IX. die Alleinberechtigung der katholischen Wahrheit hervorhoben. Bezüglich der Trennung von Kirche und Staat ist in dem Artikel über Bekenntnisfreiheit in Übereinstimmung mit dem Kirchenlexikon trefflich der prinzipielle vom praktischen Standpunkte unterschieden, genau so, wie diese Frage von unserem verehrten Lehrer Ferdinand Walter behandelt zu werden pflegte: Es ist gewiß im Prinzip das einzig Richtige, sagte er, daß Mann und Frau zusammenbleiben; wenn sie aber täglich mit dem Besenstiel hintereinander her sind, dann kann es praktisch besser sein, sie gehen auseinander. Beim Vergleich mancher Artikel gewinnt man

freilich den Eindruck, daß in dem Staatslexikon noch keine durchweg einheitliche prinzipielle Auffassung herrscht, so z. B. bei einer Gegenüberstellung der Artikel „Kirchenrecht“ und „Papst“. Im übrigen darf man bei der Beurteilung eines so umfassenden, durch das Zusammenarbeiten vieler Gelehrten zu stande gekommenen Werkes sein Augenmerk nicht allzusehr auf einzelne Unebenheiten richten, um so weniger, wenn man, jeder Einseitigkeit und Schroffheit prinzipiell abgeneigt, auch den von der eigenen abweichenden Ansichten wohlwollende und gerechte Prüfung und Würdigung vorbehält. Die Freude am Ganzen kann einiger Meinungsverschiedenheiten wegen für uns gewiß nicht getrübt werden. Der gerechte Beurteiler wird aber auch durchweg den einzelnen Artikeln (vgl. insbesondere die vortreffliche Abhandlung über „Kirchenpolitik“ von Julius Bachem) aufrichtige Anerkennung nicht versagen dürfen.

Den wichtigsten Bestandteil des Werkes bilden natürlich die eigentlich staatswissenschaftlichen Aufsätze. Über den Begriff und Umfang der Gesellschafts- und Staatswissenschaften herrscht in der heutigen Wissenschaft keineswegs Übereinstimmung. Manche Gelehrte, wohl die meisten, haben kein Verständnis für eine philosophische Gesellschafts- und Staatslehre. Sofern sie Geschichte und Gesellschaftswissenschaft trennen, weisen sie der letzteren die mehr als ruhend vorausgesetzten gesellschaftlichen Zustände zu, der ersteren die Tatsachen und Ereignisse sowie das geschichtliche Werden sozialer Zustände. Auch die Abgrenzung von Ethnologie, Demologie oder Statistik und Staatswissenschaften im engeren Sinne läßt vielfach Klarheit vermissen. Der Begriff der Staatswissenschaften in seiner neueren Fassung umschließt ferner nicht bloß die eigentliche Lehre vom Staate als besonderer Gesellschaftsform, sondern bezieht sich auf das gesamte innerstaatliche Gesellschaftsleben. Man spricht sodann zuweilen von Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre als „besondern“ Gesellschaftswissenschaften usw. Das alles mußte natürlich die Auswahl der in einem „Staatslexikon“ zu behandelnden Stoffe und Fragen zu einer äußerst schwierigen machen. Dennoch ist, wie uns wenigstens scheinen will, dieses Problem äußerst glücklich gelöst, die Scheidung zwischen Notwendigem und Entbehrlichem vortrefflich gelungen. An den Grundsätzen, wie sie bezüglich der Fixierung des Stoffes für die erste Auflage aufgestellt waren, wurde im wesentlichen auch bei der zweiten Auflage festgehalten. Rein Historisches und rein Geographisches sollte ausgeschlossen bleiben, ebenso wie rein Ethnographisches. Doch fehlt eine wenigstens kurz gefaßte politische Geschichte der verschiedenen Staaten nicht, und für die einzelnen Institutionen wurde die historisch-genetische Erklärung, wie es einem den modernen Anforderungen gemäß gestalteten Werke geziemt, in genügendem, teilweise reichem Maße herbeigezogen. Das Detail des Privat- und Handelsrechts, des Strafrechts und des Kirchenrechts, welches in ein Rechtslexikon im engeren Sinne gehört, findet im Staatslexikon keine Behandlung, wohl aber sind die für dieses Gebiet maßgebenden allgemeinen Grundsätze und die wichtigsten dahin gehörigen namentlich modernen Systeme und Theorien entwickelt, begründet bzw. kritisch geprüft worden. Zog schon die erste Auflage die Statistik nur so weit heran, als ein behandelter Gegenstand dazu Veranlassung bot, so ist in der zweiten

Auflage das statistische Material, unter Nichtberücksichtigung des rasch Veraltenden, noch mehr auf die Daten von dauerndem Werte beschränkt worden. Eine dankenswerte Erweiterung erfuhr jedoch der biographische Teil insofern, als neben den hervorragendsten Vertretern der staatswissenschaftlichen Theorie nun auch den bedeutendsten Politikern der Gegenwart, welche in ihrer öffentlichen Wirksamkeit auf dem Boden der vom Staatslexikon vertretenen Grundsätze standen, kürzere oder längere Artikel gewidmet wurden. Das waren die programmatischen Gesichtspunkte, welche für die Auswahl und Behandlung des staatswissenschaftlichen und verwandten Stoffes in der zweiten Ausgabe maßgebend sein sollten und maßgebend waren. Im allgemeinen wollte also der Herausgeber der neuen Auflage den Charakter des Staatslexikons als eines staatswissenschaftlichen Nachschlagewerkes noch strenger wahren, als dies in der ersten geschehen war; sonst aber suchte er mit vollem Rechte weniger in der Vermehrung der staatswissenschaftlichen Termini, die zur Besprechung gelangen sollten, als vielmehr in einer vertieften, abgeklärten, gründlichen, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Behandlung der Einzelstoffe die Stärke und den Fortschritt des Werkes.

Auf eine Besprechung der einzelnen Aufsätze können wir an dieser Stelle uns nicht einlassen. Man wüßte kaum, wo anfangen und aufhören, und welche Auswahl man unter den vielen vorzüglichen Leistungen treffen sollte. Vor ähnlichen Unternehmungen zeichnet sich das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft als Ganzes namentlich dadurch aus, daß es eine philosophische Staatslehre zu Grunde legt und mit der kausalen die teleologische Auffassung im Sinne der christlichen Moralphilosophie verbindet. Das führt zu einer Einheitlichkeit und festen Begründung der Auffassungen in staatswissenschaftlichen Fragen, wie sie z. B. das im übrigen vortreffliche Handwörterbuch der Staatswissenschaften nur zu oft vermissen läßt.

„Die gelieferten Artikel sind durchschnittlich sehr gut, viele geradezu ausgezeichnet und bei aller Gründlichkeit doch so kurz, daß sich an der Hand derselben jeder sehr leicht in kurzer Zeit über den betreffenden Gegenstand orientieren kann.“ So urteilte der Rezensent der ersten Auflage des Staatslexikons in d i e s e r Zeitschrift (XLVII 479). Das gleiche Urteil gilt unseres Erachtens ebenso für die Behandlung der staatswissenschaftlichen Fragen in der zweiten Auflage. Auch wir „wünschen deshalb dem bedeutsamen Werke eine rasche und weite Verbreitung. Die beiden bei Herder in Freiburg erscheinenden“ (bzw. jetzt erschienenen) „Lexika ergänzen sich gegenseitig und bilden zusammen gleichsam eine vollständige Bibliothek, die keinem gebildeten Katholiken fehlen sollte. Jedenfalls sind die deutschen Katholiken nicht mehr zu entschuldigen, wenn sie auch jetzt noch nach Erscheinen dieser beiden monumentalen und echt katholischen Werke zu den vielfach unchristlichen Enzyklopädien greifen, um sich in Fragen der Religion und Politik Belehrung zu holen“. Wenn es nicht unbescheiden ist, so möchten wir zum Schluß unser persönliches Empfinden und Urteil diesem hochbedeutsamen Werke gegenüber in das dankbar frohe Wort zusammenfassen, dessen unser guter Kölner Weihbischof Schmitz auf der Katholikenversammlung zu Crefeld zur Kennzeichnung der katholischen Bewegung sich bediente: „Wir sind gewachsen!“ Das beweist in der

Tat in ganz hervorragender Weise das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft. Aber wir wollen und müssen noch weiter wachsen und darum einmütig miteinander wirken, weiterbauen auf den Fundamenten, die hochbegabte, treu katholische, opferwillige Männer gelegt haben. Der Herausgeber der zweiten Auflage hat die ungeheure Arbeitslast mit Ausdauer und Beharrlichkeit bis zu Ende getragen; ihm vor allem gebührt ein reich bemessener Teil des Lobes, das allgemein dem monumentalen Werke gezollt wird, und — was er gewiß höher schätzt, als Lob — der aufrichtige, herzliche Dank der Katholiken Deutschlands.

Heinrich Pesch S. J.

Der Index der verbotenen Bücher. In seiner neuen Fassung dargelegt und rechtlich-historisch gewürdigt von ***Joseph Hilgers*** S. J. Lex.-8° (XXII u. 638) Freiburg 1904, Herder. *M* 9.—; geb. *M.* 11.50

Der „römische Index“ bezeichnet für moderne Geister eine ziemlich unklare, aber nicht ungeläufige Vorstellung. Unter den gangbarsten Schlagworten der Agitation gegen die Kirche steht dieser Name obenan und verfehlt kaum jemals seine Wirkung. Der Index der verbotenen Bücher ist eine jener Einrichtungen der Kirche, für welche es heute schwer ist, Protestanten des gewöhnlichen Schlages Verständnis beizubringen, bei welchen aber auch manche Katholiken zu leicht der Mut verläßt. Grund dieser Erscheinung ist in der Mehrzahl von Fällen nicht so fast Feigheit als Unkenntnis, und gerade in Bezug auf das kirchliche Bücherverbot ist die Unkenntnis eine große und weitverbreitete. Es war daher ein wichtiger Dienst, der Kirche und der Wahrheit erwiesen, dasjenige, was zu einer allseitigen Belehrung über den Index der verbotenen Bücher förderlich sein kann, in einem auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Werke sorgfältig zusammenzuordnen. Zeitgemäßheit und sachlicher Wert des vorliegenden Werkes sind damit genügend gekennzeichnet.

Dem Titel zufolge hat der Verfasser eine dreifache Aufgabe sich gestellt. Zunächst will er „den Index in seiner neuen Fassung darlegen“. Demgemäß gibt er die von Leo XIII. erlassenen neuen Indexregeln in genauer Übersetzung, fügt in den Anmerkungen einen knappen, aber ausreichenden Kommentar hinzu, erklärt Anordnung und Einrichtung des neuen Index, das Verhältnis seiner Bestandteile, hebt die Rücksichten und Erwägungen hervor, die dabei maßgebend waren, und zieht den Vergleich zwischen dem jetzt vorliegenden Index mit seinen Vorgängern. Es ergibt sich, daß in dem von Leo XIII. 1900 veröffentlichten Index das Gesetzbuch und die Dekretensammlung der Kirche in Bezug auf das Bücherwesen, soweit sie jetzt noch in Kraft, vollständig und authentisch und in mustergültiger Form vor Augen liegen. Alles aber, was zu ihrem richtigen Verständnis zu wissen gut ist, hat der Verfasser in seiner Darlegung vereinigt. Dem alphabetisch geordneten Verzeichnis der verbotenen Bücher, wie es im Index Leos XIII. mit Rüsicht auf die praktische Benutzung geboten ist, stellt er überdies auf 60 Seiten (S. 415—475) ein übersichtliches chronologisches Verzeichnis aller seit 1600 erfolgten Bücherverurteilungen an die Seite mit genauen Angaben

über Datum, Ort und Quelle der Verurteilung. Damit ist ein trefflicher Überblick über die ganze Tätigkeit und Geschichte des Index gegeben und dem Kirchenhistoriker ein willkommenes Hilfsmittel geschaffen.

Die zweite Aufgabe, deren Lösung angestrebt wird, ist die „rechtliche Würdigung des Index“. Dabei konnte es sich naturgemäß nicht bloß um die Neuordnung des Zensurwesens durch die Bestimmungen Leos XIII. handeln, sondern mußte die ganze Entwicklung der kirchlichen Gesetzgebung in Bezug auf das Bücherwesen, wie deren praktische Handhabung überhaupt in Betracht kommen. Aus dem Wesen der Kirche, aus ihrer Aufgabe für die Menschheit, aus den Vollmachten, die Christus der Herr ihr verliehen, aus ihrem ganzen Lehr- und Hirtenamt wird gezeigt, wie eine Überwachung des Büchermarktes und gegebenen Falls eine Einschränkung der Druck- und Lesefreiheit von den Pflichten und Rechten der kirchlichen Obrigkeit sich gar nicht trennen läßt. Weit entfernt, gegen die Kirche zu zeugen, ist gerade die dauernde Aufrechthaltung und Einschärfung der Indexverbote ein Beweis, daß die Kirche nicht aufgehört hat, die Grundsäule der Wahrheit, die wahre Kirche Christi zu sein.

Den Nachweis hat der Verfasser überwältigend geführt und die Beweismomente förmlich gehäuft. Hier steigert sich zuweilen der Ton zu einer Wärme, die aus dem Populärwissenschaftlichen fast ins Paränetische überzuspielen scheint, doch ist der Gang überall der des schulmäßigen Theologen, der jeder Einsprache begegnen, etwas absolut Feststehendes und Unantastbares aufrichten will. Mit der gleichen erschöpfenden Gründlichkeit untersucht noch ein besonderer Abschnitt die Stellung, welche den „Gelehrten“, d. h. den berufsmäßigen Pflegern der Wissenschaft, den positiven Bestimmungen des Kirchengesetzes gegenüber zukomme.

An die Einführung in das Verständnis der Gesetzgebung reiht sich die Darstellung des Bücherprozesses, der Verschiedenheit der prüfenden und richtenden Behörden, der Zusammensetzung, Organisation und Verfahrungsweise der Indexkongregation im besondern. Dies konnte am besten geschehen durch eingehende Erklärung der von Benedikt XIV. erlassenen und im Index Leos XIII. aufs neue bekräftigten Bestimmungen, welche tatsächlich fast nur die Jahrhunderte hindurch bestandene Praxis gesetzlich sanktionierten.

Endlich war es in eine „rechtliche Würdigung“ auch inbegriffen, daß die bedeutenden Milderungen dargetan und näher erläutert würden, welche im Vergleich zum früher Geltenden der Index Leos XIII. sowohl hinsichtlich der Büchergesetzgebung wie der Bücherverbote gebracht hat.

Was die „historische Würdigung“ angeht, so erklärt der Verfasser, daß es seine Absicht nicht sei, eine eigentliche Geschichte des Index hier vorzulegen. Faßt man indes den „Geschichtlichen Rückblick“ mit dem inhaltreichen „Schlußwort“ (S. 402—414) zusammen, nebst dem Anhang von Dokumenten (S. 479—574), so hat man die ganze Vorgeschichte des Index von den ältesten Zeiten der Kirche an, daran reiht sich auf Grund neu aufgefundener Archivalien die quellenmäßige Darstellung der ersten Entstehung und Ausgestaltung der Indexkongregation und dann in großen Zügen ein Überblick über die verschiedenen Phasen ihrer Weiterentwicklung und die Hauptepochen ihrer Tätigkeit. Freilich wird nicht auf alle

einzelnen verurteilten Werke und Schriftsteller, noch selbst auf alle berühmteren Prozesse eingegangen. In Bezug auf die schriftstellernden Frauen war dies durch die verhältnismäßig geringe Zahl der ausdrücklich Verurteilten möglich gemacht, und die Verschiedenheit der Gebiete, auf welche dieselben sich verteilen, ließ eine Zusammenstellung anziehend und lehrreich erscheinen. Indes finden sich über das ganze Werk hin zerstreut auch sonst, bald da bald dort, Angaben über Persönlichkeiten, die mit dem Index in Konflikt gekommen, und über Kämpfe, welche dabei auszufechten waren. Es genügt, Fälle zu erwähnen wie die von Giordano Bruno und Galilei, den Kardinälen Bellarmin und Petrucci, den Philosophen Hobbes und Spinoza, Hugo Grotius und Friedrich II., Segneri und Rosmini usw. Über manche dieser Fälle werden neue dokumentarische Mitteilungen erbracht, die sich dem Historiker wertvoll erweisen, aber auch jeden andern Leser interessieren werden.

Das Versprechen einer „historischen Würdigung" hat der Verfasser noch vollkommener eingelöst, indem er in nicht weniger als 20 Abschnitten (206—390) in gedrängter Darstellung das Bild des Zensurwesens und der Bücherpolizei entrollt, wie sie in nichtkatholischen Religionsgemeinschaften und staatlichen Gemeinwesen von den Zeiten der Religionsneuerung an, teilweise bis in unsere Tage hinein, bestanden haben. Auch diese historischen Exkurse sind ungemein fleißig ausgearbeitet und bauen sich zum Teil unmittelbar auf den Quellen auf. Nicht leicht wird man irgendwo anders eine so umfassende und erschöpfende Behandlung einer der tiefgreifendsten Fragen des Völkerlebens aufzufinden vermögen; nahezu alle europäischen Kulturstaaten werden dabei eingehend berücksichtigt. Ein weiterer Abschnitt, „Die katholische und die akatholische Zensur", zieht dann das Ergebnis. Es ist nicht zur Unehre des „römischen Index", und zwar nach keiner Seite hin.

War hiermit schon allen Verheißungen des Titelblattes überfließend genuggeschehen, so hat der Verfasser doch seinen Gegenstand zu tief erfaßt, um nicht darüber hinaus auch der moralischen Bedeutung des Index, der Idee und Wirksamkeit dieser kirchlichen Einrichtung, die Aufmerksamkeit zuzuwenden, und zwar mit Vorzug. Hier war vor allem Anklagen und Vorurteilen entgegenzutreten, und drei lehrreiche Abschnitte (S. 166—194) gewähren denn auch Einblick in die Bodenlosigkeit der Unkenntnis und Oberflächlichkeit, mit welcher Männer von Namen, ein Max Lehmann, ein Houston Stewart Chamberlain u. dgl., die Büchergesetzgebung der katholischen Kirche aufs gröbste zu verunglimpfen sich herausnehmen. Ein ganzes Arsenal von Waffen hat der Verfasser hier bereitgestellt; sie halten gut gegen die ganze Legion von leidenschaftlichen Phrasen über den Index, welche in Deutschland die Atmosphäre trübt.

Wichtiger war es, nach der positiven Seite die moralische Bedeutung des Index klarzustellen, und man kann die gegebenen Ausführungen etwa in folgenden Sätzen zusammenzufassen:

1. Das Bücherverbot der Kirche, eine notwendige Betätigung ihres Hirtenamtes und ein Ausfluß ihrer Lehrgewalt, ist durch sein bloßes Vorhandensein, durch seine Aufrechterhaltung von seiten der kirchlichen Autorität eine ernste Mahnung an das, was der Christ seinem Gewissen und seinem Glauben schuldet.

Die Anarchie der Geister, an der heute so schwer die Menschheit krankt, ist nur naturgemäße Folge einer schrankenlosen Druck- und Lesefreiheit. Dahingegen bringt die Gesetzgebung der Kirche es noch deutlich zum Bewußtsein, daß auch im hellen 20. Jahrhundert es dem Christen nicht erlaubt sei, seine Seele zu vergiften, seine gläubige Überzeugung zu untergraben, durch Phantasiereize die niedern Instinkte aufzustacheln. Nie darf der Christ das Böse lieben, nie an der Sünde sich ergötzen, auch nicht wo sie in den Seiten eines Buches lauert. Auch in Bezug auf geistige Genüsse sind dem Gewissen Schranken gezogen. Im Ringen nach geistigem Besitz und geistiger Fertigkeit, ähnlich wie im materiellen Existenzkampf bleiben manche Mittel und Wege dem Christen untersagt, deren der Gottentfremdete, der Gewissenlose freilich ohne Maß und Zügel sich bedienen mag. Von diesen gilt dann, was der große Völkerlehrer von Tarsus als den schlimmsten Fluch bezeichnet hat (Röm 1, 28): tradidit illos Deus in reprobum sensum. Ein schrankenloses Recht, alles im Druck zu verbreiten und alles zu lesen, für alle, das kann die Kirche, als Hüterin der Wahrheit, als Führerin zu Gott, ihren Kindern nicht gestatten.

2. Ihre Pflicht gegenüber den Gefahren des Bücherwesens hat die Kirche im Laufe der Zeiten in verschiedener Weise ausgeübt, entsprechend dem geänderten Stande der Bildung, der Art und Verbreitung der Literatur, entsprechend auch den geistigen Strömungen und Flutwellen des Irrtums, welche in verschiedenen Perioden die Christenheit bedroht haben. Und nicht nur gegen Unglauben und Irrglauben, gegen Freigeisterei und Gottlosigkeit hat sie den Kampf geführt, sondern mit der gleichen Entschiedenheit auch gegen falsche Richtungen der Frömmigkeit, gegen ungesunde Übertreibungen und gefahrvolle Selbsttäuschungen die Wächterstimme erhoben.

3. Die Wirrsale des 16. Jahrhunderts im Verein mit der durch die neue Kunst des Buchdrucks heraufbeschworenen Überflutung von Schriftwerken haben zur Errichtung einer besondern Aufsichtsbehörde, der Inderkongregation, geführt, die von ihrem Gründer, dem hl. Pius V. an hervorragende Größen der kirchlichen Wissenschaft teils zu ihren Ratgebern, teils zu ihren Häuptern gehabt hat. Die Tätigkeit dieser Kongregation des Index während der letzten dreihundert Jahre, in Vergleich gebracht mit der akatholischen oder der staatlichen Zensur- und Bücherpolizei in irgend einem der europäischen Kulturstaaten während der gleichen Zeit, erweist sich bei aller Festigkeit und Konsequenz als weise, milde und stets voll Würde. Mißgriffe und Übelstände, die bei jeder menschlichen Einrichtung auf die Länge der Zeit zuweilen sich einstellen werden, sind wohl auch in der Geschichte der Indexkongregation da oder dort einmal aufzuspüren. Allein dank einer trefflichen Organisation und einer die Interessen der ganzen Christenheit überschauenden, hochgesinnten Leitung sind nachweisbare Irrungen solcher Art aufs äußerste vereinzelt und im Vergleich mit dem Guten, das vom Index ausgeht, von verschwindender Bedeutung.

4. Zweck und Absicht der Indexverbote im einzelnen ist nicht die Schädigung, Herabsetzung oder Brandmarkung eines Autors, ist weder Strafmaßregel noch Akt der Feindseligkeit. Das Indexverbot ist seinem ganzen Wesen nach

Schutzmaßregel und Warnung, und dies zunächst für die große Masse der Gläubigen, in zweiter Linie erst Belehrung und Mahnung für den Verfasser. Deshalb darf aber auch der Index Ansehen der Person nicht kennen. Kein Rang in der wissenschaftlichen oder kirchlichen Hierarchie, kein Ruf der Heiligkeit noch sonst persönliches Verdienst, keine Zugehörigkeit zu einer Schule oder einem Orden, welcher immer sie seien, vermag ein Verbot da zurückzuhalten, wo Abirrung, Ärgernis oder Seelengefahr für eine größere Zahl von Gläubigen ernstlich zu befürchten steht.

5. Daher erfüllen die Oberhirten der Einzelkirchen in solchen Fällen nur eine heilige Pflicht, wenn sie die Kongregation des Index auf entstehende Gefahren und bedenkliche Schrifterzeugnisse aufmerksam machen. Auch an hervorragendere Vertreter der kirchlichen Wissenschaft, denen ihre Stellung wie ihre Sachkunde einen weiter reichenden Blick ermöglicht, könnte unter Umständen eine ähnliche Verpflichtung im Gewissen herantreten. Gewiß sind Verhältnisse denkbar, in welchen die Loyalität gegen die Kirche, der Eifer für die Seelen und die Liebe zum Frieden in der Christenheit solches verlangen könnte.

6. So ist es seit 300 Jahren in der katholischen Kirche in Übung gewesen zu Nutz und Frommen des christlichen Gemeinwesens. Vieles Ärgernis ist damit verhütet, viele edle Geister sind vor weiteren Irrungen bewahrt, häretische Bewegungen noch rechtzeitig erstickt worden. Das Ansehen der Heiligen Schrift, das Symbolum der Kirche, der lebendige, feste Glaube an Christi Gottheit und die göttliche Sendung seiner Kirche sind dadurch für uns Katholiken unangetastet bewahrt und die Einheit des Geistes in allem Wesentlichen ist für die weltweit ausgebreitete katholische Gesamtheit dadurch gesichert und erhalten worden.

Mit dem Gesagten wäre in kargen Umrissen angedeutet, wie außerordentlich ergiebig, wie lehrreich und zeitgemäß der Inhalt des stattlichen Bandes ist. Was die Form angeht, so wird die Wärme und der Eifer, die zuweilen hervorbrechen und dann wohl auch in Häufung und Verschlingung der Gedanken und gehobenen Sprachwendungen sich kundgeben, auf manche Leser den Eindruck nicht verfehlen. Dem Verfasser gilt es, die Sache der Wahrheit zu verteidigen, die er gänzlich verkannt und aus Unverstand verlästert sieht, daher der Ernst, der die Darstellung beseelt. Eine ruhige, kühle Entwicklung wäre andern vielleicht willkommener gewesen, wie sie übrigens in den historischen Teilen des Bandes überall auch vorherrscht. In der Tat sind ja die verschiedenen Abschnitte sehr verschiedenartig gestaltet, so daß selbst eine gewisse Schwierigkeit besteht, über den ungemein reichen Inhalt einen Überblick zu gewinnen. Wie sehr die Selbständigkeit und Abrundung jedes einzelnen Kapitels wohlgefällt und der oft überraschende Wechsel in der Reihenfolge das Interesse immer neu anregt, möchte doch auf den ersten 160 Seiten, welche den Kernpunkt der Sache enthalten, die Anordnung zuweilen den Eindruck des Losen und Willkürlichen zurücklassen. Die natürlichste Erklärung hierfür bieten jene hier und dort eingestreuten Bemerkungen, welche erkennen lassen, daß der Verfasser noch während der Drucklegung neue Momente in die Behandlung hereinzuziehen für wünschenswert erkannte. Denn daß es ihm an der vollständigsten Beherrschung seines Stoffes nicht mangelte, hat

er im Buche selbst glänzend bewiesen. Jedenfalls hat der Leser dabei kaum etwas zu bedauern. Es findet sich nichts in dem Bande, was man entbehren möchte, und es wird nichts vermißt, was zur allseitigen Beurteilung des Gegenstandes gewünscht werden könnte.

Der Verfasser selbst, der ein reiches Wissen auf vielen Gebieten und einen riesigen Fleiß hier im Dienste der Kirche eingesetzt hat, bedarf des weiteren Lobes nicht. Die Sache aber, welche er vertritt, hat mittlerweile eine neue Beleuchtung erfahren, die anzuführen sich verlohnt. Am 9. Mai 1861 starb zu München einer der Professoren der dortigen Hochschule, Ernst von Lasaulx, Kollege Döllingers und Kollege Frohschammers, welch letzteren eben damals die Erbitterung gegen den Index zur offenen Auflehnung gegen die Kirche brachte. Lasaulx hatte bei aller persönlichen Religiosität in mehreren seiner Schriften freiere, nicht unbedenkliche Anschauungen vertreten, und wiederholt gingen Gerüchte um von einer Verurteilung derselben durch die Indexkongregation. Sieben Wochen bevor er starb, gab er vom Krankenbett aus vor Zeugen die Erklärung ab seiner treuen Anhänglichkeit an die katholische Kirche und ihre Lehren und seines Bedauerns darüber, „wenn und was er möglicherweise Irriges wider dieselben, gegen seine Absicht, in Wort und Schrift vorgetragen habe". Dieser allgemeine, einschlußweise Widerruf aller etwa ausgesprochenen Irrtümer, von zuverlässiger Freundeshand niedergeschrieben, ging sofort nach Rom ab, wo noch im Jahre seines Todes, 14. Oktober 1861, ein Dekret der Kongregation vier seiner Schriften untersagte. Die Indexausgabe (Turin) 1891 konnte diesem Verbote aber hinzufügen, daß der Autor noch vor seinem Tode christlich fromm dem Urteil der Kirche sich unterworfen habe (Rem. Stölzle, Ernst von Lasaulx, Münster 1904, 278; vgl. 275). Aber nicht erst die Todesnähe hatte in dem gefeierten katholischen Lehrer der Münchener Hochschule solche Gesinnung gezeitigt. Mehr denn drei Jahre zuvor, 27. Dezember 1857, hatte er in einem vertrauten Briefe ausdrücklich niederlegen und dokumentieren wollen, was er schon in mündlicher Unterredung ausgesprochen, wie es im Wortlaute des Briefes heißt:

„Ich beeile mich, schriftlich zu wiederholen, . . . daß ich mir bewußt bin, die Wahrheiten der katholischen Kirche niemals in meinem Leben angegriffen, wohl aber mehr als einmal in meinem Leben gegen ihre Widersacher verteidigt zu haben; daß es mir von vornherein wahrscheinlich ist, daß in allen meinen Schriften, die alle in einem Geiste geschrieben sind, je nach der Größe der Probleme, deren Lösung darin versucht wird, größere und geringere Irrtümer vorkommen, und daß, wenn man es in Rom im Interesse der katholischen Kirche finden sollte, diese Schriften deshalb auf den Index librorum prohibitorum zu setzen, ich selbst dieses Urteil als ein begründetes ansehen würde, sowie auch ich den Glauben hege, daß derartige Maßregeln in der Tat im Interesse der katholischen Kirche unserer Zeit seien."

Eine solche richtige Erkenntnis und eine solch echte katholische Gesinnung noch in vielen andern christlich denkenden Männern zu erzeugen, dazu beizutragen, ist das vorliegende Werk vorzüglich geeignet.

Otto Pfülf S. J.

Geschichte der Renaissance in Italien. Von **Jakob Burckhardt.** Vierte Auflage. Bearbeitet von Dr **Heinrich Holtzinger**, ord. Professor der Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule Hannover. Mit 310 Illustrationen. gr. 8° (XVI u. 420) Stuttgart 1904, Neff. *M* 12.—; geb. *M* 15.—

Das Buch erschien in erster Auflage 1868 mit 332 Seiten und 160 Illustrationen in 8° als Fortsetzung der Geschichte der Baukunst von Franz Kugler und wurde mit großem Beifall aufgenommen. In dieser vierten Auflage ist es vom Bearbeiter mit Hilfe des Verfassers und anderer in jeder Hinsicht vermehrt und dem Stande der heutigen Kenntnisse angepaßt worden. Außerordentlich knappe Darlegung ermöglichte es, die große Anzahl der Denkmäler und die weitreichende Literatur in so vollkommener Weise und mit Hilfe gut gewählter Bilder auch anschaulich zu behandeln. Das erste Buch berichtet über die Geschichte der italienischen Architektur im 15. und 16. Jahrhundert, das zweite über die Dekoration zum Schmuck der Bauten selbst und bei ihrer Ausstattung im Innern und Äußern, wobei durchgreifende Scheidung zwischen Kirchen oder Profanbauten nicht nötig war. Die Urteile des Verfassers sind gediegen, maßvoll und zutreffend, wie folgende Proben dartun: „Die (Größen-) Verhältnisse (der Bauglieder der Renaissance) in ihrer Beziehung zu den Formen bleiben Sache des höchsten und feinsten künstlerischen Vermögens. Es handelt sich um einen Stil, bei welchem das wirkliche Leben nicht in der Einzelbildung der Formen, sondern in ihrer Proportionalität zum Ganzen liegt." „Der nordisch-gotische Aufriß auf Pergament gibt die Entwicklung in die Höhe, und auch der dazu gehörige Grundriß zeigt stenographisch zusammengedrängt, wie sich bei wachsender Höhe die einzelnen Teile vom Kern ablösen werden. Das (Bau-)Modell der Italiener dagegen zeigt kubisch, wie die Räume sich innen und außen gestalten und welche ihre plastische Gesamterscheinung in Luft und Licht sein wird." (S. 114 f.) „Die neue Kunst tritt gleich auf mit dem Bewußtsein, daß sie mit der Tradition breche und daß außer der Freiheit die höchste Anspannung aller Kräfte, aber auch der höchste Ruhm ihre Bestimmung sei. Die Entscheidung zu Gunsten des Neuen konnte nur kommen durch eine große Tat eines außerordentlichen Mannes": des Brunelleschi Domkuppel zu Florenz. (S. 36.) „Mit dem Bau von St Peter stellte sich das Papsttum auf lange Zeit an die Spitze alles Monumentalen im ganzen Abendlande. Zur Zeit der Gegenreformation hatte dies nicht bloß formale, sondern auch weltgeschichtliche Folgen, wogegen kaum in Betracht kommt, daß unter Leo X. der Bau einiges zum Ausbruch der Reformation mit beigetragen hat." Seit der Publikation der Beschlüsse des Tridentinischen Konzils wetteiferte man in der ganzen Christenheit im Bau von schönen und kostbaren Tempeln im Stile der neuen Kunst. (S. 12 14.)

Stephan Beissel S. J.

Musenalmanach deutscher Hochschüler 1904. 4° (130) München 1904, Allgemeine Verlagsgesellschaft. Geb. *M* 2.50

In den einleitenden Worten „Was wir wollen" betont F. X. Schrönghamer den christlichen Standpunkt dieses Musenalmanachs deutscher Hochschüler

in sehr erfreulicher Weise. „Die moderne Menschheit", sagt er, „ist in zwei Lager gespalten, die einen stillen, aber erbitterten Kampf gegeneinander führen, zwei Heerlager, die mächtig genug sind, einander aufzureiben. Und ihr Schlachtruf ist: Hie Christentum, hie Atheismus! Hie Christus, hie Antichrist! ... In der Mitte aber brandet eine tausendköpfige Menge, die nicht weiß, zu wem sie sich schlagen soll. Es ist unser Volk! Unser Volk, dem man mit der süßen Lüge modernen Unglaubens das Herz vergiften will, unser Volk, das durch die soziale Umwälzung in seiner Mehrheit von der Scholle der Väter vertrieben nach einer neuen Heimat sucht; unser Volk, das seinen alten Gott noch im Herzen trägt und den neuen doch locken und gleißen sieht; unser Volk, das seine alten Lieder und seinen Humor im Sturm und Drang der neuen Zeit verloren hat; unser Volk, das heimatlos, das elend ist!" ... Nun das gilt denn doch hoffentlich nur von einem verhältnismäßig kleinen Teil der sog. Gebildeten, den „der Zweifel der Modernen gepackt" hat; aber man hört es nicht ungern, wenn die Begeisterung der Jugend in den Worten eines Jünglings über den Rand des Bechers schäumt, den er uns bietet. Jedenfalls stimmen wir mit Schrönghamer überein, daß „unser Volk aufgehört hat, das deutsche zu sein, wenn es nicht mehr ein christliches ist", und freuen uns über den Schluß, den er aus dieser Wahrheit zieht: „Unser Volk zu den alten Idealen zurückzuführen, es in den neuen Zuständen sich zurechtfinden lehren, das ist die soziale Aufgabe der Besten der Zeit. Eine neue Romantik wird und muß die Frucht dieser Bestrebungen sein" usw.

Aus ganzem Herzen begrüßen wir diesen Scheidebrief an die Moderne, die allerdings in gefährlichster Weise den frommen christlichen Sinn unseres Volkes vergiftet und auf allen Gebieten, nicht zum mindesten im Garten der Kunst und Dichtung, die traurigsten Verwüstungen anrichtet. Aber das Wort „Romantik" muß recht verstanden werden. Ihre blaue Wunderblume erblüht nur auf dem Boden echten und lebendigen Christentums, aus wahrer Gottes- und Menschenliebe, aus einem reinen Herzen. Danach mögen unsere „Jungen, die noch Ideale in der Brust tragen und heilig halten", ringen, wenn sie durch die himmlische Gabe der Dichtung wirklich Schönes schaffen und als Sänger Gottes zum Kampfe gegen den Antichrist begeistern wollen: „Hie Christ, hie Antichrist!"

Das also ist es, „was wir wollen", wie die beherzigungswerte Einleitung sagt. Wenn nun auch das wirklich Gebotene diesem schönen Programm nicht ganz entspricht, wollen wir doch mit dem guten Willen vorläufig vorlieb nehmen, nach dem alten Spruch: In magnis voluisse sat est und hoffen, daß die kommenden Jahrgänge des Musenalmanachs dem erhabenen Programm immer mehr entsprechen. Wie die unten mitgeteilten Proben beweisen, haben jetzt schon manche, ja die meisten der 25 Sänger hin und wieder dem christlichen Herzen wohllautende Saiten angeschlagen. Möge es noch mehr und kräftiger geschehen! Noch immer bilden die Mehrzahl religiös farblose „Stimmungsbilder", und von dem großen, weltbewegenden Kampfe, den die einleitenden Worte schildern, scheinen die wenigsten unserer jungen Dichter bewegt zu werden. Nach dem alten Spruche: „Wovon das Herz voll ist, strömt der Mund über", der denn doch vor allem

vom Dichterherzen gilt, müßten sonst ganz andere Klänge aus ihren Liedern an unsere Seele sprechen. Die eigentlich religiöse Dichtung schweigt fast völlig; selbst patriotische Lieder werden äußerst sparsam geboten. Statt dessen ermüden die zahllosen Natur- und Stimmungsbildchen, zum Glück meist sehr kurze Stücke, von denen aber oft schwer zu sagen ist, ob sie wirklich Selbstempfundenes bieten oder nur Nachklänge anderer Dichter. Selten sind die Gedanken neu; nur zu oft denkt man: „Das hast du schon und in besserer Form gelesen!" Bei der Aufnahme derartiger Spielereien dürfte größere Strenge walten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen lassen wir einige kritische Erwägungen und Proben folgen. Der Almanach, in dem uns die Dichter ihre Gaben in alphabetischer Ordnung darbringen, beginnt mit Hans Beutner. Sein „Maischnee" ist recht hübsch. Carl Paul Brühls „Herbsttag" würde besser „Sommer" oder „Ernte" überschrieben; denn „die hohen Halme senken der Ähren reife Last" paßt doch nicht in einen Herbsttag, für den „kahle Stoppelfelder" bezeichnend sind. Auch ist uns nie aufgefallen, daß in den Wäldern „ein Duft, als wie von Wein, flutet" — höchstens bei einem Picknick! Sonst ist das Gedicht recht hübsch; es wird aber von Heinrich Jos. Brühls „Herbstsonne" übertroffen. Auch dessen übrige Gedichte sind eines echten Dichters würdig. Geben wir als Probe „Im Abendschein":

„Lichtfunkelnd schäumt das Abendgold
Ins stille Arbeitszimmer
Und füllt den kleinen Raum so hold
Mit zauberschönem Schimmer.

Auf spring' ich, schieb' mit leichter Hand
Zur Seite die Gardinen,
Ein Märchenreich liegt Stadt und Land,
Von roter Glut beschienen.

Auf Häuser und auf Hütten klein,
Drin Leid und Sorge wohnen,
Legt sanft der milde Abendschein
Des Glückes goldne Kronen.

Die schlanken Türme heben sich
Ins Meer der Wolkengluten,
Über die Dächer feierlich
Der Glocken Klänge fluten.

Und aus der tiefsten Gasse steigt
Ein heiliges Begehren.
Vom lichten Himmelszelte neigt
Sich Gnade und Gewähren.

Mein junges Herz pocht sehnsuchtslaut
Dem Glück, dem Glück entgegen:
Mir ist, als ob herniedertaut'
Auf mich ein großer Segen,

Als ob, was mir die Welt geraubt,
Ich schöner wiederfände —
Ich neige andachtsstumm das Haupt
Und falte meine Hände."

Das sind schöne, reine Klänge christlicher Romantik! Weniger bedeutend sind Eugen Fischers kleine Lieder. Chr. Flaskamp ist uns schon aus dem Münsterschen Musenalmanach als talentvoller Dichter bekannt. Von Jos. Ilg seien als Probe die „Sonnenblumen" genannt:

„Die Sonnenblumen seh' ich gern,
Wie sie mit dunkeln träumerischen Augen
Umglüht vom goldnen Strahlenstern
Sich in des Lichtes Fülle trunken tauchen.
O schönes Los! Nur Tau und Licht
Und Sonnenschein und Himmelsduft zu trinken;
O, so vor Gottes Angesicht
Laß mich nur eine Lebensstunde sinken!"

F. X. Kern bietet uns ein recht hübsches Gedicht „Vorm Waldkreuz“; dagegen ist das folgende „Nacht“ nach Form und Inhalt durchaus verfehlt, und wir begreifen nicht, wie es Aufnahme finden konnte. Man urteile:

„Nacht, unergründliche tiefe Nacht,
In dir schlummern
Der Menschheit ewige Gedanken. (Was heißt das?)
Nacht, Allbezwingerin, dein nur sind
Tod und Leben. (Ist das wahr?)
Kannst, Mensch, noch länger zweifeln? Nein.
Was ersehnst du?
Mehr Licht? Stirb, Herz, und klage nimmer!“

Wo ist in diesen Phrasen, von Poesie ganz abgesehen, ein christlicher, wo ein vernünftiger Gedanke? Und überdies die Härte der Sprache: „Kannst, Mensch“! Glücklicherweise macht Kern diesen Mißgriff in dem folgenden „Die Rose, die“ wieder gut. — Jakob Kneips „Wintermittag“ ist originell, seine „Winternacht“ von packender Realistik. Kordeschs „Frühlingsliedel“ und „Frühlings Sieg“ haben einen frischen Klang. Lorenz Krapp, den wir neulich wegen seiner, fast möchte ich sagen „sezessionistischen“ Auffassung von Christus tadeln mußten, bewährt sich trotz allem als einer unter seinen Altersgenossen hervorragenden Dichter von ernstem religiösen Sinn, dem es freilich an Klarheit gebricht. Sein „Nach Gott“ wäre eine Perle, wenn nicht die mißverständlichen Schlußzeilen den Eindruck trübten. Ganz schön ist sein Gedicht „Frieden“, das wir als eines der besten der Sammlung mit Freuden mitteilen:

„Herr, gib mir du den Frieden,
Ich selber kann es nicht!
Ich seh' mit blindem, müdem,
Verstörtem Aug' ins Licht.
Wohl möcht' ich nach dir langen,
Dich ziehn zu mir vor Lust,
Doch Schrecken, Schuld und Bangen
Beklemmen mir die Brust.

Einst kamst auf Wogenpfaden
Du mild zu Petrus hin,
O, brich das Brot der Gnaden
Auch mir im Friedensglühn!
Wie Petrus einst im Reiche
Des Sturms die Hand mir leih,
Daß meine Seele schweige
Und in dir stille sei!“

Das „Sonnenglück“ von M. Lizius verrät dichterisches Talent. Aus „Persevera“ und „Abendfrieden“ von Jos. Minn spricht ein echt poetisches christliches Gemüt. „Traumglück von Karl Muth ist ein wirklich schönes Gedicht und zählt zu den besten des Almanachs. Pronolds „Die Glocken der Großstadt“ und „In tiefer Nacht“ sind nicht übel; dagegen ist es uns ein Rätsel geblieben, wie die Aufschrift „Königin Natur“ zu den drei unbedeutenden Strophen paßt. Jos. Reisenbichlers „Im Leiden“ klingt stark modern; Max Reschreiters „Tote Liebe“ wurde auf den Kölner Blumenspielen 1904 ausgezeichnet. Auch sein „Trübes Wiedersehen“ zeugt von demselben Talente, das aber etwas modern, weltschmerzlich angehaucht ist. Jos. Schrallhammers „Fort“ und „Zum besseren Glück“ sind recht gute Nummern. F. X. Schrönghamer, der Herausgeber des Almanachs, hat ebenfalls einige hübsche Gaben beigefügt. Am besten gefielen uns „Verschollen“ und die hübsche kleine Ballade

„Im Felde“, weniger gut sein „Requiem aeternam“. Karl Schulzes Ballade „Frithof“ gefällt, ebenso die beiden kleinen Lieder Sengschmieds „Aus der Ferne“ und „Klage“. Karl Sommer hat für unsern Geschmack etwas zu viel unglückliche Liebe. Auch Armin Steins etwas schwüle Liebesklagen sähen wir lieber durch Besseres ersetzt. Dasselbe gilt von Vershofers kleinen Dichtungen, die noch viel zu wenig abgeklärt sind. Jos. Weingartner hat in seinem „Zukomme uns dein Reich“ einen erhebenden Schlußakkord der Sammlung gefunden.

Der Musenalmanach unserer Hochschüler bietet in der Tat, neben einigen schwachen Gaben, des Guten und Schönen so viel, daß wir ihn getrost empfehlen können. Möge sein Nachfolger für 1905 sich noch enger an das Programm der Einleitung anschließen und noch Besseres und Vollkommeneres dem deutschen Volke bringen! **Jos. Spillmann** S. J.

Hoffnung und Erinnerung. Lieder aus Amerika von **Johannes Rothensteiner.** kl. 8° (XII u. 448) St Louis, Mo. 1903, Herder. *M* 4.80

Schelmisch klagend ruft Rothensteiner der Muse zu:

„Kein Dichter bin ich, ein halber nur,
Vom Dufte der Schönheit trunken;
So laß mich wandeln auf deiner Spur,
In Gottes Wunder versunken.

Den Lorbeerkranz gewinn' ich doch nie;
Bin ja kein rechter Sänger,
Möcht' bleiben im Reiche der Poesie
Dein träumender Müßiggänger.“

Glücklicherweise lassen indes schon diese Verse ahnen, daß die Selbstkritik nicht ganz zutreffend ist, daß unser deutsch-amerikanischer Pfarrer vom Mississippistrom mindestens in dichterisch schöner Form zu „träumen“ versteht. In der Tat mahnen viele seiner Lieder, wie „Frühlingszauber“, „Meeresleuchten“, „Totenklage“, „Aloha Hawaii“ u. a. in der Anmut der Sprache an die Lyrik des frühverstorbenen Benediktinerdichters Leo Fischer. Eine Probe aus „Aloha[1] Hawaii“ wird dem Leser willkommen sein:

„Aloha, Aloha, keines der Lande
Dünkt mir so lieblich, so edengleich,
Als in deinem goldgrünen Gewande
Du, traumseliges Inselreich.
Wunderlieblich im Wogenschaume,
Traulich vom Sommer in Schlummer gewiegt,
Ruhst du lächelnd, wie wenn im Traume
Sich ein Kind an die Mutter schmiegt.
. . . .

Lebe wohl, von der Brandung umklungen,
Fröhliches, friedliches Inselreich;

[1] Aloha = Begrüßungsformel auf Hawaii.

Inselvölkchen, so ungezwungen,
Gastfrei, glücklich, gesangesreich.
Lebe wohl, denn die Segel sich breiten
Sehend dem zögernden Schiffe voraus;
Mögen die Engel uns heimwärts geleiten,
Wie sie dich schirmen im Wogengebraus."

Das Wallen der Fluten, die Reize der Inseln, der kindliche Leichtsinn ihrer Bewohner sind hier durch Worte und Rhythmus meisterhaft gezeichnet. Offenbar hat Rothensteiner beim Besuche Hawaiis die Eindrücke empfangen, welche die liebliche Inselgruppe noch immer auf einen künstlerischen Geist machte, von Chamisso bis heute, Eindrücke, welche die Feder des Dichters und den Stift des Malers beleben.

Formschönheit ist indes nicht der einzige Vorzug der Dichtungen Rothensteiners. Die Poesie ist für ihn nicht eitle Tändelei, sein Standpunkt ist durchaus der christlich-religiöse. „Himmelsheimweh", „Sehnsucht", „Beim Abendläuten", „Sternenwelt", die vielen Muttergotteslieder geben diesem einen Grundgedanken, diesem Sehnen nach dem Inbegriff des Schönen einen ergreifenden Ausdruck. So richtet er z. B. in dem schönen Gedichte „Vor der Mutter vom guten Rat" die innigen Worte an Maria:

„Öffne mir des Lebens Quellen,
Meine Glut
Möcht' ich stillen an den Wellen,
Bis in Gott mein Sehnen ruht.

Kalt und düster ist die Erde,
Segne du,
Daß mein Wegeziel mir werde
Süßer Trost und Himmelsruh'."

Man sieht, Rothensteiner ist durch und durch Lyriker, was sich noch ganz besonders in „Spätes Glück" offenbart, einem Gedichte, das von einer psychologischen Feinheit und Empfindungstiefe ist, wie sie uns selten begegnen. Aber gerade unter dieser Rücksicht wird man es zu erklären haben, wenn die epischen Gedichte des zweiten und besonders des dritten Buches nicht recht befriedigen. Möglich, daß auch seine große Sprachgewandtheit unsern Dichter zuweilen zur Sorglosigkeit verleitet. Selbst abgesehen von kleinen Verstößen gegen Versmaß und Reimgesetze, müßten eigentlich mehrere von diesen etwas allzuschnell hingeworfenen Poesien noch einmal unter die scharfe, unerbittliche Feile genommen werden.

Indessen finden sich auch im dritten Buch noch echte Perlen, wie „Der stumme Bettler", „Der Grollende", vor allem aber „Verwaist". Und so verdient denn immerhin „Hoffnung und Erinnerung" die freundliche Aufnahme, um welche der Dichter mit einer Anspielung auf die Sprache Walters von der Vogelweide in den schönen Schlußversen bittet:

„Deutscher Dichter, fremdgeboren,
Heimisch halb und halb beklommen
Fühlt er sich an euren Toren:
Ihr sollt sprechen: Willekommen!"

Al. Stockmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Maria, die unbefleckt Empfangene. Zur Jubelfeier der fünfzigjährigen Erklärung des Dogmas. Geschichtlich-theologische Darstellung von Ludwig Kösters S. J. 8° (VIII u. 274) Regensburg 1905, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. *M* 3.60

Daß die Dogmatisierung der Unbefleckten Empfängnis zeitgemäß war als Gegensatz gegen den Naturalismus, Rationalismus, Materialismus des 19. Jahrhunderts ist oft betont worden. Der Verfasser legt einen andern Gedanken nahe. Die Erklärung jenes Glaubenssatzes ist für unser 20. Jahrhundert höchst wertvoll, weil die Geschichte desselben ein helles Licht wirft auf die heute so oft auftauchenden Fragen nach der Entwicklung der Dogmen überhaupt, dem Fortschritte der Theologie, dem Verhältnis der theologischen Wissenschaft zum Glauben. Die Entwicklung mancher anderer Dogmen vollzog sich in Zeiten, aus denen wir wenig schriftliche Denkmäler besitzen, die Entwicklung dieses Mariendogmas aber zum größten Teil im vollen Licht der Geschichte. — Die Abhandlung ist also wesentlich eine dogmengeschichtliche. Freilich aus den ersten Seiten und den Hauptüberschriften im Inhaltsverzeichnis möchte man etwas anderes erwarten; der Verfasser hat nämlich seinen Stoff in die vier Abschnitte verteilt: die unbefleckt Empfangene eine Idealgestalt der gläubigen Vernunft; des Ideals fortschreitende Enthüllung; die Realität des Ideals; das Bild der unbefleckt Empfangenen in der Kunst. Diese Überschriften erwecken den Eindruck, als solle ein Panegyrikus geliefert werden, und dieser Eindruck wird im ganzen ersten Abschnitt noch verstärkt und doch wieder enttäuscht, denn Sprache und Form sind nicht recht einer Lobrede angemessen. Doch bald sieht man, daß der Schwerpunkt des Buches im zweiten und dritten Abschnitt ruht. Hier wird nun allerdings die dogmengeschichtliche Seite wohl zum erstenmal in der Weise dargelegt, wie es den neueren Anforderungen entspricht, und insofern auch besser als in irgend einem andern Buche. Der Verfasser stellt nicht zuerst alle Vätertexte zusammen, die für das Dogma sprechen, um danach zu zeigen, die entgegenstehenden Väteräußerungen seien ohne Belang, sondern er geht die einzelnen Jahrhunderte durch und legt aus den Väterschriften sowohl die Gedanken dar, welche der unbefleckten Empfängnis günstig, als jene, die ihr ungünstig scheinen, zeigt wie beide Gedankenreihen sich klären, in der Zeit der großen Scholastiker durch mißverständliche Fragestellung miteinander in Konflikt kommen, und wie endlich der Konflikt sich löst. Am besten ist hier der Abschnitt über die Väterzeit gearbeitet; was über die Scholastik gesagt wird, ist einer Ergänzung fähig. So hätte Denifles Chartularium der Pariser Universität über Joh. de Montesono, Johannes Thomä rc. noch reiche Ausbeute gewährt. Zu Scotus müßten die Bemerkungen von Minges in Theol. Quartalschrift 1902, 272, zu Bernhard die Arbeiten Vacandarts, zu Bonaventura die Scholien der neuen Ausgabe berücksichtigt werden. Was S. 124 über den hl. Ignatius gesagt ist, wird wohl die Mehrzahl der Leser mißverstehen. Im dritten Abschnitt wird dann der dogmatische Wert der vorgelegten historischen Zeugnisse untersucht und gezeigt, einmal wie die theologische Wissenschaft zur Folgerung kommen mußte, die unbefleckte Empfängnis sei geoffenbarte Wahrheit, und ferner warum die kirchliche Autorität zur Er-

klärung des Glaubenssatzes voranschreiten konnte und voranschritt. Im Druck des Buches und sonst sind uns manche Flüchtigkeitsfehler aufgefallen. Alles in allem gewährt die Schrift, veranlaßt durch den Plan, das ältere Buch von Perrone umzuarbeiten, eine sehr belehrende Lesung und kann allen, welche eine gründliche Orientierung über das Dogma verlangen, mit gutem Gewissen empfohlen werden.

Lehrbuch der Dogmatik. Von Dr Jos. Pohle. Zweiter Band. 8° (X u. 574) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 6.—; geb. *M* 7.50

Auch dieser zweite Band — Erlösungslehre (einschließlich Mariologie) und Gnadenlehre — verdient sowohl in Bezug auf Reichtum der Gedanken als in Rücksicht auf die Darstellung das Lob, welches dem ersten Bande gespendet wurde (diese Zeitschrift LXIV 581). Wir heben als Partien, die besonders gefallen, hervor: die Verteidigung der beseligenden Anschauung Gottes bei Christus 131 ff, die begeisterte Darstellung der Angemessenheit des Kreuzestodes 198 ff, über das Lehramt des Erlösers 226, über die Himmelfahrt Mariens 287 ff, aus dem Traktate über die Gnade endlich die polemischen Partien, in denen bei aller ruhiger und und liebevoller Würdigung der gegnerischen Momente die milderen Ansichten den Sieg davon tragen und die immer wieder ohne Rücksicht auf den Kontext geltend gemachten Schriftargumente der Rigoristen entschieden abgewiesen werden.

Tractatus de Divina Traditione et Scriptura. Auctore L. de San S. J. 8° (508) Brugis 1903, Beyaert. *Fr.* 7.—

Es bietet großes Interesse, auch ganz positive Stoffe, wie Erblehre, Inspiration und Kanon der Heiligen Schrift von einem Manne mit so eminent spekulativer Begabung behandelt zu sehen. De San bietet eine eingehende Analyse der wichtigeren Väterzeugnisse, die er für seine Thesen anführt. Den Schwierigkeiten weicht er nicht aus; läßt sie im Gegenteil ausführlich zu Worte kommen und sucht durch Beweisgründe und erneute Einwendungen ihnen die gebührende Kraft zu wahren. So findet sich denn auch in der Lösung der Schwierigkeiten eine Fülle von herrlichen Gedanken. Die neuesten Kontroversen über Inspiration konnten zwar noch nicht behandelt werden. Doch finden sich im Kapitel über die Ausdehnung der Inspiration eine Reihe von Bemerkungen, die sicher mit großem Nutzen zu Rate gezogen werden.

Aristoteles' Metaphysik. Übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr theol. Eugen Rolfes. 8° Erste Hälfte, Buch 1—7 (216) *M* 2.50 Zweite Hälfte, Buch 8—14. (200) *M* 2.50 Leipzig 1904, Dürr.

Der Verfasser bietet uns im zweiten und dritten Band der Philosophischen Bibliothek eine sorgfältige und genaue Übersetzung von der Metaphysik des Aristoteles. In der Einleitung gibt er einen kurzen Überblick über Inhalt und Zusammenhang der einzelnen Bücher, wodurch das Verständnis dieser schwierigen und tiefsinnigen Schrift nicht wenig erleichtert wird. Auch für die zahlreichen vortrefflichen Anmerkungen, welche am Schlusse eines jeden Bändchens beigefügt sind, wird der Leser, sagen wir lieber der Studierende, recht dankbar sein. Sie zeugen von einem ebenso gründlichen wie richtigen Verständnis der aristotelischen Lehre und verbreiten über manche schwer verständliche Stellen ein willkommenes Licht. Wir begrüßen es mit Freuden, daß durch Arbeiten wie die vorliegende Übersetzung das Studium der aristotelischen Philosophie gefördert wird. Viele, denen das Ver-

ständnis des griechischen Textes Schwierigkeiten bereitet, können mit Hilfe einer so klaren und getreuen Wiedergabe ihre ganze Aufmerksamkeit der Lehre selbst zuwenden. Es wird zur Gesundung unserer philosophischen Spekulation wesentlich beitragen, wenn wir auf das Studium des Aristoteles selbst zurückgehen. Daß wir es mit erfreulichem Nutzen tun können, werden wir jenen zu danken haben, welche uns wie Dr Rolfes die Schriften desselben in so mustergültiger Bearbeitung darbieten.

Das Kausalproblem. Von Dr Albert Lang, Professor der Philosophie und Apologetik an der Universität Straßburg i. E. 8° (518) Köln 1904, Bachem. *M* 5.—; geb. *M* 6.30

Herr Professor Dr Lang unternimmt es, im vorliegenden ersten Teil eine Geschichte des Kausalproblems zu schreiben, indem er den inneren Zusammenhang der verschiedenen Lösungen darstellt. Wie das Buch aus Vorlesungen entstanden sei, soll es auch vorzugsweise Schülern als Wegweiser beim philosophischen Studium dienen. Der erste Teil umfaßt die Zeit von den ältesten Philosophen Griechenlands bis zu Maine de Biran, der zweite Teil soll die Geschichte bis auf die neueste Zeit fortführen und mit einer Theorie der Kausalität abgeschlossen werden. Der Gegenstand ist eingeteilt in Kausalbegriff, Kausalgesetz und Kausalprinzip. Bei der grundlegenden Bedeutung dieser Dreiteilung für das ganze Buch wäre eine schärfere Unterscheidung zwischen Kausalgesetz und Kausalprinzip (S. 18 u. 25) erwünscht. Das Buch zeugt von gründlichem Studium, tiefem Verständnis und tüchtiger philosophischer Schulung. Die kritischen Bemerkungen sind richtig und treffend. Es ist ein Führer, dem die Schüler sich vertrauensvoll anschließen dürfen, er wird ihnen behilflich sein, ihre Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Den Zweck, seinen Schülern behilflich zu sein, hat der Verfasser nie aus dem Auge gelassen, das ist kein geringer Vorzug. Für durchgebildete Philosophen dagegen würde das Ganze an Klarheit und Übersichtlichkeit durch eine strengere Einschränkung auf die eigentliche Frage gewonnen haben, da eine weitläufige Auseinandersetzung alles dessen, was irgend mit dem Kausalproblem zusammenhängt, hätte fortfallen müssen.

Compendium philosophiae scholasticae ad mentem S. Thomae Aqu. a Fr. Ioan. Lottini O. Pr. 8° Paris 1903, Lethielleux.

Das Werk umfaßt in zwei mäßigen Bänden (VIII u. 457, IV u. 457) alle Teile der Philosophie und soll für den zweijährigen Kurs als Textbuch dienen. Keine Frage von Wichtigkeit ist übergangen; die Anordnung ist die herkömmliche, der Standpunkt des Verfassers ist derjenige des strengsten Thomismus. Die Sprache ist einfach und leicht verständlich, der Stoff klar und übersichtlich gegliedert, und in der Auswahl der Beweise herrscht eine weise Mäßigung. Das Buch würde gewinnen, wenn noch an manchen Stellen bestimmt angegeben würde, ob der Verfasser seine Ansicht als sicher oder als wahrscheinlich hinstellt. Zumal in den zwischen den verschiedenen peripathetischen Schulen vielumstrittenen Punkten dürften manche Lehrmeinungen doch wohl nicht als zweifellos sicher verfochten werden.

Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Leipzig, Dietrich. Jedes Heft 15 *Pf.* Die Reihe von 10 Heften *M* 1.20

Schon das erste Heft, von dem geistvollen Breslauer Nationalökonomen Werner Sombart verfaßt, ist geeignet, die Aufmerksamkeit auf diese Serie von Abhand-

lungen zu lenken. Warum interessiert sich heute jedermann für Fragen der Volkswirtschaft und Sozialpolitik? Diese Frage beantwortet Sombart in ansprechender Weise für die einzelnen Stände und durch den Hinweis auf die fortschreitende Erkenntnis, daß unser gesamtes Kulturdasein Beziehungen zu den wirtschaftlichen Unterlagen hat. Aber auch die andern Hefte, so z. B. die Abhandlung von Schulz über das Koalitionsrecht, von Unold über das Wahlrecht, von Leixner über den Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild usw., verdienen Beachtung. Daß jedes einzelne Heft zunächst nur die persönlichen Auffassungen des Verfassers zum Ausdruck bringt, versteht sich von selbst. Der Leser wird auch hier selbst urteilen und auswählen müssen.

Selbstliebe — Egoismus. Von E. M. Ommer. 8° (70) Bozen 1903, Tyrolia. *Kr.* 1.—

Viel Richtiges ist zum Lob geordneter Selbstliebe und zum Nachteil des Egoismus gesagt von einem welterfahrenen, sprachgewandten Manne, der aber die dunkeln Farben stark aufträgt, alles ringsumher angreift und die Schäden unserer Gesellschaft rückhaltlos geißelt. Der Abdruck einer Stelle charakterisiert das Ganze: „Wozu sind Staaten und Regierungen anders berufen, als Recht zu handhaben, unschuldig verfolgte Völker zu schützen und die Verbrecher an den Menschenrechten zu strafen, diese schadlos zu machen! Nicht aber sind sie allein gesetzt, um diplomatische Verhandlungen zu schmieden, allem Unrechten zuzusehen, nur um Strecken Landes oder andere Vorteile einzuheimsen; denn Menschenleben und Rechte gehen über alles. Wohl der Hälfte aller Weltmenschen Tun, Trachten und Ziel ist Befriedigung des Egoismus“ (S. 64 f). Auch der Völkerapostel sagte von Gehilfen im Lehramte, die ihm bei den Philippern hätten dienen sollen: „Alle suchen das Ihrige, nicht das, was Jesu Christi ist“ Phil 2, 21. Etwas mehr Rücksichtnahme auf die Lehren Christi und auf das Leben seiner treueren Diener würde den Verfasser zu praktischeren, günstigeren und beruhigenderen Ergebnissen geführt haben.

1. **Die Marianischen Kongregationen und der Ministerialerlaß vom 23. Januar 1904.** Verfaßt und aktenmäßig zusammengestellt von einem Priester der Diözese Breslau. 8° (146) Breslau 1904, Verlag der „Schlesischen Volkszeitung“. *M* 1.—

2. **Wozu Kongregationen? Wozu insbesondere Marianische Mädchenkongregationen?** Beantwortet von Joh. Hiebl, Weltpriester. 12° (36) St Pölten 1904, Kommissionsverlag J. Gregora. 10 *Pf.*

1. Der Ministerialerlaß vom 23. Januar 1904, welcher die verletzenden Falkschen Verfügungen gegen religiöse Schülervereine aufzuheben schien, war im Grunde nur eine ziemlich unwesentliche Abänderung derselben, mehr dazu geeignet, den allzu grellen Schein der bestehenden Disparität abzumildern, als dem Einwirken der Kirche auf katholische Schülerkreise Vertrauen zu zeigen. Gleichwohl ist dieser Erlaß das Signal zu einer häßlichen Agitation geworden, und nachdem der Lärm sich ausgetobt, liegen über den Prozeß hier die Akten vor: 1. Der Wortlaut der ministeriellen Verfügungen; 2. Meinungsäußerung über dieselben von Dr Kawerau in der „Schlesischen Zeitung“ (nebst Erwiderung), von „einem praktischen Schulmanne“ in der „Nationalzeitung“ und von Professor Werner in der „Christlichen Welt“; 3. die betreffenden Verhandlungen im preußischen Herrenhaus; 4. die päpstlichen Bestimmungen, die Statuten, Errichtungs-

und Aggregationsformulare der Kongregation in lateinischem und deutschem Wortlaut. Die ganze Publikation ist überaus verdienstlich. Insbesondere haben die Ausführungen Professor Werners und manches aus der Herrenhausdebatte es wohl verdient, den Katholiken mehr bekannt gemacht zu werden. Im übrigen zeigt die Broschüre wieder, wie sehr durch krankhaft gesteigerten Argwohn und eingewurzeltes Vorurteil auch gelehrte Protestanten daran gehindert sind, die harmlosesten Erscheinungen des katholischen Lebens richtig zu erfassen. Mit Recht wird die Unterscheidung betont zwischen der ursprünglichen Entwicklung der Kongregationen in der ausschließlichen Pflege der Jesuiten, und der späteren wesentlich verschiedenen, welche, durch die 40jährige Unterdrückung des Ordens naturgemäß herbeigeführt, seitdem immer fortbestanden hat. Die beliebte Anklage, als ob die Kongregation ihre Mitglieder mit vielfachen täglichen Andachtsübungen belaste, hätte als gänzlich unwahr nachdrücklichst zurückgewiesen werden können. Überaus wahr ist hingegen der Nachweis, daß der ganze Ministerialerlaß den Katholiken Preußens keinerlei Nutzen bringt und mit seinem feingesponnenen Netz von Klauseln weit mehr Argwohn bezeugt als Wohlwollen.

2. Die populäre kleine Flugschrift, vorwiegend für ländliche, unvermischt katholische Kreise berechnet, in ihrer ganzen Unbefangenheit und Unmittelbarkeit, kann passend hier verzeichnet werden, indem sie die wirkliche Auffassung katholischer Volkskreise von der Kongregation treulich widerspiegelt. „Zweck derselben", heißt es S. 10, „ist kein anderer, als die Jugend, namentlich in den Jahren der Entscheidung, auf dem Wege der Tugend zu beschützen." Gegner mag das Schriftchen belehren, katholischen Seelsorgern kann es dienen.

Festgabe, enthaltend vornehmlich vorreformationsgeschichtliche Forschungen, Heinrich Finke zum 7. August 1904 gewidmet von seinen Schülern. Mit drei Tafeln. 8° (XVI u. 556) Münster 1904, Aschendorff. *M* 12.—

Der Band umschließt 15 historische Arbeiten verschiedenen Inhaltes, zum Teil erläuternde Textpublikationen, unter denen das von Göller aufgefundene Fragment zum Konzil von Vienne obenansteht, zum Teil aber auch abgerundete historische Abhandlungen. Unter diesen sei besonders hingewiesen auf die anziehende Studie Landmanns über den Franziskanerprediger Heinrich Karstner, die treffliche Untersuchung Linneborns über die Cistercienserklöster Westfalens und Fedor Schneiders über die kuriale Praxis gegenüber dem kirchlichen Zinsverbot; Forschungen zur Stadtgeschichte sind rühmlich vertreten durch Schué und Geisberg. Wenn auch sonst die einzelnen Arbeiten verschieden an Wert wie an Umfang, und hier oder dort einmal etwas weniger zusagen könnten, so ist doch keine einzige, die nicht manches Gute böte, das Freude machen kann und Hoffnungen weckt. Die Hauptbedeutung des Bandes liegt jedoch darin, daß er eine öffentliche Anerkennung für einen verdienten katholischen Historiker ist. Durch eine Reihe tüchtiger Leistungen hat seit 25 Jahren Dr Finke seinen Ruf als Gelehrter begründet und an mehreren wissenschaftlichen Unternehmungen hat er hervorragenden Anteil gehabt. Durch diese Festgabe ist dokumentiert, daß er auch eine Schule begründet hat, die bereits zahlreiche ansehnliche Namen verzeichnet. Man mußte Schülern Finkes im Leben nahe gekommen sein, um zu wissen, wie sehr er durch Anregung und persönliches Wohlwollen wissenschaftliches Streben zu fördern und die idealen Aufgaben des akademischen Lehrers zu erfüllen weiß. Hier wird es nun von einer auserwählten Zahl derselben im Namen vieler anderer öffentlich ausgesprochen. Was bei Finkes

eigenen Arbeiten oft wohltuend berührt, ist der Eindruck des Gediegenen und Reifen, namentlich die ernste Weise, Einzelheiten einer Zeit oder Situation nur aus einer festgegründeten Totalauffassung heraus zu beurteilen. Würde das allmählich zum Gesamtgepräge seiner Schule werden, so wäre dies für die Wissenschaft und die Sache der Wahrheit der größte Gewinn.

Weltgeschichte von Professor Dr Joh. Bapt. von Weiß. Siebter Band: Die neue Welt. Maximilian I. Die Reformation. Karl V. Vierte und fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr Ferd. Vockenhuber. 8° (VIII u. 1008) Graz 1904, Verlagshandlung „Styria". *M* 9.—

Ein sehr reichhaltiger Band der so beliebten Weißschen Weltgeschichte liegt hier wieder, nach kaum 12 Jahren, in neuer Auflage vor. Durch geschickte Änderungen in der Anordnung einzelner Abschnitte, Verminderung des Kleindruckes, Vermehrung der Alineas und Titelabteilungen ist das Äußere desselben vorteilhaft gehoben. Für das Zeitalter der großen Entdeckungen wurden diesmal die Schriften von Peschel und Ruge reichlich herangezogen, für die Papstgeschichte aus Pastor, für anderes aus Janssen und aus Denifles Lutherwerk manches entlehnt. Der Geschichte des Hauses Österreich bleibt der Blick besonders sorgfältig zugewendet. Hinsichtlich der Auswertung neuerer Forschungen werden trotzdem Wünsche übrig bleiben; es genügt hinzuweisen auf die „Abschwörung" Jeanne d'Arcs oder die Darstellung der Normannenfahrten. Wird doch S. 185 der Bericht des Zeno noch aufrecht erhalten, der als phantastische Kompilation allgemein verworfen ist. Bei den ungeheuern Anforderungen, welche in dieser Beziehung die „Weltgeschichte" an ihren Herausgeber stellen würde, wird man jedoch billig Nachsicht walten lassen. Für die große Zahl unterrichteter Katholiken bleibt Weiß eine anziehende und namentlich für die studierende Jugend anregende Lektüre. Da mag man über Schwächen und Stäubchen im einzelnen gern hinwegsehen, wenn nur in Bezug auf den Geist und auf die grundsätzlichen Fragen der alte Weiß nicht verdorben wird.

Der heilige Bernardin von Siena 1380—1444. Ein volkstümlicher Prediger in Italien zur Zeit der Renaissance. Von Paul Thureau-Dangin. Autorisierte Übersetzung von P. A. Götzelmann O. F. M. 8° (218) München 1904, Lentner.

Dem großen Volksprediger des Quattrocento ist hier von einem Mitglied der Pariser Akademie eine Biographie in modernem Sinne gewidmet, zu welchem der Geschichtsfreund und der Schöngeist sich die Hände gereicht haben. Die Sittenzustände Italiens während der Blütezeit der Renaissance, die volkstümliche Predigtweise jener Zeit, die „strenge Observanz" im Franziskanerorden finden eingehendere Schilderung, und die betreffenden Abschnitte verleihen der Schrift manchen Wert für den Historiker, wenn er vielleicht auch nicht in jeder Anschauung sich mit dem geistreichen Franzosen zusammenfinden wird. Aufmerksamkeit verdient des frommen Mönches Stellung zum Humanismus. Poggio und später selbst auch Filelfo haben ihn geschmäht, Bernabo von Siena und Maffeo Vegio sind seine Biographen und Lobredner geworden. Die Übersetzung ist sorgfältig und gewandt.

Ernst von Lasaulx (1805—1861). Ein Lebensbild, dargestellt von Dr R. Stölzle, ord. Professor der Philosophie an der Universität Würzburg. 8° (VI u. 302) Münster 1904, Aschendorff. *M* 5.—

Lasaulx gehört zu den seltenen Menschen, deren Anschauungen niemand völlig teilt, die aber jedermann in Ehren hält. Das Sympathische, was im Leben seiner Person eigen war, begleitet heute noch sein Andenken und seine Schriften. Als Gelehrter und Redner, als Politiker und als unabhängiger Charakter in unbezweifeltem Ansehen, hat er sich, ein gefeierter Hochschullehrer, einem protestantischen Kollegen wie Thiersch gegenüber, offen zur ganzen Lehre des Catechismus Romanus bekannt, hat zeitlebens begeistert für die Freiheit der Kirche gestritten, das christliche Sittengesetz im eigenen Leben heilig gehalten, die eigenen Schriften dem Urteil des kirchlichen Lehramtes untergeordnet, die Sakramente der Kirche mit Ehrfurcht empfangen. Ein solcher Mensch bleibt eine Zierde der Kirche, auch bei noch so vielen schiefen Ideen und genialen Irrungen. Es ist ein großes Verdienst des Verfassers, diesen Mann mit allem Guten, was ihn ziert, den Katholiken Deutschlands wieder vorgeführt zu haben. Das Buch enthält sehr viel Schönes und macht nicht nur dem edlen Lasaulx, sondern auch seinem Lebensbeschreiber Ehre. Gegenüber Lasaulx' Schiefheiten hätte es freilich zuweilen größerer Vorsicht bedurft. Das Urteil über die Kasuistik, das S. 252 als Ausfluß des „Rechtsgefühls" bezeichnet wird, ist monströs. Der S. 111 genannte Fritz ist Windischmann. Lasaulx' Bemühungen um das Görresfenster im Kölner Dom 1851 bis 1856 hätten Erwähnung verdient; es war das Denkmal, das die Münchener Freunde dem Toten setzten, und Lasaulx stand an der Spitze des Komitees. Unangenehm berühren die häufigen Entlehnungen aus Hilty (z. B. S. 243 247 255 288). Um das Denken und Leben eines katholischen Mannes zu schildern, bedarf es doch solcher Nachhilfe nicht. Gerade Lasaulx' Beispiel zeigt wieder, wie reich an geistigen Gütern, wie reich an großen edeln Geistern wir deutsche Katholiken im eigenen Hause sind. Einer solchen Mutter Kind braucht nicht in fremdem Hause betteln zu gehen.

Grundriß der Astronomie. Von Professor Dr Bernhard Schwalbe, weil. Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin, beendet und herausgegeben von Professor Dr H. Böttger, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin. Mit einem Lebensbild des Verfassers von Dr E. Schwalbe, Professor in Heidelberg. Mit 170 Abbildungen und 13 Tafeln. gr. 8° (XIV u. 320) Braunschweig 1904, Vieweg u. Sohn. *M* 6.—; geb. *M* 7.—

Der Verfasser, Prof. Dr Schwalbe, ist in weiten Kreisen wegen seiner hervorragenden Verdienste um Hebung und Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den Mittelschulen rühmlichst bekannt. Auch vorliegendes Werk zeugt durch die übersichtliche Gruppierung des Stoffes, durch die Gewandtheit, mit der auch schwierigere Partien der Himmelskunde dem Verständnis nahe gebracht werden, von seiner pädagogischen Begabung. Das Buch ist daher zur ersten Einführung in die Astronomie bestens geeignet. Manche der positiven Angaben sind allerdings veraltet. Die Ausstattung muß, besonders mit Rücksicht auf den Preis, als sehr gut bezeichnet werden.

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. 8° Regensburg 1903, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

V. Bändchen: **Lustige Musikanten in Feld und Wald. Unsere Singvögel in Wort und Bild.** Von Heinrich Bals. Mit 17 Illustrationen. (152) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

In einer Reihe von anmutigen Schilderungen werden unsere Singvögel in ihrem Leben und Treiben vorgeführt. In der Einleitung hätte mit Altum hervorgehoben werden können, daß die Vermenschlichung des Vogelgesanges unhaltbar sei, indem derselbe als eine Funktion des Fortpflanzungstriebes sich erweist. Die Abbildungen ermangeln zum Teil sehr der Lebensfrische (z. B. S. 29 47 101) und machen den Eindruck ausgestopfter Exemplare. Andere (z. B. S. 41 109) sind zweckentsprechender ausgefallen.

VI. Bändchen: **Im Telegraphen- und Telephonbureau.** Von Wilhelm Engeln. Mit 20 Illustrationen. (174) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Obwohl jedem unserer Leser der Telegraph und das Telephon alltägliche Bekannte sind, so dürften doch wenige mit dem inneren Zusammenhang des ganzen verwickelten Getriebes vertraut sein, durch das der Mensch die Elektrizität dem geistigen Weltverkehr dienstbar gemacht hat. Das vorliegende Büchlein gibt hierüber allgemeinverständlichen Aufschluß in 14 Kapiteln über die Telegraphie und 16 über die Telephonie. Die wesentlichen Momente der Apparate und ihrer Funktionen sind in knapper, faßlicher Form geschildert und auch durch gute Abbildungen erläutert. Dieses Bändchen dürfte eines der besten der Serie sein.

VII. Bändchen: **Wetterpropheten.** Von Johann Bendel. Mit 29 Illustrationen. (166) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Das Bändchen behandelt die Wetterprophezeiungen der Volkskalender und die populären Wetterpropheten aus dem Tierreich, dem Pflanzenreich und dem Luftkreise. Den Schluß bildet ein kurzer Bericht über die wissenschaftliche Wetterprognose (Meteorologie). Die eingehendste Behandlung haben die Wetterpropheten aus dem Tierreich gefunden. Wenn auch vieles darunter fabelhaft ist, so bieten doch die Volksmeinungen über diesen Gegenstand manches Interessante, das meist auch ziemlich richtig auf seinen wahren Wert zurückgeführt wird. Daß die Waldameisen durch den höheren oder niederen Bau ihrer Ameisenhaufen einen strengen oder milden Winter vorhersagen sollen (S. 82), ist allerdings nicht zutreffend; für jene Bauweise sind nur die augenblicklichen Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse maßgebend. Zu S. 82 gilt daher dasselbe, was bezüglich der Redaktionsmaikäfer S. 84 bemerkt wird. Die Abbildungen sind durchschnittlich gut. S. 61 Fig. 16 stellt aber keine „Grille" dar, sondern eine Maulwurfsgrille (Gryllotalpa). S. 130 ff wird der „Wetterprophet" Falb recht gut kritisiert.

VIII. Bändchen: **Das Staatswesen und Staatsleben im Tierreich.** Von Heinrich Bals. Mit 18 Illustrationen. (166) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Es werden die Insektenstaaten der Wespen, Hummeln, Bienen, Ameisen und Termiten hier geschildert in ihrer Organisation, ihrem Leben und Treiben, und zwar durchschnittlich recht gut. Bei den Hummelstaaten haben wir den „Trompeter" vermißt, der morgens zur Reveille bläst, d. h. durch lebhafte Flügelschläge die Luftzirkulation im Neste belebt und somit als Ventilator dient. Zu S. 103 ist

zu bemerken, daß es auch viele Ameisen gibt, die keine Giftspritze, sondern einen Stachel haben. S. 153 wird von Termitenzügen aus den Tropen berichtet, die einem gewaltigen Kriegsheere gleichen sollen. Hier liegt eine offenbare Verwechslung der Termiten mit den Treiberameisen vor. S. 141 ist die Unterschrift unter dem Termitenbilde immer noch falsch, obwohl sie schon zum IV. Bändchen S. 107 von uns berichtigt wurde. Die Unterschrift muß lauten: „Soldat. Entflügeltes Weibchen. Arbeiter. Königin. Geflügeltes Männchen."

IX. Bändchen: **Vogelwanderleben.** Von Johann Bendel. Mit 14 Illustrationen. (144) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Mit besonderer Berücksichtigung der vortrefflichen Beobachtungen von Gätke auf der „Vogelwarte" Helgoland werden die Vogelzüge in populärer Darstellungsweise angeführt. Die Abbildungen sind weit besser als im V. Bändchen.

Natur und Kultur. Zeitschrift für Jugend und Volk. Schriftleitung Dr Franz Jos. Völler, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner. München-Nymphenburg, Deutscher Zeitschriftenverlag. *M* 2.— pro Quartal.

Von dieser neuen, zweimal monatlich erscheinenden Zeitschrift in hübschem Quartformat liegen uns die ersten sechs Hefte vom 1. Oktober bis 15. Dezember 1903 vor. Der Inhalt der meist naturwissenschaftlichen Abhandlungen ist reich und mannigfaltig und zugleich durch gute Abbildungen erläutert. Wir erwähnen nur aus dem ersten Hefte die Aufsätze „Über das Selen mit besonderer Berücksichtigung der Lichttelephonie", „Eine Klippe für unsere Kultur", „Die Organisation des internationalen Erdbebendienstes", „Natur- und Lebensbilder aus dem pazifischen Südamerika", die wir als recht gelungen bezeichnen können. Eine kritische Notiz möge uns jedoch gestattet sein zu dem Aufsatze „Aus dem Leben der Ameisen" im zweiten Hefte. Derselbe enthält zwar eine ganz hübsche Schilderung mancher interessanter Züge aus dem Ameisenleben, wobei allerdings zu bemerken wäre, daß die Zahl der „bis vor kurzem" bekannten Ameisenarten nicht auf 1250, sondern bereits auf 3000 zu veranschlagen ist. Bedenklich erscheint uns dagegen die hier gebotene psychologische Auffassung des Ameisenlebens. Der Verfasser glaubt den Ameisen eine „wunderbare Intelligenz" zuschreiben zu müssen, die zu einem wirklichen Tierverstande sich erhebt. „Überlegung und Verstand, sage ich, nicht geistige Vernunft, die über das sinnlich Wahrnehmbare unendlich weit hinausreicht, ist tierisches Denkvermögen." Hier dürfte es allerdings an Klarheit der philosophischen Begriffe mangeln; denn jeder Verstandsakt geht bereits durch Abstraktion von allgemeinen Begriffen über das sinnlich Wahrnehmbare hinaus. Wer den Tieren Denkvermögen zuerkennt, wird ihnen daher auch die Vernunft nicht absprechen können. Derartige psychologische Mißgriffe wirken um so nachteiliger in einer „Zeitschrift für Jugend und Volk", für welche die Vermenschlichung des Tierlebens auch die größten sittlichen Gefahren birgt.

Topographie der historischen und Kunstdenkmale im Königreiche Böhmen. Der Domschatz in Prag. Von Dr Anton Podlaha und Ed. Šittler. Mit 177 Textabbildungen und zehn Tafeln. gr. 8° (210) Prag 1903, Verlag der archäologischen Kommission. *Kr.* 11.— Die Bibliothek des Metropolitankapitels. Von Dr Podlaha. Mit 340 Textabbildungen und fünf Tafeln. 8° (308) Prag 1904, ebd. *Kr.* 15.20

Chrámový Poklad u sv. Vita v Praze. Jeho Dějiny a Popis. Podávaji Dr Antonín Podlaha a Eduard Šittler. S. 94 Obrazy u textu a 80 obrazovými tabulemi. gr. 8° (308 u. CII) V Praze. Tisken Al. Wiesnera — Nákladem Dědictui sv. Prokopa 1903. *Kr.* 50.—

Auch in Österreich hat man begonnen, die noch vorhandenen historisch und kunstgeschichtlich bemerkenswerten Bau- und Kunstdenkmäler zu inventarisieren und in beschreibenden, durch Abbildungen erläuterten Verzeichnissen den Kreisen der Geschichts- und Kunstforscher bekannt zu geben. In der Tat sind solche Denkmälerstatistiken von nicht zu unterschätzender Bedeutung, da sie nicht bloß den noch bestehenden Bestand an Überresten der Vergangenheit festlegen, sondern auch, zumal wenn sie ausgiebig illustriert sind, dem Forscher die beste Möglichkeit gewähren, sich über dieselben, soweit sie in den Bereich seiner Studien fallen, nach Bedürfnis auf leichte Weise zu orientieren. Allerdings setzt das voraus, daß die Verzeichnisse mit genügender Sorgfalt und in der wünschenswerten Ausführlichkeit gearbeitet und mit hinreichenden Abbildungen versehen sind — Punkte, welchen bei verschiedenen Denkmälerstatistiken leider nicht genug Rechnung getragen ist. Alles Lob verdienen in dieser Beziehung die beiden an erster Stelle angeführten Publikationen, welche sich mit dem durch seine Reichhaltigkeit hervorragenden Schatz des Prager Domes und den so kostbaren Manuskripten und Inkunabeln der dortigen Dombibliothek befassen. Zu einer lichtvollen, sachgemäßen Beschreiburg gesellt sich ein ausgezeichnetes Abbildungsmaterial, bei dem kaum etwas von irgend einem Belang unberücksichtigt geblieben ist. Besonders dankenswert sind im ersten Band zahlreiche, den Inventaren entnommene Notizen, wodurch in manchen Fällen vom Stil der betreffenden Gegenstände ganz unabhängige Anhaltspunkte für deren Datierungen gewonnen werden. Einen besondern Schmuck beider in aller Beziehung ausgezeichneten Bände bieten eine Anzahl farbiger, im photographischen Dreifarbendruck ausgeführter Tafeln.

Das dritte Werk ist insofern den beiden ersten verwandt, als auch es sich mit den Schätzen des Prager Doms und seiner Bibliothek befaßt. Indessen haben wir hier keine bloße Inventarisierung des noch vorhandenen Bestandes vor uns, der Verfasser entrollt uns vielmehr im ersten Teil des Werkes die Geschichte des Domschatzes von seinen Anfängen bis zur Gegenwart durch ein volles Jahrtausend hindurch, um dann, was an ausgezeichneten Reliquien, an hervorragenden Werken der Kleinkunst und an köstlichen Handschriften vorliegt, unter verschiedenen Titeln zu klassifizieren und zu beschreiben. Was für die wissenschaftliche Forschung aber gerade dieses dritte Werk besonders wertvoll macht, ist der Umstand, daß in einem Anhang alle Inventare des Prager Domes von 1354 bis 1683, die bisher entweder gar nicht oder doch nur mangelhaft und bruchstücksweise veröffentlicht waren, zum Abdruck gebracht werden. Unter den zahlreichen, für die kunstgeschichtliche Forschung so wichtigen mittelalterlichen Inventaren nehmen diese in einer ungewöhnlichen Vollständigkeit vorhandenen Prager eine ausgezeichnete Stellung ein. Das Illustrationsmaterial des dritten Werkes ist im wesentlichen dasselbe wie in den beiden andern, nur noch etwas reicher und feiner ausgeführt.

Deutsche Choral-Wiegendrucke. Ein Beitrag zur Geschichte des Chorals und des Notendruckes in Deutschland. Von P. Raphael Molitor, Benediktiner in Beuron. gr. 4° (78 u. XXVI Tafeln) Regensburg 1904, Pustet. *M* 20.—

Die Schrift ist als Jubiläumsgabe zum 13. Zentenarium des Todestages Gregors d. Gr. erschienen und eine Huldigung an das Andenken des großen Papstes,

der dem liturgischen Choral seinen Namen geliehen. „Das Buch soll sprechen von den ältesten Denkmälern, die unsere deutsche Buchdruckerkunst dem altchristlichen Gesang errichtete.“ Demnach handelt der erste Teil der Arbeit von der Theorie über die gotische Notation am Ausgang des Mittelalters und der gotischen Notation in den Wiegendrucken deutschen Ursprungs, wobei die verschiedenen Notenzeichen, Virga, Rhombe, Minima ꝛc. eingehend erörtert und in ihren verschiedenen in den Inkunabeln sich findenden Formen durch lehrreiche, gut ausgewählte Beispiele erläutert werden. Das Ergebnis seiner Untersuchungen faßt der Verfasser dahin zusammen, daß die Notation der deutschen Choral-Wiegendrucke, vom quilisma und der mora vocis abgesehen, noch sämtliche Elemente des traditionellen Chorals enthalte und an Reichhaltigkeit der Notenzeichen die späteren Reformausgaben weit übertreffe; daß aber die Verständlichkeit vieler Neumen durch Nebenformen, durch Mangel an fester Verbindung und die Mehrdeutigkeit des Strophikus in den Drucken nicht wenig leide; er sieht hierin einen Teilgrund für den weiteren Zerfall der Choraltraditionen. Der zweite Teil bespricht im ersten Kapitel im allgemeinen den Holzschnitt und den Typendruck im Dienst der Tonkunst, wobei er die Kennzeichen der mittelst Holzschnitt und mittelst Typen zu stande gekommenen Druckwerke erörtert und die Tatsache feststellt, daß sich in musiktheoretischen Choralschriften die Holzschnittnotation scheinbar in auffallender, in Wirklichkeit aber unschwer erklärlicher Weise bis ins 16. Jahrhundert erhalten habe, während in den gesanglichen Zwecken dienenden Choralbüchern der Typendruck sich eine gute Weile früher einbürgerte. Das zweite Kapitel ist den deutschen Notendruckern im Ausland gewidmet, von denen namentlich zu Venedig eine größere Anzahl ihre Kunst ausübten, das dritte dem Notendruck in Deutschland. Die zahlreichen in der Arbeit besprochenen oder erwähnten Choral-Wiegendrucke fallen in die Zeit zwischen 1481 und 1564. Im Anhang werden in vorzüglichen, zweifarbigen Wiedergaben (Rot- und Schwarzdruck) auf 20 Tafeln 24 Faksimiles der bemerkenswertesten Notendrucke gegeben. Die Arbeit zeugt von Scharfsinn und ungemeinem Fleiß und darf als ein bedeutsamer Beitrag zur Geschichte des Chorals bezeichnet werden.

Liturgische Texte in neuen und handlichen Ausgaben hat Pustet zu Regensburg 1904 herausgegeben: **Officium Majoris hebdomadae** a Dominica in Palmis usque ad sabbatum in albis juxta ordinem Breviarii et Pontificalis Romani cum cantu ex editionibus authenticis quas curavit S. R. Congregatio. 8° (14 u. 490) Geb. *M* 3.40. **Horae diurnae.** Editio tertia post alteram typicam. 18° (32 u. 328). Im Anhange (27 S.) findet man die notwendigsten Gebete für Spendung der Wegzehrung, heiligen Ölung usw., in einer Beilage (31 S.) den ständigen Text der Laudes, Horen, Vesper und Komplet. Geb. *M* 6.80 bis *M* 11.— Bereits 1903 erschienen: **Officia votiva** per annum pro singulis hebdomadae feriis. 18° (216) Ed. 5. Geb. *M* 1.90. **Officia propria mysteriorum et instrumentorum Passionis D. N. J. C.** 18° (204) Geb. *M* 1.90. **Vade mecum pii sacerdotis** sive preces ante et post missam aliaeque selectae sacris indulgentiis ditatae necnon extractum ritualis Romani complectens sacramentorum ritus, commendationem animae, amplissimamque benedictionum collectionem. Editio altera aucta. 32° (VIII u. 274) Geb. *M* 1.20. Pustets Bücher zum Gebrauche der Priester sind stets so preiswürdig wegen des schönen Druckes, der Handlichkeit und Leichtigkeit, bei verhältnismäßig billigen Preisen, daß sie besonderer Empfehlung nicht bedürfen und sich stets neue Freunde erwerben. Besondern Beifall wird sich die erste in Deutschland hergestellte Miniaturausgabe des römischen Breviers in neuen, vor-

züglich lesbaren Typen, handlichem Format und auf echt indischem Papier erwerben; ist doch jeder Band nur 12 × 7 groß und gebunden nur 155 gr schwer: **Breviarium Romanum.** Editio tertia post alteram typicam. 48° 4 Bde. Geb. *M* 19.80 bis *M* 30.—. Durch Zugabe eines Proprium erhöhen sich die Preise um ein Weniges.

Ungefähr dasselbe, was das ebengenannte Vade mecum enthält, bietet auch **Promptuarium Sacerdotis.** Continens orationes ante et post missam aliasque preces, varias benedictionum formulas, ordinem administrandi sacramenta poenitentiae, communionis, extremae unctionis, ritum benedictionis apostolicae et commendationis animae. Kevelariae 1904, Butzon. *M* 1.10.

Eine kurze, für die meisten Fälle ausreichende Zusammenstellung der wichtigeren Rubriken enthält: **Compendium Caeremoniarum** sacerdoti et ministris sacris observandarum in sacro ministerio auctore Melch. Hausherr S. J. Ed. quarta secundum novissima S. R. C. Decreta emendata a P. Aug. Lehmkuhl S. J. 12° (XIV u. 180) Friburgi 1904, Herder. *M* 1.60. Geb. *M* 2.60

Die Lauretanische Litanei. Sonette von Alexander Baumgartner S. J. Dritte Auflage. Mit einem Titelbild. 8° (VIII u. 60) Freiburg 1904, Herder. *M* 2.20

Eine dichterische Verklärung und Erklärung aller einzelnen Glieder der Lauretanischen Litanei, hat dieser Kranz von Sonetten durch Wohllaut und echt poetischen Schwung schon beim ersten Erscheinen rasch sich Bahn gebrochen. Tiefe des Gehaltes und Innigkeit der Empfindung erheben die 58 Gedichte hoch über die Durchschnittsprodukte unserer heutigen deutschen Lyrik. Sind es sinnige Reimspiele, sind es Lieder des Herzens, so sind es mehr noch sinnreiche Betrachtungen und seelenvolle Gebete. Es ist ein Büchlein, das unwiderstehlich den Leser zum Beter macht. Unter dem neuen Titel der „Mutter des guten Rates" fügt die neue Auflage ein neues Sinngedicht ein, im übrigen hat sie vor den früheren Auflagen eine ungleich glänzendere Ausstattung voraus. Als Titelblatt dient eine recht hoheitsvolle Immaculata des frommen Meisters Steinle, zwei Originaleinbände zeigen eine ungemein zarte Ausführung. Der eine trägt auf himmelblauer goldumrahmter Decke ein Bild der „allerreinsten Jungfrau" im Medaillon, der andere umrahmt mit weißer, durch schwarzen und roten Druck freundlich gezeichneter Fläche ein reizendes Medaillon, auf welchem die „keuscheste Mutter" das allerliebste Himmelskindchen entgegenhält.

Neuere Heiligenleben.

Der heilige Vater Benediktus nach St Gregor dem Großen. Von Dr Benediktus Sauter O. S. B., Abt von Emaus in Prag. Zum 13. Zentenarium des hl. Gregor herausgegeben von seinen Mönchen. 8° (VI u. 282) Freiburg 1904, Herder. *M* 3.— Die 38 Kapitel im zweiten Buch der Dialoge des hl. Gregor, welches ganz über die Tugenden und Wunder des hl. Benedikt handelt, wird hier zum Gegenstand frommer Erwägung gemacht. An die sachliche und psychologische Erklärung der einzelnen durch den Griffel des großen Papstes und Kirchenlehrers aufbewahrten Züge knüpfen sich weiter ausgreifende geistliche Betrachtungen, welche teils die besondere Regel und Einrichtung des Benediktinerordens teils das christliche Leben im allgemeinen ins Auge fassen. Allenthalben begegnet man der schlichten, ernsten Frömmigkeit, welche das Erbteil des großen Ordenspatriarchen für seine echten Söhne ist. Anderseits verrät vieles in den Sprachwendungen wie in den erläuternden Zutaten den weltkundigen, ja den modernen

Mann. Für nähere Freunde des Benediktinerordens werden diese Betrachtungen über den hl. Benedikt besonders anziehend sein, aber auch allen andern gewährt das Buch eine gesunde geistliche Lesung. Der lateinische Originaltext des hl. Gregor ist im Anhang beigegeben; in deutscher Übersetzung ist bei jeder einzelnen Betrachtung das betreffende Kapitel an die Spitze gestellt.

Wynfrith-Bonifatius. Von G. Kurth. Ins Deutsche frei übertragen von H. Eltester. 8° (VIII u. 172) Fulda 1903, Aktiendruckerei. *M* 2.— Das französische, von Kurth verfaßte, in dieser Zeitschrift LXIII 231 empfohlene Leben des Apostels der Deutschen ist hier in guter Übersetzung wiedergegeben. Es ist vorzüglich geeignet, die Dankbarkeit gegen den Heiligen zu stärken und den hohen Zielen christlicher Gesittung, die er unsern Voreltern in hartem Kampfe aufstellte, neue Anziehungskraft zu verleihen.

Leben des hl. Aloysius von Gonzaga. Von Moritz Meschler S. J. Mit drei Lichtdruckbildern. Siebte Auflage. kl. 8° (XII u. 312) Freiburg 1904, Herder. *M* 2.50; geb. *M* 3.60 Diese neueste Ausgabe der 1890 zuerst erschienenen, also mit großem Beifall aufgenommenen Lebensbeschreibung des „Patrons der Jugend" bietet Anlaß, auf die Bd XL 247 f dieser Zeitschrift gegebene Besprechung hinzuweisen.

Leben der hl. Theresia. Von P. Franz de Ribera aus der Gesellschaft Jesu. Nach der von P. M. Bouix S. J. besorgten Ausgabe vom Jahre 1868 ins Deutsche übertragen von Joh. Jakob Hansen, Pfarrer. gr. 8° (458) Paderborn 1903, Bonifaciusdruckerei. *M* 3.60

Vie de sainte Thérèse écrite par elle même traduite sur le manuscrit original par le P. Marcel Bouix de la compagnie de Jésus. Quinzième édition, revue avec soin et augmentée par Jules Peyré (S. J.). Oeuvres de sainte Thérèse I. kl. 8° (642) Paris 1904, Lecoffre. *Fr.* 4.—

Diese beiden Beschreibungen des Lebens der „Lehrerin des Gebetes" ergänzen sich gegenseitig. Die von der Heiligen verfaßte Autobiographie berichtet nichts über die letzten wichtigsten siebzehn Jahre ihres Lebens, nennt die Personen nicht, mit denen sie verkehrte, hält sich nicht an die zeitliche Folge der Ereignisse und beschreibt auf Befehl ihres Seelenführers mehr ihre inneren Erfahrungen als die äußeren Tatsachen. Es will ein Urteil über ihren Seelenzustand ermöglichen. Die neue Ausgabe wurde dem Original ähnlicher gemacht, durch wertvolle Beigaben vermehrt und erhielt ein gutes Inhaltsverzeichnis. Das von Hansen gut übersetzte Leben stammt von einem hervorragenden Gottesgelehrten, welcher der Heiligen persönlich nahe stand, dessen Arbeit anerkanntermaßen die besten und wertvollsten Nachrichten bietet und bei der Heiligsprechung Theresias entscheidenden Einfluß übte.

Der heilige Benedikt Joseph Labre. Erstes deutsches Originalleben des glorreichen Gottesarmen, nach authentischen Quellen geschrieben von Dr Nik. Heim. 8° (XX u. 498) Kempten 1903, Kösel. *M* 6.—; geb. *M* 7.50 — Es war keine leichte Aufgabe, das Leben eines so eigenartigen, modernen Anschauungen in allem widersprechenden armen Pilgers zu schreiben. Dem Verfasser ist es gelungen, sie meisterhaft zu lösen. Nur seine wiederholten drastischen Berichte über Bestrafung wilder Knaben hätten wohl wegbleiben können. Der Leser wird nicht durch aufdringliche Belehrungen, sondern durch geschickte und fesselnde Erzählung der Tatsachen in das Verständnis der „unerreichten Weltverachtung und unvergleichlichen Himmelssehnsucht" im Lebensgange dieses neueren Heiligen eingeführt, den Gott selbst in unsere Zeit setzte, um zu zeigen, welche Schätze in der von Jesus Christus gepredigten Liebe zur Armut liegen.

Lebensbild des ehrwürdigen P. Claudius de la Colombière S. J. nebst seinem geistlichen Tagebuche. Von Franz Hattler S. J. 12° (XII u. 246) Mit dem Bildnis des Ehrwürdigen. Freiburg 1903, Herder. *M* 1.60; geb. *M* 2.40 — Dies Lebensbild ist der oben besprochenen Autobiographie der hl. Theresia darum einigermaßen ähnlich, weil in dasselbe alle jene wertvollen Aufzeichnungen aufgenommen wurden, worin der ehrwürdige P. Claudius die während seiner geistlichen Übungen von Gott empfangenen Gnaden darlegt, die Fehler und Tugenden seines Innersten, seine Erleuchtungen und Vorsätze, gleichsam „die Geschichte seines Herzens“ schildert. Da Gott dies Herz nach dem Herzen Jesu gebildet hat, der Verfasser dieser Lebensbeschreibung aber einer der eifrigsten Förderer der Andacht zum heiligsten Herzen ist, liegt auf der Hand, daß das kleine Buch als Herold der Liebe des Herrn zur Hingabe an sie mächtig anregt.

Leben und Tugenden des Dieners Gottes P. Petrus Julianus Eymard, Stifters der Kongregation vom allerheiligsten Sakramente. Veröffentlicht vom Postulator des Seligsprechungsprozesses. Deutsche Übersetzung und Bearbeitung von den Vätern vom allerheiligsten Sakrament in Bozen. 8° (400) Buchs (Kanton St Gallen) 1903, Verlag des „Emmanuel“. *M* 2.— P. Eymard, geb. 1811, Priester der Diözese Grenoble 1834, trat 1839 in die Kongregation der Maristen, in welcher er eine Reihe wichtiger Ämter bekleidete, bis er 1856 ausschied, um eine eigene, ganz der Verherrlichung des heiligsten Altarsakramentes geweihte Genossenschaft ins Leben zu rufen. Es sollte dadurch „ein immerwährendes Fronleichnamsfest“ eingeführt werden und die Mitglieder ebensowohl dem Dienst der Anbetung wie dem apostolischen Wirken für die Erkenntnis und Verehrung der heiligen Eucharistie sich widmen. Er wurde 1858 auch der Gründer der Genossenschaft der „Dienerinnen des heiligsten Sakramentes“, und zum „Eucharistischen Verein der Priester der Anbetung“, dem heute viele fromme Seelsorger angehören, sind Gedanke und Anregung von ihm ausgegangen. Von den Söhnen seiner Genossenschaft werden gegenwärtig mehrere eucharistische Zeitschriften in verschiedenen Sprachen geleitet. Ohne Zweifel war P. Eymard ein außerordentlicher Mann; seine Seligsprechung ist in Vorbereitung. In der Lebensbeschreibung, die mit pietätvoller Liebe und Sorgfalt abgefaßt ist, findet sich vieles wahrhaft Auferbauliche.

Leben des im Rufe der Heiligkeit gestorbenen P. Heinrich Thyssen, aus dem Orden des hl. Franziskus. Nach dem Flämischen herausgegeben von P. D. Korbinian M. Wirz O. S. B., Mönch der Abtei Merkelbeek. 8° (74) Dülmen 1902, Laumann. Ein deutscher Mann des 19. Jahrhunderts, dem die Ehre der Altäre in nicht ferner Aussicht steht, darf in seinem Vaterland nicht unbekannt bleiben, und deshalb ist diese kurze deutsche Bearbeitung der flämischen Lebensbeschreibung wohlangebracht. P. Thyssen war 1755 zu Gangelt (Rheinprovinz) geboren, studierte an der Lateinschule zu Sittard, und trat 1775 zu Erkelenz in das Franziskanerkloster. Zum Priester geweiht 1780, wirkte er anfangs zu Herenthals, seit 1782 aber in Antwerpen, wo er die schwere Zeit der Kirchenbedrückung unter Joseph II. und der Invasion der Revolutionsarmeen mit durchlebte. Nach seeleneifrigem Wirken starb er hochbetagt am 31. März 1844. Von 1893—1898 wurden an der erzbischöflichen Kurie von Mecheln die vorbereitenden Verhandlungen zu seiner Seligsprechung geführt, deren Akten Kardinal Goosens von Mecheln in Rom persönlich überreichte.

Leben der ehrwürdigen Mutter Theresia von Jesu, geb. Gräfin Xaverie von Maistre, unbeschuhte Karmelitin. Nach der zweiten Auflage des französischen

Originals des Abbé Houssaye und Msgr Charles Gay, Bischof von Poitiers. Frei übersetzt und bearbeitet von Sor. Maria Gabriele von Liszt vom heiligsten Sakrament, unbeschuhte Karmelitin. 12° (312) Münster 1901, Alphonsus-Buchhandlung. Mutter Theresia von Jesu, eine Tochter des berühmten Grafen Joseph de Maistre, wurde 1838 geboren, 1862 im Kloster der Karmeliterinnen zu Poitiers aufgenommen, 1866 zur Subpriorin, 1869 zur Priorin erwählt, endlich 1871 am 6. Oktober von Gott aus diesem sterblichen Leben erlöst. Abbé Houssaye begann mit dem ausgesprochenen Geschick, das die Franzosen für solche Arbeiten haben, ihren höchst erbaulichen Lebenslauf zu schildern, und Monseigneur Gay vollendete nach dessen Tod das Ganze.

Das deutsche Götter- und Heldenbuch. Erneuert von Richard von Kralik. Volksausgabe. 12° III. Die Göttersage. (292) IV. Dietrich und seine Gesellen. (364) V. Rosengarten und Rabenschlacht. (332) VI. Nibelungennot und Dietrichs Ende. (360) München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. Per Band geb. *M* 2.—

Ein Rückblick auf die Ziele und Grundsätze, welche dem Unternehmen das Dasein gaben, in der Vorrede des sechsten Bandes (S. 10—16) und am Schluß desselben die Nachträge, Worterklärungen, Helden-Stammtafeln und Quellenverzeichnisse künden an, daß das schöne Werk jetzt vollendet liegt, dessen erster Beginn 1901 in diesen Blättern (LXI 210 f) so freudig begrüßt wurde. Es ist nicht Mythologie, nicht Philologie, nicht Literaturgeschichte noch Kritik, was hier geboten wird, sondern ein Zyklus von Dichtungen aus dem reichen Schatze altgermanischer Volkspoesie, mit dem Auge des Dichters erfaßt und mit sprachgewandtem Griffel in verjüngten Formen neu zum Epenkranze geschlungen. Von dem geistvollen Verfasser mag man abweichen in seiner Neigung, allüberall Symbol und Allegorie zu erkennen, man mag auch eine literarhistorische Einführung und Orientierung in Bezug auf die verschiedenen Sagenstoffe oder noch erhaltenen Dichtungen ungern vermissen. Für die Realien des alten Sagenkreises, das Mystische, Historische, Geographische usw., würde man sich die erläuternden Anmerkungen reichlicher gewünscht haben und in der Vertröstung auf ein vielleicht noch erscheinendes späteres Werk (VI u. 16) üblen Ersatz dafür finden. Aber unbeeinflußt von solchen Nebenrücksichten bleibt die Freude über die vollendete Dichtung, in welcher das Kraftvollste und Echteste aus dem alten deutschen Sagenschatz mit „dichterischer Philologie" kunstreich ineinander verflochten wurde. An der mit Absicht ungeglättet belassenen Form ließe sich leicht vieles bemängeln, und gelegentlicher größerer Wechsel in Strophenbau und Versmaß würde dem Eindruck des Ganzen sehr zu statten gekommen sein. Aber auch jetzt sind Reichtum der Handlung und Wechsel der Gestalten wirkungsvoll genug, um auch nach Hunderten von Seiten die Aufmerksamkeit noch zu fesseln. Es ist eine gesunde und kräftige Nahrung, die dem heutigen Lesepublikum mit seinem überreizten und verderbten Geschmacke dargeboten wird; sie führt Stahlgehalt in sich, aber auch etwas Verjüngendes und Erfrischendes.

Lukians Dialoge über die Götterwelt. Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde von der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg in der Schweiz. Vorgelegt von P. Beda Hophan O. S. B. 8° (VIII u. 60) Solothurn 1904, „Union".

Die interessant geschriebene Abhandlung will die wahre Bedeutung und Tendenz der Götterdialoge Lukians in ein helleres Licht stellen. Zunächst bietet der

Verfasser eine knappe Darstellung der religiösen Zustände des 2. Jahrhunderts n. Chr., in dem Lukian lebte, und untersucht dann die einschlägigen sieben Dialoge nach Inhalt, Form, Charakter der satirischen Darstellung und deren Mitteln. So gelangt er zu dem Ergebnis, daß die Götterdialoge nicht in dem hohen Grade bei der Zersetzung des Heidentums mitwirkten, wie man früher anzunehmen pflegte. Anderseits ist der literarische Wert derselben nicht auf ein rein formales Verdienst zu beschränken, was von vielen Neueren geschieht. Wenn Lukian auch nicht als eine Kampfnatur betrachtet werden kann, die bewußt in die weitesten Kreise wirkt und absichtlich einer alternden Götterwelt den Todesstoß versetzen will, so schrieb er doch keineswegs zur bloßen Erheiterung der Zeitgenossen. Sein scharf beobachtender Blick ließ ihn die Fehler und Schwächen der Mitwelt überall schnell erkennen und die angeborne Spottsucht trieb ihn, mit den Waffen seines sprudelnden Witzes rückhaltlos zu bekämpfen, was ihm geheuchelt, töricht und verkehrt erschien. So sind seine Satiren überhaupt und die Götterdialoge insbesondere das Produkt eines inneren Dranges, dem eine gewisse Dosis sittlichen Ernstes beigemischt ist. Schade nur, daß die pessimistische Grundstimmung einen düstern Schatten in die humorvollen, oft burlesken und leider auch obszönen Karikaturen des geistreichen Mannes wirft. Einen Typus wie Lukian hervorzubringen, ist überhaupt gewissen Zeitaltern eigentümlich; dieser Umstand macht die Schrift von P. Beda Hophan um so lesenswerter.

Mutter! Ihr Lob, ihre Freude, ihr Leid. Aus der Weltliteratur gesammelt und herausgegeben von Dr Heinrich Clementz. Mit 5 Kunstdruckbildern. gr. 8° (444) Köln 1904, Bachem. Eleg. geb. *M.* 6.—

Ein vornehm ausgestattetes Buch, das als schönes Geschenkwerk und beliebtes Stück der Bibliothek besserer Familien seinen Weg machen wird. Der Sammler hat wirklich aus dem reichen Schatze der Literatur aller Völker, aus den Sprichwörtern, Sagen, Liedern und Dichtungen der alten und neuen Zeit viel Schönes zusammengetragen über das Mutterherz, „diesen Inbegriff von Liebe, Treue und Opferwilligkeit“. Nur wenig Minderwertiges, nichts, was wir beanstanden müssen, ist uns bei der Durchsicht aufgefallen, mit Ausnahme vielleicht des mißverständlichen Spruches S. 80 („Der erste Mutterkuß ist die echte Taufe jedes Menschenkindes“). Auch das Gedicht S. 106 wollte uns, trotz seiner patriotischen Färbung, nicht gefallen. Was wir für eine neue Auflage wünschten, wäre eine ausgiebigere Beachtung des Ideals aller Mütter, der Mutter Christi, die wie keine andere Mutter Mutterwürde, Mutterfreude und Mutterleid in ihrer höchsten Erhabenheit darstellt, und der die katholischen Dichter ihre schönsten Lieder geweiht haben wie die christliche Kunst ihre herrlichsten Bilder. Es sind zwar einige dieser Dichtungen aufgenommen worden, aber nach unserer Meinung viel zu wenig; statt dessen könnte manches andere etwas Sentimentale gestrichen werden. — Die Kunstbeilagen sind vortrefflich ausgeführt.

Der Mutter Vermächtnis. Eine Novelle von Johannes Mayrhofer S. J. 8° (176) Heiligenstadt, Cordier.

Eine schlichte Erzählung, die für Jugend- und Volksbibliotheken warme Empfehlung verdient, namentlich für Marianische Kongregationen; leidenschaftliche Novellen- und Romanleser werden an der einfachen Gabe weniger Geschmack finden. Die sterbende Mutter empfiehlt ihrem Knaben kindliche Andacht zur seligsten Jung-

frau; das bewahrt ihn gegen die Versuchungen seitens eines glaubenslosen Vormunds und einiger leichtfertigen Gesellen. Schon beim ersten Wetterleuchten der Seelengefahr, bevor er einen wirklichen Sturm zu bestehen hat, entreißt ein plötzlicher Tod den unschuldigen Knaben der Gefahr. Dadurch hat sich der Verfasser die Aufgabe etwas leicht gemacht. Man hätte es gerne gesehen, wenn sich die fromme Pensionatserziehung am Jüngling, am heranreifenden Mann im Kampfe mit einer ernsteren Leidenschaft bewährt haben würde. Auf die Erfindung ist etwas gar zu wenig Gewicht gelegt; mehr Talent bewahrt der Erzähler in der Charakterschilderung. Einige Figuren sind recht gut gezeichnet, am besten der burschikose Eugen. Manche gar zu breit ausgeführte Schilderungen von Beiwerk hemmen den Fluß der Erzählung über Gebühr. Doch werden viele Leser gerade an diesen Beigaben, namentlich an der eingehenden Beschreibung des Jesuitenkollegs bei Kopenhagen und dem dortigen Pensionatsleben, besonders Gefallen finden. Dieselbe wird mit den beigegebenen hübschen Abbildungen gewiß dazu beitragen, diese verdiente Anstalt des Nordens in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Zur Sonnenwendzeit. Neue Märchen von Angelika Harten. Mit 8 Kunstdruckbildern, vielen Textbildern und Einbandzeichnung von Professor J. Kiener. 8° (194) Köln 1904, Bachem. Originalprachtband *M* 4.—

Angelika Harten, die sich durch ihr schönes Buch „Am Wichtelbrunn“ als hochbegabte Märchenerzählerin einen guten Namen erworben hat, bietet hier zehn neue, mindestens ebenso duftige Märchen. Die Erfindung ist meist sehr glücklich, der schlichte Ton vortrefflich gelungen, das Kolorit frisch und jedes einzelne Bild poetisch verklärt, wozu die hübschen, eingestreuten Verschen und Lieder nicht wenig beitragen. Es ist schwer zu sagen, welches dieser Märchen das schönste ist; ganz besonders gefallen wird wohl „Freund Helferich“, „Das Märchen vom Rapünzelchen“ und „Das Märchen vom traurigen Königssohn“, aber auch alle übrigen verdienen Lob und werden jung und alt erfreuen. Die künstlerische Ausstattung macht überdies dies neue Werk der beliebten Märchenerzählerin zu einem hübschen Geschenkbuche.

Konrads von Würzburg **Goldene Schmiede.** Ein Lobgesang auf die allerseligste Jungfrau. In die neuhochdeutsche Sprache übertragen und mit einer Einleitung versehen von Bernard Arens S. J. 8° (98) Köln 1904, Bachem. Geb. *M* 3.—

Die „Goldene Schmiede“ Konrads von Würzburg, ist eines der hervorragendsten Erzeugnisse der ersten Blütezeit unserer deutschen Literatur. Die guten Seiten des Mittelalters: der felsenfeste und dabei kindliche Glaube, der Sinn für das übernatürlich Schöne und die Begeisterung für die allerseligste Jungfrau insbesondere, kommen in dieser Dichtung zu ihrer vollen und anziehenden Geltung. Als ein Künstler, der mit Liebe an seinem Werke arbeitet, der mit zarter Aufmerksamkeit und Sorgfalt dessen Fortgang stets im Auge behält, reiht hier Konrad in seiner „Goldenen Schmiede“ Ring an Ring und Glied an Glied, bis sein Werk in Form eines wunderbaren Prachtgeschmeides vor ihm liegt und er am Schlusse dankend ausrufen kann: Nun sprechet Amen alle! Freilich diese Fülle von Bildern und Gleichnissen, mit denen er Marias Vorzüge immer von neuem preist, müßte bei einem weniger begabten Dichter mehr zum Mißlingen als zum Erfolge beitragen. Aber Konrad versteht es, durch die Anmut seiner Sprache, durch die Schön-

heit der Darstellung und vor allem durch die Innigkeit und Überzeugung, die aus jedem Verse spricht, den Leser immer von neuem zu fesseln und zu begeistern. Es war deshalb eine glückliche Idee, gerade in diesem Jahre einem weiteren Publikum diesen klassischen Lobgesang auf Maria, die unbefleckt empfangene Jungfrau, durch eine geschmackvolle Übertragung zugänglich zu machen. Arens hat es verstanden, unbeschadet des kindlich-frommen Tones, der aus dem Originale uns so wohltuend entgegenklingt, in fließender, neuhochdeutscher Sprache die schmucke Dichtung wiederzugeben, während die Einleitung und die sechs Kunstbeilagen nicht wenig zu einem umfassenderen ästhetischen Verständnis, zu einer volleren Würdigung dieses Kunstwerkes beitragen.

Miszellen.

„Tugendstatistik“. Unter den vielen Preisen für dies und das, welche in Paris alle Jahre verteilt werden, ist ein ganz absonderlicher: er gilt nämlich nicht den Entdeckungen des Gelehrten oder den Erfindungen der Technik, nicht dem Genie des Dichters oder den Schöpfungen des Schriftstellers, sondern — der Tugend. Baron v. Montyon (gest. 1820), ein sehr reicher und wohltätiger Beamter des alten Frankreich, hat kurz vor der Revolution diesen Tugendpreis gestiftet und nach der Restauration ihn wieder erneuert. Es ist der „Preis Montyon“. Jährlich werden die Zinsen durch die französische Akademie ausgeteilt, wobei einer der „vierzig Unsterblichen“ die Verdienste des Gekrönten in wohlgesetzter Rede hervorzuheben hat.

Niemand wird wohl leugnen, daß ein Tugendpreis auf den ersten Blick etwas Barockes hat. Mochte man im alten Griechenland braven Männern und Frauen bei lebendigem Leib Lobreden halten, aber in christlicher Zeit? Da hat man sich gewöhnt, das Lob auf jene Tage zu verschieben, in denen die Tugend der Gefahr des Schiffbruches endgültig enthoben ist. Und was ließe sich nicht noch alles gegen den Preis Montyon sagen! Man bedenke: ein Geldgeschenk als Tugendlohn! Ein paar hundert Franken für jahrelange Opfer! Und die Unmöglichkeit für menschliche Richter, die wirklich größere Tugend von der geräuschvolleren zu unterscheiden. Und noch vieles andere könnte man gegen den Preis Montyon ins Feld führen. Das Publikum pflegt denn auch von den Reden über den Tugendpreis mit vielsagendem Lächeln zu sprechen. Vor uns liegen zwei dieser Reden, die eine aus dem Jahre 1901, gehalten von dem bekannten Abgeordneten Alfred de Mun, die andere vom letzten Jahr aus der Feder des Historikers Thureau-Dangin. (Vgl. Les questions actuelles LXI, Paris 1901, 162 f 194 f; LXXI (1904) 290 f.) Beide, der Abgeordnete wie

der Historiker, nehmen ihre Einleitung her von dem spöttischen Lächeln, dem sie sich gegenüber fühlen.

Doch bei näherem Zusehen möchte sich das Lächeln doch als nicht so ganz gerechtfertigt erweisen. Die Tugendpreise sind nach dem Willen des Stifters für Leute in ärmlichen Verhältnissen bestimmt und also Almosen wie alle andern und geradeso berechtigt wie die andern. Und wenn es allerdings wahr ist, daß die wahre Tugend öffentliche Anpreisung nicht liebt, so hat die Sache doch auch eine andere Seite. Jedes Verbrechen, jede gemeine Schändlichkeit wird heutzutage durch gewisse Zeitungen sofort bis in die letzten Winkel des Landes verbreitet. Roman- und Theaterschreiber machen sich ein Geschäft daraus, unter dem Vorwand psychologischer Zergliederung das Niedrige, Gemeine, Ekelhafte recht bis ins einzelne auszumalen und bis in die kleinsten Züge der Einbildungskraft einzuprägen. Dem niederdrückenden, entsittlichenden Eindruck solcher Schreiberei gegenüber ist es ein Trost und eine Erhebung, auch über Tatsachen anderer Art unterrichtet zu werden. Man atmet nach der Lektüre all der „Vermischten Nachrichten" und Sensationsprozesse förmlich wieder auf, wenn man in glaubwürdiger Weise erfährt, daß doch auch noch Pflichttreue und Seelenadel auf der Erde zu finden sind und oft am allermeisten in den Kreisen, um welche die Weltgeschichte und der Zeitungsreporter sich nicht kümmern. So macht uns Thureau-Dangin mit einer Pariser Arbeiterin bekannt, die von ihren Erzieherinnen, den Barmherzigen Schwestern, vom Pfarrer und vom Maire für eine Unterstützung empfohlen wurde. Adele Choiseau lebt in trostlosen Familienverhältnissen. Die Mutter kränkelte beständig, der Vater „vergaß nur zu oft seine Pflichten", war also auf ehrliches Deutsch gesagt, ein Lump. Seit 20 Jahren nun ist die Tochter die einzige Stütze der Familie. Im Jahre 1883 mußte die Mutter für drei Monate das Spital aufsuchen. Wer sollte nun die Haushaltung besorgen und Mutterstelle an den drei jüngeren Brüdern vertreten, wenn nicht die damals erst elfjährige Tochter? Diese Aufgabe war freilich nicht leicht. Oft kam der Vater erst um 2 Uhr nach Hause, bis dahin konnte das Kind nicht zu Bette gehen. Ohne Feuer und bei karger Kost saß es einsam in der Nacht auf seinem Stühlchen und machte die Aufgaben für die Schule. Mit 12 Jahren verdiente Adele bereits selbst ihr tägliches Brot. Sie arbeitete mit Feuereifer; kaum hatte sie mühsam ganze 20 Franken sich erspart, als der Vater krank wurde, und die Ersparnisse wieder zerrannen. Als ihr 18. Jahr gekommen war und die Altersgenossen ihre Jugend genießen wollten, ließ das Leben unsere Arbeiterin erst recht seine Dornen fühlen. Der Vater hatte bei Nacht und Nebel die Familie verlassen. Die Mutter war so krank geworden, daß sie zuletzt völlig gelähmt ist, einer der Söhne wird vom Knochenfraß befallen, der andere kann aus andern Gründen sich nicht selbst erhalten. Auf der Achtzehnjährigen lastet wieder die ganze Sorge für alle, und Adele ist der Last gewachsen. Sie läßt es nicht zu, daß der Bruder im Spital ein Unterkommen sucht, sie will selbst ihn und die Mutter verpflegen und dabei noch den Unterhalt für alle gewinnen. So heißt es also arbeiten bis 12 oder 1 Uhr, den kurzen Schlaf noch unterbrechen, wenn die Kranken ihrer bedürfen. Einmal verläßt sie das Haus: sie hat gehört, daß

der Vater schwer krank sei, eilt zu ihm, trifft ihn nicht mehr lebend an, und da er nichts hinterläßt als Schulden, so nimmt die Tochter Geld auf, um die Gläubiger zufrieden zu stellen.

Ein anderes Bild. Cyprian Largillière ist ein Bergmann in den Ardennen, ein schon älterer Mann von grauenerregendem Anblick. Die Augenhöhlen sind leer, denn infolge einer Minenexplosion im Jahre 1875 mußte man beide Augäpfel herausnehmen. Trotzdem hat der tatkräftige Mann es nicht über sich gebracht, der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last zu fallen. Seit 25 Jahren macht er jeden Tag einen Weg von 6 Kilometern, steigt die Leitern und Treppen hinab in den Schacht und besorgt da unten eine Pumpe. Nach dem Urteil seiner Vorgesetzten macht er seine Sache so gut, wie ein Sehender, und so ist es ihm gelungen, die Kosten der Haushaltung zu bestreiten, seine drei Kinder zu erziehen und zu versorgen, ohne je die öffentlichen Kassen in Anspruch zu nehmen.

Versetzen wir uns jetzt aus den Ardennen nach dem äußersten Westen Frankreichs, nach der Bretagne. Graf de Mun zeigt uns dort bei Quiberon ein ärmliches Haus, bücken wir uns, um durch die niedere Tür ins Innere zu treten. Was wir da sehen, ist freilich nicht viel. Auf ärmlichem Lager ein alter gelähmter Mann. Auf der Bank am Herd, die Füße zu der warmen Asche gekehrt, eine ebenso alte Frau; die aufgelösten grauen Haare hangen ihr wirr um das Gesicht herum, die stieren Augen sind in die Ferne gerichtet, als schaute sie Geister; so summt sie mit halblauter Stimme Unverständliches vor sich hin. In einer Ecke zwei Kinder, und unter den vier hilflosen Wesen nur eine noch kräftige Frauengestalt. Das ist Veronika Mader. Ihr Leben ist leicht zu erzählen, aber es war schwer zu durchleben. 50 Jahre sind jetzt über sie hingegangen; als sie deren 13 zählte, wurde die Mutter wahnsinnig und bald darauf der Vater arbeitsunfähig. Damals wuchs noch eine jüngere Schwester an Veronikas Seite heran. Als das Kind 18 Jahre zählte, besuchte öfter ein schmucker Seemann die Familie. Mit seiner Uniform hatte er bald das Herz der jüngeren Schwester gewonnen, aber die Ehe nahm einen unglücklichen Ausgang. Wie es kam, weiß man nicht, kurzum der Gatte endete als Selbstmörder, und an seiner Leiche verliert die unglückliche Gattin den Verstand. Was kann jetzt Veronika anderes tun, als sich aufmachen, die arme Wahnsinnige samt ihren zwei Kindern ins Vaterhaus zurückführen und alle Kräfte einsetzen, um die fünf Wesen vor dem Verhungern zu schützen? Und wenn die harte Arbeit bei Tag und Nacht und der Verzicht auf die Interessen des eigenen Herzens noch alles gewesen wäre! Aber eines Tages tritt sie ins Zimmer und findet die wahnsinnige Schwester nicht. Voll banger Ahnung macht sie sich auf, nach ihr zu suchen. Die Tür der kleinen Scheuer ist angelehnt; sie tritt hinein: da hat sich die Wahnsinnige an einem Balken erhängt! Sie meinte im Irrsinn, der tote Gatte rufe sie.

So könnten wir noch manche Züge zusammenstellen. Da ist z. B. auf dem Lande eine arme Näherin, die täglich 16—18 Stunden arbeitet, um sage und schreibe 75 Cts zu erwerben. Sie ist verwachsen und schwächlich, so daß sie ohne Unterstützung kaum einen Schritt tun kann. Und trotzdem arbeitet sie rastlos schon seit den Tagen der Jugend, für Vater und Mutter und 10 Ge-

schwister muß eben das tägliche Brot beigeschafft werden. Ein andermal erfahren wir von einer Magd, die bei ihrer Herrin aushält, obschon diese ihr Vermögen verloren hat. Von morgens 6 bis um 12 Uhr in der Nacht ist sie an der Arbeit, und wenn man ihr zuredet, sich zu schonen, so lautet die Antwort: „Unmöglich, wenn ich aufhörte zu arbeiten, was würde aus Mademoiselle werden.“ Wieder anderswo hat ein Eisenbahnbeamter mit 3000 Fr. Gehalt ein Auskunftsbureau gestiftet; in seinen Freistunden ist er dort aufzufinden, und die Armen können von ihm erfahren, wohin sie in ihren Krankheiten oder sonstigen Verlegenheiten um Hilfe sich wenden können. Ähnlicher Züge von Aufopferung und Selbstlosigkeit erfahren wir in den Berichten über den Preis Montyon noch eine große Anzahl, nicht zu reden von den zahlreichen Fällen, in denen mit Gefahr des eigenen Lebens ein Leben gerettet wurde.

Doch in der Überschrift zu unsern Bemerkungen versprachen wir „statistische“ Angaben über die „Tugend“, und in der Tat waren es einige statistische Bemerkungen am Schluß der Rede von Thureau-Dangin, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Im Jahre 1902 wurden 97 Franzosen mit dem Tugendpreis gekrönt; welchen Klassen gehörten diese an, und aus welchen Beweggründen handelten sie? Hören wir die Antwort des berühmten Akademikers. Der Redner bemerkt zunächst, daß über eine erste interessante Frage sein Material keine Auskunft geben könne. Wir erfahren nicht, ob unter den Reichen oder den Armen mehr Großmut und Aufopferung herrscht, denn die Tugendpreise sind für die Reichen nicht bestimmt.

„Ein erster Punkt dagegen, über welchen unsere Akten uns belehren, betrifft das Maß, in welchem unter den Armen die Tugend sich zwischen Stadt und Land verteilt. Gewisse idyllische Vorstellungen vom Landleben möchten vielleicht zum Glauben an eine große Überlegenheit des flachen Landes verleiten. Es scheint aber in Wahrheit doch anders zu sein. Von 97 Gekrönten gehören 55 durch Geburt und Leben dem Lande an, 41 haben in mittleren und größeren Städten gelebt. Allerdings sind 19 von diesen 41 auf dem Land geboren und erzogen; aber in der Stadt haben sie ihre Tugend geübt. Das Verhältnis liegt also für die Städte günstiger, als man erwartet hätte.

„Was die Verteilung zwischen Männern und Frauen angeht, so sind unsere Ziffern viel bestimmter und die Ungleichheit mit Händen zu greifen. Unter unsern Gekrönten zählen wir 81 Frauen und nur 10 Männer und 6 Haushaltungen. Dabei haben wir noch das Bewußtsein, weniger schwierig für die Männer als für die Frauen gewesen zu sein. Die Überlegenheit der weiblichen Tugend ist also überwältigend....

„Noch in einem andern Punkt sind die Zahlen nicht weniger bezeichnend. Er betrifft den Vergleich zwischen der Zahl der verheirateten oder verwitweten Gekrönten und der Zahl der unverheirateten Preisträger. Wir finden nur 22 Verheiratete oder Witwer auf 75 Unverheiratete. Aus diesen Zahlen läßt sich eine Art von Gesetz ableiten, nach welchem der Verzicht auf Ehe meist Vorbedingung oder Folge des Opferlebens im Dienste des Nächsten ist. Die Sache macht sich ganz natürlich durch die Gewalt der Umstände, ohne von außen auf-

gelegtes Gesetz, oft sogar, ohne daß bei diesen Cölibatären ein überlegter oder vorausbedachter Entschluß vorliegt. Wenn die Ehelosigkeit bei einigen das Ergebnis des Egoismus ist, der lästige Pflichten scheut und nur für sich leben will, so verkörpert sie bei andern den höchsten Grad von Aufopferung. Vielleicht dürfte hier Stoff zum Nachdenken für diejenigen liegen, welche heutzutage in den Gelübden der Keuschheit einen legalen Grund für Unfähigkeit und Unwürdigkeit sehen.

„So bliebe uns also nur noch eine letzte, nicht weniger interessante Statistik aufzustellen, die der moralischen Motive, welche unsere Preisträger bei ihrer Handlungsweise leiteten. Vor drei Jahren hat einer meiner ausgezeichneten Mitakademiker, ein unabhängiger Geist, bei dem niemand Voreingenommenheit bei seiner Untersuchung voraussetzen wird, nämlich Jules Lemaître, sich dieselbe Frage gestellt. Seine Antwort lautete: ‚Es trifft sich wie durch Zufall, daß ein beträchtlicher Teil unserer Schutzbefohlenen dem Glauben eines religiösen Bekenntnisses anhängt.... Es ist sicher, daß sie bei ihrem Wohltun auf den Himmel hoffen.‘ Ich komme meinerseits zu demselben Ergebnis. Nicht so, als ob ich in jedem Falle mit gleicher Zuverlässigkeit den Beweggrund der Handlungen herausgefunden hätte. Aber so oft ich ihn feststellen konnte, und ich konnte es in der Mehrzahl der Fälle, habe ich einen religiösen Beweggrund, nie einen entgegengesetzten bemerkt. Trotzdem wird man nicht sagen, die Akademie habe mit Vorliebe im Schatten der Kirchen nach den Tugenden, die sie krönen will, gesucht. Ihr Aufruf richtet sich ohne Unterschied an jedermann, und wer es weiß, daß die Mehrzahl der uns vorgeschlagenen Kandidaturen uns durch die Vermittlung und mit der Begutachtung der Präfekten zukommen, wird überzeugt sein, daß hier keine klerikalen Umtriebe im Spiele sind. Ich hoffe mit dieser Bemerkung den Präfekten kein Unrecht zu tun; übrigens habe ich keinen genannt.“

Der Redner schließt, indem er aus der zuletzt angeführten Tatsache die Folgerungen für das jetzige Frankreich zieht, da man offen, ich sollte sagen offiziell, daran arbeitet, alle Religion im Volke zu zerstören.

Deuten wir auch auf eine andere bemerkenswerte Tatsache nur flüchtig hin. „Die Akademie“, sagt Thureau-Dangin, „verteilt ihre Preise selten unter Ordensleute“; trotzdem hat sie gerade in den letzten Jahren mehrmals Barmherzige Schwestern ausgezeichnet, so im Jahre 1903 eine der Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis zu Castres, die seit 1859, seit 43 Jahren, an der Gabunküste in Afrika dem Dienst der verlassensten Negerfrauen sich widmet. Herr de Brazza, verschiedene Kolonialbeamte, Ärzte, haben sie um so lieber der Aufmerksamkeit der Akademie empfohlen, als jene Schwester im Jahre 1885 der erkrankten Mannschaft eines französischen Kriegsschiffes sich angenommen hatte, so daß der Marineminister sich eigens bei ihr bedanken ließ. Die Akademie wandte ihr einen Preis von 3000 Fr. zu, der jedenfalls der afrikanischen Mission unter den jetzigen Umständen sehr willkommen ist. Daß jener Schritt der Akademie etwas von einer Demonstration an sich hat, leuchtet ein. Thureau-Dangin spricht das übrigens auch klar genug aus.